John Carter Brown
Library
Brown University

Der
aus dem Reiche der Wissenschafften
wohlversuchte

Referendarius,

oder

auserlesene Sammlungen
von allerhand
vermischten Schrifften und Versuchen
aus
der Naturlehre, Arzeneiwissenschafft, natürlichen Theologie und Rechtsgelehrsamkeit, Politic, Haushaltungskunst, und überhaupt was in andern in fremden Sprachen herausgekommenen Wochenschrifften und neuen Büchern von wirthschafftlichen, Policei- und Finanz-Sachen, Vorschläge, Begebenheiten, und wichtigen Stüken aus der Historie und Critik, zumal aus denen schönen Wissenschafften, Gutes und Nüzliches vorgekommen.

welches
in einer beliebten Kürze
samt denen Gelehrten Sachen
des hiesigen Intelligenzwesens,
mit
Einrukung einiger seithero eingeschikten curiosen Anmerkungen,
sorgfältigst zusammen getragen
und verlegt worden
von Joh. Andreas Erdmann Maschenbauer.

I. Theil.
(Mit zerschiedenen Kupferstichen.)

Augsburg, gedrukt mit des Verfassers Schrifften.
1750.

Ne sis sapiens apud te ipsum, time Dominum, & recede à malo. Prov. 3.

Joseph Gabriel von Buset zum Faistenberg, &c. der Röm. Kaiserl. und Königl. Mayest. in Justitialibus Repræsentation- und Cammer, auch Land-Rath in Crain einer Löbl. Laa. daselbst Ober-Weeg Director.

Vorrede.

* * *
** ** **

Die so begierige Aufnahme meiner seit 5. Jahren Wochentlich zum gemeinen Kuzen heraus-gegebenen Obrigkeitlich-verwilligten Intelligenzzetteln, und der so geneigte Beifall der in den vorigen 2. Jahren mitangefügten gelehrten Sachen, hat mich zu dem Entschlus gebracht, dasjenige, was in diesen Intelligenzzetteln oder sonst benamsten wochentlichen Anzeigsblättern öffters von den schönen Wissenschafften nur Stukweise vorgetragen worden, in einem Zusamenhang mit einigen dazugehörigen Anmerkungen druken zu lassen, wodurch ich sowohl dererjenigen ihrem Verlangen, die mich so offt darum

angegangen, als meinem damaligen in der Vorrede des 1748sten Jahrgangs derer wochentlichen Nachrichten des Augspurgischē Intelligenzwesens gemachte Versprechen, [die dariñ angeführte Gelehrte Abhandlungen und Neuigkeiten nach der Ordnung, alle Jahr in einem Band heraus zugeben] disfalls ein Genüge zu leisten, gesichert bin. Ich habe es aber bei diesem nicht allein bewenden lassen: sondern 2. Drittel mehr, als die gelehrte Sachen der Intelligenzzettel ausmachen, jenem noch Auszugsweise beigefüget, und also nur die dem Publico nüzliche Stellen von Wissenschafften aus berühmten Schriff en gesamlet, wie solches der Titel schon an sich selbst ausweiset; u. die Quellen, woraus ich geschöpffet, hernach auch angezeigt werden sollen. Viele werden hier einwenden, daß dieses eine überflüsige Arbeit seye; Und ich werde ihnen auch Recht lassen, wann ich einige Stüke aus des berühmten Herrn Canzlers Ludewigs gemachten Vorrede der Hallischen gelehrten Anzeige 1sten Theil hier anführe, dadurch aber jedoch meine Absichten dieser Augsburgischen Samlungen zugleich gerechtfertiget werden. Er schreibet also:

Daß

„ Das viele Bücherschreiben ist ja eine allgemeine Weltplage und Klage
„ in dem schriftgelehrten Europa; daß in den drei andern Welttheilen fin-
„ det sich dieses Uebel deswegen nicht: Theils weil die Menschen in denjel-
„ ben sich, im Schweis ihres Angesichts, mit Arbeit ihrer Hände, nähren;
„ theils weil viele von der Viehzucht leben und mehr viehische Gedanken he-
„ gen, als an Schärfung ihrer Vernunft gedenken; theils auch weil klu-
„ ge Völker dem gemeinen Wesen sehr schädlich halten, den gelehrten Müs-
„ gang unter dem Volk, einreisen zu lassen, als wodurch die Leibesarbeit,
„ und, was zu des Menschen Nothdurft gehöret, unterbleibet; die Vernunft-
„ schlüsse hingegen niemand sätt machen. In Ansehung dessen, solches die
„ nüzlichste Policei wäre; den gelehrten Zeitvertreib nur wenigen zu zulassen;
„ dem Hauffen des Volks aber die Hände mit Arbeit zu füllen, die zur Nah-
„ rung dienete. Nur in den Europäischen Reichen wimelt, im Gegentheil,
„ alles von Gelehrten; welche sich aus der Gelehrsamkeit ein Nahrungsge-
„ schäfte machen, und von dem ungelehrten Volk unterhalten seyn wollen.
„ Wie aber die Jüdische Policei gar sittlich und vernünftig eingerichtet: also
„ rechne ich auch dieses unter die Mosaische Weisheit, daß zwar einem jeden
„ sin- und hirnreichen Kopf darinnen frei gestanden, gelehrt zu werden; ein
„ jeder Gelehrter aber dennoch, neben seiner Gelehrsamkeit, eine Proffession
„ lernen und auch wohl treiben müssen. Damit er weder, bei seiner Wize ver-
„ armen, noch andern beschwerlich fallen und nach Brod gehen dürfte. Nie-
„ mand schämete sich darinnen seiner Handthirung. Vielmehr wird ein Eh-
„ ren Titel aus Rabbi Zimermann; Rabbi Fischer ꝛc. genomen. ⁼ ⁼ ⁼ Doch
„ lasse es seyn; daß die nachherige Christenheit Ursache gehabt, dafür zuhalte:
„ daß der am Altar arbeitete, er auch davon seine Nahrung suchen und haben
„ mögte. Und, da sich die Gesezе gemehret; deswegen die Nothdurft erfordert;
„ die Gesezlehrer und Richter zu besolden. Auch daß dem Arzt so viel Ehre
„ wiederfahren solle, daß er von seiner Kunst leben könte. Wie dann selbsten
„ die Wissenschaften der Philosophie so weitläuftig worden; daß man Ursa-
„ che gefunden, besondere Lehrer darauf zu unterhalten. So wird gleichwol

„ auch der Ueberflus von vielen beklaget: dann wie viele Millionen finden
„ sich im manchen Königreichen, die von der Geistlichkeit leben, und
„ sonst keine Hand anrühren. Und es wird allein von den Königl. Preuß-
„ schen Landen geglaubet; daß darinnen in die zwölf tausend Familien, mit
„ Weibern und Kindern, von den geistlichen Aemtern lebten. Und in
„ Frankreich haben einige die Rechnung machen wollen: daß der zehende
„ Theil Menschen aus Aebten, Licentiaten und Advocaten bestünde.
„ der Aerzte aber an manchen Orten fast mehr, als der Patienten wären.
„ Welche fast alle etwas zu schaffen, es vor schimpflich hielten. = = Wañ
„ aber auch diesem Unrath nicht zu steuren seyn möchte: so finden andre noch
„ dieses schädlicher; daß über dem Bücherschreiben, druken und lesen, vielẽ
„ Millionen Menschen die edle Zeit benoñen würde, dem gemeinen Wesen,
„ mit nüzlicher Handarbeit, zudienen. Wäre aber das Erste nicht; so würden
„ auch die beide Leztere unterbleiben. Diese nun richten so viele Verwirrun-
„ gen, unter den Studirenden, an; daß Metusalems Alter nicht zureichen
„ würde, alle zu lesen, oder den Leser doch Ekel und Zeitverlust überfallen mü-
„ ste, über einerlei Sachen so unzehliche male die Augen zu schwächen und
„ zu verderben.

Bei disem Unheil hat nun der berühmte Canzler Ludewig den Rath ertheilt:
„ nicht ganze Folianten gleich in den Druk zu geben, wann man was neues
„ und nüzliches ausgefunden, oder ganze Bücher zu übersezen; sondern nur
„ das neue oder nüzliche durch Wochenschriften: oder dergleichen Samlungẽ
„ was von einer Erheblichkeit ist, Auszugsweise und übersezter, in einen Band
„ in druk zugeben, wodurch Millionen überflüßige Bücher zurük bleiben wür-
„ den, welche jezo die Europäische Welt belästigen, und die Gelehrsamkeit fast,
„ in einen unendlichen Abgrund, versenken. Die Engelländer und Franzosen
„ machen es so, denn wann einer auf eine besondre gute Gedanken kommt;
„ so lässet er solche in einer Pieçe volante druken, ohne deshalben ein ganzes
„ Buch zu schreiben. Und, zu gleichem Ende, sind gelehrte Gesellschaften an-
„ geordnet, und die so genante Journale aufgekoñen, in welche ein jeder, wañ

er

„ er etwas sonderliches ausgefunden, seine neue Geburt niederleget. Die „ auf Teutschen Universitäten geschriebne und gedrukte Disputationes hätten „ gleiche Beschaffenheit; wann nur nicht viele darunter wären, die mehr Sor„ ge trügen, selbige in zahlreichen Blättern auszuschreiben; als etwas neues „ zu Markte zu bringen. ⁂ Diesen Entzwek zu erreichen, sind zu solchem Ende bei denen Hällischen Anzeigen und einigen andern Intelligenzzettlen denen gelehrten Sachen besondre Stellen eingeräumet worden; daraus nachgehends das Angeneme und Nüzliche wieder herausgezogen wurde, und schon vor 7. Jahren unter dem Titel: Ludewigs Hällische Gelehrte Anzeigen, zusammen gedrukter in 3. Bänden zum Vorschein gekommen.

Und eben dieses ist es; was meine damalige Absichten begünstiget, und was ich mir bei denen Gelehrten Sachen der hiesigen Intelligenzzetteln im vorigen Jahr auch vorgenomen hatte, welche jezo unter dem Titel: der aus dem Reiche der Wissenschaften wohl versuchte Referendarius oder auserlesene Sammlungen, die Presse verlassen; und bei deren Ausfertigung, damit es auch ausserwärts Gunst und Beifall finde, noch allerhand zum Unterricht und Vergnügen nüzliche Beiträge gekomen, auch das was hierzu tauglich war, aus einzlen gelehrten Disputationen und andern Gattungen beliebter Wochenschriften u. andern fremden Sprachen geschriebenen Büchern, entlehnet, jedoch im Zuschneiden manches anderst

ein-

eingekleidet, und also nur das auserlesene dieser Sam-lungen, beigedrukt worden.

Die Beförderung der Wissenschaften kan von einem Gelehrten auf zweierlei Art erhalten werden: wenn er ihre Gränzen mit neuen Erfindungen erweitert, und wenn er ihre schon erfundene Wahrheiten bekanter macht. Durch das leztere kan den Wissenschaften oft eben so viel Vortheil gebracht werden, als durch das erste. Nicht nur, weil sie dadurch dem gemeinen Wesen nüzlich werden; sondern, weil auch selbst die Erweiterung der Wissenschaften glüklicher von statten geht, wenn ihre Anfangsgründe mehrern bekannt sind.

So richtig nun dieses scheint zu seyn, daß, die Wissenschaften in Aufnehmen zu bringen, mit Erfindungen zu vermehren, und dem gemeinen Wesen nüzlich zu machen erfordert wird: so nöthig ist es, daß sie unter vilen bekannt gemacht werden. Dieses findet besonders bei der Naturlehre statt. Ist eine Wissenschaft, die sich auf Erfahrung gründet, so ists diese; und wie kurz ist nicht das Leben eines Menschen, nur so viel Erfahrungen von ihr selbst anzustellen, als einen beträchtlichen Theil von dem Ganzen ausmachen!

Und wie viel ligt nicht an der Ausbreitung der Arzeneiwissenschafft, Haushaltungskunst, als die sich gutentheils auf die Glükseligkeit des Menschen gründet; und was vor Kuzen bringt nicht die Bekandmachung vieler wichtigen Schriften aus der Historie und Kritik, mit politischen und moralischen Anmerkungen, als wodurch Verstand und Wiz befördert wird.

Es haben demnach mehr Menschen, als die eigentliche sogenante Gelehrten, Anspruch auf die andren Theile der Gelehrsamkeit, welche den Willen besern, den Geschmak rein, und das Herz edel machen; es wäre denn, daß die schönsten und wichtigsten Vollkommenheiten des Menschens ihren Werth dadurch verlören, wenn sie gemein gemacht würden. Schwerlich würde man dieses ohne einen stolzen und ungerechten Neid behaupten können. Aus diesem kan nun leichtlich gefolget werden, daß man nicht unnüzlich arbeitet, wenn man das Reich der Wissenschaften zwar nicht mit neuen Ländern, aber mit neuen Einwohnern vermehret. Dieses wird grosentheils durch Uebersezung solcher Schriften erhalten, die theils der Sprache, theils der Seltenheit und Kostbarkeit

wegen, ausserdem vielen würden unbekannt geblieben seyn. Der Übersezer einer wichtigen Abhandlung thut also vieleicht der Gelehrsamkeit einen grösern Dienst, als mancher Originalschriftsteller mit einem höchst entbehrlichem Werke.

Und was kan mehr von einem Buchdruker gefordert werden, als wann er dergleichen nüzliche Schrifften übersezter zusamen fasset, und durch Herausgabe gegenwärtiger Sammlungen, unter gleichen Absichten, als bei dem vor etlichen Jahren edirten curiosen Dollmetscher, dem Publico sucht gefällig zu werden. Ich würde dem Leser allzuverdrüslich fallen, wann ich von der Verfassung dieser aus dem Reiche der Wissenschafften referirten Samlungen noch was Mehres erzehlen wollte, als bereits oben schon geschehen, und der geneigte Leser solches ohnehin in denen hier beigedrukten Inhaltsregistern zur Genüge wird abnehmen köñen.

Mit denen, die an meinen Intelligenzzetteln noch curiosen Dollmetscher keinen Gefallen gehabt, und vielleicht auch an diesen Samlungen ihre Zähne meisterlich zu wezzen wissen werden, habe ich keinen Streit. Ich bin viel zu gesellig, als daß ich einen allgemeinen Beifall verlange. Indessen kan ich nicht läugnen, daß sich einige Dinge auf eine Art eingeschlichen haben, mit deren Beschreibung ich meinen Lesern die Zeit nicht verderben will. Weiters weis ich nichts zu sagen; und also thu ich am Besten, wann ich aufhöre. Nur dieses bitte und wünsche noch: daß der geneigte Leser fortfahren wolle, meiner Bemühung gewogen zu bleiben, und sich nebst mir täglich zu bessern.

Augsburg, den 23. December,
1749.

der Verfasser.

Innhalt
derer Schriften, welche in dem ersten Theil dieser Sammlungen der Ordnung nach vorkommen.

Betrachtungen über den Geschmak der Satyren oder finreichen Spottschrifften, pag. 1.

Ob das Wesentliche im Ehestand das Wesen der Erbsünde ausmache? p. 4.

Die Gefahr vom Tabakschnupfen: und wie ein geschwindwürkendes Narcoticum, blos durch die Nase in sich gezogen, den Menschen einschläfern und gleichsam tödten kan? p. 5.

Von der Electricität, Krankheiten zu curiren. p. 6

Ob? und wie man ins Wasser gefallene, und als tod heraus gezogene wieder zu sich selbst bringen könne? 7.

Eier ohne Hüner auszubrüten, und einige electrische Versuche, 10.

Nachricht von der Cur einer Art der Wassersucht, Anasarca genant, nebst dem Gutachten darüber, 11.

Gedanken über das Glükwünschen bei dem Neujahrwechsel, 16.

Von der wunderlichen Einbildungskrafft einer Henne, 19.

Nüzliche Anmerkung von dem Wein, und die Entdekung des damit unter theils Weinhändler, Wirthe ꝛc. üblichen Betrugs, 20.

Anmerkung vom Duelliren, 22.

Der Elephante und die beherzte Müke, 22.

Medicinische Tabakscur, 23.

Vom Ursprung des Hörnertragens, 23

Versuch, wie alle Arten der Früchten lange Jahre zu erhalten, ohne daß sie von ihren Eigenschafften was verlieren, 25

Von der Staatsverfassung der alten Teutschen 28

Betrachtung über das Aufsteigen der Dünste 30.

Untersuchung, woher es komme, daß die Thiere von Natur schwimmen können; dahingegen der Mensch solches erst mit Mühe lernen mus, 38.

Von dem wunderbaren Tode der Gräfin Cornelia Zangari und Bandi zu Cesena, 47.

Merkwürdige Todesfälle, die vom starken Getränke und Brandewein verursachet worden, 55.

In was des Menschen zeitliche Glükseligkeit bestehe, 57.

Das Regiment des Magens, 61.

Die Spinne, ein Gedicht, 64.

Wer der erste gewesen, so den Titel Excellenz prædentiret habe, 64.

Relation einer ungewöhnlichen und in allen vorigen Zeiten der grichischen und Arabischen Aerzte noch unerhörte Krankheit, 65.

Gedanken von der Menge der Trauer- und Lustspiele, 70.

Auszug aus einer Schrifft des Dr. Blakwells, die Verbesserung des Feldbaues betreffend, 71.

Neu entdekte Art, den Campher zu præpariren, daß er sich völlig auflöset, und sich nicht wieder heraus præcipitiret, 82.

Von denen verwundrungs würdigen Würkungen der Music, 84.

Was vor Unheil und Schaden in einer Republic entstehet, wenn darinn schlechtes Geld roulliret, 87.

Abhandlung von dem Ursprunge der Kälte, aus dem Plutarch, 90.

Ob man die Juden mit gutem Gewissen aus einem Land oder Staat vertreiben könne, 102.

Beschreibung der Misgeburt von einem Schaf 106

Ob der Himmel für die Menschen mehr Nuzen in

in die Thiere, als Bäume und Früchte geleat hat? 107.
Ob es erweislich, daß jede Nation ihr besondres Laster habe? 109.
Uebersezung einiger Entdekungen, die Ausdünstung betreffend, welche mit dem Vergrösserungsglase sind gemacht worden, 113.
Anderwärtige neue Versuche, wie alle Arten der Früchte lange Jahre zu erhalten, 114.
Was bei den Hochzeiten der Moscowitter vor Gebräuche vorfallen, 116.
Was ein Galant'home seye, 120.
Vorläufige Anzeige eines unmasgeblichen Vorschlags zur Verbesserung der Stubenöfen 125.
Abris der verdüslichen Schwäzern und Plauderern, 132.
Anmerkung vom Heuschreken und Raupenfras. Und Mittel dafür, 136.
Wohlgem. väterl. Antwort an einen Sohn 140.
Vorschlag, unfruchtbares Heideland frucht- und artbar zumachen, 141.
Sendschreiben von der wahren Ursache des Brands im Getraide, 147.
Von der merkwürdigen Veränderung unserer Oberfläche, 152.
Neue Betrachtung des Todes, 157.
Die Schlittenfarth, in einer Poesie, 160.
Von denen Heiligen; ins besondre aber von dem heiligen Cyriaco, mit Kupffer, 161.
Nachricht von der Torferde zum Brennen, neue Entdekungen ꝛc. 165.
Kurze Anweisung, wie das Kühnholz aus dem Saamen aufzubringen, 174.
Gedanken über die verschidenen Würkungen des Brandeweins im menschlichen Cörper, 178.
Von Schwirigkeiten bei hauswirtlichen Nuzung der Waldungen, 193.
Gedanken über die Frage, ob es besser seye, beim Bauen im Taglohn arbeiten zu lassen, oder die Arbeit zu verdingen, 202.
Unmasgebliche Ursachen, warum denen Soldaten das Heirathen leicht zugestatten seye? 205.
Der betrübte Wittwer, ein Gedicht, 207.
Abschilderung der Poesie. 207.
Gedanken von dem Nuzen des Electrisirens, 211.
Von der Bewegung des Wassers, 212.
Anmerkung von dem Seekrebs, 215.
Muthmasliche Gedanken von dem Staube der Pflanzen, während der Blüthe, 217.
Nachrichten von Heeringen mit neuen Entdekungen, 227.
Zufällige Gedanken vom Baurenstande, 240.
Die abgeschilderte wahre Hochheit, 242.
Warum man gröſſer ist nach dem Essen, als vor dem Essen, 246.
Warum man des Nachts gröſſer werde? 247.
Warum die Statur des Tags wieder kleiner werde? 248.
Philicalische Anmerkungen und nüzliche Erinnerungen wegen der Gärtnerei und des Feldbaues, 248.
Vergleichung des Irrthums mit dem Laster 256.
Der sterbende Vater, 263.
Vernunfft- und Erfahrungs-mäsige Diæt- oder Lebensordnung, wie ein Mann in seinem Alter das Leben ohne grosse Beschwerungen vollens beschlüssen könne, 264.
Der Tod, die Flige und die Müke, 269.
Von einem wunderbaaren Seefisch, mit der Abbildung, 269.
Von Geistern und Gespenstern, 270.
Ausserordentliche Gespenstergeschichte, 273.
Von dem Niessen, und was dasselbe in und ausser Krankheiten zu bedeuten habe, 281.
Untersuchung, ob das Wasser oder das Feuer nüzlicher seye, 286.
Von der weisen Kunst, Magie, und sogenante Zauberei, 290.
Von denen Alraunwurzeln, 295.
Von dem Gewitter, Aspecten, und Prognosticiren der Callendermacher, 300.
Von der Hungerscur, 305.
Von der alten teutschen Rhetoric, 307.
Die Eigensinnigkeit, 307.
Von den Vampiren, 310.
Das Schiksal, 314.
Von dem Schaden der Schnürbrüste, 315.
Die kranke Frau, 316.
Oeconomisches Mittel, wie man den Hopffen vor dem Mehlthau allermeist bewahren, und dessen Laub und Ranken besonders nuzen könne 318
Kurze doch gründliche Nachricht von den Canarien Vögeln, 319.
Von einigen besondern Eiseuren und äusserlichen Gebrauch des Kalten Wassers in verschidenen Krankheiten, 330.
Eine umständliche Erzehlung von einem Ameisen Krieg, 340.
Der Herr von Zankewiz, 343.

Uebersezte Betrachtungen
über den Geschmak der SATYREN, oder sinnreiche Spottschriften.

Mores hominum multorum vidit & urbes
Horat.

Boileau ist von einem Englischen Kunstrichter deswegen getadelt worden, daß er in seiner vierten Satyr nicht so wohl einen bestimmten Eifer gegen ein gewises einzelnes Laster, als vielmehr eine algemeine Begierde zu spotten, und das ganze menschliche Geschlecht zum Narren zu haben, an den Tag gelegt habe. Was hat man nöthig, sagt dieser Kunstrichter, sich über Schwachheiten lustig zu machen, von denen man gesteht, daß sie unvermeidlich sind, und bei denen sich ein jeder damit befriedigen kan, daß er sie in Geselschafft aller andern Menschen begehen mus? Der angemesene Gegenstand der Satyre kan vernünftiger weise nichts anders enthalten, als solche Fehler und Thorheiten, welche abzulegen und zu vermeiden in unsrer Gewalt sieht. Wenn man aber darüber lacht, daß alle Menschen närrisch sind, so ists eben so viel als wenn man sagt, daß sie es alle seyn müssen. Eine solche Strafpredigt hat nicht Zueignung genug, und dient nur den Wiz zu üben. In Absicht auf die Beserung geht es ihr so, als den Predigten der Heidenbekehrer, die damit einen Eindruk zu machen suchten, daß sie den Mexicanern zurieffen: Alle eure Vorfah-

ren sind beim Teuffel! Und denen man antwortete: wo alle unsere wakre Vorfahren sind, da wollen wir auch seyn. In der That ist die Thorheit schon an sich so flüchtig, daß sie sich kaum fassen läset. Sie weis den Abbildungen auszuweichen, die am meisten nach dem Leben gezeichnet sind, und ich gestehe daher selbst, daß mir diejenigen Moralisten am besten gefallen, die mit den Narren so zu reden Kopf für Kopf sprechen, und ihre Charactere mit gewissen eigenthümlichen Zügen so zu unterscheiden wissen, daß sie die Herzen einzeln treffen. Man versteht die Schreibart nicht, wenn man glaubt, daß dieses nothwendig auf Schmähungen und Persöhnlichkeiten hinaus laufen müsse. Im geringsten nicht. Der Sittenlehrer darf nur den Menschen ergründen, und wie einen einzelnen Thoren ganz mahlen. Er mus derselben drei, vier, fünf in ein Bild zusammen ziehen, und die Farben so zu reden eine durch die andre brechen; so bekomt ein jeder sein Theil, kein einziger aber kan es ganz auf sich allein ziehen. Das Spotten wäre unartig und grausam, wenn man sich nicht auf die Eigenliebe der Menschen dabei verlassen dürfte: Diese Sicherheit aber ist so zuverläßig, daß man es drauf wagen darf. Ein schalkhaffter Mahler schilderte einst einen posirlichen Bürgermeister so natürlich in einer Narrenkappe, daß ihn alle Bürger kannten; das Original selbst aber sagte: ich bin es wahrhafftig nicht, denn ich trage keine Halskrause. Zu den Satyren, die nur gemacht scheinen, den Wiz und das Urtheil zu schärffen, mag man auch diejenigen rechnen, welche die offtmals gleichgültigen Gebräuche ganzer Staaten und Völker durchziehen, davon gleichwohl kein einzelner Mensch abgehen darf, ohne in der That lächerlich zu werden. Weil keine Sach in der Welt ist, die nicht auf einer lustigen Seite könnte vorgestellt werden, so hat man in diesem Geschmake sinnreiche Spottschrifften auf die Häuser, Kutschen, Sänften, Perrüken und Beinkleider des menschlichen Geschlechts gesehen. Man wird sich darum nicht entschliessen, anders zu seyn als man ist, und z. E. ein Bedenken tragen, lieber in Pallästen als in Zelten zu wohnen, weil es lächerlich scheinet, Häuser zu bauen die uns überleben: diese Art der Satyre aber verlangt dis vielleicht nicht. Ihre Einfälle sind wizig und taugen zum Lachen, wenn man sie lieset, gesezt auch daß sie nicht allemahl Gründe abgäben darnach zuhandeln. Folgendes Stük, wodurch der artige Herr v. H. an unsren Arbeiten hat Theil nehmen wollen, brauchte vielleicht in einigen Stellen dieser Einleitung. Es enthält übersezte Betrachtungen eines Unterirdischen über die Europäer, die der grosse Nicolaus Klimius, weiland Kayser der Unterwelt, durch den dienstfertigen Bauren an der Creuzkirche zu Bergen in Norwegen ans Licht gebracht hat: Davon Nachstehendes zum Anfange genug seyn mag:

An

An vielen Orten in Europa hat man die Gewohnheit, die Haare und Kleider mit gemaalnem Getraide zu bestreuen, welches sonst die Natur eigentlich nur zur Nahrung der Menschen gibt. Man heiset dis Mäl Puder, und klopft es jeden Abend mit grosser Mühe und Arbeit aus, um einen neuen Vorrath davon wieder auszustreuen. Eine andre Gewohnheit, die mir nicht weniger lächerlich geschienen hat, ist diese: Sie bedienen sich gewisser Dekel oder Hüte, womit sie die Köpfe wieder die Kälte bewahren; diese Kopfdekel aber tragen sie mitten im Winter unter dem Arme, welches mir eben so lächerlich vorkam, als wenn ich jemanden sehen solte, der mit dem Rok oder den Beinkleidern in der Hand durch die Stadt gienge, den Leib aber, für welchen diese Kleidungen gemacht sind, der Lufft und Witterung preis gebe.

Die Religion der Europäer enthält gesunde Begriffe, die mit der Vernunfft übereinstimmen. Die Bücher, worinn ihre Glaubenslehren und Pflichten enthalten sind, verordnen, daß man sie Tag und Nacht lesen und ihren wahren Sinn durch Nachforschen heraus bringen soll; sie rathen ferner Nachsicht gegen die Irrenden und Schwachen, dem unerachtet aber wenn jemand eine Sache anders begreift, wird offt der gröste Theil der Bürger wegen dieser Schwäche des Verstands, mit Gefängnis, Geisseln, ja zuweilen gar mit dem Scheiterhauffen bestrafft. Dieses kam mir eben so vor, als wenn man einen schielenden oder übersichtigen deswegen mit Prügeln schlagen wolte, weil ihm vielleicht die Gegenstände rund vorkomen, die bei mir viereckigt aussehen. Ich habe vernommen, daß hierüber einige tausend Menschen auf Befehl der Obrigkeit geköpft oder verbrannt worden sind.

In den meisten Städten und Dörffern findet man Leute, die auf erhöhten Orten stehen, und die Sünden, welche sie täglich ausüben, an andern ernstlich bestraffen, welches eben so viel ist, als wenn ich einen Betrunknen gegen die Trunkenheit eifern hörte.

Wer allhier puklig, krum oder hinkend zur Welt gekommen ist, der strebt nach dem Titel Wohlgebohrn; und wer eine schmuzige Abkunfft hat, sucht den Titel Edelgebohrn. Dis ist eben so ungereimt, als wenn der Zwerg ein Riese, oder der Greis ein Jüngling heissen wolte.

In grössern Städten geht der Gebrauch im Schwange, daß sich gute Freunde nach der Mittagsmahlzeit auf einen schwarzen Trank einladen, der aus gebrannten Bohnen gemacht wird. Man heiset disen Trank Caffee. Nach den Orten, wo er getrunken wird, lassen sie sich in einer Schachtel, die auf vier Rädern ruht, von zwei sehr starken Bestien hinziehen, dann man hält es unter den Europäern für unehrlich, zu Fusse zu gehen.

Am ersten Tage des Jahrs werden diese Völker von einer Krankheit befallen, die uns Unterirdischen unbekannt ist. Die Zufälle dieser Krankheit sind gewisse wunderbahre Verwirrungen und Stürme des Gemüths, denn kein Mensch kan an diesem Tage auf einer Stelle sizen bleiben. Sie lauffen als rasend von einem Hause zum andern, und wissen selbst nicht warum. Diese Krankheit quält manche ganze vierzehen Tage hindurch. Endlich wenn sie durch das beständige Herumlauffen ermüdet und erschöpft sind, kommen sie wieder zu sich, und erhalten die vorige Gesundheit.

In grossen Städten werden alle Leute, die zu Ehren und Würden gelangen, sogleich gichtbrüchtig, so daß sie sich als die Betlägrigen in Sänfften die nach Art der Schachteln gebaut sind, müssen durch die Strassen tragen lassen.

Die meisten Europäer lassen sich das Haupthaar abscheeren, und deken die kahlen Köpfe mit falschen und fremden Haaren.

Die Streitigkeiten, welche insgemein auf den Europaischen Schulen getrieben

werden, betreffen Sachen, deren Natur zu untersuchen den Menschen gar keinen Nuzen bringt, oder welche der menschliche Verstand nicht fasset. Die gelehrtesten Sachen aber, worüber man in Europa Abhandlungen schreibt, betreffen die Pantoffeln, Schuhe, Halsbänder, Stieffel oder Mäntel einiger alten ausgestorbnen Völker. Uebrigens urtheilen die meisten von den geistlichen und weltlichen Wissenschafften nicht so wol selber, als sie vielmehr nur die Meinungen andrer unterschreiben.

Die Engelländer sind grosse Liebhaber ihrer Freiheit, und niemandes Sclaven, ausser ihrer Weiber. Sie verwerffen heute den Glauben den sie gestern annahmen, und den gestern das gesamte Volk verwarf, den nimt heute das gesamte Volk an. Ich leitete diesen Wankelmuth von der Landeslage her, weil die Engelländer Insulaner und Seeleute sind, und daher viel von der Natur dieses flüchtigen und unbeständigen Elements an sich haben. Sie erkundigen sich so sorgfältig nach der Gesundheit derer die ihnen begegnen, daß man sie alle für lauter Aerzte halten mögte. Aber diese Frage: Hovv do you do? oder: wie befindet ihr euch? ist nur eine leere Redensart, und ein Ton ohne Bedeutung.

Die Holländer scharren mit Begier und Sorgfalt Geld zusammen; dessen sie doch nicht geniessen; so daß ihnen die Beutel voll, die Bäuche aber leer sind, denn sie scheinen blooß vom Rauch zu leben, den sie durch Pfeiffen oder tönern Röhren einsaugen. Man mus es diesem Volke lassen, daß es das reinlichste unter allen Menschen sey, denn sie waschen alles sorgfältig, ausser die Hände.

In den Europäischen Städten und Dörfern gibt es Nachtwächter, die den Schlaffenden mit Singen oder vielmehr mit Brüllen eine gute Nacht wünschen, und sie eben dadurch jede Stunde einmal aufweken.

Diejenigen werden unter den Europäern am meisten geachtet, die am kostbarsten leben, und die Früchte der Erden verschluken: nur die Bauren und diejenigen, welche die Schwälger ernähren, werden verachtet. Wie viel sehr böse Neigungen die Europäer haben müssen, erhellet aus den Rädern, Galgen und Gerichtsplätzen, die man allenthalben antrifft. Eine jede Stadt hat ihren eignen Scharfrichter. Nur Engelland ist ausgenommen, wo ich glaube daß es keine Henker gibt, weil sich die Engelländer selbst aufhängen.

Des Morgens früh trinken die Europäer Wasser, um die Hize des Magens abzukühlen; kaum aber ist dieses geschehen, da sie schon wieder glühenden Wein trinken um den Magen zu erhizen. Sonst haben sie einerlei Nahrung mit uns Unterirrdischen, nur die Spanier leben von der Luft. In diesem Lande ist die Faulheit das Kennzeichen eines wakren Mannes, und nichts giebt den Adel mehr zu erkennen als der Schlaf.

Viele Bücher werden in Europa hauptsächlich von den Narren geschrieben, gleich als ob sie besorgten, es mögte der Ruf ihrer Narrheit sonst nicht auf die Nachwelt kommen.

Die überrirrdischen Menschen sind sehr gottesfürchtig und fleisig in ihren Gebeten, die Zeit dazu aber wird nicht durch die Bewegung des Herzens, sondern durch den Schall der Gloken, durch Uhren und Sonnenzeiger bestimmt, daß also ihre Andacht ganz mechanisch ist, indem sie vielmehr aus der Gewohnheit und gesezten Stunden flieset, als aus dem Grunde des Herzens. Wie groß ihre Andacht beim Gebet sey, erhellet daraus, daß die meisten, indem sie Holz hauen, Töpfe ausspielen und andre Hausarbeiten verrichten, geistliche Lieder singen.

Als ich nach Italien kam, sahe ich mich für den Herrn des ganzen Landes an, denn

ein

ein jeder, der mir begegnete, erklärte sich für meinen Sclaven (Schiavo.) Ich befahl darauf zur Probe dieses vorgegebenen knechtischen Gehorsams, daß mir der Wirth in einer gewissen Nacht sein Weib heraufbringen solte. Dieser aber hiese mich voller Grimm mich fortpaken, und als ich damit verzögerte, schmise er mich mit Ungestüm zum Hause hinaus.

Ob das Wesentliche im Ehestand, das Wesen der Erbsünde ausmache?

Diese Frage ist zu Wittenberg philosophisch untersucht, und in 5. Bogen stark gedrukt worden; Und hierzu hat eine vor etlich Jahre heraus gekommene Schrifft Anlas gegeben, welche den Titel führet: Vom Zustande des Menschens in der Erbsünde.. Der Verfasser hat darinn unter anderen die paradoxe Meinung, welcher schon viele beigepflichtet, behauptet, daß das Wesentliche im " Ehestande das Wesen der Erbsünde " ausmache; Zu dem Ende erkläret er " die Historie, so Moses von Erschaffung " derer ersten Menschen erzehlet, auf eine ganz andere Art; Er hält den Garten Eden vor die Wollust, als dem Wesen des Ehestandes; den Baum der " Erkänntnis des Guten und Bösen, soll " dasjenige an Adam bedeuten, wodurch " er unser Stammvatter worden; vom " Baume der Erkenntnis Guten und Bösen essen, erkläret er vor das Werke " des Fleisches ausüben; das göttliche " Verbott an Adam und Even, soll eine " Enthaltung alles fleischlichen Umgangs " anzeigen; die Schlange im Paradies " soll diejenige Empfindung seyn, die einem zur Zeugung anreizet, und zugleich das Organum von unserer Geburt; der Bewegungsgrund, dessen " sich die Schlange bedienet, um die ersten Menschen zur Sünde zu überreden; " Ihr werdet mit nichten des Todes " sterben, sondern GOtt gleich seyn, soll " so viel seyn, als ihr werdet durch die Fortpflanzung eures Geschlechts unsterblich " werden, und GOtt also gleich seyn, die " ihr Schöpffer anderer Menschen werdet; das Verbrechen der ersten Eltern, " habe in dem hochmüthigen Triebe, " GOtt nachzuahmen, und einen Menschen nach seinem Ebenbilde zu machen, " bestanden, dahero selbige den Zorn der " Gottheit verdienet, weil sie ungehorsam gewesen, und es vor der bestimmten Zeit gethan." Dieses Systema des Philosophischen Untersuchens der Erbsünde prüfet nun gegenwärtige Schrifft, und zeiget sowohl aus den gesunden Vernunfftsreglen der Hermeneutic, Hebräischen Grundsprache und deren Alterthümer, daß all diese vorgebrachte Gedanken und Erklärungen gezwungen, unwahrscheinlich, und blosse Verdrehungen der Schrifft seyn.

Die Gefahr vom Tabacschnupffen und wie ein geschwindwürkendes Narcoticum, blos durch die Nase in sich gezogen, dem Menschen einschläfern und gleichsam töden kan.

Ein fremder Kaufmann, welcher en gros mit wollenen Tüchern handelt, besuchte die Leipziger Ostermesse im 1747. Jahre. Zu diesem kommt eine Frau in sein Quartier, und gibt vor, daß sie einen Vetter habe, der gern etliche hundert Stük Tuch bey ihm bestellen wolle, der sie alsobald abgeschikt, sich zu erkundigen, ob der Herr zu Hause wäre? Gleich darauf kommt auch der sogenannte Herr Vetter, behandelt etliche hundert Stük Tuch, und gibt dem Kaufmann 500. Ducaten auf die Hand, welcher seine Gold-Börse heraus langt, und diese 500. Ducaten darzu hinein stekt. Der Kaufmann sezt sich an den Tisch, und notirt in sein Manual des Vetters Namen, die Farben der Tücher ꝛc. Unterdessen langt dieser Vetter eine Tabattiere aus seiner Tasche, nimmt eine Prise, und fragt den

Kaufmann: Ob er auch Schnupftabac brauchte? Als diser mit Ja geantwortet, präsentirte der Vetter dem Kaufmann die Dose, der, sobald er den Tabac in die Nase gezogen, umfällt, und als tod liegen bleibt. Vermuthlich ist diese Dose doppelt gewesen, da in einem Behältniß ordinairer Tabac, davon der Vetter genommen, und in dem zweiten das narcotische Pulver, welches er dem Kaufmann präsentiret, aufbehalten gewesen. Hierauf hat der spizbübische Vetter dem Kaufmann seine ganze Goldbörse, darinn er seine 500. Ducaten mit gesteckt, abgenommen, und ist mit der Frau Basen seiner Wege gegangen. Nach etlichen Stunden wird der Kaufmann vermisset, gesucht, und auf seiner Stube, als tod liegend, angetroffen. Der herbeigeholte Medicus hat ihn endlich ermuntert, da er Vorstehendes, und wie es ihm mit dem Schnupftabac ergangen, selbst erzehlet hat.

Von der Electricität, Krankheiten zu curiren.

Man will würklich Nachricht haben, daß es noch endlich einmal dahin kommen könne, daß man mittelst der Electricität auch Krankheiten heilen könne. Es kan auch würklich die Zeit gar bald da seyn, da die Muthmassungen des gelehrten und sinnreichen Herrn Professoris auf der Friedrichsuniversität zu Halle, des Herrn D. Krügers, alle mit einander eintreffen. Dieser geschikte Mann war meines Wissens der erste, der uns gesagt hat, daß man mit der Electricität werde curiren können. Der muntere Herr Krazenstein hat diese auch einiger massen würklich gegründet befunden. Und deswegen hat er denen Liebhabern der Wahrheit zu zweien artigen und sehr wohl gerathenen Schreiben öffentlich bekannt gemacht, wie er nicht nur einem Frauenzimmer sondern auch einem gewissen gelehrten Manne zwei gelähmte Finger durch eine einzige Electrification dergestalt gleich wieder zurechte gebracht und geheilet, daß lezterer hernach wieder auf dem Clavier spielen können. Herr Krazenstein hat es versucht, was die Electrification vor eine Veränderung in unsern Cörpern zu verursachen vermögend ist. Er hat in dieser Absicht, nach einer Secundenuhr während der Electrification die Geschwindigkeit des Pulses bemerket, und gefunden, daß derselbe im Anfang 88. nach diesem aber 96. mal in einer Minute geschlagen, da er vor der Electrification doch nicht mehr als 80. gezählet. Weil nun, wie wir wissen, die Kraft des Blutes sich wie das Quadrat der Geschwindigkeit desselben, und also in diesem Fall wie 6400. zu 9216. verhält: so mus die Krafft des Bluts, in dem die Electrification vor sich gegangen, bei nahe um den dritten Theil zugenommen haben. Und sehen wir hieraus ganz deutlich, daß die Electrification auf eine nicht geringe Weise in unserm Cörper würke? Doch es ist noch mehrers, wodurch der Nullen der Electricität immer unzweifelhaffter und unstreitiger wird. Die meisten Arzeneien, ja wie man mir hat sagen wollen, alle mit einander werden aus salzigen, schwefelichten und erdichten Materien zusammen gesezt, und es ist recht artig, daß wir alle diese Stüke bei

der

der Electricität antreffen. Den Schwefel riechen wir, und daß ein alcalisches Salz gegenwärtig seyn müsse, können wir aus dem Prasseln derer electrischen Funken schliessen: Die erdigten Theile werden durch das Reiben von dem Glase abgesondert. So genau aber auch nun in denen erwehnten Stüken die electrische Materie mit allen Arzneimitteln überein stimmt: So hat sie dennoch vor denselben einen sehr grossen Vorzug. Denn wo ist doch eine Arznei, die so schnell; so gelinde, so unvermerkt durch alle und jede Theile des menschlichen Cörpers hindurch würken kan, als wie eben die Electricität? Diese dringet wie aus allen gemachten Experimenten erhellet, in einem Augenblik durch die innersten, und kleineste Gliedmassen, Nerven und Adern unsers Cörpers, und treibet, wie Herr Krazenstein schon erwiesen hat, eine grosse Menge schwefflichter und salzigter Theile aus demselben heraus. Da aber nun das Blut, wie bekand ist, meistentheils aus schwefflichten und salzigten Theilgen bestehet; wer siehet nicht, daß durch die Electricität die Menge des Bluts ungemein verringert werden mus? Die Vollblütigkeit, die Mutter so viler Krankheiten, wird also freilich, wie man ganz richtig folgert, eben sowol, ja noch besser durch das Electrisiren, als durch das Aderlassen und Schröpfen gehoben werden: dann bei der Electrification wird nur allein das Böse, scharffe und schwefflichte im Geblüt, keinesweges aber die Lympha, die das Geblüte flüssiger machet, wie doch bei dem Aderlassen und Schröpffen ganz gewis geschiehet, mit vermindert. Und derowegen ist auch die Electrification ein fürtrefliches Mittel wider die Dikblütigkeit. Ja da durch sie, wie oben erwiesen, der Umlauf der Säfte einen ganzen Cörper viel freier und lebhafter, folglich auch bei angezeigter Verminderung der schwefflichten und salzigten Theile das Blut dünner und flüssiger wird: so werden allerdings leichtlich Krankheiten, die von einer Verdorbenheit, Stokung oder einer Congestion des Geblüts herrühren, damit curiret werden können. Kopfschmerzen, Brustbeschwerden, Malum hypochondriacum, Schnupfen, Podagra und hundert andere Dinge werden also vom Electrisiren aussen bleiben müssen, wie solches alles der geschikte Herr Krazenstein nebst andern, ausgeführt. Man braucht also die Kranken eben nicht mehr mit bittern und ekelhaften Arzeneien zu plagen. So etwas artiges und nüzliches ist die Electricität.

Ob? und wie man ins Wasser gefallene, und als tod heraus gezogene wieder zu sich selbst bringen könne?

Zu Erläuterung dieser Frage könte man viele Beweise aus dem in ganz Frankreich publicirten Avis pour donner du secours à ceux, que l'on croit noiés, hier anführen, so man anders gesonnen wäre, was ausführlich davon zu handlen. Dieser Frage nach aber ist 1) zu antworten: daß es möglich seye, einige ins Wasser Gefallene und als tod Herausgezogene wieder zu sich selbst zu brin-

bringen; aber nicht alle. Und eben deswegen seye an einem jeden, wo man nicht Zeichen der Verwesung, oder vorher geschehener Ermordung, ersiehet, an aller nur ersinnlichen Hülfe nichts zu unterlassen. Solche Möglichkeit und Unmögkeit kommt darauf an, je nach dem ein im Wasser versunkener Mensch mehr oder weniger Schaden an seinen Eingeweiden davon erlitten hat. Es gehet aber nach der Aussag der Wiedererretteten, und nach dem Befund an denen Todgebliebenen mit dem Ertrinken also zu: So bald der Mensch ins Wasser fällt, lauft ihm das Wasser in die Nase und Ohren, auch in den Mund, wenn er ihn offen hält, er kommt etwan ein und andermal wieder empor, aber endlich sinkt er unter, da hat er zu seinem unentbehrlichen Athem keine Lufft, sondern wenn er Athem holen will, da bekommt er an statt der Lufft Wasser in Mund, dieses aber kommt deswegen doch nicht in die Lungen, denn das läst die bekande Empfindlichkeit der Luftröhre und das Blätlein, welches die Luftröhre zudekt und bewahret, daß nichts als Luft hinein komme, durchaus nicht zu, sondern der Mensch schlukt das Wasser hinunter in Magen, und dieses immer zu athmen wollen, und dafür Wasser schluken, treibt er so lang, als er etwas von sich selbst weist, er zappelt und sucht sich zu retten, und greift nach allem, was er ertappen kan, daß, wenn er nicht berauscht ist oder aus Verzweiflung den Tod mit Fleis sucht, er sich wohl die Finger ausreiset; Mittlerweilen vergehen seine Sinnen und Verstand, es kommt ihn ein Gicht an, er verbeist die Zung zwischen den Zähnen, so breit sie ist, und treibt einen weissen schaumigten Schleim zu Mund und Nasen heraus, das Angesicht schwillt auf, und wird blau; Einigen stoset es Blut zur Nasen und die Anfangs beim Fall ins Wasser noch eingeathmete Lufft aus den Lungen heraus, so, daß man Bläterlein davon oben auf dem Wasser aufsteigen sehen kan, bei andern aber bleibt die Lufft in den Lungen, und treibt die Brust und Bauch auf, alsdann bleibt der Ertrunkene liegen, bis er anfangt zu verwesen, da in dann das Wasser auswirft. Im Leichnam findet man das Nez zurükgezogen; Nasen und Därme ausgedehnt, aber gar nicht mehr Wasser darinn, als ein gesunder Mensch ohne Ungelegenheit ertragen mag; das Zwerchfell entweder aufwärts getrieben und die Lungen eingefallen und mit Blut unterloffen, und keine Lufft, aber auch kein Wasser darinn, oder gedachtes Zwerchfell niedergedrukt, und die Lungen ohne Wasser und allein von Lufft und Blut angefüllt und blau, je nachdem der Ertrunkene seinen Athem entweder ausgestossen oder in sich behalten hat; Innen im Kopf sind die Hirnhäute fest angespannt; alle Adern voll Blut; und zu unterst, wo die Nerven im Hirn heraus gehen, auch in den Hölen des Hirns, etliche Löffel voll wäsriges Blut; Bei einem Ertrunkenen aber, welcher gar lang unterm Wasser irgendwo hangen geblieben, findet man zwar mehr Wasser, welches aber erst nach dem Tod nach und nach eingedrungen. Hieraus erhellet sattsam, es sterben Ertrunkene gar nicht vom Einschluken oder Eindringen des Wassers in Magen, Därme, Lungen und Hirn, sondern von wegen Mangel der Lufft an einer Erstikung und Stillstand des Geblüts ums Herz, dieses steigt in Kopf, darüber vergehen die Sinnen, und wenn es zu lang währet, so entstehen Gichter, zu den Gichtern schlägt ein Schlagflus; vom Schlagflus wird der weitere Einflus der Lebensgeister gehemmt, und um des gemeldten gänzlichen Stillstandes des Geblüts und der Lebensgeister willen mus alsdann zulezt die Seele ihre Wohnung des Leibes verlassen. Wofern es nun bei einem ins Wasser gefallenen nicht so weit kommt, daß ein so heftig starkes Vergicht und im Hirn ein Austritt des Bluts entsteht, da kan er, wie so viele Exempel bezeugen, wohl eine Zeitlang unter dem Wasser und ohne Lufft und Athem in einem solchen Stande bleiben, daß er, wenn er wieder aus dem Wasser kommt, entweder von sich selber, oder durch andrer

Men-

Menschenhülf, zuforderst aber durch GOttes wunderbahre Schikung, seines Lebens wieder habhafft wird. Wie lang er aber unter dem Wasser so dauren kan, das läst sich nicht genau bestimmen, und liegt an des Menschen Natur, Alter, Gesundheit, Kräften, Geblüt, Nerven, Eingeweiden, erlittener Beschädigung, und andern Umständen. Litte es der Raum, so wolt ich gern etliche Exempel erzehlen, als: Von einer Kindsmörderin, welche zur Todesstraf in einem Sak 25. Minuten im Wasser gehalten worden, und da man sie zur Anatomie liefern wollen, unterwegs von sich selber wieder lebend, aber vom Nachrichter, der das Fuhrlohn nicht dahinten lassen wolte, verdrosselt worden; Von einem Gärtner, welcher unterm Eis im Wasser 18. Ellen tief 16. Stunden lang geblieben, und dañoch wieder heraus und durch vielen Fleiß zu sich selbst gebracht worden, und andere mehr.

Den andern Theil der Frag anlangend; Wie man ins Wasser gefallene wieder zu sich selbst bringen könne? ist das Hauptwerk dieses, daß man sie aus dem Wasser heraus ziehe, und wieder zur Wärme und das stillstehende Geblüt und Athem in Gang bringe. Derohalben soll man ihnen die nasse und kalte Kleider alle ausziehen, den Mund aufbrechen, und sie bis an Kopf in einen Mantel oder wollene Deke einmachen, nie auf den Ruken, sondern allemal auf den Bauch legen, mehrmalen von der Erden aufheben, und so stark man kan, rütteln, ein und andermal stürzen, oder auf einem Fas oder Zuber hin und her wiegen, daß der Bauch einwärts gedrukt, mithin der Magen zum Ubergeben und die Brust zum Athemschöpffen gereizt werde. Geben sie hierauf nicht ein Lebenszeichen von sich, so mus man sie, den Bauch unter sich gekehrt, in ein Haus tragen, in eine warme Stuben und Bett bringen, aber nicht ruhig liegen lassen, sondern hundertmal bald auf den Bauch, bald auf eine Seite legen, bald in die Aerme nehmen, und verschütteln, warme Küssen und heisse Tücher unterlegen, mit warmen wollenen Tüchern allenthalben um die Brust, am Kopf, Ruken, Bauch, und Füssen, und mit einer Bürste an den flachen Händen und Fussolen reiben, worzu dann Leute genug anzustellen, ferners eine Feder mit dem Bart in Oel gedunkt, in den Hals hinunter schieben, um Athem und Erbrechen zu erregen, desgleichen eine andere Feder in die Nase hinauf stekken, darinn umdrehen, und damit kützeln, daß Blut geht, Schlagwasser in Mund giessen, auch aufs Herz überschlagen; junge Leute in ein Anfangs laues Bad sezen, und nach und nach heisses Wasser zugiessen, immittelst auch ohne Verzug einen Doctor und Chirurgum darzu holen. Wann nun ich darzu käme, so lies ich über alles obige eine Ader am Hals öffnen, um das stillstehende Blut im Hirn und Herzen wieder in Bewegung zu bringen, und wofern hierauf Puls und Athem nicht bald gienge, auch die Lufftröhr auf behörige Art öffnen, und Athem hinein blasen, welches leichte Hülfsmittel schon vor 33. Jahren ein alter Medicus unserm seel. Herrn D. Schrök in einem besondern gedrukten Schreiben gar weislich fürgeschlagen hat. Benebens lies ich mit Tabac clistiren, und mit obigem erwärmen, reiben, rütteln, schütteln, hin und her legen, u. a. m. wenigstens 6. Stunden unausgesezt fortarbeiten, ehe ich die Hofnung aufgebe, ob gleich auf schon vermerktes Leben ein und andermal eine Ohnmacht käme. Wie alsdann, wann der Patient wieder anfangt zu Athmen und zu schlinden, mit weiterer Erwärmung und Labung zu begegnen, ist eine leichte Sach, und den geneigten Leser damit nicht länger aufzuhalten. Mit welchem Gurachten und Rath für solche verunglükte zu dienen der schuldigen Liebe des Nächsten und oberherrlich aufgetragenen Stadtphysici Stelle gemäs zu seyn, erachtet.

D. Georg Friedrich Gutermann,
Wohllöbl. R. Stadt Augspurg, Physicus ordinarius, der Kayserl. Academiæ naturæ curiosorum, und des hiesigen Löbl. Collegii Medici Mitglied.

VI. Beschreibung von des Herrn von Reaumur Art, die Eier ohne Hüner auszubrüten, und einigen electrischen Versuchen des Herrn Abt Nollet.

(Aus einem Briefe aus Paris mitgetheilet.)

Der Herr von Reaumur, der beständig für das gemeine Beste so eifrig ist, hat das Geheimnis der Aegipter entdekt, Eier ohne Beihülfe der Hennen auszubrüten. Nach viel vergebenen Versuchen ist ihm endlich folgendes gelungen:

Er hat ein altes Fas in einen Stall oder eine Scheune sezen lassen, und einige Körbe mit etwa 200. Eiern hinein gehangen. Darauf ist dises Fas mit zwo Schichten Mist umgeben, und mit einem Dekel zugemacht worden, der acht mit Korkstöpfeln verwahrte Löcher hatte, durch deren Auf- und Zumachen die Wärme konnte gemäsiget werden. Sein Thermometer hat er in die Mitte gesezt, und daran sehen können, daß die Hize von dem gehörigen Grade, und wie sie sich bei einem Menschen und einer Henne befindet, sey. Die Eier sind auf diese Art fast alle ausgebrütet worden, und er hat vermittelst deren, die er vom ersten Tage an bis auf den letsten zerbrochen, den Fortgang der Bildung des Küchleins gesehen. Die Geschichte dieser Bildung und des Durchbrechens von den Küchlein ist vortrefflich beschrieben, wie Herr Reaumur in seinen Beschreibungen nicht nachzuahmen ist. Ubrigens verspricht er, auf diese Art 30000. junge Hüner mit 45000. Eiern zu erhalten, und das Flügelwerk ungemein zu vermehren, weil von 30. Hünern kaum 6. sind, die gut brüten, und die es thun, doch 2. oder 3. Monate, ohne zu legen, zubringen. Der Mist bei dem Fasse, einige Kräuter, etwas Kleien, oder auch etliche schlechte Körner sind die Nahrung dieser jungen Hüner, die keine Glukhennen werden nöthig haben, wenn man ihnen nur, wie in Aegipten, einen kleinen Führer giebt, der die Grade der Wärme zu ihrer Ausbreitung versteht, und sie zu geringer Zeit fütteret. Sein Gärtner hat diese Verrichtung ohne Abbruch seiner Geschäffte verwaltet. Den Grad der Wärme zu bestimmen, hat der Herr von Reaumur ein untrügliches und leicht zu machendes Thermometer für die Bauren erfunden: Man thut nemlich auf den Boden eines Glases im Fasse eine Kugel, die halb von Butter, halb von Fett (Suif) ist, wenn solche harte wird, ist die Wärme zu schwach, schmelzt sie aber, so mus man die Wärme durch die Oefnungen des Dekels mäsigen.

Der Herr Abt Nollet schlos die Versammlung mit Vorlesung einiger neuen von ihm angestellten

Versuche über die Electricität.

1. Bei den Pflanzen. Er hat Senfsamen in gleicher Menge und zu gleicher Zeit in zweene Scherbel gesäet, und den einen 5. Stunden lang electrisiret: Da denn der Senf in demselbigen nach 3. Tagen, in dem andern aber, der neben ihm gestanden, nach 15. Tagen aufgegangen.

Daß

Daß also die Electricität das Wachsthum der Pflanzen befördert.

2. Wenn man ein Gefäß voll Wasser electrisirt, aus welchem das Wasser durch ein Haarröhrchen im Boden herausläuft, so bereitet es sich wie ein Büschelchen aus, und läuft verschiedene Secunden geschwinder, als aus eben dergleichen Gefässe, das nicht electrisirt worden. Wenn das Rohr, durch welches das Wasser fliesset, ohngefehr dreimahl so gros ist, als das Haarröhrchen, so wird die Electrität in dem Ausflusse keine Veränderung verursachen, wenn aber diese Röhre eine halbe Linie im Diameter hat, wird das Wasser langsamer aus einer electrisirten Röhre, als aus einer unelectrisirten von eben der Art fliessen.

3. Sich zu versichern, daß ein fünfstündiges und längeres Verharren im electrisirten Zustande für Menschen und Thiere nicht gefährlich ist, hat Hr. Nollet, der Klugheit gemäs, von den leztern angefangen. Er hat zween Sperlinge von gleichem Gewichte, und zwo junge Kazen von einem Alter und Gewichte genommen, und eine von jeder Art electrisirt. Die Kaze ward in einem Käficht eingesperrt: Sie lärmte erstlich ein wenig wegen ihrer Gefangenschafft, und darauf gefiel es ihr, von 5. Stunden, da das Electrisiren dauerte, 3. bis 4. Stunden zu schlafen. Man hat sie gegen ihren Cameraden, der während der ganzen Zeit in einem Winkel geschlaffen hatte, gewogen, und 55. Gran leichter befunden: der electrisirte Vogel ist auch etwa 18. Gran leichter, als der andere, befunden worden. Beide waren ohne Speise geblieben. Nachgehends hat er einen Knaben electrisirt, der nach fünfstündigen Electrisiren etwa vierthalb Unzen leichter befunden worden: Aber Herr Nollet behauptet, die Kleider des Menschen könnten dazu viel beitragen. Er hat bemerkt, daß Thiere von aller Art, die er electrisirt hat, nach dem einen erstaunlichen Appetit haben.

Nachricht von der Cur einer Art der Wassersucht, Anasarca genannt, nebst dem Gutachten darüber.

Ew. Hochedelgeb. werden mir erlauben, daß ich mir die Freyheit nehme, folgenden Casum Ihnen nicht allein zu berichten, sondern auch dero gewissenhafftes und gegründetes Gutachten darüber zu verlangen. Eine Frau von einigen 50. Jahren, melancholisch sanguinischen Temperaments, welche viel Kinder gebohren, verfiel, nachdem ihr im 48. Jahre die Menses aussen blieben, und sie viele Alterationes gehabt, in eine Cachexie, welche mit einem asthmate und vielen affectibus spasticis durch den ganzen Cörper begleitet war. Ein berühmter Medicus curirte an ihr Jahr und Tag, konnte aber nichts ausrichten: Er consulirte daher einen auswärtigen Medicum desfalls, und beide bemüheten sich ein gutes halbes Jahr gemeinschafftlich die Patientin wieder herzustellen, allein es ward mit derselben immer schlechter, und endlich verfiel sie in eine hydropem Anasarcam. Der auswärtige Medicus wurde gebeten zu überkommen, und die Patientin selbst in Augenschein zu nehmen: er entschuldigte sich aber eines theils mit seiner starken Praxi, die ihm die Reise nicht erlauben wolte, andern theils aber hielt er dafür, daß der Patientin nicht zu helffen stünde. Es trug sich zu, daß ihr ordentlicher Medicus krank ward, und ich muste die Patientin in die Cur nehmen. ich kam des Abends zu ihr, und fand sie mit halben Augen schlummernd, in so traurigen Umständen, daß ich wegen hefftiger Bewegung der Brust und Röcheln der Materie nicht glaubte, daß sie die Nacht überleben würde. Ich wegerte mich anfangs, in so desperaten Umständen etwas zu verschreiben; auf inständiges Bitten der Angehörigen aber und auf wiederholte Versicherung, daß die Patientin ein grosses Vertrauen zu mir gefasset, verordnete ich ihr eine auflösende und stärkende Mixtur. Hievon hatten sie ihr alle

Stunde unter dem Schlummer eingegeben, da sie dann gegen Morgen ein paar Stunden in einen wirklichen Schlaf gekommen, auch gelinde dabei geschwizt, und nach dem Aufwachen sich sehr erleichtert befunden. Ich wurde in eine nicht geringe Verwunderung gesezt, als ich den andern Morgen die Patientin in etwas bessern Umständen antraf. Dis machte mir Muth, etwas weiter zu gehen. Es wird nöthig seyn, ihre Umstände vorher kürzlich zu beschreiben. Die Geschwulst war nicht allein über die Brust, sondern auch nach dem Gesichte gezogen, an den Armen fand sich dergleichen, auch im Rüken; am Leibe und an den Füssen war sie am allerstärksten, dergestalt, daß die lezten gar keine Proportion mehr hatten. Die Brust war in dem schlechtesten Zustande, indem das asthma spasmodicum convulsivum der Patientin öfters so heftig zusezte, daß sie vermeinte, darinn zu bleiben. Der Urin gieng fast gar nicht mehr ab, Schweis hatte sich, ausser dem oben gemelden, in langer Zeit nicht gezeigt. Die Angst war unerträglich, und die Patientin konnte nichts geniessen; vieler andern Zufälle nicht zu gedenken. Ich formirte richtige indicationes, und applicirte darauf meine indicata; ich gieng einen gelinden, aber in der Folge nachdrüklichen Weg; ich suchte die viscera zu eröfnen, die humores zu corrigiren und per alvum, urinam, und sudorem gelinde auszuführen, auch die Patientin zu stärken und zu erquiken. Auf diesem Wege gieng ich so glüklich fort, daß ich binnen einigen Tagen die herrlichste Würkung sahe; der Leib eröffnete sich täglich etlichemal, der Urin gieng stark ab, und sezte zuweilen ein häufig roth sediment, der Schweis fand sich beständig am ganzen Cörper, das asthma liese zur gröstern Verwunderung nach, die Brust eröffnete sich, die Patientin warf viel zähen Schleim aus, der erquikende Schlaf folgte so Tages als Nachts, und der Appetit fand sich auch mäsig ein, die Geschwulst war in den Obertheilen und am Unterleibe ganz gefallen, etwas war noch im Rüken von dem Liegen der Patientin; vom Lenden zog sie sich nach den Füssen, selbe waren sehr weich, und beständig in dem hestigsten Schweis. Ich kan mit Wahrheit sagen, daß ich dieser Art Krankheiten durch GOttes Seegen mehr curirt, aber bei keiner haben die Arzeneien so schleunig und kräfftig gewirkt, als bei dieser. Ich überredete mich daher einer gewissen Cur, zumal da mein Vorhaben war, die Sache bei anwachsenden Kräften der Patientin, noch nachdrüklicher zu treiben. Allein da ich sie acht Tage in der Cur gehabt, kam der berühmte auswärtige Herr Medicus, der vormals dafür gehalten, daß der Patientin keine Hülfe zu leisten sey, einmal des Abends an, und seine grosse praxis hinderte ihn nicht mehr, zu der Patientin zu reisen, wovon man die Hauptbewegungsursache gar leicht errathen kan. Er erkundiget sich mehr bei der Patientin nach ihren Umständen, als bei mir, welches lezztere der Wohlanständigkeit und Achtung gemässer gewesen wäre; ich hörte mit ausserordentlicher attention seine Fragen und Reden an; wobei das seltenste war, daß er die Patientin fragte: Ob sie wohl brechen könnte? Bei anderer Gelegenheit sagte er ihr vor, nicht viel zu trinken, trokene Speisen, als Butterbrod und kalten Braten zu essen, alten Wein zu trinken u. s. w. Ich kan nicht leugnen, daß mich diese Discourse etwas unruhig machten; doch fasste ich mich, und antwortete nicht, da ich nicht gefragt wurde, und wir giengen also aus einander, ohne etwas zu beschliessen. In einer, des andern Tages von mir veranlasten Unterredung aber schlug er, nachdem er mir zuvor zu erkennen gegeben, daß man durch gelindes Verfahren bei der Patientin nichts ausrichtete, und dadurch mein procedere, womit ich in neun Tagen zu meiner Bestürzung mehr ausgerichtet, als ich mir jemals vorgestellt, nicht undeutlich gemisbilliget, das bekannte aquam benedictam Rulandi vor, dergestalt, daß die Patientin sechsmal, um den andern Morgen, dieses Wasser, die zwischenkommende Tage aber ein balsamisches

misches Elixir aus bittern Extracten dreimal nehmen solte. Bei dem ersten berief er sich auf einen aphorismum des berühmten Boerhafens. Seine Meinung war, daß der Patientin fünf Loth jedesmal pro dosi nehmen könnte. Weil mir nun diese dosis zu stark zu seyn schien: So trieb mich mein Gewissen und meine geringe Einsicht, ihm vorzustellen, daß man besser thun würde, wenn die Patientin zuerst nur drei Loth nähme, man könnte hernach die dosin allezeit vergrösseren. Und gewiß, ich habe durch diesen Rath ein Unglük verhütet; denn die erste dosis hatte eine so gewaltige Wirkung, daß die Patientin über zwanzigmal brach, und über dreissigmal purgirte. Ich sahe schon voraus, daß diese gewaltsame Art, das, was ich in neun Tagen gebessert, auf einmal zu Grunde richten würde, darum entzog ich mich der Cur, und lies dem berühmten Medico die Ehre allein. Der ersten sichtbar schädlichen *Operation* ungeachtet, muste sie um den andern Tag fortfahren, das zweite mal brach sie über zwölfmal und purgirte auf zwanzigmal. Hernach ist es zwar nicht so stark gekommen, die Patientin aber durch den sechsmaligen Gebrauch, in den elendesten und bejammernswürdigsten Zustand gesezt worden. Hierauf wurde noch ein rarer Trank gesand. Da dieser den Zustand der armen Frau auch nicht bessern wolte, so hies es, der Patientin ist nicht mehr zu helfen; Damit war die Sache gründlich decidirt, und nach einem halben Jahre wurde die Patientin zu Grabe getragen. Vorher aber versuchte sie ihr Heil noch mit einem jungen Medico. Dieser befand für gut, die so grosmüthig verworfenen gelinden Mittel, ja noch gelindere, als ich vorgeschrieben, wieder zu gebrauchen. Was geschahe? Die Patientin erholte sich, und kam binnen einigen Wochen in leidliche Umstände; in der Folge der Zeit wurde sie noch besser, und der Ruf breitete sich aus, sie würde völlig genesen, welches leztere, wenn ich mein Vorhaben ungehindert fortsezen können, wol möglich gewesen wäre; nachdem aber durch die violente Cur die viscera der Patientin mehr geschwächet und verhärtet, der tonus aller Theile verderbet, die se-et excretiones gehindert, und die ganze Krankheit verwirret worden, war es nicht möglich, ob es sich gleichwohl anliese, und die Patientin fast dreiviertel Jahr noch so hinlebte. Dieses sind also die Hauptumstände dieses Casus, welche Ewr. Hochedelgeb. ich aufrichtig überschrieben, ohne etwas zuzusezen oder abzuthun. Ich erwarte mit aller Consideration dero Gutachten. N. N.

Antwort.

Ew. Hochedelgeb. haben mir zwar eine grosse Ehre erwiesen, daß sie mir eine besonders merkwürdige Cur einer Wassersucht berichtet, mir aber, da sie meine Meinung verlangen, eine Arbeit aufgelegt, deren ich mich lieber entziehen, als unterziehen wollte. Schreibe ich die Wahrheit, so beleidige ich denjenigen, der ihre gute Cur gehindert, heuchle ich aber und trage den Baum auf beiden Schultern, so verleze ich mein Gewissen, und gebe der Schwachheit derjenigen Vorschub, welche Leute rühmen und bewundern, die zuweilen nichts weniger, als Ruhm und Bewunderung verdienen.

Es ist an dem, daß die bemeldete Patientin in den schlechtesten Umständen des Lebens sich befunden, so daß es, nach ihrem Bericht, vergeblich geschienen, ihr etwas zu verordnen; noch weniger konnte man davon einige, und am allerwenigsten eine so unvermuthete und erstaunend machende Wirkung hoffen. Wir sehen aber daraus, wie gros des Allmächtigen Barmherzigkeit sey, und wie sich der Medicus niemals durch die Krankheit und deren allerschlimste Zufälle müsse abschreken lassen, das äusserste zu versuchen: ob er gleich bei solchen, dem Ansehen nach, unheilbaren Umständen etwas gewisses zu versprechen, sich hüten mus. Mir sind, dem Höchsten sey Dank, mehrmals un-

möglich scheinende Curen möglich worden, ich habe aber bei höchst Schwachen und Elenden mit ihren Kräften den Ueberschlag gemacht, nichts als meinen Fleis versprochen, und durch gewaltsame Medicin nichts zu erzwingen gesucht.

Ich sollte ihnen billig einen grossen Lobspruch machen, daß sie mit der Patientin als ein gesezter und erfahrner Medicus verfahren: Sie wissen aber, wie wenig sowohl ich als Sie von Worten halten, sondern wie scharf und nachdrüklich wir auf die That sehen.

Es wäre zu wünschen, daß alle Medici sich auf den Fus sezten, aus dem examine aegri und der cognitione morbi richtige indicationes zu ziehen, und darauf die sich schikende indicata zu appliciren; aber so sieht man leider das Gegentheil, wie so gar berühmte und sonst geschikte Männer offt nur aufs Gerathewohl Arzneien verordnen, und es aufs gute Glük ankommen lassen, und wenn etwa ein Casus glüket, nach demselben alle folgende tractiren. Ich sehe also auf den Effect, welcher allemal von der Ursache zeuget. Der Effect Ihrer Verordnung war bei der Patientin ausserordentlich, man kan daher sicher auf die vortrefliche Beschaffenheit derselben schliessen; und was hinderts, daß Sie dieselbe der Welt öffentlich vorlegen, und, wie sie gewis verdienet, bekannt machen? Ich zweifle auch keinesweges, wenn Sie noch einige Wochen nur auf eben den, ich will nicht sagen auf einen nachdrüklichern Fus, dero Bemühung hätten fortsezen können, daß Sie die Patientin würden völlig wieder hergestellt haben; welches um so viel gewisser zu hoffen war, je mehr die Vorbereitungscur herliche Wirkung gethan, und dazu den Weg gründlich gebahnet. Die, bei augenscheinlicher Besserung der Patientin erfolgte plözliche Ankunft, und das übrige Verfahren nebst der Begegnung des fremden Hrn. Doctors gegen Ew. ꝛc. überlasse ich der vernünftigen Welt zu beurtheilen. Meines wenigen Ermessens schikte sich es nicht, daß er sich, in Untersuchung der Krankheit, mehr an die Patientin als an Sie gewendet; da Sie von den Umständen besser informirt waren, oder doch ihm bessern Bescheid geben konnten, als die kranke Frau. Ich gebe zu, daß er durch die Frage: Ob die Patientin brechen könne, eine besondere Stärke seiner Einsicht zu Tage geleget habe. Aber was das heist, Wassersüchtigen das Trinken zu verbieten, Morgens Butterbrod und kalten Braten, wie auch alten Wein anzurathen, begreife ich nicht. Was sezt das für eine Idée, von einem corpore anasarco leo voraus? Eine helle oder trübe? Will man sagen, viel trinken macht bei der Wassersucht Angst, weil die liquida nicht gut durch die verstopften und verhärteten glandulas mesenterii fortkommen können, sondern im Magen bleiben und denselben ängsten: So bin ich zwar der Meinung, daß vieles Trinken auf einmal den Magen ausdehne, beängste und ihm schade; allein ofte und wenig, aber doch genug trinken, ist in der Anasarca höchstnöthig.

Denn da die lympha zwischen Fleisch, Fett und Haut steket, und mit dem Geblüte wie sonst nicht umläuft und dasselbe diluirt: So ist leicht zu erachten, daß entweder beständig oder zuweilen bei den Wassersüchtigen ein Durst seye, Feuchtigkeit ins Geblüt zu bringen, dasselbe zu verdünnen. Wenn nun dasselbe den Kranken in gehöriger dosi entzogen wird: so mus das Blut diker und schleimiger werden, und die kleinen Geäder des ganzes Leibes, besonders aber der viscerum verstopfen, und dadurch die anasarca ex vitio viscerum endlich eine ascites werden.

Trokene Speisen können dieser Art Kranken eben so wenig nüzlich seyn. Denn erstlich haben sie, wegen Troknes des Mundes und Mangel des Speichels, selten Appetit. Wie wenig werden sie also Butterbrod und kalten Braten geniessen können; Brühen, gute Kalteschalen, Gelées &c. sind diejenigen Dinge, die sie erqui-

quiken und wornach sie verlanget. Hiernächst sind dergleichen trokene Sachen einem solchen Magen, wie die Patientin hatte, gewis lastig und schwer verdaulich, zumal wenn sie noch dazu wenig trinken sollen. Gegen den alten Wein hätte ich eben nichts zu erinnern; doch halte ich dafür, daß ein gutes Gewächs von Mittelsjahren dergleichen Patienten zuträglicher seye, als ein alter feuriger Wein; welcher dem unterlaufenden heimlichen Fieber keinen Vortheil bringt.

Nun komme ich an die kräftige Verordnung des aquae benedictae Rulandi. Ich wünschte von Herzen, daß es nicht geschehen wäre, und daß sie mein Gutachten nicht darüber verlangten. Mir stehen die Haare zu Berge, wenn ich an den Vorschlag, und noch mehr, wenn ich an die Operation gedenke, am allermeisten wenn ich erwege, daß, der gewaltsamen Operation ohngeachtet, das Wasser sechsmal nach einander um den andern Tag genommen werden müssen. Es ist recht erschrekklich zu hören, daß, wenn ein Kranker von einer Arznei bei zwanzig mal bricht und etliche dreisig mal purgirt, man denselben dennoch damit sechs mal fortfahren läst. Ist die Operation einer Arznei zu gewaltsam: So gebeut die medicina rationalis entweder weniger zu geben, oder gar damit inne zu halten. Man hat mir einsmals erzehlet, welcher ich aber nicht glauben wollen, und doch wahrhaftig geschehen ist, daß ein berühmter Medicus einem Apotheker, der am somitu matutino spontaneo laborirte, und etwas geschwollene Füsse hatte, auch Aquam benedictam Rulandi verordnete; der Herr Apothekergeselle aber war klüger, als der Medicus. Dann als er sahe, daß sein Herr hefftig brach und purgirte, gab er ihm zum andernmale die Helfte; als auch dieses zu hefftig war und seinen Herrn abmattete, gab er zum drittenmale noch weniger; wie nun sein Herr dem unerachtet schwächer ward, liese er ihn lieber sterben, als noch einmal Rulands gesegnetes Wasser nehmen. Indessen soll es doch einmal einer Judenfrau geholfen und dieselbe so kauscher gemacht haben, als wenn der Rebbe bei ihr gewesen wäre. Wie gut ist es, daß durch ihre Erinnerung von den fünf Loth zwei abgenommen, und dadurch ein gröser Unglük verhütet worden! Und wie wohl hätte der grosse Mann gethan, wenn er ihren Indicationen gefolget wäre, und sein falsches indicatum weggelassen hätte, zumal da er in wenig Tagen die herrliche Wirkung ihrer gründlichen Art zu heilen sahe, welche Wirkung so ausserordentlich gewesen, daß ich solche eben so wenig, als das gegenseitige heftige Verfahren glauben könnte, wenn ich nicht wüste, daß ich es mit einem ehrlichen Manne zu thun hätte.

Es ist ja eine, unter den Medicis ausgemachte Sache, daß die remedia drostica, deren eines dieses auch ist, die viscera in hydrope anasarca durch ihre heftige operation, mehr verstopfen als öfnen, mehr verhärten als erweichen, mehr schwächen als stärken. Denn da sie durch ihr caustisches Salz den Magen heftig irritiren und zusammen ziehen, daß derselbe oben und unterwärts alle contenta auswirft, so hebt er unter dem Brechen durch heftige Bewegung des diaphragmatis die Leber und durch sein Zusammenziehen die Milz in die Höhe, daß sie gedrukt und constringiret werden. Hiedurch wird denn der Um- und Zulauf des Geblüts durch die venam portae wie auch der lymphae nutritiae durch diese viscera gewaltig gehindert, woraus hernach mehrere Verstopfungen und Verhärtungen in der Leber und Milz entstehen und endlich der Weg zur völligen Wassersucht gebahnet wird. So gewaltsam der Vorschlag mit obigen Brech- und Purgierwasser war, so gut war der mit dem Elix. balf. aus bittern extractis, allein dieses gute Mittel konnte den verursachten Schaden nicht wieder verbessern. Da nun durch eine ungegründete gewaltsame Cur, die anfänglich unbegreiflich scheinende und auf eine ordentliche Uberlegung sich gründende Cur gehindert, und die Patientin

bin-

binnen 12. Tagen, auf eine gar begreifliche Art in den elendesten Stand gesezet worden und der nachgesezte rare Trank, wie sie ihn nennen, auch nicht helffen wollen, so war wohl kein richtigerer Schlus, als dieser, daß wenige Hoffnung zur Genesung da sey. Aber es hätte doch der junge Medicus bald ein anderes gezeiget, da er auf eine gelinde und fürsichtige Art verfahren, die gute Natur der Patientin wieder excitirt, und durch Zeit und Mühe die Patientin in solchen Stand gesezt, daß sie sich ziemlich erhohlet und der Ruf sich ausgebreitet, sie würde nicht in tantum sondern in totum curiret werden, welches leztere wohl, ehe sie so heftig angegriffen worden, meiner Meinung nach, gewis möglich, aber in der lezten Cur unmöglich gewesen. O wie hat ein jeder Medicus aufs sorgfältigste dahin zu sehen, daß er nicht zur Ruthe, sondern zum Heil seines Nächsten geboren seyn möge, und daß er nicht die Krankheiten durch eine falsche Cur grösser und ärger mache, sondern dieselbe durch gründliche Wissenschaft und Untersuchung leichter und geschwinder heile. Es ist nicht zu läugnen, der geschikteste Medicus richtet zuweilen bei einem schwachen und viele wunderliche Curen durchpassirten Cörper nichts aus, und ein minder verständiger und erfahrner bringt oft bei einer noch guten Natur, die durch unterschiedene und zu Zeiten sich wiedersprechende Meinungen der Medicorum noch nicht enervirt ist, etwas Gutes zuwege. Wer aber beide nach diesen Umständen beurtheilen wolte, würde beiden unrecht thun. Meiner Einsicht nach, halte ich den für geschikt und gelehrt, der die Krankheiten wohl, gründlich und bedächtlich untersuchet, darauf seine Arzenei auswehlet, und auf diese Ursachen einrichtet, daß er Gelehrten und Ungelehrten jedesmal deutlich und überführend zeigen kann, daß er nach den Gründen der Wissenschaft so und nicht anders und nicht besser verfahrrn können.

Deswegen folgt nun gar nicht, daß allemal die Krankheit gehoben wird, sondern dis dependirt von den Umständen und von dem Willen dessen, der Leben und Tod der Menschen in seiner Hand hat. So viel aber folgt gewis daraus, daß man einen solchen Medicum niemals wird beschuldigen können, daß er den Patienten unfürsichtig tractiret und über den Haufen geworfen. Es taugt daher nicht, daß ich ohne gründliche Absicht auf die Ursachen der Krankheit, gewisse Methoden zu heilen erwehle, die unmöglich bei allen besondern Fällen sich anwenden lassen; und worüber sich ein Moliere mit Recht lustig macht. Was ich hier geschrieben habe, gedenke ich vor GOtt und vor dem Richterstuhle der Wahrheit allemal zu verantworten. Solte mir die Wahrheit Feindschaft erweken: So halte ich es dennoch für besser, um der Wahrheit willen gehasset, als falscher Curen halber gerühmet zu werden.

Schöpffer.

Gedanken über das Glükwünschen bei dem Neuenjahrwechsel.

Es ist eine wohlhergebrachte Gewohnheit, daß man keinen im neuen Jahre anredet, dem man nicht zuvor einen Glükwunsch abstattet. So viel Schwachheit und Einfalt bei dieser Gelegenheit insgemein bemerket wird: So löblich ist es dennoch, seinem Nächsten alles Gutes auzuwünschen. Man ist ja verbunden, solches täglich zu thun; warum denn nicht auch an einem Tage, der deswegen für merkwürdiger gehalten wird, weil man meinet, daß er, als der erste im ganzen Jahre, sehr viel vor andern Tagen voraus habe. Nun ist dieses zwar eine ganz ungegründete Meinung. Alle Tage im Jahr sind einander gleich: Es wäre dann, daß man ihren Unterscheid in der Länge und Kürze, in der Wärme und Kälte; oder endlich in der Nässe und Trokenheit des Gewitters suchen wolte. Fiele unser Neujahrstag gerade am kürzesten Tage im ganzen Jahre ein: So hätte derselbe doch etwas besonders.

Un-

Unsere Zeitrechnung würde alsdann weit vernünftiger seyn als jezo: Da in der ganzen Natur keine Ursache vorhanden ist, warum wir das neue Jahr den ersten Jenner; oder neun bis zehen Tage nach dem kürzesten Tage, anfangen. Allein gesezt, daß unsre Calender so eingerichtet wären; gesezt, daß, durch Einstimmung aller Europaischen Völker, inskünftige die zwischen dem 21sten Dec. und dem Anfange des neuen Jahres befindlichen Tage, einmal für allemal ausgestrichen und gleichsam vernichtet würden; so daß der erste Januarius die Stelle bekäme, die bisher der erste Tag nach dem sogenannten Stillstande der Sonnen inne gehabt: So würde doch dem Neujahrstage noch kein sonderbahrer Einflus in die Gemüther, Handlungen und Glüksfälle der Menschen können zugeschrieben werden. Daß die Sonne eine Viertelminute später auf, und eben so viel früher untergeht, als an dem vorhergehenden und folgenden Tage, das macht in der Natur, wo alles mechanisch zugeht, keine merkliche Veränderung: Wie viel weniger wird es denn in den menschlichen Handlungen wirken, wo alles durch den freien Willen der Gemüther regiert wird? Man hat derowegen alles das für Phantaseien anzusehen, was von den Vorzügen, und sonderlichen Wirkungen des Neuenjahrstages, insgemein geglaubet wird. Wolten wir uns nun im Antritte des jezigen Jahres der eingeführten Gewohnheit bequemen: So müsten wir unsern geneigten Lesern zuförderst mit einem recht studirten Glükwunsche aufwarten. Ich weis, daß an einem Orte, wo mehr als 20. Kirchen und über 50. Geistliche zu finden seyn, am Neujahrstage und zwei Wochen hernach, keine Predigt gehört wird, darinnen nicht zum wenigsten ein halbstündiger Neujahrswunsch enthalten ist. Die ganze Stadt ist alsdann begierig, die sonderlichen Erfindungen ihrer Lehrer zu vernehmen, und, aus Gegeneinanderhaltung derselben, von ihrer Gelehrsamkeit zu urtheilen. Darum sinnet mancher schon etliche Wochen vorher: Mit was für sinnreichen Einfällen er seine geistliche Complimenten auspuzen und ansehnlich machen will? Ist dieses Gottesgelehrten erlaubt: Wer wolte es uns denn verargen, wenn wir in einer vernünftigen Sittenlehre eben dergleichen thun wolten? Wir haben eben so viel Leser, als die meisten unter ihnen Zuhörer haben. Wir haben eben so viel Gattungen von Leuten vor uns, als sie Classen unter ihrer Gemeine machen, an welche sie ihre Neujahrswünsche richten. Und ist es uns gleich weder anständig noch erlaubt, so viel ungegründete Wortspiele mit biblischen Sprüchen zu machen, als man bisweilen an ihren Reden wahrnimmt: So könnten uns doch an deren Stelle die Schriften unsrer Poeten dienen, wenn sich nur jemand gefunden hätte, der sich die Mühe genommen, eine vollständige Concordanz darüber zu verfertigen, darinnen man ohne Mühe finden könnte, wie oft, und in was für Umständen ein jedes Wort von ihnen gebrauchet wäre. Vielleicht würde es uns auch an Einfällen nicht fehlen, die unsere Wünsche beliebt machen könnten. Wenn wir zum Exempel, allen ledigen Mannspersohnen reichere Bräute wünschen möchten, als der Dauphin in Frankreich im vorigen Jahre bekommen hat: wenn wir allen magern Poeten das Feuer anwünschen möchten, welches in Italien diesen Herbst hindurch so viel Erdbeben verursachet hat; wenn wir allen hochtrabenden und gar zu feurigen Geistern einen kältern Winter ins Gehirne wünscheten, als wir etliche Jahre her gehabt; wenn wir manchem Frauenzimmer so viel Liebhaber anwünschen möchten, als es täglich Blike in den Spiegel thut; wenn wir einer andern so viel Freier ankündigen wollten, als Schönheit sie zu besizen denket; wenn wir endlich einer jeden so viel Geschenke von ihren Anbethern prophezeiheten, als vergebliche Begrüssungen sie täglich vor ihren Fenstern abzuwarten gewohnt ist: So dächte ich doch zum wenigsten, daß man unsern Neujahrswunsch mit keiner runzlichten Stirne lesen würde. Kämen

wir weiters, so würden wir allen verschwenderischen Frauen freigebige, oder reiche und dumme Männer; allen ausschweifenden blinde oder gedultige Ehherren; allen stolzen, neue Ehrentittel für ihre Hausväter anwünschen ꝛc. ꝛc. Damit wir endlich auch was Ernsthafftes hinzusezen: so würden wir auch allen Teutschverderbern eine Hochachtung gegen ihre Muttersprache; allen Einfältigen und Unverständigen eine gesunde Vernunft, und allen Lasterhaften eine herzliche Liebe zur Tugend anwünschen. Doch was würde dieses helfen? Wann unsre Wünsche gleich die ernsthaftesten von der Welt wären; wenn sie mit aller ersinnlichen Aufrichtigkeit abgefasset, und mit dem brünstigen Eifer ausgesprochen würden: So würde doch niemanden dadurch geholfen werden. Ein Thor bleibt ein Thor, man mag ihm die Klugheit wünschen, so lange man will. Wer nicht Hand anleget, und ihm durch seinen Unterricht zu statten kömmt, der wird gewahr werden, daß der weise König recht habe, wenn er schreibt: **Der Faule stirbt über seinem Wünschen.** Wir lassen uns dieses zur Richtschnur dienen, und ich insbesondere will dieses Capitel des neuen Jahrs lieber mit einer ernstlichen Betrachtung, als mit vergeblichen Complimenten anfüllen. Wenn ich den schnellen Ablauf der Zeiten und Jahre bedenke: So halte ich dafür, daß man weit mehr Ursach habe, an einem Neujahrstage seine Bekannten zu beklagen, als ihnen einen Glükwunsch abzustatten. Was die Zeit sey, und worinnen ihr eigentliches Wesen bestehe, das mögen die Weltweisen unter sich ausmachen. So viel ist gewis, daß die Zeit, ja ein jeder Augenblik derselben, eine Gelegenheit, Gutes zu thun, ja noch mehr, ein Theil unsers flüchtigen Lebens ist. Jede Stunde, jeder Pulsschlag ist uns deswegen von GOtt gegeben, damit wir die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts, und die Ehre unsers Schöpfers befördern sollen. Dieses ist in dem vorigen Jahre vielfältig versäumet worden. Wer kan sich doch rühmen, daß er seine Pflicht in diesem Stüke niemahls aus den Augen gesezet habe? Ist es nun mit dem verflossenen Jahre so bewant; Warum soll ich jemanden Glük wünschen, daß ihme so viele Gelegenheiten, Gutes zu thun, entwischet sind? daß er so vielmal seiner Pflicht vergessen? Daß er so manche Tugend auszuüben unterlassen, die er vielleicht lebenslang nicht mehr ins Werk zu richten Anlas haben wird? O wie vernünftig würde derjenige handlen, der am Neuenjahrstage seine Anrede an gute Bekannte so einrichten möchte: Ich beklage dich herzlich, mein lieber Freund, daß du abermal ein Jahr verlohren hast, darinnen du viel Gutes hättest thun können; wenn du vernünftiger gewesen wärest, als du jezo bist. Ich betrübe mich über die schwere Verantwortung, so du deswegen wirst ablegen müssen; und wolte herzlich gern alles das Meinige hergeben: Wenn wir nur das verflossene Jahr zurük kauffen, dasselbe von neuem anfangen, und mit grösserm Ernste nach der wahren Tugend streben könnten. Die andere Beschreibung der Zeit, daß sie nemlich ein Stüke von unserm Leben ist, gibt fast noch traurigere Betrachtungen an die Hand. Unsere Dauer ist gleichsam aus lauter Augenblike zusammen gesezet. Das menschliche Leben ist eine Kette; die Geburt ihr Anfang, der Tod das Ende, die Pulsschläge seine Glieder. Hält ein Pulsschlag ohngefehr so viel Zeit in sich, als eine Secunde: So verfliessen in jeder Stunde 3600. in Tag und Nacht 86400. in einem Jahre aber 31536000., das sind ein und dreisig Millionen fünfhundert und sechs und dreisig tausend Pulsschläge. So viel Glieder von unserer Lebenskette sind auch in dem vorigen Jahre verlohren gegangen! So viel kürzer ist sie geworden; und es steht in unsern Kräften nicht, einen einzigen am Ende hinzuzusezen, und sie dadurch nur auf einen Augenblik zu verlängern. Was thut also derjenige, der einem wegen des zurükgelegten Jahres Glük wünschet? Er sagt: Daß er sich herzlich erfreue, weil sein Freund nunmehr

mehro ein oder zwei und dreißig Millionen Augenblike weniger zu leben hat, als vor einem Jahre. Es sey ihm lieb, daß er dem Tode so viel näher zum Rachen gerüket; und daß die Fäulnis und die Würmer um so viel eher einen guten Bissen an ihm zu gewarten haben. Stellet man sich den Zustand eines lasterhaften Gemüthes vor: So ist die Betrachtung des neuen Jahres noch schröklicher: Indem die verflossene Zeit nicht anders, als durch den Verlust und durch die Abnahme der künftigen wächset. Will also jemand, in diesem Absehen, an seine Bekannten eine vernünftige Anrede im neuen Jahre thun, der sage: mein Freund, ich beteube mich, daß du wieder einen ansehnlichen Theil deines Lebens verlohren hast. Ich beklage dich, daß du nicht mehr so weit vom Grabe bist, als vor einem Jahre; und ich wolte wünschen, daß du noch alle die Augenblike vor dir hättest, die du schon so unbedachtsam hast vorbei fliessen lassen. Seht! wertheste Leser, dieses sind meine Gedanken am Neuenjahrsabende gewesen, denn tausend Leute mit eiteln und albern Spilen, mit thörichten und aberglaubischen Dingen zuzubringen pflegen. Ich übergebe euch dieselben zu weiterm Nachsinnen, und hoffe, daß sie euch eine Aufmunterung zu einem behutsamen Wandel seyn werden.

Von der wunderlichen Einbildungskraft einer Henne.

Dem König von Sardinien ist den 27. November 1748. ein besonderes merkwürdiges Präsent gemacht worden: Es war ein ordentliches Hünerey, auf dessen einen Seite sich eine Ringsonnenfinsternis zeiget, das ist eine Ovalfigur, aus deren Circumferenz solche ähnliche Radii gehen, die vor denen Zeiten des Chevaliers Bernini bei den Astronomis in Observanz waren. Uber dieser Figur ist noch eine andere Figur eines dunkeln Cirkelförmigen Cörpers, dessen Diameter jedoch kleiner ist, als der ersten Figur, mithin auch diese nicht ganz bedekt. Die Radii der erstern sind bei nahe von einerlei Grösse, ausser einer, der weiter als die andern hinausgehet. Ein wenig darüber oder drunter siehet man einen kleinen Stern, wie zwei auf einander gesezte Driangeln. Dieses Ey ist von Novarra, mit einer Originalbeschreibung des Doctoris Novida, hergekommen, in welcher er saget, daß es zu Borgosesia, im Novarrischen den 25. Julii dieses Jahrs an dem Tage der damaligen Sonnenfinsternis, gelegt worden; daß ferner noch 2. andere Eyer, die beide einerlei Bildnis haben, durch 2. andere Hennen gelegt worden, und diese 3. Eyer einander ähnlich sehen.

Alle Savans zu Turin giengen nach Hof, dieses Productum naturæ zu sehen, und waren nur darin bei sich selbsten nicht einhellig, wie die Einbildungskraft der Henne dem schon empfangenen Ey die Vorstellung der Sonnenfinsternis in dem Augenblik, als sie dieselbe mit dem Sensu externo begriffen, haben geben können. Andere Phisici sagen, daß wenn es mit diesem Phönomeno seine Richtigkeit hätte, man nicht determiniren könne, wie die vis imaginativa einer Henne auf ein Ey in Form eines Objecti externi bringen können, welches doch nicht eigentlich sich gänzlich vorgestellet. Denn es ist gewis, daß die Sonnenfinsternis vom 25. Julii in Italien keine Ringfinsternis gewesen, wohl aber in Polen, Teutschland und Schottland. Einige gelehrte Zeitungen in Italien beschäftigen sich mit Anführung dieser Eyer, und zehlen sie unter die Art einiger Steine, welche Cometen, Stern, Planeten, und 100. andere Dinge, an sich zeigen. Dis ist nun wunderlich genug.

Nüzliche Anmerkung von dem Wein.

Wir haben in unserm curiosen und in allen Wissenschaften nüzlichen Dollmetscher von dem Wein eine besondere Abhandlung gemacht, wodurch erwiesen wird, daß dessen Erfinder und erster Pflanzgärtner der Noa seye; und dabei angeführet, daß ein temperirter und nicht gar zu saurer Wein unter denen besten stärkenden Mitteln billich die Oberstelle verdiene, weil dadurch der Umlauf des Geblüts und die Ausdünstung vortreflich befördert, und der Magen so wol als der abgemattete Leib wieder gestärket wird; sonderheitlich bei denenjenigen, die kalter und feuchter Natur sind, viel sizen, und sich wenig bewegen. Dahingegen es denenjenigen, die zu übermäßig saufen, ein Gift ist, dessen Misbrauch in Heil. Schrift, als eine Mutter aller Laster und Verführerin von dem Weg der Seeligkeit ernstlich verboten worden, welches an sich selbst schon eine bekannte Sache ist. Gleichwie aber viele die Art, wie der Wein zubereitet wird, und die Kunst, wie derselbe öfters durch gewinnsichtige Leute und Weinhändler zu grossem Schaden der Gesundheit, öfters pflegt zugerichtet zu werden, noch unbekannt, dem gemeinen Wesen aber die Entdekung des Betrugs in allwege nüzlich und heilsam seyn mag, als wollen wir von ein als dem andern aus ein uns zugekommener Wochenschrift, so kurz, als möglich, folgendes Extractweise mittheilen:

Man pflegt sonst zu sagen: der Wein schmekt nie besser, als auf dem Weinberge; zum wenigsten findet man ihn da noch am reinsten, und dieses läst sich also begreifen: Der Most, wenn er im Keller oder nach anderer Gewonheit in einen Schuppen, der wol verwahrt, gefasset worden ist, pflegt manchmal stark zu brausen, nach dem die Witterung einfällt, und zwar so stark, daß er die Böden ausstöset und niemand um sich leidet, wie dann schon öfters einige Wengerter vor tod aus dem Keller getragen worden. Dieses kommt daher, wenn er gähret und man die Kuffen zu voll und die Kellerlöcher nicht offen hat. Wenn er alle noch in ihm gewesene Unreinigkeiten ausgegoren hat, wird er wieder gesellig und man kan alsdann die Spundlöcher mit hölzern Spunden zumachen, da man vorhero nur stroerne oder Steine brauchen müssen. Nach der Gährung gehet es dem Most wie den Mägdchen, wenn sie Weiber werden, er verlieret seinen Namen und wird Wein genennet. Diesen theilt man nun in jungen oder Füllwein, in mittlern oder in alten oder Firnewein. Der junge Wein heiset auch ein grüner Wein, und ist der Geschmak ganz angenehm, aber der Gesundheit sehr schädlich, und hierunter gehören die süsen Weine. Die mittlern Weine nach dem Alter sind bei nahe die Besten, nur daß viel zur Ausbrechung ihrer mittlern Jahre gehöret. Es fragt sich aber, wie es möglich ist, daß der Wein immer besser werden kan, da doch jährlich so viel Füllwein hineingekommen, und er nach der Zusammenrechnung des Ausgetrunknen und was sonst verlaufen, beinahe gar nicht mehr der Most von 1727. seyn könnte? Ich habe es schon manchmal bedacht und bewundert, und ich glaube, daß man die Güte und Stärke des Meisners und Rheinweins hieraus beweisen kan. Dieser Wein von dem 1727. Jahre ist überhaupt ein sehr guter Wein, und er hat sich so rar gemacht, wie unsere Ducaten. In ihn finden wir das alte Wort Costa völlig, und er hat in Colore, Odore, Sapore

pore, Tactu & Auditu seinen Werth: das ist: er hat eine schöne Farbe, guten Geruch, annehmlichen Geschmak, und weil er frisch ist, so rauscht er bei dem Einschenken. Indessen gibt es auch gute Weine, die diese fünf Eigenschaften nicht beisammen haben, und man darf nicht glauben, daß sie nothwendig vereint seyn müssen. Denn es sind einige in der Farbe weis und hell, andere mehr oder weniger gelb, andere bleich oder hochroth, andere dunkelroth und beinahe schwarz und so auch in dem Geruche, da einige einen durchdringenden Geruch wie der Rheinwein und der alte Meisner, der die Lebensgeister stärket, andere einen widrigen Geruch, einige gar keinen Geruch haben. Hier mus man sich überhaupt sehr in acht nehmen, und es wird wohl der beste Kenner betrogen, weil man dem Weine in allen fünf Eigenschaften durch gewise Kunstmittel helffen kan. Und wohl den Kieper, der ein wenig Chimie verstehet! Der bekannte Einschlag, welcher von Schwefel und unterschiedenem Gewürze gemacht wird, kan noch unter die unschuldigen Vortheile gerechnet werden, ob er gleich der Gesundheit sehr schädlich ist und man hier lieber Muscatnüsse brauchet, die eine zuträglichere Würkung thun. Das ist gewis, der Schwefel gibt dem Wein eine gewise Schärfe, die den gemeinen Mann auf die Zunge fällt und glaubend macht, als hätte er Kräfte, da er doch der Lunge sehr schadet, und die Hectic leichte verursachen kan, welches ein reiner Wein nicht thut, der ohne Schaden kan getrunken werden. Ich mus allezeit lachen, wenn ich eine Tafel hangen sehe, auf der wol zehnerlei fremde Weine stehen, und der gute Mann hat wol kaum von jedem einen Eimer, der ächt ist, und verkauft doch wöchentlich mehr als einen. Und ich möchte einmal eine Richterstube voll solcher Weinschenke sehen, die ein Juament über die Weine, ob sie alle rein, unverfälscht und wahrhaft wären, ablegen solten; ich möchte denn einen Mahler gleich bei mir haben, der die unterschiedenen und wunderlich verstellten Gesichter abmalte: das würde ein Meisterstük werden! Ich will nur eines gedenken, der Pontac ist sonst ein guter Magenwein, allein die Leute nehmen den schlechtesten Landwein darzu, und geben ihn die Farben mit Heidelbeeren oder Hollunderbeeren; und daß er die Schärfe bekommt, thun sie Alaun hinein, oder sie giessen in ein Fas 1. oder 2. Maas Franzbrantewein. Einige bedienen sich so gar der Silberglette, die doch höchst gefährlich ist, und das besonders in den Rheinwein. Ich erinnere mich noch wol, daß in einer berühmten Stadt ein Speisewirth seine Gäste viel Jahre lang mit dem Weine betrogen hatte; endlich fällt einem muntern und bedachtsamen Herrn Visitator ein, in den Umgeldbüchern nachzusehen, ob denn dieser Mann vor seine fremden Weine Umgeld entrichtet hat, und er findet keine; hierauf gibt es der ehrliche Visitator an. (Jener mus ihm einmal ein Glas Wein versagt haben.) Der grose Weinhändler wird vorgefordert, und da muste er mit Schande gestehen, daß er sie in seinem Keller selbst zubereitete. Und nun muste er sich zur Strafe bereiten. Ein solcher Betrug thut dem Lande allerdings viel Schaden, und bringt manchen ehrlichen Mann um seine Gesundheit. In Wien wurde vor einiger Zeit den Weinverfälschern ihr so fein zubereiteter Wein in die Donau gegossen. Der berühmte Herr Professor Krüger spricht in seiner Naturlehre von der oben gemeldeten Silberglette: Dieses ist eine Kunst, deren man sich mit nicht geringem Schaden der Gesundheit bedienet. Den der Bleizuker ist etwas, das der menschlichen Natur höchst schädlich ist. Er ziehet die kleinen Gefäschen zusammen, und weil dadurch die nöthige Zufliesung des Nahrungssaftes verhindert wird: so gehet es ganz natürlich zu, wenn auf den Gebrauch solcher verfälschter Weine eine auszehrende Krankheit und endlich der Tod erfolgt. Diesen Betrug anzuzeigen, giest man die Lauge des Auripigments unter den Wein; bekommt er nun davon eine schwarze Farbe: so ist es ein ohnfehlbares Kennzeichen, daß Silber-

glette darinnen befindlich seye. Es sollen auch warhaft die Aufseher hierinne ein wachsames Auge haben; doch was thut nicht ein Fäsgen Sekt? Hieraus können sie warnehmen, was man von den fremden Weinen der redlichen Kieper halten kan.

Wir schliessen übrigens dieses Capitel mit einer Anmerkung von dem Unterschied u. Güte der Wein, auf folgende Art, wie wir solches in dem oft-belobten curiosen Dollmetscher, angeführet haben:

Was für Schaden und Unheil allzuflüssige, oder allzu saure, oder gar zu hizige, oder starke, narcotische, und wie man zu sagen pflegt, Kopfzerbrechende Weine, wenn sie in Übermas hineingeschüttet werden, dem menschlichen Leibe zufügen können, ist leider am Tage. Süsse Weine machen viel Geblüte, und geben also Anlas zu denenjenigen Krankheiten, die aus der Vollblütigkeit herkommen. Dieselbe aber, die viele Säure mit sich führen, vermehren solche Maladien, die von der Säure ihren Ursprung haben. Insonderheit machen sie gar leicht einen Ansaz zum Stein, Mutter-Beschwerung, Hipochondrie, Podagra, bevorab bei Personen, die von Geburt, oder einer andern äuserlichen Ursachen wegen, bereits dazu geneigt seynd. Belanget die hizige Weine, (weil solche das Blut oder die Säfte in Bewegung bringen,) so vermehren sie bei jungen Leuten, sonderlich cholerischen Temperaments, die Hize ungemein, und machen viel scharfe Galle; daher sie leicht allerhand Blutflüsse, hizige Gallenfieber, krampfhafte Zufällen, Gliederschmerzen, auch wol zuweilen Convulsiones hervor bringen können. Endlich solcher Wein, der ein dunstiges, Kopf einnehmendes Schwefel heget, ist den Nerven zuwider und dem Kopf schädlich; daher bahnet er den Weg zu allerlei Hauptkrankheiten, als da sind Schwerigkeit des Haupts, Schläfrigkeit, Kopfweh, Lähmung, fallende Seuche und dergleichen.

Anmerkung vom Duelliren.

Die Alten hielten sehr viel auf das Duelliren, heut zu Tag hält man es vor infam; so verändern sich die Zeiten. Das leztere weiset des Herrn Roques moralische Betrachtung über das Duelliren, angesehen darinnen sowohl überhaupt als insonderheit gezeiget wird, daß ein Duellant ein Ungehorsamer und ein Aufrührer sey, und daß er die heiligsten Verbindlichkeiten, die ihm als einem Christen, als einem Bürger und als einem Soldaten obligen, breche; Ferner, daß er die Rechte der Freundschaft, Verwantschaft und Dankbarkeit bei sich nichts gelten lasse, sondern sich mit unrichtigen Vernunftschlüssen betrüge, als wenn seine wahre Ehre in den Händen anderer Menschen seye, als wenn es eine Schande sey ein Cartel auszuschlagen; ingleichen nicht betrachtet, daß er um eines kleinen Übels willen sich in ein weit grösseres stürzet, und sich ganz verkehrter Mittel zur Erreichung seines Zweks bedienet.

Der Elephant und die beherzte Mükke.

Ein kluger Elephant ging über eine Brükke,
Aus Vorsicht blieb er erst am Ufer scheu zurükke,
Indem er klug auf sie mit schwerem Rüssel schlägt,
Und mit dem Fus versucht, ob ihn die Brükke tragt.

Drauf

Drauf ging er drüber hin. Dis sah von fern die Mükke,
Sie naht sich vorsichtsvoll, wie er der alten Brükke,
Sties mit dem Stachel drauf, dann mir den zarten Bein,
Und dachte bei sich selbst doch noch zu schwer zu seyn.
Allein indem sie glaubt, frei drüber hin zu schreiten,
Läst sie ein dünner Spalt hinab ins Wasser gleiten,
Sie flattert schon halb tod, und stirbt, da sie noch sprach:
Ihr Mükken ahmt doch nie dem Elephanten nach! v. H.

Tabacscur.

Londen.

Folgende Erfindung einer besonders wolfeilen Cur, die durch die äusserliche Auflegung von Tabac und Johanniskraut ausgerichtet wird, ist in Londen von vielen dasigen Aerzten als ein bewährtes Arzneimittel angenommen, und verdienet daher, daß wir sie auch unsern Lesern, so wie sie der Autor selbst bekannt gemachet hat, mittheilen: " Wenn Tabac mit Esig oder Brandenwein in einer Mase zusammen gerühret, und in einem leinenen Beutelgen auf den Magen geleget wird; so verursachet solches ein starkes Erbrechen, und hat bisweilen in Wegschaffung der harten Geschwulst in der weichen Seiten unter den Rippen sehr gute Würkung. Ich weis ein Exempel, daß dadurch eine vollkommene Cur geschehen. Sie ist an einem alten Mann in Westindien vollzogen worden. Dieser schlief in freier Luft, wie die Nachtthaue fielen, worauf er mit einer Erstarrung seines ganzen Cörpers überfallen worden. Bald darauf erfolgte ein Purgiren oder Erbrechen, und wie das vorbei war, stellten sich alle Zufälle der gelben Sucht ein, die mit Geschwulst und Schmerzen unter den kurzen Rippen an der linken Seite verknüpft war. Der Schmerz verlohr sich in wenigen Tagen, aber die gelbe Sucht nahm zu. Er gebrauchte 5. Jahre lang allerlei Arzenei, aber umsonst bis ihn endlich ein Seewundarzt, durch Auflegung eines Teigs von Tabac, der durch Vermischung mit grünem Thee, Zuker und Cochenille unkenntlich gemacht war, auf das Epigastrium, und die Hypochondria völlig curirte. Diesen Teig legte er einen Monat lang täglich auf, und lies ihn etwan 5. Stunden lang liegen. So lange er darauf lag, brach der Patient sehr viele purulente Materie aus; wenn aber der Teich weggenommen ward, so hörte das Erbrechen auf.

Vom Ursprung des Hörnertragens, insonderheit an dem Haupte Alexander des Grossen.

Wenn man sich einen recht wol geplagten Mann vorstellen will, so bildet man sich denselben mit Hörnern ein. Und daher ist man begierig zu wissen, wie doch wol die Alten sich den grosen Alexander, der von Noth und Plage Zeit Lebens wenig mag erfahren haben, in solchem Zierrathe vorstellen können. Denn wir haben nicht nur alte Münzen und geschnittene Steine, darauf derselbe mit Hörnern zu sehen ist, sondern es bezeugen auch einige bewährte Scribenten, daß er ein Liebhaber von solchem Ornat gewesen seye. Der grundgelehrte

Cle-

Clemens von Alexandrien schreibet ausdrüklich, er habe sich von denen Künstlern mit Hörner abbilden lassen. Der gleichermassen in den Alterthümern wol bewanderte Athenäus meldet, daß er sich bisweilen unter anderm Schmuke auch Hörner habe anlegen lassen. Aus den obangezogenen Bildnissen ist auch wol wahrzunehmen, daß ihm die Hörner nicht aus der Stirne gewachsen, sondern, daß sie an einen besonders darzu verfertigten Zirkel gesezet gewesen, den man gleich einer Crone auf und abthun können. Solcher gestalt mus es wol damit eine andere Bewandnis gehabt haben, als wenn mancher vor Gram und Herzeleid Hörner auf dem Haupte wachsen. Es ist der Mühe werth, daß ich kürzlich untersuche, wenn und auf was Weise die Menschen zuerst zu den Hörnern kommen sind. Ohne Zweifel ist dieses anfänglich eine Tracht vor Kriegsleute und Helden gewesen: Denn sie hielten davor, daß man seinen Feinden noch eins so tapfer und schreklich vorkommen müste, wann man sich in die Haut und Hörner eines grimmigen und starken Thiers verkleidet hätte. Und die Natur konnte ihnen dieses auch leichtlich an die Hand geben, ohne daß man einen andern Lehrmeister darzu gebrauchet. Die ersten Helden hatten nicht nur mit den Menschen, sondern vornemlich mit den wilden Thieren zu streiten, als welche damals allenthalben über Hand genommen. Der Nimrod war der erste Tirann, zugleich aber auch ein gewaltiger Jäger. Die Thiere haben wegen ihrer Haut und Hörner einen grossen Vortheil zu ihrer Beschüzung vor den Menschen. War nun von diesen gleichwol ihr Feind erleget, so gab es die Vernunft, daß man sich auch zu seiner bessern Defension, besser natürlicher Wehr und Waffen bedienen könne, zumal die Kunst Stal und Eisen, und andere feste Materien zu dem Ende zuzubereiten noch nicht zu gange und gebe war. Und da es auch weiter nicht mehr an derselben fehlte, so behielte man doch noch lange Zeit solche von den Thieren entlehnete Rüstung als ein Zeichen der Bravour und Tapferkeit zu seiner wohl anständigen Zierde. Wir sehen dieses an den Teutschen und andern uralten kriegerischen Völkern, als welche in diesem Habit recht gepranget haben. Der Griechen ihr allererster Held, der Hercules, soll sich einer Löwenhaut bedienet haben. Viel alte Könige und Helden, ja der Alexander selbsten, haben sichs vor eine Ehre geschäzet, in der Tracht des Hercules auf ihren Münzen und sonst im Bildnis zu erscheinen. Ob man sich auch hernach schon eines stälernen Helms bediente, so muste derselbe doch mit der Haut von eines streitbaren Thieres Kopfe überzogen, oder wenigstens auf dieselbe Form mit Hörnern und andern dergleichen Zierrathen ausgearbeitet werden. Wie denn aus der Ursache solcher Aufputz des Helms, in denen noch heut zu Tag üblichen Wappen zu sehen ist. Dieses ist meines Erachtens der erste Ursprung der an den Menschen befindlichen fremden Hörner gewesen. Daß aber diese endlich auch mit ihren eigenen zu stolziren angefangen haben, das ist der Abgötterei, der Bildhauer und Mahlerkunst, der Poesie und dergleichen lügenhaften Professionen zuzuschreiben. Die Abgötterei, als die allerälteste unter ihnen, stellt die Götter nicht nur als Menschen und Thiere, sondern auch als Misgeburten vor. Wenn man hierinn subtil verfahren wolte, so muste das Gözenbild nur was weniges vor einer vernünftigen Creatur haben, und zum Exempel Hörner tragen. Die Mahler und Poeten giengen noch viel weiter: Da sezte der Diana dem Actäon, ihrem Amanten, nicht nur Augenblklich Hirschgeweihe auf, sondern verwandelte ihn noch dazu in ein wildes Thier, und lies ihn von seinen eigenen Hunden zerreissen. Und auf gleiche Weise haben durch die Invention eines schwazhaften Lügenmauls oft die ehrlichsten Damen ihre Männer zu Hörnerträgern machen müssen. Indessen finden wir, daß die ältesten Meister ihre Erfindungen gemeiniglich von den Thieren entlehnet, und ihnen bald den Kopf, bald die Füsse, bald die Flügel und sonsten was abgeborgt

haben. Was ists denn Wunder, wenn sie denen Menschen auch die Hörner bald in die Hand gegeben, bald gar auf den Kopf gesezet, ohne eben auf den obberührten ersten Ursprung derselben Acht zu haben. Wir finden hiervon herrliche Exempel bei denen alten Hebräern. Mich dünket, des Moses seine Hörner, die wir noch auf einigen alten Münzen sehen, seyn nichts anders als ein solcher Zierrath seines Hauptes gewesen. Und zu dieser Classe scheinen auch allerdings des Alexanders seine Hörner zugehören, doch so, daß sie auch mit andern Gattungen können einige Verwandschaft gehabt haben. Denn vor liebe lange Weile hat er sie wohl nicht aufgesezet, weil es ihm nicht an andern Königl. Schmuk und Cronen fehlte, er auch die Hörner nicht immer getragen hat. Hieraus erhellet nun, daß das Hörnertragen vor Alters eine Zierde gewest; Heutiges Tags aber in so weit abgekommen, daß sie nicht mehr sichtbar sind, und vor venerable gehalten werden.

Versuch, wie alle Arten der Früchte lange Jahre zu erhalten, ohne daß sie von ihren Eigenschaften etwas verlieren.

Aus einem Schreiben an den Sammler der Englischen Aufsäze, London, den 6. Decemb. 1746. übersezt.

Mein Herr!

Sie halten es fast für unmöglich, Früchte ein ganzes Jahr hindurch aufzubehalten, ohne daß sie das geringste an der Farbe, der Figur, dem Geruche, oder Geschmake verlieren. Ich glaube einen Weg erfunden zu haben, der ziemlich nahe dahin führet, welchen sie versuchen können, wenn es ihnen gefället: Nehmen sie ein gläsernes Gefäs, dessen Oefnung so weit ist, daß man die Früchte, ohne sie zu beschädigen, hinein thun kan. Troknen sie es ein wenig beim Feuer, sowol die inwendige Luft dadurch zu verdünnern, als auch die Feuchtigkeit wegzubringen, welche sich etwan an den Seiten des Glases aufhalten möchte. Alsdenn thun sie ihre Frucht hinein, die aber ganz gesund und rein, und weder zu grün, noch gar zu reif seyn mus. Vor allen aber sehen sie zu, daß sie nicht nas sey. Thun sie einen Stöpfel oder Dekel von Glas darüber, und versiegeln es hermetisch, so daß sie den Rand des Dekels und die Lippen des Dekels und die Lippen des Glases durch die Flamme eines Lichts zusammen schmelzen, daß sie beide nur einen Cörper ausmachen. Sezen sie dieses Gefäs an einen Ort, der weder zu kalt noch zu heis ist, als zum Exempel in einen tiefen Keller, dessen Luft mit der äussern wenig Gemeinschaft hat, und also das ganze Jahr hindurch fast unverändert bleiben kan. Von diesen Früchten, sage ich, daß sie gesund erhalten werden, ohne die geringste merkliche Veränderung zu bekommen.

Es ist bekannt, daß das Glas aus Asche gemacht wird, und es gehöret nicht zu meinem Vorhaben, Ihnen M. H. allhier den ganzen Proces zu erzehlen, welchen sie so wissen müssen. Die kleinen Theilchen davon haben eine irreguläre Figur, und enthalten viele lokere und schwammigte Salztheilchen. Wenn dieselben der stärksten Bewegung des Feuers unterworfen werden, so werden ihre Schärfen gebrochen, und ihre kleinen Flächen werden so glatt, daß sie sich einander fast an allen Seiten berühren können. Dem ungeachtet da die ätherische Materie sich allenthalben findet, und in einer beständigen Bewegung ist, und weil die flüsigen Theilchen der geschmolzenen Asche der Bewegung dieser Materie nicht wiederstehen können: so erhält sie zwischen denselben einen freien Durchgang, der aber so enge ist, daß weder die feinesten Luftkörperchen, noch der kleineste Atomus von keiner Materie, ausser der jezige-

dachten, durch diese kleine Oefnung dringen kan. Daher kommt es, daß das Glas durchsichtig ist, und von keinen andern Körpern, als den kleinen Lichttheilchen, durchdrungen werden kan.

Daher entsteht auch die Zerbrechlichkeit des Glases; denn weil es aus keinen rauhen Theilchen zusammen gesezet ist, die sich in einander fügen, sondern die nur blos, vermittelst ihrer Flächen, an einander verbunden sind, und noch dazu nicht einmal so genau, daß sie den Durchgang der ätherischen Materie hemmen können, so folget klärlich daraus, daß dieselben einer gar leichten Trennung unterworfen sind. Hieraus aber folget gar nicht, daß einige andere Körper ausser dieser Materie durch die kleinen Oefnungen des Glases dringen können; denn wir wissen aus der täglichen Erfahrung, daß auch die feinesten Spiritus in gläsernen Gefäsen sicher aufbehalten werden, wenn sie nur völlig und sorgfältig vermachet sind. Ja Dinge, die den durchdringendesten Geruch von sich geben, als Ambreöl, Elixir oder Spiritus vom Schwefel, und vom Pferdurin dünsten, wenn sie in einem hermetisch versiegelten Glase eingeschlossen sind, nicht merklich aus, wie sehr man das Glas auch schütteln, und durch solche Bewegung die eingeschlossene Materie erhizen mag. Wenn man in die Rinde eines grünen Cederbaumes schneidet; so kommt ein starker und durchdringender Spiritus in Gestalt eines Dampfes heraus, der aber dem ungeachtet die kleinen Löcherchen einer sehr dünnen christallenen Flasche, so mit zerschmolzenem Glase versiegelt ist, nicht durchdringen kan, so daß er auch nicht einmal dem Wasser in der Flasche das geringste von seinem Geruche mittheilet. Der Geruch, den die Cörper lebendiger Creaturen beständig von sich geben, ist gewis nicht der schwächeste, welches aus dem so geschwinden Riechen der Hunde erhellet. Ein gewiser Herr that daher ein Rebhun in ein dünnes gläsernes Gefäs, dieses vermachte er ganz dichte, und legte es in einen dunkeln Winkel des Zimmers. Hierauf lies er einen Hünerhund in das Zimmer, der lange genug darinn herum lief. Und dennoch merkte weder der Hund noch das Rebhun das geringste davon, daß sie einander so nahe wären.

Können nun die subtilen riechenden Cörperchen nicht durch die Löcherchen des Glases dringen, um so viel weniger werden die gröbsten Theilchen der Luft und des Wassers durch dieselben einen Eingang finden. Man hat zum Exempel eine Bouteille heis gemacht, dieselbe mit getroknetem und wolgestossenem Salze angefüllet, und hernach hermetisch versiegelt. Man hat diese Bouteille vierzehn Tage in dem Wasser eines Brunnen hangen lassen. Wenn man sie wieder herausgezogen, so hat man das Salz noch eben so troken und unverlezt gefunden, als es gewesen, da es zuerst in die Bouteille hineingethan worden. Ich will zwar nicht leugnen, daß es bei verschiedener Wiederholung dieses Experiments, sich zwei oder dreimal zugetragen, daß sich an der Seite der Bouteille einige Feuchtigkeit gefunden. Daraus folget aber noch nicht, daß dieselbe von aussen hineingedrungen: denn sonst würde alles über und über nas gewesen seyn. Es ist vielmehr daher gekommen, daß die Bouteille nicht heis genug gemacht, und die Luft nicht genugsam verdünnet worden, da denn die darinnen gebliebene Luft durch die Kälte des Brunnen in Wasser verdiket worden.

Diese Experimente, deren Warheit mir nicht verdächtig seyn kan, indem sie nicht nur von mir selbst, sondern auch von andern aufmerksamen Naturforschern gemacht worden, überzeugen mich, daß die äusserlich wirkende Dinge, als Luft, Dampf, Ausdünstungen, Wasser, und dergleichen, so die Verderbung und Auflösung der Cörper hauptsächlich verursachen, auf Dinge, die so dicht in einem Glase eingeschlossen sind, nicht wirken können.

Sie

Sie werden aber sagen, die Verderbung der Früchte entstehe von einer innerlichen Ursache, als von der Gährung ihrer Säfte, welche zwar durch die Wirkung der Luft, und die nitrösen, wässerigten und heterogenischen Cörperchen, so ihre Theilchen in ihren Höhlungen enthalten, vermehret würde; die aber doch noch nicht ganz und gar aufhöre, wenn man gleich einen Theil dessen, wodurch sie verursachet wird, wegnimmt. Uber dieses sey die Gährung weicher und zarter Früchte, als Kirschen, Erdbeeren, Hindbeeren, Corinthen, Johannisbeeren, Pflaumen, Feigen, Trauben, und dergleichen, ausserordentlich geschwind, und könne in diesen gläsernen Gefässen noch zufälliger Weise durch das natürliche Gewicht und den Druk dieser Früchte vermehret werden, als welche vermöge ihrer Lage gegen den Boden des Glases gerichtet sind, und daher nothwendig einander die Häute verlezen, sich vermischen und desto heftiger gähren müssen, weil weder Plaz noch Oefnung zur Ausdünstung da ist.

Diese Schwierigkeit scheinet alle vorige Betrachtungen über einen Haufen zu werfen. Ehe ich sie aber verlohren gebe, werde ich mich auf folgende Ursachen, Experimente und Muthmassungen gründen. 1) Wenn die Früchte einen gewisen Grad der Reife erlanget haben; so bleiben sie eine Zeitlang in solchem Zustande, wenn sie nicht zu der Zeit abgebrochen, und also der Wirkung der Sonne entzogen werden. 2) Wenn sie nachgehends anfangen zu gähren und zu verfaulen; so kommt dieses entweder von dem Druke, den sie sich einander geben, oder auch von dem Eindruke der aerischen, nitrösen und wässerichten Cörperchen. 3) Wenn dieses nicht so wäre, so könnten keine Früchte eine Woche lang aufbehalten werden. 4) In den südlichen Theilen Frankreichs hat man eine bequeme Art Weintrauben, so gar bis in den April oder Mai aufbehalten. Man schneidet sie bei schönem Wetter, und nimmt solche, die weis, nicht gar zu dichte an einander gewachsen, von gehöriger Reife und etwas gros von Trauben sind. Man hänget sie an einen schattigten Ort, wo sie so viel als möglich für die Wirkungen der Sonne und des Windes beschüzet werden: und wenn die Witterung nicht ausserordentlich feucht ist; so geschiehet es niemals, oder doch sehr selten, daß sie verfaulen: sie werden blos allmählig troken, und verlieren mit der Länge der Zeit ihren Geschmak.

Aus allem diesem ist klar, daß die Gährung der Früchte entweder von dem Druke, den sie auf einander haben, oder von der Würkung der Luft und der Sonne herrühre, und daß Früchte, so in einem hermetisch versiegelten Glase eingeschlossen, und an einem schattigten und gemäsigten Orte aufbehalten werden, blos der ersten Unbequemlichkeit unterworfen sind; so daß, wenn nur ein Oel könnte ausfündig gemacht werden, welches keinen Geruch oder Geschmak hätte, darinn die Früchte schwimmen müßten, und wenn alsdenn beides in ein auf obgedachte Art vermachtes Glas eingeschlossen würde, die Sache dadurch vollkommen würde ausgerichtet werden können: denn da ein solches Oel keine so dünne Theilchen hat, die in die Löcherchen der Früchte eindringen können; so würden die groben und fetten Theilchen desselben, die gedachten Löcherchen verstopfen, die Uberfliessung der Säffte und folglich die Gährung verhindern.

Indem ich dieses schreibe, erhalte ich von einem ansehnlichen Manne, der ein grosser Liebhaber von der Phisic ist, von einem merkwürdigen Experimente Nachricht, vermittelst welches er Fische ein ganzes Jahr frisch erhalten hat, nachdem er sie zuvor gereiniget, und in ein Glas mit Olivenöl angefüllet hinein gethan, welches hiernächst sorgfältig zugemacht worden, so daß weder das Oel, noch die Fische das geringste von ihrem Geschmake verlohren.

Um der Mühe überhoben zu seyn, das Glas hermetisch zu versiegeln, und die Gefahr zu verhüten, es beim Zuschmelzen zu zerbrechen; so würde es vielleicht schon genug seyn, die Fuge des Stöpfels und des Glases mit verschiedenen Lagen von Papier und Kitt zu vermachen; denn daß dieses zureichend sey, die Luft und Feuchtigkeiten abzuhalten, erhellet aus der täglichen Erfahrung der Chimisten, die in langhälsigten Bouteillen, so auf solche Art vermacht worden, nicht nur ihre Salze und Oele, sondern auch sogar ihre flüchtigsten und spirituösesten Feuchtigkeiten aufbehalten ꝛc.

Von der Staatsverfassung der alten Teutschen.

Es wäre eine grosse Schwachheit, wann sich jemand einbilden, oder bereden lassen wollte, daß die Staatsverfassung von Teutschland zu denen ältesten Zeiten eben so, wie zu denen Unserigen sey beschaffen gewesen. Nachdem man nicht gar lange vor Christi Geburt die Teutschen erst recht kennen lernen, bestunden sie in einer grossen Menge ganz verschiedener Nationen, welche theils inn- theils ausserhalb Teutschland wohneten, deren jedwede einen besondern Staat formirte, und mit denen übrigen wenig Gemeinschaft hatte, ausser, daß man an der Sprache, Lebensart und Sitten, ihren gemeinen Ursprung leicht erkennen konnte. Ihr zu der natürlichen Freiheit annoch allzusehr inclinirendes Temperament lies nicht zu, daß sie ein allgemeines Oberhaupt hätten annehmen und erdulten sollen. Und daher kam es auch, das man die Regierungsform bei denen mehresten teutschen Völkern Democratisch befand. Waren ja einige mit Königen oder Fürsten versehen, so wurde ihnen doch gar keine absolute Gewalt und Regierung zugestanden, sondern sie dependirten in den wichtigsten Verrichtungen von dem Rath und Versammlung des gesammten Volks. Im übrigen war der Staat bei denen meisten alten Teutschen Völkern dergestalt eingerichtet, daß solcher hauptsächlich auf die Erhaltung und Vergrösserung der Kriegsmacht abzuzielen schiene. Es war dieses auch kein Wunder, den anfänglich so waren die Teutschen bei ihrer ersten Ausflucht aus denen angenehmen Gegenden Asiens, allwo sich die Menschen nach der Sündfluth zuerst niedergelassen und ausgebreitet hatten, nach und nach in kalte und rauhe Länder und Wüsteneien gerathen, darinnen sie mit der Zeit nothwendig ein rauhes und wildes Humeur, und starke Neigung zu Krieg und Blutvergiessen bekommen müssen. Hiernächst so rukten sie, nachdem sie sich gewaltig vermehret und extendiret hatten, immer näher und näher an andere Völker von gleicher Gattung, die sich kein Gewissen machten, ihre Nachbarn ohne Ursach anzufeinden, zu bekriegen, und zu berauben. Mit diesen hatten sie genug zu schaffen, bis sie sich nach Teutschland durchgeschlagen. Auch hier wurden sie von denen angränzenden Barbaren beständig allarmiret, und in den Wafen ge-

gehalten. Als sie mit Fremden ziemlich fertig worden, so geriethen sie einander selber in die Haare, weil sie sich einmal zu dem Kriegsmetier so gewöhnet, daß sie darinnen ihr gröstes Vergnügen fanden. Viele teutsche Völker, denen es im Kriege oft geglüket, wurden hierüber hochmüthig und trozig, und waren auf nichts mehr bedacht, als wie sie die übrige unter ihre Botmäsigkeit bringen mögten. Endlich machten sich auch die Römer an sie, welche die Herrschaft der ganzen Welt im Kopfe führten. Demnach so konnte es nicht anderst seyn, die Teutschen, welche von Natur zum Kriege tüchtig und geneigt waren, musten das gröste Wohl, und die vornehmste Absicht und Interesse ihres Staats in einer ansehnlichen Kriegsmacht suchen. Daß sie es auch dabei nicht übel getroffen, hat der Ausgang sattsam gelehret, immassen sie nicht nur den Römern, welche schon die halbe Welt besieget, tapfern Wiederstand gethan haben, sondern auch diejenige gewesen sind, durch welche hauptsächlich das Römische Reich in dem Occident zerstöret und vernichtet worden. Es wird nicht undienlich seyn, wann man sich in einem kurzen Begrif vor Augen stellet, wie der alten Teutschen Sitten und Gebräuche grossen Theils auf diesen Endzwek abgerichtet gewesen, und man wird zugleich hierinnen die Ursache und den Ursprung vieler derselben wahrnehmen können. Man betrachte nur anfänglich ihre harte und strenge Auferziehung und Lebensart. Der Tacitus, welcher die löblichen Sitten der Teutschen seinen Landsleuten (die sonst auch auf das Kriegswesen mehr als alles Andere gesehen) gleichsam zu ihrer Beschämung vorhält, weis in Ansehung der Auferziehung keinen Unterschied zwischen Herren und Knechten zu finden, weil sich in der Jugend einer so schlecht als der andere behelfen, und auf der blossen Erde unter Küh und Schaafen liegen müssen. Die Muttermilch war der Kinder einzige Speise, von Säugammen wuste man gar nichts. Wie dann auch überhaupt der Teutschen ihre beste Kost in Milchwerk, Käse, Obst, (welches wohl den Römern nicht besser als unsere Holzäpfel mag vorgekommen seyn,) und halb rohen Fleisch und Wildpret bestanden ist. Die Völker, so um den Rhein gewohnet, und also auch die Teutschen, pflegten noch dazu die neugebohrnen Kinder in dem kalten Flusse zu baden, welches auch die Alten selbst fleisig practiciret. Ihre Kleidung war so beschaffen, daß sie kaum den halben Leib vor Kälte beschüzen und bewahren konnten. Welches alles dazu gedienet, daß die Leiber bei Zeiten abgehärtet, in völliges Wachsthum gebracht, und etwas auszustehen, angewöhnet wurden. Wie wir dann lesen, daß sie aus Hunger und Frost gar wenig gemacht haben. Nur konnten sie die Hize und Durst nicht eben so wol als die Italiäner vertragen. Welches nicht zu verwundern

ist, wenn man ihr kaltes Clima und grosse Statur in Betrachtung ziehen will, zu geschweigen, daß diese Begierde zum Trunk einiger massen von einer üblen Gewohnheit herrühret, welcher auch andere kriegerische Nationen sehr ergeben gewesen sind. Die übrigen pflegten sich sonst zu erfahrnen Leuten zu halten, von welchen sie in dem Kriegsmetier etwas zu lernen verhoffen. Wenn solches geschahe, so kriegten sie zuerst den Degen an die Seite. Es muste aber vorher bei öffentlicher Versammlung angebracht und untersucht werden, ob sie sich darzu geschikt befänden, oder nicht, und hierauf wurden ihnen mit besondern Ceremonien in eben derselben Versammlung die Wafen gereichet, welches bei ihnen nur immer mehr Hochachtung dazu erregte, und verursachte, daß andere desto begieriger nach solcher Ehre strebten. Hier konnte sich nun ein junger Mensch den Müssiggang gar leicht vertreiben, und derer damit verknüpften Laster wol entübriget leben. Die Wollust ist insonderheit der Tapferkeit sehr gefährlich, weil sie die Kräften des Leibs und Gemüths schwächet. Daher so wurde die Keuschheit vor andern Tugenden in grossem Werth gehalten. Frühezeitige Heirathen wurden nicht erlaubt, und je länger einer warten konnte, je mehr Ehre hatte er sich davon zu versprechen. Schritte man endlich zur Ehe, so war der erste Eintritt mit einer Ceremonie verknüpft, welche ein Zeichen des arbeitsamen und kriegerischen Lebens war, worinnen sich die Braut in Zukunft würde müssen schiken lernen. Denn es muste ihr der Bräutigam gleichsam zur Brautgabe ein paar Ochsen, ein gezäumtes Pferd, einen Spies und Degen zubringen. Sonst war auch dieses keine geringe Avantage vor die alten Teutschen, daß sie sich anfänglich gar keines Geldes bedienet noch aus Gold oder Silber etwas gemacht haben. Denn was vor Unheil hat nicht oft die allzugrosse Begierde nach Geld und Reichthum einem Staate zugezogen?

Betrachtungen über das Aufsteigen der Dünste.

1. Ich habe mir nicht vorgesezt weder alle Erfahrungen zu erzählen, die bei der Erzeugung der Dünste zu bemerken sind, noch alles dasjenige auszuführen, was ein Naturlehrer darüber denken kan. Meine Absicht ist blos, die vornehmsten Umstände, und das Wichtigste, was die Naturforscher davon behauptet haben, vorzutragen; wer eine vollständige Erkänntnis davon verlangt, wird sich aus Schriften helfen müssen, denen ich gegenwärtige Arbeit, wegen der Gränzen, so ihr gesezt sind, nicht gleich machen durfte.

2. Die gemeinste Erfahrung lehret, daß von einer gemessenen Menge Wassers, auch bei einer nur mittelmäsigen Wärme, in kurzer Zeit was merkliches abgehet; und niemand zweifelt, daß solches als Ausdünstungen in die Luft verfliegt.

3. Denenjenigen, so über diese Begebenheit nachgedacht haben, hat sich eine sehr natürliche Erklärung gleich bei dem ersten Anblike dargebotten, und dieselbe

selbe ist von grossen Naturforschern behauptet worden. Man stellt sich mit Rechte vor, daß in dem Wasser Luft befindlich, in die kleinsten Theilchen zerstreuet, und mit den Wassertheilchen aufs genaueste verbunden ist. Ein solches Lufttheilchen, das von einem Wassertröpfchen ringsherum eingeschlossen ist, breitet sich aus, wenn es erwärmet wird. Dadurch zwinget er das Wassertröpfchen, sich ebenfalls auszudehnen, welches aber wegen ihrer Zähigkeit zusammen, und die Luft zwischen sich eingeschlossen hält. Daraus entstehet eine Blase, von der diejenigen ein Bild, aber vergrössert vorstellen, die von Kindern aus Seifenwasser gemacht werden, und die man wenigstens als Erinnerungen der menschlichen Vergänglichkeit wird abgemalt gesehen haben, wenn man sich auf die Zeit nicht mehr besinnet, da man sie selbst gemacht. Ein Dunsttheilchen also ist nach den Gedanken dieser Naturlehrer ein Wasserbläschen, das aus einer zähen Haut, und einer darinn eingeschlossenen verdünnten Luft bestehet.

4. Die Gesetze, nach welchen flüssige Cörper vermöge ihrer Schwere wirken, zeigen bald, wie ein solches Bläschen in der Luft sich erheben könne. Ein Stük dichtes Glas sinkt in dem Wasser zu Bodē, in dem eine hole Glaskugel schwimmet. Die hole Glaskugel nemlich nimmt einen grossen Raum ein. Wenn man diesen Raum mit Wasser ausfüllte, würde solches mehr wiegen, als die dünne Glasschale, so die Kugel ausmacht, zusamt der Luft, die in ihr eingeschlossen ist, an Gewichte betragen. Unter diesen Umständen ist ausgemacht, daß die Glaskugel von dem Wasser in die Höhe getrieben wird. Man wende dieses auf die Dunstbläschen an. Ihr dünes Wasserhäutchen ist das, was vorhin das Glas war. Die verdünnte Luft in ihnen stellt die ordentliche Luft vor, so sich in der Glaskugel aufhält, und sie schwimmen also in der äusserlichen dichten Luft auf eben die Art, wie das Glaskügelchen in dem Wasser schwimmet.

5. Man begreift auf diese Weise leichte, wie die Dünste nur auf eine gewisse Höhe steigen können. Einerlei Glaskugeln werden sich tiefer in Wein als in Wasser sezen, und in sehr leichten Feuchtigkeiten vielleicht gar zu Boden sinken. Die Luft aber wird wegen ihrer elastischen Kraft immer dünner, je weiter sie von der Erde wegkömmt. Das Dunstbläschen also, das in der untern Luft, seiner Leichtigkeit wegen in die Höhe steigt, wird eine Gegend in der Höhe antreffen, wo die Luft, deren Raum daselbst annimmt, ihm am Gewichte gleich ist; daselbst wird es stehen bleiben, woferne sich die Luft da verdiket, noch weiter steigen; wo sie aber dünner wird, herabfallen.

6. Es ist nicht zu verwundern, daß eine so wahrscheinliche Meinung, bald grosse Männer eingenommen. Ich nenne unter diesen nur den Herrn von Leibniz, der im ersten Theile der Schriften der königl. preus. Societät der Wissenschaften dieselbe behauptet, und wider einige Einwürfe zu vertheidigen gesucht, und den Englischen Naturforscher, Derham, so die Dünste aus einem Beken mit heissen Wasser, mit dem Vergrösserungsglase, durch den Sonnenstrahl in einem verfinsterten Zimmer, als Kügelchen durchfahren sehen.

7. Wer etwas von einer Luftpumpe auch nur gehöret hat, dem wird gleich ein Versuch einfallen, der in Beurtheilung des bisher erklärten Gedankens, von besonderer Wichtigkeit seyn kan. Wenn das Wasser in einem Raume, woraus durch die Maschine die Luft so weit ist weggeschaft worden, daß der Rest keine empfindliche Wirkungen mehr haben kan; wenn, sage ich, das Wasser in einem solchen Raume eben so ausdünstet, wie in der freien Luft, so ist die vorige Erklärung falsch, oder wenigstens nicht für alle Ausdünstungen allgemein. Es ist daher kein Wunder, daß gewisse Naturlehrer die Ausdünstung in luftlehren Raume ge-

leu-

leugnet haben. Herr Krüger gehört unter dieselben, und er hat das Herze gehabt, darinnen Herr Hombergern zu widersprechen. Der Nuzen, denn dieser Widerspruch gehabt hat, ist gewesen, daß sich Herr Kraft dadurch bewegen lassen, den Versuch von neuem mit nöthiger Sorgfalt anzustellen. Er hat reines Fluswasser zuerst von aller Luft gereiniget, weil es sonst im luftleeren Raume Blasen wirft. Alsdenn hat er es in einem Gefässe, auf einer genauen Wage und mit andern Gewichten ins Gleichgewichte gebracht, unter die Gloke gesezt. Die Luft ist aufs sorgfältigste ausgepumpt, und zu widerholten malen, weil der Versuch gewähret, auch diejenige Luft wieder weggenommen worden, die etwa unterdessen hinein gedrungen. Nach zween Stunden und 16. Minuten hat man an dem Wasser einen Abgang von zwei und einem halben Gran bemerkt. Aus andern Versuchen aber läst sich schliessen, daß ohngefehr eben so viel, in eben der Wärme, in gleicher Zeit würde aus diesem Wasser in freier Luft ausgedünstet seyn. Woferne man bei diesem Versuche nicht Herrn Krafts Geschiklichkeit und Aufrichtigkeit in Zweifel ziehen will; so sehe ich nicht, wie sich die Ausdünstung im Luftleeren Raume, mit der vorhingegebenen Erklärung vergleichen lässet.

8. Man sezt eben diesen Gedanken noch andere Einwürfe entgegen. Herr Hausen giebt den Vertheidigern desselben zu bedenken, ob nicht bei anwachsender Hize, die Luft sich in diesem Bläschen so stark ausdehnen müsse, daß sie solche zersprengte, und also bei vermehrter Hize die Ausdünstung aufhörte oder schwächer würde, da doch die Erfahrung das Gegentheil lehret. Vielleicht würden sie hierauf antworten, daß der höchste Grad der Hize, die auch in kochend Wasser kan gebracht werden, nicht zureichend sey, die Luft bis zur Zersprengung der Gefässe auszudehnen. Es stehet ihnen allezeit sowohl frei, dieses, als den Gegentheil, jenes anzunehmen. Allein ich sehe nicht, wie sie so leichte auf andere Einwürfe, antworten werden. Wie geht es mit den Ausdünstungen aus Wasser zu, das von der Luft gereiniget ist? Sollten wohl die Ausdünstungen siedenden Quekssilbers, geschmolzener Metalle, auf eben die Art entstehen? Wodurch bleibt die eingeschlossene Luft so lange warm? Denn es ist klar, daß sie sich wieder zusammen ziehen mus, wenn ihr die Wärme entgeht. Und woher erhalten endlich die Dünste eine so grosse Kraft? Man bedient sich des Dampfes vom siedenden Wasser beim Schifbau, die härtesten Eichenbalken damit dergestalt zu erweichen, daß man ihnen die verlangte Krümmung geben kan. In dem papinianischen Topfe werden durch die Kraft der Dünste, die härtesten Knochen zerkocht; man sieht nicht, wie Bläschen, die in der Luft schwimmen, zu solchen Wirkungen Macht haben?

9. Mich deucht, diese Betrachtungen werden unsern Beifall von der erwehnten Erklärung zurük zu halten, triftiger seyn, als was ihr der Krazenstein im 37. und 56. Absaze seiner Abhandlung vom Aufsteigen der Dünste unter den überzeugenden Titel: Lehrsaz und Beweis, entgegen gesezt. Herr Wolf und andere mit ihm, haben sich die Sache so vorgestellt; weil das Wasser etwa achthundertmal schwerer ist, als die Luft bei uns; so darf das Wassertröpfchen nur in ein Dunstbläschen ausgedehnt werden, das tausendmal mehr Raum einnimmt, um in dieser Luft in die Höhe zu steigen, weil alsdenn die Luft, so in den Raum gienge, den dieses Bläschen einnimmt, schon mehr wiegen würde, als das Bläschen. Herr Krazenstein behauptet, die Luft breite sich von der Wärme, so die Ausdünstungen verursacht, nicht so weit aus. Wenn es ihm aber gefallen hätte, die Umstände, unter welchen ein solches Bläschen in der Luft schwimmen kan, durch eine sehr leichte algebraische Rechnung zu bestimmen, wie Leibniz am angeführten

Or-

Orte der Misc. Berol. und Herr Kraft im 37. Abs. seiner schon erwehnten Disputation, gethan; so würde er gefunden haben, daß eine solche Ausbreitung gar nicht nöthig ist, und daß man von diesen drei Dingen, von den Durchmessen der Luft im Wassertöpfchen, vor der Ausdehnung, und im Bläschen nach der Ausdehnung, und von der Dike des Häutchens, zwei auf unzählliche Art verändern, und daraus das dritte allemal bestimmen kan. Wie also dieser sein angeblicher Beweis wider einen solchen Grundsaz der Erklärung zernichtet ist, der bei derselben gar nicht nothwendig erfordert wird; so schliest der andere im 56. Abs. auch nicht schärfer. Weil die Luft in Wasser, aus dem man sie durch Kochen oder durch die Luftpumpe herausgetrieben hat, sich wider hinein zieht, so folgert er, daß sie auch durch das Wasserhäutchen des Dunstbläschens dringen, und die innere Höhlung desselben ausfüllen werde. Es ist aber wieder keine Folge, weil die Luft in die Zwischenräumchen ordentlicher Wassertheilchen dringt; so dringt sie auch in die Räume zwischen den Theilchen, die in einer solchen Haut ausgespannt sind. Diese Theilchen sind in Vergleichung der grössern Wassertröpfchen, die sich in Dünste verwandlen, was diese Tröpfchen gegen eine grössere Menge Wassers sind. Es sind die Theilchen der Theilchen, und sie verhalten sich also gegen das Wasser, so uns in die Sinne fällt, etwa wie sich die Theilchen des Salpeters gegen einen Haufen Pulver verhalten. Wenn man den Haufen Pulver mit dem Wasser vergleicht, so sind die Pulverkörnchen mit den Wassertröpfchen zu vergleichen, und die Theile des Pulverkörnchens stellen die Theile des Wassertröpfchens vor. Wäre es aber wohl erlaubt, von der Beschaffenheit, den Zwischenräumchen u. s. f. der Pulverkörnchen, auf diese Dinge bei den Theilen der Pulverkörnchen zu schliessen? und wird also wohl die Folge von den Zwischenräumchen der Wassertröpfchen, auf die Theilchen der Wassertröpfchen besser seyn?

10. Unter den Erfahrungen, so wir von den Dünsten haben, befinden sich verschiedene, die eine fortstossende Kraft anzeigen. Wenn man ein brennend Wachslicht unter die Gloke einer Luftpumpe sezt, und die Luft wegnimmt, so steigt nach seinem Auslöschen der Dampf viel gerader und schneller in die Höhe, als er in der Luft zu thun pflegt. Die Florentinischen Academici haben bemerkt, daß die Dämpfe aus heissem Wasser oder angezündetem Weingeiste, in der durch die Luftpumpe verdünnten Luft, nach einer eben solchen paraboliſchen krummen Linie gestiegen und wieder gesunken sind, nach welcher ein schwerer Cörper, so in einem leeren Raume geworfen wird, sich bewegt. Dieses und die bekannte elastische Kraft der Dünste, die ich auch im 8. Abs. bemerkt habe, scheinet darzuthun, daß die Dünste solche Theilchen der Cörper sind, die eine Kraft haben, sich von ihnen und von einander zu entfernen.

11. Man stelle sich also vor, daß in einem Cörper gewisse elastische Theilchen sind, deren Wirksamkeit durch die Kraft, mit der sie unter sich und mit andern Theilen zusammen hangen, gehindert wird. Das Feuer kan sie in Bewegung sezen, machen, daß sie wirken, an die andern Theile anstossen, und dadurch sich von ihnen absondern. Dadurch wird also die Materie eines solchen Cörpers sich in einen weiten Raum ausbreiten, und in Dunst verwandeln. In diesen Sazen wird nichts angenommen, davon man nicht unleugbare Beispiele in der Natur hätte. Was geschicht wohl, wenn ein Fünkchen Feuer in einen Haufen Schiespulver kömmt? Schwerlich läst es sich begreifen, daß so wenig Feuer durch seine eigene Kraft alle die Bewegung erzeugen sollte, die alsdenn entsteht; ohne Zweifel ist die Kraft, sich auszubreiten, schon in den Pulvertheilchen vorhanden

gewesen: Sie war gebunden, und das Feuer erregte nur eine Bewegung, dadurch sie die Freiheit zu wirken bekam. Auf eben die Art wird bei einem ausdünstenden Cörper das Feuer nur die gebundenen Theile losmachen, und in die Umstände sezen, daß ihre Kräffte sich wirksam zeigen können. Es ist ja ausgemacht, daß erhiztes Wasser eine ungemeine starke elastische Kraft zeige. Herr Hausen bemerkt, daß ein Wassertropfen, den man in einem Haarröhrchen an die Flamme einer Lampe bringt, mit einem Plazen zerstreuet werde. Eine eiserne Handgranate, in die man nicht eben allzuviel Wasser giest, sie alsdenn feste vermacht und auf glüende Kohlen legt, zerspringt mit eben dem Knalle und eben der Gewalt, als ob sie mit Pulver gefüllt wäre.

12. Dergleichen Gedanken hat Herr Hausen in seiner vorhin erwehnten Schrift angenommen. Wer dasjenige, was Herr Krazenstein im 41. Absaz seiner Abhandlung sagt, dargegen hält, wird leichte sehen, daß die Meinung, die er daselbst widerlegt, gar nicht die Hausenische ist. Herr Krazenstein will zeigen, daß die äusserſten Theile der flüsigen Materie, welche durch die Bewegung der Feuertheilchen in die kleinsten Theile aufgelöst ist, nicht mit so viel Feuertheilchen umgeben werden, daß sie in Verbindung mit diesen, leichter als die Luft würden, und deswegen in die Höhe stiegen. Niemals hat der Herr Hausen dieses behauptet, und Herr Krazenstein hätte also desſelben Meinung recht einsehen sollen, ehe er in seinem 42. Abſ. so reden wollen, als ob er die Hausi Theorie widerlegt hätte.

13. Rohault, Pardies, und andere, hatten schon behauptet, daß die Feuertheilchen ein flüßges Wesen in solche heftige Bewegung sezen können, daß die kleinsten Theile desſelben als Dünste in die Luft davon gingen. Herr Kraft giebt dieser Meinung Beifall, und mich deucht allerdings, daß sich alles, was man bei den Dünsten bemerkt, wenn man Herrn Hausens vorhin erwehnte Gedanken dazu nimmt, daraus wird erklären lassen. Um aber das Richtige darinnen vollkommen einzusehen, mus man überlegen, daß nicht die Erhebung der Dunsttheilchen, sondern blos ihre Absonderung, die Trennung ihres Zusammenhangs mit dem übrigen Cörper der Wärme zugeschrieben wird. Dadurch läst sich der Einwurf heben, daß die Dämpfe z. E. aus siedenden Wasser, fortfahren zu steigen, wenn sie schon ihre Wärme verlohren haben. Die Wärme trennete sie nur durch ihre Bewegung vom Wasser, und übergab sie der Luft, solche weiter fortzuführen. Es kömmt auch hier nicht darauf an, daß diese Dunsttheilchen schwerer als die Luft sind. Carthesius hat sich schon darauf berufen, daß der Staub, welcher im Gehen erregt wird, in der Luft hängen bleibt, ohngeachtet er aus schweren Theilchen besteht. Wenn man Bimsstein mit einem Messer schabt, siehet man die Stäubchen in der Luft herum fliegen, und ein kleines Wölkchen machen, bis sie durch ihre weitere Zerstreuung wieder unsichtbar werden. Die Luft kan also schwerere Cörper, als sie ist, mit fortführen; welches auch aus den gemeinsten Erfahrungen heftiger Winde erhellet. Wenn aber Dünste auch in ruhiger Luft hängen bleiben, da jezt erzählte Erfahrungen nur bei bewegter Luft sich zu ereignen scheinen; so ist zu bedenken, daß einmal die Luft, die uns ruhig scheint, für so kleine Theilchen, als Dünste sind, noch Bewegung genug haben könne; und daß man sich zweitens auch die Erhaltung der Dünste in der Luft auf eine andere Art vorstellen könne.

14. Es ist nämlich bekannt, daß schwere feste Cörper in leichtern Feuchtigkeiten schwimmen, wenn sie von denſelben in die kleinsten Theilchen sind aufgelöst worden. Ein klumpen Salz sinkt im Wasser zu Boden, aber er zertheilt sich bald durch

das

das ganze Wasser: und wie man da keinen Tropfen kosten kan, der nicht gesalzen ist; so folgt, daß überall Salztheilchen im Wasser herum schwimmen. Man kan also die Zertheilung der Dünste in die Luft sich als eine Art von Auflösung vorstellen, wo die Luft dasjenige thut, was in vorigem Falle das Wasser verrichtete. Selbst der Umstand wird damit übereinstimmen, daß das Feuer erstlich ungemein kleine Theilchen von den Cörpern absondern mus, sie dieser Gewalt der Luft zu unterwerfen. Die Erfahrung lehrt, daß die Auflösung nicht so gut, oft gar nicht, von statten geht, wenn die aufzulösenden Cörper nicht in kleine Stüken zertheilet sind. Es ist mir genug, dieses hier aus der Erfahrung anzunehmen, weil der Grund davon, wie er sich aus den Gesezen der anziehenden Kraft herleiten läst, zu erklären, mich zu weit führen würde.

15. Die Wärme kan die Ausdünstungen hervorbringen, entweder nur mit derjenigen Stärke wirken, wie sie im Sommer von der Sonne entstehet, oder sie kan noch heftiger seyn. Das Maas, wie weit Cörper von der Sonne erwärmet zu werden pflegen, sezt Herr Kraft im 50. Abs. auf den 100. Gr. des Fahrenheitischen Thermometers. Wenn nun z. E. das Seewasser, und das Blatt einer Pflanze, von der natürlichen Sonnenwärme ausdünstet, kan dieses eine natürliche Ausdünstung genennet werden, wie sie im Gegentheil gewaltsam heissen kan, wenn siedend Wasser ausdünstet. Es ist leichte, den Ursprung der gewaltsamen Ausdünstung nach dem vorhergehenden zu begreifen. Der ausdünstende Cörper ist bei derselben allezeit wärmer als die Luft, die ihn umgiebt. Die Wärme aber geht allemal aus warmen Cörpern in kältere: Sie wird also dieses auch hier thun, und die zärtesten Theilchen des Cörpers mit sich fortreissen. Da aber der erhizte Cörper zugleich die Luft um sich herum erwärmet, und hierdurch verdünnert; so wird die obere dichtere Luft dieselbe auf die Seite drüken, und dadurch die Ausdünstungen mit ihr ausbreiten, das übrige kan die Bewegung der Luft, und was vorhin bemerkt worden, verrichten.

16. Aber die natürliche Ausdünstung scheint mehr Schwierigkeiten zu zeigen, weil das, was ich vorhin von dem Übergange der Wärme in die kältere Luft gesagt, sich hier nicht anbringen läst. Man müsse versuchen, ob sich nicht eine Art erdeken liesse, wie wenigstens auf der Oberfläche eines ausdünstenden Cörpers unter diesen Umständen, eine grössere Wärme als in der übrigen Luft entstehen könne. Die Erfahrung lehret, daß flüsige Wesen von verschiedener Art mit einander vermischt, in ein Wallen gerathen, woraus Wärme, und öfters Feuer entsteht. Die Versuche von dieser Art, die man in Boerhavens Chymie findet, sind theils bekannt, theils zu weitläuftig, zu gegenwärtiger Absicht beschrieben zu werden. Da nun die Luft beständig mit Theilchen von allerlei Art erfüllt ist; so ist es leicht möglich, daß sie mit dem Wasser oder anderen flüsigen Wesen, über dessen Oberfläche sie sich zunächst befindet, in ein solches Aufwallen geräth, und dadurch Wärme verursacht, so die Ausdünstung hervorzubringen zureichend ist. Diesem Gedanken scheint vortheilhaft, daß die natürliche Ausdünstung eben wie das vorhin erwehnte Aufwallen, insbesondere bei flüsigen Cörpern, statt findet. Wenn die Ausdünstung aus andern kräftigern Ursachen entstehet, so wird dieses Aufwallen einen sehr geringen Theil davon sich zuschreiben können, hier aber kan es das Hauptwerk ausmachen. Dieses sind Herr Krafts Gedanken von der natürlichen Ausdünstung. Wie ich ihre Richtigkeit zu bestreiten nicht begehre; so deucht mich, daß man auch, was ich im 11. und 14. Abs. erwehnt, gebrauchen könne, sich diese Begebenheit begreiflich zu machen. Die durch die Wärme gelösten Theile eines Cörpers können von ihm fliehen; sie können von der Luft aufgelöst wer-

werden, wenn er gleich mit der Luft um ihn herum gleiche Wärme hat.

17. Herr Kraft hat bewiesen, daß dasjenige, was ich vorhin erzehlt, was mehr als eine bloße Erdichtung ist, die man nur, das Lehrgebäude zu unterstützen, annimmt. Joseph Acosta berichtet in seiner Geschichten von Westindien, daß in einigen Gegenden dieses Welttheils die Metalle von der mit Salze geschwängerten Luft so angegriffen würden, daß man sie mit Fingern zermalen könnte: und Varenius erzehlet, auf den Asorischen Inseln sey die Luft und der Wind so scharf, daß eiserne Platten dadurch in kurzer Zeit verzehrt und in Staub verwandelt werden. Selbst der Umstand daß die Winde wie bekannt ist die Ausdünstung befördern, bekräftiget diesen Gedanken. Die Wärme, aus der Vermischung verschiedener Feuchtigkeiten, dauret nur so lange, bis ihre Theilchen völlig unter einander gebracht sind. Wenn daher die Luft mit dem ausdünstenden Wasser eben so was thut; so wird es vortheilhaft seyn, daß immer neue Luft, deren Theilchen von neuem mit dem Wasser aufwallen, herzugeführet wird.

18. Einige merkwürdige, hieher gehörige Erfahrung Herrn Krafts, ist folgende: Das Wasser, und andere flüßige Cörper, dünsten stärker aus, je tiefer sie sind. Er hat zwei runde cylindrische Gefässe, von gleicher Weite, aber sehr verschiedener Höhe, mit Wasser völlig angefüllt, auf eine Wage gebracht, und dem leichtern Gefasse das erforderliche Gewichte zugelegt. Die ganze Zubereitung ist in ein Zimmer gebracht worden, dessen Wärme man beständig auf dem 56. Gr. des Fahrenheitischen Thermometers erhalten hat. In den ersten fünf oder sechs Tagen ist das tiefere Gefässe beständig leichter geworden, und hat also mehr ausgedünstet. Nach der Zeit aber hat es sich verkehrt, und die Ausdünstung aus dem tiefern Gefässe ist geringer gewesen. Zugleich hat er bemerkt, daß sich beiderseits auf der Oberfläche des Wassers ein dünnes etwas zähes Häutgen erzeuget. Der Versuch ist zu wiederholten malen eben so abgelaufen. Wer nicht so lange Gedult hat, kan statt des Wassers rectificirten Weingeist gebrauchen, wenn er das in einer halben Stunde sehen wird, was beim Wasser Tage erfordert. Muschenbröck hat nach Herr Krafts Berichte eben das erfahren.

19. Herrn Krafts Erklärung von dieser Begebenheit kömmt darauf an. Er stellt sich vor, daß auf den beiden Oberflächen dieser Gefässe, wegen der vorerwehnten Aufwallung, Wärme erreget werde. Der Kürze wegen, will ich dasjenige, indem das Wasser hoch stehet, das erste, und das, wo es nicht so hoch ist, das zweite nennen. Diese erregte Wärme breitet sich in beiden Gefässen durch das durch darinnen enthaltene Wasser aus, und da sie auf beiden Oberflächen, weil solche von einer Grösse sind, gleich stark ist; so wird eben der Grund der Wärme, der das viele Wasser im ersten Gefässe nur wenig erwärmet, die geringere Menge in dem zweiten wärmer machen. Aber, fährt Herr Kraft fort, in eine kältere Masse kan das Feuer nicht so leichte dringen, als in eine wärmere: Folglich werden in das kältere Wasser im ersten Gefässe weniger Feuertheilchen aus seiner Oberfläche hineingehen, als in das wärmere Wasser des zweyten Gefässes aus der seinigen: Also wird aus der ersten Oberfläche mehr Wärme in die Luft gehen, und folglich auch mehr Dünste mit sich fortführen, als aus der zweyten. Daher wird eine Zeitlang das erste Gefäs mehr, als das zweite ausdünsten. Nach und nach aber wird die Wärme in beiden Gefässen gros werden, also beiderseits gleichviel ausdünsten, und wenn es noch länger währt, sich die Sachen verkehren. Bei diesen Betrachtungen ist auch noch zu bedenken, daß etwas Wärme in die Gefässe selbst, und zwar mehr in das erste als in das zweite übergehet.

20. Gekochtes Wasser dünstet nicht so stark aus, als ungekochtes. Dieses kan daher rühren, weil durch das Kochen sowohl die subtilsten Theilchen des Wassers, als auch die Luft, einiger massen fortgetrieben sind. Denn da die Luft zu Erregung und Erhaltung der Wärme besonders nöthig ist; so wird da, wo sich deren weniger befindet, auch bei dem Aufwallen geringere Wärme entstehen. Hingegen Salzwasser wird deswegen weniger als süsses ausdünsten, weil jedes Tröpfchen davon, durch die anhängenden Salztheilchen schwerer gemacht; und also für eben den Grad der Wärme, der es sonsten forttreiben würde, weniger beweglich ist. Dabei ist das zu bemerken: daß, wenn das Meerwasser ausdünstet, die Salztheilchen desselben liegen bleiben. Herr Kraft vermuthet, daß dieses daher komme, weil die Salze des Wassers allezeit kalt machen, und folglich nur eine mit Wärme begleitete Aufwallung aus den wässerichten Theilen entstehen könnte, die von dem dabei befindlichen Salze noch gehindert werde.

21. Ich kan nicht leugnen, daß mir bei diesem Gedanken Herrn Krafts, das Salzwasser betreffend, ein Zweifel übrig bleibt. Ich bin noch nicht überzeugt daß es folgt: Die Salze machen das Wasser für sich kalt; also verhindern sie auch die Wärme, wenn gesalzen Wasser mit andern Dingen vermischt wird. Das Oleum Tartari per deliquium entstehet ja, indem ein Salz von der Feuchtigkeit in der Luft zerfliest: Und doch giebt diese Art von Salzwasser, unter saure Säfte gegossen, eine Wärme, die von gemeinen Wasser nicht zu entstehen pflegt. Die natürliche Cörper wirken in der Verbindung mit andern oft ganz anders, als man vermuthen sollte, wenn man ihre Wirkungen allein betrachtet. Vielleicht liesse sich der Grund, warum das Salz nicht mit in Dünsten fortgehet, von seiner zu grossen Schwere, oder vielmehr von der zu grossen Schwere des irdischen Wesens, welches bei ihm befindlich ist, herleiten. Ein Versuch, den Boerhave anführt, scheint dieses zu erläutern. Man nimmt Salz, es mag gegraben, gesotten, oder aus Pflanzen herausgebracht seyn, troknet es unbedekt über dem Feuer stark aus, und sezt es klein gestossen an die freie Luft, in einer gläsernen Schale. Von der Feuchtigkeit der Luft wird es aufgelöset, und man erhält also ein Salzwasser, indem sich ein Theil irdisches Wesen zu Boden sezt, welches zuvor im Salze nicht erschien. Man giest das Salzwasser sorgfältig ab, läst es ausdünsten, und sezt das zurükbleibende Salz wieder auf eben die Art an die Luft. Es zergehet wieder, und giebt einen neuen Theil Erde. Die vorige Arbeit öfters wiederholt, läst endlich nur irdisches Wesen zurüke, das von der Feuchtigkeit der Luft nicht zergehet, und also seinen salzichten Theil völlig verlohren hat. Darf ich aus diesem Versuche nicht den Schlus machen, daß in dem groben Salze, den wir diesen Namen beilegen, nur etwas weniges sey, das eigentlich Salz ist: ich will sagen, das sich im Wasser auflösen läst, (denn dieses ist das Merkmal, daran sich Salze von andern Dingen unterscheiden) und daß dieses Wenige mit einer grossen Menge schwerer irdische Theile so genau verbunden ist, daß es sich nur durch so oft wiederholte Arbeiten davon absondern läst. Und wenn also diese Last der irdischen Theile zu gros ist, bei der Ausdünstung mit gehoben zu werden, könnte man daraus nicht begreiffen, warum Salzwasser mit Zurüklassung seines Salzes, in die Luft verfliegt.

22. Ich fahre fort, noch andere Umstände, so man bei den Dünsten bemerkt hat, nach Herrn Krafts Anleitung zu erklären. Man hat gefunden, daß das Wasser, so von einer sehr grossen Höhe herunter fällt, beim Auffallen, in die zärtesten Dünste zerstreuet wird, nach der Erzählung der philosophical Transactions, fällt in Canada der Flus Niagara von einer Höhe von 156. Fus auf einen

Felsen herunter, woraus eine Wolke entsteht, die auf fünf Meilen sichtbar ist. Cauni hat eben dies bei dem italiänischen Fusse Velino bemerket, wo solcher einen Wasserfall von mehr als 150. Fus leidet: die Wärme hat dabei nichts zu thun: man sieht leichte, daß es auf die Gewalt ankömmt, mit der das Wasser auf die unten liegenden Steine anstöst.

23. Die gegebene Erklärung von den Ausdünsten, zeigt, daß solches desto geschwinder von statten gehe, je grösser die Fläche ist, so der Luft ausgesezt wird. Daher dünsten trokene Cörper, so weite Zwischenräumchen haben, z. E. Holz, Leinwand, u. d. gl. wenn sie befeuchtet worden, geschwinde aus, weil das Wasser in ihren Zwischenräumchen sich gleich in eine grosse Fläche ausbreitet.

24. Diejenigen, so auf die Wirkungen der Natur aufmerksam gewesen sind, haben gesehen, daß die Flüsse wenn sie des Winters gefrieren wollen, eine grosse Menge Dämpfe von sich lassen, so daß Bäche und sumpfichte Oerter um diese Zeit wie rauchend erscheinen. Herr Kraft hat dergleichen Nebel selbst, bei entstandener gählinger Kälte, auf dem Nevastrohme beobachtet, und die florentinischen Naturforscher haben befunden, daß dem von Luft gereinigten Wasser eben das widerfährt. Man kan, dieses zu erklären, eine Wärme annehmen, so auf die, im 16. Abs. beschriebene Art, auf der Oberfläche des gefrierenden Wassers entsteht. Aber auch, ohne diese voraus zu sezen, ist klar, daß, wenn das Wasser gefrieret, im Wärme entgehen mus, und diese Wärme Dunstitheilchen mit sich fortführen kan.

25. Die Ausdünstung im luftleeren Raume, wird sich daraus herleiten lassen, daß die Feuertheilchen, die in den Cörpern eingepreſt sind, wenn die Luft von aussen darauf drükt, sich losmachen, sobald dieser Druk der Luft abgenommen wird, und Dünste mit sich fortführen. Wie aus diesem Begriffe folgt, daß die Wärme einem Cörper im luftleeren Raume viel eher entgehen mus, als wo sie von dem Druke der Luft in ihm gehalten wird; so erhellet auch daraus, warum nach Muschenbröks Erfahrung ein Gefässe mit warmen Wasser unter die Gloke der Luftpumpe gesezt, anfänglich sehr stark ausdünstet; nachgehends aber immer weniger und weniger, je länger man auspumpet. Die Ursache wird seyn, weil dem Wasser die Wärme immer stärker entgeht.

26. Dieses sind die vornehmsten Betrachtungen, die sich bei den Dünsten machen lassen, und aus denen man das übrige, was die Naturforscher dabei angemerkt haben, leicht erklären kan. Ich habe dabei meistens Herrn Krafts Ausführung gefolgt, und ich würde diesen Aufsaz einen Auszug aus seiner erwehnten Schrift nennen, wenn ich nicht für diesen Namen zuviel andere Gedanken eingemischt hätte. Wer Herrn Krazensteins Abhandlung von den Dünsten damit vergleichen will: wird finden, daß derselbe im Hauptwerke eben diese Gedanken hat; obwohl alle Umstände bei den Dünsten zu erklären, noch einige Betrachtungen dazu müssen gesezt werden.

Untersuchung, woher es komme, daß die Thiere von Natur schwimmen können; dahingegen der Mensch solches erst mit Mühe lernen mus.

Aus einer Schrift, welche der Herr Bazin zu Strasburg unter dem Titel: Observations sur les Plantes et leur Analogie avec les Insectes, hat druken lassen. S. 29. bis 53.

Die alten Weltweisen würden ohnfehlbar in der Erforschung natürlicher Dinge einen viel geschwindern und siche-

sicherern Fortgang gemacht haben, wenn sie sich bemühet hätten, die Natur vielmehr zu untersuchen, als zu errathen; allein sie wollten eher andere lehren, als sie selbst durch die Erfahrung gelehret waren. Aus dieser Übereilung sind alle wunderliche Meinungen, so viele Worte, die mit keinem Begriff verbunden sind; Erklärungen, welche nichts erklären; und endlich so viele unverständliche Lehrgebäude entstanden, aus welchen sie ihre theoretische Philosophie zusammen gesezt haben. Gleichwohl haben diese Früchte der allein wirkenden Einbildung, viele Jahrhunderte hindurch, den ganzen Grund ihrer Erkenntnis ausgemacht, und die Bewunderung der Völker erworben, welche von einer solchen andächtigen Verehrung derselben eingenommen waren, die vermögender gewesen, die Vernunft zu unterdrüken, als zu erleuchten. Daher ist es gekommen, daß der Verstand der allermeisten einer so grossen Menge Irrthümer immerfort unterworfen bliebe. Es war keine leichte Unternehmung, die Finsternisse zu zerstreuen, welche die Wahrheit gefangen hielten: wir können daher diejenigen mit den Bezwingern fremder Länder vergleichen, welche die ersten gewesen sind, so sich unterstanden, über diese Schranken zu springen, die Vorurtheile anzutasten, und die Meinungen von der Natur der Dinge einer gründlicheren Untersuchung zu unterwerfen, von welchen man bisher geglaubet hatte, daß sie nicht dem geringsten Zweifel ausgesezet seyn. Hat man sich nicht fast einer Verwegenheit bedienen müssen, den Abscheu des Leeren, die Antipathien und Simpathien und viele andere leere Begriffe mehr anzugreifen? Hat man nicht eben so viel Herzhaftigkeit nöthig gehabt, an deren Stelle unwidersprechliche Wahrheiten einzuführen? Nicht ohne grosse Mühe und harten Widerspruch hat man endlich den Leuten die ungereimte Meinung aus dem Kopf bringen können, daß die Fäulung der Vater und die Muter einer unendlichen Menge lebendiger Wesen sey. Wir haben es blos der Gewohnheit zu danken, die wir seit einem Jahrhundert erlanget haben, zu sehen, daß die Weltweisheit täglich mit neuen Wahrheiten, durch Hülfe der Erfahrung, bereichert wird, daß wir ohne Widerspruch, und gleichsam ohne Bestürzung wahrgenommen haben, welchergestalt dasjenige, was unter dem Polarzirkel ein Pfund wieget, nicht so schwer sey unter der Mittagslinie. Man siehet den Sommer über die Ameisen mit unglaublicher Aemsigkeit Körner und Getreide, Gerste oder anderen Saamen, kleine Holzsplitter und Strohhälmlein nach ihren Haufen schleppen; man hat sich niemals lange bedacht, die Ursache dieser Vorrathssammlung anzugeben; schon seit drei tausend Jahren und länger hat man sich gänzlich überredet gehabt, daß sie das Holz und Stroh herbeibringen, ihr Magazin zu bauen, und die Körner, den Winter über davon zu leben. Wer dieses zu der Zeit unserer Voreltern geleugnet hätte, würde sich schreklichen Widersprüchen ausgesezet haben. Indessen ist gleichwohl wahr, daß die Ameisen, wie alles andere Ungeziefer, den ganzen Winter in einem tiefen Schlaf zubringen, und daß sie weder fressen, noch sich rühren, so lange selbiger währet. Dieses hat einer unserer neuern Weltweisen ganz neulich auf eine unwidersprechliche Art erwiesen. Wir stehen nun nicht mehr in Furcht, daß wir nicht Ehrerbietung genug gegen solche Fabeln tragen, welche sich durch ihr Alterthum ein Ansehen erworben haben. Es war zu dem Aufnehmen der Wahrheit nöthig, daß von einer Zeit zur andern Männer aufstunden, welche zweifeln konnten, und Herz genug dazu hatten. Den vernünftigen und vorsichtigen Zweifeln, welche nicht zurük gehalten worden, weder durch einige Achtung gegen die gemeine Vorurtheile, noch durch eine dumme Unterwerfung unter die Entscheidungen der Alten, solchen Zweifeln haben wir es zu danken, daß wir von einer unendlichen Menge Irrthümer befreiet worden sind, welche auf uns zu-

ren fortgepflanzet worden. Alles, was nicht auf die Erfahrung gegründet ist, hat nöthig, zum öftern auf das neue untersuchet zu werden. Hat doch oft die Erfahrung selbst nöthig, daß man sie durch andere Erfahrungen erweise. Wie viel mehr die Meinungen, welche nichts anders zu ihrem ganzen Beweis haben, als Wahrscheinlichkeiten, die durch die That selbst nicht dargethan werden können? Diese mus man manchmal wieder auf das Neue vornehmen: man kan sie nicht zuviel hin und her kehren, um sie auf allen Seiten zu betrachten. Die Wahrheit ist vielleicht nicht weit von uns entfernet; aber sie gehet der Gleichgültigkeit nicht entgegen: sie ergiebt sich nur denjenigen, die sie suchen: sie will, so zu reden, verfolget seyn. Die Materie, von welcher zu handeln ich unternommen habe, ist unter der Zahl derjenigen, welche auf das neue nachgesehen werden müssen, und über welche man sich bisher nur noch vorräthig erkläret hat. Die unterschiedene Meinungen darüber, in welche man sich vertheilet hat, lassen die Freiheit übrig, neue davon anzunehmen: es ist so gar nüzlich, solches zu thun, bis die Wahrheit sich hervor thue, und in derjenigen ehrwürdigen Gestalt darstelle, welche den Verstand beruhiget, und sich seines Beifalls bemächtiget. Ich will es also wagen, auch meine Meinung wegen der Frage zu eröfnen, welche so oft ist vorgelegt worden: **Woher es komme, daß die Thiere von Natur schwimmen können, und daß dem Menschen dieses Vermögen fehlet?**

Die von den meisten angenommene Meinung, ob sie schon auf keine philosophische Gründe gebauet ist, gehet dahin, daß die Thiere keines Schrekens fähig seyn, und daher in der Gefahr die Art von Nachsinnen behalten, welche die Natur ihnen verliehen hat; folglich sich nicht durch eine hizige Entschliessung übereilen, sondern leicht den sichersten Weg finden, der Gefahr zu entgehen; da hingegen der Mensch durch die Gefahr betäubet werde, die Beurtheilung verliere, und dasjenige nicht thue, was er thun solte, sich aus der Gefahr zu retten. Allein man kan nicht leugnen, daß die Thiere eben so wol des Schrekens fähig sind, als die Menschen, und daß man sie sehr oft in der Gefahr, in der Bestürzung, einen Entschlus fassen siehet, welcher ihnen schädlich ist; aber in unserm Fall siehet man nicht, daß ein Thier, von welcher Gattung es seyn mag, sich betrüge; Dieses hat die Naturforscher beweget, die Ursachen davon in der Natur, und nicht in willkürlichen Sázen, zu suchen. Sie schreiben, die Schwierigkeit zu schwimmen, welche der Mensch bei sich findet, und dessen Ungeschiklichkeit zu demselben der Schwere seines Kopfs zu. Sie sagen, daß unter allen Thieren der Mensch dasjenige sey, dessen Kopf am meisten voll befunden werde, und am wenigsten leere Höhlen habe, folglich als der dichteste Theil das schwerste Gewicht besize, dem ganzen übrigen Leib die gleiche Wage benehme, denselben nach sich ziehe, und zum untersinken zwinge: da hingegen ein Thier einen leichteren Kopf habe, wegen der grossen leeren Höhlen, die sich in demselbigen befinden, und dessen Leib sich über dem Wasser in dem vollkommensten Gleichgewicht halte, daher es denn komme, daß ihm das Schwimmen so leicht falle, wie wir an ihm sehen.

Borelli, welchem seine Abhandlung von der Bewegung der Thiere Anleitung hätte geben sollen, uns eine vollständige Erklärung dieser Erscheinung mitzutheilen, und der es auch besser als jemand hätte thun können, redet davon nur als im Vorbeigehen. Er hat dieses in zweien kurzen Capiteln, und auf eine so abgebrochene Weise gethan, daß man die Auflösung einer grossen Anzahl Schwierigkeiten nicht bei ihm findet, welche sich hervorthun, wenn man die Materie mit Aufmerksamkeit betrachtet. Da also die Frage noch nicht mit einer zulänglichen Ausführung

rung abgehandelt worden: so will ich mich bestreben, der Sache zum Theil ein Genüge zu thun.

Ich glaube, daß dieses Vermögen, ohne vorher gegangene Erlernung zu schwimmen, welches die Thiere besitzen, und dem Menschen versaget ist, herkomme 1) von der verschiedenen Zusammenfügung ihrer Leiber. Dieses ist auch die Meinung des Borelli. Das Schwimmen kömmt den Thieren leicht an, weil ihr Leib horizontalmäßig auf vier Füsse gesezet ist; der Mensch hingegen ist von Natur zum Schwimmen ungeschikt, weil sein Leib senkrecht nur auf zween Füssen stehet. 2) Weil die natürlichen Bewegungen, auf welche sich das Thier nicht erst besinnen darf, zulänglich sind, zu machen, daß es schwimmet, da hingegen eben diese Bewegungen den Menschen in den Grund des Wassers stürzen.

Ich will sezen, daß ein Mensch und ein Pferd zu gleicher Zeit, aber jedes besonders, in einen Flus fallen. Man weis, daß sich bei einem jeden Thier zwo Arten von Bewegung befinden, eine, welche der Beschaffenheit seiner Maschine gemäs ist, und die machinalische genennet wird, und eine, welche dem Willen und Nachsinnen unterworfen ist. In einer Gefahr, von welcher es überfallen wird, sind die ersten Bewegungen des Leibes blosse Wirkungen der Maschine.

Ein in das Wasser gefallenes Pferd findet keine Schwierigkeit, sich darinn zu rühren; seine erste Bewegung, welche die Furcht ihm eingiebet, ist diese, daß es sich umkehret, und wieder aufrecht auf die Füsse zu kommen trachtet, welches die Flüsigkeit des Wassers ihm leicht zu thun verstattet. In dieser Lage befindet sich sein Leib in seiner gewöhnlichen Stellung, er ist in einem vollkommenen Gleichgewicht, indem sich der Mittelpunct der Schwere in der Mitte des Bauchs befindet, und es fehlet ihm nichts weiter, als daß er oben gehalten werde. Die andere Bewegung, welche aus eben diesem Grund der Furcht erfolget, ist diese, daß es gehet, der Gefahr zu entfliehen; welche es wegen seines Falls empfindet. Es gehet also, als wenn es auf dem Lande wäre, in der Hofnung, oder in dem Vertrauen, Grund zu finden; und diese Bewegung allein ist zulänglich, zu machen, daß es schwimmet, und es wird auch dadurch über dem Wasser gehalten, indem ein schwimmendes und ein gehendes Thier die Füsse auf einerlei Art rühret; wenn einiger Unterscheid darunter ist, so ist gering, kommet nicht von dem Willen des Thiers her, sondern ist gleichfalls eine machinalische Wirkung, welche daher entstehet, weil sich das Wasser lange so leicht nicht zertheilen lässet, als die Luft.

Wenn ein Mensch ins Wasser fället, der nicht schwimmen kan; so nimmt er eben so, als ein Thier, die machinalischen Bewegungen vor, deren er gewohnt ist, und welche er gebrauchet, wenn er auf die Erde fället: allein es findet sich dabei eine grosse Ungleichheit; was das Thier rettet, bringet ihm den Untergang. Die erste Bewegung, welche er vollführet, wenn er auf den Rüken zu fallen kömmt, ist diese, daß er sich gegen den Grund umkehret, wie er auf dem Lande thut; die andere, daß er die Füsse in das Wasser streket, und den Grund damit suchet: hierauf greifet er mit den Händen vorwärts, damit er sich an dem ersten festen Cörper halten möge, den er antreffen kan. Findet er ungefehr in dem Grunde des Wassers einen Cörper, an dem er sich fest halten kan, so ist er dadurch noch wenig oder nichts gebessert; denn er weis nicht, was er hernach thun soll, weil wir vorausgesezet haben, daß er die regelmäsige und methodische Bewegungen nicht wisse, welche die Schwimmkunst ausmachen; wenn er sie auch schon nach der Theorie wüste, kan er sie doch nur sehr schlecht vollführen, wo er sich nicht darinn

geübet hat; seine Verwirrung wird noch vermehret, da er wegen Mangel des Athemholens den Tod vor Augen siehet. Daher entstehen alle unordentliche Bewegungen, welche ihn stürzen, und denjenigen ganz entgegen gesezet sind, welche er machen sollte, sich über dem Wasser zu halten. Solchergestalt sind die ersten blos machinalischen Bewegungen hinlänglich, zu machen, daß die Thiere schwimmen, wegen ihrer zu diesem Werke vortheilhaften Bildung. Aus der entgegen gesezten Ursache sind die ersten machinalischen Bewegungen, welche der Mensch vollstreket, die Ursache seines Verderbens.

Diese Gründe vorausgesezet, mus ich dieselbige auch beweisen, indem ich zeige, warum die Handlung des Pferdes, welche ihm zulänglich ist zum Gehen, auch zulänglich sey zum Schwimmen, und warum der Mensch genöthiget ist, andere Mittel zu erlernen.

Der Leib des Menschen, wie der Leib aller vierfüsigen Thiere, ist fast von einer gleichen Schwere mit einem eben so grossen Umfang Wassers; ich sage, fast gleicher Schwere, weil die Thiere ein wenig schwerer sind; aber dieses kleine Übergewicht ist ihrer Seits eine geringe Hinderniß, zu welchem sie leicht ein Gegengewicht finden. Herr Rohault sagt, daß ein Mensch, der in der Luft 138. Pfund schwer ist, in dem Wasser nur 8. Unzen wäge. Borelli gehet noch weiter: er behauptet, daß ein lebendiges Thier weniger wäge. Indessen, bis die Erfahrung diesen Streit entscheidet, werde ich nichts zu Wage sezen, wenn ich der Partei beifalle, welche mir am wenigsten vortheilhaft scheinet.

Wir können demnach ein Thier auf dem Wasser als ein schwimmendes Schiff betrachten, welches ein wenig zu schwer beladen, und in Gefahr ist, unterzusinken, wo es nicht eine geringe Bewegung oben hält, und verhindert, zu Grunde zu gehen. Ich will meine Vergleichung des Pferdes fortsezen: Man weis, daß es zween Füsse zugleich vorausgesezet, wenn es gehet; nämlich einen von den Vorderfüssen, und einen von den Hinterfüssen, aber von den beiden unterschiedenen Seiten, welches ihm sein Gleichgewicht erhält. Ich habe gesagt, daß es im Wasser gehe, welches es nicht thun kan, ohne das Wasser durch seine Füsse mit Macht zu zertheilen: in dieser Lage ist es wie ein Schiff mit Rudern, wenn diese an den beiden Seiten des Schifbauches befestiget wären, und senkrecht in die Oberfläche des Wassers giengen. Sie liegen freilich daselbst nicht so vortheilhaft, als diejenigen, welche wir auf den Bord unserer Schiffe sezen, deren Mittelpunct ihrer Macht ausser dem Wasser ist, und die von oben nach unten in dasselbige geschlagen werden; doch liegen sie vortheilhaft genug, das Thier oben zu halten, und zu machen, daß es auf dem Wasser treibet, und vorwärts kommet. Da die vierfüsigen Thiere nicht bestimmet sind, dieses Element zu bewohnen; so hatten sie nicht mehr Hülfe nöthig, als die zulänglich war, zu verhindern, daß sie nicht darinn umkommen, und ihnen das Vermögen zu verschaffen, über die Flüsse zu sezen. Sie haben alles, was hierzu nöthig ist.

Demnach dienen einem Thier, welches im Schwimmen begriffen ist, seine vier Füsse an statt zweier paar Ruder, deren ein paar nach dem andern gezogen wird. In der Absicht dieser Vergleichung könnte man mir den Einwurf machen, daß, wenn unsere Ruder gegen eine Oberfläche des Wassers, welche zur Stüze gedienet hat, das Schiff vorwärts zu schieben, stark angedrüket haben, wir dieselbige aus dem Wasser in die Höhe ziehen, um sie weiter vorne wieder in das Wasser zu schlagen, und einen neuen Stüzepunct zu ergreifen; aber die Füsse der Thiere, wenn sie als Ruder betrachtet werden, haben diesen Vortheil nicht: sie

sind

sind ganz und beständig in das Wasser eingetauchet; woraus erhellet, daß sie genöthiget sind, eben so viel Wasser vor sich wegzustossen, wenn sie sich fortsezen wollen, als sie hinter sich treiben, wenn sie sich wieder zurük ziehen, den Leib fortzuschieben. Da aber diese beiden Kräfte gleich sind, und die eine so stark hinter sich, als die andere vor sich, arbeitet, so können sie nichts anders, als eine Unbeweglichkeit, wirken. Gleichwohl aber sehen wir, daß die Thiere im Wasser fortrüken, und im Schwimmen einen Weg hinter sich legen.

Ich antworte, daß man die Auflösung dieser Schwierigkeit bald finden werde, wenn man ein gehendes Thier, und noch besser, wenn man ein schwimmendes Thier nur ein wenig betrachtet; denn so wird man sehen, daß es nicht wahr sey, daß diese beiden Kräfte gleich sind. Wenn ein Pferd zween Füsse vorwärts sezet, so hebet, bieget, und folglich verkürzet es dieselbe; demnach ist die Oberfläche des Wassers, welche sie zu zertheilen genöthiget sind, nur dem Durchmesser eines gebogenen Flusses gleich: aber wenn eben diese Füsse sich niederlassen, eine der vorigen widrige Bewegung zu machen, und das Wasser hinter sich wegzustossen, so streken sie sich aus, verlängern sich, und drüken gegen eine Oberfläche Wassers an, welche ihrer ganzen Länge gleich ist. Da also diese leztere Bestrebung einen viel längern Stüzepunct hat, als die vorhergehende, so mus sie auch diese überwiegen, und verursachen, daß das Pferd einen Weg zurükleget, welcher sich nach dem Ubermaas ihres Durchmessers verhält.

Mich dünket, daß ich die Mechanic deutlich genug aus einander gewikelt habe, durch welche ein Thier schwimmet, und sich in dem Wasser forthilft. Nun müssen wir auch sehen, wie und wodurch es sich ein wenig über der Oberfläche desselben halten kan. Die Stösse der Füsse eines schwimmenden Thiers schlagen das Wasser in einer schrägen Richtung, weil sie es durch einen Stos schlagen, der in einem Zirkel gegen den Bauch des Thieres zurük gehet. Aus einem Stos, der in dieser Richtung gegeben wird, entstehet eine Kraft, die sich in zwo andere zertheilet; die eine, welche horizontal ist, dienet zu machen, daß das Thier vorwärts gehet, wie wir eben gesagt haben; die andere, so es unter dem Bauch schläget, und senkrecht ist, erhebet es gegen die Oberfläche des Wassers. Diese Stösse nun und diese Erhebung unterstüzen den Leib des Thiers, und verhindern denselben, daß er nicht in den Grund des Wassers sinke. Das Thier kan nicht umkommen, als in dem Fall, wenn die Müdigkeit es verhindert, Wasser genug in Bewegung zu sezen, um demselben solche Stösse zu geben, welche vermögend sind, das Thier oben zu halten.

Aus dieser Mechanic siehet man, daß die Herzhaftigkeit des Thiers keinen Theil hat an seinem Vermögen zu schwimmen; denn wenn es zum erstenmal schwimmet, so ist sein Vorhaben nicht, solches zu thun; es gedenket alsdenn nur zu laufen, und der Gefahr zu entfliehen, worinn es sich befindet. Wenn sein Kopf nach dem Verhältnis schwerer wäre, als des Menschen, würde er ihm doch keine Hindernis verursachen, wenn nur das Gewicht nicht über ein gewises Verhältnis gienge. Man kan leicht eine Erfahrung hievon anstellen; es ist nicht schwer, den Kopf der Thiere mit einiger Last zu beschweren, welche man schwimmen lässet. Auf dem Lande siehet man alle Tage zusammen gespannte Ochsen, deren Kopf mit ihrem Joch beschweret ist, über die Flüsse sezen.

Wenn ein Mensch, welcher nicht schwimmen gelernet hat, in das Wasser fället; so ist kein Zweifel, daß er eben so gut: als die Thiere, von Natur würde schwimmen können, wenn er seinen Leib

in einer senkrechten und festen Stellung halten, und in derselben die Füsse vorwärts bringen könnte. Geschikte Schwimmer thun dieses oft zu ihrer Lust. Wir kennen ein ganzes Volk, welches nicht anders schwimmet, nämlich die Hottentoten. Man sehe, was Herr Kolbe, in einer guten Beschreibung, die er uns von dem Vorgebirge der guten Hofnung gegeben, von ihnen saget: Man mus gestehen, daß sie, (die Hottentoten) die besten und kühnsten Schwimmer sind, die ich jemalen gesehen habe. Ihre Art zu schwimmen hat so gar etwas Wunderbares an sich, und ich weis kein Volk, welches sich auf gleiche Weise dazu anschiket. Sie schwimmen ganz aufrecht; ihr Hals ist ganz über dem Wasser, wie auch ihre Aerme, welche sie in die Höhe ausstreken; sie bedienen sich der Füsse, vorwärts zu kommen, und sich in ein Gleichgewicht zu sezen; aber ich habe niemals wissen können, wie sie selbige rühren. So viel ist gewis, daß sie sehr geschwinde fortkommen. Sie sehen mit den Augen nieder, und haben fast eben die Leibesstellung, als wenn sie auf dem festen Lande giengen. Allein diese Leibesstellung ist einem Menschen unmöglich, welcher sich nicht geübet hat, sich darein zu sezen, weil die Bewegungen des Wassers, und die Ungewisheit seines Leibes, welcher in einem flüsigen Cörper immer hin und her wanket, ihn alle Augenblik aus der senkrechten Richtung bringen, und wider seinen Willen vorwärts oder hinterwärts umziehen. Daher ist er genöthiget gewesen, ein anderes Mittel zu suchen; aber dieses andere Mittel bestehet in keinem Geschik, welches ihm von der Natur gegeben worden: es war bei dem ersten, der es ausgeübet hat, eine Wirkung des Nachdenkens, und eines oft wiederholten sinnreichen Hin- und Hertastens: er stellte sich anfänglich vor, daß er seinen Leib in eben diejenige Stellung bringen wolle, in welcher der Leib der Thiere ist, das ist, ihm eine horizontale Lage geben, und ihn über dem Wasser ausstreken; in dieser Stellung hat er sein Gleichgewicht viel leichter gefunden. seine Füsse und Aerme hatten nichts anders zu thun, als Bewegungen zu machen, die dienlich waren, ihn oben zu halten, und bei der Menge und der Mannichfaltigkeit der unterschiedenen Bewegungen, welche er versuchte, hat er diejenige kennen gelernet, welche zu seinem Vorhaben die bequemsten waren.

Diesem nach ist die Art zu schwimmen des Menschen von derjenigen sehr unterschieden, deren sich die Thiere bedienen; die Gestalt seines Leibes und die Lage seiner Glieder erfordern solches. Es ist nicht nöthig, die Bewegungen eines schwimmenden Menschen zu beschreiben: sie sind bekannt genug; eben so wenig will ich mich in ausführliche Vorstellung dieser Mechanic einlassen; ich könnte dabei nichts anders thun, als dasjenige widerholen, was andere gesagt und geschrieben haben. Es ist genug, daß sie gezeiget haben, daß dieses eine Kunst ist, die man lernen mus, und mit Regeln versehen ist, welche mit unsern natürlichen Bewegungen nichts gemeines haben.

Es ist kein Wunder, daß diese Bewegungen demjenigen fremd sind, welcher niemalen schwimmen gelernet hat; dieses ist der einzige Fall, der im Leben vorkommt, in welchem man Gelegenheit hat, selbige auszuüben. Daher hat man nöthig, sie zu lernen, und sich durch oft wiederholte Handlungen zu denselbigen zu gewöhnen. Diesem nach, wenn ein Mensch auch mit dem standhaftesten Muth in der Gefahr versehen wäre, wenn man ihm die gröste Herzhaftigkeit zugestehen wollte, wenn er der Furcht weniger unterworfen wäre, als der Weise, welchen Horaz beschreibet, so mus er doch ohnfehlbar ertrinken, wenn er die nöthige Lehrzeit in der Schwimmkunst nicht ausgehalten hat.

Man

Man könnte mir einen Einwuef machen, welcher dem Schein nach sehr stark ist, und auf welchen ich folglich antworten mus. Man siehet oft, daß gute Schwimmer sich durch solche langsame und gelinde Bewegungen über dem Wasser halten, welche nicht vermögend zu seyn scheinen, die Wirkung hervor zu bringen, so als die einzige Ursache angegeben wird, warum sie über dem Wasser bleiben können.

Die Antwort auf diese Schwierigkeit wird nicht allein meine Muthmassungen bestärken; sondern mir auch Gelegenheit geben, zwo Handlungen der Schwimmer zu erklären, welche bemerkt zu werden verdienen.

Man siehet Schwimmer, welche sich über dem Wasser halten, ohne daß sie sich zu rühren scheinen, zum Exempel diejenigen, welche auf dem Rüken schwimmen; aber ihre Unbeweglichkeit ist nur scheinend, und die wahre Bewegung, welche sie geben, ist zwar schwach, aber von einem beträchtlichen leeren Raum begleitet, welchen sie auf eine fast machinalische Weise zuwege bringen, und welcher ihre eigene Leichtigkeit um ein grosses vermehret.

Ich will damit anfangen, daß ich diesen leeren Raum zeige, welcher sich zu allem Glük an einem solchen Ort des Leibes befindet, daß er diesen im Gleichgewicht halten kan. Wenn sich ein Schwimmer auf den Rüken legen will, so hält er vor allen Dingen den Athem an sich. Doch thut er dieses nicht, ohne daß er zuvor die Vorsichtigkeit gebrauchet, die Luft an sich zu ziehen, und sich damit anzufüllen. Es ist eine bekannte Sache, daß, wenn man die Luft in die Lunge ziehet, welches das Athemholen genennet wird, die Brust sich erhebet, und das Zwerchfell niedergedrüket wird. Dieses vermehret den Umfang des Leibes mit einer Höhle, welche nur mit Luft angefüllet ist, und folglich die Leichtigkeit des Leibes vermehren mus.

Man kan ausrechnen, wie weit diese Vermehrung der Leichtigkeit gehen kan. Wir haben oben gesagt, daß nach dem Bericht des Herrn Rohault das Gewicht eines menschlichen Leibes insgemein das Gewicht eines gleichen Umfangs von Wasser nicht mehr, als acht Unzen übergehe. Wenn man demnach das Gewicht gleich machen will, so kommet es nur darauf an, daß man den Umfang unseres Leibes mit einem anderen leeren Cörper vermehre, welcher so viel Plaz einnehme, als acht Unzen Wasser. Nun sind acht Unzen Wasser ohngefehr zwölf Cubikzollen gleich. Wir wollen also sehen, ob die Brust durch Athemholen ihren Umfang mit einer Höhle vermehren könne, die zwölf Cubikzollen gleich ist. Borelli hält dafür, daß man durch ein mittelmäsiges Athemlassen 18. bis 20. Cubikzolle Luft (dieses sind römische Zolle, und den königlichen bei nahe gleich) aus der Brust treibe. Wenn man sie ausgetrieben hat, so müssen sie auch wieder hineinkommen; folglich vermehret man die Brust bei einem mittelmäsigen Athemholen auf 18. bis 20. Zolle. Der Herr Jurin treibet dasjenige, so aus dieser Erfahrung herauskommet, viel weiter. Nach einer Erfahrung, die er an sich selber gemacht hat, schäzet er die Menge Luft, welche durch ein gelindes Athemlassen in einer Zeit von drei Secunden aus seiner Lunge herausgehet: 40. Cubikzollen gleich; durch ein stärkeres Athemlassen, so in einer Secunde geschiehet, 125. Zollen: und endlich durch das stärkste Athemlassen, so ihm nur möglich war, 220. Cubikzollen. Da wir aber keine solche genaue Ausrechnung, noch so starke Kräfte nöthig habe, will ich mich an die Meinung des Borelli halten, welche nicht so viel Verwunderung erweket, als die Meinung des Doctors Jurin.

Die Brust vergrössert sich also, dem Borelli zufolge, durch ein mittelmäsiges

Athemlassen auf 18. bis 20. Zolle; welches mehr als hinlänglich ist, der Schwere von acht Unzen Wasser das Gegengewicht zu halten, welche einem Umfang nur von zwölf Zollen gleich ist. Auf diese Weise machet der leere Raum, welcher in der Brust entstehet, wenn sie sich erweitert, eine grössere Höhle aus, als nöthig ist, den Leib über dem Wasser zu halten. Wenn dieser leere Raum ohnunterbrochen fortwähren könnte, so hätte der Mensch keine Bewegung nöthig, um über der Oberfläche des Wassers liegen zu bleiben: da man aber nicht lang aushalten kan, ohne frische Luft zu schöpfen, und Athem zu hohlen; so thut der Schwimmer zu der Vergrösserung seiner Brust eine andere Bewegung, welche ihm gleichfalls zu statten kommet, und so viel Zeit verschaffet, daß er frei Athem holen kan. Er streket seine Hände flach über dem Wasser aus, und drehet sie in einem kurzen Raum horizontal rund herum; durch dieses Mittel machen sich die Hände und der Vorderarm, indem sie beständig ihren Plaz verändern, über dem Wasser einen Stüzepunct, der, wie schwach er auch scheinet, hinlänglich ist, den Leib oben zu halten, bis ein zweites Athemschöpfen vollbracht ist.

Die andere Handlung der Schwimmer, von welcher ich versprochen habe, Rechenschaft zu geben, ist diese. Jedermann weis, daß ein Mensch, wenn er niedersinket, und bis an den Grund des Wassers gekommen ist, nur einen kleinen Stos mit dem Fus gegen den festen Grund thun darf; so kommet er ohne andere Hülfe alsobald wieder in die Höhe; wenn er aber den festen Grund nicht treffen kan; so nimmet ein Schwimmer, der sich wohl auf seine Kunst verstehet, seine Zuflucht zu einem andern Mittel, welches sehr artig, und nicht genug bemerket worden ist. Ich seze, daß er sich in einer ziemlichen Tiefe des Wassers befinde, in welcher er merket, daß er die Erde nicht erreichen könne. Er leget anfänglich seine beiden Hände vor sein Gesicht, und an die Höhe seiner Stirne, so, daß die Flächen der Hände auswarts kommen; hernach hält er seine beiden Vorderärme senkrecht, und lässet sie zur Rechten und Linken hin und her gehen, nämlich also, daß diese beiden Theile des Arms, indem sie sich in dem Ellenbogen, als in einem Angel, rühren, mit den beiden offenen Händen, und den an einander liegenden Fingern fertig zween kleine Theile eines Zirkels vor der Stirne beschreiben; als wenn er das Wasser wegtreiben wollte, welches er auch wirklich thut, und aus diesen den Wasser gegebenen Stössen entstehet eine sonderbare Kraft, deren ein Theil den Schwimmer in die Höhe bringet.

Man könnte mir noch einen Einwurf in Ansehung der Thiere machen, von welchem ich gesezet habe, daß sie nicht anders, als durch die Furcht zum Schwimmen unterrichtet werden. Allein die Wölfe, die wilden Schweine, die Hirsche und viele andere schwimmen über die Flüsse, ohne daß sie von einer andern Ursache dazu angetrieben werden, als ihre Nahrung und die Nothdurft ihres Lebens zu suchen. Die Natur hat die Thiere zu der Lebensart unterrichtet, zu welcher sie selbige bestimmet hatte. Denjenigen, welche geschaffen sind, in den Gehölzen und Ebenen herum zu irren, war es zuträglich, daß sie über die Flüsse und Ströme kommen können; diese Schranken, wenn sie solche nicht hätten überschreiten können, würden ihr herumschweifendes Leben in einen allzu engen Raum eingeschlossen haben. Die Hinde und die wilde Sau, welchen ihre Jungen folgen, wirft sich zuerst in den Flus: die kleine ihr folgende Familie wird durch ihr Beispiel beherzt gemacht, sie wirft sich nach ihr gleichfalls hinein, und weis in einem Augenblik alles, was sie wissen mus.

Auszug

Herrn Paul Rolli, Mitglieds der königl. Gesellsch. der Wissenschaften zu London, aus einer italiänischen Schrift, die Ihro Wohlehrw. Herr Joseph Bianchini, Präbendar zu Verona, von dem Tode der Gräfin Cornelia Zangari und Bandi, zu Cesena herausgegeben hat.

Die Gräfinn Cornelia Bandi, eine Dame von 62. Jahren, war an einem Tage so wohl und gesund, als sie sonst zu seyn pflegte; des Nachts aber, bei dem Abendessen, merkte man, daß sie träge und schläfrig wurde. Sie stund daher auf, und begab sich zu Bette. In demselben brachte sie noch drei Stunden und länger in vertraulichen Gesprächen mit ihrem Kammermägdchen, und theils im Gebette zu; endlich schlief sie ein, und die Thüre wurde verschlossen. Des Morgens merkte das Mägdchen, daß ihre Frau nicht zu der gewöhnlichen Zeit aufwachte; es gieng daher in die Kammer, und rief dieselbe. Weil sie aber keine Antwort von sich gab: so besorgte dasselbe, es möchte ihr etwas Schlimmes wiederfahren seyn, und machte das Fenster auf. Da erblikte es dann den Cörper ihrer Frau in diesem erbärmlichen Zustande:

Vier Fus von dem Bette lag ein Haufen Asche, nebst beiden Beinen, vom Fus bis auf die Knie unbeschädiget, und nach die Strümpfe daran. Zwischen diesen lag der Gräfin Kopf: das Gehirn, die Hälfte von dem Hirnschädel des Hinterhaupts, und das ganze Kinn war zu Asche verbrannt; und unter dieser fand man drei Finger angelaufen. Alles das Übrige war Asche, und diese hatte die sonderbare Eigenschaft, daß sie, wann man sie in die Hand nahm, eine schmierige und stinkende Feuchtigkeit darinn zurük lies.

Man bemerkte auch, daß die Luft in dem Zimmer, dik mit Rus angefüllet war, der in derselben herum flog. Eine kleine Oellampe war mit Asche bedekt; es war aber kein Oel darinn. Zween Lichter stunden auf dem Tische in ihren Leuchtern aufrecht: der blosse Tocht war übrig geblieben; das Unschlitt aber war weggeschmolzen und verschwunden. Etwas Feuchtigkeit lag um den Fus der Leuchter herum. Das Bett hatte keinen Schaden bekommen, nur die Deke und das Leilach waren auf einer Seite geworfen, als wenn jemand aus demselben aufgestanden wäre, oder sich hätte hineinlegen wollen. Alles Geräthe, so wohl als das Bett, waren mit einem feuchten und aschfarbigen Rufe überstreuet; dieser war in einen Schubladenschrank eingedrungen, und hatte sogar das Leinenzeug daselbst schmuzig gemacht. Ja, der Rus war auch in die anliegende Küche gekommen, und hatte sich an die Wände, Küchengeräthe und Geschirre angehänget. Aus der Speisekammer nahm man ein Stük Brod, das mit diesem Rufe überzogen und schwarz geworden war, und hielte dasselbe verschiedenen Hunden vor; es wollte es aber keiner fressen. In dem Zimmer darüber hatte man wahrgenommen, daß an dem untern Theile der Fenster eine schmierige, ekelhafte, gelblichte Feuchtigkeit herab flos; man roch auch daherum einen Gestank, man wuste aber nicht, wo er herkam. Man sahe auch den Rus in der Luft herum fliegen.

Noch ein besonderer Umstand ist anzumerken: Der Boden in der Kammer war mit einer klebrichten Feuchtigkeit so dik überzogen, daß man dieselbe nicht wegbringen konnte; und es breitete sich auch der Gestank mehr und mehr durch die übrigen Zimmer aus.

Anmerkungen.

Es ist unmöglich, daß durch etwan einen Zufall die Lampe einen solchen Brand hätte verursachen können.

Man

Man hat auch keinen Grund, eine übernatürliche Ursache hiebei anzunehmen.

Die wahrscheinliche Ursache ist daher der Bliz. Da dieser nach der gewöhnlichsten Meinung nichts anders ist, als eine schwefelichte und salpeterische Ausdünstung aus der Erde: so ist dieselbe, nachdem sie sich in der Luft entzündet, durch den Schorstein oder durch die Rizen der Fenster hineingefahren, und hat diesen Brand angerichtet. Alle oben erwähnte Wirkungen bestättigen dieses; denn die zurükgebliebenen schmuzigen Theilchen sind die gröbsten Theile des Blizes, die entweder zu Asche verbrennet sind, oder sich in eine klebrichte und harzigte Materie verdiket haben. Daher ist es kein Wunder, daß die Hunde das Brod nicht fressen wollten; nämlich wegen der Bitterkeit des Ruses, und des Schwefelgestanks, der sich darinn aufhielte. Die dünne unfühlbare Asche von dem Cörper der Gräfin ist ebenfalls ein Beweis davon: denn nichts, als ein Bliz, konnte eine solche Wirkung vorbringen.

Man saget, es sey kein Knall dabei gewesen. Allein, es kan wohl seyn, daß einer dabei gewesen ist, und daß ihn die Leute nicht gehöret haben; weil sie in einem tiefen Schlafe lagen. Ausserdem hat man auch Blize gesehen ohne Knall, dergleichen jedermann sehr oft bemerken wird.

Dieses ist die ganze Erzählung. Hierauf halte ich es für dienlich, dasjenige anzuführen, was in der Vorrede davon gesagt worden ist.

In den copenhagner medicinischen und philosophischen Geschichten, die der berühmte Thomas Bartholin im Jahre 1673. herausgegeben hat, lieset man im zweiten Bande, 211. S. 118. Num. eine andere dergleichen Begebenheit, die derselbe mit folgenden Worten erzählet:

Eine arme Frau zu Paris pflegte drei Jahre hindurch häufig Weingeist zu trinken, so daß sie sonst kein Getränke genos. Dadurch bekam ihr Leib eine solche verbrennliche Eigenschaft, daß sie einmal in der Nacht, da sie auf einem Strohlager schlief, ganz und gar zu Asche und Rauch verbrennete, ausgenommen die Hirnschale und die äussersten Theile der Finger.

Johann Heinrich Cohausen erzählet diese Begebenheit in einem Buche, daß im Jahre 1717. zu Amsterdam gedrukt ist, unter dem Titel: Neu angezündetes Licht in der Materie von dem Phosphorus; und im ersten Theile, 92. S. führet er noch weiter an: daß ein polnischer Edelmann zu den Zeiten der Königinn Bona Sforza, nachdem er zwo Schalen mit Brantewein ausgetrunken, Flammen von sich gebrochen habe, und von denselben verbrennet worden sey.

Anmerkungen.

Eine solche Wirkung kan weder durch die Oellampe, noch durch ein anders Licht verursachet worden seyn: denn das gemeine Feuer, wenn es auch ein ganzer Haufen ist, verbrennet einen Leib nicht in einem solchen Grade; und es würde dasselbe die Sachen in der Kammer angegriffen haben, die weit verbrennlicher sind, als ein menschlicher Leib. So scheinet es auch, daß es nichts dergleichen gewesen sey, was man insgemein für einen Bliz hält; denn es war an dem Orte kein schwefelichter noch salpetricher Geruch zu spüren; ingleichem waren keine schwärzlichten Måler an den Wänden zu sehen, das sonst lauter Kennzeichen des Blizes sind, wie der genaue Beobachter natürlicher Begebenheiten, der berühmte Boyle, dieselbe angemerket hat. Wenn es aber auch kein rechter Bliz gewesen ist: so ist er doch ganz gewis von derselben Art gewesen.

Einis

Einige haben geglaubet, im Grunde unter dem Zimmer könne wohl eine Schwefelerde gewesen seyn. Wenn man aber auch dieses zugiebet: was folget denn daraus? Ich weis aus der Erfahrung, daß selbst in den Schwefelgruben einige Knappen umgekommen sind: allein blos durch Erstikung, die von einem plözlichen häufigen Dampfe entzündetes Schwefels verursachet wurde; niemals aber auf die Art, das sie zu Asche verbrennet worden wären. Die Knappen haben mir an dem Orte selbst gesaget, daß diejenigen von ihnen, die ums Leben gekommen, blos durch eine starke salpetrichte schwefflichte Ausdünstung erstikt worden seyn; keiner aber so, daß er vom Feuer getötet worden wäre.

Der vorhin gedachte Schriftsteller erzählet: als er einsmals aus Neugier in die Schwefelgrube bei Montefiascone gegangen, und nicht weit mehr von der Stelle gewesen sey, da die Knappen den Schwefel gegraben; so habe ihn einer, der mit seiner Ladung hinaus gefahren, gewarnet, er sollte nicht weiter gehen, denn er könne entweder von dem Geruche, oder von einem plözlichen Dampfe, grossen Schaden nehmen. Und als er wieder heraus in die freie Luft gekommen; so habe ihm derselbe gesaget: etliche Tage zuvor seyen drei von seinen Mitknappen, da sie in ihrer Arbeit begriffen gewesen, mausetod zur Erde gefallen, und zwar von einer gewaltsamen Erstikung, die von einer starken Ausdünstung eines harzigen Rauches entstanden, der an dem Orte, da sie gegraben, mit Gewalt ausgebrochen sey. Dergleichen traurige Zufälle sind in solchen Gruben nur allzugemein; er habe aber niemals gehöret oder gesehen, daß einer von ihnen verbrennet sey.

Hieraus folget: wenn die Blize eine solche Wirkung haben; daß alsdann der Brand ursprünglich von ihren salpetrichten, und nicht von ihren schwefflichten Theilen, herrühre. Denn, wenn die Luft, die in dem Salpeter sehr enge eingeschlossen ist, (nicht aber in dem Schwefel,) entweder durch ihre eigene ausdehnende Kraft, oder durch eine andere Ursache, in Bewegung gesezet wird; so verursachet dieselbe die Flamme des Blizes, die alles zu Asche verbrennet und verzehret.

Ich habe, fähret derselbe fort, die berühmte Schwefelquelle gesehen, die eine (italiänische) Meile von Pozzoli lieget, und deren Petronius Arbiter erwähnet. Ganz am Ende des flachen Landes ist eine Grube flüsiges Schwefels, dessen kochende Aufwallungen zehen bis zwölf Fus hoch steigen. Diese flüsige Materie verzehret das Fleisch an allen Leibern; die Knochen aber greifet sie nicht im geringsten an. In unserm Falle waren sogar die Knochen zu Asche verbrennet; und dennoch war der Rok nicht einmal beschädiget. Es war auch kein Schwefelgeruch in der Kammer zurük geblieben.

Alles dieses führet derselbe an, um die Meinung eines Studenten zu Ravenna zu widerlegen, der behauptete, daß unterhalb der Kammer ein Schwefelgrund seyn müsse. Er gründete diese Meinung darauf: Es sey nemlich in demselben Hause, in einem Zimmer, nicht weit von demjenigen, darinn die Gräfinn verbrennet sey, eine grosse Menge Hanf in Brand gerathen; ohne daß man ausfindig machen können, wie es zugegangen sey: ingleichem sey ein Stük des Palastes plözlich eingefallen, ohne daß ein Erdbeben verspüret worden. Alles dieses habe muthmaslich von einer Schwefelerde unten im Grunde hergerühret. Allein, die angeführten Umstände erweisen dieses noch nicht. Vielmehr, wenn ein Schwefelgrund daselbst wäre, so müste man den Gestank davon in denen dämpfigen Tagen, da der verdriesliche Südwind wehet, nothwendig riechen: indem die Schwefelgruben alsdann auf eine grosse Weite sinken. Ausserdem thut der

Schwefel keine solche Wirkung, daß er einen Leib in eine zarte, unfühlbare Asche verwandelte.

Die Meinung des Verfassers.

Das Feuer wurde in den Eingeweiden des Leibes verursachet, durch entzündete Ausdünstungen des Blutes derselben; durch Säfte und Gährungen in dem Magen; durch die vielen verbrennlichen Materien, die in lebendigen Leibern zu verschiedenem Gebrauche des Lebens häufig anzutreffen sind: und endlich durch die feurigen Dämpfe, die aus den Überbleibseln des Weingeistes, Branteweins, und andere hizige Getränke in der zottigen Haut des Magens und andern fetten Häuten aufsteigen. In diesen Häuten (wie die Chimisten anmerken) zeugen die gedachten Geister eine Gattung eines Kamphers, der bei Nachtzeit im Schlafe, bei vollem Athmen, und Einziehen der Luft, in stärkere Bewegung gesezt, und folglich geschikter gemacht wird, in Brand zu gerathen.

Beweise.

Das Fett ist eine öliche Flüssigkeit, die durch die Drüsen der Fetthaut von dem Blute abgesondert wird. Es ist von einer leicht verbrennlichen Eigenschaft, wie die gemeine Erfahrung zeiget.

Unser Blut hat eben diese Eigenschaft; ingleichem auch unser Fluswasser und unsere Galle. Alle diese Sachen, wenn man sie durch die Kunst troknet, lassen sich durch Annäherung des mindesten Feuers anzünden, wie Weingeist, und verbrennen zu Asche. (Man sehe die 171. Bemerkung des 10. Jahrs, von den Tagbüchern der Deutschen:)

Eine solche Auftroknung der Materien kan auch in unserm Leibe durch das Trinken abgezogenen Branteweins und starker Weine veranlasset werden; wie Herr Litre bei der Zergliederung einer Frau von 45. Jahren angemerket hat, in der Geschichte der königlichen parisischen Academie der Wissenschaften, von dem Jahre 1706, 23. S. Diese Wirkung kan noch öfters erfolgen, wenn der Weingeist mit etwas Kampher vermischt ist. Denn dieses Gummi ist nichts anders, als ein hoch abgezogenes Oel. Wann nun die schweflichen Theilchen desselben, nachdem sie durch die Gährung verdünnet worden, von den beständigen und salzigen Materien abgesondert werden: so lassen sie sich leicht in Bewegung sezen, und verwandeln sich, indem sie durch die Luft hinfahren, in Feuer und Flammen.

Ferner: ohngeachtet die Salze, die sich in den Thieren und Pflanzen befinden, natürlicher Weise nicht geneigt sind, sich zu entzünden: so tragen sie doch öfters viel dazu bei, sonderlich, wann eine starke kochende Gährung dazu kommt. Von dieser Ursache wissen wir, wie es zugehet, daß zwei mit einander vermischte flüssige Dinge, ohngeachtet dieselben dem Anfühlen nach kalt sind, ein flammendes Feuer hervorbringen.

Becher entdekte diese wunderbare Erscheinung zuerst, indem er Vitriolöl und Terpentinöl mit einander vermischte. Borrich brachte hierauf eben dieses zuwege, durch Vermischung des Terpentinöls mit Scheidewasser: endlich auch Herr Tournefort, indem er Salpetergeist und Sassafrasöl zusammen gos; ingleichem Herr Homberg, mit eben diesem sauren Geiste, und dem Oele, und den besten Auszügen aus allen würzhaften indianischen Kräutern. Ja Herr Homberg bezeuget, daß man mit einem gewissen kalten Wasser Stüke losgefeuret habe; in der vorhin angezogenen Geschichte der Academie der Wissenschaften, von 1710. 66. S.

Es hat nicht den geringsten Zweifel, wie durch eine starke Gährung ein Pulvervorrath, Scheunen, Papiermühlen und Heuschober öfters in Brand gerathen sind.

Die

Die sauren Theilchen in unserm Leibe sind sehr genau mit den fetten und ölichten Theilen vereiniget; ja, alle unsere Glieder haben eine grosse Menge Oel und Saures in sich. Was ist es denn Wunder, daß sie sich entzünden können? Wie Herr Homberg wohl anmerket, in der erwehnten Geschichte 1712. 1717. von der 13. bis 31. Seite, da derselbe anführet, daß alle unsere Glieder sehr vieles stinkendes Oel und flüchtiges Salz in sich haben, und daher leicht verbrennlich seyn.

Wir müssen nicht vergessen, hiebei zu erinnern, daß die Zähne aus sehr vielen kurzen Röhren, die Knochen aber aus langen zusammengesezet sind; daher auch diese leichter verbrennen. Malpighi bemerket auch, daß die Knochen eine fette ölichte Materie in sich halten.

Nach allem diesem wissen wir, daß die Unschlittdrüsen über den ganzen Leib her zerstreuet sind; ingleichem, daß eine ölichte Feuchtigkeit manchmal mit einem salpetrichten, schwefelichten Geruche aus unserer Haut ausdünstet. Dieser schreibet D. Blancard den ganzen Kriegslauf der Säfte zu.

Eine grosse Menge verbrennlicher Materie, die in einer starken Anzahl Zellen aufbehalten wird, lieget in dem Neze.

Man mus ferner die ungemein grosse Menge Ausdünstungen in Betrachtung ziehen, die aus unserm Leibe gehen. Sanctorius hat angemerket, daß von acht Pfund Essen und Trinken in einem Tage, ungefehr fünf unvermerkt ausdünsten; wenn man diejenigen Dünste dazu rechnet, die bei dem Athem mit aus dem Munde gehen, und an einem Spiegel in Tropfen gesammlet werden können, davon in unserm curiosen Dollmetscher viele Anmerkungen abgehandelt worden: ingleichem, daß die Nacht hindurch gewöhnlicher Weise 16. Unzen Harn ausgeworfen werden, 4. Unzen wohlausgesäugter Koth durch den Stuhlgang, und noch 40. Unzen und mehr durch die Ausdünstung. Ferner lehret derselbe, daß die Trägheit und Schläfrigkeit eine Wirkung der allzugrossen innerlichen Hiz sey, dadurch die gedachte innerliche Ausdünstung verhindert werde; wie wir in dem gegenwärtigen Falle zeigen wollen.

Dieses vorausgesezet, sage ich, daß die Materie einer solchen unmerklichen Ausdünstung eine feuerfangende Mine ist, die sich gar leicht entzünden kan, so oft ein Reiben, und sollte es auch noch so gering seyn, dieselbe in eine heftige Bewegung sezet, und ihre Geschwindigkeit vermehret.

Wir haben die Entdkung dieser offenbaren Wahrheit Herrn Hauksbee, Mitgliede der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, zu danken, und lernen, dieselbe aus seinem so sehr bekannten Versuche mit der gläsernen Kugel. Ich habe diesen Versuch zu Rom gesehen; und ohngeachtet es das Ansehen hat, daß dieses Licht blos ein Phosphorus sey, der von den Ausdünstungen, die aus der Hand und aus dem Glase kommen, entstehe: so kan es doch bei dem gegenwärtigen Falle zu weiterem Nachdenken Gelegenheit geben.

Durch das Reiben unserer flachen Händ an einander, oder eines jeden andern Theils unseres Leibes, kan man solche Feuer hervorbringen, welche insgemein anhangende Feuer genennet werden.

Wir lernen aus Eusebius Nierenberg, daß alle Gliedmassen des Vaters Theodorichs diese Eigenschaft gehabt haben; und eben dergleichen hatten auch die Glieder Carl Gonzoga, Herzogs von Mantua, wie der berühmte Bartholin angemerket hat. Nach dem Zeugnisse Johann Fabri, Doctors der Arzneikunst und bekannten Weltweisen, der es selbst gesehen hat, sind aus dem Kopfe einer

Frau, wenn sie ihre Haar auskämmete, helle Funken gefahren. Scaliger erzählet eben dieses von einer andern Frau. Cardan führet dergleichen von einem Carmelitermönche an, dessen Kopf 13. Jahre lang Funken von sich gab, so oft er seine Mönchkape auf den Rüken warf. Ezechiel von Castro, Doctor der Arzneikunst, ein berühmter Jud, und nachher ein Christ, hat ein kleines Büchlein geschrieben, mit der Aufschrift: Ignis lambens; und zwar auf Veranlassung einer Begebenheit der Gräfinn Cassandra Buri von Verona, deren Haut, wann sie ihre Arme mit einem Schnupftuche camericher Leinwand rieb, über und über ein sehr helles Licht von sich gab. Eusebius erzehlet dasselbe von Maximus Aquilanus. Liceti hat von seinem Vater gehöret, daß er eben diese Eigenschaft an Franz Guido, einem Rechtsgelehrten, gesehen habe; und er selbst hat zu Pisa einen Buchhändler, Anton Cianfio gekannt, dessen Leib, wann er ein frisches Hemd anzog, über und über einen sehr hellen Glanz von sich warf. Libau berichtet dasselbe von einem jungen Menschen; und Cardan von einem seiner Freunde, von dem er saget: wann er ein frisches Hemde angezogen, so seyn helle Feuerfunken aus seinem Leibe gefahren. Der Pater Kircher, ein Jesuit, erzählet: als er zu Rom in Gesellschaft mit andern in eine unterirdische Höle gegangen; so habe er Feuerfunken aus den Köpfen seiner Gefährden ausdünsten gesehen, nachdem diese vom Gehen warm geworden seyn. Der Pater Alphonsus von Ovale war ein gegenwärtiger Zeuge auf den höchsten Gebirgen von Peru und Chili, daß Menschen und Vieh daselbst vom Kopf bis auf die Füsse auf das hellste leuchten und glänzen.

Diese Flammen scheinen nun zwar unschädlich zu seyn; es kommt aber blos daher, weil sie keine Nahrung haben. Peter Bovisteau bezeuget, daß dergleichen Funken das Haar einer jungen Manns-Person zu Asche verbrennet haben. Johann von Viana in seinem Buche mit der Aufschrift: Von der Pest zu Malaga, erzählet, daß die Frau des Doctor Freilas, Leibarztes des Cardinals von Royas, Erzbischofs zu Toledo, von Natur durch die Ausdünstung eine feurige Materie von sich gegeben, von der Beschaffenheit, daß, wann man derselben das Futterhemd, das sie über ihrem Unterhemde trug, abnahm, und in die kalte Luft hängängete, dasselbe sogleich sich entzündete, und eben wie die Körner des Schiespulvers, Blize von sich warf.

Nach diesem allen sage ich, daß in dem Leibe einer Frau eine fiebrische Gährung oder eine sehr heftige Bewegung verbrennlicher Materie entstehen kan, und zwar mit einer solchen feurigen Gewalt, die vermögend ist, die Knochen in Asche zu verwandeln, und das Fleisch zu verbrennen. Es sind zween dergleichen Fälle bekannt: einer stehet in den kopenhagener medicinischen und philosophischen Geschichten, von dem Jahre 1673, den Mart. Jacob bemerket hat, und der andere in Marcellus Donatus, in seinen wunderbaren medicinischen Geschichten, im 4. B. 25. Hauptst. S. 248.

Ingleichem sage ich: von der Galle die ein so nöthiger Saft zu unserer Verdauung ist, hat Peter Borelli angemerket, daß dieselbe, als sie von einem Menschen ausgebrochen wurde, wie Scheidewasser gekocht habe. (Zweites hundert, 1. Bemerk. 109. S.)

Ferner können sehr starke Feuer in unsern Leibern so wohl, als in andern Thieren von hiziger Beschaffenheit, angezündet werden, nicht allein durch die Natur, sondern auch durch die Kunst; und da diese das Thier auch wohl ums Leben bringen können: so geben sie einen desto stärkern Beweis für meinen Saz ab. Um ein klares Beispiel davon zu haben, ist es nöthig, daß man die 77. Bemerkung Joh. Pisano in den teutschen Tagebüchern lese, die zu Leipzig im Jahre 1670. gedrukt sind.

Bin-

Bindet den obern Magemund eines Thieres fest zu; bindet auch den untern Magenmund zu. Hierauf schneidet den Magen oberhalb und unterhalb der Binde heraus, und drüket ihn mit beiden Händen, so daß er auf einer Seite aufschwillet. Wann dieses geschehen ist: so haltet die linke Hand fest darauf, daß der aufgeschwollene Theil nicht niedersinken kan; und mit der Rechten (vorher müsset ihr einen Zoll weit davon ein Licht hinstellen) öfnet ihn plözlich mit einem Zergliederungsmesser: so werdet ihr sehen, daß sich eine Flamme darinne gezeuget hat, die innerhalb weniger Secunden herausfahren wird. Eine solche Flamme können die Neugierigen nicht allein in dem Magen, sondern auch in den Gedärmen, wahrnehmen. Der erste, der dieses entdeket hat, war Andreas Vulpari, öffentlicher Lehrer der Zergliederungskunst zu Bologna in Italien. Hier sehet ihr also, daß eine schleimige und heftige Bewegung der Geister: oder eine Gährung der Säfte in dem Magen, eine sichtbare Flamme hervorbringet. Pisano ist ein gegenwärtiger Zeuge bei dem jeztgedachten Versuche gewesen.

In den teutschen Tagebüchern vom zehnten Jahre, 53. S. der Fortsezung Johann Christoph Sturms, lieset man, daß in den weit nach Norden gelegenen Länder aus dem Magen derer, die geistige Getränke häufig trinken, öfters Flammen herausfahren. Vor ungefähr 17. Jahren, sagte der Verfasser, tranken drei curländische Edelleute, deren Namen, ihre Ehre zu schonen, ich nicht bekannt machen will, geistige Getränke um die Wette; und zween von ihnen starben von Verbrennung und Erstikung einer Flamme, die aus ihrem Magen mit Gewalt herausbrach.

Der hochberühmte Borelli erzählet: es sey ihm gesagt worden, daß eine Frau an ihrem Ende Flammen von sich gebrochen habe. Er saget: Ihr könnet in Bartholins Abhandlung von dem Lichte, und in Eusebius Nierenbergs Geschichte der fremden Völker lesen, daß dergleichen Zufälle bei starken Trinken des Weins und Branteweins öfters gesehen worden sind. Es wird daselbst auch angesichert, daß aus dem Geburtsgliede einer Frau Feuer herausgefahren sey.

Der Lord Bacon versichert uns in seiner Naturgeschichte, er habe eine Frau gesehen, deren Bauch wie Feuer gefunkelt habe; und in der That würden solche Flammen öfters in uns ausbrechen, wenn sie nicht durch die natürlichen Feuchtigkeiten gedämpfet würden, wie Lucretius anmerket, in dem 868. u. f. Versen des vierten Buches, und 1065. V. des 6. B. Weiter erzehlet Marcellus Donatus in seinen wunderbaren medicinischen Geschichten, 6. B. 4. Hauptst. das die Aufschrift führet: Von einer neuen Krankheit; aus Albert Kranzes 5. Buche sächsischer Geschichte: daß zu den Zeiten der christlichen Kriege Gottfrieds zu Boulogne, in der Landschaft Ritters, die Leute von einem unsichtbaren Feuer in ihren innern Theilen verbrannt seyn; daher einige sich einen Fus oder eine Hand, da der Brand angegangen, abschneiden lassen, damit derselbe nicht weiter um sich greifen möchte. Ezechiel von Castro, in seinem vorigen angeführten Werkchen von dem sich anhängenden Feuer, führet die sehr berufene Erfahrung des Arztes Alexandrinus Megetius an, als der erzehlet: daß aus dem Rükgrate bei der Hüfte, nach grossen Schmerzen, Feuer heraus gefahren sey, das die Augen verbrennet habe, wie dieses zween gegenwärtige Zuschauer, Simplicius und Philoseus, bezeugten.

Was ist es denn Wunder, nach allen diesen angeführten Beispielen, daß unserer alten Gräfinn eben dieses begegnet ist? Die Trägheit derselben vor dem Schlafengehen war eine Wirkung der allzugrossen Hize, die in ihrer Brust einge-

schlossen war. Diese verhinderte die Ausdünstung durch die Schweislöcher ihres Leibes, die des Nachts hindurch auf 40. Unzen gerechnet wird. Ihre Asche, die man in einer Weite von vier Fus von dem Bette angetroffen, ist ein deutlicher Beweis, daß dieselbe nach einem natürlichen Triebe aufgestanden ist, sich die Hize abzukühlen. Vielleicht hat sie hingehen, und ein Fenster aufmachen wollen.

Der gelehrte Marggraf Scipio Maffei hat von dem Grafen Atimis von Görz erfahren, (der wenige Tage nach diesem Zufalle durch Cesena gekommen ist) daß er daselbst gehöret: die alte Gräfinn sey gewohnt gewesen, wann sie sich nicht wohl befunden, sich an dem ganzen Leibe mit Weingeist, mit Kampher angemacht, zu waschen; vielleicht habe sich dieses dieselbe Nacht gleichfalls gethan. Dieser Umstand aber ist hiebei von keiner Wichtigkeit. Die beste Meinung ist die von der innerlichen Hize und dem innerlichen Feuer. Nachdem dieses sich in den Eingeweiden entzündet: so stieg dasselbe natürlicher Weise aufwärts, weil es diesen Weg leichter, und die Materie daselbst fetter und verbrennlicher fand; daher lies es die Schienbeine unberührt. Wiewohl diese auch auf solche Weise können davon gekommen seyn, daß die Flechsen, mit denen sie an die Knie gebunden, abgebrennet, und sie also solchergestalt davon abgesondert worden sind, die Schenkel waren allzunahe an dem Ursprunge des Feuers, und verbrannten daher gleichfalls mit. Dieses Feuer wurde ohne Zweifel durch den Harn und Koth vermehret, weil dieses sehr verbrennliche Materien sind, wie man aus dem Phosphorus derselben sehen kan. Galenus saget, (1. Classe, 3. B. von den Temperamenten,) daß der Taubenmist fähig sey, ein ganzes Haus in Brand zu sezen; und der gelehrte Pater Cosati, ein Jesuit, erzehlet, (in seinen physischen Abhandlungen, 2. Theil, 38. S.) er habe von einem braven Edelmanne gehöret: daß von einer grossen Menge Mistes von Tauben, die in grosser Anzahl viele Jahre, ja Mannesalter hindurch gewohnt gewesen, unter dem Dache der grossen Kirche zu Pisa zu nisten, diejenige Feuersbrunst ursprünglich entstanden, dadurch die gedachte Kirch verzehret worden sey. Nach diesem allem machet der Verfasser den Schlus: es sey gewis, daß die Gräfinn stehend zu Asche verbrannt sey. Dieses schliesset er daraus, weil die Hirnschale bleirecht zwischen ihre Schenkel niedergefallen sey. Daß aber das Hinterhaupt mehr beschädiget gefunden worden, als das Vörderhaupt, das sey dem Haare zuzuschreiben, und den Nerven, als deren vornehmster Siz sich daselbst befinde. Es sey auch daher gekommen, weil in dem Angesichte viele Stellen offen seyn, aus denen die Flammen haben herausfahren können; wie zu den Zeiten der römischen Bürgermeister Titus Gracchus und Marcus Juventius geschehen, da das Feuer einem Stiere aus dem Maule gefahren, ohne das Thier zu beschädigen; weil dasselbe bei seinem Ausgange keinen Widerstand angetroffen habe.

***

Auszug aus einer kleinen Schrift, unter dem Titel:

Feuer vom Himmel / dadurch der Leib eines Mannes / mit Namen Johann Hitchele, von Holmhurst / des Kirchspiels Christchurch in der Grafschaft Southampton, am 26. Junius 1613. verbrennet worden ist:

Von Johann Hilliard. Gedrukt zu London, 1613.

Der Zufall selbst hat sich also zugetragen: Nachdem derselbe (Johann Hitchele) am Sonnabend, nämlich am

am leztverwichenen 26. Junius in dem Hause eines gewissen Johann Deane von Parly Court sein Geschäffte gehabt, da er in seinem Handwerke treulich und mühsam arbeitete, (denn er war ein Zimmermann) und sein Tagewerk vollendet hatte, so gieng er nach Hause. Als er nach Hause kam, so begab er sich zur Ruhe. Im Bette, da er mit seiner Frau und seinem Kinde lag, kam in der dikſten Nacht ein Bliz mit solcher Heftigkeit hineingefahren, daß eine alte Frau, Namens Agnes Russel, des gedachten Johann Hitchells seiner Frauen Mutter, die einen entsezlichen Schlag auf ihren Baken bekam, (wie dieses zugegangen ist, das weis ich nicht) davon aufwachte, und Johann Hitchell und seine Frau rief, ihr zu Hülfe zu kommen. Weil aber diese keine Antwort von sich gaben, so sprang das gute alte Weib aus dem Bette, lief zu dem Bette hin, da ihre Tochter lag, und wekte sie auf. Diese war auf der ganzen einen Seite jämmerlich verbrannt, und ihr Mann und Kind lagen tod an ihrer Seite. Die unglükſelige Frau, da sie sahe, daß ihr Mann und Kind auf solche unvermuthete Weise ihr Leben geendiget hatten, dachte (wie es scheinet) nicht so viel an den Schaden, den sie selbst empfangen hatte; als besorgt dieselbe war, ihrem Manne, wenn es ihr auf einige Weise möglich wäre, noch das Leben zu retten. Sie schleppte daher denselben (ohngeachtet aller ihrer schmerzlichen Wunden) aus dem Bette auf die Gasse; war aber genöthiget, wegen der grossen Heftigkeit des Feuers, ihn zu ihren grossen Herzeleid daselbſt liegen zu lassen. Er lag allda, und brennete ganze drei Tage lang, oder doch ohngefehr so lange; zwar nicht also, als wenn von aussen Feuer an ihm zu sehen gewesen wäre: sondern blos eine Art eines Rauchs, der von seinem Cörper aufstieg, bis derselbe zu Asche verbrennet war; ausgenommen ein kleiner Rest von seinen Knochen. Diese wurden in eine Grube geworfen, die man nicht weit davon machte.

***
***

Auszug aus den Verzeichnissen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften / vom 8. und 15. Nov. 1744. betreffend die Frau zu Ipswich / die man am verwichenen 10. April zu Asche verbrannt gefunden hat.

Die erste Nachricht von diesem aussерordentlichen Zufalle war enthalten in einem Briefe des Herrn R. Love, an seinen Bruder, Herrn Georg Love, Apothekers zu Westmünsters, geschrieben zu Ipswich, am 28. Junius 1744. der am 8. Nov. darauf der Gesellschaft von dem Vorsteher derselben vorgeleget wurde. In demselben sagt Herr Love:

Es erhelle aus der Untersuchung des Beamten, wegen des Todes dieser Frau, (dabei er selbst zugegen gewesen) daß dieselbe, nachdem sie mit ihrer Tochter die Treppe hinauf zu ihrem Bette gegangen, schon halb ausgekleidet wieder von ihr herunter ge-

gegangen sey. Des andern Morgens frühe habe man ihren Leib gänzlich verbrannt angetroffen, und zwar in der Küche auf dem bakensteinenen Feuerherde liegend, da kein Feuer gewesen sey. Neben ihr sey ein Leichter gestanden, darinn das Licht, damit sie sich selbst hinunter geleuchtet habe, ausgebrannt gewesen. Die Tochter wuste keine andere Ursache anzugeben, warum sie wieder hinunter gegangen sey, als etwan eine Pfeife Tabac zu rauchen; sie sagte aber: ihre Mutter sey nicht gewohnt gewesen, Brantewein zu trinken. Der geschworne Richter sezte diese Begebenheit unter die zufälligen Todesfälle.

Am 15. Nov. theilte der Doctor Lobb der Gesellschaft zweene Briefe mit, eben diese Frau betreffend. Der eine war von Ihro Wohlerw. dem Herrn Notcutt zu Ipswich, an Ihro Wohlehrw. den Herrn Gibbons, geschrieben am 25. Julius 1744, und der andere von dem leztgedachten Hrn. Gibbons an einen guten Freund, vom 2. Sept. desselben Jahres.

Beide kommen in allen Hauptumständen, die zu der Begebenheit gehören, mit einander überein; beide ertheilen auch ihre Nachrichten aus dem Munde dabei gegenwärtiger Zeugen, die den Cörper selbst besichtiget haben, als derselbe erst brennend gefunden worden war: Herr Gibbons insbesondere, aus dem Munde der Tochter der verbrannten Frau, und noch zwo andere Personen, die in demselben Hause wohneten, und mit Namen Boyden hiessen. Die Begebenheit selbst war folgende:

Gratia Pett, eines Fischers Frau, des Kirchspiels St. Clement zu Ipswich, ohngefehr 60. Jahre alt, hatte von vielen Jahren her die Gewohnheit, daß sie alle Nacht, nachdem sie sich halb ausgekleidet hatte, die Treppe hinunter gieng, um eine Pfeife Tabac zu rauchen, oder gewisser anderer häuslichen Geschäfte wegen. Die Tochter, die bei ihr lag, schlief ein, und vermissete ihre Mutter nicht eher, als bis sie des Morgens frühe (am 10. April 1744) aufwachte. Als sie sich ankleidete, und die Treppe hinunter gieng: so fand sie den Cörper ihrer Mutter auf der rechten Seite liegen, mit dem Kopfe gegen den Feuerbok gelehnet. Der Leib lag über dem Herde ausgestreket, mit den Füssen auf dem bretternen Bok ruhend, und sahe einem hölzernen Kloz ähnlich, der blos glühete, ohne eine Flamme von sich zu geben. Als sie das Feuer mit zween Schöpflöffeln voll Wasser auslöschte: so hätte der Dampf und Gestank davon die Nachbarn, die auf ihr Geschrei herbei gelaufen waren, bei nahe erstiket. Der Rumpf des Leibes war auf gewisse Weise zu Asche verbrannt, und sahe aus wie ein Haufen Kohlen mit weisser Asche bedeket; der Kopf, die Aerme, Schienbeine und Schenkel waren ebenfalls verbrañt.

Man sagte, die Frau habe an demselben Abend sehr stark Brantewein getrunken, und dieses bei Gelegenheit einer angestellten Lustbarkeit, wegen einer ihrer Töchter, die kürzlich von Gibralter nach Hause gekommen war. Die Schwierigkeit aber ist, das Feuer zu erklären, das von sie verbrannt ist: denn auf dem Feuerboke war keines mehr; und in dem Leuchter,

ter, der neben ihr stund, war das Licht in der Dille ausgebrannt. Ein Kinderrok auf der einen, und ein papierner Schirm auf der andern Seite, waren alle beide unbeschädiget. Ohngeachtet auch das geschmolzene Fett dergestalt in den Herd emgedrungen war, daß man es durch Reiben nicht wieder herausbringen konnte: so bemerkte man doch, daß der breterne Bok weder versenget war, noch eine andere Farbe bekommen hatte. Die Art und Weise auch, wie dieses Feuer in ihrem Leibe brannnte, wird also beschrieben, daß es von einer innerlichen Ursache hergerühret seyn mus, und nicht von dem Anbrennen ihrer Kleider, die nun blos in einem catunen Schlafrok, und einem Weiberrok darüber, bestanden.

In was des Menschen zeitliche Glükseeligkeit bestehe.

Es ist wohl zu merken, daß gegenwärtige Frage von der höchsten und vollkommensten zeitlichen, nicht aber höchsten und vollkommensten ewigen Glükseeligkeit, welches GOtt ist, abgehandelt werden soll. Nach gesezter solcher Anmerkung auf diese Frage selbsten zu kommen, so sind der alten Weltweisen ihre Meinungen hievon unterschiedlich gewesen. Dann etliche haben des Menschen zeitliche Glükseeligkeit in Reichthum, Ehre und Gütern gesezet. Aber in diesen kan erwehnte Glükseeligkeit nicht bestehen: Massen erstens die Reichthümer, Ehre und Güter denen Veränderungen, so wohl guten als bösen, unterworfen seyn, folglich solche grosser Gefahr unterliegen, und wenig auf selbe zu fussen ist; und was wäre das vor eine Glükseeligkeit? wann man stets befahren müsse, damit nicht selbe augenbliklich durch einen widrigen Unglükswind über den Hauffen geworffen, und zu Grund gerichtet würde; bevoraus 2) da die zeitliche Glükseligkeit in des Menschens selbst eigener Macht bestehen soll und mus. Ernennte Stük aber sind ausserhalb der menschlichen Macht, indeme der Mensch weder erlangen kan, was er will, noch verlieren kan, was er nicht will. Wie nicht weniger 3) mus dasjenige, auf welchem das Gemüthe glükseelig ruhen kan, innerhalb dem Menschen seyn; nun aber sind die zeitliche Güter ausserhalb des Menschen, indem die Ehre in dem Ehrenden und nicht Geehrten beruhet, die Reichthümer nicht in dem Reichen, sondern in dem Kasten verwahret werden, und beinebenst alle Reichthümer nicht wegen sich selbsten, oder ihrentwegen, sondern wegen Wohlleben, und damit sich einer desto ansehnlicher aufführen möge, begehret werden. Derohalben alle diejenige, die ausserhalb der Gemüthsgaben die zeitliche Glükseeligkeit suchen, werden zwar mit etwas das Gemüthe belästigen und füllen, aber im mindesten bis zu des Herzens Grund durchdringen, sondern thun vielmehr mit dem Sisipho eitele Steine welzen, und mit Tantalo wegeilende Aepfel fangen, und endlich alle diese sich in unglükseelige Wasserfluthen stürzen, die den scheinbaren und nichtigen Reichthümern mühesamlich nachstreben. Andere haben vermeinet, daß des Menschen wahrhafte Glükseeligkeit in des Leibes Gaben, als, zum Exempel, Wollust, Gesundheit, Schönheit, Stärke, und dergleichen beruhe; aber weit gefehlet, zumalen alle Rechte, Vernunft und Weltwissenschaft dieser epicurischen Meinung entgegen ist, welches aus dem recht klar am Tage lieget, indeme alles dasjenige, was dem Guten und Bösen, auch dem Vieh selbsten gemein ist, des Menschen eigentliche Glükseeligkeit nicht seyn mag; nun sind aber erzehlte Stük dem Guten und Bösen, ja dem Vieh selbsten gemein, schlüslich in solchen die menschliche Glükseeligkeit nicht bestehen kan, dann sonsten das unvernünftige Vieh glükseeliger wäre, als die Menschen, massen selbe sich in den Sinn der Wollüsten mehr ergiessen als ein vernünftiges Geschöpfe, auch ohne allen Widerstand,

oder eines höhern Verbot solche begehen, und zu diesen gänzlich geneigt seyn mögen. Dahero alle diejenige, die der Wollust ein Opfer verrichten, eines Zoll und Zinses nöthig haben, welchen sie der Gewissensbeängstigung ablegen können, womit sie von solcher nicht so sehr genaget, oder gepresset werden; aber wo werden sie einen solchen Zins finden? Die Eitelkeit gebähret auf einmal Wollust und Schmerzen, und wird also ein Wollüstiger mit festen und unauflöslichen gordischen Knöpfen verknüpfet; aber wo wird man einen grossen und heldenmüthigen Alexander finden, der ihn mit seinem kühnen Schwert auflösen wird? Warhaftig vor einen raren Glüksbissen ist derjenige zu halten, der einmal in Wollüsten ertiefet gewesen, und sich denselben dannoch gänzlich entrissen. Und wie kan einer in Wollüsten und oberdeuten Stüken seine zeitliche Glükseeligkeit suchen? indeme die Wollüsten ein nagendes Gewissen verursachen; die Schönheit, Stärke und Gesundheit aber durch eine schlechte Krankheit zu Boden gerissen werden können. Höre man nun hievon den lustigen Bruder Rothmantel in seiner Satyra reden, da er die Welt, samt ihren thörichten Eitelkeiten, folgender Gestalt beurlaubet; dessen Worten diese sind:

O Welt! sprach ich, wie blind sind die Menschen, die deinem Lichte folgen; wie schwach stehen die Füsse, die sich auf deine Gunst gründen. Du bist blind, darum leitest du deine Liebhaber zu einer immerwährenden Finsternis; du bist wankelmüthig, darum kan keiner, der deiner Glükseeligkeit trauet, fest bestehen. In dir, o Welt! sind die Laster Tugenden, und die Tugenden Laster; das Schwarze weis, und das Weise schwarz, das Gute bös, und das Böse gut. Darum protestire ich wider dich, und deine tausendfältigen Betrug; ich widerspreche deiner Eitelkeit, und scheinheiligen Einfalt. Du stimmest unsern Ohren ein liebliches Lied an; aber in währendem Tanz springen die Säiten, und läuft der ganze Gesang auf ein erbärmliches Wehklagen hinaus. Was hilft mich deine Schmeichelei, o falsche Welt! Mit der Zunge kanst du sanfte leken; aber mit deinen Klauen krazest du denen, so dir vertrauen, nicht allein grosse Striemen in den Leib, sondern ziehest ihnen noch darzu das Fell über die Ohren. Du stekest, o betrügliche Welt! einen guten Zeiger aus, aber schenkest im Gegentheil sehr sauren Wein; auf eine solche Weise werden alle diese betrogen, die voll Hiz und Durst zu dir laufen, ihre Begierden zu stillen. Es ist nur Essig, der ihre Herzen auffrist, und ein solcher Trank, der endlich Leib und Seel zu Grunde richtet. Was hilft es mich, o Welt! daß du mich lässest wissen von grossem Reichthum deiner zeitlichen Güter, wann ich hingegen dasjenige Gut, welches ewig währet, aus den Händen lasse? Was ist es mir nüze, o Welt! deinem Hochmuth so eiferig nachzustreben, welcher mich endlich nur dahin bringen kan, wo Lucifer seinen Stolz in Ewigkeit bereuen wird. O schnöde Welt! was soll es mir zu meinem Aufnehmen, an deinen Brüsten zu saugen? weil du keine Milch, aber wol ein solches Gift speisest, welches mächtig ist unsere Seelen hinzurichten. Deine glatte Worte, o arge Welt! sind nur schneidende

Schwer-

Schwerter unserer Herzen. Du hegest keine Freundschaft ohne Zwiespalt: keine Liebe ohne Has; keine Ehre ohne Neid; keine Kunst ohne Unvollkommenheit; keine Gesellschaft ohne Uneinigkeit; keine Freude ohne Leid; keine Gesundheit ohne Krankheit; kein Leben ohne Tod. O arge Welt! du flucheſt denen, so dich lieben; tödeſt dieſe, so dein Leben ſuchen; ſtürzeſt die, die dich erheben wollen; und belohneſt endlich mit der Höllen, die dir ohne Unterlas gedienet haben. O grauſame Welt! du biſt eine Mörderin deiner eigenen Kinder; eine Peinigerin deiner Favoriten; eine Henkerin deiner Sclaven. Wer dir lebet, der iſt tod; wer dir vertrauet; iſt betrogen; wer dich ſuchet, dieſer irret; wer dir dienet, dem wird übel belohnet; wen du umfangeſt, den erdrükeſt du zugleich. Deine Freundſchaft iſt Spiegelfechten; dein Lob, eine Schande; deine Andacht, Scheinheiligkeit; dein Verſprechen, nichtiger Tand; deine Luſt, eine Laſt; und deine Heiligen fahren endlich zum Teufel. Gute Nacht, o irdiſche Welt! ich traue dir nicht, dann ich werde betrogen; ich liebe dich nicht, dann du biſt es nicht werth; ich achte dich nicht, dann du biſt es zu unwürdig. Dein Verſprechen iſt gros, dein Halten klein; der Worte ſind viel, der Thaten wenig; heut ſagſt du Ja, und morgen Nein. Wer wolte dir trauen? du betrügliche? wer wolte dich lieben? du ungeſtalte; wer wolte dir folgen? du verführiſche; wer wolte dich küſſen? du befleckte; und wer ſolte endlich in dir leben, o! tode Welt? Alle Tugenden ſind in dir verloſchen, das Gute iſt allenthalben abgeſtorben, und ſtatt deſſen herrſchen die Laſter, und grünen die Sünden. Wer deine Karte zu miſchen weis, den heiſſeſt du einen guten Spieler; aber wenn es zum letſten Stich gehet, mangelt es ihme am beſten Blate. Deine Würfel verſprechen viel Augen, und wann man ſie geworfen, zeigen ſie kaum dreie; ſo gar iſt die Treu in dir ausgerottet, daß du auch derſelben Namen nicht mehr kennen wilſt. Gute Nacht, gute Nacht! o ärgerliche Welt! Du verführeſt die Jugend; betrügeſt das Alter. Die Jünglinge werden in dir frühzeitig geärgert; das männliche Alter mit Hochmuth aufgeblaſen; das Alter ſelbſt mit Geiz angefüllet. Ich widerſpreche dir, daß ich mit deinen Eitelkeiten nichts will zu thun haben. Gute Nacht zu tauſend malen, und aber gute Nacht, o eitle Welt! Winkeſt du mir, ich folge dir nicht; ruffeſt du mich, ich höre dich nicht; grüſſeſt du mich, ich danke dir nicht; lacheſt du, ſo weine ich; freueſt du dich, ſo traure ich; weineſt du, ſo lache ich; traureſt du, ſo freue ich mich. O Welt! dieſen Wechſel gehe ich mit dir ein, daß ich nicht wie du, und du nicht wie ich ſolleſt gefunden werden. Dein Zuker iſt Salz, deine Liebkoſungen der Tod. O Welt! in dir iſt kein Beſtand. Am Morgen zeigeſt du rothe und liebliche Wolken; am Abend

lässest du häufige Betrübnis regnen. Heute erhebest du uns mit Herode auf den Thron; morgen läst du uns von den Würmen fressen. Heute machest du uns zu einem reichen Crö-so; und morgen müssen wir uns mit ihme auf den Scheiterhaufen sezen. Heute überzukerst du uns die Speisen; morgen versalzest du sie. Heute sezest du uns Cronen auf; morgen Dornen. Heute nimmest du uns in deine Herberge; morgen stossest du uns wieder hinaus. Heute giebst du uns das Leben; morgen bringest du uns den Tod. Und also ist in dir kein beständiges Wesen, als die Unbeständigkeit selbsten, derer Mutter du von Anfang gewesen bist.

Aus diesem Valetsermon ist ganz leicht abzunehmen, daß in den zwei vorhergehenden Meinungen des Menschen zeitliche Glükseeligkeit nicht bestehen möge. Andere, und zwar Frömmere, sind auf diese Gedanken gekommen, samt des Menschen zeitliche Glükseeligkeit in den Gaben des Gemüths, als z. E. in der Macht und Gewohnheit der Tugenden, oder in potentia & habitu virtutis gesuchet werden müste. Aber auch die haben noch nicht den rechten Zwek erreichet, vielweniger das Rothe in der Scheibe berühret, weilen die Kraft und Gewohnheit zun Tugenden nicht die Tugend selbst, sondern zur Würkung und Vollziehung derselben ein Vorschub sind; Folglich kan in ihnen die wahrhafte und vollkommene Glükseeligkeit nicht beruhen, sintemalen auch ein müsiger und schlaffender Mensch die Kraft und Gewohnheit zun Tugenden haben kan; ja auch derjenige, der mit vielen Betrübnis und Unglüksfällen überschüttet wird, verlieret dessentwegen nicht die Kraft und Gewohnheit zu den Tugenden; aber wer wird ihn vor einen glükseeligen Menschen halten? Wahr ist es, daß man die Tugend als eine Königin anbetet; doch mus sie mit denen Dienern der Reichthümer und zeitlichen Vermögens umgeben seyn, und durch diese ihre Majestät offenbaren. Sie wird mehr und höher als ein Edelstein geschäzet; doch mus selbe in dem Gold der zeitlichen Güter eingefasset seyn. Man thut selbige vor eine Sonne ansehen; aber sie mus mit kleineren Sternen der zeitlichen Gaben prangen. Sie ist eine beseelende Seele; doch mus sie mit dem Cörper der äusserlichen Güter und Mittel verknüpffet seyn! dann vor sich selbsten thut zwar die Tugend reich, aber nicht allein glükseelig machen. Damit nun andere Meinungen mit Stillschweigen übergehe, so sage, daß die wahrhafte, zeitliche, menschliche Glükseeligkeit ihren Siz hat in Würkung der Tugenden, oder: Sie ist eine Würkung denen Tugenden gemäs, unterstüzet von zeitlichen Gütern und Leibesgaben. Wie solches durch ein Gleichnis Aristoteles erkläret, sagend: In denen Olymphischen Spielen wird nicht derjenige, der der Schönste, oder fähigste zum Streit ist, sondern derjenige, der am besten streitet, gecrönet; also auch zur zeitlichen Glükseeligkeit nur das Wohlverhalten, und die Würkung denen Tugenden gemäs erfordert wird, die übrigen Stüke sind hierzu nur als Werkzeuge vonnöthen, ohne welche manche schöne Tugendswürkung unterlassen werden müste. Dahero in oberzehlten Stüken allen insgesammt die zeitliche Glükseeligkeit bestehet, doch also, daß die Tugend als eine Königin den Vorzug haben mus; die Reichthümer aber, Schönheit, Güter, Gesundheit und Stärke ꝛc. müssen ihr als Diener und Fuslatschen nachtretten. Dann obschon des Cörpers und Glüks Gaben in Vergleichung der Tugend von schlechter Wichtigkeit sind; jedennoch aber, wann einem diese abgehen, so wird er nicht einen geringen Abgang in seiner zeitlichen Glükseeligkeit verspüren; reisse nur Scipioni seine Reichthümer weg, so hast du sein

An-

Ansehen und Herrlichkeit entblösset; entziehe Augusto den kaiserl. Scepter, so hast du der Weisheit, zugleich auch der Gerechtigkeit das Auge ausgerissen; nimm Samsoni die Leibeskräften hinweg, so hast du seiner Stärke den Arm zerbrochen. Dann viele Tugendvolle Würkungen können nicht vollzogen werden, wañ des Leibs und Glükes Gaben zur Würkung ihre Hülfe nicht mit beitragen solten.

Das Regiment des Magens.

Es ist eine allgemeine Gewohnheit der heutigen Sittenlehrer, daß sie die Fehler der Menschen lieber entdeken und verschreien, als selbige entschuldigen. Mich deucht nicht, daß dis die rechte Methode sey, die Laster zu verringern. Warum arbeiten wir nicht dahin, daß wir den so genannten Lastern eine gute Farbe geben, und zu den Dingen rechnen, die uns die Natur als unentbehrlich zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft eingepflanzet? Es haben schon berühmte Lehrer einen löblichen Anfang gemacht, und das Edle in den natürlichen Trieben des Menschen hervorgesuchet. Wird nicht dadurch den Sittenlehrern eine grosse Arbeit erleichtert, wenn sie wenigere Feinde zu bekriegen haben? Wird nicht die Welt um ein ansehnliches tugendhafter aussehen, nachdem man diesen Dingen die rechte Gestalt wiedergegeben? Ich rechne zu diesen Lastern, die man anders einkleiden könte, die sinnliche Lust des Essens und Trinkens, welche der strenge Sittenlehrer unter dem Namen des Fressens und Saufens so heslich abmahlet. Scaramuz (so heist mein Weltbürger, der dieser Sinnlichkeit mit allem Fleise obliget, und das Ziel der beständigen Strafbegierde meines strengen Sittenlehrers ist) befestiget dasjenige, was ich behaupte. Es ist wahr, dieser Mensch thut alles, was die Herrschaft seines Magens, dem er sich zum Sclaven gemacht, fordert; aber dieser Herrschaft hat er sich nicht ohne wichtige Gründe unterworfen. Sie sind folgende: Kan ich wohl leben, wenn ich meinem Magen nicht gebe, was er haben will? Woher hätte ich meine Bedienung, wenn mein Magen diesen meinen Cörper nicht in eine so ansehnliche Form gebracht? Wie könnte ich eine fernere Beförderung erwarten, wenn nicht meine Patronen aus dem weiten Umfange meines Cörpers den Schlus machten, daß in mir eine grosse Seele wohnete? Ich ärgere mich immer über den groben ungeschliffenen Leinweber in Leicesterfeld. Ein Marktschreier hatte daselbst eine grosse Menge Zuschauer, unter denen sich auch ein diker unbehülflicher Mann befand, welcher heftig ins Gedränge gerieth. Er schrie: Machet doch Plaz! was für ein Gedränge ist das? Guter Freund! stosset so nicht mit eurem Ellenbogen! Der Leineweber hingegen antwortete voll Zorns: Daß euch der Henker hole! seyd ihr nicht ein dikes Vieh? Wer drüket mehr als ihr selbst? Sehet ihr nicht, daß euer diker Ranzen mehr Plaz einnimmt als fünf andere? Ziehet euren ungeheuren Wanst etwas ein, so wird Raum genug für uns alle werden.

Der Magen hatte also bei meinem Scaramuz eine grosse Merite. Er hatte sich bei ihm in ein solches Ansehen gesezet, daß er gewisse theoretische und practische Regeln als Leibsprüche ihm, als seinem Sclaven vorschrieb, welche dieser auch als Wahrheiten erkannte, und sich darnach richtete. Dis alles war durch eine ordentliche Capitulation fest gesezet: denn da sonst nach den üblichen Rechten der Mage es übel nehmen kan, wenn man ohn Unterschied alles was die Augen belustiget, und der Kehlen süsse schmeket, in seinen Sak schüttet, so hatte er sich doch anheischig gemacht, alles aufzunehmen und treulich zu verdauen, was nur irgend den Geschmak reizen und belustigen könnte.

Die Lebensregeln selbst, die dieser Monarch seinem Sclaven vorschrieb, waren folgende:

Die erste: Von allem, was man mit seinem Maule verdienet, (denn hierinn bestand sein Beruf) genesset man nur so viel als man mit den Zähnen davon ziehet.

Anmerkung: Dieses ist die vornehmste Staatsregel in der Monarchie des Magens.

Die zwote: Man mus den Leuten oft und mit einer etwas verdrieslichen Gesichtsgebehrde sagen: Man habe von seinem Dienste nichts, als was man mit dem Munde verdiente.

Anmerkung: Dis wird die Leute bewegen, daß sie nach verrichteter Maularbeit noch etwas überhin zur Ergözung des Magens beisteuren.

Die dritte: Man mus nach Proportion der genossenen Speisen zweimal so viel Getränke zu sich nehmen als die Schwere jenes ausmachet.

Die vierte; Man mus niemals schlaffen gehen, man habe den eine mäsige Portion Zimmetwasser, oder anderes Aquavit zu sich genommen.

Anmerkung: Diese Kautele ist nöthig, um den etwannigen Uberflus zu vergüten.

Die fünfte: Alle Jahr mus man den Pyrmonter Brunnen trinken, nicht für den gegenwärtigen, sondern zukünftigen Tod.

Anmerkung: Dis ist ein Hauptregel in den Staaten des Magens. Weil man bei dieser Cur nicht nur die Zeit des Brunnentrinkens, sondern auch einige Wochen nachher von aller Amtslast und Verantwortung frei gesprochen wird, auch noch dazu nach der löblich eingeführten Brunnenfreiheit eine kleine sonst unerlaubte Ergözlichkeit mitmachen darf, so werden dadurch gewis auf ein Jahr alle böse Feuchtigkeiten fortgetrieben.

Die sechste: Man mus wenigstens die Woche einmal, wenn es seyn kan, eine Gasterei anstellen, oder sich dazu einladen lassen, da man durch Zunöthigung so viel zu sich nimmt, als nur möglich ist.

- - quod pontus, quod terra, quod educat aer poscit.

Es ist imer noch ein Räumgen übrig.

- - - - cibus omnis in illo
Causa cibi est, semperque locus fit inanis edendi.

Anmerkung: Wie eine solche Gasterei müsse eingerichtet werden, kan einem ordentlichen Mitgliede der Magenrepublic nicht unbekannt seyn. Der Wirth aber mus wenigstens aus Höflichkeit sagen: Wir hätten wenig oder nichts gegessen, ob wir gleich beinahe zwanzig Schüsseln ausgeleeret.

Die siebende: Vor allen Dingen müssen die Speisen wohl gewürzet, und insonderheit ein abkühlendes Gerichte darunter seyn, welches das Feuer der hizigen Getränke in etwas mäsige.

Die achte: Niemals mus man vor oder unter der Mahlzeit meditiren, und so viel möglich dafür sorgen, daß den Nachmittag keine ernsthafte Geschäfte vorgenommen werden.

Sca

Scaramuz hatte alle diese Regeln nach Möglichkeit beobachtet, und sich bei seiner Herrschaft wohl befunden; allein endlich wolte seine bisherige Bedienung nicht hinreichen, diese Opfer seinem Herrn zu bringen. Er fieng also an, bei seiner Arbeit verdrieslich zu werden, weil sie ihm nicht so viel steurete, als er täglich liefern muste. Er wurde also auf Einrathen seines Herrn schlüssig, eine einträglichere Bedienung zu suchen. Dabei gab ihm sein Herr abermals folgende kluge Anschläge: Er solte keine Bedienung suchen oder annehmen, da man für sein Geld nichts haben könnte, wäre sie auch noch so einträglich. Er solte einen Ort suchen, der an einen schiffbaren Flus gränzete. Dabei wäre dieser doppelte Vortheil: Einmal könnte man ersprieslíche Geschöpfe zum Behuf des Herrn heraus fischen; Fürs andere würde auch die Zufuhr von allerhand fremden Delicatessen zur Einscheurung für den Magen erleichtert. In dieser Absicht präsentirte er den Patronen seinen Cörper als eine hinlängliche Merite; und siehe! er erhielte was er suchte. O glükseeliger Magen!

Doch alle Abhandlung erhält ihren Werth nicht, wenn sie nicht durch Säze und Gegensäze feste gesezet wird. Der Sittenlehrer hielt ihm vor: Es wäre unvernünftig ein Sclave solcher sinnlichen Lüste zu seyn: Sogar Pythagoras hätte gelehret: Dominus esse assuesce ventris & luxuriei, du must deinen Magen und deinen Bauch beherrschen. Allein er widerlegte ihn kurz und gut, und sagte: Der Kerl ist ein Narr! Menenius Agrippa, das war der Mann, der verstund die Rechte des Magens, und zeigte, was für schädliche Folgen ein Aufruhr wider den Magen nach sich ziehen konnte. Diese Vorstellung bewegte das aufrührische Volk der Römer, daß sie wieder zu ihren Herren kehreten. Durion, fuhr er fort, der vorrefliche Römer, verstund den Nuzen, den ein Staat hat, wenn der Magen viel verdauet. Er schafte die Geseze ab, die die Vorfahren gegen die Verschwendung gemacht. Wie bündig sind seine Worte: alligati estis, Quirites! & constricti amaro vinculo servitutis, abrogemus illud imperium: etenim quid opus libertate est, si volentibus luxu perire, non licet?

Hieraus ist klar: Mein Scaramuz ist kein Sclave, der den Gehorsam gegen seinen Herrn blindlings, sondern mit Gründen beobachtet. O glükseeliger Magen?

Die Spinne.

Hochmüthig über ihre Künste
Warf vom durchsichtigen Gespinnste
Die Spinne manchen finstern Blik
Auf einen Seidenwurm zurük;
So aufgeblähet, wie ein Pedant,
Der jezt, von seinem Werth erhizet,
In Werken seiner eignen Hand
Bis an den Bart vergraben sizet,
Und auf den Schüler, der ihn grüst,
Den Blik mit halben Augen schiest.
Der Seidenwurm, den erst vor wenig Tagen
Der Herr zur Lust mit sich ins Haus getragen,
Sieht dieser Spinne lange zu,
Und fragt zulezt: Was webst denn du?
Unwissender! läst sich die Spinn erbittert hören,
Du kanst mich noch durch solche Fragen stöhren?
Ich webe für die Ewigkeit!
Doch kaum ertheilet sie den trozigen Bescheid:
So reist die Magd, mit Borsten in den Händen,
Von den noch nicht gepuzten Wänden
Die Spinne nebst der Ewigkeit.

* * *

Die Kunst sey noch so gros, die dein Verstand besizet,

Sie

Sie bleibt doch lächerlich, wenn sie der
Welt nicht nuzet.
Verdient, ruft ein Pedant, mein Fleis
denn keinen Dank?
Nein! denn er hilft nichts mehr, als
Andrer Müssigang.

Wer der erste gewesen, so den Titel Excellenz prætendiret habe.

Heutiges Tages thut die Welt nach nichts mehrers streben, als nach grossen und vielen Titeln, unter welchen ein sehr hoher und ansehnlicher Titel ist, wann ein vornehmer Herr Ihro Excellenz benamset wird; dahero viele von den reicheren und wohlvermögenden Standespersonen keine Mühe noch Unkosten sparen, um solchen erlangen zu können. Wo aber dieser Titel seinen Ursprung herleitet, und wer der erste gewesen, der mit demselben beehret worden, beruhet noch in des Richters Ausspruch. Einige wollen, daß erwehnter Titel Ihro Excellenz daher seinen Anfang haben solle: Es sind nämlich vor Alters zu geheimen Räthen der Kayser, Könige, und anderer Potentaten nur diejenige, so von vielen Jahren her die beste Wissenschaft aus langwüriger Erfahrenheit gehabt haben, gezogen worden; diese nun hat der Kayser und König, seine Grauen (von welcher Benamsung der Grafenstand entsprungen seyn soll) genennet; diejenige aber, die unter diesen Grauen sich am besten im Rathgeben vor andern hervorgethan, die sollen seyn genennet worden Excellenz, weil sie alle in allem und besonders in heilsamen Rathgeben übertroffen haben. Wann ich aber die Geschichte der Gelehrten von Anno 1715. im 32. Theil bei dieser Frage zu Rath ziehe, so finde pag. 630. so viel gemerket, daß zu diesem Titel einigermassen die Ambassadeurs sollen Anlas gegeben haben, wie solches erstgedachte Acta Eruditorum aus Herrn Gottfried Stievens Europäischen Hofceremoniel mit diesen Worten (welche beim Autore pag. 229. zu finden seyn werden) an Tag geben: Es ist bekannt, daß jezo die Ambassadeurs den Titel Excellenz haben, davon der Herr Autor den Anfang und Gebrauch beibringet: Es ist zu Heinrichs des IV. in Frankreich Zeiten erst aufgekommen, da der Herzog von Nevers und Mantua dessen Ambassadeur in Rom war, und diesen Titel, den er als ein Fürst damals führete, auch als Gesander foderte; worauf den der Spanische, Savoysche, und Venetianische Gesande, welche meinten, Frankreich wolle hiemit andern Potentaten einen Streich spielen, denselben gleichfalls verlangeten, sich auch so lange unter einander also hiessen, bis Innocentius der X. ihnen dieses Ehrenwort zugestund. Ihrem Exempel folgten alle andere, die einen Ambassadeur zu schiken befugt waren; wie er denn auch den Churfürstlichen Gesanden im Westphälischen Friedensschlus ausgemacht wird. Die übrige Reichsfürsten, als welche mit den Churfürsten ein gleiches Gesandschaftsrecht haben wollen, welchen zu gefallen auch Fürstenerii bekannter Tractat de Supremata geschrieben ist, forderten ein gleiches; es ist ihnen aber von diesen beständig widersprochen worden, bis im Nimwägischen Frieden das Haus Neuburg durchgedrungen, und das Lüneburgische sich nach der Zeit auch in Besz gesezet hat. Solches zwar schreibet der Autor, wäre aber sehr gut gewesen, wann er die Autores genennet, bei denen man diese Nachricht finden könnte: was das Neuburgische und Lüneburgische Haus betrift, weilen doch sonsten bekannt ist, daß insonderheit die Lüneburgischen Fürsten schon seit dem Westphälischen Frieden über diesem Titel sich viel Mühe gegeben, auch vornemlich bei den Nimwägischen Tractaten mit dem Brandenburgischen Gesanden deshalben viel zu verkehren gehabt. Es ist auch glaublich, daß nirgendswo von diesem ganzen Excellenzstreite mehr Nachricht zu lesen, als in Pufendorfs Lebensbeschreibung Friedrich Wil-

Wilhelms. Jedoch ist daselbst, wo er von dem Nimwägischen Frieden redet; nicht zu befinden, daß das Haus Neuburg, dessen Gesanden damals nicht einmal den Character als Ambassadeurs hatten, wegen dieses Titels etwas erhalten, ob gleich dabei gemeldet wird, daß der Churfürst von Brandenburg die Neuburgischen eine Zeit vorher in Polen denselben geniessen lassen. Es ist aber ferner annoch wohl zu merken, daß die übrige Reichsfürsten, die es so weit noch nicht gebracht haben, entweder keinen Minister cum Charactere schiken, oder wenn es geschicht, darf derselbige den Churfürstlichen auch nicht den Titel Excellenz geben, sondern sie blos mein Herr Ambassadeur nennen. Und hiemit seye diese Frage beschlossen, aus welcher gar leicht abgenommen werden kan, wie ein leeres Wort unter den Vornehmen ein grosses Aufsehen machet, und zu vielen Gezänke und Aufzügen Anlas giebet.

Relation einer ungewöhnlichen fast unglaublichen und in allen vorigen Zeiten der Griechischen und Arabischen Aerzte noch nicht erhörten Krankheit die von Peter Anton Michelotti aufgezeichnet, und nachgehends aus dem ersten Band der Schriften der Petersburgischen Academie der Wissenschaften ins Teutsche übersezet worden; woraus zu ersehen, was die Menschen vor heftigen Krankheiten vornemlich das Frauenzimmer, unterworfen ist.

Es fiel nemlich vor ungefehr 25. Monat eine jüdische Jungfer von 22. Jahren, die von ihren Eltern, Caravalei, den Namen Ricca bekommen hatte, aus einem schweren Zustande in die Krankheit; da ihre Menses ausblieben. Hierauf bekam sie anfangs die Bräune; ferner, nach einiger Zeit ein Flussieber; weiter, den Winter hindurch, Schmerzen in der linken Seite, daran dieselbe durch Aderlassen, an den Armen und Füssen, und noch andere dienliche Mittel, die der geschikte Arzt, Moses Cohen, ihr vorschriebe, wieder geheilet wurde. Weil aber die Verstopfung des Flusses, und die damit verknüpfte heftige Spannung des Unterleibs, und Schwermuth, nebst einem kurzen und schweren Athem, geschwinden Pulse, und beständigen gelinden Zittern der zu den Armen gehörigen Muskeln noch immer anhielten; so wurden ihr die Arzneien gebrauchet, die man den Weibern, die an der Mutterkrankheit schon das Leben verlohren zu haben scheinen, einzugeben pfleget, und insbesondere das Muterelexier, das von Crollen den Namen führet. Bei dem Gebrauche derselben entstande der Schluksen, und ein Erbrechen von aller genossenen Nahrung, sowohl festen als flüssigen Dingen. Nachdem nun der vorhin gerühmte Arzt für Stillung derselben die Arzeneimittel mit Opium versezt, ingleichen die Magenstärkenden Sachen vergebens versucht hatte: so nahm er gar klüglich seine Zuflucht, mit Beiseitsezung aller andern HülfsMittel, zu kalten Trinken, darein ein wenig Saft von Weichseln, Erdbeeren und Limonien gemischet war. Durch diese Dinge, die ich selbst bei Erschlappung des Magens, dabei sich ein Erbrechen befand, das weder von warmen noch Schmerzstillenden Mitteln aufhören wolte, mehrmals mit gutem Fortgange gebrauchet habe, richtete er zwar so viel aus, daß die Kranke die Speisen bei sich behalten und verdauen konnte; die übrigen schlimme Zufälle aber wolten nicht nachlassen. Zu diesen schlug im Anfange des Herbstes ein heftiger Ekel vor allen Sachen, es möchte Speise, Trank oder Arzenei seyn; Verhaltung des Harns, und eine unbezwingliche Verstopfung des Leibes. Hiebei wurden derselben erweichende Oele und andere Arzneien, den Leib zu erweichen, in Gestalt eines Clystiers beigebracht. Weil aber diese wieder zuruk getrieben wurden: so versuchte

man es, bei so verzweifelten Umständen, auch mit andern Arten der Clystiren; allein alles vergebens. Bei diesen Zufällen, damit dieselbe geplaget war, hatte sie nicht den mindesten Trieb, weder zu essen, noch zu trinken, weder den Harn zu lassen, noch die Nothdurft zu verrichten; und dieses weder den Winter, noch das darauf folgende Frühjahr hindurch. Weichgesottene Eier, warme oder laulichte Brühen, alle Gattungen Wein, kalte Getränke, auch selbst die Chokolate, Milch, ganz kalt, mit Zuker versüsset; diese sage ich, und andere dergleichen Sachen, waren ihr entweder gänzlich zuwider, oder wann sie dieselben ohne Lust, nur zur Erquikung zu sich nahm: so muste sich dieselben gleich wieder von sich geben. Im folgenden Frühjahre bekam sie einen sehr heftigen Schmerzen in der linken Seite. Andere Aerzte, die zu Rathe gezogen wurden, trugen kein Bedenken, zur Linderung desselben, der Person, die durch Krankheit und lange Enthaltung sehr entkräftet war, ohngefehr 3. Unzen Blut aus dem linken Fuse zu lassen; durch welches zweifelhafte Hülfsmittel, dabei die Kräfte ungemein geschwächet wurden, der Schmerz vertrieben, und etwas weniges Blut durch den Husten ausgeworfen wurde. Nach diesem erfolgte der Schlukfen, oder vielmehr eine Bemühung zum Erbrechen, dadurch die Kranke eine dunkelfarbene Feuchtigkeit, von Geruch wie Harn, der eine lange Zeit in der Harnstrenge zuruk gehalten worden, von sich gab; dieses aber hörete, ohne Gebrauch der Arzneien, bald von sich selbst wieder auf. Im darauf folgenden Sommer fieng die Kranke an, entweder, weil die Krankheit sich plözlich einigermassen in das Gegentheil verwandelte, oder, weil sie sich endlich durch die liebreichen Ermahnungen und das Anhalten ihrer Mutter, die beständig bei ihr sasse, und ihr ohne Unterlas bald dieses, bald jenes zum Essen und Trinken anbote; dann und wann etliche Löffel dünnes Wasser und Citronensaft, oder von einem Getränke aus Weichselsaft, der mit Honig und Weingeist gejöhren hatte, zu geniessen. Bei diesen Getränken blieb es, bis es ungefehr in die Mitte des Octobers des verwichenen Jahres, da die zusammenziehende Bewegung des Magens noch oben zu, mit Ausbrechung einer bei nahe schwarzen Feuchtigkeit, sich wieder einfand, dahin kam, daß sie weder Speise, noch Trank, noch Arzneimittel, zu sich nehmen konnte. Indessen geschahe es doch innerhalb acht Tage, in welcher Zeit ihre Sinne verwirret waren, so, daß sie Arme und Beine unordentlich herumwarf, manchmal mit einer Heftigkeit sich hin und her wendete, und bald einzuschlafen, bald aber, als wenn sie von fürchterlichen Vorstellungen erschrekt würde, zu heulen schiene, daß der Magen völlig ruhig wurde, und dieses sogar, daß er am achten Tage sowohl Wasser, als den Arzneitrank, bei sich behalten konnte. Nach diesem hörte auch die Verwirrung der Sinne nebst dem Erschröken auf, und die Spannung des Unterleibs, ungeachtet sie bisher weder Koth noch Harn von sich gegeben hatte, schiene etwas nachzulassen. Dieses aber ist noch hauptsächlich anzumerken, daß die Kranke, die von dem Monat September 1724. an, bis auf den heutigen Tag, ihr Leben fast ohne Getränke hingebracht hat, an ihrem Leibe gänzlich abgemattet, noch merklich mager geworden ist; ungeachtet eine zimmliche Menge Salzwasser mit Blut untermischt, sowohl aus den Füssen als Armen, ingleichen Fluswasser, dessen Gefässe in der äussersten Haut bei dem Aderlassen mit der Lanzette verlezet wurden, und die Narben, (davon die am linken Arme in eine tiefe Wunde ausgeschlagen ist,) vielleicht wegen Verdorbenheit der Säfte im ganzen Leibe, sehr langsam zuheilten, täglich eine lange Zeit hindurch von ihr giengen. Das Angesicht hat zwar gleichfalls gegenwärtig beinahe seine natürliche Farbe; daß aber dasselbe nebst dem übrigen Leibe nicht einmal dem Scheine nach, wie es vor drei Monaten

das

das Ansehen hatte, (indem damals die Luft aus dem Blute fast aller Harnröhrchen der Pulsadern des ganzen Leibes, weil dasselbe durch spizigere Lebensgeister, als sie bei gesunden Menschen seyn sollen, angetrieben wurde, alles ausdehnete, und zwischen den Fasern der Muskeln und den unsichtbaren Löchern der Haut eingeschlossen war) ernähret werde: das ist aus der Haut und den unterliegenden Muskeln, als die allenthalben ausgenommen am Bauche, zusammengefallen sind, deutlich zu erkennen. Alle Sinne, wenn man das einzige Gefühl, das am rechten Schenkel und Beine stumpf ist, ausnimmt, sind in gutem Stande; die Munterkeit des Gemüths hat nicht im mindesten abgenommen; der Leib lieget beständig auf dem Rüken; weil die Kräfte der Muskeln leiden; der Magen, das Zwergfell, nebst dem grösten Theile des Unterleibes, sind sehr stark gespannet, und geben bei dem Anfühlen einen gelinden Laut von sich. Die Verstopfung des monatlichen Geblütes und des Harns hält zwar noch immer an; man kan aber doch nicht die mindeste Aufblähung der Blase mit der Hand fühlen. Jedoch ist so viel gewis, daß die Kranke vor eilf Monaten angefangen hat, ein wenig Milch von süssen Mandeln mit Citronensaft gestossen, auf Bitten und Anhalten ihrer Mutter, dann und wann bei Tage und bei Nacht zu sich nehmen, und noch jezo damit fortfahre. Sie hat zwar keinen Schweis, weder bei Tage, noch bei Nacht, ausser in der flachen Hand und an der Fussohle; daß aber doch die Unschlitdrüsen fast der gespannten Haut eine ölichte Materie von sich lassen, ist sowohl aus dem widrigen Geruch beinahe des ganzen Leibes, als aus dem schmierigen Schmuze deutlich abzunehmen, der, wie mir die Kranke erzehlet, sich bisher an ihrem Hemde angehänget hat. Aus der Nase kommt fast gar nichts, und aus dem Munde eben so wenig Speichel. Der Schlaf ist sehr schwer; manchmal überfällt sie eine Art eines Frostes; oft hat sie Magenschmerzen, und noch öfters Kopfschmerzen; die Muskeln an den Armen und Händen, sonderlich auf der rechten Seite, zittern unaufhörlich; der Athem ist kurz und schwer; die Pulsadern werden allezeit zugleich mit dem Herzen heftig beweget, die Traurigkeit beunruhiget sie oft, doch ist sie auch manchmal lustig. So wie aber die Clystire unverzüglich wieder zurükegetrieben werden; so giebt sie auch alles Essen, Trinken, und andere Arzenei, wenn sie dieselbe mit Gewalt hinuntergeschluket, augenbliklich wieder von sich ꝛc. ꝛc.

Was nun dieses für eine Art Krankheit sey, von welcher Natur dieselbe, aus welchen Ursachen sie entstanden sey und sich vermehret habe? das wird einer, der demjenigen, was ich bisher angeführet habe, scharf nachdenket, meines Erachtens gar leicht einsehen können. Die Ausbleibung des Harns, Stulganges, Schweisses und monatlichen Flusses; die sehr verminderte Absonderung des Rozes in der Nase und des Speichels: dieses alles, sage ich, giebt deutlich zu erkennen, daß diese Krankheit zu den zusammendrükenden zu zählen sey; zu solchen nämlich, welche entweder aus dem gänzlichen Mangel der flüsigen Theile in unserm Leibe, oder aus der merklichen abnehmenden Absonderung derselben, entstehen. Daß aber dieselbe mit Schwermuth und Verstopfung des monatlichen Geblüts angefangen hat; das Zittern der Glieder; die Bewegungen der Pulsadern; der kurze und schwere Athem; das Spannen des Unterleibes; daß zu diesen Uebeln eine un-

gewöhnliche Enthaltung und Gemüthsbewegung geschlagen ist; daß die Kranke manchmal ausbleibet, und wieder zu sich selbst kommt; daß sie weder lieblichen noch stinkenden Geruch vertragen kan; daß sie bald über den Magen, noch öfter aber über das Haupt klaget; daß sie bald traurig, bald lustig ist; daß sie manchmal einschlummert, aber meistentheils wachet; daß ihr rechter Schenkel und rechtes Bein manchmal wie gelähmet scheinet, und dieselbe sich mit Heftigkeit rechts und links wendet; daß sie vor so mancherlei ihr vorgesezte Speisen und Getränke den grösten Ekel hat: diese und dergleichen Dinge, sage ich, zeigen nicht undeutlich an, daß unsere Jungfer sehr heftig an der Bärmuter krank sey. Was die verborgenen und nächsten Ursachen dieser Krankheit anbelanget: so muthmase ich, daß die Theilchen der unsichtbaren flüsigen Materie, die von dem Gehirn und Hirnlein ab- und zu laufet, in eine heftige und unordentliche Bewegung gerathen, und bei dem Anfange der Krankheit durch grosse Schwermuth nebst den Nerven, die sowohl in die äussern als innern Theilen des Leibes, sonderlich aber in die Bärmutter und die daran liegende Theile, gehen, schnell angetrieben worden seyn. Bei dem allmähligen Zunehmen der Krankheit, da die Zusammenziehungen der nervichten Fäsern in der Brust und dem Unterleibe anhielten, seyn die natürlichen Geseze der Absonderung und Ausführung der flüsigen Dinge nach und nach umgestossen worden, bis es endlich dahin gekommen, daß die Absonderung fast aller Feuchtigkeiten, die in unserm Leibe befindlich sind, sich vermindert habe zu gleicher Zeit, nachdem eine grosse Menge Lufttheilchen durch die heftige Bewegung der Lebensgeister, und durch die Schärfe (die allezeit auf eine lange Enthaltung zu folgen pfleget,) aus dem Blute derer Pulsadern, die zu dem Magen, den Gedärmen, der Leber, Milz, Bärmuter und dem Darmfelle gehören; weil diese wegen der heftigen Zusammenziehungen, die sie von dem Anfange der Krankheit an unaufhörlich leiden, vielleicht schlaffer, als die übrigen, waren; nachdem die Lufttheilche; sage ich, aus dem Blute dieser Pulsadern herausgejaget, und in die Höhlen und Löcher dieser Theile, als die keinen Widerstand thaten, getrieben worden: so sey fast der ganze Unterleib stark aufgeblähet, und der Magen so gewaltig ausgedehnet worden, daß er die Bewegungen, die zur Erregung des Hungers; und zur Aufbehaltung und Verdauung der Speisen so sehr nöthig sind, jezo nicht mehr verrichten können. Ferner, so wie nach meinem Erachten aus den Bewegungen der gedachten Lebensgeister in das Herz, die Pulsadern, Brust und andere Theile der Muskeln, die schneller waren, als sie natürlicher Weise seyn solten, geschwindere Bewegungen des Herzens und der

Puls-

Pulsadern, ein kurzer und schwerer Athem, Zittern der Muskeln, und fast ein immerwährendes Wachen erfolgen müssen; so glaube ich, sey auch die unordentliche und heftige Herumwerfung der Glieder, die, wie ich oben erzählet, nebst abwechselnden Gemüthsbewegungen, sich bei der Person während dieser Krankheit mehr als einmal eingefunden hat, aus den ungleichen und ungestümen Bewegungen eben dieser Lebensgeister entstanden. Ich merke aber, daß meine Leser vornemlich dieses von mir werden wissen wollen: wie es doch geschehen können, daß diese junge Weibsperson nicht nur so lange Zeit ohne alle Nahrung gelebet; sondern auch so viele Monate hindurch ihr Leben blos mit dem Trinken, dessen ich vorhin erwehnet, hingebracht habe, und noch izo erhalte? Hierauf antworte ich nach meiner wenigen Einsicht folgendes: Es ist wahrscheinlich, daß sie ihr Leben nicht viel anders erhält, als die Nattern, die den Frühling, Sommer und Herbst hindurch in Gläsern aufbehalten werden; oder vielmehr als die Erdschneken, die einen Theil des Herbstes und den ganzen Winter hindurch in ihren eingemachten Schnekenhäusern leben. Denn sie lieget gleichfalls beständig im Bette, und giebt fast gar nichts von sichtbaren Feuchtigkeiten von sich. Ungeachtet ich aber nicht gänzlich leugnen will, daß kleine Cörperchen, sowohl durch die unsichtbaren Löcher der Haut, als durch den Mund aus der Lungen, weggehen: so halte ich doch wegen Abwesenheit der äussersten Abzehrung und des Schweisses fast an der ganzen Haut des Leibes, sehr wahrscheinlich dafür, daß solche Cörperchen, welche die Gestalt der Dünste haben, in dieser Krankheit eben nicht sehr viel aus dem Leibe gesondert werden. Da nun dieselbe auf ihrem Lager nicht sonderlich abnimt, sich sehr wenig beweget, und von sichtbaren Feuchtigkeiten fast gar nichts, von unsichtbaren aber nur ganz wenig von sich giebt: so ist daraus offenbar, daß weder das Geblüt, noch die übrigen Säfte merklich verzehret werden; folglich auch die Zotten, Häute und Nerven, aus denen die Gefässe des Blutes und der andern Säfte, ingleichem die Muskeln, bestehen, nicht durch Wegfliegung der beweglichen Theilchen, die in beständiger Bemühung sind, durch dieselben Zotten auszubrechen und sich durch die Luft zu zertrennen, sonderlich ausgeleeret oder in dieselbe aufgelöset werden. Nun rühret aber bei allen und jeden Thieren die Nothwendigkeit, Speise zu sich zu nehmen, her aus der unaufhörlichen Ausleerung der Zotten, die die gedachten Theile umgeben, und aus dem merklichen Auswurfe der beständig abgehenden Theilchen, der auf die natürlichen Verrichtungen oder thierischen Bewegungen zu folgen pfleget. Man kan daher sagen, daß die junge Weibsperson, deren Zustand ich bisher erzehlt habe, bei der vielleicht auch die mehr als natür-

liche Dike des ölichten Saftes, nach der Bemerkung des hochberühmten Morgagni, in den Unschlitdrüsen der gesammten Haut abgesondert wird, die unmerkliche Ausdünstung (wie sie die Aerzte nennen) stark verringert, ohne ein zu erdichtendes Wunderwerk ein gänzliches Fasten von mehr als sieben Monaten ausgestanden habe, und noch izo ihr Leben mit weniger flüsigen Nahrung erhalte.

Ich glaube auch, daß sich beinahe auf eben solche Weise, aus Ursachen, die den mechanischen ähnlich sind, erklären lasse, wie das vornehme Fräulein aus dem edlen Geschlechte Foscareni zu Padua, daß sich gegenwärtig in dem St. Marcuscloster daselbst befindet, fast eine dreijährige Enthaltung (wie mir von ihren hochansehnlichen Anverwanden erzählet worden ist) ausgestanden habe; ingleichem, wie noch andere Jungfern, die nach dem Berichte Fr. Citesio und des hochgelehrten Fortunio Liceto, in vielen Jahren nicht das mindeste genossen haben, ihr Leben haben erhalten können; und daß man noch vielmehr von Enthaltungen vieler Tage oder Monate, dergleichen Johann Quercetan, Rembert Dodonäus, Valasco von Taranta, Heinrich Sampson und andere angemerket haben, deutliche Gründe angeben könne.

Aus der hier erzählten Geschichte, und noch andern dergleichen mehr, die von den izo angeführten Aerzten beschrieben worden sind, erhellet gleich anfangs: es sey kein Mährlein, daß manchmal Mannspersonen sonderlich aber Weibspersonen, die lange an der Mutterbeschwerung krank sind, im kränklichen Zustande sich von allen Arten der Speisen und Getränke enthalten, und dabei nicht nur zweene, drei und mehrere Tage, sondern auch viele Monate und Jahre lang leben können. Hernach ist daraus anzumerken, daß unsere Kranke an ihrem Leibe (welches allerdings wundersam ist) nach der Länge ihrer Enthaltung zu rechnen, keinesweges verfallen sey; viel anders, als es bei denen Mägdchen, die Citesio, Overcetan und Sampson anführen, gewesen ist, als bei denen der gelbe Bauch, mit den zusammengeschrumpften eingeschlossenen Eingeweiden, nach sehr langem Fasten eingefallen war und ganz am Rükgrate lag. Jedoch erzählet der vorhin erwähnte Liceto, aus der Bemerkung des Arztes Alexander Vigontia, von einer gewissen Jungfer zu Padua, die was die Zeit der Enthaltung und die andern Zufälle der Krankheit betrift, der unsrigen nicht sehr unähnlich ist, daß dieselbe nicht im mindesten abgezehret gewesen, sondern eine lebhafte Farbe gehabt und wie eine gesunde Person ausgesehen habe. Geschrieben zu Venedig, am 28. Junius 1726.

Gedanken von der Menge der Trauer- und Lustspiele.

Wir müsten auf dasjenige wenig aufmerksam seyn, was dem Wachsthume der schönen Wissenschaften in Teutschland vortheilhaft, oder schädlich ist, wenn wir nicht von der Menge der Trauer- und Lustspiele gerührt würden, womit unsere wizige Köpfe die Buchläden seit einigen Jahren zu bereichern suchen. Die meisten überzeugen uns gleich bei dem ersten Anblike, daß sie

zu

zu denenjenigen Geburten und Misgeburten gehören, welche ohne Schmerzen zur Welt gebracht worden. Ihre Verfasser haben sich dabei unstreitig eines Hülfsmittel bedienet, und wir glauben, es sey keines würksamer, sicherer und brauchbarer als dasjenige, welches in folgenden Recepten enthalten ist. Wie weit wir von denen Misgünstigen entfernet sind, welche rare und wichtige Geheimnisse, die sie besizen glauben, auf die sorgfältige Art verbergen, und zurük halten, zeigen wir genug, da wir diese Sache allen denen, so daran gelegen ist, öffentlichen aus der besten Absicht von der Welt mittheilen:

Recept zu einem Trauerspiel.

Nimm einen Helden und einen Schurken, belade den einen mit allen Tugenden, und den andern mit allen Lastern, welche jemals gewesen, und seyn könnten, schütte sie weidlich zusammen, so, daß bald der eine, bald der andere oben kömmt. Thue ein paar Duzend O! Ach! und Ha, verschiedene Ohnmachten, Sterbfälle und Mordthaten, und eine starke Dosin Liebe hinzu. Las dieses bis zu 5. Handlungen kochen, alsdann seze es 3. Tage zum Abkühlen hin, und hierauf bringe es auf die Schaubühne.

Recept zu einem Lustspiel.

Nimm ein junges Mädchen, einen Stuzer, einen Liebhaber, einen Diener, einen geizigen Vater, und mische dieselben, wie in dem vorigen Recepte, wohl unter einander. Wirf 12. Unzen Zoten, und eine halbe Unze Wiz dazu. Las das Frauenzimmer ihren Liebhaber eine Zeitlang als eine Hand gebrauchen, und ihn zulezt auf eine schlechte Art zu seiner grösten Verwunderung heirathen. Menge noch einen Tanz, ein Lied, anderthalbe Duelle und eine gute Handvoll Ohrfeigen darunter, so wirst du ein völliges Lustspiel haben. Probatum est.

Auszug aus einer Schrift des Dr. Blakwells, die Verbesserung des Feldbaues betreffend.

Diese Schrift ist zu London, 1741. unter dem Titel herausgekommen: A Nevv Method of improving cold, vvet, and Barren Lands, particularly calyey Grounds, vvith the manner of burning Clay, Turf, and Molehills as practised in North Britain: Tovvlich is added the method of cultivating and rising Fruit trees in such Soils. D. i. Eine neue Art, kaltes, nasses und unfruchtbares Land, besonders thonichten Grund, zu verbessern, nebst der Art Thon, Torf, und Maulwurfshaufen zu verbrennen, wie solche in Nordbritanien üblich ist. Wozu die Anweisung kömmt, in solchem Boden fruchtbare Bäume zu bauen und zu ziehen. in 8. 121. S. 8. Tafeln.

Es ist im Hamburgischen Magazin gemeldet worden, daß der Dr. Blakwell diesem seinen Werke sein Unglük, da er dadurch nach Schweden gekommen ist, zu danken hat, wie er gegentheils dadurch hätte vielleicht sein Glük machen können. Nach einer Einleitung, in der nur einige allgemeine Nachrichten, von der Absicht und Einrichtung seines Werks mitgetheilet werden, zeigt er im ersten Capitel, wie man den Grund troknen müsse: wenn solcher fast ganz eben liegt. Er sezt zum voraus, daß keine Quellen im Felde sind, und solches mit einer Heke umgeben ist. Er macht alsdenn für ein Feld von 10. bis 12. Aker, einen Graben von 4. Fus tief, und 5. Fus weit, rings herum, etwa eine Elle von der Heke, und so nach dem Maase des Feldes, gröfser oder kleiner; unten soll der Graben vier Fus weit seyn, und nach der Oberfläche des Feldes, nach

und

und nach zunehmen, dadurch wird das Wasser vom Felde abgeführt, die Seiten des Grabens fallen nicht ein, und das Gesträuche der Heke kan sich nicht über das Feld ausbreiten. Ist das Feld niedriger, als die umliegenden, so kan man wo der Graben alles Wasser anzufangen nicht zureicht, einen Teich machen, wie in der Folge wird gelehret werden. Den Graben und Teich mus man sorgfältig von Gesträuche rein halten, wozu am dienstlichsten ist, daß man dis Gesträuche im Julius, wenn es in der Blüthe ist, unterpflügt, ehe der Saame sich aussähet. Die Graben und Teiche werden am leichtesten gemacht, wenn man sie aufpflügt; wofern der Boden das Vieh zum Pflügen trägt; die grossen Aeste und Wurzeln, die sich von dem Gesträuche in der Heke dahin streken, mus man zuvor mit einer Hake wegschaffen. Was der Oberfläche des Feldes am Nächsten ist, kan, da es insgemein voll Wurzeln u. d. g. stekt, leicht verbrannt werden, und taugt zur Fruchtbarmachung des Feldes, das übrige aber mus nas, mit Hülfe andern Holzes, verbrannt werden, wenn das Brennholz dazu nicht zu theuer ist; in welchem Falle man die Höhlen in dem Felde damit ausfüllen, und aus dem übrigen ein Mengsel machen kan, dessen Gebrauch weiter unten wird beschrieben werden.

Das zweite Capitel zeigt, wie Felder, die sehr uneben sind, müssen ausgetroknet werden. Man macht, eben wie zuvor, Graben, und verbrennt, was der Oberfläche des Feldes am nächsten beim Umpflügen ist heraus gebracht worden. Was tiefer gelegen hat, kan man anwenden, dem Felde, so viel möglich, ein gelindes und gleichförmiges Abhängen zu verschaffen, oder wenn dies zuviel kosten würde, füllt man die Pläze, wo das Wasser am meisten stehen bleibt, damit aus, wodurch man sich die Mühe erspart, zuviel Graben zu machen. Am besten ist, die verschiedenen Tiefen des Feldes mit der Wasserwage zu bestimmen, und die niedrigste Gegend zu einem Teiche zu machen, der das Wasser aufnimmt. In dieser Absicht bemerkt man nach einem starken Regen, welchen Weg das Wasser nimmt, und macht nach demselben Wasser Furchen auf dem Teich zu. Anstatt dieser zuviel zu machen, ist es besser, mitten durchs Feld einen Graben zu führen, der das Wasser einnimmt, damit man die Wasserfurchen nicht so oft reinigen darf, die sich sonst, wenn sie schmal sind, leicht füllen.

Das dritte Capitel schreibt vor, wie man sich zu verhalten hat, wenn Quellen im Felde sind. Man grabe bei jeder Quelle einen Brunnen, 6. Fus tief, und 7. breit, alsdenn mache man 18. Zoll von der Oberfläche des Feldes, in die Seiten des Brunnens Löcher auf 6. Zoll tief, und befestige darinn einige Stäbe von 9. Fus lang. Auf dieselben lege man Tamarisken, oder Genst, so dichte, daß keine Erde durchfallen kan, und darauf den Raasen, der Fläche des Feldes gleich, Von jedem Brunnen führe man einen Graben dahin, wo man das Wasser hinleiten will, der 2. Fus weit und 3. tief seyn kan, und eben wie der Brunnen bedekt wird. Das Tamariskenreisig ist besser, als Genst, weil es länger dauert und dichter beisammen liegt, wodurch verhindert wird, daß die Erde nicht in den Brunnen oder Graben hineinfallen kan. Ohne den Brunnen würde das Quellwasser bei starkem Regen seine Bedekung durchbrechen. Wenn die Quellen sehr stark sind, mus man einen Teich machen, das Wasser einzunehmen, und auch dieser wird manchmal überfliessen, da kein ander Mittel übrig ist, als eine Wasserfurche in dem anliegenden Felde zu führen. Gehört dieses dem Nachbar, so wird derselbe nicht so gar schwürig darüber seyn, weil er eine gleiche Gefälligkeit brauchen kan, es wäre denn, daß er über die Wörter, dein und mein, allzusehr grübelte, die von allen Zeiten her ein

Zank-

Zankapfel, selbst seit dem goldenen Weltalter gewesen sind, welches zu beweisen der Verfasser eine ziemlich lange Spanische Stelle aus dem Cervantes Saavedra anführt, wie er auch sonst ein Liebhaber von Anführung allerlei Stellen aus Poeten, und andern Schriftstellern ist.

Quillt das Wasser nicht nur mit Gewalt, sondern auch in einem starken Strome hervor, so wird es kaum die Mühe bezahlen, daß man einen Graben zum Ableiten führt. Das beste, was man alsdenn thun kan, ist, Weiden, Ellern u. d. g. hinzupflanzen, die vortreflich fortkommen werden. Ist der Boden sumpfig, so kan man Quittenbäume hinsezen.

Das vierte Capitel zeigt, wie sumpfichtes Land zu troknen ist. Man soll es, nach dem Gebrauche, dazu man es anwenden will, z. E. Vieh darauf zu weiden, u. d. g. in Stüken von 6, 8. oder 10. Aker theilen, dabei man sich nach der Lage des Landes richten, und der Natur, so viel sich thun läst, behülflich seyn, nicht aber, sie zu zwingen trachten mus. Man mus also hier nach Beschaffenheit der Umstände, Graben oder Teiche machen. Die Graben sollen so breit seyn, daß das Vieh nicht darüber kan. Die Ufer der Graben können mit Weiden und Erlen besezt werden, die dem Felde und dem Viehe Schatten geben, und das Ufer feste machen, in die Graben kan man Fische sezen.

Bei dieser Gelegenheit führt der Verfasser als eine Nachricht für diejenigen, die ihr Feld troknen wollen, Herr Townley Abmessung des Regens an. Derselbe hat die Menge des Regens, der in einem Jahre zu Townley in Lancashire gefallen ist, 42. ein halben Zoll, Herr Derham aber den Regen, der in dieser Zeit zu Upminster in Essex gefallen ist, 19. und ein viertels Zoll befunden. Dr. Hales sezt die Menge Regen und Thau, die in ordentlichen Jahren in diesem Landstriche

fallen, 22. Zoll, und die Ausdünstung der Erde 9. und ein halben Zoll, davon müssen 3, 39. Zoll für den täglich circulirenden Thau abgezogen werden, so bleiben 6, 2. Zoll übrig, die von 22. Zoll weggenommen, fast 16. Zoll übrig lassen, die Erde mit Feuchtigkeit zur Nahrung der Pflanzen u. s. f. zu versehen. Townleys Bemerkung aber zeigt, daß 35. Zoll Regenwasser auf der Erde zu Lancashire geblieben sind, (wenn man 7. Zoll für die Ausdünstung abrechnet), und davon müssen 19. Zoll zu Unterhaltung der Quellen und Flüsse weggegangen seyn, wenn 16. Zoll zur Nahrung der Pflanzen zureichend sind. Der Verfasser macht bei dieser Gelegenheit eine Betrachtung, wie weislich die Vorsicht den Regen ausgetheilt. So viel Regen, als eine bergigte Gegend, wie Lancashire, nöthig hat, würde ein flaches Land überschwemmen. Wenn man also die Menge des jährlich fallenden Regens weis, so kan man die Tiefe der Graben darnach einrichten.

Das fünfte Capitel lehret eine neue und wohlfeile Art, Rasen zu verbrennen. Die Asche vom Rasen und Pflanzen wird besonders nassen Feldern sehr nüzlich befunden, weil das Feuer die Feuchtigkeit aus den Körpern treibt, und dadurch die Salze in einen engern Raum zusammenbringt: denn daß das Salz erstlich durch das Feuer entstehen sollte, will der Verfasser nicht glauben; weil alle Grundtheile der Cörper unveränderlich sind. Die Art des Verfassers, den Rasen zu verbrennen, kömmt darauf an: Er macht zweene Gräben, die einander rechtwinklicht durchschneiden, und also ein Kreuze vorstellen. Jeder von den vier Aermen dieses Kreuzes ist 30. Fus lang, 6. Zoll tief, und eben so weit, und sie werden alle mit Ziegelsteinen oder Schiefer bedekt, ausgenommen in der Mitten, wo sie zusammenstossen; daselbst wird ein Feueresse folgendergestalt geführt: Man legt über die vier Ziegel, die daselbst, jeder von einem der vier Aerme, zusammen

kommen, vier andere parallel, und fährt damit fort, bis man 9. Fus Höhe erhalten hat: alsdenn legt man etwas lokern Rasen, rund um die Feuermäuer, acht Fus hoch, daß solcher nicht herunter fällt; rund um den Rasen legt man 25. Reisigbündel, und über solche etwas Scheitholz, aber nicht so hoch, als die Feuermäuer. Von den Reisigbündeln legt man eins längst jedes von den vier Aermen des Kreuzes, nach desselben Oefnung zu, worauf man noch mehr Rasen nimmt, und um die Reisigbündel herumlegt, bis die Reisigbündel, die längst der Aerme des Kreuzes liegen, bedekt sind, und das Scheitholz zweene Fus stark Rasen über sich hat. Alsdenn bemerkt man, nach welchem Arme des Creuzes zu der Wind weht, und öfnet denselben, das Reisig anzuzünden, wozu man allemal den Morgen erwählen mus, weil der Haufen, beim ersten Anzünden, einige ausserordentliche Sorgfalt erfordert. Vor dem Anzünden mus man alle Lüken, wo die Hize herauskommen könnte, (die Feueresse ausgenommen) mit Rasen verstopfen, und die Graben reine machen. Eine halbe Stunde nach dem Anzünden wird der Rasen zu sinken anfangen, da man denn den Abgang mit dem feinsten und trokensten Rasen ersezen mus, nachdem das Feuer durchbricht. So fährt man den ersten Tag und die erste Nacht fort, weil jede Stunde, oder in noch kürzerer Zeit, ein solcher Ersaz nöthig ist. Nachgehends kan man diken Rasen darauf legen, wo das Feuer durchbricht, aber man mus beständig darauf Acht geben. Indem der Haufen immer zunimmt, führt man die Graben an jeder Eke des Creuzes, allemal drei Fus von dem äussern des Haufens weiter, und hält sie mit Ziegelsteinen bedekt, so weit sich der Haufen ausbreitet. Zugleich erhöht man die Feueresse allezeit wenigstens einen Fus über den Haufen. Es wird am Gipfel am geschwindesten brennen, wenn man diesem nicht durch einige Oefnungen in die Seiten und unten am Haufen vorkömmt, das Feuer dahin zu ziehen, wobei man die Oefnung des Grabens, die der Gegend, wo es am wenigsten brennt, gegen über ist, verstopfen mus, bis alles gleich stark brennt, da man sie wieder öfnen kan. Solchergestalt kan nichts das Feuer hindern, als ausserordentlicher Regen, in welchem Falle man eine starke und dichte Bedekung von Rasen auf den Haufen legen mus. Es kan ein Mann zugleich wohl ein halbes Duzend brennende Haufen beobachten. Von der Asche, die man solchergestalt erhält, rechnet der Verfasser 50. oder 60. Ladungen, jede von 25. Scheffeln, auf einen Aker: ist aber der Grund voll Gesträuche, so sind 100. Ladungen wenig genug. Am besten streut man sie mit einer Schaufel aus dem Karne aus, worauf man die Klumpen zerstossen, und sie auf Wiesen und Viehweiden zwei- oder dreimal mit der Rolle überfahren mus. Wird sie auf Brachfeld gebracht, darauf Winterkorn kömmt, so verhütet sie, daß die Saat von dem kalten Regen nicht verderbt, und nicht von Würmern gefressen wird. Auf Wiesen kan sie gebracht werden, wenn nur das Gras davon weg ist, auf Brachfeld aber von dem letsten Pflügen.

Das sechste Capitel zeigt, wie man nasses und thonichtes Erdreich verbrennen soll. Es ist leicht zu sehen, daß man dieses nicht über einander häuffen darf. Der Verfasser führt verschiedene Graben in der Erde, die einander durchkreuzen, und bedekt solche mit Ziegelsteinen, daß die Luft dadurch wie in den vorigen ziehen, und das Feuer, das nachgehends angezündet worden, anblasen mus; in welcher Absicht er auch Feueressen aufführt. Auf die Viereke, die zwischen den Graben entstehen, indem diese einander durchkreuzen, legt er erst troknen Rasen, alsdenn Reisig und Scheitholz, und oben darauf das nasse Erdreich. Eine vollständigere Beschreibung wollen wir nicht geben, weil solche ohne die Figur unverständlich seyn würde. Dergleichen Asche

taugt

taugt für schweres, thonichtes und leimichtes Feld, wo sie das Unkraut und Ungeziefer zerstört. Diese Asche enthält mehr Salz, als die Asche aus troknem Rasen; und ist also den Feldern dienlicher. Die Ursache aber, weswegen die thonichten Felder nicht die besten für die Pflanzen sind, wie dem Scheine nach hieraus folgt, ist: weil der Thon, wenn er dichte beisammen ist, die Salze nicht so leicht fahren läst, als lokeres Erdreich, auch die Wurzeln nicht so leichte durch können. Herr Evelyn erzählt in seiner practischen Abhandlung von den Erden: der trokne Thon zeigte sich durch das Vergrösserungsglas als eine Menge sehr glatter runder Sandkörnchen von mancherlei dunkeln Farben. Der Verfasser aber kan nicht glauben, daß der Sand für sich einen so festen zähen Cörper, wie Thon ist, erzeugen könnte, da wir auch die Quellen im Thone, sondern meist im Sande und Gries antreffen: welche Erfahrung zeigt, daß solches was anders ist, als Thon. Auch braucht man Sand und Gries oft als eine Art von Dünger für thonichte Felder, welches besser als Mist dient. Aller Dünger, der die Natur solche Felder nicht verändert, z. E. Pferdemist u. d. g. nüzt ihnen nichts, wenn er sie nicht loker und offen macht. Daher ist dem Verfasser nicht wahrscheinlich, daß die Theilchen des Thons, nach Herrn Evelyns Gedanken, kleine Kügelchen seyn sollten, weil solche einander in zu wenig Puncten berühren, und Zwischenräumchen lassen, dadurch das Wasser dringen würde; auch könnten solche Kügelchen nicht zu fest zusammenhängen. Das Feuer bringt die Salze dichter zusammen: daher schäumen z. E. Eierschalen oder Muscheln, wenn sie calcinirt sind, stärker mit sauren Säften, als ausser dem, weil das Feuer die Schwefeltheilchen weggetrieben, und die Salze für die Wirkung der Auflösungsmittel entblöst und zusammengebracht hat.

Das siebende Capitel beschreibt, wie man in Nordbritanien unfruchtbaren Feldern durch Verbrennen hilft. Die meisten unfruchtbaren Felder in Norden sind entweder zu nas oder zu troken. Jene sind ordentlich von langen Tamariskensträuchern bedekt, und die letztern von einer Art Binsen, die im Englischen Bent heist, und wie eine kleine Degenklinge, ohne einiges kenntliche Mark, aussieht. Unter den Tamariskenliegt schwarze trokne Dammerde 1. Fus tief, und darunter schwarzer steinigter Gries. Unter den Binsen ist der Boden von einer dunkeln Farbe, 1. Fus tief, und alsdenn steinigt. Dieses Land verbessern sie folgendermassen: Den Sommer zuvor, ehe sie das Feld pflügen, steken sie die Tamariskenin Brand, und brennen solches bis auf die Oberfläche des Bodens nieder; den folgenden Frühling durchpflügen sie das Land mit Ochsen, und machen breite Furchen; mitten im Sommer sezen sie Haufen von dem troknen Rasen an die Erden der Furchrinnen, etwa eine Ruthe von einander, und zünden solches an. Dadurch wird der andere Rasen, der nicht aufgehäuft ist, auch mit entzündet, und brennt fast den ganzen Sommer vollends fort, ohne daß man sehr viel Mühe damit hätte: ja wenn es troken Wetter ist, brennt es ein gros Theil vom Winter fort. Den nächsten Frühling pflügen sie es auf, und besäen es ordentlich mit Haber, der sehr geil wächst, ob sie ihn gleich zweimal schneiden, solches, zu verhindern. Diesen Haber braucht man als Saamen in andern Ländern. Das zweite Jahr besäen sie es mit Bohnen, oder Gersten, und das dritte mit Erbsen, worauf sie es, ohne es mit Grassaamen zu besäen, liegen lassen, und es wird aus dem Grunde eine schöne Wiese und Viehweide, die eine gewisse kleine weise Blume, die das Vieh gerne frist, (the small vvhite vvild Clover) statt des Unkrauts, das er zuvor trug, häufig hervorbringt. Der Verfasser hat schon einigemal erwähnt, daß diese Blume auf Feldern, die mit Pflanzenasche zugerichtet worden sind, häufig wachse. Auf eben die vorbeschriebene

Art brennen die Einwohner von Nordbritannien ihre sumpfigten Felder, wenn sie solche nach der im 4. Cap. beschriebenen Weise getroknet haben. Der Verfasser bemerkt dabei, man müsse nicht nur auf die Natur des Bodens, sondern auch auf seine Tiefe, und was für Grund darunter sey, Acht haben. Z. E. der beste Boden, der nicht über einen Fus tief ist, und festen Leimen unter sich hat, ist bei weitem nicht so fruchtbar, als ein magerer aber tieferer Boden, der auf einem warmen Kalksteine, Gries oder Sand liegt, durch welche das überflüssige Wasser weggehen kan, da es in dem Leimen stehen bleibt, und die zarten Wurzeln der Pflanzen tödet. Zulezt macht der Verfasser noch einige Betrachtungen über Virgils Stelle:

Sæpe etiam steriles incendere profuit agros,
Atque levem stipulam crepitantibus urere flammis.
Georg Lib. I.

wodurch, wie Virgil in der Folge erwähnt; das Land fett und loker, und die überflüssige Feuchtigkeit weggetrieben werde. Die meisten Erklärer Virgils übersezen levem stipulam durch leichte Stoppeln, ohne zu bedenken, woher die Stoppeln auf unfruchtbarem Felde kommen sollen. Ein Pachter, dem der Verfasser einsmals das Verbrennen der Stoppeln als ein sicheres Mittel, unfruchtbare Felder fruchtbar zu machen, anpries, antwortete ihm: es wäre vollkommen richtig, wenn man nur erst die Stoppeln auf dem Felde hätte: aber in seinem Dorfe stünde ein Baum auf dem Kirchhofe, der allemal den Gipfel neigte, so oft er den Geistlichen hörte Amen! sagen. Soll also Virgil wie ein vernünftiger Mann geredet haben, so müssen leves stipulæ Gesträuche, das auf ungebautem Felde wächst, andeuten, und vielleicht hat Virgil das Verbrennen, des Erdreichs selbst, das der Verfasser im Vorhergehenden beschrieben, mit gemeint.

Das achte Capitel beschreibt die Art, Weiden, Ellern, französische Weiden, (french Oziers) holländische Linden, und Quittenbäume in feuchtem und sumpfigtem Grunde, wo viel Quellen sind, zu pflanzen. Der Verfasser versichert, daß wenig Bäume mit so leichter Mühe gezogen würden, und die Arbeit, die man auf sie wendete, so gut bezahlten, als die benannten. Er führt ein Beispiel an, da atwa ein Drittel eines Akers voll Weiden das vierte Jahr, nachdem sie gepflanzt worden, 4000. Hopfenstangen gegeben, und noch mehr würden geliefert haben, wenn das Wild sie nicht beschädigt hätte. Die rothe Weide, die zu Reifen und Hopfenstangen am besten taugt, wird folgendergestalt gepflanzt: Im Anfang des Merzens schneidet man einige von den stärksten, zweijährigen Schöslingen ab, und spaltet solche in Stüke von etwa 3. Fus lang, die man 2. Fus tief an die Seiten der Gräben, Teiche oder Moräste pflanzt, daß die Gipfel ein wenig stehen, und zwischen zweien und zweien allemal 10. Fus Entfernung ist. Das Grundende des Schöslinges, oder das dem alten Holze am nächsten war, kömmt am sichersten fort: daher man nur die Grundenden pflanzen sollte, wo man nicht eine grosse Menge Pflanzen haben mus. Die Eller, und die weisse, oder holländische Linde, werden eben so gepflanzt: aber die leztere ist nicht so nüzlich, als in Gegenden, die manchmal von Salzwasser überschwemmet werden, wo die Weide nicht so gut fortkömmt. Zu den Weiden, aus denen man starke Bäume ziehen will, müssen starke Schöslinge, 8. Fus lang gepflanzt werden, die man am Ende zuschärft.

Ehe man sie pflanzt, müssen Löcher in die Oerter, wo man sie hinsezen will, gemacht werden, damit man die Rinde beim Hineinsteken nicht zerreist. Sumpfigte Gegenden, die von Quellen verursacht werden, kan man eben so bepflanzen, nur daß allemal ein Fus von den Sezlingen

gen über der Fläche des Wassers bleibt, und sie wenigstens 3. Fus tief in den Grund kommen: sonst wird sie das Wasser bei starkem Winde erschüttern. Die kleinen Schöslinge werden ordentlich in Reihen, in der Weite von 10. Fus, die grossen, aus denen Bäume werden sollen, in 18. Fus Weite von einander gepflanzt. Weil aber die rothe Weide aus Abschnittlingen nicht so sicher fortkömmt, als die gemeine Wasserweide, so hält der Verfasser für das Beste, eine kleine Baumschule von denselben in einem feuchten Boden anzulegen, wozu man Abschnittlinge von der Stärke eines Daumens wählen kan, die man nachgehends, wenn sie ein oder ein paar Jahre gestanden haben, dahin, wo sie bleiben sollen, in der Weite von 10. Fus, vorerzehltermassen versezt. Dadurch erhält man auf einmal eine Baumschule, ohne Gefahr, daß die Pflanzen verderben, oder vom Gesträuche u. d. g. erstikt werden, wie in feuchtem Lande der Abschnittlingen oft widerfährt; und man kan auf diese Art Wälder von rothen Weiden pflanzen, die auch wider die Natur der Wasserweide, im troknen Boden fortkommen. Liegt das nasse Land in einer Gegend, wo Reifen und Hopfenstangen nicht so sehr gebraucht werden, so kan man es mit der kleinen französischen Weide, zum Gebrauch der Korbmacher, oder mit Quittenbäumen bepflanzen. Die französische Weide wird eben, wie die vorigen, gepflanzt: aber die Quitten müssen 20. Fus weit von einander gesezt werden. Gemeiniglich zieht man sie aus Absezlingen; aber Bäume, die auf solche Art gezogen werden, bleiben klein, und gehen eher drauf, als die man aus dem Kerne zieht: daher der Verfasser räth, sie aus den Kernen zu ziehen. Sie mögen aber gezogen seyn, woraus sie wollen; so mus man, ehe sie in den Pflanzgarten kommen, auf sie, etwa in der Höhe von 5. oder 6. Fus, die grosse Birnenquitte, die man für die beste Art hält, pfropfen, weil die Erfahrung lehrt, daß die Früchte von gepfropften Bäumen geschmaksamer und häufiger werden. Beim Pflanzen der Quittenbäume mus man die mittlere Wurzel nicht abschneiden, sondern dazu eine Höle, wenigstens 3. Fus tief, in die Erde machen, weil sie die Wurzeln gern tief in den Grund streken.

Das neunte Capitel giebt Nachrichten, Fischteiche zu machen. Der beste Grund dazu ist, in welchem Quellen sind; Hat man dergleichen nicht, so mus man eine Gegend wählen, wo ein Bach durchläuft, oder Wasser von den Hügeln hineinfällt. Der Teich mus durch einen Graben, der genugsamen Fall hat, können abgelassen werden: das Wasser im Teiche mus 6. bis 7. Fus hoch stehen, und der Boden desselben 9. Fus tief liegen, daß die Fische nicht bei Regengüssen u. d. g. weggeschwemmt werden. Es müssen auch Untiefen an den Seiten des Teiches seyn, darauf die Fische laichen, und sich in die Sonne legen können. Auch solte ein Theil des Ufers hier und da Hölungen haben, und Wurzeln alter Bäume da seyn, den Fischen eine Zuflucht vor Ungewitter ꝛc. zu geben. Die besten Teiche zur Nahrung der Fische sind, die den Mist von dem grossen Viehe empfangen, und da sie nahe beim Hause sind, so kan man die besten Fische hinein sezen, ohne Furcht, daß sie gestohlen werden. Wenn die Fische sich im Teiche mehren, so werden sie nie gros werden: also mus man die Milchner von den Rognern absondern. Das Kennzeichen beider entdekt sich, wenn man sie mit dem Daumen auf den Bauch, unweit des Nabels, drukt, da die Rogner ihren Rogen zeigen, die Milchner aber etwas wässericht Blut geben. Ein Teich von der Grösse eines Akers, nährt 60. paar Karpen, oder Schleien, sehr wohl: denn der Verfasser tadelt die allgemeine Gewohnheit, zuviel Fische in einen Teich zu sezen, da sie nicht Nahrung genug haben, und folglich mager bleiben. Das Gesträuche im Teiche zu zerstören, soll man den Herbst wählen, da

Saamen zugleich mit den Wurzeln können verderbt werden, und alle Teiche soll man einmal in 4. oder 5. Jahren ablassen, und die Fische herausnehmen, auch diejenigen, die einerlei Grösse und Geschlechts sind, vorerwähntermassen in einen Fischhälter zusammen thun. Am meisten ist den Fischen der Frost schädlich, welchem man durch Zerstörung des Gesträuches vorkommen kan. Eben dadurch wird man verhindern, daß das Wasser im Sommer nicht stinkt, wodurch besonders den Milchnern Verdrus geschieht, weil sie bei dieser Zeit das Wasser, wo es am untiefsten ist, aufzusuchen pflegen. Das beste Werkzeug zu Zerstörung des Gesträuchs ist ein gekrümmter Dreizak, dessen Stiel man an ein Seil bindet, und solchen auf dem Boden des Teiches fortzieht, daß er das Unkraut mit sich wegreist. Wäre es zu klein, daß es zwischen den Zaken durchführe, so kan man solche mit einem Busche durchflechten, oder Stöke daran binden. In thonichtem Boden kommen Karpen, Schleien und Karauschen, davon die letztern ordentlich in einem Teiche grösser werden, als man sie in einem Flusse findet. Weil vor einiger Zeit vielen in Engelland ihre Fischhälter durch einen fremden Feind, nämlich die balthischen Ratten, sind verwüstet worden, und dieses das gemeine Rattengift nicht vertreibt; so schlägt der Verfasser wider dieselben folgendes Recept vor: Man mache Pillen, aus einer Unze Anisöl, einem halben Pfunde Arsenik, zwo Unzen geschabter Krähenaugen, und einem halben Pfunde Schweinspek; welches Gift die Balthischen Ratten, und andere gewis fressen und sterben werden. Sollte aber jemand, wie oft geschieht, von seinem Nachbar mit einem frischen Ersaz solcher Thiere versorgt werden; so schlägt der Verfasser ein Mittel vor, sie häufig an einen Ort zusammen zu bringen: Man menge unter voriges Gift noch ein Viertheilpfund vom Cocculus indicus, oder indischen Nüschen, lege solches in den Winkel einer Scheune oder eines Stalls, darauf salbe man ein Bund Talklichter mit oleo ligni Rhodii, binde einen Strik darum, und lasse solche bei Nacht, wenn es still ist, rund um des Nachbars Haus, Teich und Scheunen auf der Erde hinschleppen, bis an den Ort, wo das Gift liegt: alsdenn lasse man die Lichter von der Erde aufheben, und wegnehmen, daß sie nicht in der Nähe des Giftes bleiben: sonst würden die Ratten, wenn sie es röchen, das Gift verlassen, und ihm nachgehen. So aber werden sie sich in zwo Stunden alle zu ihrer Henkermahlzeit versammlen, und man wird sie den Morgen betrunken finden. Man kan dieses wiederholen, wenn man es einmal nicht für zulänglich hält. Hunde und Kazen werden dieses Gift wegen des Anisöls nicht anrühren, davon gegentheils die Ratten grosse Liebhaber sind: doch kan man, aller Gefahr vorzukommen, versuchen, ob die Hunde oder Kazen davon fressen möchten, und in diesem Falle ihnen die Nasen mit Anisöl reiben, welches der Gefahr vorbauen wird. Beide Recepte sind den Ratten gleich tödlich; aber die indianischen Nüslein machen sie trunken, daß man sie todschlagen kan, ohne daß sie sich bewegen. Maulwürfe, Mäuse und Wiesel sterben ebenfalls davon.

Das zehnte Capitel redet von Compositionen, oder Mengseln für nasses, thonichtes und lehmichtes Land. Der Verfasser bemerkt, daß alle Cörper auf dreierlei Art können vermengt werden, wenn runde Theilchen an einander gelegt, flache zusammengefügt, und hole und bauchichte in einander getrieben werden. In der Grundsprache heissen diese drei Arten: Appositio, Applicatio, und Intrusio. Man mus bei Bereitung eines Mengsels für die Felder, auf ihre Beschaffenheit Acht haben. Einerlei thut nicht für alle Felder, ja nicht immer für eben das Feld gut, weil die Höhlungen des Erdreichs endlich von den Theilchen des Mengsels ausgefüllt werden, daß

kein

kein Plaz mehr zur Gährung übrig bleibt, ohne welche die Pflanzen nicht wachsen. Zum Beweise, beruft er sich auf einen bekannten Versuch. Man löse in einem Glas Wasser so viel Küchensalz auf, als es einnehmen will, giesse es von dem Salze, das auf dem Boden sizen bleibt, ab: so wird es nachdem noch Salpeter auflösen; und wenn es von diesem ebenfalls gesättiget ist, noch Salmiac in sich nehmen. Daraus schliest der Verfasser, daß Zwischenräumchen von verschiedener Gestalt im Wasser seyn müssen: denn wären sie alle von einerlei Art, so würde das Wasser von einem Salze so viel am Gewichte in sich nehmen, als von allen dreien. Eben so wird die Erde von der Materie, die man mit ihr vermengen will, nur eine gewisse Menge in sich nehmen, wenn diese Materie immer einerlei bleibt. Baco sieht den Mergel als den weichsten Boden, und Seesand als den salzigsten an. Aber der Verfasser behauptet, Baco habe sich hier betrogen; denn da der Mergel selbst voll Salze ist, so dient er zu einem guten Dünger für leichtes sandigtes Land, wo aber der Boden selbst Mergel ist, wird er keine Art von Feldfrüchten so gut, als gemeine Erde, hervorbringen: Sand hingegen hält für sich kein Salz, und was er aus der See in sich nimmt, kan dem Boden nicht zugeschrieben werden. Der Verfasser glaubt, die verschiedenen Arten von Dünger und Mengseln, die Felder fruchtbar zu machen, die von verschiedenen Schriftstellern sehr angepriesen werden, können alle für sich gut seyn, aber sie wären zu kostbar, wohin er Mist von Hühnern, Gänsen, Pferden, Eseln ꝛc. auch die Mengsel von Lappen, Papier, Hörnern, Moosasche ꝛc. zählt. Als einer Probe, wie hauswirthlich etliche solcher Vorschläge herauskommen, fährt der Verfasser folgende Rechnung an, die ein neuer Schriftsteller, nebst vielen Erfindungen von gleicher Wichtigkeit, geliefert hat: Roken, sagt derselbe, braucht selten einige Hülfe, als wenn es in ein oder zwei Jahre besäet worden. Ist es alsdenn Düngers benöthiget, so nehme man auf einen Aker

30 Ladungen Gassenkehrichts kosten		3	Pf.
15 = = Mist	1	10	Schill.
6 = = Kalk	9		
4 = = Taubenmist	4.		Pf.
Pacht für einen Aker Landes	10		
	18		Pf.

Bringt der Aker alsdenn 3. Ladungen Heu, und die Unkosten des Mähens, Heumachens u. d. g. werden abgezogen, so bleiben 4. Pf. Vortheil übrig, und der Pachter verlieret also das erste Jahr nur 14. Pf. Der Verfasser spottet über eine so nuzliche Entdekung. Jeder Landwirth weis, daß leichtes lokeres Feld ein Mengsel von schwerer Art, und schweres Feld eines von leichter Art erfordert. Dünger auf zähes oder feuchtes Akerfeld mus aus einem Hofe oder Stalle genommen, und noch roh, und nicht über halb verfault aufs Feld geschaft werden, da alle neuere Schriftsteller das Gegentheil lehren. Der Verfasser preiset alsdenn zu dergleichen Lande Muschelschalen u. s. w. an, worauf er der folgende Mengsel, die nicht viel kosten, vorschlägt: 1) Man nehme vier Fuhren Mist aus einem Hofe oder Pferdestalle, und 6. Fuhren Dammerde von leichtem oder morastigen Boden, vier Fuhren gebrannten Rasen, und drei von See- oder andern scharfen Sande. Diese Verhältnis kan beobachtet werden, wenn man es in anderer Menge machen will; es wird am besten im Mai zugerichtet, und mus binnen demselben und Michaelis zweimal umgewant werden, da man denn auf den Aker 50. bis 80. Fuhren schaffen kan. 2) Man nehme fetten Schlamm aus Teichen, und breite ihn aus, daß er trokne, darauf breche man ihn, und vermenge ihn mit eben so viel gebrannten Rasen; es mus im August ge-

gemacht, und aufs Frühjahr aufgehoben werden. 3) Verfaulte Blätter, gebrannter Rasen und Sand, von einem so viel als von dem andern, kan man im Weinmonat vermengen, zweimal umwenden, und aufs Frühjahr brauchen. 4) Hat man keine Gelegenheit, den Rasen zu brennen, so pflüge man ihn um Michaelis auf, und lasse ihn bis den folgenden Sommer faulen, alsdenn thue man zu zehn Fuhren des Rasens eine Fuhre Kalk von 32. Scheffeln, welches man wohl unter einander mengen und den folgenden Winter liegen lassen mus. Dreisig Fuhren können auf einen Aker geschaft werden. 5) Wenn man Schafe hat, und leichte zu Sande kommen kan, so treibe man die Schafe des Sommers von 11. Uhr Vormittags bis 3. Uhr Nachmittags, in eine Hürde, wo man den Boden mit Sand, 6. Zolle tief, alle Nachte bedeken, und in aller 8. oder 10. Tage ausräumen mus. Dis ist für sich, oder mit eben so viel leichten Erdreichs vermengt, ein vortreflicher Dünger. Auf diese Art wird der Schafmist in Flandern aufbehalten, und der Sand kühlt die Ställe im Sommer, verhindert auch, daß sich die Pferde die Hufe nicht verderben. Wo man Thon und Holz solchen zu verbrennen haben kan, ist solches besser, als alles erwähnte. Der Verfasser hat gefunden, das Thonasche, die von nassem Thone gebrannt worden, fast noch einmal so viel Salz gehalten, als von solchem, den man an der Sonne getroknet.

Das eilfte Capitel beschreibt eine Pflüge und andere Werkzeuge, die noch kein Schriftsteller erkläret hat, und stellt solche in Figuren vor.

Das zwölfte Capitel weiset, wie man nasses, steifes und thonichtes Land zum Garten geschikt machen, und Obstbäume in nassem und troknem Boden ziehen soll. Die Entdekungen, die es enthält, sind von einem Herrn in Kent aus dreisigjähriger Erfahrung gemacht worden, der durch seine grosse Kenntnis der Natur viele Jahre lang das beste Obst in der Grafschaft gehabt hat. Wenn man in dergleichen Lande Gärten anlegen will, so mus der Grund höher, als die umliegende Gegend, erwählt oder gemacht werden, daß man das überflüssige Wasser, nach starkem Regen und Schnee, wegführen kan. Lässet sich dis nicht thun, so mus man einen Teich, oder Canal graben. Die Erde, die man solchen zu machen ausgräbt, kan vorbeschriebener massen verbrannt werden, und wird die Unkosten des Ausgrabens sehr wohl bezahlen. Die Luststüke müssen etwas abhängig, und die Sandgänge stark vom Sande und runder, als gewöhnlich, gemacht werden, daß das Wasser abläuft. Die Bette zu Fruchtbäumen müssen wenigstens 5. Fus weit, anderthalb Fus hoch über den Thon, und zwölf Zoll hoch über die Horizontalfläche des Grundes gemacht werden. Hiezu kan man eine jede gute und leichte Art Gartenerde brauchen; aber in den Thon muß man nicht graben, wie andere vorschreiben; denn dadurch sammlet sich das Wasser unter den Bäumen. Sind die Beete so zubereitet, so kan man Abrikosen, Pfirschen, Wein, Pflaumen und Birnen mt Vortheil darein pflanzen; so nöthig auch der Verfasser des Gardeners Dictionary, den der Verfasser einen Neuern in Folio nennt, und seine Unwissenheit sehr durchzieht, für einen Garten gutes Erdreich erklärt. Man mus, bei Pflanzung dieser Bäume, die Wurzeln nicht über 6. Zoll tief eingraben, und horizontal ausbreiten; man kan dieserwegen Ziegelsteine unter sie legen, daß sich keine Wurzeln in den Thon streken, wodurch sie unfruchtbarer würden. Birnbäume aber sind geneigt, Wurzeln gerade unter sich zu streken, und der Thon schadet ihnen nichts. Pfirschen und Nectarinen, die man in solches Land pflanzt, müssen auf Pflaumenstämme oculirt werden, in troknem Boden aber auf wilde Pfirschen oder Mandeln. Zarte Arten, die leicht den Brand bekommen, müssen auf eine

Pfir-

Pfirsche; oculirt werden, die zuvor schon auf Pflaumen, Pfirschen oder Mandeln oculirt worden. Diese Art von Bäumen, in was für Boden sie auch gepflanzt werden, mus man auf Stämme oculiren, die aus Kernen der breitblätterichten Art, nicht aber aus Schöslingen sind gezogen worden. Die Erfahrung lehrt, daß die leztern in zwanzig Jahren, und noch eher, nach Beschaffenheit des Erdreichs, in dem sie stehen, eingehen: da diejenigen die auf Stämme oculirt sind worden, die man aus Kernen in eben dem Boden gezogen hat, noch einmal so lange dauern, und dem Brande nicht so sehr unterworfen sind. Eben so sind Pflaumenstämme, die man aus Kernen gezogen hat, am besten zu Abricosen, und dergleichen Quittenstämme zu Birnen. Die beste Art, alle Birnen zu verbessern ist, daß man sie auf einen Baum oculirt, der zuvor auf einen Quittenstamm ist gepfropft worden. Den Verfasser hat vieljährige Erfahrung versichert, daß die Früchte davon viel gröser und schöner, auch häufiger werden. Bei Aepfeln hat das doppelte Pfropfen eben die Wirkung, und der Verfasser stellt es den Neugierigen zur Untersuchung anheim, ob man nicht noch mehr als zweimal pfropfen und dadurch noch weitere Vortheile erhalten könnte. Er befürchtet, diese Art, die Bäume zu verbessern, würde zu langsam seyn, als daß die Gärtner sich ihrer bedienen würden, giebt ihnen aber zu überlegen, daß diese Bäume auch mehr gelten würden. Obgleich thonichter Boden die Früchte später bringt, so lassen sich doch gegentheils, besonders die Aepfel und Birnen, von demselben länger aufheben. Küchengärten auf solchem Boden anzulegen, mus man die Gartenerde, wo möglich, wenigstens 18. Zoll hoch über den Thon schütten, und in Entfernungen von etwa 12. oder 14. Fus, kleine Graben, einen Fus weit und eine Spanne tief in den Thon, zu Ableitung des Wassers machen, welches aus diesen, durch einen grossen Quergraben kan weiter weggeführet werden. Da der Küchengarten stärkern Dünger, als offenes Feld erfordert, so ist hiezu am besten Stall- oder Hofmist, Steinkohlaschen, und die Erde von verfaulten Rasen, den man etwa 6. Zoll tief in den Feldern oder Wiesen ausgraben, und alle 3. oder 4. Monate einmal umwenden kan, bis er verfault und zum Gebrauche dienlich ist.

Das dreizehnte Capitel enthält Betrachtungen über Hügel. Sie kommen auf die bekannte Anmerkung an, daß ein Hügel nicht mehr trägt, als seine Grundfläche auf der Ebene tragen würde, weil die Pflanzen senkrecht auf den Horizont in die Höhe wachsen; der Verfasser zieht aber hieraus noch den Schlus, wie nöthig es sey, die Maulwurfshaufen umzupflügen; weil solche, als kleine Hügel, allemal die Ernde verringern, wozu kömt, daß der Maulwurf allemal das schlimmste Erdreich oben aufwirft, wie man in Feldern, die unten lehmichten Grund haben, sehen kan, auch sind die Haufen, ihrer Rundung und Höhe wegen, der Sonne und den Regengüssen mehr ausgesezt, und der Regen läuft geschwinder ab, als die Nahrung der Pflanzen erfordert, daher auf ihnen nur kurzes und dünnes Gras wächst. Durch diese Umstände aber, da die Erde der Haufen von der Sonne erhizt wird, und ihre Kraft zur Nahrung des Grases nicht anwendet, wird sie zum Dünger geschikt, daher der Verfasser, sie, wie den andern Rasen, vorbeschriebener massen zu brennen, vorgeschlagen hat.

A. G. B.

Auf was Art der Campher zu präpariren, daß er sich völlig sowohl in schlechtem Wasser, als in einem jeden destillirten auflöset, und sich nicht wieder heraus präcipitiret.

Da vorjezo mir vorgenommen, vom Campher zu schreiben, so halte

vor nöthig, vorhero eine kurze Nachricht davon zu geben. Der Campher kömmt aus Ostindien, und wachsen die Bäume, so denselben liefern, welche arbores Camphoriferæ genennet werden, in grosser Menge in der Insul Borneo, Sumatra, wie auch in Japan und China. Die Theile der Bäume riechen stark nach Campher, nemlich die Wurzeln, Rinde, das Holz, Aeste und Blätter, doch zum stärkesten die Wurzeln, welche auch den meisten Campher bei sich führen. Der meiste Campher, so nach Europa gebracht wird, kömmt aus Japan, und zwar noch roh, welcher viel Unreinigkeiten bei sich führet, deshalb auch zum Gebrauch untüchtig ist. Die Einwohner des Landes pflegen die Wurzeln, Rinde, Holz, Aeste und Blätter klein zu haken, thun es zusammen in grose Blasen, welche mit einem weiten Hut versehen sind, giessen eine genugsame Quantität Wasser darauf, und machen Feuer zum kochen unter, in der destillation leget sich der meiste annoch unreine Campher an Hut der Blase an, und ein Theil davon gehet mit dem Wasser über in die Vorlagen. Dieser erste Campher wird rafiniret in Amsterdam und sonst nirgends, weshalb die Engelländer und Franzosen ihren Campher entweder an die Holländer wieder verkaufen, oder denselben in Amsterdam rafiniren lassen. Der Zusaz, welcher die Unreinigkeiten an sich ziehet, daß also der Campher reine sich sublimiret, ist nicht bekannt, und wird als ein gros Geheimnis gehalten, weshalb man auch an keinem Ort in Europa, als nur in dieser Stat den Campher, welcher innerlich und äusserlich gebrauchet wird, rafiniret; doch bin der Meinung, daß der Zusaz, den sie darzu nehmen, in pulverisirten, calcinirten Knochen bestehet, welche zur rectification der oleorum empürevmaticorum gebrauchet werden, und die Unreinigkeiten an sich zu ziehen, wie auch die gröbern und stinkenden Theile der Oele, so dazu genommen werden, daß also dieselbigen, so übergehen, helle und nicht mehr so brandig und übel riechen. Was die Natur und Eigenschaften des Camphers anbelanget, so ist er durchsichtig, und nicht flüsig wie die Oele seyn, auch nicht klebricht anzufühlen wie die olea coagulata von Natur, oder welche durch die Kälte coaguliret seyn, von Geschmak etwas bitter und scharf, und hat einen starken Geruch. Es hat derselbige besondere Eigenschaften, und ist mir kein Oel bekannt, weder eine resine, noch ein sal volatile, bei welchen die Eigenschaften angetroffen würden, welche der Campher hat, weshalb man ihn auch weder unter die Classe der resinarum, noch oleorum oder salium volatilium sezen kan, wie unsere Vorfahren gethan, deren einige ihn eine resinam, andere ein sal volatile oleosum, und einige ein oleum coagulatum genennet haben. Es ist derselbige sehr subtil und flüchtig, so daß er, wenn er einige Zeit in der freien warmen Luft lieget, alle verflieget, und ist mir kein oleum æthereum noch menstruum spirituosum bekannt, so in Betracht dieser Eigenschaft dem Campher beikommen sollte; und da derselbige so subtil und flüchtig ist, so ist doch merkwürdig, daß wenn er angezündet wird, er viel fuliginem giebet, und kein Oel so viel Rus nicht von sich giebet; wie auch wenn er im spiritu vini rectificatissimo solviret wird, nicht eher verflieget als der spiritus, welcher doch vor sich nicht so flüchtig ist, sondern der spiritus zuerst verrauchet, und nach diesen der Campher; auch wenn dieser spiritus vini camphoratus destilliret wird, so gehet zuerst der spiritus über, hernach folget der Campher: der Campher solviret sich nicht allein im hoch rectificirten spiritu, der kein Wasser hält, sondern völlig abbrennet, wenn man ihn anzündet, so daß eine drachme von diesen spiritu meist eine drachme Campher solviret, sondern auch in allen oleis expressis & destillatis, ja der saure spiritus nitri, der alle Metalle solviret, ausser das Gold, und die olea destillata in resinas verwandelt, löset den Campher auf, ohne daß eine Wärme bei

der

der Vermischung entstehet, welcher als ein Oel oben aufschwimmet, und das stärkeste acidum dieses spiritus an sich ziehet, weshalb dieses oleum camphoræ das Silber solviret, und den Campher fahren lässet, auch der spiritus nitri fortis seu fumans solviret den Campher, ohne daß eine Wärme entstehet, welcher wenn er ad olea destillata gegossen wird, eine grosse Hize machet, und einige Oele in hoch rothe resinas verwandelt, welche durch Zugiessung dieses spiritus ihren Geruch verlieren, ja gar entzündet derselbe die olea, welche schwerer sind als das Wasser, und in demselbigen untersinken. Das oleum vitrioli solviret gleichfalls den Campher, ohne daß eine Erhizung bei der solution erfolget, da wenn derselbige ad olea destillata gegossen wird, eine Wärme entstehet, und der oleorum sowohl Farbe, Geruch, und Consistenz wie auch Kraft geändert wird, wenn zu allen diesen Solutionen Wasser gegossen wird, so präcipitiret sich der Campher völlig wieder heraus, daß also keine solutio camphoræ bisher bekannt ist, aus welcher sich derselbige nicht wieder heraus präcipitiren thäte, assusa aqua vel menstruo aquoso. Es hat darinne vor andern der Campher auch was besonderes: Es ist bekannt, daß der phosphorus sich in freier Luft entzündet, wenn man aber einen Gran phosphori mit sechs Gran Campher vermischet, und dieses zusammen in einen Mörsel wohl untereinander reibet, so leuchtet der Campher, und geschiehet keine Entzündung; wenn dieses mixtum in Nelkenöl solviret wird, so kan das Gesichte ohne Schaden mit geschmieret werden, welches alsdenn im Finstern wie Feuer leuchtet; dieses gehet mit andern oleis destillatis nicht an, wenn der phosphorus darinne solviret wird. Was die Kräfte und Würkungen des Camphers anbelanget, so ist der äusserliche Gebrauch des spiritus vini camphorati zur Gnüge bekannt, indem derselbige zertheilet, in Geschwülsten und Schmerzen der äusserlichen Theile gute Dienste thut, wie auch in Entzündungen: und den kalten Brand verhindert. Was den innerlichen Gebrauch anbelanget, so sind einige Medici, welche ihn verwerfen, und dafür halten, daß derselbige allzuhizig sey, und in den Krankheiten allerhand üble Zufälle verursache, die aber irren, indem der Campher sehr subtil und flüchtig ist, nicht lange im geblüte bleibet, sondern durch die Schweislöcher bald wieder verflieget, wenn dieselbigen offen und nicht durch Krampf zusammengezogen seyn; ja die Arabischen Medici sind der Meinung gewesen, daß derselbige in tertio gradu frigidus & siccus sey, und die tägliche Erfahrung hat gezeiget, daß einige Tropfen von oleis destillatis solviret in hoch rectificirten spiritu, mehr Hize verursachet, als ein Scrupel Campher, ja wenn derselbige auch zu etlichen Granen pro dosi eingegeben wird, so observirt man nicht, daß der Puls darauf geschwinder gehet, oder Durst darauf erfolgete, und die Farbe des Urins erhöhet würde, welches doch geschehen würde, wenn er Hize verursachete; hingegen die meisten so wohl alten als neuen Medici recommendiren den innerlichen Gebrauch des Camphers in den gefährlichsten Krankheiten, nemlich in der Pest und Flekfiebern, wie auch in allen morbis, bei welchen eine Malignität zugegen ist, weil er ohne Hize zu machen, zertheilet, und der Malignität widerstehet, weshalb er auch von einigen alexipharmacorum princeps genennet wird, weil in Ansehung der Kraft und Würkung ihm keine andere Medicin beikommt, wie auch in Entzündungen der innerlichen Theile, weil er die inflammationes zertheilet, und den kalten Brand verhindert, auch in allen hœmorrhagiis, welche meist von einer krampfhaften Zusammenziehung herkommen, die einen circulum sanguinis inæqualem verursachet, weil ohne Hize zu verursachen er eine virtutem anodynam zugleich hat, und die transpiration befördert. Die Medici, welche ihn in obgenannten Krankheiten in ihren Schriften recommendiren, sind von

den alten, ausser den neuern, so zur Genüge bekannt seyn, zu ihrer Zeit die berühmtesten gewesen, als der Mindereus, Crato, Fernelius, Zvvingerus, Cran, Hartmannus, Screta, Riverius, Heurnius. Es pfleget der Campher in oben gemeldeten Krankheiten, entweder in substantia gebrauchet zu werden, nemlich daß einige Gran davon einem Loth von einen pulvere bezoartico zugesezet werden, oder in forma liquida, daß er in tincturis bezoarticis & alexipharmacis solviret wird, deren meiste Kraft vom Campher dependiret, weshalb er unter den pulverem pannonicum rubrum, wie auch unter die mixturam simplicem, & tincturam bezoarticam Michaelis kömmt, welche Arzeneien auch noch zu unserer Zeit im Gebrauch seyn, und in den gefährlichsten Krankheiten verordnet werden. Da aber die Medicamente, wie gewöhnlich, in einem vehiculo aquoso eingenommen werden, so präcipitiret sich der Campher, wie bekannt, heraus, so wohl wenn er in menstruis spirituosis solviret ist, als auch aus den Pulvern, denen er zugethan wird, daß er also nicht zum Geblüte kömmt, und seine gehörige Würkung verrichten kan. Wenn man also den Campher präpariren will, daß er sich nicht präcipitiret, und also zum Geblüte kömmt, und mit mehreren Nuzen kan gebrauchet werden, so habe folgendes observiret: Man nimmt ein Quintgen spiritus vini rectificatissimi und solviret darinne so viel Campher als derselbige annimmt, welcher fast eben so viel auflöset; diesen spiritum vini camphoratum giesset man auf ein halb Loth geriebenen Zuker, und reibet es in einem Mörsel wohl untereinander; dieser Campherzuker solviret sich gänzlich im Wasser, wie auch in einem jeden aqua destillata, ohne daß sich der Campher wieder heraus präcipitiret, von diesem saccharo camphorato thut man zu einem Loth pulveris bezoartici eine gute Messerspize, und auf diese Art thun diese pulveres diaphoretici in febricus malignis & inflammatoriis weit bessern Effect, als die bishero gebräuchlichen, welchen der Campher in substantia zugesezet wird, weil er sich nicht wieder heraus präcipitiret, wenn er in einem vehiculo aquoso eingenommen wird, sondern ad massam sanguinis kömmt und seine Würkung verrichtet. Da diese Observation, so viel mir wissend, unbekannt, und dieselbige in medicinischen Büchern nicht gefunden habe, dabei solche von grossen Nuzen in praxi medica ist, so habe dieselbige hiermit communiciren wollen.

Friedrich Hofmann.

Von denen Verwunderungswürdigen Würkungen der Music.

Was Beredsamkeit und Schönheit nicht ausrichten kan, es sey Gutes, oder Böses, das kan öfters eine affectueuse Music prästiren, zumalen wenn das Herz und die Geister durch einen guten Trunk rege gemacht, und erhizt wird. Solches zu erweisen, wollen wir uns nicht mit Exempeln aus denen alten Fabeln aufhalten, und weitläuftig erzehlen, wie Orpheus durch seine Leyer Tieger und Löwen gezähmet, Amphion die Fische bezaubert und denen Thebanischen Mauren die Steine rege gemacht, Clinias durch die Leyer seinen Zorn, Achilles seinen Unwillen, und Pythagoras durch die Laute alle heftige Gemüthsregungen gestillet; ja dieser durch die Flöte einen entrüsteten Jüngling von Anzundung eines Hauses, Empedocles mit der Cither einen andern vom Mord, Asclepiades und der deswegen auf des Apollinis Befehl aus Lerbos nach Sparta geholte Terpander den Pöbel von einem Aufstand abgehalten, Timotheus hingegen mit seiner Pfeife Alexandern zum Zorn, und die Spartaner ihre Bürger wider die Feinde angefrischet haben soll. So wollen wir auch nicht anführen, wie Orpheus

pheus und Methymæus durch ihr angenehme Muſic die Leute zur Abgötterei verführet, Arion und Terpander die Jonier und Lesbier von der hinfallenden Sucht, Iſmenias die Bectier am Huſtweh, Aſclepiades die Unſinnigkeit und Taubheit, Ulyſſes die Blutſtürzung der Wunden, und Thales die Peſt nebſt andern Krankheiten geheilet haben. Alles dieſes und noch ſehr viele andere Exempel könnten angeführet, und dadurch erwieſen werden, was vor eine ungemeine Kraft die Vocal- und Inſtrumentalmuſic über Thier und Pflanzen, ja ſogar bei denen unbeſeelten Steinen habe.

Allein was iſt es nöthig, uns bei ſolchen Fabeln aufzuhalten, welche eben ſo glaubwürdig als des Pythagoræ Traum, daß er die 7. Irr- und andere Sterne, wie Syrenen zuſammen ſtimmen gehört, oder daß Orpheus und Terpander nach dem Thone der 7. Irrſterne geſtimmet habe? ſo dörffen wir auch nicht erſt in das ſchon längſt vermoderte Alterthum zurük kehren, wenn wir die wunderbare Kraft der Muſic durch wahrhafte Exempel erweiſen wollen, ſondern nur folgende merkwürdige Geſchichte mediĩ ævi, welche nicht gar zu bekannt, und gleichwohl curieus ſeyn, anführen:

Es erzehlet der königl. franzöſiſche Medicus Mr. Bonnet, in ſeiner Hiſtorie von der Muſic, es habe ihm ein gewiſes Frauenzimmer aus der königl. Capelle erzehlet, daß ſie einen berühmten Organiſten gekennet habe, welcher in eine gefährliche Raſerei gefallen ſey, weswegen verſchiedene Muſici, ſo ſeine Freunde geweſen, bei ihm gewacht, und damit ſie nicht einſchlaffen möchten, ſo hätten ſie unter einander eine kleine Vocal- und Inſtrumentalmuſic gemacht, bei deren Anhörung der Raſende wieder zu ſich ſelbſt gekommen ſey, und nachdem er eine Weile zugehöret, einen unter der Compagnie mit Namen geneñet, und ihm geſagt, wo er gefehlet habe. Als nun dieſe Freunde hieraus gemerket, wie viel ihre Muſic bisher bei dem Patienten vermögend geweſen ſey; ſo hätten ſelbige einhellig beſchloſſen, damit fortzufahren, welches ſie auch gethan, und 14. Tage nacheinander damit angehalten hätten, bis endlich der Kranke vollkommen wieder geneſen, und zu ſeinem vorigen Verſtand gelanget ſey, wozu ihm kein Medicus habe helfen können.

In denen Memoiren des Abts Vittoſio Siri wird erzehlet, daß die Königin von Engelland, Eliſabeth, auf dem Todbette gelegen, und ſich der wunderbaren Würkung der Muſic erinnert, habe ſie ihre ganze muſicaliſche Capelle zu ſich in ihr Gemach beruffen laſſen, um mit ſolchen Freuden zu ſterben, als ſie gelebt, und die Furcht vor dem Tode, wenn es möglich, einigermaſſen dadurch zu vertreiben; wie ſie dann auch ſolcher Muſic ſo lange zugehöret, bis ihre Seele die Bürde irrdiſcher Glieder verlaſſen hat.

Allein dieſes iſt noch nicht genug. Denn es ſcheinen auch ſogar unempfindliche und lebloſe Dinge durch den Zauberthon einer angenehmen Muſic gleichſam beſeelt und rege zu werden, wie obbemelder Mr. Bonnet durch folgendes Exempel erweiſet: Als einsmals, ſind ſeine Worte, 2. Muſici einem Camin gegen über geſtanden, auf welchem lauter Eis geweſen, iſt ſolches durch den Thon ihrer Harmonie in 6. Stüken von einander gegangen.

Wie nun ſolche unbeſeelte Dinge bei der Muſic gleichſam eine Empfindlichkeit bezeigt haben, alſo iſt deſto eher zu glauben, was er von der Empfindlichkeit der Thiere bei Anhörung der Muſic erzehlet.

Mr. de - - - ein Capitain über das Regiment von Navarra, ſagt er, muſte 6. Monat in der Baſtille gefangen ſitzen, weilen er von dem Herrn Louvois ein wenig zu frei geredet hatte. Dannenhero bate er den Gouverneur um Erlaubnis,

daß er sich seine Laute holen lassen dürfte, damit er sich in seiner betrübten Einsamkeit auf solche Art die Zeit und melancholische Grillen vertreiben konnte. Als ihm nun solches war erlaubt worden, und er etwa 4. Tage darauf gespielet hatte, sahe er an dem fünften Tage mit nicht geringer Verwunderung, wie nicht allein die Mäuse aus ihren Löchern gelaufen, sondern auch die Spinnen an ihren Fäden sich herunter gelassen, und gleichsam einen Crays um ihn gemacht, mithin demselben mit solcher Attention zugehört haben, daß er, als er solches zum erstenmal beobachtet hat, vor Erstaunen gleich einer leblosen Bildsäule ganz unbeweglich geblieben. So oft er zu spielen aufgehöret, so oft hat sich auch ein jedes von diesen Music-liebenden Thieren wieder in sein voriges Nest begeben. Zwei Tage liese er vorbei streichen, ehe er wieder spielte, und zu dieser Zeit liese sich kein einiges von solchen Thieren sehen; so bald er aber seine Music auf das Neue anfienge, so bald stellten sich diese Zuhörer auch wieder ein. Ja es schiene, als wenn sie sich allemal in grösserer Anzahl versammleten, und noch andere mit gebracht hätten ꝛc. Ich habe sonsten auch noch, führet Mr. Bonnet fort, auf der Messe zu St. Germain eine Ratte nach der Music in guter Cadence auf dem Seile tanzen sehen, welche auf denen Hinderfüssen ihre Springe verrichtete, und in ihren fordern Pfoten einen kleinen Stab, wie die Seiltänzer ihre Stangen, hielte. Auch waren damalen noch zwei andere Ratten zu sehen, welche auf einer grossen Tafel nach dem Tact der Violinen ein Ballet mit solcher Accurateſſe und Nettigkeit getanzet haben, daß auch sogar kein Tanzmeister nichts daran hat tadeln können. Am allermeisten aber ware eine weise Ratte zu bewundern, welche man aus Lapland gebracht hatte, und mit einer solchen Gravität eine Sarabande tanzte, als wenn sie ein gebohrner Spanier gewesen wäre.

Wir können noch sehr viele Exempel von der Kraft und Würkung der Muſic anführen, weil aber ein jeder, der nur 20. Jahr auf der Welt gelebt, Amplificationem ad exemplis wird machen können, so will ich allhier nur obiter noch mit einführen, daß die durch die giftige Stiche der italiänischen Tarandulen oder Spinnen, verlezte Menschen durch nichts, als die Muſic, und eine liebliche Harmonie der Saitenspiele geheilet werden können, welches um so weniger zu verwundern, weil die Krankheiten nichts anders, als eine Verstimmung des menschlichen Leibes seyn.

Es bleibet also dabei, was Cicero lib. 2. de legibus sagt, nemlich Assentior Platoni, nihil tam facile in animos teneros atque melles in fluere, quam varios carendi sonos, quorum dici vix potest, quanta sit vis in utramque partem. Doch ist auch nicht zu leugnen, daß der Misbrauch der Muſic, wie in allen andern Dingen, Schaden verursache, weswegen auch die alte Egyptier der Muſic als eine Verderberin der Mannspersonen schon längsten verbotten haben, wie Diodorus Siculus und Polybius bezeigen; und der fleisige Rossinus erzehlet aus des Plutarchi Pericle der Ismenias sey wegen seiner Wissenschaft in der Muſic verachtet worden. Antisthenti audiens Ismeniam esse tibicen optimum; ut nequam esse, ait, non enim, si probus esset, tibicen esset.

Doch dieses mag von der Kraft und Würkung der Muſic genug seyn, weswegen ich weiter nichts mehr hinzusezen, sondern mit diesem Exempel von der Musica artificiali schliessen will:

Zu Aix in Provence wolte An. 1664. ein berühmter Mathematicus etlichen vornehmen Leuten eine Probe seiner Wissenschaft sehen lassen, weswegen er sie zu sich auf sein Zimmer invitirte, allwo er ihnen einen Sceleton oder Todengerippe zeigte, welches, als er ihm eine Guitarre

an den Hals gehangen, und die Finger darauf gelegt hatte, so künstlich musicirte, als wenn es ein lebendiger Mensch gewesen wäre. Dieser Sceleton stunde mitten im Zimmer, in welchem die Thüren und Fenster, weil es sehr still und hell Wetter, eröfnet waren. Der Mathematicus aber stellte sich an ein Fenster, und spielte auf seiner Guitarre, welche mit eben solchen Saiten bezogen ware, und der Sceleton repetirte alles, was er spielte, mit der grösten Accurateſſe. Als er nun sahe, daß sich jederman darüber verwunderte, machte er noch andere Wundersachen mehr in Gegenwart einiger Parlamentsglieder. Weil man nun glaubte, daß solches nicht gar richtig zugehe, als wurde alles an die Parlamentscammer, Tournelle Criminelle genannt, berichtet, welche dem Mathematico, als einem Zauberer, das Urtheil sprache, daß er solte gehangen, und sodann mit seinem Sceleton auf dem öffentlichen Plaze verbrannt werden, welches auch also vollzogen wurde, ob man schon denen Richtern vorstellte, daß alles, was dieser Mathematicus gethan, natürlich sey. Hier hieſſe es wohl recht: Ars non habet oſorem, niſi ignorantem.

Was vor Unheil und Schaden in einer Republic entstehet, wenn darinnen schlechtes Geld roulliret?

Gleichwie der vornehmste Theil der Glükseeligkeit einer Republic darinnen bestehet, wenn in derselben gute Münze und Geld im Schwang gehet: also kan auch hingegen derselben nicht schlimmer gerathen seyn, als wenn sie eines so edlen Schazes beraubet ist. Denn das Geld ist, so zu reden gleichsam ein Wagen des Handels und Wandels, ohne welchen eine Republic unmöglich bestehen kan. Es hat aber das Geld, oder die Münze einen gedoppelten Valorem oder Gültigkeit; eine natürliche, und eine innwendige; aus des Metals Qualität und Beschaffenheit und Gewicht, und eine legale und äusserliche, welche ein Landesherr durch ein Gesez, gleichwie auch den Werth anderer Waaren, bestimmet und sezet. Es sollen aber beide Valores durch eine gerechte Proportion an einander hangen. Denn es wäre gewis etwas unbilliges, wenn dasjenige, so nicht mehr als fünfe werth, zehen gelten sollte. Dannenhero mus der legale und gesezte Valor den Natürlichen niemalen übersteigen. Denn es entstehet sonsten hieraus eine grosse Theurung der Waaren, und gewis keine geringere, als was der Münze an der Güte ist entzogen worden. Denn bei denen Kaufleuten wird das Geld niemalen höher æſtimiret, als nach der Güte des Metals, wie es an sich selbsten ist. Daher kommt es denn z. E. daß man zum öftern etwas, so man vor diesem um einen halben Gulden kaufte, um einen halben Thlr. kaufen mus. Auf diese Art sind alle Waaren im Preiſe, so viel höher gestiegen, als der Münze an der Bonität entzogen worden. Die Erfahrung und die Klagen der Kaufleute bezeugen es zur Genüge, daß das schlechte Geld denen Commercien einen grossen Stos, und nicht geringe Verhinderung gebe.

Es bestehet aber der publique und privatorum Reichthum in Handel und Wandel, weil das Geld, schreibet Savedra Symb. 69. gleichsam eine Richtschnur und Mas der Contracte ist; so müssen alle, wenn das Geld vereiniget ist, darunter leiden, der Handel und Wandel wird gestöret, und die Republic ist gleichsam ausser sich selbst gesezt. Daß dieses eine unwidersprechliche Wahrheit, lehret die tägliche Erfahrung: Denn gleichwie die Einwohner keine Waaren, als deren sie nothwendig bedürfen, so leicht kauffen, weil sie sich selbige aus Mangel einer bessern Münze um so viel höhern Preis anschaffen müssen. Also kommen auch die Kaufleute

und

und Verkäuffer, wenn sie die Waaren benöthiget sind, solche vor schlechtes Geld nicht einkaufen, sie haben sich dann vorher mit einem grossen Aufgeld besseres Geld davor eingewechselt. Solchergestalt höret der Gewinn derer Bürger auf, wenn des Kauffens und Verkauffens nicht so viel ist, wovon gleichwohl ein grosser Theil des Volkes leben mus. Die Einkünfte derer königlichen Zölle und Mauthen aber nehmen gleichfalls ab, wenn die Commercia darnieder liegen.

Dieses sind die Ungelegenheiten, welche wegen des Geldes entstehen, wenn der innerliche oder äusserliche Valor und Gültigkeit nicht recht beschaffen ist. Es ist auch die Gefahr dabei, die Burger möchten deswegen einen Tumult und Aufstand erregen, und die Republic sich einen allgemeinen Has und Schaden zuziehen. Jener König in Frankreich, Philippus pulcher hat, andere Exempel mit Stillschweigen zu übergehen, zur Genüge erfahren, was die Verfälschung des Geldes vor ein Ubel stiften können. Denn als derselbe einen neuen Tribut, welcher dem Scheine nach keinem privato beschwerlich, in der That aber allerhand genug und dem Commercio sehr nachtheilig ware, ausgedacht hatte, daß nemlich die Materie des Geldes um den dritten Theil seines Werthes geringer geschlagen wurde, ist eine so grosse Confusion in der Geschwindigkeit daraus entstanden, daß der Pöbel zu Paris ganz rasend geworden, zu denen Waffen gegriffen, und sich nicht eher zufrieden gegeben, bis der Urheber dieses Peculatus und öffentlichen Diebstahls, mit Namen du Marin, an den Galgen, welchen er selber hatte aufrichten lassen, gehenket worden. Besiehe hiervon Alex. Guagr. in Philippo Pulchro und Johann de Bussier lib. 9. Histor. Franc.

Daß in Schottland wegen verringerter Münze ein grosser Tumult geschehen sey, berichtet Georgius Buchananus lib. 12. Hist. Scot. noch mehr erzehlet Savedra Syb. Pol. 69. pag. 594.

Wenn aber das schlimme Geld ganz und gar ausgeschaft, oder dem Werthe nach abgesezet, und verändert wird, so kan solches unmöglich ohne den grösten Schaden der Einwohner geschehen. So ergienge es vor einigen Jahren in Spanien, daß derjenige, welcher in Kupfermünze 15000. Reales oder Stük von Achten hatte, des andern Tags kaum 5000. behielte, nachdem der König das Geld herunter gesezt hatte. So litten auch in Pohlen die Kaufleute einen sehr grossen Schaden, als daselbst der Gebrauch der wallachischen Schillinge verboten wurde. Und Moscau hat vor einigen Jahren denen Republiquen gleichfalls ein besonderes Exempel gegeben, wie unsicher es sey, die Münzen zu verfälschen. Was sich sonsten zu unsern Zeiten hiervon vor Exempel zugetragen, verschweiget meine Feder mit Fleis.

Diese Ursachen, sollen also billig einen Prinzen dahin bewegen, daß er den Werth der Münze über die Bonität des Metals niemals erhöhe, oder schlechtes Geld schlagen lasse.

Weil jedoch die Wohlfahrt der Republic das höchste Gesäz ist, so wird dieselbe zuweilen gezwungen, zu solchen Extremitæten zu schreiten, absonderlich wenn kein Geldvorrath vorhanden, und die Soldaten auf die Zahlung dringen. Und wegen dieser Ursache saget Mariana lib. 3. de Reg. c. 8. recht: Man solle alle äuserste Remedia versuchen, wenn der Feind andringe, und kein Geld da sey, ehe man zu dem Extremo schreite, das Geld zu verfälschen. Wenn die höchste Noth da ist, die gemeine Wohlfahrt, periclitiret, und man die Unterthanen, um die es zu thun, nicht convociret, so kan ein Landesfürst, gleichwie er den Unterthanen andere Güter zum publiquen Gebrauch anwen-

wenden kan; also auch die Metalle mischen, und einen Theil vom Gewicht abbrechen, jedoch so, daß die Licenz, das Geld zu verändern, mit dem Kriege ein Ende nehme; hernach die schlimme Münze, welche die Noth eingeführet hat, alsofort abschaffet, und anderen, statt denen bonæ fidei possessoribus; gut und alt Geld ersezet werde.

Dieses sind allerdings gute Worte, und ein guter Rath, welcher aber heutiges Tages gar wenig Statt findet. Vormalen hatte zwar der Kaiser Fridericus II. als er in der fiorrentinischen Belagerung wegen Mangel des Geldes Ledergeld zu schlagen befohlen hatte, alle solche hernach mit güldenen Ducaten ausgewechselt. Daß aber dergleichen von andern nicht geschehen sey, davon könnten aus der neuern Historie viele Exempel angeführt werden. Sed exempla sunt odiosa. Daß auch die Holländer in der leidnischen Belagerung das papierne Geld gegen das Silberne ausgewechselt haben, ist bekannt, allein es will sich von andern nicht allemal practiciren lassen.

So ist auch noch zu merken, daß eines Landesherrn Ehre und Autorität nicht wenig dadurch Gefahr laufe, wenn er schlimm Geld schlagen läst. Dannenhero wollte die Königin in Engelland, Elisabeth, dem Canzler Bonkhorst nicht gestatten, das Geld auf eine Zeit lang zu verändern, ohngeachtet es hernach wieder in seinen vorigen Werth gesezt werden sollte, und Cambdenus meldet, es habe diese Königin gesagt, es würde solches ihrer Ehre und der Armee nachtheilig seyn.

Es berichtet auch Johann de Bussieres lib. 16. Hist. Franc. c. 25. Daß als des Königs Francisci I. in Spanien gefangene Kinder gegen eine grosse Summa Geldes hätten ausgewechselt werden sollen, der französische Canzler du Prat befohlen habe, Ducaten aus schlechtem Golde zu schlagen, welche dem König in Spanien ausgezahlt, und er also auf eine der königlichen Treu und Hoheit unanständige und betrügliche Weise befriediget werden sollen; allein die Spanier haben den Betrug gemerket, und solchen zu grosser Schande der Franzosen offenbar gemacht, indem sie alle diese Ducaten von denen spanischen Goldschmieden haben probiren lassen, und befunden, daß der Abgang davon 40000. Ducaten betragen, welche der König Franciscus hernach mit andern Gelde hat ersezen müssen.

Ferner hat eine Republic auch wohl darauf acht zu haben, daß nicht das gute Geld aus- und das schlimme davor eingeführet werde, gleichwie Savedra Symb. Pol. 69. Die Fremde haben das gemünzte Kupfer in Spanien geführet, und das Gold und Silber nebst anderen Waaren davon heraus gezogen. Hiermit sagt er, haben sie mehr Schaden gethan, als wenn die Schlangen und giftigen Thiere aus Africa, ihren Gift durch ganz Spanien ausgestreuet hätten. Eduardus III. König in Engelland, ware der erste, welcher verboten, daß weder einem Engelländer, noch einem Fremden frei stehen solle, Gold oder getrieben Silber aus dem Königreiche zu führen, wie Polydorus Virgilius lib. 19. Hist. Angl. bezeuget. Und diese Gewohnheit ist nicht allein zum grösten Nuzen der Einwohner in Engelland verblieben, sondern auch An. 1729. erkennet worden, also daß keinem erlaubt ist, er sey auch wer er wolle, über 50. fl. Geld aus diesem Königreiche mit sich hinweg zu nehmen, sondern er mus vor seine Waaren oder Geld lauter englische Kaufmannswaaren eintauschen, wodurch das Geld im Lande bleibet, die englische Waaren aber ausgeführet werden, welches der Nation zu einem sehr grossen Nuzen gereichet. Bei denen Schweden hat der König Gustavo I. die Ausführung der

silbernen Münze verboten, wie Joannes Loccenius lib. 5. Hist. Suec. schreibet, und heutiges Tages ist denen Fremden bei grosser Strafe verboten, das Kupfergeld aus dem Königreich zu führen, ob schon Bodinus lib. 6. de Republ. dieses Gesez vor unmöglich gehalten, wie es denn auch nicht überal gehalten werden kan, wenn anders Handel und Wandel getrieben werden soll. Denn manches Land hat keine andere Waaren, als Getraid um zu sezen, wie Pohlen, daher es gezwungen ist, denen Fremden gut Geld zu schiken.

Abhandlung, von dem Ursprunge der Kälte, aus dem Plutarch.

Wehrtester Phaborinus!

Hat die Kälte auch eine Hauptkraft, die ihre Natur ausmacht, wie die Wärme das Feuer, und durch deren Gegenwart und Mittheilung auch alle andere Dinge kalt werden; oder ist sie nichts, als eine Abwesenheit des Lichts, und von dem Stillestande, daß er eine Abwesenheit der Bewegung sey? Zumal da die Kälte etwas Stillestehendes zu seyn, und die Wärme eine Bewegung zu haben scheinet. Denn wenn warme Sachen kalt werden: so kömmt es nicht von der Gegenwart einer Kraft her, sondern von der Verschwendung der Wärme. Sobald dieses häufig weggeht, wird das, was zurükbleibt, kalt; indem sich auch der Dunst, der von heissem Wasser auffsteigt, sobald verliert, sobald die Wärme weg ist. Und daher kömmt es, daß die Kälte, die Grösse verringert, weil sie die Wäme heraustreibt, und doch nichts anders an derselben Stelle hinein läst. Sollte aber einem nicht die Rede gleich im Anfange verdächtig vorkommen, da sie erstlich so viele ansehnliche Kräfte aufhebt, und sie nicht zu Eigenschaften und Realitäten, sondern nur zu Abwesenheiten derselben macht, nämlich die Schwere zu einer Abwesenheit der Leichtigkeit, die Härte zu einer Abwesenheit der Weiche, die Schwärze zu einer Abwesenheit der Weise, die Bitterkeit zu einer Abwesenheit der Süsigkeit, und alles, was sich als eine Kraft der andern, und nicht als eine Beraubung der Realität entgegen gesezt ist? Hernach, weil eine jede Beraubung müsig und unwürksam ist; wie z. E. die Blindheit, die Taubheit, das Stillschweigen, und der Tod. Denn dieses sind nichts als Beraubungen der Formen, und Verrichtungen der Substanzen, nicht aber für sich selbst bestehende Naturen und Wesen. Nun aber bringet die Kälte, wenn sie einen Cörper eingenommen hat, nicht geringere Empfindungen und Veränderungen hervor, als die Wärme. Es wird vieles durch sie zusammengezogen, in einander gezwungen, und dichte gemacht, und ihr Stand und ihre Ruhe ist nicht müsig, sondern nachdrüklich und veste, weil sie eine zusammenziehende und zusammenhaltende Kraft besizt. Da ferner eine Beraubung die Verschwendung und die Absonderung der entgegengesezten Kraft wird: so werden im Gegentheil viele Dinge kalt, wenn sie gleich inwendig viel Wärme haben. Ja es giebt unterschiedene, welche durch die Kälte desto mehr in einander gezwungen und desto dichter gemacht werden, je wärmer sie vorher gewesen sind: wie z. E. glüendes Eisen, wenn man es ins Wasser taucht. Die Stoiker behaupten sogar daß der Geist der Kinder in ihren Cörpern durch die Erkältung geschärft, und, nachdem er seine Natur verändert habe, zu einer Seele werde. Allein, ob gleich diese Meinung noch sehr vielen Zweifeln unterworfen ist: so ist es doch unleugbar, daß die Kälte eine Werkmeisterin vieler andern Sachen, und es folglich nicht billig ist, daß man sie für nichts anders, als für eine Beraubung halten will. Weiter, so kan man ja von keiner Beraubung sagen, daß sie grösser oder kleiner sey.

Wer

Wer sagt denn wohl, daß unter denen, ie nicht sehen, einer mehr oder weniger lind sey, als der andere; oder von de-en, die nicht reden können, daß einer nehr oder weniger stumm sey, als der ndere; oder von denen Verstorbenen, aß einer mehr oder weniger tod sey, als er andere? Bei der Kälte aber findet as Mehrere oder Wenigere Statt. Sie ft grösser oder geringer, heftig oder nicht eftig, sie ist strenge oder läst nach, so-ohl als die Wärme; weil die Materie, achdem sie von denen sich einander ent-egengesezten Kräften mehr oder weniger elitten hat, eine Sache von ihr selbst ärmer oder kälter macht, als die ande-e. Die Anwesenheit einer Eigenschaft, nd die Abwesenheit derselben, können ie mit einander vermischt werden, und eine Kraft läst sich mit einer, ihr entge-engesezten, feindseeligen Beraubung ereinigen, sondern sie widersteht derse-en. Die Wärme hingegen bleibt, wenn ie auch mit etwas Kälte gemäsiget wird; o wie man das Schwarze mit dem Weis-en, das Stumpfe mit dem Scharfen, das Süsse mit dem Bittern vermischt; und dergleichen Vereinigungen und Uber-einstimmungen der Farben, der Töne, der Arzeneien und Speisen öfters zu dem Ursprunge der angenehmsten und sich wohl mit einander vertragenden Sachen Anlas geben. Der Streit der Irreali-tät und Realität ist höchst feindseelig, und kan nicht aufgehoben werden; das Da-seyn der einen führt den Untergang der andern mit sich. Des Streits aber, den die sich einander entgegengesezte Kräfte wider sich führen, bedienen sich öfters so-wohl die Künste, am meisten aber die Natur, sowohl zu Hervorbringung an-derer Dinge, als auch bei denen Verän-derungen, die in der Luft vorgehen. GOtt wird daher, weil er alles dieses einrichtet, ein GOtt der Harmonie und der Music genannt. Nicht, weil er das Stumpfe mit dem Scharfen vereiniget, oder eine vollkommene Vereinigung des Weissen mit dem Schwarzen macht; nein, sondern weil er die Vereinigung und die Trennung der Wärme und der Kälte in der Welt einrichtet, daß sie sich auf eine gemäsigte Art vereinigen und wieder schei-den; und weil er, indem er beiden, was zu viel ist, entzieht, jeder das gehörige Maas bestimmet. Noch mehr. Die Käl-te wird sowohl als die Wärme empfun-den. Wer kan denn aber wohl eine Be-raubung empfinden, es sey nun mit dem Gesichte, oder mit dem Gehöre, oder mit dem Gefühle, oder mit was für ei-nem Sinne es wolle? Nur eine Substanz kan empfunden werden, und wo diese nicht angetroffen wird, da gedenket man sich eine Beraubung, welche die Verei-nung der Substanz ist; eben so, wie die Blindheit eine Vereinigung des Gesichts, das Stillschweigen eine Vereinigung der Rede, und das Leere eine Vereinigung des Cörpers ist. Denn wir empfinden das Leere nicht durch das Gefühl, sondern wir stellen uns nur alsdann was leeres vor, wenn wir keinen Cörper fühlen. Eben so wenig hören wir auch das Still-schweigen, wir gedenken uns dasselbe nur, wenn wirs nicht hören. Und so geht es auch mit dem Blinden, Nakten nnd Unbewafneten, wir haben selbst kei-ne Empfindung davon, sondern die Be-griffe davon entstehen in uns durch die Vereinigung der Empfindungen. Wenn demnach die Kälte nichts anders, als nur eine Beraubung der Wärme wäre: so müste man sie nicht empfinden, sondern sich selbige nur alsdann vorstellen, wo die Wärme zu seyn aufgehöret hätte. Wenn sie aber durch ihren Zusammendruk und durch ihr Dichtemachen sowohl em-pfunden wird, als die Wärme durch die Erhizung und Auflokerung des Fleisches: so ist offenbar, daß selbige auch sowohl als diese einen Ursprung und Quelle ha-ben müsse. Uber dieses so ist auch die Be-raubung bei einer jeden Form nicht mehr als einzig und einfach. Die Substanzen hingegen haben mancherlei Kennzeichen, wodurch sie unterschieden werden kön-nen, und besizen ein vielfaches Vermö-

gen. So giebt es z. E. nicht mehr als eine Art des Stillschweigens; die Stimme hingegen hat mancherlei Beschaffenheiten, bald verursachet sie verdrießliche, bald angenehme Empfindungen. Eben dergleichen Unterscheidungszeichen besizen auch die Farben und Figuren, vermöge deren sie bei dem, dessen Sinne sie berühren, bald diese, bald jene Empfindung hervor bringen. Was sich aber nicht berühren läst, keine Farben oder gar keine Qualitäten hat, das hat keine Unterscheidungszeichen, sondern ist sich selbst gleich. Scheinet denn aber wohl die Kälte unter diese Art der Beraubungen zu gehören, die kein unterschiedenes Leiden verursachen? Die Cörper erhalten da im Gegentheil von der Kälte öfters ein grosses und nüzliches Vergnügen; und sie empfinden auch hinwiederum von derselben heftige Schmerzen, Schaden und Beschwerlichkeiten, wenn die Wärme nicht allemal weichet und vergeht, sondern sich in den Schweislöchern, die sie eingenommen hat, widersezt und streitet. Welcher Streit der Schauer und das Zittern genannt wird. Wird die Wärme überwunden: so entsteht der Frost und das Erstarren; behält sie aber über die Kälte die Oberhand: so verschafet sie dem Cörper eine angenehme Mattigkeit und Auflösung, welches Homer erquiket werden nennt. Doch dieses sind jedermann bekannte Sachen, und es erhellet also aus diesen Leiden zur Gnüge, daß die Kälte und Wärme als eine Substanz der andern, nicht aber als eine Verneinung und Beraubung entgegen gesezt sey; und daß sie nicht in dem Untergange und Verderben der Wärme bestehe, sondern daß sie ihrer Natur nach eine vernichtende Kraft besize. Oder wenn dieses nicht wäre: so müsten wir auch den Winter aus der Zahl der Jahrszeiten, und den Nordwind aus der Reihe der Winde stossen, und sie nur für Beraubungen des Sommers und des Südwindes halten, die keinen eigenen Ursprung hätten. Wie es nun in diesem Ganzen vier Hauptcörper giebt, welche von den meisten wegen ihrer Grösse, einfachen Natur und Kraft für die Elementen und Quellen der andern angenommen werden; nämlich das Feuer, das Wasser, die Luft und die Erde: so ist es auch nothwendig, daß eben so viel Haupt- und einfache Qualitäten sind. Was sollten es aber wohl für andere seyn, als die Wärme, die Kälte, die Dürre und die Feuchtigkeit, vermöge deren die Elemente alle ihre Leiden und Handlungen hervorbringen? Wie aber die Kürzen und Längen der Elemente in der Grammatic, und die Höhen und Tiefen in der Music nicht eins des andern Beraubungen sind; so müssen wir auch bei den physicalischen Cörpern statt der Elemente annehmen, daß die feuchten den trokenen, und die kalten den warmen entgegengesezet sind, wenn wir anders sowohl der Vernunft als der Erfahrung beipflichten wollen. Es sey denn, daß wir, nach der Meinung des alten Anaximenes, weder die Kälte noch die Wärme in einer Substanz annehmen, sondern sie nur für gemeinschaftliche Leiden halten wollten, welche durch die Veränderung der Materie hervorgebracht werden. Denn nach dessen Meinung macht dasjenige, was in der Materie zusammengezogen und dichte geworden ist, die Kälte aus; das Dünne und Lokere (mit diesem Worte benennet er auch einmal die Wärme) aber die Wärme. Daher ist es nicht abgeschmakt gesprochen, wenn man sagt, der Mensch lasse sowohl kaltes als warmes aus seinem Munde gehen. Denn ein durch die Lippen zusammengedrükter und dichte gemachter Hauch wird kalt; fährt er aber aus ausgesperrtem Munde, so wird er wegen seiner Dünnheit warm. Doch dieses hat Aristoteles schon für einen Irrthum gehalten, und gezeigt, das wir die Wärme aus uns selbst blasen, wenn wir den Mund aufmachen, und daß, wenn wir mit zusammengezogenen Lippen blasen, nicht die Luft, die in uns ist, sondern die, welche sich vor unserm Munde befin-

findet, und schon kalt ist, fortgetrieben wird, und auf die Gegenstände fällt.

Wenn wir demnach die Kälte und Wärme als Substanzen annehmen: so last uns weiter gehen, und untersuchen, was die Kälte für eine Substanz sey, und was sie für eine Quelle und Natur habe. Diejenigen, welche behaupten, das Erstarren, das Zittern, der Schauer, und die übrigen Leiden, die mit diesen verwand sind, kämen von der Rauigkeit gewisser winklichter und dreiekigter Figuren her, die in den Cörpern liegen solken, suchen, ob sie schon in gewissen Stüken irren, doch die Quelle am gehörigen Orte. Denn man mus bei Untersuchung dieser Frage von der Substanz des Ganzen, als gleichsam von der Vesta, anfangen. Hiedurch scheinet sich der Philosoph am meisten von einem Arzte, von einem Bauer, und von einem Flötenspieler zu unterscheiden: denn diesen ist es genug, die letsten Ursachen zu betrachten. Wenn ihnen nur die nächste Ursache eines Leidens bekannt ist: z. E. daß eine heftige Anstrengung, oder die Feuchtigkeit, wenn sie in eine unrechte Röhre gekommen, und selbige verstopft hat, die Ursache des Fiebers; eine grosse Sonnenhize nach einem Plazregen die Ursache des Meethaues sey; und wenn man die Löcher der Flöte ganz zuhält, ein tiefer Ton heraus komme: so ist dieses dem Kunstverständigen zu seiner Sache hinreichend. Ein Naturforscher aber; der bei den Warheiten seine Betrachtungen anstellen will, bleibt bei der Erkänntnis der letsten Ursachen nicht stehen; sie ist ihm nur der Anfang, durch welchen er sich bis auf die ersten und äussersten leiten läst. Plato und Democritus haben daher mit Recht, da sie die Ursache der Wärme und Schwere untersuchten, ihre Abhandlung nicht bei dem Feuer und der Erde beschlossen, sondern sind, indem sie dasjenige, was durch die Sinne erkannt werden kan, mit den Gründen, die sich nur durch Schlüsse herausbringen lassen, verglichen haben, bis zu den kleinsten, als gleichsam auf den Sammen, fortgegangen. Jedoch es wird besser seyn, daß wir vorher das Sinnliche abhandeln, darinn Empedokles, Strato und die Stoiker die Substanzen der Kräfte sezen.

Die Stoiker leiten die Quelle der Kälte von der Luft, Empedokles und Strato aber vom Wasser her. Vielleicht giebt es auch jemanden, der die Erde für die Substanz der Kälte annimmt. Wir wollen aber jener ihre Meinungen zuerst betrachten.

Weil das Feuer nicht nur warm ist, sondern auch einen Schein von sich giebt: so mus die dem Feuer entgegengesezte Natur nothwendig kalt und finster seyn. Denn wie die Finsternis das Gesichte verwirret: so verwirret die Kälte das Gefühl, und die Wärme befördert die Empfindung des Gefühls sowohl als der Glanz die Empfindung des Sehens. Was also in der Natur die Quelle der Finsternis ist, das wird auch die Quelle der Kälte seyn. Nun ist aber auch sogar denen Poeten nicht unbekannt gewesen, daß die Luft die Quelle der Finsternis ist. Sie nennen die Luft Finsternis:

Verdikte Luft umgab die Schiffe, und der Mond
Am Himmel glänzte nicht, ⁘ ⁘ ⁘

Und wiederum:

Die Luft ward schnell zerstreut, der Nebel weggebracht,
Die Sonn glänzte hell, und jeder sah die Schlacht.

Dieses ist also die Bewandnis von diesem. Weil nun ein jedes Ding, wenn es vernichtet wird, in das ihm entgegengesezte verwandelt wird: so last uns doch zusehen, ob man wohl sagen könne, der Tod des Feuers sey der Ursprung der Luft. Denn das Feuer stirbt sowohl als ein Thier, es mag nun mit Gewalt ausgelöschet werden, oder von sich selbst aus-

gehen. Wenn es ausgelöscht wird: so ist seine Verwandlung in die Luft merklicher; den der Rauch ist eine Art der Luft, und, wie Pindarus sagt,

Der Glanz der Luft, der sich dem Rauche widersezt,
Ein Dampf und Ausdünstung, ⁄ ⁄

Doch kan man auch bei einer Flamme, die wegen Mangel der Nahrung, wie etwa auf einem Leuchter, ausgeht, sehen, daß sich der oberste Theil derselben in schwarze und finstere Luft verwandele. Der Dunst, der von uns aufsteigt, wenn wir nach dem Bade, oder einer andern Erhizung, in die Kälte kommen, beweiset ebenfalls hinlänglich, daß die Wärme, wenn sie ausduftet, in Luft, die ihrer Natur nach dem Feuer entgegengesezt ist, verwandelt werde: woraus denn folgt, daß die Luft die Quelle beides der Finsternis als der Kälte sey. Ferner, so ist auch die heftigste und gewaltsamste unter allen Würkungen, die die Kälte in den Cörpern hervorbringt, nämlich der Frost, ein Leiden des Wassers, die Würkung aber der Luft. Denn an sich selbst ist das Wasser flüsig, und weder eines Stillestandes noch einer Vestigkeit fähig; es wird aber, wenn es die Kälte der Luft bestreicht, zum Stehen und zur Vestigkeit gebracht. Daher sagt man:

So bald der feuchte Süd den Nordwind ruft, so schneits.

Denn der Südwind bereitet gleichsam die Feuchtigkeit, als die Materie, zu, und der Nordwind, der an seine Stelle kömmt, macht sie dichte. Man kan dieses ganz deutlich an dem Schnee wahrnehmen, der, wenn er fällt eine schwache und kalte Luft vor sich herbläst. Die Luft zerbricht, und reist also, wie es klar ist, die Cörper von einander, wenn sie selbige durch die Kälte in einander zwingt. Über dieses, wenn man Wasser aus einem Brunnen herauszieht, so gefriert es viel eher, weil die Luft bei wenigen ihre Kraft stärker beweisen kan. Wenn jemand mit einem Gefässe Wasser aus einem Brunnen schöpft, und selbiges gleich wieder hinein giest, doch so, daß das Gefässe das Wasser nicht berühret, sondern in der Luft hängen bleibt, so wird das Wasser in kurzer Zeit kälter seyn. Woraus denn deutlich erhellet, daß nicht das Wasser, sondern die Luft die erste Quelle der Kälte sey. Es frieret kein grosser Flus bis auf den Grund zu; denn die Luft kan ihn nicht ganz und gar durchdringen, sondern sie hält das Wasser nur so weit auf, als sie zu ihm kommen, und es mit der Kälte berühren kan. Die Ausländer jagen daher Füchse vor sich her, wenn sie zu Fusse über einen Flus gehen wollen: denn diese Thiere kehren wieder um, wenn das Eis nicht stark genug ist, sondern nur die oberste Fläche bezogen hat, und sie das Geräusch des unten laufenden Wassers vermerken. Daß die Tiefe nichts von der Kälte leide, erhellet auch daraus, weil man Fische fangen kan, wenn man das Eis mit heissem Wasser zerschmelzt, denn darnach läst das Wasser den Hamen niederfallen. Der oberste Theil des Wassers hingegen leidet von dem Froste eine solche Veränderung, daß das mit Gewalt zusammengedrukte und in einander gezwungene Wasser sogar die Schiffe zertrümmert: wie diejenigen, die mit dem Kayser diesen Winter über auf dem Ister geblieben sind, erzählen. Jedoch dasjenige, was uns selbst begegnet, ist schon Zeugnisses genug. Denn es frieret uns nach dem Bade, und nach einem starken Schweisse weit stärker, weil unsere loker gewordenen und aufgelösten Cörper mit der Luft zugleich viel Kälte aufnehmen. Dem Wasser widerfährt eben das. Es wird, wenn man es vorher warm gemacht hat, viel eher kalt, weil die Luft hernach desto mehr in selbiges wirken kan; und diejenigen, die heis Wasser ausschöpfen, und es in die Höhe halten, thun nichts anders, als daß sie es mit vieler Luft vermischen. Dieses

ses sind nun, mein wehrtester Phaborinus, die Wahrscheinlichkeiten, aus die sich einer gründen kan, der die erste Kraft der Kälte, der Luft zuschreibt. Wer sie aber dem Wasser beilegt, hat eben der gleichen Gründe.

Wer aber das Wasser für den Ursprung der Kälte hält, bedienet sich gleicher Gründe. Denn Empedokles sagt ebenfalls an einem gewisen Orte:

Die Sonne werden wir beständig warm und glänzend,
Den Regen aber kalt und durchaus dunkel sehn.

Denn da er hier das Warme dem Kalten, wie dem Glänzenden das Schwarze entgegen sezt, so läst er uns daraus schliessen, daß die Schwärze und Kälte eben sowohl von einerlei Wesen sind, als der Glanz und die Wärme. Daß aber die Schwärze nicht der Luft, sondern dem Wasser zukomme, bezeuget die Empfindung. Denn die Luft macht, wenn wir schlechtweg reden wollen, nichts, das Wasser hingegen alles schwarz. Man tauche nur auch die allerweisseste Wolle, oder ein weisses Kleid in das Wasser, so wird beides so lange schwarz aussehen und bleiben, bis die Nässe entweder von der Wärme ausgetroknet, oder durch Pressen und darauf gelegte Lasten herausgedrükt ist. Ingleichen wenn man Erde mit Wasser besprenget, so werden die Oerter derselben, wo die Tropfen von Wasser hingefallen sind, schwarz werden, die andern aber wie vorhero aussehen. Selbst das Wasser sieht unten auf der Tiefe wegen seiner Menge ganz dunkel, oben aber, wo es nahe an der Luft ist, ist es helle und durchsichtig. Unter allen nassen Dingen ist keines so durchsichtig, als das Oel, weil es unter allen auch die meiste Luft in sich hat. Dieses leztere beweiset seine Leichtigkeit, vermöge der es überall oben schwimmt, weil es von der Luft in die Höhe getragen wird. Ja das Oel verursachet so gar eine Stille auf dem Meere, wenn man auf die Wellen giest: nicht, weil die Winde, wie Aristoteles sagt, wegen seiner Leichtigkeit in selbiges hinein fallen, sondern weil sich die Wellen jederzeit legen, wenn etwas anderes Nasses auf sie gegossen wird. Das Oel hat auch ferner die besondere Eigenschaft, daß es auf dem Grunde des Wassers einen Glanz und Durchsichtigkeit verursacht, weil die nassen Theile des Wassers von der Luft zertheilet werden. Denn es läst denen, die des Nachts die Spongien fangen, den Schein, denn diese Thiere aus dem Munde blasen, nicht nur auf der Oberfläche, sondern auch unten auf dem Grunde des Meeres sehen. Die Luft ist also nicht schwärzer, als das Wasser, noch weniger aber kälter. Denn das Oel, welches unter allen nassen Dingen die meiste Luft hat, ist auch unter allen am wenigsten kalt, und gefrieret nur ganz weich; weil die Luft, die in demselben ist, nicht zuläst, daß es hart

frie-

friere. Man tauchet auch eiserne Nadeln nicht in das Wasser, sondern in das Oel, weil man befürchtet, die gar zu grosse Kälte des Wassers möchte die Spizen stumpf machen. Hievon müssen nun von rechtswegen die Gründe hergeleitet werden, und nicht von den Farben. Denn der Schnee, der Hagel und der Crystall, sind sowohl überaus weis, als kalt, und Pech hinwiederum sowohl wärmer, als schwärzer, als der Honig. Ich wundere mich aber, daß diejenigen, welche die Luft deswegen für kalt halten, weil sie finster ist, nicht bemerken, daß sie andere deswegen für warm ansehen, weil sie leichte ist. Denn die Dunkelheit hat gewis mit der Kälte keine so grosse Verwandschaft, als die Schwere und der Stillstand. Es giebt viele Dinge, die ganz und gar ohne Wärme sind, und deswegen doch einen Schein von sich geben; es gibt aber keine kalten Sachen, die sonderlich leichte sind, und gerne in der Höhe schweben. Selbst die Wolken schweben, so lange sie dem Wesen der Luft am meisten angehören, oben, so bald sie aber in das Nasse verwandelt werden, fallen sie gleich herab, und verlieren wegen der bekommenen Kälte ihre Leichtigkeit nicht weniger, als ihre Wärme; so wie sie im Gegentheil, wenn sie wieder warm werden, ihre Bewegung auch wieder in die Höhe richten, und durch ihre Verwandlung in die Luft ihrer Natur nach aufsteigen. Was aber von dem Untergange eines Dinges angeführt wird, das ist nicht einmal wahr. Denn alles, was untergeht, wird nicht in das ihm entgegengesezte, sondern von dem ihm entgegengesezten, so wie das Feuer von dem Wasser in Luft verwandelt. Anschylus hat dahero nicht sowohl tragisch, als wahrhaftig von dem Wasser gesagt:

Hemme das Wasser, des Feuers Strafe!

Und Homerus hat den Vulkan dem Flusse, und den Apollo dem Neptunus mehr im physicalischen, als poetischen Verstande in der Schlacht entgegengesezt. Archilochus aber hat von denen, die der gegenseitigen Meinung zugethan sind, nicht übel gesagt:

Sie trug, auf List bedacht, in einer Hand das Wasser,
Und in der andern Feuer. ⁂

Bei den Persern war es die höchste Bitte, die niemand abschlagen durfte, wenn der Bittende Feuer nahm, und nach einem Flusse gieng, und drohete, daß er, wofern er seine Bitte nicht erhielt, das Feuer in das Wasser werffen wollte. Denn er erhielt alsdenn sein Suchen zwar gewis, allein er wurde auch, wenn er es erhalten hatte, wegen dieser Drohung bestraft, weil sie selbige für unerlaubt, und wider die Natur hielten. Auch das jedermann bekannte Sprichwort, Feuer mit Wasser vermischen, welches von unmöglichen Dingen gebraucht wird, scheint zu bezeugen, daß das Wasser dem Feuer zuwider sey, und daß das lezte von jenem vertilget, und mit dem Auslöschen bestraft werde; nicht aber von der Luft, als welche sein Wesen, wenn es verwandelt wird, auf- und annimmt.

nimmt. Denn wenn dasjenige, in welches etwas nach seinem Untergange verwandelt wird, ihm zuwider ist, so scheint das Feuer der Luft noch weit mehr zuwider zu seyn, als das Wasser. Denn sie verwandelt sich in Wasser, wenn sie zusammengedrükt, in Feuer aber, wenn sie aufgelöset wird, so wie sich das Wasser hinwiederum durch die Auflösung in Luft, durch das Gerinnen aber in Erde verwandelt; und dieses, wie ich glaube, wegen der Verwandschaft und Verbindung, in welcher es mit beiden steht, nicht aber, weil es beiden entgegengesezt, und zuwider ist. Die der gegenseitigen Meinung zugethan sind, mögen es erklären, auf welche Art sie wollen, so machen sie falsche Schlüsse. Es ist ferner sehr ungereimt, wenn man sagt, die Luft mache, daß das Wasser gefriere, da man doch die Luft nirgends selber gefroren sieht. Denn die Wolken, die kleinen und grossen Nebel sind keine gefrorne, sondern nur zusammengedrükte und nicht geworbene, wässerigte und mit vielen Dünsten erfüllte Luft. Trokne Luft aber, Luft, die ohne alle Feuchtigkeit ist, leidet die Kälte auch nicht einmal dieser Veränderung nach. Denn es giebt Gebirge, deren Gipfel bis in die reine und von aller Nässe leere Luft reichen, die weder Wolken, noch Thau, noch Nebel haben, und daraus deutlich genug erhellet, daß die mit der untern Luft vermischte Nässe und Kälte ihre Verdikung und Zusammendrükung verursache. Daß aber grosse Flüsse in der Tiefe nicht frieren, hat seinen hinreichenden Grund. Denn das oberste von ihnen, das zugefroren ist, läst die Ausdünstung nicht durch, und diese eingeschlossenen und zurükgetriebenen Dünste ertheilen dem Wasser unten in der Tiefe die Wärme. Es beweiset dieses der grosse Dampf, welcher aus dem Wasser in die Höhe steigt, wenn das Eis zergangen ist. Aus eben dieser Ursache sind auch die Leiber der Thiere im Winter wärmer, weil sie die Wärme, die von der äusserlichen Kälte in sie hineingetrieben wird, innwendig bei sich haben. Was endlich das Wasser anbelangt, wenn es ausgeschöpft und in die Höhe gehalten wird, so wird ihm dadurch nicht nur die Wärme, sondern auch die Kälte benommen. Daher bewegen diejenigen den Schnee, oder das aus ihm gedrükte Wasser sehr wenig, welche beides sehr kalt brauchen, denn aus beiden wird die Kälte von der Bewegung vertrieben. Daß nun diese Kraft nicht der Luft, sondern dem Wasser zukomme, kan man folgendermassen beweisen. Zuerst ist es nicht wahrscheinlich, daß die Luft, die nahe an dem Aether stöst, seine Oberfläche berührt, und wieder von einer feurigen und heissen Substanz berührt wird, eine ganz entgegengesezte Kraft haben solte. Denn es ist weder sonst an sich möglich, da sie von ihm berührt wird, und an den Gränzen mit ihm zusammenhängt, noch der Vernunft gemäs, daß die Natur dasjenige, was untergeht, gleich an das angeordnet habe, was ihm den Untergang bringt, gerade, als ob sie eine Uhrheberin des Krieges und Streites, nicht aber der Gemeinschaft und Übereinstimmung wäre. Die Natur bedient sich weder ganz einfacher, noch sich widerstreitender Dinge, sondern beobachtet eine abwechselnde gesezte Ordnung, vermöge welcher sich die Dinge, wegen der in das Mittel gestellte Gehülfen, nicht einander vertilgen, sondern mit einander Gemeinschaft haben, und einander unterstüzen. Eben eine solche Beschaffenheit hat auch die Luft bekommen. Sie ist zwischen das Feuer und das Wasser gestellt, sie theilet und sammlet beide, und ist an sich selbst weder kalt noch warm, sondern eine gewisse Mäsigung und Unterhändlerin zwischen der Wärme und Kälte, die eine unschädliche und geringe Vermischung von dem, was beide einander entgegengesezte Wesen zu viel haben, angenommen hat. Hernach so ist die Luft an allen Orten gleich, der Winter aber und die Kälte sind nicht allenthalben gleich. Denn einige Theile des Erdkreises sind überaus kalt und feuchte, andere

aber, sehr troken und heis; und dieses nicht so von ohngefehr, sondern weil die Kälte und Wärme eine Substanz haben. Der gröste Theil von Lybien ist sowohl sehr heis, als er ohne Wasser ist; und diejenigen, die Scytien, Thrazien und den Pontus durchstrichen haben, erzählen, daß diese Länder voller grosser Seen und tiefer Flüsse sind. Die Länder aber, welche an den grossen Seen und Sümpfen liegen, sind auch zugleich wegen der Ausdünstungen des Wassers die kältesten. Die Meinung des Posidonius, welcher die immer frische und neue Luft auf den Sümpfen als eine Ursache der Kälte angibt, hebt die Wahrscheinlichkeit der unsern nicht auf, sondern vergrössert sie vielmehr. Denn es würde die frische Luft nicht zugleich immer kälter zu seyn scheinen, wenn die Kälte ihren Ursprung nicht aus dem Wasser gehabt hätte. Homerus hat also die Quelle der Kälte besser angezeigt, wenn er sagt:

Doch aus dem Flusse gieng die Luft sehr kalt ; ; ;

Uberdis so betriegen uns auch die Sinne sehr oft. Wenn wir z. E. kalte Kleider oder kalte Wolle anfühlen, so ist es uns, als ob sie nas wären; und dieses kommt blos daher, weil beide einerlei Wesen, und mit einander verwande und verbundene Naturen haben. In den sehr kalten Ländern zersprengt die Kälte viele eherne und irrdene Gefässe; doch kein einziges, das leer ist, sondern lauter volle, weil das Wasser durch die Kälte mit Gewalt heraus gedrükt wird. Theophrastus sagt zwar, die Luft zerbreche die Gefässe, und bediene sich des Wassers als eines Nagels dazu. Man sehe aber zu, ob dieses nicht vielmehr artig, als wahr gesprochen sey. Denn sonst müsten mit Pech oder Milch angefüllte Gefässe noch weit eher von der Luft zersprenget werden. Jedoch es scheinet, daß das Wasser an sich selbst und ursprünglich kalt sey. Denn es wird der Wärme des Feuers, in Ansehung der Kälte, so wie der Dürre, in Ansehung der Nässe, und der Schwere, in Ansehung der Leichtigkeit entgegen gesezt. Das Feuer zertheilet und zerstreuet alles, das Wasser aber hält und bindet zusammen, indem es durch die Kälte zusammenzieht und in einander zwingt. Eben dieses hat auch Empedokles gemuthmasset, wenn er das Feuer einen verderblichen Zank, das Wasser aber eine zusammenhaltende Freundschaft nennt. Denn alles, was in das Feuer verwandelt werden kan, ist eine Nahrung des Feuers. Es wird aber in selbiges verwandelt, was mit ihm verwand und ihm nicht zuwider ist. Alles aber, was sich gegen dasselbe feindseelig verhält, als das Wasser, kan nicht verwandelt werden. Das Wasser ist nicht nur, daß ich so sage, an sich selbst unverbrennlich, sondern macht auch, daß grüne Bäume, frisches Gras und nasses Holz sehr schwer zu verbrennen sind, und eine dunkle und schwache Flamme von sich geben, weil sie grün sind, und wegen der Kälte wider die Wärme von Natur streitet und feindseelig handelt. Diese Gründe kanst du nun, mein Phaborinus, in Erwägung ziehen und mit einander vergleichen. Jedoch Chrysippus, welcher die Luft deswegen für den Ursprung der Kälte annimmt, weil er sie zugleich für finster ansieht, erwähnet nur dererjenigen, welche sagen, daß das Wasser weiter von dem Aether entfernt sey, als die Luft, und um etwas wider sie vorzubringen, sagt er:

Auf solche Art könnte man auch behaupten, daß die Erde der Ursprung der Kälte sey, weil sie am allerweitesten von dem Aether entfernt ist.

Er verwirft also die Meinung als eine ganz abgeschmakte und ungereimte. Ich aber bilde mir ein, daß es so unwahrscheinlich und unvernünftig nicht sey, die

Er

Erde für den ersten Ursprung der Kälte zu halten. Ich will den Anfang meines Beweises von dem machen, welchen Chrysippus als den Hauptbeweis seiner Meinung ansieht. Und was ist dieses vor einer? Weil sie der Ursprung der Finsternis ist. Denn wenn er zwo sich einander entgegen gesezte Kräfte nimmt, und glaubt, daß eine nothwendig aus der andern folge; so kan ich viele hundert Fälle anführen, in denen die Erde der Luft entgegen gesezt, und zuwider ist, und aus welchen jemand diese Meinung ebenfalls folgern könnte. Denn die Erde ist der Luft nicht nur darinn entgegen gesezt, daß sie schwer, und diese leichte ist, daß sie sich niederwärts senkt, und diese in die Höhe steigt, oder daß sie dichte, und diese dünne, oder daß sie langsam ist, und stille steht, diese aber sich sehr geschwinde und leichte bewegt: sondern darinn, daß sie am allerschwersten, und diese am allerleichtesten, daß sie am allerdikſten, und diese am allerdünnesten, und endlich, daß sie an sich selbst ganz und gar unbeweglich ist, und beständig die mitlere Gegend einnimmt, diese aber sich von sich selbst bewegt, und ohne Unterlas im Kreise herumgetrieben wird. Es ist demnach gar nicht ungereimt, daß sie derselben auch, in Ansehung der Kälte, und der Wärme, entgegen gesezt sey, da sie es ihr in so vielen und so wichtigen Fällen ist. Ja noch mehr. Das Feuer glänzet, die Erde aber ist dunkel, und zwar das Dunkelste, und am allerwenigsten leuchtende unter allen Dingen. Die Luft empfängt das Licht am allerersten, sie wird leicht verändert, und wenn sie einmal mit dem Glanze erfüllet ist, so theilet sie ihn wieder allenthalben aus; ja sie wird selbst ein glänzender Cörper. Denn die aufgehende Sonne, sagt ein gewisser dithyrambischer Dichter:

Erfüllet alsobald das grolle Haus
Der Winde, die die Luft durchstreichen.

Durch sie bekömmt die See und das Meer seinen Antheil Glanz, und die Boden der Flüsse geben einen Widerschein, in so weit sie von der Luft berührt werden. Nur die Erde bleibt unter allen Cörpern beständig finster, und wird weder von den Stralen der Sonne, noch des Mondes, durchdrungen. Sie wird zwar von beiden erwärmt, und läst einen geringen Theil von sich durch die hineinziehende Wärme lauligt werden; allein den Glanz läst sie ihrer Festigkeit wegen nicht in sich hinein, sondern wird nur auf der Oberfläche herum erleuchtet. Ihr Innwendiges wird dahero die Nacht, das Chaos, und der Abgrund genannt; und der Erebus ist nichts anders, als der Schatten, der, dem Lichte der Sonne entgegen stehenden Erde ist. Denn eben so, wie die Luft von der Sonne mit Lichte erfüllet wird, so wird sie von der Erde mit Finsternis erfüllet, und der Theil von ihr, der kein Licht hat, macht, daß es eben so weit und so lange Nacht ist, so weit und so lange ihn der Schatten der Erde bedeket. Daher bedienen sich die Menschen der äusserlichen Luft auch bei der Nacht, und viele Thiere gehen bei derselben auch in der Finsternis auf die Weide: weil sie noch von einigen Fusstapfen des Lichts, und von einigem Ausflusse des Glanzes untermenget ist. Die Luft hingegen, welche sich in den Häusern und unter den Dächern befindet, und allenthalben von der Erde umgeben ist, ist ganz und gar stok finster, und ohne Licht. Auch die Häute und Hörner der Thiere lassen, so lange sie ganz sind, wegen ihrer Dichtigkeit, den Schein nicht durch, so bald sie aber zerschnitten und glatt gemacht werden, werden sie auch, weil sich alsdenn die Luft mit ihnen vermischet, durchsichtig. Ich glaube auch, daß die Poeten die Erde deswegen hin und wieder schwarz nennen, weil sie so sehr finster, und alles Lichtes beraubet ist. Man sieht also, daß der Streit des Finstern, gegen das Glänzende, aus welchem man so viel Wesens macht, sich mehr bei der Erde, als bei der Luft befinde. Jedoch dieses trägt zu der Entscheidung der ge-

genwärtigen Frage nichts bei. Denn wir haben gezeigt, daß viele Dinge glänzen, und doch kalt sind, so wie wir im Gegentheil viele dunkle und finstere Dinge antreffen, die doch dabei warm sind. Folgende Kräfte, als die Schwere, der Stillestand, die Dichtigkeit und die Unbeweglichkeit, haben mehr Verwandschaft mit der Kälte; und von diesen allen besizt die Luft gar keine, die Erde sie aber alle in grösserem Grade, als das Wasser. Die Empfindung lehrt es uns auch, daß dasjenige, was sehr kalt ist, zu gleicher Zeit auch hart sey, und hart mache, und einen Widerstand thue. Theophrastus erzehlet, wenn man erfrorne Fische auf die Erde fallen lies, so zerbrechen und zerfielen sie in Stüke, wie Glas, oder irrdene Gefässe. Du wirst auch selbst, mein Phaborinus, zu Delphos gehöret haben, daß dererjenigen, die auf den Parnas gestiegen, um den Thyadern, welche von einem gewaltigen Winde und Schnee überfallen waren, Hülfe zu leisten, ihre Röke durch den Frost so hart, wie Holz, geworden, und wenn sie sie ausbreiten wollen, zerbrochen und in Stüken gegangen sind. Die gar heftige Kälte macht auch durch ihre Härte die Sehnen unbeweglich, und die Zunge stumm, indem sie die weichen Theile des Cörpers zusammen ziehet, und starr machet. Da nun dieses alles augenscheinlich ist, so bemerke ferner: Eine jede Kraft besizt, wenn sie die Oberhand behält, die Eigenschaft, daß sie dasjenige, was von ihr bezwungen ist, in sich selbst verwandelt. So wird dasjenige, dessen sich die Wärme bemächtiget, angezündet; und dasjenige, dessen der Wind mächtig wird, in Luft verwandelt, und was in das Wasser fällt, durchaus nas, wofern es nicht demselben entrinnt. Es ist demnach nothwendig, daß dasjenige, was recht sehr kalt wird, in das erste kalte verwandelt werde. Nun stehet aber der gröste Grad der Kälte in dem Froste. Der Frost aber versteinert, wenn die Kälte völlig die Oberhand behält, und wenn alle Wärme vertrieben, und alle Feuchtigkeit gefroren ist. Daher ist auch die Erde in ihrer Tiefe lauter Eis und Crystall, wenn ich so sagen darf. Denn die Kälte wohnet daselbst ohne alle Vermischung, ohne von etwas erweicht zu werden, und am fernesten von dem Aether vertrieben. Empedokles meinet zwar, daß diese sichtbaren Theile der Erde, die Klüfte, Steinklippen und Felsen, von dem Feuer, das in der Tiefe der Erde brennt, unterhalten, und gestüzt würden; allein man sieht vielmehr deutlich, daß sie von der Kälte zusammengezwungen und hart gemacht sind, nachdem die Wärme aus ihnen vertrieben und verschwunden ist. Denn die Kälte macht eines mehr, das andere weniger hart, dasjenige aber am härtesten, darinn sie zuerst gewesen ist. Wie nun aber, wenn die Wärme leichte, und die Feuchtigkeit weich macht, dasjenige, was am wärmsten ist, auch am leichtesten, und dasjenige, was am feuchtesten ist, auch am weichsten seyn mus, so mus auch nothwendig, wenn die Kälte zusammenbakt, dasjenige, was am kältesten ist, auch am meisten zusammengebaken seyn, und was ist dieses anders, als die Erde? Was aber das kälteste ist, das ist auch gewis der Ursprung der Kälte. Eben dieses ist auch aus der Empfindung klar. Denn der Koth ist weit kälter, als das Wasser, und das Feuer löschet man mit darauf geschütteter Erde aus. Die Schmiede streuen geriebenen Marmor, oder andern Stein unter das glühende und weich gemachte Eisen, wenn sie den gar zu grossen Flus desselben hemmen, oder es kalt haben wollen. So kühlet auch der Staub, der Fechter ihre Cörper ab, und vertreibt den Schweis. Ja was bedeutet die Gewohnheit, da wir jährlich unsere Zimmer und Wohnungen verändern, und den Winter über in die am weitesten von der Erde gebauten oberen Stokwoerke fliehen, den Sommer aber uns wieder herunter in die Tiefen begeben, in selbigen eine bequeme Zuflucht suchen, und un-

sern

sern Aufenthalt mit Vergnügen in den Armen der Erde aufschlagen? Thun wir dieses nicht, weil uns die Empfindung lehret, daß es auf der Erde kalt sey, und weil wir wissen, daß selbige der Natur nach, der Ursprung der Kälte sey? Der Aufenthalt an dem Meere des Winters über, ist ebenfalls gewisser massen eine Flucht vor der Erde, die wir so viel als möglich, ihrer Kälte halber verlassen, und uns mit der Seeluft, welche warm ist, bekleiden. Im Sommer aber sehnen wir uns, der Hize halber, wieder nach der Landluft, nicht, weil sie an sich selbst kalt ist, sondern, weil sie von dem was seiner Natur nach kalt, und die Quelle der Kälte ist, entsprossen, und gleichsam in die Kraft, die sich in der Erde befindet, wie Eisen in das Wasser, eingetaucht ist. Unter allen Fliessenden ist dasjenige, welches von den Felsen und Bergen herabrinnt, und unter dem Brunnenwasser, das, welches in den tiefsten ist, das kälteste. Denn mit dem lezteren kan sich der Tiefe wegen keine äusere Luft vermischen, und jenes kömmt aus reiner und ungemischter Erde heraus. So ist das Wasser bei dem Gebirge, Tannarus, welches der Styx genannt wird, und das ganz sparsam von dem Felsen herabläuft, so entsezlich kalt, daß es in keinem andern Gefässe, ausser in solchen, die aus dem Hufe eines Esels gemacht sind, aufbehalten werden kan, sondern alle andere zerbricht und zersprenget. Auch von den Aerzten hören wir, daß die Erde ihrer Art nach zusammen ziehe und kalt mache. Sie zehlen viele Metalle, denen sie in der Arzeneikunst eine dikmachende und zusammenziehende Kraft beilegen. Denn das Element der Erde kan weder zerschnitten, noch bewegt werden, noch eine Abnahme leiden; es hat keine Schärfe, und kan weder weich noch flüsig gemacht werden, sondern ist, wie ein Würfel, so feste und unbeweglich. Daher besizt es sowohl Schwere, als Kälte, indem es, weil es eine Kraft hat, die Feuchtigkeiten gerinnend zu machen, und sie zusammen zu zwingen, in den Cörpern wegen der Ungleichheit Schauer und Zittern verursacht. Wenn es aber völlig die Oberhand behält, und die Wärme ganz und gar vertilget und ausgelöscht ist, verursacht es eine ganz erfrorne und erstorbene Beschaffenheit. Es kan also die Erde entweder ganz und gar nicht, oder doch sehr langsam, und mit vieler Mühe verbrannt werden. Die Luft hingegen gibt öfters aus sich selbst Flammen, und fliesset und blizt, wenn sie entzündet wird. Die Wärme aber bedienet sich der Nässe zur Nahrung. Denn nicht die festen, sondern die nassen Theile des Holzes sind verbrennlich, und wenn diese ausgetroknet sind, so bleiben die festen und troknen Theile, übrig, und werden zur Asche. Diejenigen richten nichts aus, welche sich zu zeigen bemühen, daß auch die festen Theile verwandelt und verzehrt werden könnten, und sie deswegen mit vielem Oele und Fette begiessen und vermischen; denn wenn das Fette ausgebrannt ist, so bleiben doch noch allezeit die Erdtheile übrig. Die Alten haben die Erde daher, weil sie nicht nur ihrem Orte nach unbeweglich, sondern auch ihrem Wesen nach unveränderlich ist, und jederzeit in der Wohnung der Götter bleibt, Hestia oder Vesta genannt, von ihrem Stillstande, und ihrer Dichtigkeit, deren Band die Kälte ist, wie der Naturkündiger Archelaus sagte, weil sie nichts aufzulösen, oder weich zu machen im Stande ist, indem sie weder warm, noch laulicht gemacht werden kan. Diejenigen, welche sagen, daß sie zwar empfunden hätten, daß die Luft und das Wasser kalt sey, nicht aber die Erde, sehen nur auf die näheste Erde, welche mit Luft, Wasser, Sonne und Wärme angefüllt, vermischt und zusammen gesezt ist. Dergleichen Leute sind in nichts von denen unterschieden, welche behaupten, daß nicht der Aether der Ursprung der Wärme sey, sondern heisses Wasser, und glüendes Eisen. Weil sie dieses berühren und fühlen, die Empfindung des ersteren,

reinen, himmlischen Feuers aber nicht durch das Gefühl erhalten: so wie auch diese die Beschaffenheit der Erde in der Tiefe nicht empfinden, die man doch vornemlich für die rechte Erde zu halten hat, weil sie daselbst von allen andern abgesonderst ist. Es dienen hier auch die Felsen zum Beweise dieser Meinung, welche eine grosse beinahe unerträgliche Kälte aus der Tiefe heraus bringen. Diejenigen dahero, welche einen kalten Trunk verlangen, werfen Kieselsteine in das Wasser: denn dieses wird durch die Kälte, die aus den Steinen ganz frisch und lauter heraus fährt, dichter und schärfer gemacht. Man mus demnach wissen, daß wenn die alten Weisen und Gelehrten glaubten, daß die himmlischen mit den Erdtheilen nicht vermischt wären, sie nicht sowohl auf die Orter, was gleichsam auf einer Wage unten oder oben schwebte, sahen, als vielmehr auf den Unterschied der Kräfte. Denn das Warme, das Glänzende, das Geschwinde und Lichte, theilten sie der unsterblichen und ewigen Natur zu, das Finstere, Kalte und Träge aber hielten sie für das, eben nicht gar zu glükseelige Loos der Verstorbenen und der Unterirrdischen Gegenden. Auch die Cörper der Thiere geniessen nur der Wärme und des Lebens so lange, als sie Athem holen, und, wie der Poet sagt, grünen: so bald sie aber dessen verlustig gegangen sind, bemächtiget sich ihrer die Kälte und der Frost völlig, weil die Wärme, der Natur nach, in allen andern Dingen viel eher bleibt, als in den Erdtheilen.

Vergleiche nun dieses, mein werthester Phaborinus, mit dem, was andere davon gesagt haben. Und wenn du siehst, daß ihm weder alle Wahrscheinlichkeit fehle, noch auch, daß es derselben gar zu viel habe, so gieb allen Meinungen ihren Abschid, und glaube, daß es einem Weltweisen viel anständiger sey, bei ungewissen Sätzen mit seinem Beifalle an sich zu halten, als ihnen denselben gleich blindlings zu ertheilen.

M. Agricola.

Ob man die Juden mit gutem Gewissen aus einem Lande oder Staat vertreiben könne?

Diese Frage wird von einigen mit Ja, von andern aber mit Nein beantwortet, bei denen wir uns jezo nicht aufhalten, viel weniger uns zum Richter darüber aufwerfen, sondern nur so viel melden wollen, daß viele Könige gar kein Bedenken getragen haben, die Juden aus ihren Staaten zu verbannen. Also meldet Tacitus lib. 2. Annal. von dem Kaiser Tiberio, daß er denen Ueberwundenen die egyptischen und jüdischen Gebräuche, so eines Aberglaubens waren, wie auch die Kirchenkleider mit allem Werkzeuge zu verbrennen befohlen habe. So haben auch Ferdinandus und Isabella die Mohren und Juden aus Spanien, Neapolis aus dem Herzogthum Mailand, die Könige von Frankreich aus Frankreich vertrieben; und aus Engelland sind sie zur Zeit des Königs Eduards I. weggeschaft worden, wie hiervon Polydorus Virgilius lib. 17. Hist. Angl. Nachricht giebet. Ferner sind sie aus denen Königreichen Schweden und Dännemark vertrieben worden, wiewohl an dem leztern Orte noch einige geduldet werden. Hingegen leidet man keine in Portugall, wie auch in Ost- und Westindien, wo die holländische ostindianische Compagnie herrschet,

wie

wie nicht weniger in denen Englischen Colonien in America. In ganz Sachsen findet man ausser denen Messen keine, wie auch in dem Würtembergischen, Braunschweigischen u. s. w. Und wie sie zu unsern Zeiten aus manchem Ort verjagt worden, solches ist so bekannt, daß es eine unnöthige Arbeit wäre, uns dabei aufzuhalten.

Hingegen gibt es in Teutschland an vielen Orten nicht wenig, wie auch in Böhmen, und insonderheit zu Prag, Pohlen, Lithauen, und Polnischneustein; nicht aber in Rusland. Ferner werden sie in Italien angetroffen; ihre gröste Niederlage aber haben sie in Griechenland, Constantinopel, Adrianopel, Thessalonich und Smirna, allwo über 800000. seyn sollen; die meisten aber sind zu Aleppo, Tripoli, Damasco, in der Insul Rhodus, in Arabien, zu Alexandria, Cairo, Algier und Tunis. Eine nicht geringere Menge findet man in denen Fezmarocciſchen Reichen, in welchen sie aus Spanien und Portugall mehrentheils gewichen, da sie von denen Königen Ferdinand und Emanuel vertrieben worden. Endlich sind auch in Holland, allwo alle Religionen geduldet werden, eine grosse Menge Juden, allwo sie grose Capitalisten seynd, absonderlich die sogenannten portugiesischen Juden; Und die Westindische Compagnie geduldet sie in ihren americanischen Ländern, massen die Juden die ansehnlichsten Colonien in Guiana oder der wilden Cüste in America, absonderlich aber zu Aperwake besizen, und daselbst grosse Plantagen an Zuker und Tabac haben.

Insonderheit aber ist Pohlen schon von sehr langen Zeiten her eine Zuflucht der Juden gewesen, massen sie sich schon von etlich hundert Jahren her grosser Privilegien und Freiheiten zu erfreuen gehabt, so sie an andern Orten nicht gefunden gehabt haben. Diese grosse Freiheiten aber erhielten sie von dem polnischen Könige Casimiro Magno, weil er, wie Cromerus lib. 12. Hist. Pol. erzehlet, eine schöne Jüdin, Namens Esther zur Concubine hatte, welche denen Juden grosse Vorzüge zuwege gebracht, welche hernach der Herzog Bolerlaus bestättiget hat: Es ist aber kaum zu glauben, daß sich ein so guter König eines so gottlosen Beischlafs solte bedienet haben. Dem sey nun aber wie ihm wolle, so ist doch gewis, daß sich die Juden in Pohlen noch heutiges Tages groser Freiheiten zu erfreuen haben, ob sie ihnen schon zimmlich beschnitten worden.

Jedoch sind sie an dem Feste der Himmelfahrt Christi zu Cracau in grosser Gefahr, indem alsdenn ein jeder Jude von denen Studenten ungestraft hingerichtet werden darf, wie solches vor einigen Jahren, und hernach auch zu Reischlemberg geschehen. Man rühmet sich deswegen

gen eines alten Privilegii, vermöge dessen, solches erlaubt werde. Allein man kan nicht sehen, wie ein solches Privilegium statt haben könne. Denn ob schon nicht zu läugnen, daß die Juden der Christen abgesagte Feinde und Blutigeln seynd, und viele davor halten, es wäre am besten, wenn man sie gar nicht geduldte, so kan man sie doch an denen Orten, wo sie Schuz zu geniessen haben, auch nicht wohl gestatten, daß man so übel mit ihnen verfahre; vielmehr ist man verbunden, sie, wo man sie schon einmal aufgenommen, zu gedulden, und ihnen den versprochenen Schuz und Sicherheit angedeien lasse, welcher Meinung nebst sehr vielen andern, auch der bereits angezogene D. Kniepschild ist. Dannenhero lies auch Anno 1712. im Febr. der Gouverneur zu Rom ein Patent publiciren, worinnen bei grosser Strafe verbotten wurde, denen Juden, welche bisher von dem gemeinen Mann viel hatten erdulden müssen, übel zu begegnen. Dergleichen geschahe auch vor einigen Jahren zu Wien, allwo sie vor denen Studenten und andern nicht gar sicher waren, indem man sie zu plündern suchte. Da doch dieses eine der freien Künste beflissene ganz unanständige Sache, welche Künste doch die groben Sitten höflich machen solten. Denn dis ist ein absurdes Argument. **Dieser ist ein Jude / derowegen darf ich ihn plündern / oder wohl gar tod schlagen.**

Gleichwohl dürften es die Studenten zu Cracau an dem Feste der Himmelfahrt Christi thun. Aber warum verjagt man sie nicht lieber gar aus dem Königreiche? Allein solches kan nicht wohl geschehen, dieweil sonsten die Anzahl der Einwohner um ein grosses geschwächt werden würde. Zudem würden sie, wenn man sie verjagen wolte, viele Reichthümer mit sich aus Pohlen schleppen, und denen polnischen Einwohnern und Christlichen Kaufleuten vielen Schaden zufügen, indem die meisten mit der Christen Geld und Waaren handeln.

Indessen ist es gewis, daß die Juden denen Pohlen in vielen Stüken schädlich seyn, wie es denn unter andern eine Sache von böser Consequenz ist, daß denen Juden in Pohlen die Zölle verpachtet werden; daher sie eine reiche Ernde und Gelegenheit bekommen, der Christen Güter und Einkünfte durch unrechtmäsigen Wucher und Betrügereien an sich zu ziehen. Es sind auch die Cosaken aus keiner andern Ursache vor einigen Jahren rebellisch worden, als weil man sie durch Gewaltthätigkeiten und ungemein grossen Geiz der Juden fast erdruket hat, und es haben sich dieselben schon vorher auch deswegen empöret. Dieses hat Chmitteniky in einem an den König Uladislaum IV. abgelassenem Schreiben bezeiget, daß nemlich die Cosaken die unerträgliche Plakereien derer Juden

nicht

nicht länger hätten ertragen können, wie solches Joachim Pastorius l. 1. bell. Scyth. Cossar. erzehlet.

Dannenhero sind auch die polnische Juden nicht allein mit schweren Contributionen belegt worden, sondern, sie müssen auch noch überdis alle Jahr ein grosses Kopfgeld geben, und zu des Reichs Schaze liefern, welches auf dem Reichstag Anno 1683. auf 105000. fl. gesezt worden, und in Lithauen zum öftern 24000. fl. beträgt. Diese Summe wird zuweilen erhöhet, wie denn nun erst vor nicht gar zu langen Jahren denen Juden in denen Constitutionen auferlegt worden, noch 5000. Preusisch über ihr ordentliches Kopfgeld zu bezahlen.

Bei allen diesen Drangsalen haben sich doch die Juden in der Welt so sehr angehäuffet, daß einige Historici (qua fide, nescio) durchaus behaupten wollen, es wären heutiges Tages noch eben so viel Juden in der Welt, als vor Zeiten in Canaan gewesen wären, worüber man sich billig zu verwundern hat, wenn man bedenket, was vor entsezlichen Niederlagen, Verfolgungen und Masacren sie unter etlichen römischen Kaisern unterworfen gewesen. Denn es melden die Geschichtschreiber, daß viele 100000. Juden nur in einem Kriege umkommen wären, ohne der Masacren und Verfolgungen zu gedenken, die sie in der Türkei, und allen Christlichen Ländern haben ausstehen müssen. Es heist also von ihnen recht, wie Horatius bei einer andern Gelegenheit sagt:

Duris uti lex tonsæ bipennibus
Nigræ feraci frondis in Algido,
Per damna, per cædes ab ipso
Ducit opes, animumque ferro.

Die Rabbiner bedienen sich ihrer Gewohnheit nach, einer zimmlichen Hyperbole, wenn sie sagen, es könnten diese Masacren von dem Blut ihrer sogenannten heiligen Nation ein ganzes Meer formiren, so sich weit über eine Meile Weges erstrekte.

So wunderbar nun die Menge der Juden, so merkwürdig ist auch ihre Zerstreuung, indem sie sich in Orient, China, Indien, Europa, Africa, und America überal ausgebreitet haben.

So hat man sich auch nicht weniger zu verwundern, wenn man bedenket, wie fest sie an ihr Gesez halten, ungeachtet sie überal, wo nicht verfolget, doch wenigstens verachtet, oder sonsten gedrukt werden, und da sie, welches am meisten zu verwundern, in grosser Menge von ihrem Glauben abgefallen sind, als sie noch unter ihren eigenen Königen in Canaan lebten.

Wenn wir aber die Ursache untersuchen, ihrer Menge, so halte davor, daß dieses viel dazu contribuiret, weil sie keine Waffen tragen, oder im Kriege dienen dürffen, worinnen so viel tausend Menschen umkommen, und sodann auch weil sie alle eine grosse Begierde zum Heirathen haben, daher sich auch die Mannspersonen gar oft verehligen, ehe sie noch einmal das zwanzigste Jahr erreicht haben, indem ein jeder in der betrüglichen Hofnung lebet, daß der Messias aus seinen Lenden entspriessen könnte. Dannenhero halten sie auch den ehelosen Stand, vor einen von GOtt verfluchten und verhasten Stand.

2) Die Ursache ihrer Zerstreuung mag wohl seyn, weil sie der Verfolgung und des Herumziehens schon gewohnt seyn, massen sie schon damalen, als noch ihr Tempel stande, zum öftern aus ihrem Lande getrieben, und überal zerstreuet wurden, um nur ihr Leben zu retten. Zudem treibet sie ihr Handel überal zu Wasser und Land herum, und, weil keiner einem Amte unter denen Christen vorzustehen fähig ist, so hat er auch nicht nöthig, allezeit an einem Orte zu bleiben. Diese Zerstreuung hätte gar oft ihrem irrigen Glauben einen sehr grossen Stos geben können, wenn sie

3) Nicht so sehr an ihr Gesez hielten, wie scharf und streng auch dasselbige ist. Und hierzu thut viel, daß sie alle unter einem Corpore leben müssen, und sich nicht anders, als unter einander verheirathen dürffen. Hierzu kommt noch, daß ihnen ihr Gesez nicht erlaubt, alles ohne Unterschied zu essen, und zu trinken, welches verursachet, daß sie bei andern Religionen keine bessere Lebensart suchen, und wodurch sie folglich an dem Christenthum verhindert werden. Doch sind die Juden, welche jeziger Zeit in Lithauen; Constantinopel, Algier und an verschiedenen andern Orten in Orient leben, was ihre Glaubensartikel anbelanget, in 2. Theile oder Secten eingetheilet. Diejenigen, welche man Rabbiner nennet, halten sich gar stark an die Traditiones, von denen, ihrer irrigen Meinung nach, GOtt selbsten der Verfasser, und sie dem Moses auf dem Berg Sinai eben sowohl, als die Tafeln des Gesezes gegeben habe. Sie sezen ferner hinzu, das geschriebene Gesez gleich einem Leib ohne Seele, und es müsse solches erst von der Tradition belebet werden, anderen dergleichen Lehren mit Stillschweigen zu übergehen, wovon man einen Tractat schreiben könnte, wenn man sich nicht an ein so enges Spatium binden müste. Es mag also vor dismal genug seyn.

Beschreibung der Misgeburt von einem Schaaf.

Die andern Figuren stellen den Caffeewurm, und andere den Caffeebaum schädliche Thiere vor, welche öfters sowohl der Frucht als dem Baum heftig schaden sollen.

Wenn nichts in der Natur zu finden, daß die Ordnung ihrer Gesezе beobachtet, so darf sie kein Unordnung und Unvermögen beschuldigen, wenn sie einige Misgeburten hervorbringt, dieweil sie von ihren gewöhnlichen Gesezen abzuweichen scheinet, indem sie solche mangelhafte Individua hervorbringt, als diese allhier, so die Geburt eines Schaafes vorstellet. Es hat uns die Natur durch einen so sonderbaren Umstand zu verstehen gegeben, daß sie, wenn sie will, in Hervorbringung der Thiere Wunder thun kan, indem sie unterschiedene Arten dererselben entweder durch die Kraft ihrer Fantasie oder Einbildung zeiget.

Die Misgeburt, dessen Gestalt allhier zu sehen, wurde den 26. August. zu Buenos Aires zur Welt gebracht, und alle diejenige, so dieselbige gesehen, haben an ihr etwas so einem Knaben, einem Pferde, und einem Kalbe ähnlich gewesen, nicht genug bewundern können. Ich begehrte es demnach an demjenigen, der nur es zeigte, damit ich alle Theile desselben recht untersuchen, und einen getreuen Bericht davon erstatten könne; allein er wolte es nicht von sich lassen. Ich untersuchte es also ganz nahe, und zeichnete die vornehmste Theile davon ab; ohne daß er es gemerket hätte. Sobald ich nun wieder auf mein Zimmer kame, thate ich diejenige Theile, so ich von dieser Misgeburt noch im Sinn hatte, vollends hinzu, und entwarf es endlich in seine natürliche Farbe. Dieses Ungeheuer ware 11. Zoll lang, hat auf dem Kopf ein Haar, so eben verwachsen ware, und der übrige Theil des Leibes war eine glatte fleischfarbene Haut, woraus

zu

zu spüren, daß es vor der gehörigen Zeit zur Welt gebohren worden. Es hatte einen Menschenkopf, dessen Hirnschale rund war. Aus dem obern Theil der Stirn gieng ein fleischichtes Horn, welchrs unterwarts hienge, und ein wohlgebildetes Ochsenauge verborgen, das mitten im Gesicht stande, wobei sonst die Nase zu seyn pflegte, und endigte sich ein wenig an der obern Lippe. Doch zeichnete ich es nicht so lang, als es ware, damit ich das Auge dieser Misgeburt nicht verbergen darf. Die Stirn war vollkommen wohl gebildet; es hatte keine Nase, das Maul ware wie bei uns, ingleichem das Kien; Die Ohren auf der Seite wie bei einem Pferde, wie auch der Hals, und der übrige Theil des Leibes ware nicht viel von einem Kalbe unterschieden. Die Figur, die ich hier vorstelle, so nach dem Original gestochen, zeiget seine ganze äusserliche Gestalt.

Ich hielte aus der Beschaffenheit des Kopfs davor, daß wenn auch dieses Ungeheuer zu rechter Zeit wäre gebohren worden, es doch nicht lange würde gelebt haben, dieweil es, da ihm die Nase fehlte, keine rechte Luft hatte. Es ist wahr, daß man nicht weis, warum es die Natur, als ein berühmter Naturaliste, nicht damit versehen habe. Diesen Mangel hat sie durch etwas anders ersezen können, welches ich vielleicht würde gefunden haben, wenn diese Misgeburt in meiner Gewalt gewesen wäre, und ich es anatomirt hätte. Das Schaf brachte es tod zur Welt, und es war so klein, daß man es gar wohl vor eine unzeitige Geburt erkennen konte.

Ob der Himmel vor die Menschen mehr Nuzen in die Thiere, als Bäum und Früchte gelegt habe?

Ich halte dieses vor eine curiose und überflüsige Frage: Ob GOtt denen Leuten in warmen Ländern mehr Güte und Liebe erwiesen, als in denen kalten, weil sie mehr Uberflus, Reichthum und Annehmlichkeit in allen Dingen haben, als diese? indem ja der heil. David schon längsten den Ausspruch gethan, daß GOttes Güte, so weit reiche, als der Himmel ist; Und seine Wahrheit, so weit die Wolken gehen. So machet auch dieses keinen Vorzug in der Liebe GOttes, daß andere reicher und glükseeliger, massen solches mehr ein Zeichen der Gottlosen ist, als denen GOtt auch nach Davids Ausspruch den Bauch mit seiner Güte füllet, welche die Fülle haben, und ihr Gut ihren Kindern lassen. Dennoch aber ist nicht zu leugnen, daß die in der heissen Zona, und nächst an derselben liegende Länder viel edler an Thieren und Früchten und mit grösserer Herrlichkeit begabet seyn, als die kalten oder diese, worinnen wir wohnen. Absonderlich aber erzeiget sich der Vorzug der warmen Länder in der unbeschreiblichen Menge, den Nuzen und der Zierde der Bäume und Früchte, worüber man sich nicht zu verwundern, indem die Sonne als die Gebährerin derer vegetabilischen, oder wachsenden Cörper, allda am mächtigsten ist, und perpendiculariter oder stark wirket, da sie hingegen solches bei uns nur oblique oder schwach verrichtet. Daher will ich vielmehr allhier diese Frage erörtern:

Ob GOtt vor die Menschen mehr Nuzen in die Thiere oder aber in die Gewächse und sonderlich in die Bäume geleget habe? welches leztere ich daher zu behaupten suche, weil 1) solches Geschöpfe seyn, die vor andern in die geseegnete und vortrefliche Climata gehören; 2) weil der Mensch seine zeitliche und ewige Glükseeligkeit anfangs durch unzeitige Genieſſung der Baumfrucht verlohren, er sich dadurch in seinem Jammerstand einigermassen wieder erquiken kan. 3) Erweiset solches einiger Bäume unbeschreibliche Nuzbarkeit, indem der Mensch alles, was er zu seinem Leben nöthig hat, davon nehmen kan. Also

ist z. E. der in Ostindien wachsende Cocosbaum von einem unbeschreiblichen Nuzen, indem er Holz zum Bauen, und Nüsse zu Kleidern, Speise- und Trinkgeschirr gibt. Daher er auch denen Indianern nüzlicher ist, als bei uns einem Bauren seine Kuhe, und gleichwohl nicht so grosse Wartung und Futter von nöthen hat. So ist auch der Saft der Cocosnüsse eine rechte Arzenei vor viele Krankheiten. Den Kern der Nus kan man an statt des Brods brauchen, auch die Brühen damit schmakhaft machen, und er führet ein Oel mit sich, welches man zum Brennen brauchet. Von denen Blättern dieses Baumes werden die Häuser der Indianer gedekt, Hüte vor Männer und Weiber gemacht, ingleichem statt des Papiers gebrauchet. Wieder anderer Dinge nicht einmal zu gedenken.

So ist auch die Aloe von einem unbeschreiblichen Nuzen, und von dreierlei Art. 1) Das Paradisholz, welches wegen seines vortreflichen Geruchs sehr theuer ist. 2) Das Gummialoe, und 3) Die Pflanze Aloe. Dieses Gewächse brauchet man an statt des Holzes, und dessen Blätter zur Deke, Papier, Schuh, Leinwad, ihre Spizen aber an statt deren Nägel und Nadeln. Aus ihrem Safte machet man Wein, Zuker, Honig und Esig, aus der Wurzel Seile und Strike, und aus denen diken Adern der Blätter und inneren Rinde eine Speise, welche wie Citronenschalen mit Zuker schmeket.

Ausser diesen bereits Angeführten, gibt es noch unzählich viele höchst nüzliche Bäume, welche einzeln denen Menschen mittheilen, was gedachte 2. Bäume zusammen besizen. Also lässet der Sagabaum in denen bantanischen Insuln aus seinem Kerne eine Art Brod baken, und gibt auch aus seiner Rinde ein Getränke. Der Wollenbaum reichet jedermann häufig die nuzliche Baumwolle zur Kleidung; Der Oelbaum das bekannte Baumoel, und der Weinstok den niemalen genug gepriesenen Weine. So sind auch vielerlei Arten Bäume in Ost- und Westindien, aus deren zarten Rinden man mancherlei Art Zeuge und Leinwad macht. In Tzina ist der Talkbaum, so gutes Talk träget, so dem von denen Rindern und Schaafen gleich kommt, welches in des P. le Comte heutigen Sina beschrieben, und zu weissen Lichtern, ingleichem zu Oehl in die Ampeln gebrauchet wird. Ferner wachsen daselbst in der Gegend der Stat Kiarchen viele Meelbäume. In dem atlandischen Eilande, wie auch bei denen Chinesern findet man Bäume, welche dem Stal an Härte nichts nachgeben, und zu Waffen und Pflugscharen dienen, wie denn auch die daraus gemachte Nägel länger, als die eisernen dauern. Ferner wächset allda auf denen Bäumen Alaun und Schwefel; in Ungarn soll sich zum öftern das Gold wie Ezheu um die Reben wenden; in dem Mohrenland sind Bäume, deren Oel blauer, als Lasurstein, und gelber, als Gold färbet. In Hircanien, Pontus, Cappadocien und Thracien fliesset Honig aus denen Bäumen; in einem atlandischen Eilande wächset auf einem Baum Butter; auf einem andern Kohl, auf dem dritten Austern, auf dem vierten eine Frucht, welche man an statt des Geldes im Handel und Wandel brauchet. Andere geben Salz, Nehnadeln, Zwir, und einen Saft, welcher ohne grosse Mühe Wasser, Wein, Esig, Oel, Honig und Sirub gibt. Eben daselbst trägt auch einer Seide, und aus einem andern rinnet ein Saft, welcher nach der Zerrinnung zu Siegelwachs dienet. Eines andern scharfe Blätter brauchet man zu Feilen. In America sollen auf einem Baume rechte Ochsenhörner, und darinnen Ameisen wachsen, deren Eier eine bewährte Arzenei vor das Zahn- und Ohrenweh; die Blätter vor den Schlangen-Stich. In Indien werden aus den Palmblättern die schönsten Tücher gewirket. Die Ce-

dern

dern geben ein Oel, welches eine unüberwindliche Kraft wider die Faulnis hat, und woraus ein Papier verfertiget, welches niemalen vermodert. Und wer wolte die vielen und unzählbaren Arten der Bäume und ihren Nuzen erzehlen können. Alles dieses erweiset zur Gnüge, daß der gütige und allweise Schöpfer mehr Nuzen in die Bäume und ihre Früchte vor die Menschen geleget, als in die Thiere, und daß sie also weit höher zu schäzen, als jener grosse Baum, welchen Anno 1265. der Landgraf Heinrich in Thüringen und Meissen, als er ein prächtiges Tournier, nach Northausen ausgeschrieben hatte, von gediegenem Silber aufrichten liese, auf welchem güldene Aepfel hiengen; von dem denen Ritteren, einem jeden nach seinen Meriten, Blätter, Aepfel und Zweige ausgetheilt wurden.

Ob es erweislich, daß jede Nation ihr besonderes Laster habe?

Die Menschen gleichen zum öftern denen Ferngläsern: Denn gleich wie diese auf der einen Seite die Grösse eines Dinges vermehren, auf der andern aber verringern; also erkennen wir auch gemeiniglich, wann wir von denen Affecten geführet werden, diejenigen Laster nicht, deren Ehrsucht wir schmeicheln, welchen wir aber mit Fleis nicht gar wohl wollen, ob wir schon keine Ursache dazu haben, dennoch alles als Laster beurtheilen, obgleich keine da seyn, und aus der Müke einen Elephanten machen. Man darf sich also gar nicht wundern, wenn man von einer Sache so vielerlei Urtheile und Meinungen findet, und von denen Nationn bald dis, bald jenes raisoniret, nachdem die Neigungen entweder mit uns gebohren, oder von andern erkauft worden, oder die blinde Begierde zu lästern in denen Menschen eingewurzelt ist.

Aus dieser Quelle sind, wie Thomas Broune in Relig Medic, P. II. Sect. IV. recht angemerket hat, die Lästerungen und Schmähungen geflossen, womit nicht nur gewisse Lebensarten, sondern auch ganze Nationes belegt, und so zu reden, schwärzer, als die Hölle gemacht werden, indem einer dem andern allerhand Laster andichtet, mit schimpflichen Prædicaten antastet, und à particulari ad universale schliessen, oder einiger weniger Verbrechen auf alle, nach dem Misbrauch der Logic, zu bringen sich nicht scheuet. Also hat zwar der heilige Apostel Paulus Tit. I. 12. die Cretenser Lügner genennet, er hat sich aber der Autoritæt eines heidnischen Poetens dabei bedienet. Denn Juvenalis nennet die Griechen Lügner, wenn er Satyr X. saget:

- - - - Ecquid Cræcia mendax.
Audet in Historia. - - - i. e.

Und was sich das lügenhafte Griechenland in der Historia unterstehet.

Die Sykariter wurden vormalen wegen ihrer allzugrossen Neigung zur Wollust von jedermann gelästert, und als solche Leute beschrieben, die ihr höchstes Gut allein in der Uppigkeit suchten. Und die alten Sarder wurden vor solche unsinnige Narren gehalten, welche nur allein ums Geld feil wären. Daher das Sprichwort entstanden, Sardi vocales i. e. unnüze Leute, die man zu nichts brauchen kan. Andere Exempel mit Stillschweigen zu übergehen. Wer mehr dergleichen üble Prædicata lesen will, die man ehemalen ganzen Nationen beizulegen hat, der findet viele davon bei dem Alexandro ab Alexandro l. 4. Genial. Dier. c. 13. Cornelio Agrippa de vanit. Scient. c. 54. Levino Molken in Not. ad Releg. Medic. part. 2. Sect. 4. und andern mehr fleisig aufgezeichnet.

Daß aber ein jedes Land seinen eigenen Geist habe, welcher die Weise und Begierde des Vaterlandes, denen auf

die Welt kommenden Menschen alsbald, und gleichsam mit der Muttermilch einpräge, meinet der spizfindige Bardaius in seinem Icon. anim. cap. 2. welches er auch weitläuftig zu erweisen suchet, quo jure aber mag er verantworten. Petrus Firminus nennen denselben Geist in Secul. Gen. Differt. l. Genium, und saget, es habe ein jedes Land seinen Genium oder Geist, der verschiedene Neigungen vor andern, und eine besondere Lebensart seinem Volke mittheile. Es ist unnöthig, allhier erst weitläuftig zu untersuchen, wer denn dieser Genius oder Geist sey, oder ob es eine höhere Ursach, durch deren Gewalt die Gemüther derer Menschen regieret werden. Denn dieses finden wir bei dem Friderico Lindenbrokio in Not. ad c. 3. Censorini de die natali Marsil. Ficino lib. de vita cœlit compar. c. 23. & Robert. Flut. in Histor. Microsmi Tract. 1. Sect. 2. Part. 4. l. 3. c. 10. §. zur Gnüge erkläret.

Dieses aber ist gewis, wird auch von niemand geleugnet, daß etliche Völker einige Secula hindurch der Gleichheit ihrer Gemüther und Sitten gar nicht mit einander übereingekommen seyen, und sich daher wegen solcher Ungleichheit der Sitten unter einander gehasset haben, z. E. die ehemaligen Spanier und Franzosen, die Franzosen und Engelländer, die Dänen und Schweden, die Engelländer und Schottländer u. s. w. Und es hat vielleicht der Himmel einer jeden Nation mit allem Fleis einen Eiferer und Widersacher erweken wollen; wie Philippus Cominæus lib. 10. Comment. zu behaupten suchet. Oder die Natur eines jeden Landes und die Auferziehung hat denen Einwohnern den Saamen der Tugend und der Laster eingegeben, welches am allerwahrscheinlichsten ist. Denn es ist unlaugbar, daß man an einem Orte solche Leute gewahr wird, die von Natur ein leichtsinniges Gemüthe haben, und sich mit allerhand stürmischer Rathschlägen übereilen; an einem andern aber solche, die von einer finsteren Hoffart, doch unter dem betrüglichen Schein der Ernsthaftigkeit mit einer verborgenen Weisheit gleichsam schwanger seyn. Einige sind sowohl in geistlichen, als weltlichen Dingen stets unbeständig.

Es ist insgemein bekannt, daß die Franzosen vor sehr leichtsinnige Gemüther gehalten werden. Daher meldet auch Didac. Savedra Symb. Polit. 81. von ihnen, daß ihre beste Triebe eben so geschwind wieder vergehen, und erkalten, als sie gebohren worden, und dieses bekennet auch Thuanus selbsten lib. 17. Histor. Philippus Cominæus lib. 4. de bello Neapolitano schreibet hiervon also; Diejenigen haben recht, welche sagen, daß der Franzosen Gemüther hurtig und geschwind seyn, Kriege anzufangen, allgemach aber wieder weich werden, und das Ungemach gar nicht ertragen können.

Von denen Spaniern saget man insgemein, daß sie stolz und vermessen seyn, daher auch der bereits angeführte Barclajus in seinem Iconæ anim. l. 7 gar artig davon raisoniret, wenn er saget, daß ihre Worte, wodurch sie sich und die Ihrigen zu erheben suchten, dem Gehör unangenehm fielen, indem sie mit denen Gedichten ihrer Gelehrten gespikt wären, und daß das Gesichte, so mit ihrer hohen Sprache überein kommen, als auch ihre ganze Lebensart in dem Essen und Trinken nur bei bezwungenen und dienstbaren Gemüthern ansehnlich, an der geheiligten Majestät aber gehässig würde. Also erzehlet Joannes Mariana lib. 1. de reb. Hisp. cap. 6. daß die Spanier allen Haß wegen ihrer gestrengen Gemüther und ernsthaften Wesens, auch angemasser Ruhmredigkeit erduldeten.

Und von denen Teutschen hat Tacitus de moribus Germanorum schon längsten geschrieben, daß man es bei ihnen vor keine Schande halte, wenn man Tag

und

und Nacht mit Sauffen zubringe. Ja es scheinet, als wenn Barclajus über diese Worte eine Auslegung gemacht habe, wenn er cap. Icon. also schreibet: Es hat dieses Volk eine ungemeine grosse Begierde zum Saufen eingenommen, ohnerachtet das Laster erkannnt, und daher um soviel freier ausgeübet und getrieben wird. Und diese Thracische Begierde dienet nicht nur zur Wollust, sondern wird auch zum Theil, als eine Höflichkeit und gute Zucht angesehen. Denn die Teutschen halten davor, daß man die Fremden auf keine höflichere und angenehmere Art, als durch ein langes Fres- und Sauf-Gelag bewillkommen könne, und daß die Gäste alsdenn die wahre Wohlgewogenheit gegen sie an den Tag lege, wenn sie sich nicht weigern, ihnen waker Bescheid zu thun.

Daß die Engelländer zu Aufruhren und Neuerungen geneigt seyn, hat die Erfahrung schon zum öftern gelehret, und man sagt von ihrem Vaterlande im Sprichwort: Angleterre bonne terre, bon argent mauuaises gens. i. e. Engelland, ein gutes Land; gut Geld, ein böses Volk. Dieser bösen Freiheit bedienen sie sich nicht nur in weltlichen Dingen, sondern auch in Kirchensachen, wenn nur jemand des Georgii Hornii Buch von dem Zustande der Brittannischen Kirchen liset, so wird er daraus erkennen, daß Engelland eine Mutter aller Secten und falscher Lehren sey. Denn er behauptet auf dem 84. Blate, daß in Engelland 180. Secten im Schwang wären. Ja eben dieser Hornius erzehlet aus Thomæ Eduardi Gangræna pag. 52. daß keine Kezerei und keine Gotteslästerung oder Confusion in der Religion so gottlos wäre, die man in Engelland nicht finde, oder die nicht allda noch entstehen könne, und Theophilus Spitzerus sagt Scrutin. Atheismi Part. 2. c. 9. ist gleichfals dieser Meinung. So wollen auch einige Autores behaupten, daß keine Nation so veränderlich sey, als die Engelländer, masen sie auch die Franzosen an Unbeständigkeit übertreffen sollen. Viele glauben, daß das Clima hieran Ursache sey, andere aber, daß solches von der grossen Freiheit herrühre, welche sie zu geniessen haben. Die Königin Elisabeth hat diesen Fehler an ihren Unterthanen gar wohl erkannt, weswegen sie ihnen ein gutes Exempel geben wolte, und die Worte: Semper eadem: allezeit einerlei, zu ihrer Devise erwehlte. Denn quid est sapientia: Was ist Weisheit? fraget Seneca, und antwortet sich hernach selbsten: Semper idem velle, & idem nolle: Allezeit beständig einerlei wollen, oder nicht wollen.

An denen Italiänern tadelt Barclajus cap. 6. Iconis ihre Unversöhnlichkeit, und daß sie auch sogar durch keine Raache besänftiget werden könnten, welches ein merkwürdiges, aber auch bekanntes Exempel bezeuget, weswegen es auch unnöthig, solches allhier zu widerholen, wiewohl Thomas Brovvne an der Wahrheit dieser Geschichte zweiffelt. Sonsten sagt man auch, daß sie einen Abscheu vor dem Krieg hätten: und sich mehr darum bekümmerten, wie man die Action mit der Tabaquiere recht galant mache, als um das gefährliche Metier des Krieges, welches sowohl, als andere Dinge seine Theorie und Praxin hat; allein der letztere italiänische Krieg hat das Contrarium gewiesen.

Diese allgemeine Beschuldigungen, so man denen Nationen beileget, habe ich ein wenig weitläuftig erzehlet. Jedoch keinesweges mit dem Vorsaz, solchen überhaupt Beifall zu geben, sondern den schändlichen und ungerechten Irrthum desto mehr zu entdeken, durch welchen man wider die Liebe sündiget, indem man sich unterstehet, alles nach einem Maas zu messen, und wegen einiger wenigen Leute Gebrechen alle durch die Hechel zu ziehen. Da man doch billig erwegen solte, daß, was an einigen die Unmäßig-

mäßigkeit thue, solches bei andern die Natur und der Genius oder die Art des Orts mit sich bringe. Zum Exempel, wir lästern einige wegen des vielen Trinkens, und klagen sie als Säuffer an; wissen aber nicht, daß sie die Gewohnheit schüze, oder die Nothwendigkeit, welche sich an keine Geseze bindet, entschuldige.

Eben daher vertheidiget auch Bodinus lib. 5. de Republica cap. 1. die Teutschen, welchen man das allzustarke Trinken vorwirft, und erweiset durch viele Gründe, daß solches ein Laster des Landes, keinesweges aber der Leute sey: Denn er sagt, daß die, so von Süden gegen Norden reisten, viel dürstiger und hungriger würden, als diejenigen, welche von Norden gegen Süden giengen; Es sey in denen Ländern gegen Mitternacht eine viel grössere Hize zu finden, als in andern, und folglich eine viel trokenere Luft, welche denen Teutschen einen grössern Durst erweke, als denen Einwohnern der südlichen Länder. So hätten auch die Völker gegen Norden mehr Hize, als die Südländer, daher sie Speise und Trank viel besser vertragen könnten. Hieher gehören auch die Beweisgründe, welche Fridericus à Marselaer lib. 2. de Legato cap. 17. anführet, den heftigen Durst der Teutschen zu entschuldigen. Die nördlichen Einwohner, welche mit der Finsternis, mit der Kälte und mit der Härtigkeit der Luft stets streiten müssen, können so zu reden dem Himmel nicht gewachsen seyn, wenn sie nicht alle Beschwerlichkeit und Rauigkeit der Luft zuweilen durch einen reichlichern Trunk zu besänftigen suchen. Es gehet ihnen nicht viel besser, als denen alten Parthen, von welchen ehemalen die scytischen Gesanden urtheilen, daß, je mehr sie tränken, je mehr sie dürste, oder wie denen Sybariten, welche sich nicht schämeten, einander so lange zuzutrinken, und dasjenige anzufüllen, was die Natur leer zu haben verlangt.

Es gereichet auch vielleicht denen Teutschen zu einem Trost, daß sie schon längsten viel durstige Brüder gehabt haben. Die Perser sezten dem König Dario als eine besondere Lobschrift auf sein Grab, daß er ein grosser Held im Trinken gewesen sey. Der grosse Alexander machte denen Säuffern einen Talent zum Siegszeichen aus. Bei denen Griechen ware das viele Trinken ein uraltes Handwerk. Alcibiades hat nicht nur wegen seinen Schlachten, sondern auch wegen seines vielen Trinkens einen grossen Nahmen erhalten. Die alten Römer waren dem Trunk gleichfalls sehr ergeben. Marcus Antonius schrieb von seiner Trinkkunst ein eigenes Buch. Der Sohn des Ciceronis wurde vor eben einen so grossen Säuffer gehalten, als sein Vater ein Redner ware. Tiberius war ein so grosser Held in Gläsern, als im Felde, und hielte Torquatum nur wegen seiner seltsamen Sauftünste in seiner Bestallung. Doch es ist unnöthig, ein mehrers hiervon anzuführen: Genug ist es, daß viele Autores die Ehre der Teutschen Nation schon durch ihre Schriften gerettet haben.

Was die Leichtsinnigkeit anbelanget, welche man an denen Franzosen tadelt, so laugnet, solche Bodinus, und nennet sie vielmehr eine Verwegenheit, in Method. Historic. cap. 5. Ich sehe aber nicht, was vor ein Unterschied der Leichtsinnigkeit und Verwegenheit sey. Besser aber vertheidiget er diese seine Landsleute lib. 5. de Republica cap. 1. pag. 812. indem er sagt es sey bei ihnen keine Leichtsinnigkeit, sondern vielmehr die gröste Hurtigkeit in ihren Verrichtungen zu spüren. Hingegen leget er, als ein Feind der teutschen Nation denen Teutschen das Prædicat der Leichtsinnigkeit bei, da ihnen doch die Aufrichtigkeit, Beständigkeit und Treue angeerbet, welches auch Fridericus à Marselaer selbst bekennet. Hingegen fället der französische Bischof Salvianus dis Urtheil von seinen eignen Landsleuten, daß sie den Meineid vor

kei-

keine Sünde achteten, womit auch Flavius Vobiſcus übereinſtimmet, wenn er ſagt: Es iſt bei denen Franzoſen nichts gemeiners, als den Glauben zu brechen, und noch dazu zu lachen.

Daß man die Spanier eines Hochmuths beſchuldiget, will Joannes Mariana nicht leiden: indem er ſie von aller Ruhmredigkeit und Stolz frei ſpricht, und ſaget der Haſs, der bei denen Ausländern gegen ſie entſtanden, ſey ein unzertrennlicher Gefehrde groſſer Reiche. Eben dieſes thut auch Didac. Savedra Symb. Pol. 81. indem er ſagt: die Ehre und Grosmuth, welche dem Stolz zugeſchrieben, und von andern Nationen verachtet werde, folge hauptſächlich der Vernunft als ihrer Führerin.

Und auf ſolche Weiſe werden auch die Engelländer, Italiäner und alle andere Nationen von denen ihnen aufgebürteten Laſtern freigeſprochen, womit wir aber den Leſer wegen Mangel des Raums nicht aufhalten wollen.

Uberſezung einiger Entdekungen, (ſo ſchon vor einigen Jahren in unſerm Staatspoſtillion bekand gemacht worden) die Ausdünſtung betreffend, welche mit dem Vergröſſerungsglaſe ſind gemacht worden, und die Herr Vignevil-Marville in den Melanges d'Hiſtoires & de Litterature T. 2. p. 457. folgender maſſen beſchreibet:

Als wir zu Londen angelanget waren, kam ein Kaufmann in unſere Behauſung, und brachte uns verſchiedene Merkwürdigkeiten des Landes. Ein jeder wendete ſeine Augen auf ſolche Sachen, die er am meiſten liebte. Einige kauften ſich Spizen, andere Bänder, und ſeidene Strümpfe; ich aber verſorgte mich mit Fern- und Vergröſſerungs-Gläſern. Derjenige, welcher mir ſelbige verkaufte, war ein ſehr geſchikter Mathematicus, der viel Verſtand hatte, und zimmlich gut Franzöſiſch ſprach. Ich behielte ihn bei dem Mittagseſſen, und weil er mit der Mahlzeit, die ich ihm gab, ſehr wohl zufrieden war; ſo ſagte er mir, daß er etwas rechts merkwürdiges habe, welches er mir zeigen wollte. Er zog aus einem Futteral von Chagrin eine Art von geſchliffenem Glaſe heraus, das mit Schilkrotenſchale eingefaſt, und eigentlich ein ganz auſſerordentliches und ſo vortrefliches Vergröſſerungsglas war, daß man dadurch nicht nur die unbegreiflichſten Würmerchen, ſondern auch die allerkleineſten Luftſtäubchen des bekannten Epicuri, die feineſte Materie des Carteſii, die Ausdünſtungen der Erde, die Ausdünſtungen, welche unſer Cörper von ſich gibt, und die Einflüſſe der Geſtirne, ſehen konnte. Bei der erſten Probe, die ich damit machte, als ich mich von meinem Mathematico ohngefehr 5. bis 6. Schritte entfernet hatte, ſahe ich auf ſeiner Kleidung eine unendliche Menge kleiner Würmerchen, welche die Wolle davon mit einer unglaublichen Begierde fraſſen, und hierdurch erkannte ich wider die gemeine Meinung, daß nicht wir unſere Kleider nuzen, ſondern daß ſelbige eine Speiſe der Würmer ſind. Ich veränderte meine Stellung, und drehete mein Vergröſſerungsglas ein wenig um, da es denn ſchien, als wenn mein Mathematicus in eine Wolke eingehüllet wäre. Er ſagte mir, es ſeye dasienige, was ich jezo ſehe, die Ausdünſtung, die nach der Mahlzeit zu geſchehen pflege, und ich ſollte dadurch überzeugt werden, daß Santorius uns nicht zu viel habe bereden wollen, wenn er zu behaupten geſucht, daß von allem, was wir äſſen, über die Helfte ausdünſte. Wir giengen in die Küche, wo ein Stuk Rindfleiſch vor die Bedienten am Bratſpieſſe ſtak, und ich hatte das Vergnügen, mit eben dem Vergröſſerungsglaſe zu ſehen, wie das Feuer alle Theilchen des Holzes trennete, welche es berührte, und ſolche durch die Be-

wegung seiner Gewalt gleichsam als so viel kleine Spiesse wider das Rindfleisch stiese, auch in alle dessen Theilchen hinein schob, wovon einige zu Saft wurden, andere aber sich in eine angenehme Ausdünstung verwandelten, welche die Küche erfüllete, und die Nasenlöcher küzelte. Wir begaben uns aus unserer Behausung und sahen einem Ballspiel zu. Vier junge Leute spielten allda. Ich empfand zu dem einen von diesen Vieren eine ganz besondere Neigung bei mir, und von einem andern einen grossen Abscheu, mit einem starken Verlangen, daß der eine gewinnen und der andere verlieren möchte. Ich betrachtete sie alle beide mit einem Vergrösserungsglase. Die Bewegung, in welcher sie waren, machte, daß sie viel ausdünsteten, und der Dampf von ihren Ausdünstungen kam bis zu mir. Ich untersuchte alle Theilchen und alle Figuren desselben, und ich merkte, daß die Theilchen von dem Dampfe desjenigen, vor den ich eine Neigung empfand, so beschaffen waren, daß sie ganz sanft und leicht an den Dampf, den ich selbst ausdünstete, stiessen; dahingegen die Theilchen von dem Dampfe desjenigen, den ich nicht leiden konnte, wie Stacheln aussahen, und einige derselben sehr geschärft, andere aber etwas stumpf waren, dergestalt, daß sie mich verwundeten, und auch hart drükten. Folglich erkannte ich, daß die wahre Ursache unserer Liebe und Zuneigungen in der Figur der Theilchen desjenigen, was wir ausdünsten, und dessen was andere ausdünsten, bestehe, wie auch in der Verbindung, oder in der Entgegensezung und Widrigkeit dieser Sache. Wir giengen vor die Stadt, und sahen auf dem Felde einen Haasen hezen. Der Haase lief 10. Schritte weit vor uns vorbei. Ich betrachtete ihn mit meinem Vergrösserungsglase. Er schien mir wie ein brennendes Stük Holz, das einen diken Rauch hinter sich läst. Dieses ware die Ausdünstung des Thieres, und wir bemerkten, daß die Hunde allenthalben hinliefen, wo sich die Dämpfe von dem Haasen ausbreiteten, bald auf die eine bald auf die andere Seite, so wie die Nasenlöcher der Hunde dadurch gereizet und gekützelt wurden. Die Hunde verlohren auch die Spur nicht eher, als wenn die Ausdünstungen von dem Haasen durch einen grossen Wind, oder durch einen andern Zufall zerstreuet waren. Bei unserm Zurükgang in die Stadt betrachtete ich eine Mühle, und sahe einen sehr diken Rauch heraus kommen. Ich erkannte, daß dieses die allerfeinsten Theilchen von dem Korn, das gemahlen wurde, waren, welche durch die starke Umtreibung, so sie durch die Circularbewegung der Mühle empfiengen, heraus flogen. Indem ich nun den grossen Verlust des Mehls sahe, wovon die ganze Luft erfüllet war; so wurde ich überzeuget, daß alle Verminderung des Getreides, welches man den Mühlen anvertrauet, blos durch die Mühle selbst verursachet wird.

Wer hievon einen deutlichen Begrif haben will, beliebe in unserm curiosen Dollmetscher, nachzuschlagen, wo unter dem Wort Transpiration ein mehrers abgehandelt worden.

Versuch, wie alle Arten der Früchte lange Jahre zu erhalten,

ohne daß sie von ihren Eigenschaften etwas verlieren, entworfen von

I. G. K.

Nur niederträchtige Gemüther sind vermögend einen Naturkundigen zu verspotten, wenn er nicht sagen kan, was seine Experimente in dem gemeinen Leben für einen Nuzen haben. Und da die meisten Menschen von dieser Art sind: so ist leicht zu erachten, daß nach einem Naturkündigen, wenn er electrisirt, kein solches Gedränge seyn werde, als nach einem Chymisten, welcher vermögend wäre, die Leute zu überreden, daß er aus Blei Gold machen könne. Das macht, es sind nicht alle menschen fähig, das Vergnügen zu empfinden, welches aus der Erkänntnis

des

es Wunderbaren in der Natur seinen lrsprung erhält. Denn gesezt, man önne von einer solchen Sache noch zur Zeit keinen Nuzen angeben, wer will gut dafür seyn, daß ihn nicht unsere Nachkommen entdeken werden? Gesezt aber auch, man fände ihn niemals, so ist es doch schon Vortheil genug, wenn man der Natur den Vorhang aus den Händen reissen kan, darhinter sie ihre Heiligthümer verstekt. So gewis aber dieses ist: so glaube ich doch, daß man verbunden sey, eine physicalische Wahrheit höher zu schäzen, wenn sie etwas zu der menschlichen Glükseeligkeit beiträgt, und sollte es auch blos die Ergözlichkeiten betreffen. Die Erhaltung der Früchte ist von dieser Art. Denn da die Menschen einmal die Unart an sich haben, das zu verachten, was ihnen die Natur darreichet, und das zu verlangen, was sie ihnen öfters zu ihrem eigenen Besten versagt hat: so darf es uns nicht befremden, wenn ihnen ein Teller voll Kirschen im Winter mehr Freude erweken kan, als ein ganzer Korb voll im Sommer. Jedoch dienet die Erhaltung der Früchte nicht allein, unsere Eitelkeit zu befriedigen, und die Zunge zu küzeln; sondern sie kan auch einen noch grössern Nuzen schaffen. Sie können zur Erquikung, ja selbst zur Beförderung der Gesundheit eines Kranken dienen, und der Schade, welcher bei Kindern aus einem unordentlichen Appetite der schwangern Mutter entspringet, läst sich durch dieses Mittel verhüten. Es hat mir daher die Bemühung desjenigen Gelehrten in Engelland sehr wohl gefallen, dessen Schreiben von dieser Materie in dem hamburgischen Magazin übersezt, und in unseren vorigen Blättern dieses Bands pag. 25. hievon was schon angeführt worden. Sein Vorschlag läuft dahinaus, daß man die Früchte in zugeschmelzten oder verstopften Gläsern verwahren solle, weil keine Feuchtigkeit durch das Glas hindurch dringen könnte. Daß aber kiene Feuchtigkeit durch das Glas hindurchdringe, hat er aus der täglichen Erfahrung noch dadurch erwiesen, weil trokenes Salz in einer trokenen gläsernen Bouteille nicht zerschmelzt, wenn man schon die Bouteille unter das Wasser legt. Denn wenn sich schon einige Wassertropfen in dem Glase zeigen sollten: so sind sie doch nicht durch das Glas hindurch gedrungen, sondern vielmehr von der Feuchtigkeit der Luft herzuleiten, die sich in der Bouteille befunden, und sich gegen den kältern Ort gesammlet, nachdem das Glas kalt worden. Denn daß die Luft durch die Kälte in Wasser verwandelt werden könnte, ist unmöglich.

Ohnerachtet ich nun selbst glaube, daß man durch das vorgeschlagene Mittel die Fäulnis eine Zeit lang verhindern könne: so scheint es doch viel zu weitläuftig zu seyn, wenn man eine grössere Menge Früchte aufbehalten will, und würde dennoch nicht gar zu wohl von statten gehen, wenn man die Gläser nicht in einen recht tiefen Keller sezte. Daher will ich ein anders vorschlagen, welches viel bequemer ist, und dadurch ich in Weihnachten und Ostern jedermann Kirschen und Pflaumen in genugsamer Menge verschaffen will, und von dessen Richtigkeit ich durch die Erfahrung überzeuget worden bin. Das ganze Geheimnis ist dieses: Man nimmt ein recht trokenes Fas, dessen Fugen so fest an einander schliessen, daß von aussen kein Wasser hinein dringen kan. Wenn man nun z. E. Pflaumen, Zwetschgen oder Trauben aufbehalten will; so nimmt man des Morgens, ehe der Thau fällt, frisches Laub von dem Baume, und bedekt damit den Boden des Fasses. Hierauf bricht man die schönsten, aber nicht übermäsig reifen Pflaumen oder Trauben an dem Stiele ab, damit der Puder oder Staub, welcher darauf liegt, nicht abgewischt werde, und legt sie Stük vor Stük sachte auf das Laub neben einander. Uber diese Pflaumen legt man wieder Laub, und auf dieses wieder Pflaumen, und fähret so fort,

dergleichen Schichten zu machen, bis das Fas voll ist, doch mus die oberste Schichte wieder Laub seyn. Hierauf verschliest man das Fas. Wollte man es mit Peche überziehen: so wäre es noch sicherer, nur müste es durch das Pech nicht gar zu sehr erwärmet werden. Allein die Erfahrung lehret, daß diese Behutsamkeit nicht einmal nöthig sey. Wenn nun das Fas angefüllet ist: so nimmt man eine eiserne Kette, befestiget sie an dem Fasse, und läst an derselben das Fas in einen tiefen Brunnen hinunter, dergestalt, daß es über und über mit Wasser bedekt ist, daher man Steine daran hängen kan, wenn es nicht untersinken wollte; so wird man nach Verlauf eines Jahres die Pflaumen oder Trauben noch frisch mit ihrem Staube bedekt, und von so gutem Geschmake befinden, als wenn sie erst denselbigen Tag vom Baume abgebrochen wären. Mit andern Früchten kan man eben so verfahren. Die Ursache von dieser Würkung ist sehr leicht zu begreifen. Denn wenn ein Cörper verfaulen soll: so wird dazu ein solcher Grad der Wärme erfordert, dergleichen das Wasser in einem tiefen Brunnen niemals anzunehmen pfleget, wie solches die boerhavischen mit dem fahrenheitischen Thermoter angestellten Experimente bewiesen. Solchergestalt ist die Kälte des Wassers die vornehmste Ursache, warum hier keine Fäulnis erfolget.

Was bei denen Hochzeiten der Moscowiter vor Gebräuche vorfallen.

Am ersten ist zu wissen, daß, wenn ein Moscowitter eine mannbare Tochter hat, seine gröste Sorge sey, selbige wohl zu versorgen, zu welchem Ende er sich auch bemühet, ihr einen guten Brautschaz, welchen sie auf ihre Sprache Pritanna nennen, anzuschaffen. Weilen nun denen Junggesellen und Jungfern nicht erlaubet, mit einander umzugehen, so können sie die Gemüthsart und Zuneigung eines des andern auch nicht kennen lernen, wie solches, als in Teutschland und andern Orten, durch ehrliche Zusammenkünfte, und Gespräche, oder Conversationen, worinnen junge Leute seine Sitten zu lernen pflegen, geschehen könnte. Also verheyrathen sich die Moscowitter nicht aus Zuneigung oder Liebe zu einer Person, und der Junggesell bewirbt sich auch nicht um die Jungfer, sondern der Vater bietet sie an: Wenn er die Augen auf eine Familie geworfen, worinnen er seine Tochter wohl anzubringen vermeinet, so gehet er zu denen Eltern des Junggesellen, und spricht zu ihnen, er wolle seiner Tochter so viel Pritanna oder zum Brautschaz mit geben. Gefället nun der Vorschlag denen Eltern, so lassen sie die Partheien, welche sie mit der Ehe vereinigen wollen, beiderseits visitiren, um zu erfahren, ob sie nicht etwa wichtige Mängel an sich haben, und im Fall, daß alles in gutem Stande gefunden wird, so fahren sie fort, vergleichen sich über den Brautschaz, welchen die Jungfer mitbringen soll, und benennen einen Tag zum Verlöbnisse. Es ist ein Irrthum zu glauben, wie einige Scribenten schreiben, daß unter den Moscowittern diejenigen, welche sich verheyrathen, vor dem Tage ihrer Hochzeit einander niemals gesehen haben, so daß sich oft zutrüge, daß ein Junggesell an Statt eine wohlgestalte, schöne und reine Jungfer zu finden, im Gegentheil eine Ungestalte, Einäugige, Buklichte; oder Hinkende, Häsliche, oder endlich eine, deren Aufführung nicht allezeit richtig gewesen, antreffe. Das alles könnte wohl in den vorigen Zeiten geschehen seyn, da man nicht so rafinirt war, als heut zu Tage; Anjezo aber sind die Moscowitter so dumm nicht, daß sie eine Frau in ihr Bette nehmen solten, ohne wohl zu wissen, wie sie gestalt, oder wer sie sey. Nichts destoweniger kan ich von der Keuschheit nichts versichern: Dann obschon das Moscowittische Frauenzimmer

alle

allezeit eingesperret bleibet; so öfnen sie dennoch bisweilen die Thüren ihres Gefängnisses; und die natürliche Liebe, welche künstlich ist, gibt ihnen, sowohl als andern Völkern, die Mittel darzu an die Hand. Die nächste Anverwanden werden zum Verlöbnisse gebetten, und alsdann ruffet der Vatter seine Tochter, welche sich in einer andern Kammer, mit einem Schleier verhüllet aufhält, und welche auch ohne sich aufzudeken, hervor tritt; fast auf die Art, wie die neu-verheiratheten Jungfrauen bei den alten Römern. Er fraget sie darauf, ob sie noch willens sey, einen solchen zu heyrathen; antwortet sie ja, so schläget er sie sachte zwei- oder dreimal mit einer neuen Ruthe, welche er in der Hand hält, und spricht zu ihr: Meine liebe Tochter, diese sind die letsten Schläge, welche du von mir bekommen wirst: Du bist bisher unter meiner Zucht gewesen; nun aber wird dein Mann, der hier gegenwärtig ist, meine Stelle vertretten, und dich züchtigen, wenn du ihm nicht gehorsam bist. Nachdem er solche Wort gesprochen, gibt er die Ruthe seinem Schwiegersohne, welcher sie als ein Geschenk annimmt, sich jedoch dabei weigert, und saget, er achte selbige als eine unnöthige Sache, indem er nicht vermeinet, daß er jemals Ursach haben werde, sich derselbigen zu bedienen; darauf küsset er seine Braut. Dasjenige, so Joannes Barclaius, Petrus Petræus in Chron. Moscovit. und einige andere erzehlen, nemlich, daß die moscowittische Weiber gerne sehen, daß sie ihre Männer schlagen, und daß, je mehr Schläge sie bekommen, je mehr sie gläubeten, daß sie von ihnen geliebet werden, ist nur eine pure Fabel, welche der Vernunft und Natur zuwider ist. Wenn man einen Hund oder ein ander Thier schläget, so trachtet er sich zu wehren; noch vielmehr wird eine vernünftige Creatur einen Hass gegen denjenigen haben, der sie übel tractiret. Zudem lehren uns die Exempel das Widerspiel: denn es ist von denjenigen, so es gesehen, berichtet worden, daß solche Weiber, welche von ihren Männern waren geschlagen worden, sich nicht allein durch die greulich- und schändlichste Scheltworte, sondern auch durch allerhand Mittel, um ihnen das Leben zu nehmen, gerochen haben. In Summa: Es wird ein verständiger Mensch leichtlich schliessen können, daß keine Frau so thöricht sey, daß sie nicht nur die Schläge, welche sie von ihrem Manne bekommt, mit Gedult annehmen, sondern selbige auch vor eine Anzeigung seiner Liebe halten solte. Die Ursache, warum die Moscowitter ihre Weiber so oft schlagen, ist, daß sie sich die meiste Zeit vollsauffen, und hernach ihre Männer ausschelten; oder es geschiehet, weil sie ihnen eine Eifersucht, und einen Verdacht verursachen, indem sie sich gegen andere Männer zu willfährig und zu freundlich erweisen. Solches sind nun die gewöhnliche Ursachen der Uneinigkeit und der Schläge, welche die Weiber von ihren Männern bekommen. Damit ich nun wieder zu ihren Hochzeiten zurük kehre; so ist zu wissen, daß ein grosser Unterschied zwischen der Hochzeit der vornehmen und gemeinen Leute sey, wiewol die Copulation oder Trauung auf gleiche Weise geschiehet. Wenn der Tag, welcher zu der Hochzeit bestimmet ist, herannahet, so miethen die vornehmen Leute zwo Frauen für ein gewisses Geld, welche die Moscowitter Schvvacha, das ist Aufseherinnen, nennen, und welche die Hochzeit im Hause anordnen, und auf alles wohl Acht haben sollen. Die Schvvacha der Braut gehet am Hochzeittage samt vielen Knechten, welche alle prächtig gekleidet sind, und einige Geschenke tragen, nach des Bräutigams Hause; sie machet darinnen das Hochzeitbette, dessen Gardinen von Seidenzeuge, so mit Gold gestüket sind, auf 40. sauber in Ordnung gelegte Korngarben, auf welchen der Bräutigam vorher geruhet hat. Um dieses Bette herum sezet man einige mit Weizen, Gersten und Haber angefüllte Tonnen, um den

Uberflus, so man denen jungen Eheleuten wünschet, anzudeuten. Der Bräutigam schiket den Tag vor der Hochzeit durch seine Schvvacha, mit welcher einige Knechte gehen, seiner Braut schöne Kleider, und andern Schmuk, samt einem Kästlein, so mit Juwelen, einem Kamm; einem Spiegel, und einer kleinen Schachtel voll Schminke angefüllet ist; weil der Moscowitter gewohnet ist, daß sich die Frauen und Jungfrauen schminken, sie mögen auch so schön seyn als sie wollen, so daß, wenn eine unter ihnen ungeschminkt auf einer Hochzeit erschiene, selbige von jedermann verachtet und ausgelachet würde. Wenn nun alles zubereitet ist, so begibt sich der Bräutigam samt seiner ganzen Familie, und dem Popen, der sie trauen soll, nach dem Hause seiner Braut, allwo die Anverwanden derselben, welche sich alle daselbst befinden, ihn mit einem lachenden oder freundlichen Gesichte, und vieler Höflichzeit empfangen. Die nächsten Anverwanden des Bräutigams sezen sich erstlich zu Tische, und hernach der Bräutigam; nachdem er einen jungen Knaben, welchen man nach der Gewohnheit des Landes an seine Stelle gesezet hatte, durch einige Geschenke weggewiesen. Wenn er sich nun gesezet hat, so bringet man die Braut, welche herrlich und prächtig geschmüket, aber mit einem Schleyer bedeket ist, und welche sich, ohne sich aufzudeken, bei ihm sezet. Zwischen dem Bräutigam und der Braut hänget eine Gardine von rothem Taffete, so von zweien jungen Knaben gehalten wird, damit sie einander nicht sehen können. Unterdessen kämmet sie die Schvvacha des Bräutigams, drehet oder flechtet ihr die Haare, wovon sie zwo Flechten gemachet, und sezet ihr eine von sehr dinnen Golde gemachte, und mit Perlen und Edelgesteinen besezte Crone auf den Kopf, und lässet sie also sizen, ohne ihr den Schleyer wieder aufzulegen. Eben diese Schvvacha kämmet auch den Bräutigam, und nimmt hernach den rothen tafften Vorhang weg. Alsdann ist die Braut schuldig ihre Baken neben dem Gesichte ihres Bräutigams zu halten, und müssen beide in solcher Positur sich in einem Spiegel besehen, und einander Kennzeichen ihrer Liebe durch ein verliebtes und freundliches Lächeln geben. Mittlerweile sie solche Geberden machen, werffen die Hochzeitjungfern und die Schvvacha Hopfen auf die Anwesenden; die Frauen steigen auf die Bänke und Stühle, klatschen in die Hände, und singen so unzüchtige Lieder, daß ich die Worte derselben hier nicht anführen darf, aus Furcht, ich möchte die keusche Ohren ärgern. Darauf tritt der Pope herzu, und segnet den Bräutigam und die Braut mit einem Brod, und einem grossen Käse, so ganz mit Zobelmarterfellen bedeket sind, welche von zween Gesellen überreichet, und auf solche Weise in die Kirche getragen werden. Der Vatter des Bräutigams und der Braut stehen darnach vom Tische auf, und vertauschen die Ringe der jungen Eheleute. Wenn nun alle diese Ceremonien zum Ende sind, so führet man den Bräutigam und die Braut nach der Kirche, allwo man vors erste dem Pope, welcher zuweilen so trunken ist, daß er fast nicht stehen kan, opfert. Das Opfer bestehet in Küchlein, Pasteten, und etwas Geld, so ihm gegeben wird. Hernach bringet man die Bilder der Heiligen, welche der Bräutigam und die Braut zu Patronen erwehlet haben, und man hält sie über ihre Köpfe, mittlerweile der Pope ihnen den Segen gibt. Wenn nun solches geschehen, so nimmt er des Bräutigams rechte und der Braut linke Hand zwischen seine beide, und fraget sie dreimal, ob sie eines des andern seyn, und mit einander leben wollen. Nachdem sie geantwortet Ja, so führet er sie um die Kirche herum, und singet den 128. Psalm, welchen sie von Wort zu Wort widerholen. Wenn der Psalm ausgesungen, so bringet ein junger Knabe zwo schöne Kronen, welche der Pope auf den Kopf des Bräutigams und der Braut se-

zet, wenn sie zum erstenmal verheyrathet werden; ist es aber ein Wittwer oder eine Wittwe, so sezet er ihnen solche Kronen auf die Schultern. Nachgehends segnet er sie, und spricht zu ihnen: Was GOtt zusammen gefüget hat, das soll der Mensch nicht scheiden; wachset und vermehret euch. Unterdessen zünden alle Hochzeitleute kleine Wachslichter an, und hernach trinket der Pope ein Glas voll rothen Wein dem Bräutigam und der Braut zu, und diese müssen ihm dreimal Bescheid thun. Wenn sie nun ausgetrunken haben, so wirft der Bräutigam das Glas auf die Erde, zertritt samt seiner Braut dasselbe mit den Füssen, bis es in kleinen Stüken ist, und saget dabei diese Worte: Also sollen alle diejenigen, welche Haß und Uneinigkeit unter uns stiften wollen, zertretten und zerschmettert werden. Darauf kommen alle Weiber, werffen Lein- und Hanfsaamen auf sie, und wünschen ihnen viel Glük, und beständige Wohlfahrt. Nachdem diese Ceremonien also geendiget, führet der Bräutigam seine Braut auf einem Wagen oder Schlitten nach seinem Hause, allwo das Hochzeitbette bereitet ist. Alle Hochzeitleute folgen ihnen dahin, und so bald sie angekommen sind, bittet man die Gäste sich mit dem Bräutigam zu Tische zu sezen; dieselben werden herrlich bewirthet, und nachdem sie brav gegessen und getrunken, machen sie sich mit Tanzen lustig. Was die Braut betrift, sezet sich dieselbe nicht mit den andern zum Tische, sondern wird, so bald sie angekommen ist, ausgezogen und ins Bette geleget. Wenn sie nun eine Zeitlang darinnen gewesen, stehet der Bräutigam, nachdem er geruffen worden, vom Tische auf, und begibet sich zu seiner Braut, welche, so bald er in die Kammer getretten, vom Bette aufstehet, und einen Schlafrok anziehet. Er nimmt dieselbe auf eine verliebte Weise in die Arme, und wenn sie sich gesezet, bringet man ihnen einige Speise, welche sie mit einander essen, hernach beten sie und legen sich ins Bette. Mittlerweile sie darinnen sind, mus ein alter Diener vor der Thüre Schildwache stehen, und nach einer Stunde die junge Eheleute fragen, ob sie ihre Pflicht verrichtet haben. Nachdem der Bräutigam geantwortet, daß sie sey schon geschehen, so lässet man die Trompeten und Pauken erschallen, und zugleich eine mit schönen Tapeten gezierte, und mit vielerlei Wasser von gutem Geruche bereicherte Stube heizen, worinnen man ein Bad von allerhand wohlriechenden Kräutern zubereitet. Einige Stunden hernach führet man die junge Eheleute dahinein, welche sich darinnen nach ihrem Belieben baden. Alsdenn verehret die Braut ihrem Bräutigam ein schönes mit Gold unterwürktes und um den Hals mit Perlen besezetes Hemd samt einem prächtigen Kleide. Was anbelangt nach der Jungfrauschaft, wie vor diesem, zu fragen, ist solche Gewohnheit bei den Moscowittern abgekommen, und heut zu Tage werden solche Fragen bei ihnen vor närrisch und ungereimt gehalten. Die Lustbarkeiten der Hochzeiten währen zween Tage und darüber, in welchen die Gäste, nach Art dieses Volks, herrlich tractiret werden. Die Speisen und der Wein, die Music und das Tanzen mangeln da gar nicht, worbei sie dann über die Massen viel trinken. Aber bei solcher Schwelgerei gehen öfters, gleichwie bei andern Völkern, lustige Streiche vor. Denn wenn der Bräutigam ein wenig zu viel trinket, so findet seine junge Frau das Mittel ihn unter die grosse Brüderschaft des Acteons zu bringen, und mit etwan einem Galan sich einer Gelegenheit, welche sie vielleicht vorlängst gewünschet hätte, zu bedienen. Nach solchen lustigen und frölichen Tagen müssen die Frauen und Jungfrauen der Hochzeit eine jede wieder in ihre Kammer gehen, worinnen sie, nach Gewohnheit des Landes, wie vorher eingesperret, und ohne einige Gemeinschaft mit Mannspersonen bleiben. Dessen aber allen unerachtet, so ist doch unter denen Moscowittern die

Geil-

Geilheit in grossem Schwange, und wird unter ihnen die schändlichste Unzucht gelitten; und obschon die Ehetreue nach ihren Gesezen nicht darf gebrochen werden, so ist dennoch der Ehebruch in Moscau sehr gemein; sintemal, nach ihrer Gewohnheit und Meinung, es kein Ehebruch ist, wenn einer schon bei eines andern Weib schläfet, es sey dann, daß er sie entführe, um sie in seinem Haus zu behalten; in solchem Fall wird derjenige, der solches Laster begehet, mit der Knut-Peitsche scharf gestrafet, er mus etliche Jahre im Gefängnisse sizen, und hernach wird er in Siberien geschiket. Was die Ehebrecherin betrift, wird dieselbe in ein Closter gethan, worinnen sie gezüchtiget wird; es stehet aber ihrem Manne frei, sie wieder zu nehmen, oder sie dem Closter zu lassen, und eine andere zu heyrathen. Es ist zwischen denen Eheleuten in Moscau keine sonderliche Liebe; welches dann auch verursachet, daß sie sich oft scheiden lassen. Wenn der Czaar oder Grosfürst keinen Prinzen mit seiner Gemahlin bekommet, so kan er, vermög der Gesezе, dieselbe samt denen Prinzessinnen ihren Töchtern, wann sie einige hat, in ein Closter einschliessen lassen, und eine andere heyrathen; wie es der lezt verstorbene Czaar, der seine erste Gemahlin ins Closter sperren, und sich eine andere von geringster Condition antrauen lassen, gethan. Anjezo aber, wie die Zeitungen geben, möchte solches vielleicht in Moscau, indeme ein Parthei der ersteren, eine der andern beipflichtet, einen Aufstand verursachen. Was die blose Hurerei anlangt, halten die Moscowitter selbige vor keine grosse Sünde; nichts destoweniger aber lassen sie die öffentlichen Oerter nicht zu, ob gleich die Huren gelitten, und selten gestraffet werden. Sie straffen die Sodomitterei, welche bei ihnen eben so gebräuchlich, als bei den Persianern ist, auch nicht sehr scharf. Die Ursache, welche die Moscowitter zu so greulichen Lastern reizet, ist der Müssiggang, und das viele Sauffen, worinnen sie alle andere Völker übertreffen. Die Weiber haben im Hayse auch nichts zu sagen oder zu befehlen, sie thun auch nichts darinnen, sondern die Galoppen oder Knechte verrichten alles in der Haushaltung. Alles was von der Hand einer Frauen geschlachtet ist, wird bei den Moscowittern vor unrein gehalten. Sie haben einen solchen Abscheu davor, daß wenn der Mann und die Knechte sich nicht zu Hause befinden, und die Frau ein Hun, oder sonst ein Federvieh zurichten mus, sie solches nicht selbst abthun darf: Dieselbe stellt sich in solchem Falle mit ihrem Federvieh und einem Messer in der Hand an die Thüre, und wann sie etwa eine Mannsperson vorbei gehen siehet, so ruffet sie denselben, und bittet ihn, er wolle das Hun, oder ander Thier, so sie zurichten will, schlachten. Es ist eine grosse Freude für die Jungfrauen und Frauen, wann sie an gewissen Feier- und absonderlich des heiligen Petri und Paulitagen von ihren Männern oder Eltern die Erlaubnis erhalten, auf die Wiesen spaziren zu gehen, allwo sie sich mit Schwingen und Wippen ergözen, entweder auf absonderlich darzu gebeugeten Zweigen von Bäumen, oder auf einem Brete, so überzwerch auf etwas in gleiche Wage geleget ist. Weilen sie sonst, wie schon gemeldet, alle zeit eingesperret seynd, ohne einige Lustbarkeit zu geniessen, so höret und siehet man sie alsdann ganz frölich singen, tanzen und springen. Und hiemit sey von den moscowittischen Hochzeitceremonien genugsam geschrieben.

Was ein Galant homme seye?

Es scheinet eine schwere Frage zu seyn, was der französische Ausdruk un galant homme auf teutsch heisse? Noch schwerer ist die andere, wenn man sich bekümmert, worinnen das eigentliche Wesen eines sogenannten galant hom-

me

ne bestehe? Am allerschwersten aber würde mir die Entscheidung der dritten fallen: was nemlich von dergleichen Leuten zu halten sey?

Was die erste Frage betrift, so kan theils das Wörtlein galant, theils die ganze Redensart einige Schwierigkeit verursachen. Jenes hat unsern heutigen Sprachmischern so wohl angestanden, daß sie es zu einem rechten Scherwenzel gemachet, der überal gelten mus. Man hört unter uns nicht nur von galanten Mannspersonen und galanten Frauenzimmern, sondern von galanten Hunden, Pferden, Kazen und Affen. Ein galantes paar Stiefel ist unsern jungen Herren nichts neues. In der Küche und Wirthschaft höret man oft von einem galanten Ragout, Fricassee, Hammel- und Kälberbraten. Ja ich weis mich zu entsinnen, daß ein gewisses Frauenzimmer einmal erzehlte, wie sie ihrem Manne lezlich einen galanten westphälischen Schinken vorgesezet. Mit einem Worte, der Misbrauch dieses Worts ist so gros, daß alles, was man sehen, hören, riechen, schmeken, fühlen und empfinden, oder sich auf einige Weise ersinnen und vorstellen kan, galant, überaus galant, und vollkommen galant heissen mus.

Von der ganzen Redensart galant homme habe ich in unserer teutschen Mussengesellschaft die einstimmige Antwort erhalten, daß man es am füglichsten ins Teutsche übersezen könne, wenn man saget, ein galant homme heisse so viel als ein artiger Mensch. Das Wort artig hat auch würklich unter uns eine so weitläuftige Bedeutung, daß es mit dem Französischen wo nicht ganz und gar, doch unter allen andern am meisten übereinstimmet, und also gar wohl an seiner Stelle gebrauchet werden kan.

Doch das sind Kleinigkeiten. Es fraget sich, was ist denn eigentlich ein wahrer galant homme, und was vor Eigenschaften gehören zu einem recht artigen Menschen? Ich habe diese Frage einer Zeit her verschiedenen Leuten vorgelegt, die vor andern wissen wolten, was zum Wohlstande gehöret. Ich hoffete von ihnen eine vollkommene Befriedigung zu erlangen; Allein vergebens. Lisette sagt mir, ein galant homme sey ein polirter Cavallier. Diese Erklärung lies mich eben so klug, als ich vorhin gewesen war, denn ich verstund eines so wenig, als das andere. Bald sagte mir Philandra, ein galant homme sey ein charmanter Courtisan, und meyne, sie hätte mir ein grosses Licht in der Sache gegeben. Als ich sie aber weiter fragte, was ein solch charmanter Courtisan vor ein Thier wäre? Dachte sie gar, ich wäre willens sie aufzuziehen, und sprach mit Unwillen: Ich sehe wohl, ihr habt euch Lust zu zanken, oder ihr wollt mich vexiren. Ihr werdet es ja selber wohl wissen, was charmant ist, und was man einen Courtisan nennet. Ich lachte bei mir selbst über diese Empfindlichkeit meiner Freundin, die ein genugsames Kennzeichen ihrer Unwissenheit war. Allein ich hatte Ursach mir eben dieselbe zu verweisen, indem ich selber eine solche Creatur nicht zu beschreiben wuste, die ich doch mehr den hundertmal gesehen zu haben glaubete. Ich fuhr fort in meiner Untersuchung, und zog die artige Belline zu rathe, der ich noch fast mehr als denen vorigen zutrauete. Diese meinte es auch nach einem kleinen Nachsinnen auf ein Haar getroffen zu haben, als sie mir zur Antwort gab; ein galant homme ist ein civiler junger Mensch, der insonderheit gegen unser Geschlecht eine gute Conduite hat. Ich dachte selber im Anfange daß ich was gründliches erfahren hätte; doch nach genauer Uberlegung schien mir auch dieses noch kein Genügen zu thun, indem die gute Aufführung gegen Frauenzimmer nur eine einzige von denen Eigenschaften ist, die ein sogenannter galant homme haben mus.

Ich gerieth derowegen auf ganz andere Mittel mein Verlangen in diesem Stüke zu stillen. Ich bemerkte einige junge Leute, die von allen einhellig vor

ortige und geschikte Leute gehalten wurden. Ich nahm mir die Mühe ihre ganze Lebensart, alle ihre Verrichtungen, ihren Zeitvertreib, Kleidung und Umgang zu erforschen. So bald ich von einem etwas vernahm, was ich noch nicht wuste, schrieb ich es auf ein eigenes Papier, welches zu seiner Abbildung gewidmet war, und nachdem ich mir einige Nachrichten gesammlet, habe ich mir folgende Beschreibung davon gemacht.

Seladon ist eines reichen Kaufmanns zärtlich erzogener Sohn. Seine Wechsel kommen so stark von seinem Vater, als er selbst wünschet, und seine Mutter weis ihm noch überdas hundert oder mehr Thaler extra-Geld zuzuschiken. Des Morgens schläft er ordentlich bis acht oder halb neun Uhr. Denn trinkt er bisweilen in-bisweilen ausser dem Bette seinen Caffee. Er steht auf und zieht seinen seidenen Schlafrok an. Er nimmt seine Violdigambe und spielt einige Partien her. Um zehn Uhr kommt sein Lehrmeister auf dem Claviere, der ihm innerhalb einem Jahre schon sechs oder sieben Stüke eingebracht. So bald dieser weggehet, steht Seladon eine Viertelstunde am Fenster, und lieset Hofmannswaldauen oder Menantes verliebte Gedichte, oder siehet, was auf der Strase vorgehet. Er nimmt sein Zahnpulver, und spielet sich den Mund aus. Sein Perukierer kommt, er sezet sich, und läst das Haar fast täglich nach einer andern Manier kräuseln. Er greift nach der Taschen-Uhr, und sieht, daß es bald zwölf Uhr sey, darum kleidet er sich an. Die Schuhe sind ihm auch auf einfachen seidenen Strümpfen so enge, daß er sie kaum mit Hülfe seines Dieners anziehen kan. Das Kleid ist mit einer goldenen Borte eingefasset, und die Wäsche mus täglich weis seyn. Er bringet eine gute Zeit vor dem Spiegel zu, besieht bald den geschikten Fus, bald das weisse Angesicht, bald die diamantenen Ermelknöpfe, bald die ganze Stellung des Leibes. Jezo übet er sich eine liebliche, bald eine spröde, bald eine verächtliche Mine zu machen. Darauf neiget er sich mit der gröstenArtigkeit etliche mal vor sich selbst, fängt auch wohl überlaut an ein Compliment zu machen. Er zieht mit einer ungezwungenen Art die goldene Tabaksdose hervor, und nimmt gleichsam als in Gedanken, doch mit zierlicher Bewegung der Finger etwas heraus. Die Nase wird ihm zimlich gelbe davon; allein das soll so seyn. Denn stekt er den silbernen französischen Degen an, nimmt sein Rohr mit dem goldenen Knopfe, und geht zu Tische. Diesen hat er mit guter Bedacht nicht in einem öffentlichen Gasthause, sondern bei einem Correspondenten seines Vaters genommen, der eine artige Frau und eine schöne Tochter hat. Sein Gang auf der Strasse ist zierlich. Die Schritte sind enge, und die Augen fliegen beständig nach allen Fenstern, wo er ein Frauenzimmer vermuthet. Erblikt er irgends was weises, so zieht er den Hut mit der verpflichtesten Manier und lächelnden Minen ab. Er kommt hin, und sie sezen sich zu Tische. Man scherzet, man lachet, man erzehlt allerlei Neuigkeiten, die in der Stadt vorgehen. Wie dieses oder jenes Frauenzimmer vergangene Nacht ein Ständgen bekommen. Wie ihre Nachbarin scheel darüber gesehen, und wie man nicht wissen könne, ob es ihr von diesem oder jenem Anbeter gebracht worden. In diesem Hause ist das Aufwartmädgen zu Falle gekommen. Dort wird von der Jungfer übel gesprochen, und anderwärts redet man von einem gedultigen Ehemanne. Dann verfällt man auf allerhand Romanen. Ein jedes rühmt diejenigen, so er gelesen, wiewohl er sie fast alle gelesen hat. Die Mahlzeit ist geendiget. Der Wirth stehet auf, und gehet seinen Geschäften nach. Die Frau bittet den Tischgänger bei ihr zu bleiben. Monsieur Seladon sie werden so gütig seyn, und ein Schälgen Caffee mit mir trinken. Votre Serviteur Madame. ist seine Antwort, wenn sie mir die Ehre

thun

thun wollen, so mus ich gehorsamen. Die Wirthin fährt fort: Sie können zugleich sehen, ob meine Tochter in ihrer Tanzstunde was zugenommen. Dabei werde ich mir ein grosses Vergnügen machen, antwortet er, ja selber Gelegenheit finden, einer so geschikten Demoiselle was abzulernen. Sie belieben zu scherzen, versezet die Tochter, denn ich schäme mist fast in der Gegenwart eines so guten Kenners, zu tanzen. Indessen kommt der Tanzmeister. Er sieht erstlich zu, lobt das schöne Kind, die freien Manieren, die gute Stellung des Leibes, und die richtige Cadenz, welche zu erweisen er selbst den Tact schlägt. Er bittet sich selber eine Menuet aus, und legt eine Probe seiner Geschiklichkeit ab. Der Caffee ist fertig, sie sezen sich, und er unterhält seine Wirthin mit lauter Schmeicheleien. Er erzehlet, wie dieses oder jenes Frauenzimmer neulich auf der Hochzeit so elend getanzet, oder im Tanzen so grobe Fehler gemacht, daß sie allen Zuschauern zum Gelächter geworden u. d. m. Man nimmt endlich ein Lombergen hervor, und spielet, bis es wieder Tischzeit ist, und der Wirth nach Hause kommt. Sie speisen, und Seladon geht nach der Mahlzeit wieder nach Hause. Die Frau weist die Artigkeit ihres Kostgängers gegen ihren Mann nicht gnugsam zu rühmen. Ach welch ein artiger Mensch ist er doch! Wie weis er so wohl mit Leuten umzugehen? Ich habe seines gleichen nicht gesehen. Nach zehn Uhr, als man sich zur Ruhe begeben, kommt eine schöne Music von weiten gezogen. Die Frau reisset sich aus den Armen ihres Mannes, und läuffet zum Fenster, um zu sehen, wo dieses Ständgen hinziehen werde. Und wie freuet sie sich nicht, als ihr selbst von dem galanten Seladon die Ehre wiederfährt, und alle Nachbarn solches mit Verdruss gewahr werden müssen.

Dieses ist kaum die Helfte von demjenigen, was ich mir von diesem jungen Menschen angemerket habe. Wiewohl ich mus abbrechen, um vor den andern, den ich von Kittersdorf nennen will, einen Plaz zu behalten. Dieser hat eine ganz andere Lebensart, als der vorige. Früh morgens um fünf Uhr geht er mit der Ruthe in der Hand auf seine Reitbahn. Er kommt zurüke, und begibt sich auf seine Studierstube. Nachdem er sich die Stiefel ausziehen lassen, lieset er ohngefehr eine Stunde im Bette sizend, doch so, daß er von einem Buche aufs andere fällt. Seine Bibliothec bestehet aus lauter französischen Romanen, und Sammlungen vermischter Historien und lustiger Einfälle. Seine Wissenschaft in dieser Sprache hat er einem andern Mädgen zu danken, die seine Eltern im Hause gehabt, und seine Mama hat das ihre auch dazu beigetragen. Man kan also leicht denken, wie weit er es darinne gebracht hat. Dem ohngeachtet ekelt ihm vor allen Büchern, die in seiner Mutersprache geschrieben werden, wie er denn auch unsre Blätter nicht lesen will, weil es seiner Meinung nach nicht möglich ist, daß diese teutsche Zettel einiger Galanterie fähig seyn sollten. Wenn wir wenigstens den Titul curieuse Penseén der raisonnablen Tadler-Assembleé genennet hätten, so würde es ihm noch einiger massen galant geklungen haben. Doch hierbei wollen wir uns nicht aufhalten. Er kleidet sich anders an, und begibt sich um zehn Uhr auf das Caffeehaus, lieset die französischen Zeitungen, und redet von lauter Staatssachen. Er besezet den Kaiserthron in Moscau. Er führt die protestantischen Armeen bis nach Cracau, und treibet die Catholiken zu paaren. Die Friedenshandlung zu Cambray soll auf seinen Wink zum Stande kommen, und Engelland mus denen Spaniern wider Willen Gibralter wieder geben. Um 11. Uhr geht er auf den Fechtboden, nimmt Lection, und ficht contra, bis es um Tischzeit ist. Dann geht er in das beste Weinhaus zur Mahlzeit, wo die meisten Fremden einkehren. Es läst sichs wohl schmeken, und trinkt

sein Glas Wein mit gutem Appetite. Nach Tische geht er mit guten Freunden aufs Caffeehaus, und vertreibet sich 4. oder 5. Stunden mit dem edlen Billiard. Von dar gehet er in eine Gesellschaft, wo jemand seiner Landsleute, einen Valetschmaus gibet, und die Pauken und Trompeten sich wohl hören lassen. Er trinket sich nebst andern einen Rausch, zieht mit dem ganzen Chore durch die finstre Strassen, und vor allen Thüren, wo einer aus der Gesellschaft eine Schöne zu kennen vorgibt, mus ein angenehmes Stük geblasen werden. Man trinkt auch wohl unter freiem Himmel Gesundheiten, und das Wörtlein hoch! läst sich oft besser als die Waldhörner hören. Endlich machet das Feuerwerk, so ihre Degenklingen auf dem Pflaster erweken, einen Schlus der ganzen Lustigkeit, und der Herr von Rittersdorf geht auf eine galante Manier zu Bette.

Man denke nicht, daß ich hier des Studirens entweder mit Bedachte, oder aus Vergessenheit keine Meldung gethan habe. Nein, man hat mir bei denen obigen Nachrichten nichts davon gesagt. Als ich einmal darnach fragte, bekam ich zur Antwort: Ei die Leute sind galant hommes, sie studiren cavallierement. Sonst habe ich von dem Seladon gehöret, daß er nicht eben so fertig Latein lesen solle. Von dem leztern aber hat sein gewesener Diener noch andere Dinge erzehlet, die vielleicht nur aus Hass erdacht seyn mögen.

Aus diesen beiden Exempeln und etlichen andern, die in einigen Stüken von ihnen unterschieden sind, habe ich mir einen Begrif gemacht, was zu einem artigen Menschen erfordert werde. Ich habe gesehen, daß einer nicht alle Eigenschaften desselben auf einmal besize, sondern einer dieses, der andere jenes zu seinem Hauptwerke mache. Soll ich meine Gedanken kurz fassen, so unterstehe ich mich es fast nicht, doch dächte ich nicht zu irren, wenn ich sagte: Ein sogenannter galant homme sey ein junger wohlhabender Mensch, der seinem Herzen keine Freude wehret, seine Zeit mit Lustbarkeiten, Essen, Trinken und Schlaffen zubringet, und wenn es hoch kommt, einige Leibesübungen treibet, um sich dadurch bei Leuten, die darauf sehen, beliebt zu machen. Es könnte gar wohl seyn, daß vernünftige Leute sich ganz andere Begriffe von einem wahrhaftig artigen Menschen gemacht hätten, und ich selbst würde vielleicht eine andere Beschreibung von ihm gegeben haben, wenn ich nicht vor diesesmal die gemeine Meinung, die allenthalben unter uns herrschet, zur Vorschrift genommen hätte.

Das leste, das beste. Aber auch zugleich das schwerste. Denn ich weis in der That nicht, was ich von dergleichen artigen Leuten, die ich bisher beschrieben habe, halten soll? Oder dafern ich je etwas wüste, so darf ich es nicht sagen, aus Furcht einen grossen Widerspruch zu bekommen. Zwar wenn ich manches Frauenzimmer fragen sollte, so würde ich ein sehr vortheihaftes Urtheil von ihnen hören. Mich dünkt aber immer, daß bei unserm Geschlechte nicht der gehörige Richter hierinnen zu suchen sey. Ich will derohalben eines gewisen Ministers Bezeigen gegen einen solchen galant homme, der eine Bedienung suchte, kürzlich anführen: Jocoso kunte wohl tanzen und reiten. Er verstunde seinen Degen treflich, spielte Lomber, Piquet, Billiard und Basette, troz dem besten Meister. Er sprach fertig französisch, und hielte sich schön in Kleidungen. Er meldete sich bei erwehntem Staatsmanne an einem vornehmen teutschen Hofe. Dieser vernahm sein Begehren, und stellte ihn auf die Probe. Dieselbe war dreifach. Er solte erstlich von vorgegebenen Materien einen teutschen, französischen und lateinischen Brief schreiben. So dann ein gewises Stük aus der Reichshistorie erzehlen, und lestlich eine

verworrene Rechnung in Ordnung bringen. Hier brach dem Herrn Jocoso der Angstschweis aus. Seine bisherige Lehrmeister hatten ihm von dem allen nichts gesagt; doch trieb ihn die Ehrbegierde an, sein äusserstes zu wagen. Der teutsche Brief war in einer etwas schlechten Schreibart abgefasset als der Eulenspiegel. Der französische war der unrichtigen Rechtschreibung wegen weder zu lesen noch zu verstehen. Und der lateinische hatte in allen Zeilen sich wider die Grammatic verstossen. In der Historie wuste er weder Anfang noch Ende, und mit der Rechnung bat er sich zu verschonen. Mein Herr! sagte der Minister, ich weis sie zu nichts zu gebrauchen. Sie müssen anderwärts, und nicht bei Hofe, ihr Glük suchen.

Calliste.

Vorläufige Anzeige eines unmasgeblichen Vorschlags zur Verbesserung der Stubenöfen.

So nüzlich, ja so nothwendig und unentbehrlich das Holz zum Bauen und Brennen; so viel Ursache hat man für die Erhaltung der Wälder, und Abstellung des überflüssigen Aufwands in diesem Stüke besorgt zu seyn, und der verderblichen Verschwendung dieses edlen Materials entgegen zu gehen. Wie viele Holzungen seit etwa 30. Jahren zerstöret und ausgerottet worden, also daß man hin und wieder an dem Ort eines vormaligen dichten und unwegsamen Waldes jezo kaum einen Baum erbliket, ist leider sattsam bekannt. Ich verlange auch nicht hieselbst weitläuftig auszuführen, wie weit es mit den Regeln einer sorgfältigen Wirthschaft und Haushaltung übereinstimme, wenn man Waldungen verwüstet, und den Plaz zum Kornbau brauchbar zu machen unternimmt, indem auch der etwa zunehmenden Menge der Menschen durch Anbauung der hin und wieder befindlichen weiten Heiden, wenn solches mit Überlegung, und auf gehörige Weise unternommen würde, könnte zulänglicher Unterhalt verschaffet werden. Denn nicht nur das Holz innerhalb 30. bis höchstens 40. Jahren fast noch einmal so hoch im Preis steiget, sondern auch theils die daraus entstehende Mast und Weidung des Viehes nicht geringen Vortheil träget, statt dessen man einen verwüsteten Wald von den zurükgebliebenen Stämmen nicht ohne Mühe und Kosten säubern mus, und durch viele Pflege es dahin bringet, daß er als ein fruchtbarer Aker könne gebraucht werden; da man dann endlich etwa so viel erhält, daß nach gemachtem Abzug desjenigen, was zur Bearbeitung des Akers, nemlich zur Unterhaltung des Gesindes und Viehes, wie auch nöthigen Werkzeuges, Düngung ꝛc. erforderlich ist, der Abgang der Mastung ersezet werde: oder man bauet wohl gar auf ungewisse Rechnung, indem nicht ein jeder Aker, wo vormals Holz gestanden, zum Kornbau geschikt ist, und also die Arbeit und aufgewande Kosten grösten theils verlohren gehen.

Man ziehe nur in Betrachtung, wie geringe die Vorsorge in diesem Stüke sey, wie wenig theils die von hohen Herrschaften vorgekehrte Anstalten, theils von einigen Wohlgesinnten gethane Vorschläge zu Anlegung und Pflanzung neuer Holzungen den erwünschten Erfolg gehabt, und wie schlecht daher der tägliche und merkliche Abgang des Holzes, da auser demjenigen, so zur Heizung der Zimmer zu Winterszeit verbraucht wird, der anderweitige Aufwand desselben zum Bauen und Hausgeräth, Kohlen, Seifensieden, Waschen, Baken, Färben ꝛc. ein merkliches jährlich wegnimmt, ersezet werde. Weswegen man denn billig zu besorgen hat, daß nach Verlauf einer kurzen Zeit der zumal in hiesigen Gegenden noch vorhandene geringe Rest des Holzes grösstentheils verbrauchet, und unsre Nachkommen sich fast gänzlich da-

von entblösset sehen müssen. Und eben daher hat man hohe Ursache, mit allem Fleis darauf bedacht zu seyn, dem einbrechenden Mangel zu begegnen, und alle dazu dienliche Mittel zur Hand zu nehmen.

Man möchte hier vor andern erwehnen, daß ein merkliches Theil Holzes bei dem Bauen ersparet werden könnte, wenn man nach dem Vorschlag einiger Vernünftigen, die Mauren, theils von gebrannten, theils sonst wohl getrokneten Ziegeln, aufführete, da denn etwa nur ein Drittheil dessen, was sonst erforderlich, zum Kalk- und Ziegelbrennen aufzuwenden wäre. Vornemlich aber würde nöthig seyn, die Anlegung neuer Baumschulen und Erziehung frischer Hölzungen, zumalen an solchen Plätzen, die weder zur Weide noch Akerbau, sonderlich brauchbar, doch aber zum Wachsthum des Holzes entweder für sich bequem, oder doch durch einigen Fleis könnten geschikt gemacht werden, durch eifrigste Veranstaltungen zu betreiben. Bei welcher gewünschten Anordnung dennoch zu befürchten, daß der noch übrige wenige Vorrath unserer Gegend ehe zu Ende gehe, als solche Holzungen zu ihrem gehörigen Wachsthum und Stärke gedeien möchten; sintemal der übrigen mannigfaltigen Hinderniße und Schwierigkeiten zu geschweigen, ein recht starker Eichenbaum oder Tanne kaum in 100. Jahren den völligen Wachsthum erreichet, auch das Gebüsche nach verschiedener Güte des Bodens, 10, 15. und mehr Jahre zu seinem Anwachs erfordert.

Wie aber auser Streit das vornehmste und sicherste Mittel, sich diesem beschwerlichen Mangel nicht blos gestellet zu sehen, darinne besteht, daß man die noch vorhandene Holzungen möglichst schone und zu erhalten suche; so haben diese wichtige und das gemeine Beste betreffende Angelegenheit verschiedene hohe Regenten gar wohl eingesehen, und nach Dero preiswürdigen Sorgfalt, für das Wohl ihres Landes und Unterthanen für nöthig erachtet und gesucht, durch gute Ordnungen solche löbliche Absicht zu erreichen. Wie denn insbesondere im Churfürstenthum Sachsen die preiswürdige Anstalt waltet, daß alle Jahr im Monat Februario eine Hauptholzdeliberation gehalten, und dazu von dem Cammercollegio die gesammten Forstbedienten nach Dresden beruffen werden, um durch gute Vorschläge dem Mangel vorzukommen und abzuhelffen.

Insonderheit aber fällt jedermänniglich in die Augen, was für ein ansehnlicher Vorrath Holzes und anderer Brennmaterialien durch ungeschikte Anlage der Oefen zu Erwärmung der Stuben vernüzet und verschwendet wird. Die mehresten derselben sind so beschaffen, daß dadurch der gröste Theil der verbrennlichen Materien mit dem Rauch fortgetrieben, und an statt einer hellen Flamme, als welche vornemlich die Erwärmung verursachet, nichts als matte Glut, diker Rauch, Holzwasser, Spiegelrus, ausgebrannte Stüke, und häufige tode Kohlen hervorgebracht werden. Andere haben bei den angebrachten Leitungen die starke Ansezung des Ruses, welcher die Wärme nicht wenig zurük hält, nicht heben mögen, und was dergleichen Beschwerlichkeiten mehr sind, wodurch das Holz auf eine unverantwortliche Weise verschwendet wird.

Es haben daher verschiedene hohe Häupter nicht nur die Vorschläge geschikter Männer zu deren Verbesserung und bequemern Einrichtung gnädigst aufgenommen, sondern auch durch ertheilte Privilegia und gereichte ansehnliche Belohnungen selbige und auch andere ermuntert, solche nüzliche Erfindungen weiter auszuführen und vollkommener zu machen. Schon Kaiser Ferdinand I. hat sich solchem Unternehmen gar gnädig und beförderlich erwiesen, da er die von Fried-

rich

rich Frömern aus Strasburg zu solchem Ende gethane Vorschläge mit einem ausnehmenden Privilegio unterstüzet. Und es ist zur Gnüge bekannt, was für eine geneigte Aufnahme noch vor wenig Jahren der seel. Herr Professor Lehmann aus Leipzig bei den ansehnlichsten Höfen, mit seinem verbesserten Ofenbau gefunden, da ausser dessen gnädigsten Landesherrn dem grossen Augusto, wie auch Ihro Durchl. dem regierenden Herzog zu Sachsengotha, nicht nur Sr. Grosbrittannische Majestät in Dero Churfürstlichen Landen sondern auch besonders weil. Sr. zu Dännemarknorwegen glorwürdigst regierende Majestät König Christian der VI. denselben darüber mit stattlichen Freiheiten versehen, und ihm eine ausnehmende Belohnung angewiesen.

Und gewis, der Nuzen einer Erfindung dieser Art, als welcher sich über weitläuftige Reiche und ganze Länder erstreket, verdienet vor andern in Aufmerksamkeit gezogen zu werden, und zwar um so viel mehr, als der daraus zu erhaltende Vortheil ausnehmend gros ist. Man würde vermuthlich auch nicht zu viel thun, wenn man behauptete, es werde durch solche Entdekungen mehrers zu dem allgemeinen Wohl der Menschen beigetragen, als durch Erfindung der abstractesten und tiefsinnigsten Wahrheiten. Denn obgleich die Kräfte der Seelen in deren Erkenntnis und Entdekung zu üben, und solche zur Ubung zu bringen, billig die köstlichste unter allen menschlichen Bemühungen ist, auch die erkannten allgemeinen Säze an sich selbst vortreflich sind, und den grösten Nuzen in sich fassen: so besizt doch entweder ein geringer Theil der Menschen die Fähigkeit, solche recht einzusehen, oder die wenigsten erlangen doch die Fertigkeit, solche in den besonderen und vorkommenden Fällen brauchbar zu machen, und nüzlich anzuwenden. Die Sinnliche aber, welches zur Bequemlichkeit des Leibes und der zeitlichen Wohlfahrt gereichet, oder nur die Ersparung und Vermehrung der äusserlichen Güter zum Grunde hat, pflegt nicht nur die Weltweisen, als welche diese wesentliche Vortheile nicht verächtlich halten, sondern auch den grösten Theil der Menschen, welche sie besonders und fast einzig bemühen, ihre Güter und äusserlichen Glüksstand zu mehren, um ihre Bequemlichkeit und Wollust zu unterhalten, weit mehr als alles übrige rühren. So sehr aber auch der mehreste Theil der Menschen, durch dasjenige, was in die Sinne fället, gerühret wird, und so geneigt sie sind, den dahin zielenden Neuerungen Beifall zu geben; eben so sehr pflegt andern Theils diese Neigung zu dem sinnlichen öfters demjenigen, was nüzliches ersonnen wird, viele Hinderniſſe in den Weeg zu legen. Denn wem ist unbekannt, wie hartnäkigt die mehresten besonders unter dem Pöbel auf ihren Vorurtheilen bestehen, und nur demjenigen, was sie von ihren Voreltern ererbet, einen hohen Werth beilegen, und davon im geringsten abzugehen, sich thörichter Weise ein Gewissen machen. Ich getraue mich also nicht, diese Art der Erfindungen von diesem Schikſaal frei zu sprechen, und ich selbst stelle mir keine geneigtere Urtheile vor, als welche andern, die sich dergleichen Verbesserung angelegen seyn lassen, zu Theil worden; bei Vernünftigen, obgleich einer geringen Anzahl Menschen, wird dennoch die Bemühung solcher Männer eine billige Achtung finden. Um theils derselben Verdienste in Andenken zu erhalten, und zugleich anzuzeigen, wie man diese Erfindungen von Zeit zu Zeit zu verbessern bemühet gewesen, theils aber damit man urtheilen könne, wie weit unsere Angaben, welche künftighin gel. GOtt, in dem 4ten Band zum gemeinen Nuzen mitgetheilet werden sollen, von den Erfindungen der übrigen unterschieden seyn, wollen wir hieher die gehörigen Schriften, welche uns bekannt worden, nach dem Verlauf der Zeit, da selbige zum Vorschein gekommen, und deren Innhalt kürzlich anzeigen.

gen. Zu Ferdinands I. römischen Königes Zeiten, haben des obengedachten Fromers Vorschläge, nachgehends Conr. Zwiken zu Khor, und Johann Ulrich Kundigmann, zu Constanz mehrers erweitert und bekannt gemacht, und endlich hat Franz Kessler, ein in der Geometrie und mechanischen Wissenschaften nicht unerfahrner Mahler zu Frankfurt am Mayn, selbige in einem besondern Tractat, genannt die Holzsparkunst beschrieben; wiewol nach G. A. Böklers Urtheil mit weitläuftigen und umschweifenden Erzehlungen, unnöthigen Figuren, vieler Verwirrung und Fehlern. So berichtet auch Spangenberg, daß Anno 1557. im Mansfeldischen sich einige aus Schwaben eingefunden, die eine sonderbare Holzsparkunst sowohl beim Brauen, als Kochen und Heizen angegeben. Er sezet hinzu, daß man zwar einige Oefen dazu gesezet, aber es wären nicht nur selbige einige Zeit hernach wieder eingegangen, sondern man habe auch nicht in Erfahrung gebracht, daß etwas dadurch ausgerichtet worden. D. Joh. Joach. Bechers Versicherungen, daß er bei dem Abdünsten oder Kochen, als Bierbrauen, Salzsieden, Färben und dergleichen mit dem fünften Theil Holzes, was andere verbrauchten, eben so viel in nicht längerer Zeit ausrichten wollen; ingleichem dessen Erfindung, dem Turf- und Steinkohlen den Rauch und stinkenden Dampf zu benehmen, und ihn in Theer zu verkehren, nach dessen Absonderung die Kohlen weit mehr Hize geben, werden von ihm selbst angezeiget. Hiernächst hat Geo. Andr. Bökler nicht weniger in seiner Furnologia, als in seiner Haus- und Feldschule einige Verbesserungen der Oefen angegeben, und solche in verschiedenen Kästen und Lenkungen abgetheilet. Fast zu eben der Zeit machte Blücher ein Franzos, eine Anweisung zu mancherlei Anlagen der Oefen bekannt, welche er jedoch nach anderer Urtheil mehrentheils aus lezterm genommrn; und selbige hat nachgehends Mantene mit Anmerkungen vermehret, dabei denn jener allezeit, wie durch weitere Umführung des Rauchs die Wärme nicht wenig könne vermehret werden, dieser aber sowohl die flachlauffende oder horizontale, als gerade aufstiehende Abtheilungen angewiesen, dadurch denn Heleng bewogen, solche und andere Versuche gleichfalls anzustellen, welche ehemals ein Kaufmann in Mailand Anno 1683. in MSC. besessen. Die sogenannten Kunkelschen Oefen, (wiewol solche nach einiger Anzeige schon vorher in Frankreich bekannt gewesen, worinnen das Feuer unterwärts brennet, ja auch in selbigen zwei Feuer zugleich: nemlich eines in der langen, das andere in der kurzen Röhre zu unterhalten angewiesen wird, aber wegen ihres starken Dampfes in den Zimmern nicht zu gebrauchen, sind bekannt. Eine andere Art desselben beschreibt Sturm; Dion. Papin ein geschikter Prof. zu Marpurg; hat unter vielen andern Machinen eine Angabe derselben vorstellig gemacht, wodurch er die von Georg Agricola erfundene Art, die Luft vermöge bewegter Windflügel unterwärts durchs Feuer zu treiben, verbessert: welche aber eine besondere Lage erfodert, und daher an den wenigsten Orten applicable ist, auch anderes Bedenkliches mit sich führet. Nicht weniger hat Gerit Rosen, ein Schwede, in seinem 80. Jahr einen sogenannten gründlichen Unterricht von den unrathsamen Kachelöfen nebst einer neuen Erfindung herausgegeben. Es ist aber solche Schrift von geringem Belang und sehr unordentlich verfast. Seine Verbesserung bestehet blos, ausser den bereits bekannten Abtheilungen, in einem inwendig nach der Stuben zu, statt der Oefnung in der Ofenthür angebrachten besondern Zugloch, und einer Rauchpfeiffen im obersten Theil des Ofens, so beide mit einem Schuffe versehen. So hat auch ein ungenannter Schwede eine kleine Schrift darüber ans Licht gestellet, doch aber darinn keine sonderbare Entdekungen beigebracht. Und ohne derjenigen

gen ausführlicher zu gedenken, welche zufälliger Weise und etwa bei Gelegenheit der Anweisung zur Baukunst oder sonsten dergleichen Unterricht gegeben, wie auch deren Vorschläge, so nicht durch den Druk bekannt worden; wie denn Herr von Rohr einer vortheilhaften Angabe, so Anno 1717. von einer vornehmen Standesperson in Leipzig versuchet worden, gedenket; auch Prof. Lehmann eines kleinen Windofens, so der Modellmeister Andr. Gärtner in Dresden angegeben, erwehnet, so haben sich in neuern Zeiten besonders deswegen hervorgethan Gauger, dessen Mechanique du Feu von Ant. Henr. Horst ins Teutsche übersezet, und mit einem neuen Vorschlag vermehret hat, so aber blos zur Verbesserung der in Frankreich üblichen Camine abzielet; du Bois, welcher jenes Erfindungen verbessert und davon eine Nachricht druken lassen, auch nachgehends mit Desaguliers in Gesellschaft getretten, da selbige denn Oefen nach ihrer Angabe in grosser Anzahl verfertigen lassen: Hofr. Johann Adolph Wedel Prof. Med. Primar. zu Jena, M. Joh. Georg Leutmann, Prof. zu Petersburg, in Vulcano famulante, oder sonderbaren Feuernuzung, Jeach. Diet. Lindstedt in der wohlerforschten Natur des Feuers, Joh. Jac. Schüblers nüzliche Vorstellung und Unterricht von zimmlich bequemen und Holzersparenden Stubenöfen, welcher lestere jedoch nach Gewohnheit der Baumeister mehr auf die Zierde, als auf eine bequeme und wohlfeile Einrichtung gesehen, und endlich Prof. Lehmann in seiner Universalholzsparkunst, welcher sich denn besonders bemühet hat, die Errichtung der von ihm angegebenen Oefen in Gebrauch zu bringen, und allgemein zu machen, also daß sie auch in hiesigen Gegenden anzutreffen sind. Es mag auch nicht geleugnet werden, daß diese verdiente Männer in ihren Vorschlägen nicht gänzlich gefehlet, und zum Theil ihre Absicht glüklich erreichet, wenigstens eine Menge ungeheurer Holzfressenden Machinen dadurch weggeschaffet und eine bequemere Bauart dagegen eingeführet. Man wird ihnen solchen Ruhm um so viel weniger versagen können, als der dadurch verschafte Vortheil in die Augen fället, so bald man nur die nach ihrem Anschlag hin und wieder errichtete bequemere Oefen mit den vor Alters gebräuchlichen abentheuerlichen Arten zusammen hält. Dennoch aber, wie nach Art der menschlichen Dinge keine Erfindung auf einmal den höchsten Grad der gesuchten Verbesserung erreichet, oder zu einer solchen Vollkommenheit gelanget, daß nicht die Nachkommen etwas daran auszusezen oder zu ergänzen finden solten; so erfordert es auch die Billigkeit gegen die Verdienste unserer Vorfahren, daß man die etwa mit unterlauffene Mängel entschuldige, und mehr auf die Ausbesserung zu Beförderung und Bewerkstellung des von ihnen vorgehabten löblichen Zweks bedacht sey, als ihre Bemühung zu tadeln und zu verkleinern. Daß dieses aber so gar leicht nicht sey, oder doch den wenigsten gelinge, ist denen zur Genüge bekannt, welche aus den Geschichten und der Beschaffenheit der mechanischen Wissenschaften erlernet, wie viel Einsicht, Stetigkeit und Fleis, wie viele Kosten und andere Umstände, um durch Versuche von den etwa gemachten Entdekungen die völlige Gewisheit zu erlangen, erfordert werden. Und wie leicht geschicht es nicht, daß man dasjenige übersehe, was uns so zu reden vor den Füssen lieget, und welches doch ungemein brauchbar könnte gemacht werden, ohne deswegen weitläuftige Anstalten und kostbaren Bau vorzukehren, wenn man es gehörig anzuwenden sich befliisse. Wir gönnen demnach denjenigen, welche sich die Verbesserung der Oefen angelegen seyn lassen, ihren wohlverdienten Ruhm, und werden uns nur beschäftigen, die bei den bisher bekannt gewordenen Arten sich ereignende Mängel weitläuftig aufzudeken, und nach der Länge vorzustellen, zumalen Herr Lehmann die mehresten derselben nach den von ihm

beliebten 20. Fundamenten zu beurtheilen über sich genommen. Jedoch ist dieser von obgedachten Schikfal eben so wenig frei, als seine Vorgänger, indem man dessen Erfindung eben so wenig als vollkommen gelten lassen wollen, sowohl er auch selbige vermeinet eingerichtet und durch zulängliche Uberlegung und Versuche ausser Tadel gesezet zu haben. Zwar hat derselbe sich gröſten Theils der vorigen Erfindungen zu Nuz gemacht, ohne derselben zu gedenken, und weniger aus seinem eigenen angegeben, sondern vielmehr bei jener Angaben nur in einigen wenigen Stüken eine kleine Veränderung gemacht; sintemalen aus obigen sattsam erhellet, daß die verschiedenen Leitungen und Absäze schon viele andere vor ihm angewiesen, Bökler eine geschikte Proportion des Ofenkastens, (dessen Breite aber Lehmann nach der leutmannischen Art etwas mehrers zusammengezogen, und dagegen verlängert,) wie auch den Rost und dessen Stellung zuerst angegeben, Gauger und Leutmann aber die von demselben beibehaltene Luftröhre angezeiget haben. Es mag ihm aber solches eben so wenig zu einem nachtheiligen Vorwurf gereichen, als es zu seinem Ruhm zulänglich seyn würde, wenn nur der von ihm angegebene Nuzen dadurch erreichet worden wäre. Aber auch hiebei hat man vieles auszusezen gefunden, indem die von ihm angegebene Oefen theils gar zu kostbar, theils gegen das Rauchen nicht genugsam gesichert, theils die Wärme gar zu bald fahren lassen, auch die Röhren nicht ohne grosse Beschwerde zu reinigen sind.

Wir lassen solches an seinen Ort gestellet seyn, da wir nicht Gelegenheit gehabt, solche selbst genauer zu versuchen, achten es auch zu unser Absicht nicht nöthig zu seyn, sintemal unsere Erfindung mit demjenigen, so von andern bisher ersonnen worden, ausser einigen Stüken, die wir von ihnen beibehalten zu haben, gar nicht verhehlen, doch aber auch ausser dem, durch eigene Betrachtung leichtlich darauf würden gebracht seyn, wenig gemein hat. Wir hoffen und behaupten es auch, nicht ohne Erfahrung und wirklich gemachte Probe, daß wir von den mehresten Vorwürffen, welche jene betroffen, frei bleiben werden, und besonders unsere Angaben, als deren wir verschiedene bei der Hand haben, weil sie leicht ins Werk zu richten, und wenig Kosten erfordern, dennoch aber weit mehrers leisten, als man bisher erhalten mögen, sich vor allen andern werden beliebt machen. Es flieſſen solche theils aus den ersten Begriffen der bei den Oefen vorkommenden Dingen, insonderheit deren erforderlichen Vortheilen, und lassen sich auch daher selbige, wie man in Schulen zu reden pfleget, à priori leicht begreiffen, als auf welche Weise wir eben gröſten Theils auf diese Vorschläge gerathen sind. Verständige werden uns daher, wie wir nicht zweiffeln, leicht Beifall geben, so bald wir selbige bekannt gemacht haben werden. Man wird den vielfältigen Nuzen derselben zum Theil sogleich einsehen, als man die Structur mit Worten anzeigen, und ehe man solche noch selbsten in Augenschein genommen haben wird. Wir lassen uns aber vor diesesmal begnügen, die Vorzüge und den Nuzen derselben mit wenigem anzudeuten, damit unsere Leser einigen Begriff davon bekommen, und in Stand gesezet werden, zu urtheilen, was sie sich davon zu versprechen haben. Um aber auch selbige vermögend zu machen, einzusehen, wie weit solche von den übrigen unterschieden sind, wollen wir zum voraus die bisher beigebrachte Verbesserungen, und welche durch unsere Angabe verschiedentlich können erleichtert und vollkommen gemacht werden, anzeigen. Es bestehen aber solche in folgenden: 1) Der Ofen mus sowohl von der Wand als dem Boden des Zimmers etwas abstehen. 2) Die obern Aufsäze etwas enger, als der untere Kasten seyn, weil das Feuer mit einer spizigen Flamme aufwärts fähret, und also nach deren Pro-

por-

portion mus eingeschlossen werden. 3) Mus der Kasten, als worinn das Feuer angeleget wird, nicht zu weit seyn, damit das Feuer die Seiten desselben allenthalben wohl berühren und erwärmen könne. 4) Zur Unterhaltung der Flamme mus auf dem Heerd ein Rost, wodurch die Asche fällt, damit die klühende Kohlen von selbiger nicht erstiket werden, nebst dem Aschenloch unter der Ofenthür, wodurch man die gesammlete Asche heraus nehmen und die äussere Luft einen bessern Zug gewinnen könne, angeleget werden; oder in lezterer Absicht vielmehr 5) eine Zugröhre ausserhalb der Stube nach dem Vordertheil des Ofenkastens angebracht werden, als wodurch nicht allein die Flamme unterhalten, und das Verbrennliche mehrers verzehret, sondern auch verhindert wird, daß nicht, wie bei den gewöhnlichen Zugöfen geschiehet, nachdem die dikere Luft aus der Stuben in den Ofen gezogen, die äussere mit Gewalt durch die Rizen der Fenstern und Thüren eindringe, und also der Zug der Luft innerhalb der Stuben beschwerlich und schädlich falle. 6) Damit nicht eine Menge noch verbrennlicher Materie ohne Nuzen in den Schorstein fortgehe, und also ein grosses Theil der Wärme verlohren werde, müssen verschiedene Leitungen und Absäze gemacht werden, um den Rauch so lange herum zu führen, bis er die erwärmende Theile in dem Ofen abgelegt, und zur Röhre kalt hinaus gehe, oder durch das Feuer abermalen zurük zu gehen, und daselbst die gröbesten Theile zur Vermehrung des Feuers und der Wärme abzulegen gezwungen werde; zugleich aber müssen solche Röhren und Gänge also angeleget werden, daß man selbigen leicht beikommen und von dem Rus reinigen könne. 7) Mus der Ofen mit so viel Flächen als möglich nach der Stuben zu äusserlich versehen werden, damit die Hiz in die Stuben dringen könne, sonst aber gar nicht zu gros seyn, damit er nicht viel Raum dem Zimmer benehme. 8) Kan derselbe mit einem Luft-Rohr, dergleichen Herr Leutmann und andere angegeben, doch aber weit besser als bisher geschehen, anzubringen ist, versehen werden.

Uberhaupt aber bestehen die erforderlichen Stüke eines guten Ofens, bekannter massen in folgendeu: Daß sowohl dessen Einrichtung und Erwärmung wenig koste und leicht erhalten werde, oder deutlicher zu reden, 1) derselbe wohlfeil sey, und doch dabei dauerhaft, 2) mit wenigen Brennmaterialien leicht und geschwind zu heizen, 3) die Wärme lange beibehalte. Nach welchen Eigenschaften man den die bisher angegebene Oefen leicht untersuchen, und deren Güte beurtheilen mag.

Die meisten dieser Vortheile sind in dem wedelschen Ofen gar wohl angebracht, als welchem wir bis daher für andern den Preis einräumen. Im böklerischen ist der Kasten, wie auch die obern Auffäze zu weit, die Winkel der Leitungen etwas zu scharf; welchen Fehlern Herr Leutmann zum Theil abgeholffen; dagegen könnten die Leitungen weiter herum geführet und die Flächen des Ofens vermehret werden; der Mangel des Rosts ist bei Horstens und Lindstedts Vorschlägen ein merklicher Fehler, und die Eken der Leitungen sind zu scharf, und dem Zug hinderlich. Zu geschweigen, daß viele der ehemaligen Angaben sehr kostbar und schwer zu bewerkstelligen sind, vornemlich da es an vielen Orten theils an Materialien, theils an geschikten und gefälligen Handwerkern fehlet.

Wir werden bei unsern wenigen Vorschlägen die von andern angegebene Vortheile nichts aus der Acht lassen, sondern uns vielmehr selbige nach Gebühr und ihrem wahren Werth zu Nuze machen, aber dabei nicht stehen bleiben. Die Vortheile aber, welche wir von unserer unmasgeblichen Einrichtung versprechen, bestehen vornemlich in folgenden: Daß

1) die Structur jedes nach unserer Angabe gemachten Ofens wenig koste, und doch dabei 2) dauerhaft, 3) dieselbe gar einfach, und daher an jedem Ort anzubringen, und leicht ins Werk zu richten ist. 4) Der Ofen in dem Zimmer, theils wenigen Raum einnehme, auch die Zierde dabei Plaz finde, theils nach anderweitiger Einrichtung in dem Zimmer, wo geheizt werden soll, gar nicht zu sehen sey. 5. Den Ofen nach Gefallen zur Sommerszeit weggenommen werden kan, ohne das Zimmer zu verunzieren. 6) Leicht rein zu erhalten. 7) Der übrigbleibende Rauch leicht abzuleiten, und etwa gar keine, oder doch keine weitläuftige Feuermauer erfordern. 8) Vornemlich aber mit wenigen Brennmaterialien, deren theils eine jede Art dazu ohne die geringste Beschwerde kan gebrauchet, leicht und innerhalb wenigen Minuten kan geheizet werden, eine reine Wärme giebet, ohne den geringsten Kohlendampf oder Rauch, und solche wohl conservire. 9) Die Hize nach Gefallen temperiret, und 10) die übrige Wärme nach einem andern Zimmer abgeleitet, folglich dadurch mehrere Zimmer auf einmal geheizet werden können. Wie aber der erwehnten Angaben gar verschiedene sind, die nach Unterscheid der Erfordernis und Umstände können angebracht werden, deren eine von den übrigen mehr Vortheile mit sich führet, so wird man 11) einen leichten Weeg anzeigen, einen jeden vorhandenen Ofen, wenn man selbigen beizubehalten Belieben finden sollte, mit weniger Mühe und Kosten in den Stand zu sezen, daß er leicht und geschwinde erwärmet werde, auch mehrere Hize gebe. Man wird daneben aus diesen Vorschlägen einen leichten Weeg finden, solches zu mehrern Gelegenheiten, als der blosen Heizung der Wohnstuben anzuwenden.

Die weiters angestellte Versuche und nüzlich erfundene Stubenöfen, wodurch wenigstens 1. Drittel, wo nicht der halbe Theil Holzes, erspahret werden kan, findet der geneigte Leser, wie schon oben angezeigt, in dem 2ten Band dieser Sammlungen, wo zugleich auch die neue Einrichtung der Feuerheerde, mittelst welcher bei nur einigen Scheidlen Holzes, bei einem Feuer innerhalb wenigen Stunden, auf einmal gesotten, gebraten und gebaken werden kan, nebst andern dienlichen Sachen zur Holz-Menage, zur Genüge angeführet worden.

Abriss der verdrüslichen Schwäzern und Plauderern.

Wer bedenkt es wohl unter uns, was die Zunge vor ein unschäzbares Glied des menschlichen Cörpers sey? Ohne dieselbe könnten wir nicht reden: ohne Rede aber würde der Mensch auf gewisse Weise kein Mensch mehr bleiben. Die Gesellschaft ist das sichtbarste Stüke, dadurch wir uns von unvernünftigen Thieren unterscheiden. Wo sieht man die Affen, die doch die grösseste Aehnlichkeit mit uns haben, Dörfer, Fleken und Städte unter sich ausmachen? Gibt es unter ihnen Herren und Knechte, Obrigkeiten und Unterthanen? Ist wohl einer dem andern behülflich in Erlangung desienigen, was er zu seiner Erhaltung nöthig hat? Oder sorget nicht vielmehr ein jeglicher für sich allein? So würden wir Menschen es auch machen, wenn wir nicht reden könnten. So gar die Vorsorge der Eltern für ihre Kinder würde sich nicht weiter erstreken, als bis dieselbe aus eigenen Kräften sich mit einigen Kräutern, Früchten und Wurzeln versorgen könnten, wie man an andern Thieren wahrnimmt. Da würde kein Lehren, kein Unterrichten der Einfältigen und Unwissenden mehr statt finden. Die Vernunft selbst, das alleredelste, so wir besizen, würde gleichsam begraben liegen, und gleichsam verwildern: wenn sie nicht durch das Zureden der Alten in denen Kindern erweket würde. Man hat dieses an denen Exempeln gesehen, wo wil-

de Leute in Wäldern gefunden worden. weil sie in ihrer zärtesten Kindheit, durch unglükliche Zufälle aus der Gesellschaft der Menschen gekommen, unter lauter Bestien aufgewachsen, und also nicht die geringste Anleitung gehabt ihren Verstand zu gebrauchen: so sind sie so unvernünftig und tumm, als die andere Thiere gewesen. Und ob sie gleich mit der Zeit wiewohl sehr langsam, reden gelernet; und dadurch von dem in ihnen befindlichen vernünftigen Geiste eine deutliche Probe abgeleget: so haben sie doch von ihrem vorigen Zustande eben so wenig Nachricht zu geben gewust, als wir alle geben können; wenn man uns fraget, was wir in Mutterleibe, oder in dem ersten halben Jahre unsers Lebens gedacht und gethan haben.

So nöthig nun die Sprache zum Gebräuche der Vernunft ist: so nüzlich und unentbehrlich auch dieselbe zur menschlichen Gesellschaft ist; um so vielmehr sollten wir unsere Zunge hoch schäzen; um so viel sorgfältiger sollten wir auf ihren rechten Gebrauch und Misbrauch acht haben, Reden können wir alle: klug und vernünftig reden die wenigsten. Wir müssen auch alle reden, aber wenn wir nur alle das rechte Maas zu halten wüsten, daß wir nicht zu viel redeten. Ich sage mit Bedacht, zu viel: denn diejenigen, so zu wenig reden, sind so seltsam unter uns, als die weissen Raben.

Mein Leser, du magst wohnen in welcher Landschaft, in welcher Stadt, und in welchem Fleken du willst: so wird sich an deinem Orte eine gewisse Weibsperson antreffen, die ich die Gassenfama nennen will. Sie trägt zwar keine Trompeten in Händen: aber sie bedarf auch keiner. Ihr blosser Mund kan mehr ausrichten, als zehen Trompeten. Sie hat zwar keine Flügel: allein ihre Füsse sind von ausserordentlicher Geschwindigkeit. Keine Strasse in der Stadt ist ihr zu entlegen, kein Haus zu sehr entfernet: im Augenblik kan sie da seyn, und wieder zurüke kommen. Sie kennet die Einwohner sowohl, als die Fremdlinge. Sie könnte dir ein vollständiges Register von allen Manns- und Weibsbildern geben; und noch dazu melden, welche unter ihnen verheirathet oder im ledigen Stande; jung oder alt; reich oder arm; gesund oder krank sind. Man kan sich nicht zur Ader lassen, ia was noch mehr ist, man kan nicht den Schnuppen haben, oder einmal husten, so weis sie es schon. Kurz zu sagen, ihr Kopf ist ein allgemeines Tagebuch von allem, was an ihrem Orte vorgehet.

Bei dergleichen Kundschaft und so vielem Wissen ist es kein Wunder, daß diese allwissende Frau Gassenfama auch sehr viel zu reden hat. Wie es Leuten von schwachem Verstande insgemein gehet, daß sie alle ihre Gedanken mit Worten aussprechen müssen; und wenn sie nicht reden, auch nicht viel gedenken können: so geht es ihr gleichfalls. Die Gelehrten haben lange eine immerwährende Bewegung zu erfinden getrachtet. An ihrer Zunge könnte man sie gewis wahrnehmen: wenn nicht die Nacht ihrem Geschwäze etliche Stunden Einhalt thäte. Des Morgens hat sie die Augen noch nicht recht offen, wenn sie ihre Stimme schon mit Erzehlung ihrer Träume hören läst. Denn folgen die Auslegungen, die sie sich als eine gute Prophetin machet. Hernach gehen ihre Urtheile über alle Einwohner ihres Ortes an. Sie bekümmert sich um alles, sie sorget vor alles, sie bringet auch alles was sie weist unter die Leute. Und daher hat sie den ganzen Tag so viel zu thun, daß ihr der Abend mehrentheils, wider ihren Willen auf den Hals kommt. Denn wenn der Tag noch 12. Stunden länger wäre als er ist: so hätte sie nicht Zeit genug alle ihre Zeitungen einzuziehen und wieder auszuposaunen.

Fraget man, was diese Frau zu einer solchen Gassenfama gemacht, und

wie es gekommen, daß sie sich auf eine so mühsame Beschäftigung geleget, neue Zeitungen zu sammlen, und dieselbe unter die Leute zu bringen: so kan man verschiedenes antworten. Anfänglich kan sie von Natur ein lehrbegieriges Gemüthe gehabt haben. Eine üble Auferziehung hat diese gute Eigenschaft erstlich in eine Neugierigkeit, und endlich in einen Fürwiz, alles wissen zu wollen, verwandelt. Dann da man ihr in der Jugend nichts nüzliches vorgegeben, womit sie ihren Verstand beschäftigen, und ihre Begierde zu lernen hätte befriedigen können: so ist sie auf geringschäzige, niederträchtige, unnüze und schädliche Dinge verfallen. Sie hat sich angefangen mehr um das Thun und Lassen ihrer Nachbarn als um ihr eigenes Verhalten zu bekümmern: und daraus ist endlich eine Gewohnheit geworden. Noch mehr ist dieselbe gestärket worden, als sich eitele Personen gefunden, die sich ein Vergnügen gemacht haben, die vielwissende Gassenfama ihre Zeitungen erzehlen zu hören. Man hat sie bald hie, bald da ins Haus geruffen, und sie mit grossem Eifer um was Neues befraget. Man hat, um sie auf etwas zu bringen, ihr zuvor angefangen, von einem oder dem andern eine besondere Begebenheit zu vertrauen, mit der Frage, ob sie es noch nicht wisse, und dem ausdrüklichen Bedinge, daß sie es niemanden wider sagen solle. Da hat sie nun die Schäze ihres Gedächtnisses eröffnet. Ihre fertige Zunge hat sie nicht so leicht steken lassen. Ihre lebhafte Einbildungskraft ist auch immer beherzter geworden, bald hie bald da einen Umstand zu erdichten, damit doch die Geschicht ein wenig wunderwürdiger heraus kommen möchte. Endlich hat sie angefangen blosse Muthmassungen vor gewisse Wahrheiten auszugeben. Und sich also in ihrer Kammer, (wofern sie in derselben jemals anzutreffen ist) neue Zeitungen zu machen, wenn gleich in der ganzen Stadt keine einzige vorgegangen.

So bald sie aus einem ihrer bekannten Häuser davon gegangen, kommt sie ins andere. Ihre vorige Schäze hatten sich vermehret, weil sie etwas neues vernommen hatte, welches sie vorhin nicht gewust. Hie kan sie sich mit dieser Zeitung breit machen. Sie erfähret wieder was anders. Sie trägt es ins dritt, vierte und fünfte Haus. Das ist ihre Arbeit, das ist ihre Freude, und so vergeht ihr der ganze Tag.

Meinet man, daß ihre Zeitungen alle von Wichtigkeit seyen: so betrüget man sich. Sie erzehlt, was dieses oder jenes Frauenzimmer vergangenen Sonntag vor ein neues Band, vor einen veränderten Puz gehabt. Sie berichtet mit einer ernsthaften Mine, wie des Nachbars Jungfer Tochter solche grobe Spizen an den Ermeln trage. Sie fängt an zu seufzen, wenn sie Nachricht geben will, wie eine von ihren Gönnerinnen sich mit der Nadel in den Finger gestochen, und sezet hinzu, es sey zu besorgen, daß ein gefährlicher Schade daraus entstehen werde. Sie erzehlt ferner der neugierigen Liſette, wie viel Anbeter ihr Gegnerin Pulcheria habe, und wie oft sie von einem jeden beschenket werde. Sie weis die Lebensläufe aller dieser Buhler. Sie weis welcher ihr am gefälligsten sey. Sie weis, welcher ihr treu, oder untreu ist, beständig bleiben, oder abtrünnig werden wird. Dem einen zehlt sie nicht mehr als zehen Courtesien auf dem Finger her. Hie hat er etliche mal ins Fenster gegrüsset: dort ist er einmal aus dem Hause gekommen. Diese hat er gesehen aus der Kirche gehen: jene hat er einmal in Compagnien gerühmet. Bald ist er in dieser Familie bekannt, und bald hat er in jenem Hause ein halb Jahr gewohnet, u. s. w. Und auf solchen sichern Gründen beruhen alle ihre Zeitungen, die sie doch mit tausend Eidschwüren zu bekräftigen gewohnet ist.

Ich kan nicht denken, daß hie meine Leser von männlichem Geschlechte triumphi-

phiren werden. Das weibliche Geschlecht ist freilich mit diesem Fehler mehr als Mannspersonen behaftet. Woher kommt das? Sie haben mehr müsige Stunden als die Männer. Ja wenn sie gleich womit beschäftiget sind: so erfordert doch ihre Arbeit so viel Nachsinnens nicht, daß sie nicht zu gleicher Zeit schwazen können.

Allein so aufrichtig hier der Fehler des weiblichen Geschlechts abgemahlet wird, so wenig dörffen die Männer sich ganz davon ausnehmen. Meinen sie denn, daß unter ihnen keine solche Zeitungsträger und Wäscher gibet? Loquax ein grosser Plauderer hat mich eines andern gelehret. Ich habe mich anfänglich gewundert, daß er allenthalben so beliebt ist, daß ihn vornehme Leute in ihrer Gesellschaft leiden, und einige fast ohne ihn nicht leben können. Denn da er sonst in seiner Person und Art mit Leuten umzugehen, nichts angenehmes hatte: so befremdete es mich desto mehr, daß er bei verschiedenen Gattungen von Leuten nicht längst ein Scheusal geworden. Als ich ihn aber etwas genauer kennen lernete, habe ich die Ursache leicht entdeken können. Er ist mit einer von denen, welche mit vielen Worten sehr wenig sagen. Er hat einen Uberflus neuer Zeitungen, und alles, was in der Stadt vorgehet, vereiniget sich in seinem Gehirne, als in einem Mittelpuncte. Wo er in Gesellschaften kommet, da führet er das Wort. Man fraget ihn nur: was neues vorgehe? So ist seine Antwort kaum in einer Stunde aus. Es scheinet nicht anders, als ob er ein Register vor sich hätte, daraus er alles herlese. Fraget ihn: was in denen entlegensten Winkeln der Stadt vorgehe? er wird es wissen. Forschet, wie sich jener Mann mit seiner Frauen begehe? er wird euch Nachricht davon geben. Stellet euch begierig zu erfahren, wenn dieser oder jener heirathen werde? so wird er euch alle Geheimnisse desselben offenbaren; Die Körbe, so er bekommen, herzehlen, die Parthien, so ihm nicht anstehen, nennen: seine Einkünfte berechnen; die Geschenke an seine künftige Liebste überschlagen, ja die Farbe zu seinem Bräutigamskleide bestimmen. Das ist noch nicht genug, er wird ihm gar die Zahl seiner Erben vorher sagen, und andere solche Dinge mehr auf die Bahn bringen, die nirgends als in seinem Kopfe ihren Ursprung haben. Dabei ist er im Hören unersättlich. Saget man ihm ein Wort, so will er zehen, hernach 50. und endlich hundertmal so viel haben. Er machet sich tausend Fragen, und quälet dem andern fast das Herz aus dem Leibe. Er läuffet aus einem alten sowohl als neuen Buchladen in den andern, und wen er daselbst antrift, der ist unglüklich. Er wird ihn durch sein Geschwäze taub, und durch seine Fragen müd machen, und ihm also mit Gewalt etliche Stunden verderben.

Um nun, dergleichen verdrüslichen Schwäzern ihre unersättliche Begierde zum Plaudern, wo möglich, abzugewähnen, will ich ihnen nur dieses sagen, daß sie sich unzehliche Feinde dadurch machen. Ein jeder begreift es, daß Leute, die so viel reden, nicht allezeit die Wahrheit reden können. Sie müssen nothwendig, entweder viel neue Zeitungen erdenken, oder die wahrhaftigen mit so vielen Zusäzen vermehren, daß sie nicht mehr zu erkennen sind. Was kan man nun zu einem solchen Menschen vor ein Vertrauen haben? Ein jeder fürchtet sich vor ihm; Ein jeder mus besorgen auf seine Zunge zu gerathen. Und daher kan ihm sonst niemand, als ein einfältiger recht gewogen seyn. Dieser Gattung Leute merken es nicht, daß er ihnen nicht treuer sey, als andern. Kluge aber wissen wohl, daß ein Mensch, der von allen Personen die er kennet, so viel erzehlen kan, auch sie selber nicht schonen werde. Indem er bei ihnen ist: bemerket er alles was vorgehet, damit er anderwärts wiederum was zu erzehlen habe. Und dieses sollten sich billig alle, die solchen Plauderern gerne

ne Gehör geben, zur Warnung dienen lassen. Bildet sich gleich ein Schwäzer ein, man sey ihm gewogen, weil man ihm gerne zuhöret; so betrügt er sich doch. So bald er davon gehet, verlachet man ihn als einen Thoren, ja man hält ihn vor eine lustige Person, die sonst zu nichts taugt, als einem die Zeit zu kürzen. Er wird selbst eine Fabel aller vernünftigen Leute, und man zeiget mit Fingern auf ihn, wenn man ihn siehet: Da geht Herr Loquax der Fabelhans; das ist Klatschaxria, die Gassenfama.

Gesezt, daß alle diese Dinge nicht zu besorgen wären, so würde uns doch die Religion, von diesem Laster abzustehen, anbefehlen. Ist denn unsere Zunge zu keinem edlern Endzweke geschaffen? Weis denn etwa der Allwissende die Menge solcher unnüzen Geschwäze nicht? Hört der Schöpfer die sündlichen und liebloſen Gespräche, die groben Lügen, und falschen Zeugnisse seiner plauderhaften Geschöpfe nicht? Oder da er sie weis und höret: will er sie denn ungestraft lassen? Nein es wird wohl dabei bleiben, daß wir dermaleins von einem jeden Worte werden Rechenschaft geben müssen.

Iris.

Anmerkungen vom Heuschreken- und Rauppenfras.

Die Heuschreke ist ein Ungeziefer von unterschiedener Grösse, oft eines Fingers lang, mit 6. Füssen, davon die hintersten sehr lang, und zum Springen dienen. Aldrovandus hat über 50. verschiedene Arten von Heuschreken in Kupfer vorgestellt. Sie kommen aber darinnen meist überein. Die uns am bekanntesten und die schlimmen Feinde der Früchte haben 4. Flügel und einen Kopf, bei nahe wie ein Pferdekopf, ein viereigtes Maul, welches sich Creuzweise aufthut, und sonderlich ihr fressendes Wesen befördert, über dis aber grosse hervorstechende Augen. Der gelehrte Naturkündiger derer Schweizer, D. Scheuchzer, rechnet sie unter die 6-füssigen Insecta, die ihre Gestalt verändern, welches doch unter denen Insectis auf verschiedene Weise geschicht. (conf. dessen special-physique.) Er sagt, diese und andere mehr legen ein Eichen, daraus entstehet ein Würmchen, oder die Nympha, wie er redet, verwandelt sich in ein Würmchen, so ganz anderst aussiehet, als seine Mutter und das erst gelegte Ey. Dieses wächst eine Zeitlang, und endlich verwandelt es sich wieder in eine Nympham, aber unbewegliche Gestalt, daraus allererst ein geflügeltes und der Heuschrek ähnliches Thierchen kommt, welches nach und nach gros wird. Sie haben sonst verschiedene Farben, und machen ein Geräusch mit ihren Füssen und Flügeln, welches man vor ihr Singen hält, jedoch aber solches nur dem männlichen Geschlechte zugeeignet wird. Beiderlei Geschlechter, davon das weibliche in gröster Anzahl gefunden wird, begehen sich übrigens mit einander, und das weibliche hat einen lang spizigen zimmlich harten Schwanz, womit sie die lokere, sonderheitlich gepflügte, und fette Erde bohren, und ihre Eyerchen dahin, wie gedacht, legen, oder gleichsam sprengen. Auf Bergen und magern Erdboden soll es nicht so leicht geschehen. Jedoch hat man im Brandenburgischen angemerket, daß sie ihren Saamen mehr auf die Brache, wüste Feldmarken, Heyden ꝛc. legen, wo sie nicht so leicht gestöret werden, daher denn die Anmerkung von gepflügter und lokerer Erde nicht allgemein. Endlich so verjüngen sie sich auch, streiffen die Haut ab, und nehmen unterschiedene Farben nach einander an, nachdem es ihre Zeiten, ihr Futter und dergleichen mit sich bringet. Sie ziehen in sehr grossen Heeren, und eben nicht allzuhoch von der Erden erhaben, ja oft dergestalt dike mit einander, daß sie, wie eine dunkle Wolke, so die Luft ver-

sins

finstert, scheinen. Jedoch mus keine starke Bewegung der Luft unter sie, hinter sie, und vor sie kommen. Denn sie können solche nicht vertragen, sondern fallen nieder, und sind in solchem Zustande so leicht nicht zum Flug wieder zu bringen. Man merket auch an, daß sich vor denen grossen Heeren insgemein erst kleine Vortroupen einfinden; Item, daß sie sich sehr vor denen Raubvögeln fürchten, als welche sie begierig fressen, und dergleichen. Sie legen ihre Eier im Sommer, zu welcher Zeit sie auch ziehen, sich aber theils an obgedachten Orten, um die Eier zu legen, theils auf Bäumen, und Früchten niederlassen, und eine kurze Arbeit machen. Daher auch sonderlich die erste Lagerung wohl anzumerken. Sie legen endlich ihren Saamen ungemein häufig, also, daß er Mezenweis gesammlet werden kan. Dieses ist eine zusammengezogene Beschreibung dieses Ungeziefers, welche durch die angeführten Schriften, sonderlich aber diejenige Anmerkung, die im Brandenburgischen 1731. gemachet worden, und wovon die herausgekommene Edicte zeugen, bestättiget wird. Die übrigen Fragen, die man bei Betrachtung ihrer Natur unter den Gelehrten erörtern will, z. E. ob die Wachteln, womit die Kinder Israel gespeiset worden, Heuschreken gewesen? Ob sie zur Speise dienen, wie Krebse gekochet, und in den Morgenländern würklich gegessen werden? Ob Johannes in der Wüsten diese Speise genossen? Oder ob nicht ein Kraut, oder Fisch darunter zu verstehen? Ob sie mit Pfeffer und Essig einzumachen? Wie lange sie ohne Futter leben, und in einem Strich fortfliegen können?ꝛc. sind meistentheils mehr curieus, als in der Wirthschaft bei uns, und zu unserer Absicht nüzlich. Denn das ist eine Art vieler Gelehrten, daß sie in solchen Dingen, wenn sie auch etwas nüzliches schreiben, dennoch immer zugleich auf unnüze Speculationes dabei verfallen, das Beste aber oft übergehen. Warum? Man will den Ruhm eines grossen Wissens, und einer Scharfsinnigkeit affectiren, oder es doch andern, die diesen Bewegungsgrund haben, nachthun. Der vortrefliche und gelehrte Canzler, Herr von Ludewig, zu Halle, hat indessen in denen hallischen Wochenblättern, da er ein königl. Edict von Heuschreken 1731. erläuterte, diejenige Schriftsteller, die diese Frage erörtern wollen, angeführet. Man kan es lesen in seinem herausgegebenen gelehrten Anzeigen pag. 313. zugleich aber auch sehen, daß er selbst diese Eitelkeit verwerfe, dagegen er Anleitung zu nuzlichen Betrachtungen dieses Ungeziefers gegeben. Und dahin gehöret nun die Frage: Wie man sich gegen dasselbe sowohl beschüzen, und theils ihre Fortpflanzung verhüten, theils aber ihren Schwärmen begegnen, und den Fras derselben abwenden, oder doch verringern könne. Was wir von ihrer Natur angeführet, wird uns auch den zureichenden Grund zu denen Mitteln dieser Zweke geben. Wir dürffen dannenhero nicht eben auf allerhand fremde, und zum Theil aberglaubische Mittel, davon sonderlich D. Hebenstreit, oder unter ihm Herr Lippold in obgedachter Dissert. handelt, verfallen. Ich lasse denen Liebhabern solcher Mittel ihren Glauben, und alles dahin gestellt seyn, wohin ich dasjenige ziehe, was ich nicht begreiffen kan. Denn das gehöret eben nicht hieher, sondern in die GOttes Gelehrsamkeit. Näher tritt der Sache die Meinung derer, welche die Bestreuung des Bodens mit ungelöschtem Kalk anrathen. Daß die Heuschreken, sowohl junge, als alte, gerne auf ausgebreitete weise Tücher gesessen, daselbst man sie entweder verbrannt, (indem sie auch ihr eigener Rauch aus den Gärten vertreibet,) oder doch getödet habe. Weil aber davon ein grosser Gestank in der Luft erfolget, habe man sie mit ungelöschtem Kalk begraben. Und sonst ist bekannt, daß Kalk mit etwas Erde vermischt, allerdings auch anderes Ungeziefer in denen Aekern

tilget, zugleich aber auch gewisser massen dünget. Der Geruch des Schiespulvers, der Knall des groben Geschüzes, und vieles Schiessens soll sie auch vertreiben. Allein, alles kommt vornemlich darauf an: daß man vorhero ihre Fortpflanzung verhindere. Hauswirthe müssen in diesen Dingen überhaupt mehr auf die nächsten Ursachen eines Übels sehen, und solche zeitig aus dem Wege räumen oder ersiken. Eben dieses ist die Hauptregel wider die Raupen und anders Ungeziefer. Wann GOtt selbst in solchen Plagen hilft, so gehet er eben diesen Weg. Wann es im Frühling und Herbst viel regnet, wenn kaltes Wetter, rauher Wind und Winter kommt, wird dieses Ungeziefer, sowohl Eier und Brut, als auch die alten, vertilget. Wie die Winde diese Schaaren zu uns führen; so dringet sie eine heftige Bewegung der Luft auch zu weichen. Hierinnen gehet uns die Natur mit ihren Würkungen vor. Man folge ihr nach. Nur mus man die nächsten Ursachen kennen.

Aus dieser angeführten Beschreibung wird man zur Genüge ersehen haben, wie schädlich die Heuschreken einem Lande fallen, und wie nöthig es ist, auf derselben Vertilgung bedacht zu seyn; Unsern Landesleuten, zumalen die, welche Gärten haben, wollen wir zu Gefallen von einem andern Geheimnis als die Heuschreken sind, einen Auszug aus denen Leipziger Sammlungen mittheilen, der vielen, wenn sie es anderst nicht nur beim blosen Lesen bewenden lassen, einen merklichen Nuzen schaffen wird. Dann die Raupe ist ein dem Landwirth, sonderlich bei dem Kraute, hiernächst in denen Obst- und Küchengärten recht schädlicher, und oft auf viele Jahre hinaus, wenn er auch nicht mehr da ist, recht gefährlicher Feind, vornemlich aber derer Bäume. Denn ihr Fras und Biss verhindert derselben Wachsthum und Fruchtbarkeit, Knospen und Blüten, und zerstöret ihre Gesundhtit; und was das meiste ist, so können durch selbe Krankheiten unter Menschen und Vieh kommen: indeme öfters das Obst und Gras durch eine gewisse Brut in gewisen Jahrgängen verunreinet werden. Ja dieses Ungeziefer ist auch um deswegen vor andern desto schlimmer, weil nicht nur so vielerlei Gegenmittel, als Arten derselben sind, nöthig scheinen, die Arten selbst aber vielerlei, und zwar fast alle Monat eine eigene, ja fast bei jeder Frucht eine andere zum Vorschein kommt, sondern auch, weil ihre Fortpflanzung und ihr Daseyn oft so verborgen ist, daß man sie nicht gewahr wird, bis die Brut, und auch der Schaden vorhanden, welchen beiden vielweniger, oder doch noch schwerer zu steuren ist. Man hat Ringelraupen, Spahnraupen, Krautraupen, Weinraupen, ꝛc. Daher die meisten Mittel dahin gehen 1) daß die Eier und Brut zu verderben, wobei uns aber vieles noch in der Historia naturali fehlet, 2) daß man denenjenigen Pflanzen, die man vor ihrem Biss verwahren will, allerhand ihnen widriges beibringe. Allein das gehet nur bei einigen Pflanzen an. 3) Man soll sie mit Feuer und allerhand Rauch von Fasbech, Schwefel, Boksborn, Pferdeklauen, Huf- und Hanf- item Tabaksstorzeln: Zwibelschaalen, Knoblauchkraut verfolgen. Doch damit schadet man oft denen Bäumen selbsten eben so viel. Oder man mus sie 4) früh bei Regenwetter, und kalten Nächte von den Bäumen abschütteln und tod tretten. 5) Soll man die junge Brut in ihren Nestern abschneiden, scheeren und brechen, welches man das Rauplen nennet. Man soll ihnen 6) auch den Marsch auf die Bäume verbieten durch Baumöl, Lappen, oder Wagenstänker, oder Vogelleim, womit die Bäume unten beringelt, bestrichen und bewikelt werden sollen, oder 7) sie sonst auf andere Weise abhalten, als da soll die Asche von Feigenblättern, wenn sie an die Wurzel geschüttet wird, selbige vertreiben: der Rindesharn und die Oeldrüsen; item Wasser, worinn Färberröthe 10. Tage gewei-

chet,

chet, ferner Pferdemist mit Wermuth im Wasser gesotten, soll sie gar töden. Jedoch ich will hier nur mit wenigem meine Gedanken von der Sache zur Erläuterung obiger Vorschläge entdeken, und folgende anmerken: Eine Raupe ist zwar, (deren Generation weitläuftig in dem ersten Band pag. - - abgehandelt worden) ein Wurm von unterschiedener Grösse, Farbe und äuserlichen Ansehen, glatt oder rauch, mit unterschiedlichen und oft sehr vielen Füsen versehen. Und eben in dieser Gestalt ist sie am schädlichsten. Denn in diesem Stande thut sie nichts, als daß sie frist, und die Früchte beschädiget, bis sie endlich weniger oder mehr, oder gar nicht einspinnet. Allein hiernächst ist bekannt, daß sie sich binnen einen Purpul und Dattel, woraus endlich ein Zweifalter hervorkreucht, verwandele, welcher sich mit seines gleichen paaret, und auf verschiedene Weise, in unterschiedener Gestalt, Nesterweis oder nicht, und zwar meist gegen den Herbst und Winter an unterschiedene Oerter, z. E. in die Rinde und Knospen der Bäume, daraus hernach in den Blüten die so genannte Spann-Raupe, vor die man sich fast nicht hüten kan, entstehet, ingleichem in die Zäune, Planken, Wände, Rizen, Löcher, ja manche auch sonderlich in ihre recht eigenen beliebten Pflanzen, und so fort, seinen Saamen, Schmeis und Eier bald einzeln, bald zusammen gebaken leget. Was nun den Winter über nicht verdirbet, das fängt hierauf, und zwar jede Art zu ihrer Zeit später, oder eher an, nachdem sie zu ihrem Futter in der Natur zurecht kommt, bald im Merzen und April, bald im Mai, von der Sonnenwärme ausgebrütet zu werden. Alsdenn sind sie meistens kleine Maden, welche endlich wachsen, und ihrem ihnen sonderlich eigenen Futter, von Kraut und Bäumen, nachgehen, wenn sie nicht durch kalte Nächte, Winde und Regen, oder durch Ameisen und Mause, oder endlich durch die Vögel auf ihrer Wanderschaft verhindert werden, als denen dieses Ungeziefer zum Futter dienet. Man merke anbei an, daß sich seine Empfindung sonderlich durch den Geruch und das Gefühl äussere, daher man ihnen auch eben dadurch vermittelst vieler widrigen Dinge beikommen kan. Jedoch ich eile zum Schluss. Denn wann man diese natürliche Begebenheit mit diesem Ungeziefer bedenket, so werden uns folgende Mittel mit zureichendem Grunde an die Hand gegeben. 1) Da die Zweyfalter den Saamen und Schmeis legen, und herumtragen, so folgt daraus, daß dieselbe auf alle Weise, wenn sie sich sehen lassen, aufzufangen, und zu töden sind. Diejenigen also, welche solche zu unsern Zeiten auffammlen, und allerhand künstliche Arbeit aus ihren Flügeln verfertigen, thun daher was sehr nüzliches, wie mir denn Personen bekannt sind, die hierinnen was besonders leisten. 2) Da die Eier der nächste Ursprung der Fortpflanzung dieses Geschmeises ist, so sind dieselbe schon im Januario, Februario und nachmals durch alle Monate in ihren Nestern und Behältnissen aufzusuchen und verderben, sonderlich aber die Wälder und Büsche von denen Nestern zu säubern, dazu man Feuer, Rauch und Raupenscheeren braucht. 3) Weil die junge Brut insonderheit die kalten Nachtwinde und kalten Regen nicht vertragen kan, sondern daher frühe vor der Sonnen Aufgang matt und ohnmächtig ist, folglich sich nicht feste an denen Aesten und Blättern zu halten vermag, so kan man ihrer viel zu dieser Zeit durch Schütteln an denen Bäumen und Stauden herunter bringen und zertretten. 4) Es wird auch zu dem Ende vorgeschlagen den Kapsaamen in Karpenblut zu weichen, item in Baumöl, die Stämme mit Oel und fetter Materie, e. g. Spekschwarte, oder Rus mit Urin vermenget, zu beschmieren. Ja wenn nur das Rebmesser, womit man die Reben der Weinstöke beschneidet, mit Boksblut, oder mit Eselsklauen, oder Bärenschmalz, oder nur mit Oel, darinnen Raupen

oder zerstossener Knoblauch gesotten, bestreichet, so soll solches aus diesem Grunde gegen die Weinraupe helffen. Ingleichen soll man ihnen einen widrigen Rauch und Geruch zu machen suchen durch Wermuth, Horn, Pech, Pferdemist, Menschenkoth. Der Saft von Holzäpfeln mit etwas Grünspan vermischet, das Wasser von Färberröthe, item Kürbiswasser, der Geruch von todten Krebsen, das Salzwasser, so sie beist und frisset, der Kühmist und die Hefen, Zwiebelschalen, Theer, Tabaksstorzelrauch, ja aller Rauch, item von Knoblauchkraut, das gepülverte Myrobalanum in den Baum, vermittelst eines gebohrten Löchelchen gethan, ferner der Geruch vom Schwefel, sind aus diesem Grunde, und auf diese Weise allerseits dienlich zu diesem Zweke. 5. Das übrige wird lediglich auf ihre gewaltsame Vernichtung durch Feuer und Zerquetschen ankommen, dabei man doch in Ansehung des ersten behutsam verfahren mus. 6. Bei diesen allen nun mus freilich die Policei abermals die Hand mit ihrer Sorgfalt bieten, und der Unwissenheit sowohl, als der Nachläßigkeit des Landmanns entgegengehen, sonderlich wann der Raupenfras nach der Geschiklichkeit der Jahrswitterung sehr allgemein und gros ist. Denn man merket an, daß ein warmer Sommer und Herbst, ein schlachtigter Winter diesem Geschmeisse sonderlich beförderlich seyn. Und wenn gleich ein Hauswirth in seinem Lande alle Mittel anwendet, die Raupen auszurotten, der Nachbar aber solches unterläst, so hat der erste doch von seiner Mühe nicht den erwünschten Erfolg.

Wohlgemeinte väterliche Antwort an einen Sohn.

Mein Sohn!

Ich habe deinen lezten Brief durch den erfurtischen Postillion richtig erhalten. Ich hatte mir geschmeichelt, dein Dienst solte nach etlichen Jahren so viel abwerfen, daß du etwas sammlen und Capitalien machen könntest: aber so mus ich mit Betrübnis lesen, daß er kaum zureichend ist, den vielen Zuspruch und grossen Aufwand im Caffee zu bestreiten. Deine ausgeschüttete Klage ist gerecht, und bedaure vätterlich, daß zwischen dir und einem reichen Manne noch ein so grosser Zwischenraum ist. Ich wollte lieber, daß deine vorräthige Gelder dir Sorge macheten, und die ausgebliebene Interessen den Kopf verwirreten: Denn diese würden dich noch einmal so ansehnlich und berühmt machen. Unterdessen will ich dir sagen, wie beides auf eine wohlanständige Art zu ändern, so, daß man dir nicht die geringste Filzerei ansehen kan. Ich mache den Anfang von dem vielen Zuspruche, von dem man ohne einen wolfianischen Beweis glaubet, daß er viel kostet. Weder Hüner noch Gänse, weder Würste noch Schunken sind für solchen hungrigen Mägen sicher.

Solche Fressbrüder fasten wohl etliche Täge vorher, um recht einhauen zu können. Wenn ich das Unglük gehabt, daß solche Leker zu mir gekommen, so habe alsbald bei ihrer Ankunft ihnen allerseits die Versuchung gegeben, wie ihr Zuspruch mir der allerangenehmste von der Welt sey. Ich habe ihnen erzehlet, wie den Augenblik ein mir höchst unangenehmer Gast zur Thür hinaus gehe, dessen Gegenwart mich höchst verdrieslich gemachet; ich vergesse dabei keinesweges, ihnen ein starkes inventarium von aufgegangenem Biere, Weine, und andern Sachen vorzurechnen, die mir diese Gäste gekostet; aber nunmehro wären solche verdriesliche Stunden vorbei, und ihre Gespräche würden mich wieder lebhaft machen. Meine Gäste waren mir niemals zu dumm, sondern sie macheten allzeit einen heimlichen Schluss auf sich, assen und tranken weniger, nahmen auch viel eher Abschied als sonsten. Lasse dir dieses ins Ohr gesagt seyn, und suche es

zu

zu rechter Zeit an Mann zu bringen! Es hat mir manches Fäsgen mit Pekelfleische zugelassen.

Der Caffee ist eine Pest für den Beutel, und ein Ruin für ganze Familien. Aber höre nur, mein Sohn, wie ich selbige aus meinem Hause gebracht. Als ich deine Mutter geheirathet, so bestand ihre Ausstattung unter andern auch in zwei duzend Caffeeschaalen. Allein in der ersten Nacht muste sie mir heilig versprechen, daß sie jederzeit, so oft sie einen Caffee würde machen müssen, eine Schale zerbrechen wolte, bis auf zwo oder drei, die das Glük haben sollten, ganz davon zu kommen. Als sie es aber einstens gar zu grob machte, und einen porzellanen Teller samt den Tassen bei dem Abräumen in die Stuben schmis, so that ich, aus was für gerechtem Eifer ist leicht zu ermessen, eine harte Erklärung, und zwar eben da die rechten Lekbrüder und Nutschelschwestern da waren, einer solchen unvorsichtigen Frauen nimmermehr eine Schale wieder zu kaufen, noch Caffee ins Haus zu lassen. Diese Erklärung habe ich selbst ausgebreitet, mit dem Zusaz, daß ich fest darob hielte, und allezeit halten wolte. Mus ich gleich manches leiden; was schadet es? Ich bin harthäutig; es geht mir nicht ans Herz. Wenn ich ja noch manchmal nach einer Tasse Caffee lüsternd werde, so kaufe ich eine kleine Quantität mit einander; doch ja nicht mehr als ein und ein halb Loth. Und kommt von ohngefehr ein Herzensfreund, dem ich gern eine Ehre erzeigen mögte, so weise ich ihm das wenige, mit der äussersten Versicherung, daß es mir kein geringer Schimpf sey, so wenigen Vorrath zu haben. Und auf dieses, behalte ich auch dieses, womit ich hernach mir allein was rechts zu gute thue. Weil aber deine Mutter öfters heftige Kopfschmerzen hatte, welche sie mit Caffee zu vertreiben gewohnt war, so habe ich ihr solchen mit einem Viergroschenstükgen vertrieben, welches ich ihr allzeit gezahlet, so ofte Ehren halber ein Caffee solte gemachet werden, aber nicht gemachet wurde. Diese hat sie wohl zu Rathe gehalten, daß sie sich nunmehro schon über 1. Thlr. davon gesparet hat. Wenn dir diese Kunstgriffe wohl gelingen, so melde mir es bald wieder; ich habe noch eins und das andere in Vorrath, welches du auch brauchen kanst. Sonderlich weis ich ein Mittel, Kindtaufe zu halten, daß sie einem nichts kosten. Ich höre, du wirst bald wieder müssen taufen lassen. Doch vor diesesmal genug. Grüsse deine Frau, und sage ihr, sie solte den Herren Nachbaren nicht so freundliche Gesichtsminen machen: Denn dieses brächte keinen Segen ins Haus. Ich küsse dich mein Sohn, gebe dir meinen väterlichen Segen, und verbleibe

Dein treuer Vatter.
S.

Vorschläge, unfruchtbares Heideland frucht- und artbar zu machen.

(Aus denen Leipziger Sammlungen genommen)

Ein hochgelahrter und geehrter Freund und Gönner unserer Sammlungen, hat uns ohnlängst verschiedene Nachrichten und Gedanken, unfruchtbares Heideland frucht- und artbar zu machen, gütigst mitzutheilen beliebet. So wohl in den Braunschweighannoverischen als Braunschweigwolfenbüttelschen Landen sind viel solche Gegenden anzutreffen. Und man meinet solches sonderlich durch die Besaamung mit Engelländischen Turnipsaamen, welcher unserm grossen Rübensaamen ähnlich siehet, und wirklich eine Art gemeiner weissen Rieben trägt, im Hannöverischen zu bewerkstelligen. Durch dieses Heideland verstehet man übrigens mehrentheils solche Flächen, welche aller Feuchtigkeit entblösset sind, worinne der Regen selbst

nicht viel fruchtet, sondern sofort sehr tief durch Sand und andere sehr trokenes unvermischtes und lokeres Erdreich in die Tieffe versenket, der gemeine Dünger aber entweder gar nichts oder doch sehr wenig hilft, und welches man deswegen meistentheils in grossen Streken ungebauet liegen lässet, da denn entweder gar nichts oder doch nur ein sehr ohnmächtiges trokenes Heidegras darauf wächst, womit man zur Noth das Vieh sehr schlecht weiden kan. Wir geben hier einige Merkmale an, um eine so viel möglich deutliche und sinnliche Beschreibung für diejenigen zu machen, welche anders Heideland, so mit Holz und Gras, ja zimmlich guter Weide bewachsen, und an vielen Orten nur um andere Ursachen willen, nicht aber wegen eines an sich unfruchtbaren Grundes und Bodens unangebauet gelassen wird, damit verwirren könnten. Diese Beschreibung zeiget auch zugleich denen Akerverständigen die Schwierigkeiten, solches Land artbar zu machen. Denn die Früchte in den Boden müssen verdorren, weil die Feuchtigkeit fehlet, und die Nahrungstheilgen der Gewächse entweder gar nicht darinne zu finden sind, weil sie durch die Sonne und Luft, wenn auch das Land gedünget wird, ausgedünstet, oder doch nicht aufgelöset, und der Pflanze so wenig zugeführet, als wenig die Körner derselben zur Keimung gebracht, und gehörig zum Trieb zubereitet werden können. Der Trieb solchen Bodens aber, darinnen tief wurzelnde Pflanzen bisweilen noch Feuchtigkeit finden, und an sich ziehen könnten, ist gleichfalls der Feuchtigkeit beraubet, und es scheinet, daß je mehr solches Land gepflüget und aufgelekert wird, desto mehr und eher solches ausgetroknet werde. Man hat daher an Seiten der Hauswirthe schon lange auf mancherlei ausserordentliche Mittel gedacht, dergleichen Heideland an- und fruchtbar zu machen. Hochgedachter Freund hält dafür, daß die grossen Jakobserdäpfel, wegen ihres hohen Stengels und Krautes darzu dienen könnten, und damit dergleichen Land fruchtbar zu machen. Es würde, sagt er, durch den starken Stengel nicht nur eine Düngung geschehen, sondern auch die durch denselben circulirende Luft währenden Wachsthums durch Absezung edler, fetter und salpeterigter Theilgen den Stengel zu Düngung geschikter machen, und ihm vielleicht mehr frttes geben, als er aus dem Boden an sich ziehet, so daß auf solche Weise ein stärkerer Cirkel zwischen der Frucht und der Düngung des Bodens geschehen könnte. In diesen sehr kurz zusammen gezogenen und unausgeführten Gedanken eines gewis sehr gründlichen Naturkündigers liegen nun zwar viele Wahrheiten, ob sie gleich nicht alle so fort werden fassen können. Allein die Sache ist werth, daß man sie ein wenig umstandlicher untersuche. Und wir wollen zu dem Ende diesen Heideanbau, wovon wir reden, zu einem nüzlichen Gegenstand der Betrachtung gründlicher und erfahrner Akerleute hiermit nicht allein vorlegen, und uns ihre Gedanken darüber ausbitten, sondern auch selbst ins künftige in einigen Anmerkungen unsere wenigen Gedanken mittheilen, wenn wir vor erst und dieses mal wegen der Enge des Raums, die preiswürdigste Sorgfalt für die Landwirthschaft und den fruchtbaren Anbau solcher Heiden des jeztregierenden grossen und vortreflichen Königs in Engelland, und Churfürstens der Churbrausch. Hannöverischen Lande, durch ebengedachte Nachrichten werden fürgestellet, und den Leser gleichsam zu künftigen Anmerkungen vorbereitet haben. Denn diese liefern uns

I. Ein auf allerhöchstgedachten Königs Maj. Befehl von Dero weisen Ministerio, wegen des Anbaues der unfruchtbaren Heideländer mit Turnipissaamen ergangenes Circulare.

II. Aber auch die Anweisung, was bei dieser Betrachtung in acht zu nehmen.

Hier

Hier sind beide Piecen.

I.

Unsere ꝛc.

Nachdem mahlen Sr. Königl. Majest. unser allergnädigster Herr, Dero allerhöchsten Willen uns dahin eröfnet haben, daß zu Artbarmachung derer in hiesigen Landen befindlichen Heiddistricte auf die Masse, wie in Engelland es mit gutem Nuzen geschiehet, alle ersinnliche Sorgfalt angewendet werden solle.

Und es dann sonderlich darauf ankommen wird, daß jeder Beamter sich Mühe gebe, durch die im kleinen zu veranstaltende Proben nach gerade ausfündig zu machen, ob, und wie weit Sr. Königl. Maj. allergnädigste Intention in Behuf mehrerer Cultivirung der ansehnlichen Heiddistricte zum Effect zu bringen seyn möchte.

So lassen Wir zur Direction und pflichtmäsiger Veranstaltung hiemit ohnverhalten seyn, was massen in Engelland dürre und wüste Ländereien, in Ermangelung nöthiger Düngung, durch die Besaamung mit einer gewissen Art gemeiner weissen Rüben, Turnipis genannt, dergestalt artbar gemacht werden, daß mit der Zeit gute Früchte davon zu ernden stehen.

Damit nun versuchet werde, ob auf gleiche Art die Heiddistricte in hiesigen Landen zu besserer Cultur gebracht werden mögen: So werden zu solchem Ende angelegte zehn Exemplaria der eingelangten Nachrichten hiebei übermachet, und ist sorgfältigst darauf zu gedenken, wie alles durch machende Proben zu erforschen und zum Effect zu bringen;

Ob nun zwar

1) Die in erwehnter Nachricht vorgeschriebene Bestellung auf einem solchen Heidelande, welches noch gar nicht ausgebrochen ist, in diesem Jahre daher nicht geschehen kan, weilen dergleichen Land erst vor dem Winter und im Herbst gepflüget werden mus: So wird dennoch gerne gesehen, daß nur von andern vorhin cultivirten, dreischliegenden, sandigten, auch etwas morichten oder leimichten Boden habenden Heidelande, von dieser Qualität die præter propter an Einfall 1. achtel oder 1. viertel Morgen haltende Pläze ausgesuchet, so fort nach Empfang dieses gepflüget, und darinne von dem hiebei kommenden Turnipissaamen ad 1. Pf. nach der Proportion, daß davon auf einen Morgen anderthalb Pf. Saat zu rechnen, auf vorgeschriebene Art ausgesäet, auch theils Pläze, wegen des gar zu dürren und magern Erdreichs, mit kurzem genug gerotteten Mist oder geiler Graben- und Strassenerde vorhero etwas gedünget werden.

2) Damit man desto sicherer sey, daß die an diversen Orten mit Turnipis besaamte Pläze vor den Anlauf des Viehes bewahret bleiben: So wird, in so fern solche Befriedigung nothwendig ist, auf herrschaftliche Kosten, die Verfertigung eines Schrenkzaunes von Buschwerk zu veranstalten seyn.

3). Ist sorgfältig darauf zu achten, daß bei denen aufwachsenden Rüben alles dasjenige zu Werke gerichtet werde, was in obiger Nachricht vorgeschrieben.

4.) Falls gegen künftigen Herbst die Turnips oder weissen Rüben zum Aufwachs gelangen: Sodann ist sonderlich darauf zu achten, daß wenigstens 50. bis 100. Stük Saatrüben obiger Nachricht gemäs, aufbehalten, und zu rechter Zeit im nächsten Frühjahr verpflanzet, auch den Saamen davon zu erlangen, gesuchet werde.

5) Er-

5) Erwarten wir von denen aufgewachsenen Rüben 2. à 3. Stük von diverser Sorte, in Octobr. anhero, und ist Sorge zu tragen, daß von solchen Rüben ein Theil zur Verfütterung vor das Hornvieh aufgezogen, ein Theil aber nach dem Winter mit Schaafen betrieben, und davon auf alle Art der Nuzen befördert werde.

6) Wird darauf zu gedenken seyn, daß nächsten Herbst, zu Machung anderweitigen Proben in folgendem Jahre, an diversen Orten kleine Plätze aus der Heide zu brechen, gegen das Frühjahr mit einem Feldzaun zu befriedigen, und zur Besaamung mit Turnipis zu rechter Zeit zu aptiren, auch, dafern der Erdboden gar zu dürre und mager ist, solcher mit ganz kurzem verrotteten Mist, oder etwas schwarzer Graben- und Strassenerde zu düngen.

Leztlich wird sowohl von der disjährig geschehender Bestellung obigen Turnipssaamen, und wie alles mit Fleis veranstaltet worden, längstens vor medio des nächstkommenden Monats Julii umständlicher Bericht erwartet; Als auch hernachmals von dem Aufwachs erwehnter Turnips, und von denen sonstigen, vors künftige Jahr präparirenden Plätzen umständliche und zuverläßige Nachricht zu geben seyn.

Wir sind ꝛc.

H. Fhr. Grote.

II.

Nachricht.

Was Behuf Artbarmachung unfruchtbaren Heidelandes durch die Besaamung mit dem aus Engelland anhero verschriebenen Turnips-Saamen, eine Sorte von gemeinen weissen Rüben, zu veranstalten, und was sonst zu observiren seyn wird.

1.

Das Erdreich mus vor der Besaamung zweimal, nemlich einmal vor dem Winter, und einmal im Frühjahr gepflüget und wohl geegget werden.

Wenn der Saamen sodann ausgestreuet worden, egget man selbigen ein, aber nicht mit einer ordinairen Egge, woran hölzerne oder eiserne Zaken sind, sondern mit zusammen gebundenen Buschwerk, damit der Saame nicht zu tief in die Erde zu liegen komme, welches geschehen würde, wenn man eine ordinaire Egge gebrauchete.

2.

Wenn das Land nicht steinigt, sondern leicht und mager ist, so kommen die Turnips darauf fort, doch kan in dem Fall, da das Land sehr leicht und mager ist, ein wenig Mist, welcher aber nicht frisch, sondern verrottet seyn mus, nicht schaden.

3.

In leichtem Lande ist beste Saatzeit von der Mitte des Junii bis zu Ende der ersten Woche im Julio, je schwerer und steifer aber das Erdreich ist, desto früher mus die Aussaamung geschehen.

4.

In einem hiesigen Morgen Landes von 120. Ruthen, jede Ruthe à 16. Fus Quadrat, und ein Fus

12.

12. Zoll, gehören anderthalb Pf. und ebenfalls ein wenig mehr Saamen, so hinlänglich ist, einen obbeschriebenen Morgen zu besäen. Die Ausstreuung des Saamens geschiehet aus der Hand, wie es mit andern Saamen von der Art, z. E. mit Rübesaamen, gewöhnlich ist.

5.

Wenn der Turnipssaamen aufgelauffen, und das grüne Kraut sich über der Erde zeiget, so mus der besäete Aker gehauget werden, das ist, man mus mit einem Instrument, welches fast derjenigen Hake gleichet, deren sich die Tabakspflanzer bedienen, um den Aker vom Unkraut rein zu halten, und an die Tabakpflanzen Erde zu bringen, den besäeten Aker von Anfang bis zu Ende durchgehen, und so viel Turnipspflanzen damit wegnehmen, daß nur 9. bis 10. Zoll Distanz Pflanzen stehen bleiben, denn, wenn die dazwischen stehende Pflanzen nicht weg geraumet werden, so daß in der Breite und Länge nur auf 9. bis 10. Zoll Distanz eine Pflanze gelassen wird, so hindern sie sich im Wachsthum, und die Rüben kommen nicht zu gehöriger Grösse.

In einem male lässet diese Manoeuvre sich schwerlich so, wie es seyn mus, verrichten, und also wird selbige 14. Tag nach dem erstenmal, in der zuvor bemerkten Absicht, daß nemlich die Turnipspflanzen auf 9. bis 10. Zoll mögen von einander zu stehen kommen, wiederholet werden.

Das Hornvieh sowohl als die Schaafe machen nicht so viel aus dem Kraute, als denen Rüben selbst. Ersteres wird nicht auf das Feld gelassen, allwo die Turnips stehet, sondern wenn dieses damit gefüttert wird, so gräbet man die Turnips aus, wirft selbige NB. ganz und nicht zerschnitten vor, damit sich das Vieh nicht verschluke, und gibt dem Vieh täglich etwas Heu oder Stroh mit, weil sonst die Nahrung von den blossen Rüben zu nas oder feucht seyn würde. Einige Hauswirthe geben auch wohl dem Hornvieh, kurz vorher, wenn sie es auf die Turnips sezen wollen, so viel Theer ein, als ein Ei halten kan.

Die Schaafe werden hingegen auf das mit Rüben oder Turnips besäete Feld getrieben, da sie dann die Rüben so aushölen können, daß sie das mittelste und beste heraus fressen, und die Schale in der Erde steken lassen. Genaue Haushalter lassen die Schaafe nicht über das ganze Feld gehen, sondern theilen einen nach ihrer Anzahl proportionirten District nach einander mit Hürden ab, welche so, wie die Schafe den District abgefressen haben, weiter gerüket werden. Man lässet auch die Schaafe, nachdem sie den Bauch gefüllet, auf eine andere Weide führen, und des Nachts nicht ihr Lager auf dem Turnipsfelde nehmen.

6.

Die Turnips werden, wie §. 3. angeführet worden, im Junio und

Julio gesäet, und stehen vom Oct. an zu gebrauchen, so lange man in die Erde kommen kan, gestalten diese Turnips nicht leichte verfrieren.

Wenn dann in dem nächsten Frühjahr das Rübenfeld auf die in dem vorhergehenden §. 5to angeführte Art mit den Schaafen abgehürtet worden; So wird der Aker in solchem Frühjahr so zeitig, als es sich thun lässet, zum erstenmal auf- und, was von Kraut und Rüben übrig geblieben ist, unterpflüget, damit solches überbleibsel von Kraut und Rüben verrotten, und den Aker düngen möge. Um die gewöhnliche Saatzeit wird denn der Aker zum zweiten male gepflüget, ordentlich zur Saat zubereitet, und mit Gerste oder Haber bestellet. Einige gute Hauswirthe lassen auf die mit Turnips bestellte Felder weder Hornvieh noch Schaafe kommen, sondern gebrauchen von denen Turnips nur etwan die Nothdurft in ihrer Haushaltung auf dem Tisch, und für das milchende Vieh, die übrigen Turnips lassen sie aber, so wie sie gewachsen sind, im Lande steken, bis sie selbige auf oben erwehnte Weise an statt sonstiger Düngung zeitig im Frühjahr unterpflügen.

7.

Wenn man von denen Turnips den Saamen ziehen will, so mus man von dem mit Turnips bestellten Lande einen proportionirlichen District dazu aussezen, daß er von dem Vieh nicht berühret werde.

In dem ersten Frühling nach der Saat werden so dann die Turnips ausgegraben, die rundesten und besten ausgesuchet, und diese in einem wohl umgegrabenen mürben und lokern Erdreich auf 12. Zoll Distanz ausgepflanzet.

Es ist jedoch nöthig, ums zweite oder dritte Jahr den Saamen von andern Orten kommen zu lassen, weilen die Turnips sonst ausarten.

8.

Um dürres Land solchergestalt fruchtbar zu machen, daß es Weizen tragen kan, bedienet man sich in Engelland folgender Methode.

Im Frühjahr wird der Aker, den man fruchtbar machen will, gepflüget, und zur Saat bereitet, welchem nächst man von dem grossen rothen Klever reichlich und zugleich, jedoch sehr dünne und sparsam, Gerste oder Haber darauf aussehet.

Wenn die Gerste oder Haber reif ist, schneidet man ihn mit einer Handsichel ab, und erndet ihn ein, den Clever aber lässet man stehen, bis nächst kommenden Johannis, da man das Feld mehen, und gutes dem Hornvieh und denen Pferden wohlbekommendes Heu davon einzuerndten haben wird.

Nach solcher Ernde kan man Hornvieh oder Pferde 1. bis 2. Monate darein grasen lassen, im Augusto aber pflüget man das Land auf, und die Schwarte unter, bereitet um die gewöhnliche Saatzeit (welche in Engelland gleich nach Michaelis st. v. anfängt, den Aker vollends

lends zur Saat, und besäet ihn mit Weizen, welcher wohl darauf fortkommen wird; 10. oder 12. Pfund Kleversaamen ist hinlänglich, einen hiesigen Morgen Landes zu besäen.

9.

Die Vermischung des sandigten Heidelandes mit Leimen wird allerdings von guten Nuzen seyn, aber zimmliche Kosten und viele Zeit erfordern, es wäre denn, daß man die leimigte Erde nicht weit zu fahren, sondern bei der Hand hätte.

Sendschreiben von der wahren Ursache des Brandes im Getreide.

Hochedelgeb. ꝛc.

Ich schmeichle mir, daß ich Ihnen heute die wahre Ursach von dem Brande im Getreide melden kan.

Um die Sache kurz zu sagen, so entsteht er von einer Pressung, welche die Aehre auszustehen hat, so lange sie noch in der Kappe ist. Damit ich dieses klar mache, so habe ich zweierlei zu erweisen, einmal, daß die Aehre in der Kappe gepresset ist, so dann, daß daraus ein Brand, und mithin das Verderben des Saamens erfolgen könne.

Die Pressung kan man wahrnehmen, wenn man die Structur der Kappe untersuchen will. Sie wird formirt aus dem obersten Blatte des Halms, und dessen untersten Helfte, welche zusammen gerollet ist. Es kommt dieses Blatt mit den übrigen Blättern des Getreides völlig überein. Die Blätter insgesamt bestehen aus zwei Theilen, davon der oberste sich breitet, und spizig zulauft, der untere aber durchweg einerlei Breite behält, und sich um den Halm herum feste anschliesset, am Ende aber an den Knoten angewachsen ist. Wo die Theilung ist, da befindet sich gleichsam ein Rath querdurch, vermittelst welcher sich das breitende Blat mit dem Theile, der rund bleibt, zusammen verbunden ist, es sind auch daselbst an dem sich breitenden Theile zwei wie Haken gestallte Läppchen befindlich, die sich gleichfalls um den Halm herum schlingen, und vermuthlich zu mehrerer Befestigung des Blattes an den Halm dienen, und es eine Weile recht aufstehend erhalten. Wo nun diese Häkchen zusamt der Rath in dem obersten Blatte, daraus die Kappe bestehet, befindlich sind, da ist es feste zusammen gedrehet, und die beide Häkgen sind mit eingewunden, nicht anders als wie eine papierne Düte an der Spize zusammen gedrehet ist. Man kan das Schlos nennen, weil dadurch die Kappe oben geschlossen ist, daß weder Nässe noch Ungeziefer herein kan.

Wenn man die Kappe aufwikeln will, findet man darinnen einen Widerstand, und eine beständige Bemühung, wieder zusammen zu lauffen. In dieser Kappe sizt die Aehre ganz unten unmittelbar auf dem Knoten, bekommt aber nach und nach einen Stengel, und wird von demselben durch die Kappe durchgeschoben. Die innere Höhlung ist anfangs so enge, daß man mit einem dinnen Drat kaum gemächlich durch kan. Diese enge Passage mus die Aehre sich selbst bis auf einen halben Zoll erweitern, indem sie daran fast zu ihrer gewöhnlichen Grösse gelanget, und ist nichts, was ihr darinne behülflich ist. Sie mus also stärker von innen druken, als die Kappe ihr widerstehet, weil sie sonst nicht aus der Stelle kommen würde, folglich mus sie Gewalt gebrauchen, wenn sie durch will: dieses geschiehet, indem sie durch den beständigen Zuflus des Nahrungssafts täglich grösser wird, und indem der Stengel sie verlängert, der sie nach und nach durch-

schiebet. Da sie sich also mit Gewalt durchdringen mus, so stehet sie folglich in der Kappe in einer starken Pressung. Denn der innerliche Trieb drükt sie, indem sie diker wird, stark gegen die Kappe an, und diese drükt eben so stark gegen sie zurük, so lange bis der Druk von innen gröſſer als der Widerstand wird. Ich will kürzlich zeigen, wie eine Gerstähre endlich ordentlicher weise durchkommt. Es verhelffen ihr dazu die an den Körnern befindliche lange Spizen oder Hacheln, wie sie einige nennen, welche so lang und zum Theil länger sind als die ganze Aehre, und welche an ihren Enden ganz spizig zulauffen.

Diese, in der Kappe auf einen Klump dichte beisammen liegen, dienen dazu, daß die Aehre gleichsam damit vorbohren, und den Weg vor sich her erweitern kan, insonderheit aber dienen sie, das oben befindliche Schlos in Zeiten zu öfnen, deswegen sehen sie mit ihren Spizen schon hervor, wenn die Aehre noch tief unten sticht. Wenn nur erst das Schlos geöfnet ist, so wird dadurch die Aufwikelung um ein grosses erleichtert, nicht anders als wenn man einer Düte das Gewinde von innen mit etwas spizigs öfnet, wornach sie sich fast von selbst aufwikelt. Mittlerweile dieses geschiehet, daß das Schlos oben immer weiter von einander getrieben wird, weil die Hacheln immer diker werden, je weiter sie sich durchdrängen, so rükt denn die Aehre bis auf die Helfte der Kappe in die Höhe, und weil dieses eben der Ort ist, wo die Kappe am wenigsten drükt, so ist daselbst die Oefnung am leichtesten, und die Aehre kommt allda zum Vorschein, da es ihr denn was leichtes ist, das übrige von der Kappe bis an das Schlos völlig zu öfnen, und sich also gänzlich von der Kappe zu befreien. Die Aehren, die alsdenn noch nicht brandig sind, werden es auch nicht, denn man findet niemals, daß eine Aehre auſſer der Kappe brandig würde. Ich sage, in der Mitten drükt die Kappe am wenigsten, denn sie ist viele Zolle lang, und nur oben, wo das Schlos ist, zusammen gedrehet, unten aber an den Knoten angewachsen, folglich drükt sie an diesen beiden Orten am stärksten, je weiter aber ihre Theile von diesen beiden zusammen haltenden Puncten entfernt sind, je weniger können sie drüken, folglich mus das mittel zwischen beiden zur Erweiterung und Oefnung am geschikkesten seyn. Der Haber hat keine solche Hacheln, dagegen sind die Körner selbst lang und spizig, und stehen in der Kappe recht auf mit den Spizen in die Höhe, und immer ein Paar über dem andern, das alleroberste aber bohret mit seinem spizigen Ende durch das Schlos durch, und erleichtert also die Einwikelung. Mit dem Weizen kan ich nicht sagen, wie es beschaffen ist, weil hier keiner gezeuget wird.

Ich meine, daß das bißher erwehnte zureicht, eine Pressung der Aehre in der Kappe darzuthun, man wird aber noch mehr darinne bestärkt, wenn man sich unter die eben hervor gekommene Gerstähren auf dem Felde ein wenig umsiehet, denn da wird man an einigen finden, daß der Halm unter der Aehre gebogen; ja zuweilen ganz schlangenweise gekrümmet erscheinet. Wie kan man hieraus anders urtheilen, als daß ihm etwas stark mus widerstanden haben, da er sich verlängern wollen. Er hat nichts über sich, was ihm im Wege wäre, als die Aehre, die er fortschieben mus, es muß also die Aehre einmal seyn steken geblieben, so daß er vor ihr nicht gerade auswachsen können, sondern krumm werden müssen. Wenn die Aehre eine Weile kan steken bleiben, so mus ihr etwas sehr widerstehen, und sie mus also stark gedrukt werden. Man nimmt ein gleiches zuweilen an denen langen Spizen oder Hacheln wahr, als welche ebenfalls an einigen ganz krumm gebogen und verdrehet sind. Ja man trift manchmal einige an, daran die Hacheln das Schlos gar nicht haben öfnen

kön-

können, sondern drinne steken geblieben sind, daher kommt die Aehre aus der Seite doppelt heraus, nemlich krumm zusammen gebogen, denn der Stengel wächst fort, und treibt den Untertheil der Aehre hervor, mittlerweile der Obertheil noch feste sizt, und nicht weiter kan. Dieses alles zeiget ja wohl klar genug nicht nur eine starke Pressung der Aehre in der Kappe an, sondern auch, daß manchmal einige Theile noch mehr als gewöhnlich zusammen halten. Und eben dieses ist denn die Ursach, daß in einigen Aehren die Körner von diesem Druk verderben können; welches das zweite ist, so ich zu erweisen habe.

Ich brauche hierbei gar keine neue Säze zu erfinden, um dieses daraus herzuleiten, sondern nehme blos an, was die gemeine Erfahrung bei dem Brande an der Rinde der Bäume lehret. Wenn dieser entstehet, so zeiget es sich, daß die äussere Rinde sehr hart ist, und folglich die zwischen ihr und dem Holze sich anlegende neue Saftröhren und das unter ihr befindliche schwammigte Wesen in der saftigen grünen Rinde so stark drüket, daß der Saft nicht durch kan, sondern stehen bleibt, stokt und verdirbt. Dieser Druk rühret blos daher, weil der Baum in der Dike zunimmt, und also mehr Raum erfordert, die äussere harte Rinde aber nicht nachgeben kan, darüber denn die zwischen ihr und dem Holze befindliche saftige Theile in die Klemme gerathen. Das Mittel, diesen Zufall abzuwenden, nemlich das Schröpfen, da man die äussere harte Rinde mit der Spize des Messers aufrizet, zeiget klar an, daß es damit diese Bewandnis habe. Da also die Erfahrung lehret, daß ein starker Druk auf die wachsende Theile eine Stokung des Nahrungssafts zuwege bringen könne, und bereits ausgemacht ist, daß die Aehre in der Kappe sehr gedrukt wird; so folget von selbst, daß daraus eine Entzündung und Verderbung des Safts erfolgen könne. In einer solchen erst anwachsenden Aehre ist alles überaus weich und zart, weiche Sachen aber lassen sich gar leicht zusammen drüken, mithin ist gar wohl abzunehmen, daß durch solches Zusammendrüken der Saft gehindert wird, sich frei durch zu bewegen, und durch alle die kleinen Gefäsgen im Saamkorne durchzudringen. Da er nun gleichwohl durch den Halm beständig stark dahin getrieben wird, indem aller Trieb auf den Wachsthum des Saamkorns abzielet; so mus er in solchen Fällen, da der Widerstand allzu gros ist, stehen bleiben, oder die subtilen Röhrchen in dem Saamkorn und denen angränzenden Theilen wohl gar zerspringen und extravasiren. Wenn der Saft in Gewächsen ins Stoken kömmt, so verdirbt er gar bald: denn er geräth in eine Gährung, wozu die Säfte der Gewächse sonderlich aufgelegt sind, fängt an zu brausen, und dadurch die ganze Structur zu verderben, worauf denn die Fäulnis unmittelbar folget, die durch eine völlige Vermoderung zu Ende gehet. Dieses ist denn wohl die Hauptursach von der unordentlichen Figur, die man an dem Brandkorne bemerket, und von dem schwarzen Staube als der gewöhnlichen Materie, worinn sich die meisten vermoderten Sachen auflösen. Daß dieses so geschwinde zugehet, ist sich nicht zu verwundern. Die Säfte in lebenden Pflanzen sind in einer starken innerlichen Bewegung, und die Fäulnis, welche ihrer Natur nach alle Theile aus einander sezt, wirket ebenfalls durch eine starke innerliche Bewegung, daher ist wahrscheinlich, daß wenn sie in die Säfte lebender Pflanzen kommt, hier alles mit viel grösserem Tumult vor sich gehe, als wenn sie eine bereits tode Pflanze anreift.

Von der Figur des Brandkorns erinnere ich noch, daß er bei der kleinen Gerste nicht anders läst, als ob die drei Körner, welche allezeit neben einander sizen, unterhalb zusammen gewachsen wären,

daß aber solches wirklich geschehe, scheint mir nicht glaublich. Denn es haben diese Körner, die alsdenn, wenn der Brand drein kommt, noch nicht einmal geblühet haben, grosse Hülsen um sich, die das Zusammenwachsen dem Ansehen nach unmöglich machen. Ich habe auch Aehren gefunden, darinn der Brand allererst angesezet hatte, aber die Körner waren alle drei noch von einander abgesondert. Da sie nun vorher, ehe der Brand darinn ist, nicht zusammen wachsen, so kan es nachhero auch nicht geschehen, weil alsdenn aller Wachsthum aufhöret. Es kommt also dieses Ineinanderlauffen von dem im Gährung befindlichen aufbauendem Safte her, der nicht nur die Structur des Körnleins, sondern auch der drum sizenden Hülse gänzlich zerstöret, ja endlich auch die daran befindliche Spizen oder Hacheln angreift, ob wohl diese unter den angegriffenen Theilen am längsten sich grün erhalten, und manchmal noch grün sind, wenn gleich die ganze Aehre brandig ist, doch sind sie alsdenn nicht von der gewöhnlichen Grösse, sondern viel kleiner. An brandigem Haber findet man niemals, daß die Körner zusammen gelauffen wären, es hat aber auch jedes Korn seinen aparten Stiel, und sind nicht unmittelbar am Halm feste, noch so nahe mit ihren unteren Theilen bei einander, als in der kleinen Gerste.

Was man auch bisher vor Meinungen von der Ursach des Brandes gehabt, so hat man doch mit keiner auskommen können, wenn man hat anzeigen sollen, warum denn einige Aehren halb brandig und halb gut sind. Die Sache hat ihre Richtigkeit: und haben es auch andere in ihren Schriften schon angemerkt, daß manchmal an einer Brandähre sich noch gute Körner finden. Ich habe dergleichen Aehren mit Fleis zusammengesucht, und mehrentheils befunden, daß der Obertheil der Aehre noch gut, der untere aber brandig ist, doch wenn der Brand schon bis auf die Helfte der Aehre in die Höhe gekommen, so haben zwar die obern Körner von aussen noch gut geschienen, da ich sie aber zergliedert, habe ich gleichwohl hin und wieder schon schwarze Flekken drinne angetroffen. Es mag sich aber der Brand in der Aehre befinden wo er will, so macht dieses nun keine Schwierigkeit mehr, wenn man bedenkt, daß es nichts unmögliches sey, daß die Aehre in der Kappe an einem Orte mehr als am andern gedrükt werden könne. Nach der oben gegebenen Erklärung von der Structur der Kappe mus sie unten und oben am stärksten drüken: es läst sich aber auch aus dem vorhergehenden leicht abnehmen, daß der Brand vornemlich entstehen müsse, wenn die Aehre noch tief unten in der Kappe stekt. Denn wenn die Aehre ordentlich und gesund ist, so ist sie mit ihren Spizen oder Hacheln 6. Zoll und drüber lang, folglich fast so lang als die Kappe, indem diese nur etwa anderthalb Zoll länger zu seyn pflegt, als die Aehre mit ihren Spizen ist. Daher erreichen diese Spizen gar bald das an der Kappe oben befindliche Schloss, und bohren durch, ohngeachtet die Aehre alsdenn noch tief unten in der Kappe stekt, wie man gar bald finden wird, wenn man solche Kappen, daran die Spizen der Aehre oben hervor sehen, öfnen und die Aehre suchen will. Hingegen wenn die Aehre brandig ist, sind diese Spizen manchmal kaum halb so lang als gewöhnlich, folglich mus der Brand schon in der Aehre gewesen seyn, ehe diese Hacheln kaum die Helfte ihres gewöhnlichen Wachsthums erreichet haben, denn es ist ohnstreitig, daß, so bald der Brand ins Korn, und die das Korn umschliessende grosse Hülse, an welcher diese Spize oben sizet, gekommen, und dessen Structur zerstöret hat, daß alsdenn der Spize kein Nahrungssaft mehr zufliessen, und sie also auch nicht weiter wachsen kan. Da nun die Aehre noch tief unten sizt, wenn diese Hacheln schon ihre völlige Länge haben, so folget, daß sie noch tieffer steken müsse, wenn die Hacheln nur erst die Helfte

te ihrer Länge haben erreichen können, und daß also die Erzeugung des Brandes vornemlich nahe über den Knoten vorgehen müsse; wie denn auch hieselbst der Druk dadurch noch vermehret wird, weil alsdenn dieser Theil der Kappe mit seinem Knoten noch in dem untern Blatte stekt, welches ebenfalls wie das obere eine Kraft zu druken hat, und sich um jenes unterhalb fest anschliesset. Je näher nun die Theile der Aehre dem Knoten sind, je mehr haben sie auszustehen, weil die Kappe daselbst angewachsen ist, und nicht nachgeben kan. Nun sind aber die unteren Theile der Aehre diesem gefährlichen Orte näher, als die oberen, daher kan es geschehen, daß wenn auch eine Aehre noch gut und gesund mit ihrem Obertheile aus dieser Klemme wegkommt, daß doch manchmal der untere Theil gar zu stark gekniffen wird, und davon Schaden nimmt. Und wenn dieses sich so zuträgt, so kan es denen obern Körnern in der Aehre, die diesen übermäßigen Druk nicht empfunden haben, im geringsten nichts schaden, denn der Stengel, wo die Körner dran sizen, bleibt grün und gesund, so wohl als das übrige ganze Gewächs an Wurzeln, Blättern und Halm, und kan also den obern Körnern dadurch ein guter Nahrungssaft zugeführet werden; ja an brandigen Haber bleiben so gar die kleinen Stiele, woran die Kerner hängen, grün und frisch, und ist folglich keine Stokung drinn vorgegangen, weil diese von dem Druk so leichte nicht Schaden nehmen können, als die viel weicheren Körner, zumal auch der Saft darinn gerade ausgehet, und nicht so leicht aufgehalten werden kan.

Es ist noch übrig, daß ich auch anzeige, warum in manchen Jahren der Brand so häufig sich einfindet, dagegen er zu anderer Zeit weit sparsamer angetroffen wird. Die Ursache hievon meyne ich in der Witterung zu finden, denn ob sie zwar nicht als die Haupturſach des Brandes angesehen werden kan, so mus sie doch als eine Nebenursach gelten, wenn man zeigen kan, daß sie die Pressung der Aehre in der Kappe zu vermehren im Stande ist. Ich habe bei der kleinen Gerste angemerkt, wenn zu der Zeit, da sie an zu schossen fängt, das ist, 4. Wochen nach der Aussaat, heisses Wetter einfällt, daß alsdenn viel Brand entstehet. Wie dieses zugehe, ist leicht zu begreiffen: Denn in grosser Hize werden die Gewächse allzu stark getrieben, ein starker Trieb aber ist denen Kleinigkeiten in Gewächsen nicht dienlich; denn diese aufzuschliessen, und gehörig aus einander zu wikeln, braucht die Natur Zeit. Wenn nun der Saft allzu häufig zuschiesset, können ihn die kleinen Gefasse nicht alle fassen, und er bleibt entweder stehen, oder nimmt einen andern Weg, wo er Raum findet, sich zu ergiessen, dieses wird in der Gärtnerei übertreiben genennet. In unserm Falle kommt nun noch dieses dazu, daß die Aehre ohnedem in der Presse stehet: wenn nun der Saft noch dazu mit Gewalt drauf andringet, und da er einmal in dem Stengel der Aehre eingetretten, weiter nirgends hinweichen kan, so wird sie dadurch um so viel stärker an die Kappe angedrukt, da aber dieser Druk der Aehre die Ursach des Brandes ist, so wird derselbe alsdenn um so viel leichter erzeuget. Man darf aber nicht denken, daß dieses der einzige Fall ist, da die Witterung zum Brande etwas beiträgt, vielmehr hat es in allen andern Fällen stat, in welchen der Druk auf die Aehre durch sie vermehret wird: daher mus eben dieses erfolgen, wenn manchmal bei einer fruchtbaren Witterung, dabei das Getreide geil wächst, zu der Zeit, wenn es umschossen ist, kalte Nächte mit unterlauffen; denn die Kälte ziehet die Fasern in denen äusseren Theilen der Gewächse stark zusammen, und macht also, daß die Kappe nicht nur enger wird, sondern auch weniger nachgibt, gleichwohl dringet die Kälte also fort nicht bis zu denen innern Theilen, und wird dadurch der reichliche Zuflus des Nahrungssafts zu

der

der Aehre nicht gehemmet; da also diese fortwächst und grösser wird, die Kappe aber stärker als vorher widerstehet, so mus die Aehre nothwendig daher einen grössern Druk erdulden, und folglich der Brand befördert werden. Dieses ist denn die Ursach, warum auch das Wintergetreide manchmal häufig brandig werden kan, bei welchem sonst die grosse Hize zu der Zeit, wenn es schosset, seltener sich einzustellen pfleget, indem die Luft alsdenn gewöhnlicher Weise noch zimmlich gemäsiget ist.

Endlich so erhellet aus diesem Principio auch deutlich, warum die wider den Brand bisher vorgeschlagene Mittel nichts helffen können. Denn wenn man ihn gänzlich verhüten wollte, müste man im Stande seyn, eines theils die Structur der Kappe zu ändern, andern theils aber zu der Zeit, wenn das Getreide schosset, eine hierzu dienliche Witterung zu verschaffen, welches beides in des Menschen Gewalt nicht stehet. Man hat aber gefunden, daß das Ubel viel leidlicher sey, wenn man alten Saamen säet: und auch dieses stimmet sehr wohl mit unserm Principio überein; denn alter Saame treibet so stark nicht als der neue, er gehet langsamer auf, er wächst auch langsamer fort, gibt daher nicht so viel Stroh, aber desto mehr Körner. Ich finde in Kühnholds Oecon. experimentali p. 255. §. 19. angemerkt: Was dem alten Weizen an der Schrüppe abgehe, das werde an Körnern reichlich eingebracht. Wenn der Weizen nicht geschrüpt werden darf, so ist es ein Zeichen, daß er nicht stark wächst, folglich auch die Aehre mit solcher Gewalt nicht treibet, als andere, daher denn der Druk von innen nicht so heftig ist, und da dieser cessiret, so kan auch der äussere Widerstand die Aehre nicht so stark angreiffen, weil die Kappe ordentlicher Weise nicht stärker zurük drükt, als sie von innen gedrükt wird. Da ich nun bereits gewiesen, wie ein starker Trieb bei gewissen Umständen den Brand befördern könne, so ist daher klar, warum von alten Saamen nicht so häufiger Brand entstehe, als von neuem.

Weil die Witterung den Brand zuweilen sehr befördert, selbige aber selten über 8. Tag völlig einerlei bleibt, so möchte bei der kleinen Gerste zu rathen seyn, daß man die Aussaat theilete, und einen Theil früher, den andern aber 8. oder 14. Tage später säete, so könnte, wenn ein Theil durch die Witterung vom Brande Noth litte, doch der andere gerathen, wenn nur allezeit die übrigen Umstände der Wirthschaft eine solche Einrichtung zuliessen. Daher wird es beim Akerbau fernerhin wahr bleiben, daß an gutem Glük und dem Göttlichen Segen ein vieles gelegen sey.

Leztlich merke ich noch an, daß der Brand im Getreide mit zu einem Exempel dienet, welches zu der Abhandlung vom Mehlthau, die ich vor einiger Zeit Ew. ꝛc. zugeschikt, gehöret. Denn es ist bekannt, daß man ihn ebenfalls von einem schädlichen Thau hat herleiten wollen, ohne daß man im geringsten hat zeigen können, wie ein Mehlthau dieses zu wirken im Stande sey. Sich auf den Mehlthau in dergleichen Fällen beruffen, heist also anders nichts als so viel: Man wisse die eigentliche Ursache nicht, wolle aber doch gleichwohl die Antwort nicht gerne schuldig bleiben.

G. F M.

Ob bei Consummirung des Holzes und andern Ursachen, die äussere Fläche unserer Erde sich vergrössere, innwendig aber hohl werde, und folglich dermaleins schreckliche Erdfälle und ein gänzlicher Zusammenfall des Erdbodens zu befürchten seye?

Ich habe sowohl in dem Intelligenz-Zettel, als in dem 2ten Theil dieser Sammlungen

lungen von der nüzlichen Einrichtung der Heerde und Oefen geschrieben, und dabei eine ganz besondere und leichte Art von Oefen mit einem Abriß in Kupffer, entdeket, wodurch wenigstens der halbe Theil Holzes, als sonst gewöhnlich erspahret werden kan; wobei ich mir vorgenommen hatte, in diesem Capitel, von dem Mangel des Holzes, und wie diesem auch auf andere, als schon gemeldete Art, abgeholffe werden könnte, eine Abhandlung zu liefern; Alleine da sich noch ein- und andere Umstände ereignet, die erst durch angestellte Experimenta gehoben werden müssen, so wollen wir solches fast zu Ende dieses Bands einschalten, und statt dessen dem Leser eine curiose Frag mit Anmerkungen der aus dem Holzmangel entstehenden Bewunderung, vorlegen, wie doch endlich noch alles in der Welt ablauffen werde: Sintemalen es scheinet, daß es natürlicher Weise nicht anderst seyn könne, als daß endlich sich alles verändern, und die Erde gleichsam das unterste zu oberst kehren, wo nicht gänzlich einfallen werde. Denn ob wir gleich in unserm 2ten Theil, p. 28. 134. unter andern erwehnet haben, daß so viel Holz in die unterirrdische Höhlen oder Bergwerke verbauet, und also von der äusserstен Fläche in die Erde hineingebracht würde, so will doch solches gegen dem, was gegentheils aus der innern Erde heraus auf die obere Fläche kommt, gleichsam für wenig oder nichts angesehen werden. Wenn ich überlege und nachsinnne, was ohn Unterlas aus der Erden hervor kommt, und auf der obern Fläche des Erdbodens liegend bleibet, so solte ich mir fast einbilden, es müste der ganze Erdboden v. innen längst ganz hohl, und hingegen von der äusserstен Fläche viel einen grössern Umzirk bekommen haben; in Erwegung, wie in der ganzen weiten Welt täglich so viel hundert tausend Centner Erz, Erde und Steine von innen aus der Erden heraus gegraben, und hernach von aussen wieder auf den Erdboden geschüttet werden.

Was für eine unaussprechliche Menge Steinkohlen, was für Alaun und Kupferwasser, wie viel hundert tausend Millionen Centner Eisenstein, Zinn, Blei, Schwefel, Spiesglas, Wismuth, Silber, Cobolt, und andere Erze mehr, kommen ohn Unterlas hie und da aus der Erden hervor, oder werden vielmehr aus der Erden herausgeholet, dadurch ja schröckliche Höhlen und Löcher gemacht werden, und hingegen bleibet alles dieses was ausgegraben wird, auf der Erden, wodurch nothwendig successive der Erdboden von aussen sich vergrössern und erweitern oder erhöhen mus. Wenn man auch ferner bedenket, woher alle Bäume, alle Sträucher und Stauden, ja alles Gras und Vegetabilia herkommen? Sie wachsen ja alle aus der Erden hervor, und bleiben oben auf der Fläche der Erden mehrentheils liegend, wodurch allerdings der Erdboden v. aussen erhöhet oder erweitert werden mus. Uber das erwege man nur, an wie viel Oertern der Erden grausame unterirrdische Feuer sind, welche eine unglaubliche Quantität Gesteine, Erden und Mineralien theils verzehren, theils mit schrecklicher Gewalt aus der Erden ausstürzen, wie man an denen brennenden Bergen, als Ætna, Vesuvio, und andern mehr, leider! oft erfähret, daß sie auch mehrmals so viel Asche, Steine, und dergleichen auswerffen, daß auf viel Meil Wegs alle Felder hoch damit überschüttet werden; ja, wie oft hat der Vesuvius eine ganz erschrekliche Quantität flüssenden und brennenden Erdbechs ausgestossen, welches ganze Dörfer überschwemmet und gleichsam verschlungen hat. An denen Orten nun wo diese Steine, Asche, und Erdbech in der Erde gelegen haben, daselbst mus es ja nun so viel Hölen geben, und hingegen oben auf dem Erdboden hat sich die Erdbodensfläche desto mehr erhöhet. Ob nun zwar die Weite und Breite des Erdbodens von aussen so einen grossen Raum beträgt, daß alle dasjenige so aus denen innern Theilen der Erden hervor kommt, wenn es

auf der äusersten Fläche der Erdkugel ausgebreitet wird, eben so viel an der Erhöhung nicht austragen; als wie man es irgend an einem geschälten Apfel nicht gros merket, daß er kleiner sey, als er vorher mit samt der Schaalen war, da es hingegen in dem Apfel grosse und merkliche Hölen (nach Proportion des Apfels) geben würde, wenn man so viel von dem innern Marke des Apfels wolte herausnehmen als die Schaale an der Grösse oder am Gewichte austrägt: Also seze ich den Fall, das um und um die Erde seit der Sündflut nur zwei Ellen erhöhet hätte, so mus diese Erhöhung nothwendig schrekliche unterirrdische Höhlen verursachen, weil ja dasjenige, was solche Erhöhung von aussen machet, vorhero innwendig gewesen ist. Zwar will man glauben, das die Höhe der Berge in etliche hundert Jahren gar um ein merkliches abgenommen hätte, und solche bei weitem nicht mehr so gros wären, als sie straks nach Verlauf der Wässer nach der Sündfluth gewesen. Und dises kan man auch gar wohl glauben, ohne Hindernis unserer Meinung, denn eines Theils ist es natürlich, daß durch Gewitter, Regen und Wind, täglich die Steine und Erde von denen Bergen abgerissen und abgespielet werden, und die Höhe mehr ab- als zunehmen kan. Andern Theils kan es auch nicht wohl anderst seyn, wenn viel von denen Gebürgen in die Thäler abgeschwemmet wird, so werden die Thäler damit erhöhet, wo nun aber ein Thal erhöhet wird, so viel ist der darneben gelegene Berg gegen voriger Zeit desto niedriger anzusehen; nicht als ob sich die Gebürge so viel senketen, sondern weil sie sich eines Theils von oben abnüzen, andern theils von unten sich der Erdboden im Thale erhöhet.

Zum Beweis, daß die obere Fläche der Erde sich vergrössere, hat man aus der einigen Erfahrung, daß in vielen Städten, insonderlich in Zwikau, weñ man an manchem Orte in die Erde gräbet, eine Elle tief unter dem ordentlichen Pflaster, ein altes Pflaster, auch wol zwei unterschiedene alte Pflaster liegen, woraus man abnehmen kan, daß vor hundert und mehr Jahren die Gassen oder der Boden der Stadt müsse tiefer gelegen haben als jezo. Einige meinen zwar, daß solches durch oft sich ereignete Feuersbrünste geschehē könne, wann nemlich der Schutt von denen Brandstellen auf die Gassen wäre getragen, folglich das ordentliche Pflaster verschüttet wordē, welches aber nicht hinlänglich, sondern man will vielmehr behauptē, weil der Boden ausserhalb der Stadt sich mit der Zeit erhöhet hat, also gar, daß auch die Flüsse, und insonderheit der daselbst vorbei fliessenden Muldenstrom, in ihren Ufern immer höher steigen müssen, weil sie aus denen Gebürgen immer mehr und mehr Sand und Erde mit gebracht, und ihren Grund erhöhet haben, so sey man endlich genöthiget worden, die Gassen der Stadt auch zu erhöhen, auf daß bei ereigneten grossen Wasserfluthen nicht das Wasser auf hiesigen Gassen möchte stehen bleiben. Wenn nun die Mulde vor 70. oder mehr Jahren einen so hohē Grund oder Boden gehabt hätte als wie anjezo, so hätte ja das Wasser auf gedachte Art nicht seinen Abfall in die Mulde nehmen können; weil aber alle Rudera in zerschiedenen Fällen anzeigeten, daß aufs längste vor hundert Jahren der Grund oder Boden des Muldenstroms wenigstens einer Ellen tieffer müsse gewesen seyn als jezt: so kan man die Rechnung machen, da nur in hundert Jahren der Boden der Felder und Flüsse sich um eine ganze Elle erhöhet hat, wie viel mus denn in so viel hundert ja in etlich tausend Jahren geschehen seyn! derowegen einer nur aus Eigensinn dieser Meinung widersprechen wird. Weil es denn nun aber offenbar ist, daß die Flüsse höhern Grund haben als in vorigen Zeiten, auch ihre Ufer mehrentheils noch in gewöhnlicher Höhe haben, worinnen sie gehen, und nicht austretten können, (es geschehe denn in extraordinairen grossen Wasserfluthen, die aber vor Alters eben auch fürgekommen sind)

so

so mus nothwendig folgen, daß sowol die Ufer, Wiesen und Felder, als wie der Grund derer Flüsse, sich zugleich erhöhet habe. Ich weis zwar selbst wohl, daß die Flüsse viel Sand aus denen Gebürgen mitbringen; auch ist mir nicht unbekannt, daß ein Flus zuweilen einen Flek vom Ufer abreiset, hingegen aber ist auch niemanden unwissend, daß ob gleich ein starker Flus an einem Orte etwas vom Ufer wegreist, so legt sichs an einem andern Orte wieder an, und bleibet nicht allezeit im Grunde des Flusses liegend. Daß alle Jahre von denen Aekern und Wiesen so und so viel Getraide und Heu hinweg geführet wird, scheinet zwar einigen Beweis zu geben, daß solche Felder mit der Zeit müsten niedriger geworden seyn, weil ihnen jährlich so viel abgegangen ist. Alleine, auch dieser Entwurf hat eben so viel nicht zu bedeuten, denn es bleiben ja nicht allein allezeit genug Stoppeln und Gras auf den Feldern stehen, sondern die Felder werden auch alle drei Jahre mit vielen Miste gedünget, daß wenn man das Gewichte des Mistes gegen das Gewichte des davon genomenen Getraidigs gegen einander halten solte, so würde es einander nicht viel nehmen noch geben. Man weis und hat aus glaubwürdigen Scribenten, daß es in Egypten wenig oder nicht regnet, hingegen aber der Nilus sich alle Jahr ergiesset und die Felder überschwemmet, davon sie nicht alleine gewässert, sondern auch als wie mit Mist gedinget werden, denn der Nilus lässet auf den Feldern eine fette geile Erde oder Schlamm liegen, der so gut und besser als Mist ist. Wo kömmt denn nun solcher alle Jahr zugeführte Schlamm hin? er bleibet ja liegen, mus derowegen sich natürlicher Weise der Boden immer mehr und mehr erhöhen. Denn so einer gleich einwenden wolte, es würde alle Jahr so viel wieder von Feldern abgeerndet, als der Nilus hätte zugeführet, so mus man hingegen wissen, daß das eingeerndte Getraide ja nicht aus der Welt kömmt, sondern wird verzehret, und durch die Excrementa wieder auf die Erde geworffen, Das Stroh mag nun verbrant werde oder verfaulen, so machet es dennoch auch immer wieder etwas Erde oder Asche, die auf die obere Fläche des Erdbodens kommen, und solchen etwas erhöhen mus. Was ich nun iezt von Egypten Lande habe erinnert, das begiebt sich ja gar offt und an vielen Orten Deutschlandes und anderer Länder an Wiesen und Feldern, das demnach kein Zweiffel mehr in solche Erhöhung der äussern Fläche des Erdbodens zu sezen ist. Was sich nun aber von aussen anlegt und den Erdboden erhöhet, das mus vorhero von innen herauskommen seyn, was aber von innen herauskömt das lässet inwendig einen Lufft Raum, oder sezet sich so viel Wasser an dessen Stelle dahin. Hiernebst fällt mir anjezo ein, was mir ohnlängst einige Floß-Bedienten erzehlet haben, mit hoher Betheurung, daß sichs warhafftig also verhielte, nemlich, man treffe mehrmals in den Gebürge und wüsten Wäldern Oerter an, da zwar grosse Bäume aufgewachsen ständen, unter solcher Bäume Wurzel aber, wäre ein Grund von einer Art lukerer Erden, wie Torf, und müste man an manchen Orte zimlich tief graben, ehe man den rechten alten steinigten Grund fände; Was aber das allerwunderbareste sey, so hätte man in solchen lukern Torfboden, in Durchgrabung dessen, ganze stehende Birkenbäume und Haselstauden gefunden, woran noch würklich die Haselnüsse gehangen, auch die Birken noch ganz wohl mit Blättern und allen zu erkennen gewesen wären, ohnerachtet sie schon von undenklichen Jahren müsten verfaulen oder verschüttet worden seyn. Diese Verschütterung aber gehet folgender massen zu: weil solche Oerter in wilden, wüsten Walde gelegen, dahin vor diesem weder Menschen noch Vieh gekomen sind, so sind zuweilen durch Windbrüche und andere Zufälle, die Bäume theils umgefallen, theils auch stehen geblieben, die umgefallenen sind verfaulet, und die noch aufrecht gestandene,

samt dem Gebüsch und Gestrüppe mit der Zeit auch darunter verdämmet und erstikt, daß endlich das von andern nicht weit davon gestandenen Bäumen abgefallene Laub auch darauf geflogen, und also untereinander vermodert ist, über welchen lukern Grund das Moos gewachsen, und von ausgefallenen Fichten, Tannen und Kieffern der Saame aufs neue zu Bäumen ausgewachsen ist. Da nun dieser Torfboden mit der Zeit ein rechter Erdboden wird, wer wollte denn ferner einen Zweifel drein sezen, daß der Erdboden sich auf seiner obern Fläche erhöhete. Daß aber diese Erhöhung von nichts anders herkomme, als von dem was von innen aus der Erden zuvor ausgewachsen, oder auf andere Art gekommen ist, erhellet abermal aus dieser Begebenheit Sonnenklar, dannenhero folglich dermaleins der Erdboden ineinander fallen, und im Feuer verzehret werden wird. Hierbei aber fället mir noch ein, daß so lange die Welt vom gänzlichen Untergange verschonet bleibet, so lange vergehet kein Sonnenstäublein von alle dem, was GOtt anfänglich geschaffen hat, ob es auch zuweilen das Ansehen giebt, als ob eines und das andere vergienge, so kan es doch keine gänzliche Verschwindung heissen, sondern es ist nur eine blosse Zertheil- oder Zertrennung zu nennen. Denn ob gleich ein Stük Holz im Feuer vergehet, so zertheilet sich doch solches nur in subtile Atomos in die Luft, und ein wenig Asche bleibet zurük, in der Luft aber werden solche Atomi auch successive wieder zusammen getrieben, und dem Erdboden in Form und Gestalt eines Regens, Reiffes, Thaues und Schnees, auch Salpeters ꝛc. wieder einverleibet, welches denn dem Erdboden wieder Kraft und Vermögen giebt, aufs neue allerhand Vegetabilia hervorzugeben, und geschicht die Erhaltung der ganzen Welt und aller Dinge die darinnen sind, durch eine unaufhörliche Circulation, nur daß es nicht jederman begreiffen kan. Ob nun die nurgedachten Atomi sich auch wieder tief in die Erde einschlupfen, und theils lukere Oerter wieder anfüllen, kan ich zwar nicht gänzlich in Abrede seyn; insonderheit aber coaguliret sich das meiste, was in die Luft geflogen ist gewesen, wieder in Wasser, und erfüllet die leeren Pläze der innern Erde. Daß aber auch die Höhlen der Erde von solchen Atomis wieder mit Erden solten nach und nach erfüllet werden, kan ich noch nicht wohl glauben, sondern bleibe vielmehr bei dem einmal gefasten Schlus, daß alles, was ausser der Erden sich in eine feste Materia wieder coaguliret, viel lieber auf der obern Fläche des Erdbodens sich anleget, und solchen successive erhöhet. Kan mir aber einer oder der andere das Contrarium mit genugsamen Gründen erweisen, so bin ich allezeit erbiethig, meine Meinung willig fallen zu lassen, und ein andere anzunehmen.

Betrachtung des Todes.

Ich kam jüngst auf einer Reise ganz ermüdet zur Stelle. Ausser den unbekannten Gegenden, in denen ich mich befand, hatte ich ein sehr schlimmes Wetter. Ein gewaltiger Windsturm hatte mich durch und durch erkältet, und da ein anhaltender Staubregen sich mit dem Winde vermischete, drang mir das Wasser zulezt durch die Kleider. Wie sehnlich ich verlangete, einmal das Ende dieser beschwerlichen Reise zu sehen, und wie betrübt ich wurde, wenn die Vorübergehende mir noch die Meilen vergrösserten, können meine Leser von selbst erachten. Bald zeigeten sich zu meiner einen Seite die fürchterlichsten Klippen an den abhängigen Bergen, da auf der andern mir das steile Ufer eines reissenden Flusses mit der äuserstẽ Gefahr drohete; bald war ich mitten in dem dikesten Walde eingeschlossen; bald führete mich der Weg über die höhesten Berge; bald und auf einmal hatte ich wieder den tiefesten Abgrund vor Augen. Endlich verlohr sich auch das wenige Licht des Tages, und ich

hat-

hatte noch auf zwei ganze Meilen nichts als die fürchterlichste Nacht zu meiner Begleiterin.

Die Anfälle der Ungedult versageten meinem Wünschen und Hoffen bereits die lezte Kraft, als ich endlich dem Ziele meiner Reise näher kam, und das Ararat meiner Beschwerlichkeiten erreichete.

Wie ich abgestiegen war, wurde ich durch allerhand Erfrischungen wieder ermuntert, und gleichsam aufs neue belebet; und nachdem ich nach allerhand vergnügten Unterredungen, der Gesellschaft eine gute Nacht gewünschet, verfügete ich mich in meine Kammer, um mich zur Ruhe zu begeben. Ich bereitete mich zur Andacht, um meinem liebsten Vater für die gnädige Beschüzung Dank zu sagen, die ich von ihm genossen; da mir währender Zubereitung folgende Gedanken einfielen:

Ist es nicht wahr, daß das ganze menschliche Leben deiner beschwerlichen Reise, und der Tod dem angenehmen Ende derselben zu vergleichen sey? Ja sind die gröſten Lasten der mühsamsten und längsten Reise allen den Beschwerlichkeiten, die man in seinem Leben erfahren mus, auch wohl nur einigermasen gleich zu achten? Die Sturmwinde der widrigen Schikfale wehen beständig um uns herum, und es ist kein Mensch, der da sagen kan, daß ein immer aufgeklärter Himmel seine Wünsche begleite. Siehet man die Götter der Erden an, die wir glüklich preisen, und deren stralender Glanz uns öfters verleitet, daß wir uns unbedachtsamer Weise ihre Schikfale wünschen, so findet man, daß die Last, welche auf ihren Schultern ruhet, öfters nichts zu achten sey für das wenige Gute, welches sie vor andern Menschen vorzüglich haben. Dieses wuste jener Küchenjunge des Königes Ludewig XIV. in Frankreich wohl, der sich weit glüklicher hielte als sein König. Dieser sagete, er äsſe und trünke wie sein König, gebrauchete aber nicht zu sorgen, wie er. Die Palläste der Mächtigen auf Erden sind nicht allemal Festungen der Zufriedenheit, sondern mehr als zu oft Sammelpläze und Behältnisse des Winselns und Wehklagens, wie die geringste Bauerhütte. Würde uns das Innerste des Herzens mancher Prinzen eröfnet, würden wir sehen, wie Unruhe, Mistrauen, Furcht, Hofnung, Sorgen, Haſs, Eifersucht, Neid, Gefahr, Kummer und Betrübnis mit einander darinn abwechselten, und zwar mit desto mehrer Heftigkeit, je höher der Gipfel ihrer Ehren ist.

Andere, die mitten in dem Genusse aller zeitlichen Güter leben, und von Reichthum, Ehre und Wollust den gröſten Uberflus genieſſen, lassen uns nur die beste Seite ihres Lebens sehen. Wir sehen nicht, wie unruhig der Reiche in seiner Seele ist: wir sehen nicht, wie ängstlich er seine Schäze bewahret, daß er durch keinen Zufall ihrer beraubet werde; wir sehen nicht, wie sehr er sich betrübet, daß ihm nicht noch mehrers zu Theile geworden. Ich gedenke hiebei immer an die Worte eines gewissen Predigers auf dem Lande, der sonst nothdürftig zu leben hatte, und von dem Altare, dem er dienete, die Seinigen zwar nicht im Uberflusse, doch aber ohne Mangel versorgen konnte. Diesem fiel eine reiche Erbschaft zu. Als ich ihn nachher besuchete, war sein Herz voller Sorgen, und sein Mund voll Klagens. Er sagete: ohngeachtet ich nicht geizig bin, lebe ich doch wegen meines wenigen Vermögens in beständiger Unruhe. Ich wohne hier ganz allein und abgelegen, und darf mich keine Nacht für dem Einbruche von Dieben und Mördern gesichert halten. Oft besorge ich, daß mir ein Capital verlohren gehet, das nicht sicher beleget ist; Oft habe ich Mühe, ein todes Capital unterzubringen; Wie zufrieden lebete ich in meinem vorigen Zustande?

Eben so verhält es sich mit einem Manne, den wir in grossen Ehren sizen sehen. Die Last der damit verknüpfeten Eitelkeiten und Thorheiten, die wir den Wohlstand zu nennen pflegen, und wodurch seine Gemächlichkeit und vernünftige Freiheit in beständigen Fässeln gehalten wird, mus ihm nothwendig die gröste Marter seyn, wenn er bei seinen Ehren weise und vernünftig ist. Ist er das leztere nicht, so wird ihm die Ehre ohnedem heimlich genommen, die ihm öffentlich gegeben wird. Und ist die Ehre nur das Urtheil vernünftiger Leute von unsern Handlungen, wie sie es denn unstreitig ist; wie wenig geehrte Leute werden wir alsdenn unter den geehrtesten finden? Titel, Stand, Ansehen, Amt und Würde geben uns zwar öfters ein Recht, hie und da mit hervorzutretten, oder die Demuth derer, die sich vor uns bükken, als eine Schuldigkeit anzusehen: aber sie schwächen dem äusserlichen Verehrer nicht im geringsten das Recht, das er hat, unserer in seinem Herzen zu spotten, und uns für die Nichtswürdigsten in der ganzen Stadt zu halten.

Und wie viele verdriesliche Umstände müssen nicht einen vernünftigen Mann begleiten, der dieses kostbare Hausgeräth, die Ehre im gemeinen Verstande, am Halse hat, daß ich so rede, und gleichsam in Bau und Besserung erhalten mus?

Ich habe mir öfters vorgestellet, daß das gröste Vergnügen wenigstens bei einem vernünftigen Gelehrten anzutreffen sey. Ich sage mit Fleis, bei einem vernünftigen Gelehrten; weil ich je mehr und mehr finde, daß zwischen einem gelehrten und einem vernünftigen oder weisen Manne noch der gröste Unterscheid unter der Sonne sey. Nicht allemal sind diese beide Eigenschaften mit einander durch ein schwesterliches Band verknüpfet, und durch das leztere unterscheidet sich gar öfters jemand von dem Pöbel, der von den Wissenschaften nicht die geringste Erkenntnis besizet. Wer solte dem äusserlichen Ansehen nach wohl mehrere Zufriedenheit in seinem Busen hegen, als derjenige, der die meisten Gründe der Zufriedenheit in Händen hat? Das Licht der Wissenschaften scheinet dieses als etwas wesentliches an sich zu haben, daß es uns Vergnügen schaffet, Trostgründe anzeiget, und den Weg helle machet, der uns wenigstens zu den Quellen der Zufriedenheit führet, der tausend andern versperret ist. Die Wissenschaften lehren uns den rechten Werth der Dinge erkennen und beurtheilen; lehren uns das Wahre vom Falschen unterscheiden; sie zeigen den Abris vernünftiger und tugendhafter Handlungen; sie führen uns auf das Beispiel solcher Männer, deren Leben und Tod uns in allerhand Umständen und Zufällen erbaulich seyn kan; und mit einem Worte: sie machen uns vollkommener. Alles dieses ist wahr, daß hieraus ein grosses Vergnügen entspringen mus. Und wäre das Studiren nicht mit den Vorzügen, die aus diesem Vergnügen erwachsen, vergesellschaftet, wer könnte die Last des Studirens ertragen? Fände unsere Seele selbst in der beschwerlichen Last nicht eine gewise Nahrung und Arzenei für ihre Entkraftung: wie bald müste ihr Feuer erlöschen? wie bald würden ihre Kräfte verzehret und aufgerieben seyn? oder daß ich vielleicht die Sache eigentlich ausdrüke: wie bald würden die Kräfte unsers auf der Studirstube und mitten unter der Gesellschaft von Todten eingekerkerten Körpers anfangen, unserm ermüdeten Geiste ihren Dienst zu versagen? Nur nach seinem Begriffe stellet sich der Pöbel, unter welchen selbst die meiste Studirte gehören, unsere Studirstuben als das Mittelpunct der Gemächlichkeit und Wollust vor, in Vergleichung seiner, oder derer, die graben und Holz hauen.

Es sey indessen die Beschäftigung der Gelehrten noch so abmattend, noch so beschwerlich, noch so verzehrend, nicht

nur

nur in Betrachtung der öffentlichen Verrichtungen, die ihnen als Gelehrten die meiste Zeit obliegen: denn dis fällt auch dem Pöbel in die Augen; sondern blos in Ansehung desjenigen Fleisses, wodurch sie ihre eigene Triebe zu sättigen suchen; so ist doch gewis, daß die schmeichlerischen Musen die Last, die sie ihren Verehrern auflegen, auch wiederum mit einer gewissen sinnlichen Wollust versüssen: und diese hält einzig das Gleichgewicht zwischen Ertragung und Unterdrükung.

Nichts destoweniger bekommt das Vergnügen eines Gelehrten auf der Seite des leztern öfters einen merklichen Ausschlag; und er ist selbst als ein vernünftiger Gelehrter misvergnügt. Er findet ohne Eigenliebe, daß er zu seinem Zweke und zu weit mehrern Verrichtungen in der Welt geschikt und brauchbar genug ist. Nur zu seinem innerlichen Vergnügen ist er noch nicht tüchtig und brauchbar genug. Er denket, er liset, er schreibt unablasig, und je mehr er denket, liset und schreibet, desto mehr siehet er seine Blösse ein, und desto ungelehrter wird er. Es fehlet ihm an allen Seiten. Seine Erkänntnis findet nichts als Lüken. Er entdeket alle Augenblike selbst in seinem Handwerke Dinge, die er nicht verstehet; die er theils durch viele Marter, durch Nachsinnen, durch Lesen, durch Aufschlagen erst überwindet; theils aber nimmer verstehen lernet. Es ist fast nothwendig, daß er sich öfters an der Stelle zu seyn wünsche, die in dem Raume gewisser Jahre auslernen können, oder denen ihr Lebensart solche Geschäfte auferleget, deren Betrachtungen nicht in unendlichen Verbindungen stehen. Es darf dieses Bekänntnis niemand zu freimüthig dünken. Nur denjenigen halte ich für gelehrt, der dieses empfindet und bekennet.

Treffen wir ja noch Leute an, die zufrieden sind; so sind sie es, nicht weil sie in dem Tempel der drei Hauptgözen in der Welt, der Augenlust, der Fleischeslust und des hoffärtigen Lebens, die oberste Stelle bekleiden, und von dem reichen Einkommen dieser Altäre die ersten Früchte geniessen; sondern weil sie Christen, oder wenigstens standhafte Weltweise sind. Bei den leztern trift man grosse Unvollkommenheiten in dieser Tugend an. Der zufriedenste Sokrates und der gelassenste Seneka seufzen fast so oft, so oft als sie vergnügt sind. Kein Kato, kein Epikurus, kein Stoiker kan so gelassen seyn, als ein Paulus in seinen Banden. Diese wahre Zufriedenheit bringet uns die heilwärtige Geburt unsers Erlösers und Friedensfürsten; und auf diesen Fels gründet sich die Hofnung unsers Zukünftigen. Diese gegenwärtige Hofnung des Zukünftigen verzukert alle Trübsalen unsers unvollkommenen Lebens, und sie ist es einzig, die uns mitten auf einer gefährlichen und verdrieslichen Wanderschaft getrost, vergnügt und zufrieden machet.

Gleichwie ein Reisender ungedultig werden mus, wenn er nichts als den schlimmen Weg betrachtet, den er vor sich hat; hingegen standhaft und gutes Muthes ist, wenn er bedenket, wie gut ers am Abend haben, und wie sehr er sich auf die Lasten des Tages erquiken werde; so ist auch ein in diesem Leben begriffener Wandersmann zufrieden, nicht durch die Betrachtung dessen, was er hat, sondern durch die Vorstellung dessen, was er bekommen soll, und was ihm alles bittere dieses Lebens, allen Neid, alle Verfolgung, allen Verdrus, alles Ungemach, alle Unwissenheit in dem seligsten Lichte aller Erkänntnisse wird vergessend machen.

So süs, so angenehm stellete sich mir der Tod an dem Abend vor. Ich wurde völlig überzeuget, daß es eine Gnade des Höchsten sey, wenn er einen Menschen von den Banden dieses Lebens früh auflöset; und ich wünsche mir seit der Zeit den Tod öfters nicht aus Ungedult, sondern

dern aus Verlangen. Ich wurde mit dem Artabanus, dem Vatersbruder des Xerxes vollkommen einig. Xerxes weinet, als er seine vortrefliche Armee siehet, weil von so vielen Tausenden nach hundert Jahren keiner mehr übrig seyn würde. Artabanus antwortete ihm: es sind so viele und so elende Dinge, so die lebende Menschen erdulden müssen, daß keiner ist, der nicht öfters sich den Tod wünschet, besonders da hereinbrechende Unglüksfälle und Krankheiten das Leben öfters so verdrieslich machen, daß es einem viel zu lange zu seyn vorkommt.

Alle Menschen, die dieses nach dem obigen Grunde unserer Hofnung betrachten, sind wie ich glaube mit mir hierinn einig. Wir werden uns sehnen nach dem Ende dieser beschwerlichen Reise. Wir werden uns freuen auf die Güter, die allein dauerhaft sind. Wir werden nach dem erwünschten Vaterlande aussehen, wo uns kein Misvergnügen störet, keine Misgunst beneidet, kein Feind schadet, kein Dieb unsere Ehre und Güter zu rauben suchet.

Diese Betrachtungen erquiketen mich; Ich verrichtete mein Abendgebet und legete mich zur Ruhe. Der Schlaf, des Todesbruder, stellete sich nach gerade bei mir ein. Ehe ich aber entschlief, sezete ich meine Gedanken noch fort, die sich vornemlich in der Verwunderung unterhielten, warum die meisten Menschen für dem Tode einen so grossen Abscheu tragen. Wird wohl, dachte ich, ein Mensch in der Welt so unsinnig seyn, daß er sich für dem angenehmen Ende einer beschwerlichen Reise fürchtet? Seufzet nicht der Wandersmann ohn Unterlas nach der Ruhe? Ich gestehe es; Ich fund hierinn etwas unbegreifliches. Ich schlief ein, und hatte einen Traum, der mir dieses Unbegreifliche erkläret, und den ich auf ein anders mal mittheilen werde.

M. L.

Die Schlittenfahrt.

Du mürrischer Alter
Mit deinem weisgrauen
Und schäuslichen Barte!
Durch trauriges Aechzen,
Durch ängstliches Klagen,
Durch störrische Minen,
Durch hömisches Keifen,
Durch geziges Knurren,
Durch heftiges Schelten
Solst du uns anjezo
In unserm Vergnügen
Am mindesten stören.

Wir haben ja Schlitten,
Und muthige Pferde,
Trompeten und Pauken,
Und Trommeln und Schällen,
Und artige Masken.
Die sollen uns dienen,
Nur deiner zu lachen.

Nur lustig ihr Brüder!
Geht euch zu verkleiden
In artige Schäfer,
Und niedliche Mägdgens!
In Jung und Betagte,
So Männer als Weiber;
In Narren, Soldaten,
Kroaten, Panduren;
Tolpatschen, Husaren;
In Bauren und Pfaffen,
In Türken und Mohren,
In bärtige Juden.
Dann wollen wir fahren,
Und tapfer drauf hauen.

Beim Rauschen der Schlitten,
Beim Wiehren der Pferde,
Beim Klingen der Schällen,
Beim Rasseln der Trommel,
Beim Schall der Trompeten,
Beim Tönen der Pauken
Wird immer gejaget,
Bis daß uns die Kälte
Die Glieder gelähmet.
Dann soll uns ein Mägdgen
Die Lähmung benehmen.

M. j.

Von denen Heiligen; insbesondere aber von dem Heiligen Cyriaco.

Wenn man die Verzeichnisse der heiligen Märtyrer, welche das Reich der Finsternis durch das Blut des Lammes und durch das Wort ihres kräftigst redenden Martertodes überwunden haben, mit Fleis in Erwegung ziehet: so trift man mehr als einen Mann dieses Namens an. Diese Cyriaci sind sämmtlich in dem Lehrstande bei den Christlichen Gemeinen gestanden. Es ist nicht undienlich, anzumerken, daß die meisten Märtyrer zu diesem Stande gerechnet werden. Die Verfolger hatten nicht die Absicht, ihre Unterthanen ohne die höchste Noth aufreiben zu lassen. Sie gedachten, daß sich die Genossen der Christlichen Gemeinen wiederum zum Heidenthum wenden lassen würden, wenn sie ihnen die Hirten weggenommen hätten. Aber sie thaten einen grossen Fehlgriff. Denn durch das geduldige Leiden und freudige Bekenntnis der Lehrer wurden immer mehrere Heiden gerühret und beweget, sich dem Heidenthum zu entreissen, und sich dem Leben einer herrlichen Welt zu widmen. Ich will nicht sagen, daß die Unschuld, so bald sie von andern erkannt wird, eine Barmherzigkeit zuwege bringe, und das Gemüth der Menschen sich insgemein auf die Seite der unterliegenden Parthei lenke. Denn diese natürliche Neigung ist so stark nicht, daß sie unter einer monarchischen Regierungsform die sichtbaren Vortheile, welche man in Händen hat, vertreiben und flüchtig machen sollte. Die Christliche Religion lehret, daß die Abgötter leibeigene Knechte des Verderbens seyn. Sie stürzte die Einkünfte der Priester und eine sinnliche Art des Gottesdienstes um, welche den herrschenden Lüsten allen Nahrungssaft darreichte. Ein Heide mus diesemnach, so lange ihm sein Heidenthum gefiel, einen ungezweifelten Hass gegen die Christliche Religion hegen, und die leidenden Christen als eigensinnige Ubelthäter ansehen. Es ist gewislich nicht eines jeden Sache, zu einer Religion über zu tretten, welche nur zeitliche Schmach darbeut, und allen herrschenden Begierden einen ewigen Krieg ankündigt. Es hält hart, sich ausserhalb des Standes der Erreichung aller Ehrenämter und Vermehrung der Güter zu sezen, und reiche Allmosen auf eine unsichtbare Hofnung zur Unterhaltung vieler Nothleidenden und Dürftigen herzugeben. Es gehörte gewislich in den ersten Zeiten des Christenthums eine höhere, als die natürliche Kraft dazu, wenn man das Heidenthum zu verlassen und ein Christ, insonderheit ein Lehrer, zu werden sich entschliessen wollte. Eine eigensinnige und blinde Entschliessung ist einem Rausche ähnlich. Sie wird bald bereuet und zeucht den Mangel der Freudigkeit, die

Ermangelung der wahren Festigkeit des Herzens, nach sich. Im Tode getrost seyn / ist nicht die Frucht des Eigensinnes. Sich mit aller Zuversicht an dem Gecreuzigten, welchen man nicht sichtbarlich wahrnimmt, fest halten und seinem Tode ähnlich werden, erfordert einen Zusaz der Kräfte, welcher über den Lauf der Natur und der natürlichen Kräfte hinaus gesezet ist. Christian Kortholt hat ein ganzes Register der Schimpfnamen gesammlet, welche die Heiden den ersten Christen beigeleget haben. Caspar Sagittarius hat eine erstaunliche Menge der Methoden und Marterwerkzeuge beschrieben, vermittelst welcher die verfolgenden Heiden die Christen gequälet und getödet haben. Ein Lehrer der Gemeine war zur Zeit der Verfolgung ein Liedlein der Kinder, ein Schauspiel der grossen Welt, ein Fegopfer der Menschen. Das Salarium war Armuth und Trübsal, Ketten und Banden, Marter und Tod. Die Accidentien fasseten die Entsagung alles irrdischen Vergnügens und der Gesellschaftlichen Leiden der Genossen in sich.

In dieser Classe müssen wir die heilige Männer suchen, welche unter der Benennung Cyriaci in den Märtirerregistern vor dem Jahre 312. aufgezeichnet stehen. Der erste Cyriacus ist auf den 16. Merz nicht lange nach dem Jahre 305. zu Tode gemartert: Hieronimus, welcher kaum hundert Jahre nach dieser Zeit gelebet, erwehnet dessen bei gedachtem Tage. Beda, der bekannte Engelsachse und Schriftsteller des angehenden achten Jahrhunderts, sezt verschiedene Umstände des Lebens hinzu. Ado, der Erzbischof zu Vienne im neunten Jahrhundert, wiederholet das, was die vorigen Schriftsteller niedergeschrieben hatten, und fügt einige Erklärungen hinzu. Das Martyrologium, oder der Märtyrerkalender des Ado, welchen Dominicus Georgius, des jezigen Pabsts Hofcapellan, 1745. zu Rom, in einem starken Folianten heraus gegeben, kan uns hier die besten Dienste thun. Ich will daraus einen kurzen Auszug der Geschichte der drei Märtyrer, deren jeder Cyriacus hies, liefern, um denen gefällig zu seyn, welchen gedachtes Werk nicht zu Gesichte kömt, und zerschiedene Arten der Marter und des Todes derer Heiligen in Kupfer hier beifügen. Der Begängnistag des Märtyrertodes soll die ganze Sache entscheiden. Ich will von dem 16. Merz anheben. Der erste Cyriacus war zu Anfange des vierten Jahrhunderts Diaconus oder Diener einer Christlichen Gemeine zu Rom. GOtt hatte denselben mit ausnehmenden Gaben ausgerüstet. Marcellinus, der Bischof zu Rom, getrauete sich nicht ein Märtyrer zu werden. Er lies sich sogar dahin verführen, daß er den heidnischen Göttern Weihrauch aufzustreuen und zu opfern, kein Bedenken trug. Ein Cyriacus, ein Diener der Gemeine, zeigte sich standhafter. Er konnte keine bischöfliche Ehre verlieren. Er litte, in seinem Leiden, keinen Abgang der Ehrentitel. Er war klein vor der Welt, aber desto grösser vor den Augen GOttes. Artemia, eine Tochter des Kaisers Diokletianus, war vom Teufel geplagt. Cyriacus erhielt, durch sein Gebet, daß GOtt dieser Plage ein Ziel und Ende sezte. Artemia wande sich zur Christlichen Religion. Cyriacus taufte sie. Die Tochter des Königs der Perser, Jobia, war einer gleichen Plage unterworfen. Der König erfuhr durch seinen Gesanden aus Rom, wie die Artemia von diesem Zufalle befreiet worden. Der König lies Cyriacum zu sich über den

Ein-

Euphrat kommen. Diokletianus befahl dem Cyriaco, dahin zu reisen. Cyriaci Gebet that daselbst eine gleiche Wirkung. Dieser wunderthätige Apostel taufte die Prinzessinn samt dem Vater Sapore und andern Personen; deren Anzahl sich auf 430. erstrekte. Als er nach Rom zurük kam, nahm Maximinus ihn und andere Christen gefangen. Maximinus konnte es nicht leiden, daß eine kaiserliche Princessinn zur Christlichen Religion getretten war. Die heidnischen Priester sparten keine Mühe, diesen Cyriacum auszuheben, welchen GOtt so sehr erhoben hatte. Wenn Maximinus ausfuhr, lies er den Cyriacum, mit Ketten belastigt und naket, vor seiner Kutsche herziehen. Hierauf hies er ihn allemal wiederum ins Gefängnis gehen. Er gab endlich seinem Stathalter, Karpasio, Befehl, daß er dem Cyriaco und den Diaconis, Largo, Smaragdo und Crescentiano, zerlassenes heisses Pech über den blossen Leib ausschütten lies. Die Elenden blieben unbeschädigt; musten aber dem ohngeachtet wieder ins Gefängnis kriechen. Sie wurden nachher auf der Folter ausgespannet, mit starken Sehnen aus einander gezogen, und mit Knütteln geschlagen. Sie blieben lebendig und getrost. Nach einigen Tagen lies der Tyrann ihnen und andern zwanzig Christen; jedoch den Crescentianum ausgenommen, die Köpfe vor die Füsse legen. Die Artemia muste auch ihr Leben lassen. Ado sezt hinzu: Scriptum est in gestis Marcelli Papæ. Marcellus lies die Enthaupteten am 8. August begraben. Wie lau und weich sind nicht jezt die Christen! Man hatte damals hölzerne Abendmahlskelche und einen goldenen Glauben. So viele Mühe kostete es, den Christlichen Glauben zu errichten! Anjezt geben sich die Kinder der Welt alle Mühe, die Christliche Religion wegzuräumen: Und die lokere Welt nähret sich durch die Bücher. Die Welt ist zum Theile des Wortes GOttes müde und satt. Was ists Wunder, wenn GOtt ihrer wiederum satt hat? Jener C ; ; soll sich die Finger am Fasanenbraten verbrannt und zugleich zu seinem Genossen gesagt haben: wie viel leiden wir nicht um des Himmelreichs willen! Er mag vielleicht annoch Brüder haben. Carpasius lies sich das Haus, worinn Cyriacus gewohnet hatte, von dem Kaiser Diokletiano schenken, und verwandelte den Taufbrunnen Cyriaci, in ein Bad. Als Karpasius sich darinn gebadet hatte, und nebst 19. andern darinn unter dem Schmause die Christliche Religion auf das heftigste ausspottete, fiel die Deke plözlich ein und tödete die Spötter. Cyriacus ist sehr wohl begraben und zwar eine Meile von Rom, an dem Wege, welcher nach Ostia führet.

Der Martertag eines scytischen Cyriaci, welcher hier der zweite heissen kan, ist auf den 2. Jun. gefallen. Verschiedene Märtyrerregister enthalten denselben. Aber sie geben nicht die geringste Nachricht von seinem Leben, wenn man diesen Artikel ausnimmt, daß ihm zu Tomi, unter der Donau, am schwarzen Meere, die Ehre wiederfahren, daß sein Sterbtag daselbst, jährlich auf den 20. Jun. gefeiert worden. Dasjenige, was in den antwerpischen Actis Sanctorum am 20. Jun. S. 8. gesaget wird, verlohnet sich kaum die Mühe, es anzusehen.

Der dritte Cyriacus soll im Jahr 305. den 18. Jun. in Spanien auf der Folter gemartert und zu Tode gesteinigt seyn. Usuardus erwehnet desselben zuerst. Es ist nichts Glaubwürdiges von demselben vorhanden; Wie der Jesuit Henschenius in Actis Sanctorum, bei dem 18. Jun. S. 573. selbst angemerket hat. Die Spanier sind es allein, welche diesen Cyriacum kennen. Man verehret denselben annoch jährlich zu Malacca.

Der vierte Cyriacus ist ein römischcatholischer Ordensmann, welcher vor etwa zweihundert Jahren in Ostindien zu

Tode gemartert ist. Aber derselbe gehöret nicht hieher. Ein mehrers von denen Heiligen, und woher solches gekommen, daß sie verehret werden? findet der geneigte Leser in dem 2ten Bande, pag. - - - mit der Vorstellung des heiligen Blasii, in 2. Kupferplatten.

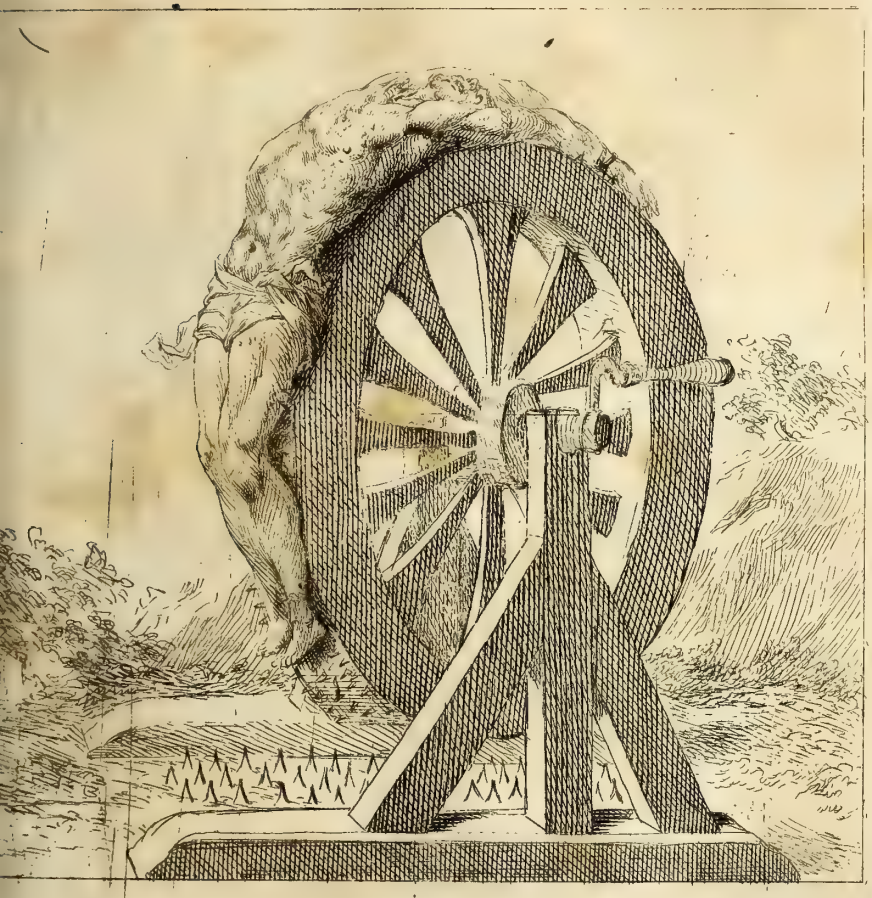
Der römische Cyriacus ist es, welchen das, von demselben benannte Stift, vor und in Braunschweig, zu seinem himmlischen Schuzpatron erkieset hatte. Das Begängnis fiel vor Zeiten hieselbst auf den 10. August, an welchem sein Leib von dem aurelischen Wege aufgehoben, balsamiret, und von der Christin Lucina in ein steinernes Grab gelegt, wie auch auf ihrem eigenen Gute, am ostindischen Wege, eingescharret war. Dieser Cyriacus gieng ohne dis die römische Kirche, von wannen die Reliquien und Gebeine der Heiligen nach dem achten Jahrhundert gar häufig in Teutschland gebracht wurden, eigentlich an. Als das Stift Cyriaci angelegt ward, stund Tomi mit seinem Bezirke, unter der constantinopolitanischen Kirche, einer Kirche, mit welcher der Oberbischof zu Rom damals in einer Kirchentrennung stund. Man muste von dem Stiftspatron einige Leibesreste haben, wenn er Hülfe leisten sollte, und das Amt eines Patrons zu behaupten würdig geschäzt wurde. Diese legte man in die Mitte des Hauptaltars, mit einem bischöflichen Siegel, so auf ein kurzes Pergament abgedrukt wurde, auf daß iedermann bei der Eröfnung des oben eingemauerten und darüber eingekitteten Steins, überführt werden könnte, man habe in die Reste der Knochen des Heiligen keinen Zweifel zu sezen. Ob man aber allezeit ächte Reliquien von Rom anderst wohin gesendet habe, oder ob man zufrieden gewesen, wenn sie mit heiligem Wasser besprenget, und mit dem Namen eines gewissen Heiligen beleget worden, will ich hieselbst nicht ausmachen. Johann Mabillon hat unter einem erdichteten Namen einen Brief de cultu ignotorem Sanctorum geschrieben, und von der zweiten Art seinem Leser einen aufgeklärten Begrif beizubringen gesucht. Man darf vermuthen, daß er eine genaue Nachricht von dem, was er geschrieben, gehabt habe. Es gab über dessen Brief zu Rom einige Bewegung, und man wollte ihm bei der Congregation der Kirchengebräuche etwas darauf antworten. Allein die Sache ward bald darauf auf ein ehrwürdiges Stillschweigen begraben. Es schien nicht rathsam zu seyn, eine Sache, welche gar geheim ausgeübet war, an das Licht zu ziehen, und allzugenau zu untersuchen. Wir weisen übrigens den Leser zu dem andern Theil, und legen demselben einige Abrisse von der Marter dieser Heiligen hier neben vor Augen.

Nachricht von der Torferde zum Brennen, und wie solche in dem Herzogthum Würtemberg entdekt worden?

(Genommen, aus Select. phys. œcon.)

Ich halte davor, es seye dieses einer besondern Vorsehung GOttes zuzuschreiben, daß er diejenige Oerter, wo Holz mangelt, mit Torf versehen; eben dieser gütigen Vorsehung hat man es auch zu danken, daß da aller Orten das Holz genau zusammen gehet, und theuer wird, auch gegenwärtig hin und wieder, in dem Wittenbergischen zumal, Torf entdekt worden. Wollte man dagegen einwenden, daß schon vor Jahren, und nicht erst jezo diese Entdekung geschehen, so ist doch solches mehr als eine Sage herum gegangen, niemalen aber mit Ernst daran gedacht worden, oder daß man expresse dieses nüzliche Ding aufgesucht hätte.

Herr



Herr Johann Hartmann Degner hat in seinem besondern Tractätlein, welches Anno 1731. aus dem Lateinischen übersezt, in 8. unter dem Titel: Teutschlands neue entdekte Goldgrube heraus gekommen, hievon geschrieben, und diese Materie ex professo abgehandelt, anbei die Namen und deren Derivation aus vielen Sprachen angeführt. Man verstehet aber unter Torf oder Turf eine Gattung Erde, so in Stüken, als kleine Bachensteine, 6. Zoll lang, und 3. Zoll dik, auch kleiner ausgestochen, an der Luft getroknet, und in einigen Ländern statt des Holzes zur Feurung angewendet wird. Wovon eigentlich diese Art Erde erzeuget, darüber seyn die Autores nicht einig; und können folgende zerschiedene Meinungen hier mitgetheit werden:

Herr Degner sezet pag. 73. 1) glauben verschiedene, die Torfmaterie seye nichts anders, als eine Versammlung von Rinden, Zweigen, Wurzeln, Blättern und andern holzhaften Theilen, der Bäume und ganzer Wälder, welche durch eine Uberschwemmung untergangen, und unter dem Schlamm verfaulet, nachdem sie mit Gras, Stoppeln, Stroh, Rohr, Binsen ꝛc. vermischt allmählig zu einer solchen Materie verwachsen.

2) Hält man davor, es sey der Torf ein harzigt sumpfigte Erde, so mit Stüken und Zweigen von Bäumen, die von dem Wasser vermodert, mit Strohhalmen und anderen bituminosen Theilen vermischt worden, welche, wenn sie einmal ausgegraben, in Ewigkeit nicht wieder nachwachse. Gleichwie aber solche aus allerlei Holz bestehe, so wären es doch mehrentheils Fichten, Tannen und dergleichen, welche unter dem Schlamm und Sumpf verfaulet, woraus dann mit Vermischung der Erde und des Schlammes dergleichen Erdschollen entstanden.

Die 3) Meinung ist, als ob solche Torfmaterie aus denen Blättern, Aestlein und Pflanzen, aus denen in der Nähe gelegenen Waldungen in langer Zeit und vielen Jahren durch die herabgeschossene Wasser, nach dergleichen niedrige Oerter geführt, daselbst zur morastigen, sumpfigten Erde, und mit denen darein gemischten Rohr durch Länge der Zeit zu einer solchen Substanz und Wesen verwandelt worden.

Die 4) Meinung hat Simon Stevinus, und sagt belobter Herr Degner: Er will uns überreden, der Torf seye nur eine schwarze, feiste, schwefelichte, bituminose Erde, so aus verfaultem Holz entsprossen, und an die niedrige Orte solcher gestalt zu Hauf gebracht: indem fast allenthalben, sowohl in magern, sandigten, als fetten, leimichten Landschaften, allerlei Gattungen Pflanzen hervor wachsen, deren Früchte und Blätter, jährlich abfallen, und durch die darauf erfolgte Fäulung, zu einer schwarzen, fetten Erde werden, welche hernach durch die Regenwesser, abgespühlet, solchergestalt von erhabenen in niedrige Gegenden geführet, endlich durch Länge der Zeit, die tiefe Oerter ausfüllen, und den Torfgrund ausmachen. Dieses will er mit dem Experiment beweisen: wann man über schwarze Erde Wasser giesse, solche damit auswachse, das schwarze Wasser absondere, und also damit continuire, bis alle Schwärze vom Sand geschieden worden, so würde man diese schwarze ausgetroknete Materie schwefelhafter Natur zu seyn, bemerken; wie auch, daß sie brenne, und also einerlei mit dem Torf ausmache, oder demselben gänzlich gleich komme: welches dann, nach belobten Auto-

ris Meinung, die Ursach, daß der Torf öfters, auch in ebenen Landen so tief unter der Erde gefunden werde.

5) Halten einige davor: daß solche Torflage gleich von Anfang der Schöpfung also von dem Schöpfer bereitet seye, als welcher aus Göttlicher Vorsehung und Gütigkeit, dieserlei Oerter vor andern mit solcher Art Erde begabet, daß sie sich derselben wegen Mangel des Holzes bedienen sollten, welche Erde, ob sie schon einmal, aber nicht ganz von dem Grund aus, und von ihrer Zeugungsmutter weggegraben, dennoch durch Uberschwemmung vom Gewitter, oder andere Zufälle, ja auch durch Fleis der Menschen mit der Zeit, zu eben dergleichen Substanz wieder anwachsen, oder verwandelt werden könnte.

Andere halten 6) davor, daß diejenige Oerter, wo Torf gefunden würde, gleich als mineralische Adern oder Gänge anzusehen seyen, wie Levinus Lemnius de occultis naturæ miraculis anführet.

7) Glauben die Holländer, der Torf seye ein Auswurf der See, welcher so lang hin und her geschwommen, bis er endlich an diejenige Oerter, wo er gefunden wird, ausgeworfen worden; Sie wollen solches damit beweisen: daß auch noch bei Antwerpen, auf dem Boden der See 10. 20. bis 25. Fus tief, mit denen Ankern dergleichen Torfmaterie aufgezogen, ja daß auch selbst nach Sturmwettern auf der See, viele Stüke solcher Materie am Strand liegend, oder auf der See schwimmend angemerket würden.

Endlich finden sich auch 8) einige, welche den Torf, als ein selbst wachsendes, vegetabilisches Wesen achten, und glauben, daß derselbe eine besondere Art Pflanzen seye, welche in denen sumpfichten Orten wachsen.

Man müste den ganzen Tractat abschreiben, um alle vorgesezte Meinungen von dem Ursprung des Torfes zu widerlegen; Herr Degner macht den Schluss, daß der Torf weder aus einer Materie oder Uberbleibung eines verfaulten Holzes, seinen Ursprung habe, noch daraus zusammen gesezt seyn könne; Ferner daß selbiger am allerwenigsten eine Erde von mineralischer Substanz seye, auch nicht zu denen mineralischen Erden könne gerechnet, noch füglich eine Erde genannt werden.

Schokius leget dem Torf den Namen Cespes bituminosus bei, als ob von dem bitumine oder Erdpech unter diesen Wasen seye, und derselbige, eigentlich, seine mehreste brennliche Eigenschaft, von diesen habe: Herr Degner aber widerspricht solches mit wahrscheinlichen Gründen, worunter der vornehmste: daß die Wasser in denen Sümpfen, wo Torf wächset, nicht bitter seyen, wie die so mit bitumine imprægnirt, sondern ganz süsse erfunden würden.

Es will auch erstbelobter Herr Autor den Torf vor keinen Auswurf des Meeres halten, und ob man schon nach grossen Uberschwemmungen der See gefunden, daß diese Torfmaterie an den Stauden und Bäumen hangen bleiben; so wäre es doch nicht als ein in der See gezeugtes, wohl aber von der Fluth abgerissenes Ding, anzusehen.

Wir wollen es nach der Ordnung nehmen, und so viel möglich, zeigen, was der Torf seye, und woraus er seinen Ursprung habe. Der Torf unterscheidet sich gar sehr nach seiner Farbe, Consistenz und Dauerhaftigkeit im Feuer: Man findet dessen eine Art, welcher als von grobem Stroh oder Riedgras durchwachsen aussiehet, sehr leicht ist, bald Feuer fängt, aber auch bald verbrennet. Diese Art Torf liegt allezeit oben, und ist nichts, als ein Moos, welches halb verweset, und entweder mit seinen eigenen Wurzeln, oder einem Gewächse Heide genannt, vermischet ist; deswegen Heu-

turf,

urf, Heideturf genennet, und nur von enen Bekern und Bierbräuern in Hol- and gebraucht wird.

An andern Orten gleichet er einer arten, moosichten Substanz, und wird öthlich erfunden; wann er aber troken vorden, so ändert er die Farbe, und ällt in das Graue, und dieser ist schwe- er als der erstere.

Die dritte Art ist roth, gleich als nit Gerberlohe oder Stükgen von Holz urchwachsen; diese bleibt auch bei dem roknen röthlich oder braun.

Die vierte Gattung ist schwarz, et- was schwehrer, als die vorhergehende. Wann er troken mit dem Microscopio be- rachtet wird, hat er hin und her schwar- e Puncte, als ob Bitumen darinnen wä- e: Die Fasern oder Wurzeln seynd zär- er als in den übrigen, und die ganze Mas- a ist überhaupt dichter und vester beisam- nen, als in andern vorhergehenden Arten.

Der erste oder der sehr leichte und chwammichte Turf von Riedgras und Moosicht, ist wie oben schon gedacht, ine der geringsten Gattung, wird auch nehrern theils zu oberst, wo Torf ist, efunden.

Der zweite, welcher bei dem troknen rau oder weis, und bei dem Anfühlen ls sandigt erfunden wird, hat zwar den ehmlichen Ursprung, das ist, Moos, ber die dabeistehende Wasser führen Duchstein, und überziehen oder füllen die leine Moosröhrlein mit dieser duchstein- rtigen Erde an, wovon der Torf nach em troknen weis aussiehet, und sandicht nzufühlen ist. Deswegen er viel der- leichen Asche nach dem Verbrennen über- ässet. Dieser hält aber doch lang im Feuer, und gibt eine Art Kohlen, weilen er daran hangende Duchstein verhin- ert, daß solche Turfstüke nicht sogleich zu- ammen fallen, und in Asche gehen, als wie er erstere sehr leicht- und schwamichte.

Die dritte Art, als mit Gerberlohe oder mit Holz durchwachsen, wird we- gen der Farbe von einigen rother oder brauner Torf genennet: ist besser als die zwei vorher beschriebene, brennet gern, gibt eine Kohle, und eine rothe mit grau melirte Asche.

Allen diesen aber gehet der schwarze, als die vierte Gattung vor, welcher zwar nicht so leicht anbrennet, aber, wann er einmal erhizet, oder Feuer gefangen hat, solches lange behält, eine gute und lang daurende Kohle gibt, endlich ein wenig Asche, welche weisgrau aussiehet, hin- herlässet.

Diese vielerlei Arten Torf hat man bishero in dem Herzogthum Würtemberg entdekt, und zwar den leztern an einem Ort, wo das oben aufwachsende gute Gras, denselben nimmermehr vermu- thend machte, noch weniger die daran stossende Aeker einige Anzeige darzu zu ge- ben schienen. Das einige Merkmal ist die schwarze Mohrerde und der zitteren- de Boden.

In denen Leipziger Sammlungen 40sten Stük pag. 368. werden zur Erläu- terung des öfters allegirten Degnerischen Tractats 14. Sorten oder Arten von Torf angeführt, und in 3. Classen, als 1) in allerhand Sorten Hagetorfs, 2) aller- hand Arten Dargtorfs, 3) allerhand Arten unreiffen Torfs, braun oder weis, eingetheilet.

I. Zu Hagetorf wird gerechnet: 1) Greemann oder klibberichter Hage, als der beste zum Brennen. 2) Ordinari Ha- getorf, 3) Spalttorf, 4) Tasttorf. II. Unter Dargtorf gehört 1) Grünlandtorf aus Wiesen, 2) Grünlandstorf, welche wegen vieles Salzes einen üblen Ge- ruch hat, und deswegen Stinktorf ge- nannt wird. 3) Dargtorf aus vermo- dertem Holz, 4) Dargtorf aus vermoder- tem Schilf, 5) Dargtorf aus vermoder- tem Moos, 6) Torf mit blauer Farbe ver-

mischt,

mischt, 7. Turf mit gelber Farbe. III. Zum unreifen Torf gehört 1) brauner Torf, welcher über dem Hag- oder Dargtorf zu liegen pflegt, 2) weisgrauer Torf, welcher noch über dem braunen Torf sich befindet, 3) Moostorf, welcher ganz oben lieget.

Nun sollte man auch sagen, was dann der Torf ursprünglich wäre, davon aber hat man verschiedene Meinungen, wie allbereit in vorhergehendem gedacht worden, die wahrscheinlichste unter allen ist folgende:

Der Torf ist kein besonderes Geschöpfe, sondern es wird derselbe mit der Zeit von verschiedenen Arten der Gewächse oder Vegetabilien, mit Beitritt eines sauren, fetten, dem Schwefel oder Erdpech gleichenden Wesens, in diese Erdart verwandelt.

Das vornehmste oder erste Stük der Vegetabilien, so sich zur Torfgeneration schiket, ist ein Moos oder muscus terrestris, von einigen stellatus oder caudatus, caule alato præditus genennt, wie selbigen der berühmte Naturkündiger D. Scheuchzer in seinem Itin. alpin. Tom. I. p. m. 43. beschreibet; auch in dem allegirten Ort der Leipziger Sammlungen, vor den ersten Ursprung des Torfes gehalten wird. Unter oder bei diesem Moos wächset vielfältig Heide, eine Pflanze, welche bei denen Botanicis Erica heisset; dann auch eine andere Art vegetabilis repentis, welches eine Frucht bringet, bestehend in rothen Beeren, von gutem sauerlechtem Geschmak, fast einer wohl reiffen Berberis oder Weinnägelein, (Erbselen-) Frucht ähnlich, welche daher von denen Botanicis Oxycoccos genennet wird. Ich habe die Blühte nicht gesehen. Linnäus aber beschreibt solche, sonst hätte ich dieses Gewächs nach dem Laub und dessen Geschmak myrtum palustrem genennt; der gemeine Mann nennet selbige, weilen die Pflanze unter dem Moos verborgen, die Frucht aber oben darauf lieget, Moosbeer.

Dieses Gewächse macht mit dem Moos kleine Hügel, als ob selbige von Maulwürfen aufgeworfen wären, und hat es auf dem Schwarzwald Gegenden, ex. gr. auf dem sogenannten Hermannsmoos, ohnweit dem abgegangenen Enzcloster, und 3. Stunden von dem berühmten Wildbad, woselbst man über Fus tief in dem Moos waaden mus, und dieses als mit Beeren übersäet antrift.

In dieser lezten Gegend, nemlich oberhalb des Wildbads, zwischen denen beeden Flüssen Enz und Murg, ist ein grosses Gebürg, welches, nach dem Weg, welchen man von dem Wildbad dahin macht zu rechnen, wohl 400. Lachter hoch seyn mag; Auf diesem Gebürg findet sich eine grosse Ebene, von etlich 1000. Morgen Landes, welche allesamt mit dergleichen Moos, wie im vorhergehenden gedacht, überdekt ist, und nur hin und her gleichsam einen Gipfel von einem Tannenbaum zeiget.

Es ist sehr beschwerlich vor Menschen, über diesen Plaz zu passiren, weilen man nicht allein sehr tief in dem Moos waaden, sondern auch allerdings in Sorgen stehen mus, gar zu versinken: dann es ist gleichsam ein Meer von Moos, und hat sich das Schnee- und Regenwasser hieselbst etliche Reservoirs gemacht, wovon das gröste über 30. Morgen Landes, dem Augenmas nach, seyn, und noch zwei kleinere, deren jedes nur einen bis zwei Morgen Landes einnehmen mag. Vor hohes Wild und Pferde aber, halte fast vor unmöglich, daß solche dieses Moos, ohne darinn steken zu bleiben, betretten könnten.

Die Gegend selbst ist wild und unfruchtbar, so daß ich mich nicht erinnere, in einer Zeit von vier Stunden, als lange mich an diesem Ort aufgehalten, eine lebendige Creatur, als etlich kleine Käfer, gesehen zu haben. Der Plaz wird bei dem wilden See genannt. Einen wil-

wilden See aber nennen unsere Landsleute, nicht allein solchen, welcher an einem wilden Ort lieget, sondern auch den, welcher weder augenscheinlichen Zu- oder Abflus hat.

Dieser wilde See (dann weilen die beede kleine mit dem grossen in keine Vergleichung kommen, spricht man nur im singulari) wurde ehemalen vor unergründlich gehalten, aber als, nach der Relation unserer Begleitere, Sr. Hochfürstl. Durchl. Herzog Eberhard Ludwig glor. mem. vom Wildbad einen kleinen Floz dahin bringen, und selbigen durch die Flözer befahren, und sondiren lassen, hat man gefunden, daß er nur 15. bis 18. Fus tief; und eben dieses hat sich auch bei dem Bohren, da wir nemlich mit dem Torfbohrer in der Nähe dieses Sees an etlichen Orten gebohret, und in 16. Fus Tiefe gekommen, verificiret; unter dem Torf ist ein grauer, vester Letten, und unter diesem ein röthliches Sandgebürg, welche beede das Einsinken des Wassers aufhalten.

Der grosse See sowohl als die kleinere haben ein hohes Ufer; ich glaube aber, daß sich dieselbe in dem Frühjahr von dem Schnee und Regen höher anfüllen, wie solches das hinabhangende Moos vermuthen macht.

Es ist gefährlich, ganz nahe zu diesen Seen zu kommen, damit man nicht mit dem Moos hinab in das Wasser sinke, doch da wir Leute genug hatten, folglich einer den andern secundiren konte, als wollte man doch das Wasser von diesem See versuchen, dahero sich einer auf den Bauch gelegt, und von den andern gehalten, ein Glas Wasser, welches ganz lauter und hell aussahe, herauf brachte.

Es ist auch an demselben nicht das mindeste mineralisch oder Sumpf-artiges zu schmeken, sondern es kommt in allem einem Regen- oder Schneewasser, als von welchen es auch unfehlbar, und nicht von Quellen sein Herkommen hat, überein.

Hier an diesem Ort kan man klärlich zeigen, daß die Turfmaterie ein Moos seye; wann mich meine Augen nicht betrogen, so hat mich bedünkt, daß dieser grosse und etlich tausend Morgen Landes ausmachende Plaz etwas tiefer liege, und vielleicht vor Seculis ganz ein See oder stehendes Wasser gewesen, successive aber also von dem neben zu wachsenden Moos, welches sowol in die Breite als Tiefe und Höhe fortgeloffen, ausgefüllet, überzogen, und bis auf die gegenwärtige kleine Seen, in Ansehung des grossen vormaligen Raums, welchen das Wasser eingenomen, also concentrirt und abgetheilt worden.

Wird das obere, noch grünende Moos, welches etwan anderthalb Fus ausmacht, hinweg geräumt, so findet sich der leichte und zuerst gedachte Turf, etwan 3. bis 4. Fus hoch; diesen, weil er ganz schwammicht ist, will der Bohrer nicht angreiffen.

Nach diesem wird es etwas vester, und der Torf zeigt sich als ein zarter Moder oder Gemülme mit Stielen und Stengeln von dem Moos durchwachsen, zwei bis drei Fus. Nach diesem hatte der Bohrer Stüke Holz oder Holzwurzel, Finger- und Daumendik, welches vor Forchen- oder Tannenholz erkannt wurde, nebst einer Art Gemülme, als Gerberloh herausgebracht, und dieses bis 6. Fus tief meistens einerlei; Diesem folgte blauer, zarter Letten, etwan ein Fus hoch, und hierauf rother Sand und Felsen.

Diese Strata haben sich beständig also gefunden, ob wir schon bis 1000. Schritte von einander die Probe sowohl West- als Ostwärts gemacht, (dann an den beiden Seiten gegen Nord und Süden, konnte man wegen Mangel der nöthigen Bretter, um darauf vest zu stehen, nicht bohren,) hier aber in der Mitte ist in vorigen

Kriegszeiten ein Weg um der Passage willen, von dem Enzthal in das Murgthal zu kommen, aufgeschlagen, und mit Balken belegt worden.

Ich glaube das Moos habe, als eine kriechende Pflanze von allen Seiten sich ausgebreitet, und also anfänglich den See oder Sumpf überdekt, dieses hat sowohl über als unter sich gewachsen, und endlich die ganze Tiefe ausgefüllt, da dann nothwendig das untere wegen Mangel der Luft völlig, besonders das an denen Stengeln stehende grasichte oder blätterichte Theil abgestanden, und mit denen holzigten Theilen dasjenige, was man Torf nennet, formirt.

Ja ich wollte fast glauben, es wären auch ehemalen auf diesem Plaz Bäume gestanden, welche vom Wind umgeworfen worden, der Plaz aber als ein Erdfall eingesunken. Das erstere machen mich glauben die Stüke Holz, welche man noch unverwesen heraus gebohrt, und auch die Art Torfes in der Tiefe, so dem Gerberlohe an der Gestalt nahe kommt; dann auch, daß hin und wieder kleine Tannenbäume, welche sich ausbreiten, aber wenig in die Höhe wachsen, meist von dem Moos bedekt seyn, hervor sehen, als ob solche nur die Gipfel von denen versunkenen oder in der Tiefe stehenden wären.

Noch einen andern Beweis, daß der Turf aus Moos entstehe, habe in dem untern Theil des Würtembergerlandes bei dem Fleken Dertingen gefunden: Die Innwohner nennen den Plaz nach Holländischer Mundart Bruch oder Broek. Es ist ein sumpfichter Flek, nicht mehr als etwan 10. bis 12. Morgen Landes ausmachend: Auf diesem hat es einen ebenen erhabenen Ort, etwan 1. bis 2. Ruthen in das Gevierte, worauf würklich Duchsteine, oder, wann man es recht betrachtet, pertrificirtes Moos gefunden wird. Wann man die obere mooschte Erde, welche hin und wieder mit Plantis palustribus, als dem oben genannten Musco stellato, Menthastro &c. bewachsen ist, beiseit räumete, so folgte Turf, welcher an Farbe bräunlicht oder röthlich aussiehet. Darunter hat es Wurzeln von Rohr, welche zum Theil frisch, und als noch in vollkommenem Wachsthum seyn.

Es ist dieser Torf sandigt anzufühlen, und wird, wann man in troknet, weisgrau; Betrachtet man ihn durch das Microscopium, so erkennet man ihn vor ein vermodertes Moos mit Sand bestreut.

Er ist schwehrer, als der vorgemelde von dem wilden See, und dieses vermuthlich von der Duchsteinartigen Erde, welche sich daran gehenkt, und die kleine Röhrlein und Aestlein des Mooses ausgefüllet hat.

Man observiret fast durchgehends, daß der Torf in der Tiefe besser, als der obere unter dem Waasen; Hieselbst ligt er in allem 6. Fus hoch, und in dem vierten Fustiefe ist er am allerbesten. Nach diesem 6. Fus hoch liegenden Torf, folget 2. Fus hoch, nach Vitriol schmekender blauer Letten, und unter diesem 4. Fus hoch Mohrerde mit kleinen Schneken melirt. Sowohl die Mohrerde als der Torf riechet stark nach Schwefel.

Erst beschriebener Torf bestehet nicht aus einerlei Pflanzen oder Gewächsen, dann es finden sich auch, wie oben gemeldet, starke Wurzeln von Rohr und Binsen darunter, so daß es alle Anzeigen hat, als wäre hieselbst ehemalen eine Tiefe gewesen, welche sich theils durch Uberschwemmung, theils durch Uberwachsung mit Moos und anderen Kräutern eingefüllet, gleichwie es durchgehends an allen Orten des Landes, wo Torf, er mag hoch oder tief liegen, observirt wird.

Es ist in dem Kirchheimer Amt auf einer Höhe, unweit dem Dörflein Hepsisau, ein District von ungefehr 55. bis 60.

Mor-

Morgen gros, von welchem man eine Tradition hat, daß eine Stadt daselbst versunken seye, wovon aber in denen Würtembergischen alt- und neuen Nachrichten nichts zu finden; Doch hat es in dieser Gegend und gleich nächst daran zwei Erdfälle, und also könnte von diesem grossen Plaz ebenfalls dergleichen vermuthet werden; ob aber eine Stadt hieselbst gewesen, lässet man dahin gestellet seyn.

Hiebei ist zu merken, daß diese Erdfälle in dem Würtembergerland, besonders auf denen Höhen und Gebürgen, welche Kalchstein haben, sehr gemein. Die Ursach mag seyn, daß der Kalchstein sich in dem Wasser auflöset, wovon grosse Höhlen entstehen, welche sodann einsinken, und diese sogenañte Erdfälle machen.

Erst gemelder Plaz scheinet gegen die übrige Gegend etwas erhaben zu seyn, ist moosicht, und wachsen einige Birkenstauden darauf, an allen Orten aber ist Torf; jedoch nicht von gleicher Höhe oder Tiefe, so daß er an theils Orten 4. 6. 8. und 12. Fus hoch, theils Orten noch höher ligt; kommt abermalen mit einem Moosgewächse überein, und hat in der Tiefe ebenfalls Holz, zu Zoll stark.

Der Würtembergische zu dem Tuttlinger Amt gehörige Fleken Schwenningen, ist nicht nur darum merkwürdig, daß hieselbst der berühmte Neccarstrohm, seinen Ursprung nimmt, sondern ins besondere auch, wegen eines grossen öden Plazes, der vor so viel Morgen, als Tage im Jahr seyn, angegeben wird, und worauf nichts, als Heide und Moos wächset, ob man auch schon ein grosses Stük davon mit Gräben durchschnitten, und die Anwohner solchen wegen des schönen schwarzen Grundes (welcher aber nur Mohrerde) mit verschiedenen Arten Früchte besäet, und zu einer guten Ernde sich Hofnung gemacht haben.

Dieser ganze Flek ist nichts anders als Torf, welcher 14. bis 15. Fus tief in die Tiefe sezet. Unter diesen lieget ebenfalls ein schöner zarter blauer Letten, welcher nach Vitriol schmekt; wie hoch dieser Letten, und was nach solchem folget, habe nicht erfahren können, weilen der Bohrer nur 18. Fus lang gewesen, und ob man schon bis an das Creuz gebohrt, so hat sich doch der Letten nicht verändert.

Dieser Torf hat abermalen besonders in der Höhe alle Merkmale, daß er Moos gewesen, in der Tiefe aber wird er stärker mit Wurzeln durchzogen, ja man findet auch Stüken Holz darunter.

Der Plaz leget, wie vor gedacht, auch sehr hoch, und wo man nach dem Neccarstrohm, welcher gar nicht weit, und nur etliche hundert Schritt von diesem Ort, etwas tiefer, als dieses Moos ligt, nivelliren sollte, würde eine unglaubliche Tiefe bis nach Canstatt heraus kommen.

Bishero habe nur von dem rothen und grauen Torf die Erzehlung gemacht, wobei aus allen Umständen sich gezeiget, daß er seinen wahren Ursprung aus dem Moos habe; nun aber komme an einen Ort, wo der beste Torf, welchen man noch in dem Würtembergischen Land entdekt, woselbst von aussen keine Anzeige darzu sich äussert, auch weit und breit kein Moos gefunden wird.

Es ist dieses eine grosse, in 130. Morgen bestehende schöne Wiese, in einem kleinen Thal bei dem Städtlein Sindelfingen; der Waasen und oben auf liegende fruchtbare Erde sind kaum 2. Fus hoch: darauf folgt anderthalb Fus grauer Letten, und nach diesem 12. Fus Torf, sodann wieder der gewöhnliche blaulechte Letten.

Es wechselt zwar ab, und ist bald ein Fus hoch Torf mehr oder weniger; doch dieses ist ein wie das andere mal, daß der Torf, besonders derjenige, welcher aus der Tiefe kommt, und dem nach

Vitriol schmekenden Letten am nächsten ist, stark nach Schwefel riecht, ganz zarter Textur, als von Moos ohne Stengel und schwarz an Farbe erfunden wird.

Diese Art Torf ist, wann sie troken worden, etwas schwehrer, als die andern, brennt gern, gibt eine Kohle, welche langsam ausglühet, nicht auslöschet, und doch wenig weisgraue Asche hinterlässet.

Besiehet man diesen Sindelfinger Torf durch das Microscopium, so findet man hin und wieder kleine, schwarze, glänzende Puncte, als Bitumen, darinnen.

Sowohl hier, als bei Gochsheim, habe observirt, daß die Gränzen (Limites) der Torf producirenden Gegenden eine zarte Erde haben, welche mit der Tripelerde übereinkommt; besonders zu Sindelfingen seynd die Gräben an denen Aekern gegen Mitternacht voll, von dieser Trippelerde.

Ich bin der gänzlichen Meinung, daß allhier, wie es auch der Augenschein ergibt, eine Tiefe gewesen, welche mit Moos überwachsen, und nach und nach von denen daran stossenden Feldern durch den Regen und Wassergüsse die fruchtbare Erde abgeschwemmet, und dieser sonst unfruchtbare Plaz damit bedeket worden: glaube aber doch, daß der blaue Letten, welcher allezeit ein acidum vitriolicum bei sich führet, und die mit der Schwefelsäure einerlei ist, mit Vereinigung des Oels oder Fettigkeit in denen Pflanzen, (wohin das Moos gehöret) ein besonderes schwefelhaftes oder vielmehr dem Bitumini oder Erdpech gleichendes Productum formire, wo nicht gar würklich dieses Bitumen, allbereit in natura sich dabei befindet.

Daß der Schwefel und Bitumen eine grosse Verwandschaft miteinander haben, könnte mit verschiedenen Gründen darthun; ich will aber nur das einige melden: daß bei dem Zaysenhauser Badwasser der schwefelichte Geruch mehr von dem Bitumine, als von dem Schwefel, oder doch wenigstens von beiden zugleich kommt.

Die ganze Gegend, wo das Zaysenhauser Bad stehet, ist Torf; es zittert der Boden, man kan mit einem Stok 10. bis 12. Fus tief hinab stechen, in der Tiefe von 6. 10. und 12. Fus ist würklicher Torf; das Wasser sezet in dem Kochen einen weissen Schaum, welcher, auf Kohlen gestreuet, brennet und als Schwefel und Bitumen riechet; wird solches Wasser destillirt, so riecht es nicht so wohl nach Schwefel, als nach Petroleum, und diese ausgestochene Erde gibt ebenfalls in der Deltillation ein Oel, als schwarzes Steinöl: woraus die Wahrheit erhellet, daß das vegetabilische oder Pflanzenreich mit dem mineralischen eine Verwandschaft habe, wie solches der seel. D. Henkel zu Freyberg in seinem Tractat: Flora Saturnizans, bewiesen hat.

Ich hoffe, aus dieser vorausgesezten Beschreibung werde dem Publico auch noch ein und anderer Nuzen entstehen; nemlich man wird an vielen Orten Torf finden, woran man gegenwärtig nicht gedacht hat, und der alltäglich zunehmende Holzmangel wird endlich auch die Einwohner derjenigen Provinzien, welche noch einen zimmlichen Vorrath an Holz haben, aufmerksam machen, daß sie sparsamer damit umgehen.

Es ist ein Vorurtheil, als ob der Torf Kopfwehe und überhaupt krank mache. Man siehet aber in denenjenigen Ländern, wo man sich des Torfes zu der Feuerung bedienet, genug alte Leute, und habe ich in Holland wenig über Kopfwehe klagen hören; aber die Machinen, als Oefen und Camine müssen darnach eingerichtet seyn, daß sich der Rauch und Geruch davon ausziehe: und wann aber ja der Torf einigen Schaden an der Gesundheit thun sollte, so wäre es mehr davon zu beförchten, wann das Frauenvolk selbigen in Häfen oder Feuerkästgen unter

die

die Füsse sezt, wie in Holland auch geschiehet, wovon sie dann Kopfwehe und andere Ungelegenheiten bekommen. Dieses aber thun auch die Holzkohlen, und nicht der Torf allein.

Noch weniger ist zu beförchten, daß die Luft davon angesteckt, und also Krankheiten verursachet würden; ja ich glaube vielmehr, daß dieses eher ein Mittel wäre, die böse Luft zu bessern, wann anderst solches in unsern bergichten Gegenden, da die Luft allezeit gesunder als an andern Orten ist, nöthig wäre.

Der Torf ist nicht allein eine vortrefliche Feuernuzung und Holzspahrung also rohe gebrannt, sondern man hat auch Mittel gefunden, denselben zu guten vesten Kohlen zu brennen, daß man sich deren zum Eisen schmelzen und dergleichen Feuerarbeit bedienen kan; besonders wann diese Torfkohlen mit andern Holzkohlen meliret werden.

Der Torf hat ferner das besondere, daß dessen Asche Eisen bei sich führet, und also wo er bei hohen oder Schmelzöfen gebraucht wird, ein ansehnliches von Eisen mehr heraus kommet, als wo die Erze mit Holzkohlen geschmelzet werden. Dieses ist abermalen ein Beweis, daß die Turfe etwas vom regno minerali bei sich führen; dann obschon alle Holzasche, besonders die von Eichenholz etwas Eisen führet, so ist es doch nicht in solcher Quantität, als die Torfasche: ja man wird mehrentheils bei denen Torfländern eine rothe Guhr sehen, oder ein Wasser antreffen, welches mit einer röthlichen Erde, als Ochra, melirt, und auf dem Wasser selbsten eine Haut von allerhand Regenbogenfarben, sich zeigen.

Zu chymischen Arbeiten, besonders in Digerir-Oefen, wo man ein gelindes und lang haltendes Feuer nöthig hat, ist der Torf allen andern vorzuziehen; dann eine grosse Torfkohle mit Aschen bedekt, kan bis acht Stunden eine beständige, gelinde Wärme geben, so daß man eine ganze Nacht nicht nach dem Feuer sehen, oder nachlegen darf, welches vor diejenige, welche etwas mehr als gemeine Laboranten seyn sollen, ein grosser Behülf ist.

Bei dem Troknen des Torfs ist besonders in Obacht zu nehmen, daß solches Troknen nicht von der Sonne oder anderer Wärme, sondern von der Luft geschehen solle: die Sonne überziehet die Oberfläche von denen Torfstüken nur mit einer Rinde, welches auch die Ofen- oder Stubenwärme thut, aber dardurch ziehet sich alle Feuchtigkeit innwendig hinein, und macht denselben lange unbrauchbar, die Luft und Winde hingegen ziehen stärker, und dringen in das innerste, daß das Troknen nicht allein viel leichter geschiehet, sondern auch der Torf besser wird.

Die Torfasche ist zwar nicht, wie andere Asche zur Laugen und Wäsche zu gebrauchen, aber jedoch ist selbige gut zur Besserung in die Weinberge und Felder.

Ich sehe schon von ferne, viele über den Geruch, welchen das Torfbrennen verursachet, die Nase aufziehen, und höre im Geist, daß man sagt, diese Feuerung werde Krankheiten bringen. Diesen Einwurf habe theils schon oben beantwortet, theils will nur noch dieses sagen: daß wann auch der Geruch anfänglich etwas widrig zu seyn scheinet, (dann er kommet demselbigen gleich, welcher entstehet, wann man auf dem Schwarzwald die Felder brennet,) so ist es nur um eine kurze Zeit zu thun, und wann dir Camine und Feuerheerde darnach gebauet, die Oefen gut und mit einem Rost, worauf der Torf brennet, versehen seynd, so fället alle diese Ungemächlichkeit vorhin weg. Wir wollen hier dieses Capitel schliessen, und den Leser in den andern Theil weisen, wo nicht allein von dem Holzmangel, denen neuen Kunstheerden und Oefen, sondern auch von der Turferde nüzliche Anmerkungen eingeruft worden seynd.

Kurze Anweisung, wie das Kühnholz aus dem Saamen aufzubringen.

Das erste ist, einen Vorrath von Saamen anzuschaffen, welcher folgendergestalt gewonnen wird: Es sizt der Saame, wie bekannt, in denen sogenannten Kienäpfeln, die man an den Zweigen hin und wieder antrift, und fällt im April, so bald warmer Sonnenschein sich einstellet, von selbst aus. Damit man nun nicht zu spät komme, mus man diese Kienäpfel ohnfehlbar im Merz, jedoch nachdem die Witterung beschaffen ist, von denen Zweigen abbrechen, und sich damit reichlich versehen. Man mus aber die Leute, so man darnach ausschikt, wohl unterrichten, daß sie keine alte bringen, aus welchen der Saame bereits ausgefallen ist, welches sonst von einem, der dis nicht verstehet, gar leicht versehen wird. Denn die alten Kienäpfel fallen nicht gleich den ersten Sommer ab, sondern bleiben noch bis ins folgende Jahr an den Zweigen hängen, man kan sie aber leicht aus der Stelle, die sie am Baum einnehmen, erkennen. Die guten sizen da, wo der jährige Schus anfängt, und haben also nur den Trieb vom vorigen Jahre über sich; die alten aber finden sich unter dem Triebe von 2. Jahren, und haben bereits im vorigen Sommer ihren Saamen von sich gegeben. Diese Triebe unterscheidet man an gewissen känntlichen Absäzen, und auch an den Zweigen, die daselbst zur Seite ausschiessen. So lange noch warm und troken Wetter ist, bleiben die alten Kienäpfel geöfnet, und klaffen weit von einander, aber im Winter ziehen sie sich von der Feuchtigkeit wieder zusammen, und sind so fest geschlossen, daß sie von denen guten dem äusserlichen Ansehen nach mit Mühe zu unterscheiden sind. Wer dieses bei dem Ablesen nicht beobachtet, der wird nebst den guten die Menge taube zusammen bringen, und also mit vielem Zeitverlust wenig Nuzen schaffen.

Wenn man nun ein gut Theil dieser Kienäpfel beisammen hat, mus man sie dahin bringen, daß sie sich aufthun, und den Saamen von sich geben: dieses nimmt man im April vor, wenn das Wetter anfängt warm zu werden. Um aber solchen Zwek am füglichsten zu erhalten, legt man einige Bretter unter freiem Himmel dichte an einander, und verstopft oder bedekt die Fugen dazwischen, daß der Saame nicht durchfallen kan, alsdenn schüttet man die Kienäpfel einer Hand hoch drauf, und macht um sie herum einen Rand, daß sie nicht herunter fallen, und daß auch der Wind den Saamen nicht wegführen kan. Man läst sie einige Tage in Thau, Regen und Sonnenschein liegen, denn wenn sie nas sind, und die Sonne drauf kommt, plazen die Schupen, daraus sie bestehen, sehr leicht, und man braucht weiter nichts dabei zu

thun

thun, als sie zuweilen umzurühren. Auf solche Art öfnen sie sich viel gewisser als wenn man sie in die warme Stube bringt, oder gar in den heissen Bakofen schüttet, da man in Gefahr stehen mus, daß viele Körner von der Hize allzustark angegriffen werden, und verdorren. Wenn man nun siehet, daß sie sich wohl geöfnet haben, thut man die Aepfel bei Seite, rühret den Saamen zwischen den Händen, daß die Flügel davon kommen, und hebet ihn zum Gebrauch auf.

Sodann ist man alsofort bedacht, ihn in die Erde zu bringen. Zu dem Ende läst man das Stüke Land, so man dazu bestimmet hat, umpflügen, hernach die Fahren mit der Ege wieder zustreichen, damit die Körner sich darinn nicht verfallen, und auf Klumpen bei einander liegen bleiben, säet alsdenn den Saamen drauf aus, und läst hier noch ein paar mal mit der Ege drüber fahren, damit er nur einigermassen mit der Erde vermischet werde.

Das Umpflügen ist hauptsächlich nöthig, wenn man einen Flek vor sich hat, der in langer Zeit nicht unterm Pflug gewesen ist. Solch Land sezt sich endlich gar dichte aufeinander, ist auch wohl hin und wieder bemooset; daher ihm das Auflokern sehr dienlich ist, weil alsdenn die anfänglich gar zarte Wurzeln des Saamens desto leichter eindringen können, auch an dem Moose, der mit dem Pflug untergebracht worden, keine Hindernis finden, Erde zu fassen. Hätte man aber einen Grund erwehlet, der bisher Aker gewesen, und derselbe bestünde aus leichtem Lande, so weder bewachsen noch bemooset ware, so würde das Umpflügen überflüssig seyn, und man könnte den Saamen ohne fernere Zubereitung sicher drauf aussehen, und hernach blos mit Egen überfahren lassen. Ich zweifle nicht, daß auch die Aussaat füglich im Herbst geschehen könnte, wiewol ich es nicht selbst versuchet habe. Der Saame hat ein harzigtes Wesen, und kan nicht ertrieren. Man müste zu dem Ende ihn bis in Herbst aufheben; ich sehe aber nicht, warum man sich Mühe machen, und der Sorge, ihn vor allen Schaden bis dahin zu bewahren, unterwerffen wolte. Wenn er im Frühjahre gesäet worden, so findet man, daß er in wenig Wochen aufgegangen ist.

Insgemein berichtet man, daß der Saame dike gesäet werden müsse, es hat auch dieses seinen guten Grund, der oben bereits angeführet ist, indessen mus es doch mit Uberlegung geschehen, damit man den Saamen, der Mühe gekostet hat, nicht unnöthig verschwende, und damit beim Wachsen nicht eins dem andern hindere, noch die Nahrung benehme. Man mus nicht aus der Acht lassen, daß man Bäume zeugen wolle, die doch wohl mehr Plaz als etwa Kornhalmen erfordern. Ich

habe

habe gefunden, daß wenn man auf einen Flek Land, darauf 1. schl. Roggen fällt, eine Meze Saamen mit 3. Fingern ausstreuet, solcher damit überflüssig dike besäet sey. Wenn ein Korn einen Fus weit oder noch etwas weiter von dem andern aufgehet, so ist es am besten, denn wenn es anfangs Raum hat, Nebenzweige zu treiben, so erlangen diese junge Bäume dadurch gleich anfangs einige Stärke, werden diker und treiben Nebenwurzeln, dadurch kommen sie in den Stand, wenn sie an zu schiessen fangen, desto kräftiger in die Höhe zu gehen. Die kleine Nebenzweige, die sie anfangs gemacht, vergehen alsdenn von selbst, weil vor sie kein Raum mehr übrig ist, um sich weiter auszubreiten.

Wenn der Flek, so besäet wird, eine ansehnliche Grösse hat, so ist dienlich, ihn durch Gänge wenigstens von 12. Fus breit, in gewisse Quartiere einzutheilen, und diese Gänge unbesäet zu lassen, auch allezeit rein zu halten. Sie haben mehr als einen Nuzen. Denn wenn unversehens an einem Orte Feuer entstehet, kan man es hiedurch einschränken, daß es nicht das ganze Gehölze durchlauffen kan. Wenn man Streuling oder abgestanden Holz draus zu holen hat, kan man besser allenthalben dazu kommen, und bei anzustellenden Jagden sind diese Durchschnitte unentbehrlich, wie denen, welche damit umgehen, bekannt genug.

Daß dieser junge Zuwachs mit dem Viehtrieb verschonet werden müsse, und zwar so lange, bis er so gros geworden, daß er weder zertretten noch oben abgefressen werden kan, wird ein jeder von selbst ermessen. Weiter kan man ihm sonst nicht helffen, sondern mus den Wachsthum der gütigen Natur überlassen. Es wollen zwar einige daß man diese junge Bäume, wenn sie etwas erwachsen sind, auspuzen, und die untern Zweige abnehmen solle, damit der Saft sich darinne nicht ohne Nuzen aufhalten, sondern besser in die Höhe gehen möge; andere hingegen widersprechen hierinne, und meynen, daß alles Schneiden ihnen schädlich sey, weil der Saft gar zu häufig aus dem Schnitt weglauffe, und der Harz hindere, daß die Wunde nicht überwachsen könne. Um meine Meinung hiervon zu sagen, so habe zwar nicht gefunden, daß das Abhauen der untersten Zweige, wenn die Bäume bereits in vollem Schiessen waren, ihnen im geringsten geschadet hätte, indessen habe doch auch keine merkliche Vermehrung des Triebes darnach verspüret, und es würde also der davon gehofte Nuzen, der grossen Arbeit, die man sich solchergestalt mit einem ganzen Gehölze machte, nicht gleich kommen. Im Gegentheil wollte ich vielmehr rathen, daß man an solchen Orten, wo sich viel roth Wild aufhält, dieses Auspuzen viel sicherer unterliese: denn dieses Wild hat die Gewohnheit,

sein

sein Gehörne an solchen jungen Bäumen abzuschlagen oder zu reiben, und sie dadurch jämmerlich zu schinden, auch wohl die junge saftige Rinde gar mit den Zähnen abzuschälen; wodurch denn mancher Baum im besten Wachsthum verderben mus, oder doch einen unheilbaren Schaden davon trägt. Wenn sie nun ein solch Gehölze ausgepuzt finden, können diese Thiere desto leichter allenthalben dazu, dahingegen die in einander gewachsene Zweige sie davon abhalten. Mit der Zeit verläst der Saft diese Zweige von selbst, daß sie vertroknen, da sie denn auch bald verstoken, und von dem Baum selbst abgestossen werden, so daß man endlich keine Spur findet, wo sie gesessen haben.

Schlüslich kan ich allen und jeden, die durch diese leichte Anweisung sich bewegen lassen wollen, die Probe in Anlegung eines jungen Waldes zu machen, die aufrichtige Versicherung geben, daß sie damit etwas vornehmen, wodurch sie ihre unschuldige Landlust um ein grosses vermehren werden. Auch der allerernsthafteste Landmann empfindet ein Vergnügen, wenn er seiner Hände Arbeit gerathen siehet. Der Zuwachs eines wichtigen Pertinenzstüks seines Landguts wird ihm eben so viel Freude machen, als einige andere Verbesserungen desselben. Sein junges Holz, das in wenig Jahren aus einem sonst fast nicht brauchbaren Grunde sich zu erheben, und zusehends zu wachsen anfängt, wird ihm so angenehm vorkommen, daß er es niemals ohne Zufriedenheit ansehen wird. Wer eine Neigung zu artigen Erfindungen hat, wird ihr bei Einrichtung der oben erwehnten Durchschnitte, und Abtheilung in gewisse Quartiere was zu schaffen geben, und aus seinem jungen Walde eine Art von Lustgehölze machen können. Diese nach seinem Geschmak eingerichtete Anordnung, so ihm nichts kostet, wird ihn eben so viel ergözen, als wohl ein Lustgarten thun kan, dessen Annehmlichkeit mit einer empfindlichen Vorstellung der Unkosten so drauf gehen, begleitet, und dadurch sehr vermindert wird. Ein Liebhaber der Jagd wird in wenig Jahren einen Park zu sehen bekommen, den er selten leer von allerhand grossen und kleinen Wilde antreffen wird: er wird sich auch damit die beste Gelegenheit zu dem anmuthigen Vogelfang verschaffen; und eine sonst edles Gemüthe wird von der Vorstellung, daß sein Werk auch andern, die lange nach ihm kommen, noch nüzlich seyn werde, eines Vergnügens geniessen, so er keinem andern nachsezen wird. Ich wünsche meinen Mitbürgern alle diese Lust, und aus solchem Triebe habe ich es unternommen, sie dazu anzureizen.

N. N.

Gedanken über die verschiedenen Würkungen des Branteweins im menschlichen Körper,

von

D. Joh. Gottfr. Pietschen aufgesezt.

Hier sind Gedanken, von der verschiedenen Wirkung des Branteweins im menschlichen Körper. Ich habe sehr unpartheyisch davon gehandelt, und zum Nuzen der Menschen angezeigt, in wie weit er einem jeglichen in Absicht auf seine Gesundheit dienlich und schädlich ist. Ich sehe diese Gedanken in der That um so mehr als etwas beträchtliches an, weil der Gebrauch dieses Getränks, wenigstens in Teutschland, fast allgemein ist. Aber was werde ich denjenigen für einen Trost bringen, welche sich so stark in diesen Saft verliebt haben, wenn ich ihnen den Gebrauch desselben nach den Gründen der Gesundheitsregeln werde absagen? Ich will nur gar keine Belohnung versprechen; und wenn ich ganze Fuder Flüche und Verwünschungen werde hören müssen, so will ich nicht den geringsten Theil daran nehmen.

Was das Wort Brantewein, seinem Laut nach, bedeutet, das wissen auch unsere Kinder, und ich würde eben keine Lügen von der gröbsten Art reden, wenn ich sagte, daß sie schon einen kleinen Begrif davon mit auf die Welt brächten. So wahr es aber ist, daß der Brantewein ein höchstgebräuchliches und bekanntes Ding in unsern Landen ist, so gewis ist es auch dagegen, daß ihn die allerwenigsten Menschen seinem Wesen und Wirkungen nach kennen.

Die Mode des Branteweintrinkens mus wohl noch täglich gröber werden; denn an vielen Orten trift man fast zu unsern Zeiten in jedwedem Hause einen Branteweinbrenner an. Sogar habe ich mir sagen lassen, daß sich die Stümperärzte aufs Branteweinkochen zu legen anfingen. Und wer wüste, wenn ich hier die Art, denselben zu machen, lehrete, ob nicht die Zahl der Branteweinskocher noch gröber würde? Ich sehe aber übele Folgen davon zum voraus, und darum will ich nichts umständliches von seiner Bereitung gedenken. Noch weniger würde es vortheilhaftig seyn, wenn ich hier den Erfinder von diesem chemischen Geiste bekannt machen wollte. Denn wie leicht könnte es geschehen, daß die aufrichtigen Verehrer desselben seinen Erfinder zum Abgott machten, und seinetwegen wohl gar Freudenfeste anstellten. Meine Einbildungskraft ist jezo so gros, darum gedenke ich solche Folgen. Es mögte nun geschehen, oder nicht; so bin ich doch desto mehr versichert, daß es eher nachbleiben wird, wenn ich den Entdeker desselben verschweige. Denn daß die redlichen Liebhaber dieses Saftes so weit gehen, und, wie ehedem die Athenienser, einem Unbekannten zu Ehren einen Tempel aufrichten sollten, will ich ganz und gar nicht verhoffen. Ich will eher nichts mehr von dem Brantewein noch von seiner Wirkung sagen, bis ich etwas von seiner wesentlichen Beschaffenheit werde vorgebracht haben, und dieses kan am kürzesten geschehen, wenn ich eine gegründete Erklärung von demselben voraus schike. Wenn mich jemand fragen würde: Was ist der Brantewein? So wollte ich ohne fernern Zeitverlust antworten:

Der Brantewein ist ein durch die Gährung aus vegetabilischen Dingen hervorgebrachter entzündlicher und leichter Saft, welcher aus vielem Wasser, etwas zartem und flüchtigem Oel, und noch weniger saurem Salze, so durch die Gährung genau mit einander verbunden worden, bestehet.

Wenn ich ein rechter Logicaner seyn wollte, so müste ich meine Erklärung durch-

durchgehends zergliedern, und wiederum deutlich machen, was eine Gährung, vegetabilische Dinge, Wasser, zart und flüchtiges Oel, sauer Salz und genaue Miteinanderverbindung sey. Aber ich wills nicht seyn; und dieses ist die Ursache, warum es nicht also gemacht wird. Die Welt wird doch immer klüger; denn erstlich muste es lauter Tokaier, Spanischer, Ungarischer und anderer kostbarer Wein seyn, wenn man Brantewein haben wollte. Man sehe hievon die alten chemischen Betrüger, unter welchen Helmont, Theophrastus Paracelsus, Johann Agricola ꝛc. nicht unbillig die besten Plätze verdient haben. Diese dringen mit aller Macht auf gebrannten Wein (Spiritus Vini) bei chemischen Arbeiten, welcher aus natürlichem Wein gemacht worden. Allein heute zu Tage gilt es den vernünftigen Chemikis gleichviel, ihr Weingeist mag aus Hefen, Korn, Weizen, Haber, Aepfeln, Birnen oder ordentlichem Weine gemacht seyn, wenn er nur behörig ist gereinigt worden. Hernach aber hat man denselben fast aus alten vegetabilischen Früchten verfertigen lernen, und man richtet sich nunmehro nach der Beschaffenheit eines jeglichen Landes. Sind an einem Orte viel Weinhefen anzutreffen, so wird er von den Einwohnern solcher Gegend auch daraus gemacht. Gibt es viel Obst in einer Landesgegend, gibt es viel Getreide anderwärtig: so mus es sich gefallen lassen, in Brantewein durch gewisse Handgriffe verkehret zu werden. Etwas artiges ist es, daß die fleisigen Chemisten besonders riechende Kräuter nehmen, dieselben behörig zum nöthigen Grade der Gährung befördern, und denn durch Abziehung über einen Helm in Brantewein verwandeln; welcher insgemein die Eigenschaft des Krautes, sowohl in Ansehung des Geruchs, als auch der besondern Wirkung nach, an sich behält.

Wegen der Gegenwärtigkeit des sauren Salzes im Brantewein hat einiger Zwiespalt unter den gelehrten Chemisten heraus kommen wollen. Wenn ich aber die Gründe und Gegengründe dieses Streites mit anführen wollte, so würde ich manchen meinen Leser verdrieslich werden. Indessen aber so will ich wenigstens meine Meinung von dieser Sache nicht länger in mir behalten. Nicht eben darum, als ob es mir wollte das Herz abstossen; nein, sondern weil es hier die Beschaffenheit der Sache so mit sich bringet, und diesem Chemistenkriege vielleicht einige Minderung dadurch verschaffet werden kan. Man mag sagen, das saure Salz sey nicht in dem Brantewein selbst, sondern nur in dessen überflüssigen Wasser befindlich, oder man mag auch behaupten, daß es weder in überflüssigem Wasser noch in dem Brantewein selbst gegenwärtig sey; so macht man doch auf beiden Seiten Wind. Denn wenn ich auch alle Ansprüche eines sauren Salzes in dem Brantewein nach einigen gewissen Merkmalen fahren lasse, so bleibt deñoch allemal dieser Erweis für das saure Salz im Brantewein übrig, daß er so wohl wenn er ganz und gar von aller überflüssigen Wässerigkeit gereinigt worden, oder noch mit solcher verbunden ist, nicht nur das Blut, sondern auch die Milch, wenn er unmittelbar damit vermischet ist, verdike (coagulire.) Dieses aber ist eine ungezweifelte Eigenschaft des sauren Salzes. Und hier stekt es eben, daß ich mit mageren Worten dem Wesen des Brantewеins eine Säure zuschreibe.

Ein gewisser chemischer Versuch hilft meine Meinung hierinn noch weit mehr bekräftigen. Er ist dieser: Man nehme Brantewein, giesse denselben in einen Kolben oder Retorte, schütte nach Gefallen viel oder wenig alkalisch Salz dazu, treibe es mit Kohlenfeuer über, und giesse solchen Brantewein unter frische Milch oder Blut, so wird er dasselbe eben sowohl verdiken, als wenn die Ubertreibung mit alkalischem Salze nicht geschehen wäre. Und hiedurch wird deutlich

erwiesen, daß die Säure des Branteweins dergestalt mit dem flüchtigen Oele müsse verbunden seyn, daß sie auch vermöge der alkalischen Salze nicht darinn könne verändert werden. Je mehr man auch den Brantewein von überflüssigem Wasser durch öfteres abziehen reiniget, desto geschwinder verdikt er Blut oder Milch. Woher also offenbar wird, daß die Säure desselben nicht in seinem Wasser, sondern in dem Oele durch alkalische Salze unzerstörlich stekken müsse. Es veroffenbaret sich auch das saure Salz des Branteweins insgemein durch das saure Aufstossen aus dem Magen in den Mund, wenn man Brantewein getrunken hat. Und daß diese saure Ructus ihren Grund in einer wahren Säure haben, erkennet man sehr deutlich, weil sie den Augenblik durch die Einnehmung eines alkalinischen Salzes, (wozu ich insonderheit die Tinctur. Tartari und des vortrefflichen Hofmanns Visceralelixir, welches damit bereitet ist, finde,) ausgelöschet wird.

Nunmehro komme ich auf die verschiedene Arten des Branteweins. Den Worten nach sind mir nur eigentlich zwei Sorten desselben bekannt. Die eine davon wird Franz- und die andere gemeiner Brantewein genennet. Der gemeine bekömmt noch immer einen Beinamen von demjenigen Orte, wo er gemacht wird. Es gibt aber überdis noch Leute, welche vom rheinischen Brantewein viel Prahlens zu machen wissen, und wenn man ihnen Beifall gäbe, so wären gar drei besondere Gattungen vom Brantewein aufgebracht. Allein da er eben sowohl aus Weinhefen, wie der Franzbrantewein gemacht wird; so wüste ich eben nicht, wo ein besonderer Unterscheid zwischen diesem und jenem herkommen sollte, und warum man mit Wahrheit mehr denn zwei Arten behaupten könnte? Uberdis ist aber keinesweges zu läugnen, daß nicht nur unter dem Franzbrantewein, sondern auch unter dem sogenannten gemeinen Brantewein ein sehr merklicher Unterschied sey, und wer dem Brantewein auch einen Namen nach der eigentlichen Materie, wovon er herkömmt, beilegen will, dem wirds auch niemand aus wichtigen Gründen verdenken können.

Dieser Unterschied aber kömmt allemal, auf das, woraus, und auf die Art, wie er gemacht wird, an. Wer aufmerksam und erfahren ist, der wird allemal Merkmale beim Brantewein, welcher aus Roken, Weizen, Gersten, Obste, ꝛc. verfertiget worden, eine Sorte von der andern wohl zu unterscheiden, antreffen. Allein, nichts ist hierzu geschikter, als der Geschmak. Wer den Grundsaz nur, daß eine jedwede Art der natürlichen Körper, seinen Bestandtheilen nach, unterschieden ist, recht eingenommen hat, dem kan unmöglich dunkel seyn, woher der Unterschied des Branteweins, wenn er aus verschiedenen Dingen bereitet worden, komme. Noch ist der Brantewein in Ansehung seiner Reinigkeit, d. i. wenn er mehr oder weniger überflüssig Wasser bei sich hat, unterschieden. Und dieser Unterschied ist, sowohl beim Geschmak, als auch hernach in seinen übrigen Wirkungen, so er im Menschen hervorbringet, zu erkennen. Denn wenn der Brantewein gar kein überflüssiges Wasser führet, so ist es reinster Weingeist, (Spiritus Vini rectificatissimus) und dieser kan die Menschen weit eher von Sinnen helffen, als derjenige, welcher viel überflüssige Wassertheile bei sich hat. Ich stelle mir so gewis vor, daß nicht alle Leser diese Gedanken verstehen werden, was doch das überflüssige Wasser unter dem Brantewein bedeute, als ob ich wirklich darum gefragt würde. Und diesen zu gefallen, will ich etwas verständlicher davon reden.

Ich wüste aber nicht, wie ich dieses besser anstellen könnte, als wenn ich die einzelen Dinge des Branteweins nach einem gewissen Verhältnis gegen einander bestimmte. Es soll dannenhero gesezt

seyn,

seyn, daß der reineste Brantewein aus vierzig Theilen ordentlichem Wasser, einem Theil flüchtigem Oel, welches durch die Gährung genau vierzig Theile Wasser zu seiner Auflösung bedürfte, und einem achtel Theil saurem Salze bestehe. Das saure Salz und das flüchtige Oel sind in dem Branteweine allemal in einer gewissen Zahl zusammen, wie sie durch die erforderte Gährung erzeugt werden. Allein das Wasser läst sich jederzeit ohne allen Widerstand über seine bestimmte Zahl mit demselben vermengen, und dient zu weiter nichts, als daß es dem Branteweine seine Kraft schwäche. Von dem flüchtigen Oel hängt also die Kraft des Branteweins hauptsächlich ab. Wenn nun 40. Theile Wasser mit ein Theil flüchtigem Oel, oder aber 80. Theile Wasser mit ein Theil flüchtigem Oel vermischt sind, so kan dennoch nur einerlei Wirkung von beiden Arten des Branteweins, wenn sie im angegebenen Gewicht genommen worden, in uns hervor gebracht werden. Hieraus aber veroffenbaret sich, warum man von mancher Sorte Brantewein viel, von mancher aber nur wenig zur Trunkenheit bedarf. Unsere Bauren geben allezeit Achtung, wenn sie Brantewein ins Glas giessen, ob er auch perle. Sezet er in der Oberfläche beim Eingiessen Perlen, welche nicht geschwinde vergehen, so heist er schöner und starker Brantewein; sezt er aber keine Perlen, oder verschwinden sie sogleich wieder, so wird er ohne alle Barmherzigkeit von ihnen für schlecht gehalten; welches aber falsch ist. Denn sowohl der ganz schlechte als auch der allerreinste Brantewein hält keine Perlen, sondern nur der, welcher von der Mittelsorte ist. Ich darf mich nicht so oft in die Kleinigkeiten einlassen, sonst wollte ich den eigentlichen Grund von den Perlen des Branteweins hier ausmachen. Doch würde es denenjenigen, welche mechanisch denken gelernet, eben kein besonderer Dienst seyn, weil sie dieses leicht auszu machen von selbsten fähig sind.

Nunmehro will ich mich zur Erklärung der verschiedenen Wirkung des Branteweins recht anschiken. Ich seze aber eine allgemeine Regel von der Wirkungsart der Hülfsmittel insgemein, welche sich ein jedweder mechanischer Arzneiverständiger nothwendig machen sollte, zum voraus. Sie ist diese:

Die Arzneien wirken allemal ohne Ausnahme, nachdem sie de Beschaffenheit des Körpers antreffen.

Was gehet aber dieses den Brantewein an, würden diejenigen fragen, welche nicht wissen, daß der Brantewein eine arzeneyische Kraft besizt. Ich will es auch denjenigen, welche keine Arzneiverständige sind, gar nicht verdenken, wenn sie etwa bisher geglaubt haben, daß derselbe nicht unter die Gesundheitsmittel zu rechnen sey. Keinesweges aber ist nöthig, daß ich sogleich seine arzneyische Kraft erweisen dürfte, sondern am Ende wird sichs finden, daß der Brantewein mehr denn zu viel heilsame Wirkungen im menschlichen Leibe oftmals hervor bringet. Und wenn ich meinen Glaubensbrüdern (ich meine jezo die Aerzte) keinen allzugrossen Tort erwiese, so wollte ich denselben vor aller Welt einen Verderber, oder doch wenigstens einen gewaltigen Broddieb der Arzeneigelehrten nennen. Denn ich wollte alle meine Rittergüter verwetten, wenn kein Brantewein in der Welt wäre, daß die Aerzte weit mehr verdorbene Mägen würden zu heilen haben, als wohl gegenwärtig geschiehet. Ob der Brantewein gleich zuweilen einigen Menschen, welche keinen gesunden und vesten Körper haben, die Schwindsucht zuwege bringe; so will doch dieses gegen die Menge der verdorbenen Mägen, welche er wiederum auszubessern oftmals im Stande ist, wenig oder gar nichts sagen. Wenn der gemeine Mann krank wird, so macht er eine Probe, seine Gesundheit wieder herzustellen, mit dem lieben Brant-

tewein und dieses wohl gar nach Art der Isländer und Russen. Hilft es bald, so ist es ihm desto lieber; hilft es aber nicht geschwinde, so läst er den Muth bei seiner Cur darum nicht sinken, sondern fähret noch acht Tage damit fort. Bemerkt er etwas Besserung, so sucht er gewis keinen Trost bei den Aerzten, und wenn es auch in Kindesnöthen wäre. Vermerkt er endlich, daß derselbe ganz und gar nicht anschlagen will, so fliehet er doch wohl in der grösten Noth zum Herrn Apotheker, und kauft sich für zwei Groschen Pillen, und purgiret damit seine Seele in die Ewigkeit. Die Bauren mögen auch Bauern, und die Narren immer Narren bleiben. Ich werde gewis keinen Raum weiter verstreichen lassen, sondern meine Gedanken auf die wahrhaften Wirkungen des Branteweins eigentlich verwenden.

Die gemeinste Wirkung des Branteweins bestehet darinn, daß er die biegsamen Theile unserer Machine einigermassen spannet, und daher zur Bewegung geschikter machet. Ich zähle ihn deshalb zum Zusammenziehungsmittel des ersten Grades. Und ich trage keinen Zweifel, daß mir nicht alle vernünftige Arzeneiverständige hierinn Beifall geben sollten. Doch ich werde ihnen noch etwas von der Wirkung des Branteweins insgemein sagen, das sie vielleicht nicht vermuthen. Ich habe bei den Branteweinstrinkern angemerkt, daß sie erstlich ganz munter werden, die Absonderungen und Aussonderungen, so vom Blute kommen, werden vermehret, und sie empfinden Begierde, etwas von Speisen zu geniessen. Allein einige Zeit hernach, wenn etwa eine Viertelstunde verflossen ist, so verkehret sich diese Munterkeit in eine Schläfrigkeit und fast Unempfindlichkeit bei ihnen; überdis aber werden sie noch in ihrer äussersten Haut zimmlich blass, und der süsse Schlummer schleicht sich bei ihnen unvermerkt ein. Diejenigen nun, so diese Wirkungen nicht recht einzusehen fähig sind, pflegen sich mehrentheils dergestalt auszudrüken, daß sie sagen, der Brantewein mache nur eine fliegende Hize. Mit dieser Erklärung aber mögte wohl nicht allen und jedweden gedienet seyn. Ich bin daher bereit, ihnen eine etwas vollständigere Erörterung davon zu geben. Man darf nur die Bestandtheile des Branteweins nach den Säzen der Chemie betrachten, so findet man schon zimmlich Licht, woher dieses kommen müsse. Der Brantewein bestehet aus Wasser, flüchtigem Oel und etwas saurem Salze. Das Wasser des Branteweins, weil derselbe nicht so häufig, wie das Bier eingetrunken wird, kan gewis wenig oder gar keine Wirkung in uns hervorbringen. Es mus daher wohl auser Zweifel das mehreste vom Oel und Salze abhangen. Sowohl die Wirkung des flüchtigen Oels als auch des sauren Salzes soll deshalb nicht nur zusammen, sondern auch ein jegliches für sich oder insbesondere angesehen werden. Ich will also zuerst das Salz und Oel des Branteweins, also zusammen verbunden, einer Erklärung würdigen.

Wenn ich diese Gedanken nur blos für die kleinen Arzeneiverständigen abzufassen gedächte, so könnte ich sie leicht tiefer in die Chemie einführen, und ihnen zeigen, wie man durch Hülfe des Vitriolöls das wesentliche Oel des Branteweins in seiner rechten Gestalt darstellen kan. Allein, da meine Gedanken zum Nuzen der Menschen insgemein zusammengeschrieben werden, so wird es solcher Weitläuftigkeit gar nicht bedürfen.

Das saure Salz, indem es mit dem flüchtigen Oele in einem vesten Bande ist, hat eine Kraft, unsere biegsamen elastischen Theile, sowohl straffer zu spannen, als auch in eine heftigere Bewegung zu sezen. Diese unleugbare Wahrheit gründet sich auf die beständige und ganz gemeine Erfahrung, welches die daraus herstammende Wirkungen sehr reichlich erweis

weisen. Man hat aber eben nicht Ursache, mit dem Erweise dieser Wirkung, allein aus der Erfahrung genommen, zufrieden zu seyn, sondern die Betrachtung vom Oele und sauren Salze des Branteweins insbesondere kan uns belehren, daß die vorher angegebene zwei merkliche Wirkungen desselben ungemein richtig durch die Vernunft können begreiflich gemacht werden. Das saure Salz, wenn es mit vielen erdigten, oder auch wässerigten, wie im Brantewein, oder beider Arten Theilen zugleich, versezt ist, hat allemal eine Kraft, die biegsamen Theile der Menschen kürzer zu machen oder zu spannen; wie der Alaun, Vitriol, Weinessig, Biereſſig ꝛc. auch durch den Geschmak offenbar bezeuget. Sind unsere biegsamen Theile kürzer gemacht oder mehr gespannet worden, als sie zuvor gewesen; so sind sie auch tüchtiger, dem Antriebe des Blutes zu widerstehen; ja selbst, da die Bewegung der flüssigen Theile in unserm Körper von der Beschaffenheit der ersten abhanget, so läst sich gar leicht darthun, daß die vorangegebene Wirkungen des Branteweins, nämlich die Munterkeit, die vermehrten Absonderungen und Aussonderungen vom Geblüte, und die stärkere Begierde zum Essen, in demselben und zwar dessen sauren Theilen gegründet sey. Ich will vor jezo mit Schweigen übergehen, daß das flüchtige Oel, seinem Wesen nach, diese Wirkungen ebenfalls stark zu befördern geschikt ist.

Wo wird nun die wahre Erklärung der andern Gattung von der Wirkung des Branteweins herkommen? Ich habe gesagt, daß die Branteweinstrinker nach Verflieſſung etwa einer Viertelstunde schläfrig, fast unempfindlich und in ihrer Oberfläche ganz blos würden. Sind dieses nicht einander entgegengesezte Wirkungen, welche einerlei körperliche Ursache haben? Wer glaubt aber dieses? Sollte nicht mancher hieraus etwas Widersprechendes erzielen wollen? Es hat auch diese Lehre in der That fast das Ansehen eines Widerspruchs, da es doch gleichwohl nichts wenigers ist. Denn, wer wohl Acht gibt, daß die Munterkeit und Schlummer erstlich nicht zu gleicher Zeit da sind, und zum andern die Art, wie diese Wirkungen des Branteweins hervorgebracht werden, wohl vernimmt, der wird von diesem unreifen Vorurtheile geschwinde befreiet werden.

Aber auf was für Art gehet es eigentlich zu, daß wir schläfrig, blass und unempfindlich werden von dem Brantewein? Die ersten Wirkungen desselben werden zwar auch in den Blutgefässen, gröstentheils aber in dem Zusammenhange der groben Eingeweide, und zwar durch Reizungen der biegsamen Theile zu stärkeren Bewegungen hervorgebracht. Die nachfolgende Art aber der Wirkungen des Branteweins hat eine ganz andere Bewandnis. Sie gründet sich auf die Erläuterung. Wenn das flüchtige Oel des Branteweins den Umlauf einigemal mit unserm Blute verrichtet hat, so wird es dadurch sehr dünne und erhizt gemacht. Daher bekömmt es auch eine Kraft, die ganze Masse des Blutes auszudehnen, und gleichsam in eine Gährung zu bringen. Wird ein Körper ausgedehnet und in eine Gährung gebracht, so nimmt er auch mehr Raum ein, denn zuvor; nimmt er mehr Raum ein, denn zuvor, so kan es mit unserm Blute, so lange es in Adern ist, nicht anders geschehen, als daß die Häute derselben müssen erweitert werden. Werden die Häute der Blutgefässe erweitert, und zwar durch die Erhizung des Blutes, so müssen sie nothwendig die nächst daran gelegene Theile drüken; diese aber drüken wiederum ihre angränzende Theile, und so dauret ein solchergestalt erregter Druk bis zur äussersten Haut fort. Aus dieser Erweiterung und Drükung eines Theils an den andern mus allerdings eine Untüchtigkeit zur Bewegung erfolgen. Aus dem Mangel der Bewegung aber komt die Unempfindlichkeit. Aus der Unempfindlichkeit der Schlaf

Die-

Dieses sind lauter wahrhafte Säze, welche die beständige Erfahrung recht merklich unterstüzet, und deshalb wird man wohl keine Einwendung dagegen machen können. Allein der Erweis der blassen Farbe aus der Wirkung des Branteweins fehlet noch. Ich will sie auch aus der Mechanik des menschlichen Leibes erklären. Man kan aus dem ieztgemachten Erweise von den Nachwirkungen des Branteweins abnehmen, daß die Bewegung dadurch sowohl flüssiger als vester Theile gegen einander stark vermindert werde. Wird nun die Bewegung hauptsächlich des Herzens, der übrigen Blutgefässe und des Blutes stark vermindert, so ist offenbar, daß das Blut nicht in die zartesten Adern der Oberfläche unserer Haut fortgesprizet werde, sondern es mus nur in den gröbern und näher nach dem Herzen zu gelegenen bleiben. Das Blut aber macht die Röthe unserer Haut aus. An denjenigen Orten unsers Körpers nun, wo es nicht gegenwärtig ist, entstehet die blasse Farbe. Und nun wäre auch diese Wirkung des Branteweins erwiesen. Man darf es aber von demselben nicht weiter verstehen, als wenn er nur in keiner allzustarken Menge eingenommen ist.

So weit ist die Rede von den gemeinsten Wirkungen des Branteweins im menschlichen Körper gewesen. Jezt aber soll seine Kraft in demselben auch noch insbesonder angegeben werden. Der Ordnung u. Deutlichkeit halber soll dieses erstlich nach der Vielheit, in welcher er getrunken wird, und dann, nach der Beschaffenheit des Körpers, von welchem er eingenommen wird, geschehen. Ich erweise gern meine Sachen aus guten Regeln, und gleich fällt mir eine bei, welche gewis nicht sehr unbekannt, und doch dabei ungemein gegründet ist. Hier folgt sie:

Die Gewohnheit und der beständige Gebrauch der Dinge verändern ihre Wirkung im menschlichen Leibe sehr merklich.

Wir bemerken dieses nicht nur an Opio thebaico, Schnupftabak, Wein, Bier ꝛc. sondern auch an Brantewein. Diejenigen, welche zum erstenmale die Probe mit dem Branteweintrinken machen, bedürffen kaum den zwanzigsten Theil eines Mases zur Betaumelung. Hingegen diejenigen, welche bereits starke Ubung darinn gehabt haben, müssen schon etwas tiefer in die Branteweinsbulle guken, wenn sie einen Rausch davon haben sollen; ja es gibt Leute, welche wohl mehr denn zwei Maas zu ihrer täglichen Ladung versenken. Ich kenne einige Geistliche, denen man es nicht ein mal ansiehet, wenn sie schon für acht Groschen Franzbrantewein nur zum Morgenbrode eingenommen haben. Und wenn man dem Herrn von Rohr, in seiner Kunst, die menschlichen Gemüther zu erforschen, beipflichtet, so sind sie doch nicht unter die Trunkenbolde zu zehlen. Warum? Weil es ihnen in ihren Verrichtungen keine Hindernis zuwege bringet.

Wenn man ohngefehr 2. bis 4. Loth vom ordentlichen Brantewein trinket: so bestehet seine Wirkung darinn, daß er den Magen und die Gedarme stärket, und die natürliche Bewegung (motum peristalticum) derselben befördert, die Blutgefässe zur Bewegung reizet, den Kreislauf des Blutes vermehret, die Ausdünstung beschleuniget, und endlich eine kleine Erweiterung der Nerven und anderer biegsamen Theile, woher die Unempfindlichkeit kömmt, welche die alten Weiber immer ausdrüken, wenn sie eben treuherzig und bei guter Laune sind: Es ist mir recht wohl nach dem Schlükgen geworden, hervorbringet. Nach diesem angegebenen Maase könnte man sich etwa mit dem Branteweintrinken, wenn es zur Gesundheit geschiehet, richten. Allein die Vorschrift wird dennoch bei vielen ihre Ausnahme leiden müssen. Und überhaupt läst sich keine allgemeine Regel geben, in welchem Gewicht und Maase der Brantewein zur Gesundheit müsse gebraucht

braucht werden, weil die körperliche Beschaffenheit der Menschen, auch die Güte des Branteweins selbst, so sehr verschieden ist, und bei manchem die Gewohnheit des Branteweintrinkens mehr und weniger eingerissen hat. Doch liesse sich dieses in so fern bestimmen, daß man demjenigen Menschen, bei welchem der Gebrauch des Branteweins noch nicht zum Handwerk geworden, etwa täglich vier oder auch wohl sechs Loth zur Gesundheit verordnete.

Unter der Trunkenheit hat man allerdings Ursache, viele Grade zu sezen. Der Brantewein hält aber den Grund davon zum allermeisten in sich, und nichts ist geschikter, dieselbe in uns zu wirken, als der Brantewein. Wenn aber die Menschenkinder trunken worden sind, so gehet ihnen immer der Mund über, womit das Herz angefüllet ist. Was dieses gesagt sey, das erklären uns die Prediger. Man könnte doch aber in der That den Brantewein zu einem Mittel, die besondern Neigungen der Menschen kennen zu lernen, anwenden. Denn ich habe beobachtet, daß viele durch ein artiges Räuschgen recht offenherzig worden sind. Sie haben ohne vorgegebene Gelegenheit selbst entdeket, welches Geistes Kinder sie wären. Man konnte ihnen die Wirkung des Branteweins von der Stirne lesen. Nicht nur erkannte man neue Veränderungen in ihren natürlichen, sondern auch willkührlichen Handlungen. Sie lobten ins Angesicht, was sie bei nüchternem Gemüthe hinter dem Rüken verachteten. Sie rühmten die Liebe, und bekannten ihre ehedem in derselben gemachten Siege und Eroberungen. Sie wünschten sich angenehmen Umgang mit dem entgegengesezten Geschlecht, ob sie gleich kurz vor der Trunkenheit die Keuschheit als ihre gröste Eigenschaft gepriesen hatten. Sie legten besondere Stüke ihres eigenen und besondern Glaubensbekänntnisses an den Tag; und kurz, ich bin überzeugt, daß der Trunkenheit die Verstellungen der Gemüther stark vertreibet, und hingegen die Neigungen der Menschen gröstentheils entwikelt.

So wahr es aber ist, daß der Brantewein die Kraft hat, sowohl die Sitten der Menschen zu entdeken, als auch ihren Körpern gewisse Veränderungen zu verursachen; so gewis ist es auch dagegen, daß selbst die mehresten Aerzte nicht eingesehen haben, auf was Art und Weise derselbe die Trunkenheit einführet. Die Herren Stahlianer geben es der Seele schuld. Und wenn man sie fragt, wie dieses zugehe, so geben sie die Versicherung, daß die Seele den Brantewein in ihrem Körper so anwende, daß daraus eine Trunkenheit entstehen müste. Wahrhaftig, unsere Seelen müsten recht einfältig seyn, wenn es in ihrer Gewalt, den Brantewein so anzuwenden, stünde, daß sie sich selbst trunken machten, und alsdann ihre eigene Schande und Laster anzeigten. Den wenigsten meiner Leser würde auch die Erklärung von der Trunkenheit anstehen. Ich werde aber so höflich seyn, uud ihnen eine vernünftigere Erklärung von dem Grunde der Trunkenheit liefern.

Wenn jemand soll trunken werden, so ist nothwendig, daß seine Nerven, hauptsächlich aber die Nerven der Sinne, in eine Art der Verwirrung müssen gebracht werden. Es ist aber gar nicht nöthig, daß dieses allemal durch das Trinken geschehen müsse. Denn die Entzündungen im Haupte, und viele Körper des vegetabilischen Reiches, welches von mir in die Classe der Erweiterungsmittel (relaxantia) in meinem neuen Lehrgebäude, von der Eintheilung der Arzeneimittel, sind gesezt worden, überzeugen uns, daß man die Vernunft nicht gebrauchen kan, wenn sie in unsern Körper gekommen sind. Allein allemal hat die Trunkenheit und die Verwirrung des Verstandes,

wenn ich die Entzündungen im Haupte ausnehme, einerlei körperliche Ursache, und wenn die Beraubung des Verstandes nach einigen Stunden wiederum verschwindet, so wird sie auch nur auf einerlei Art eingeführet. Und dieses gehet also zu: Ich will den Brantewein jezo, als das einzige Werkzeug zur Trunkenheit, in meiner Rede nur gebrauchen. Man kan aber die Erklärung von dem Ursprunge der Trunkenheit durch den Brantewein auf alle übrige Dinge, welche uns taumelnd machen, zugleich anwenden. Ich habe oben den Saz vorgetragen, daß, wenn jemand wolle trunken werden, so müsten die Nerven seiner Sinne in eine Art der Verwirrung gebracht werden. Verhoffentlich wird dieser Saz von vielen für recht finster angesehen werden, und ich kan es ihnen eben nicht übel ausdeuten, zumal wenn sie von der natürlichen und ungesunden Beschaffenheit unsers Körpers keine gute Erkänntnis haben. Allein ich werde ihnen weiter dienen, und sagen, worinn diese Verwirrung bestehe, und wie sie hervorgebracht werde. Wie bald der Brantewein die Gedärme durchlaufen hat, so bald steigt er in die Milchgefässe, und dann ferner durch den Brustgang (ductum thoracicum) unter das Blut. Allhier hat er seine Kraft noch nicht völlig verlohren, die biegsamen Theile und vornehmlich die Blutgefässe in stärkere Bewegung zu sezen, daraus dann eine Hize erfolget. Nicht lange darauf aber wird sein flüchtiges Oel besser von dem Blute aufgelöset. Die vorher bemerkte Hize verlieret sich, die Muskeln und Nerven fangen an schlaff zu werden, und die Kraft ordentlich zu denken und zu handeln nimmt allgemach ihren Abschied. Warum aber? Weil das flüchtige Oel des Brantewеins, wenn es erstlich mehr von unserm Blute aufgelöset worden, nicht mehr in unsere veste, sondern flüssige Theile allein wirket. Dieses aber läst sich auf diese Weise zum schönsten begreiflich machen: Man habe nur Achtung auf einen Menschen, welcher anfängt von Brantewein trunken zu werden, ob seine biegsamen Theile nicht erweitert sind, welches aus der geschwächten Bewegung derselben, ihrer blassen Farbe in der Oberfläche und zimmlichen Unvermögen zu willkührlichen Handlungen sonnenklar kan abgenommen werden. Hingegen läst sich unleugbar anmerken, daß die Adern in der äussern Haut recht erhöhet und gleichsam aufgedunstet worden, zum wahren Zeugnis einer in dem Blute vorgehenden innern starken Bewegung (motus intestinus) oder Gährung. Nun bin ich bis auf die Gährung unserer Säfte gekommen, wenn sie von dem Brantewеintrinken entstehet. Wie wird es aber noch weiter werden, bevor der Grund von der Trunkenheit erscheinet? Ich will den Fortgang davon ferner durch Vernunftschlüsse erweisen, und am Ende die Erfahrung zu meinem Zeugen in Erklärung dieser Sache anrufen.

Wenn unser Blut in eine Gährung gebracht wird: so ist nothwendig, daß es mehr Raum erfülle, denn zuvor. Erfüllet es mehr Raum, als vorher; so kan dieses nicht anders geschehen, als daß die Gefässe, darinn es ist, in ihrem Durchmesser mehr ausgedehnet werden müssen. Ist aber das Blut nicht nur dünner, als zuvor, sondern auch zugleich die biegsamen Theile mehr ausgedehnet, als vorher; so ist offenbar, daß die kleinsten Theilgen des Blutes desto leichter auch in die allergeringste und unmerkliche Oefnungen unserer fleischigten Theile eindringen können. Geschiehet dieses; so dürfen wir nicht viel um die Ursache der Erweiterung in unsern biegsamen Theilen zu der Zeit besorgt seyn. Denn daß dieselben, wenn sie stark angefeuchtet werden, mehr ausgedehnet und erweitert erscheinen, als zuvor, ist eine Sache, welche so bekannt, als der Babilonier Thurm. Es ist also diese widernatürliche Erweiterung unserer biegsamen Theile eine wahre Folge von der Gährung unsers Blutes. Allein, je mehr das Gleichgewicht und

der

der Widerstand unserer vesten Theile dadurch aufgehoben wird, desto besser haben die flüssigen freien Pass. Daher aber ist sehr vernünftig zu schliessen, daß die innere Bewegung des Blutes um desto mehr müsse anwachsen. Und diese innere Bewegung des Blutes dauret so lange fort, bis dasjenige, was diese sogenannte Gährung verursachet, entweder durch den Schweis oder Harn aus dem Körper herausgeschaft worden, oder in eine ganz andere Beschaffenheit gesezt ist.

Wer nun diese jeztgesagte Zeichen, welche allemal in dem Körper vollgetrunkener Menschen angetroffen werden, vernünftig und bedachtsam in Betracht ziehet, der wird nothwendig folgern müssen, daß der nächste Grund der Trunkenheit in einer widernatürlichen Ausdehnung der vesten Theile, und in einer unrechten Verdünnung des Blutes, welche von einer Gährung auf eine gewisse Zeit ihren Ursprung nimmt, bestehe. Diejenigen nun, welche meinen jezterzehlten Wahrheiten vielleicht keinen Glauben beimessen wollen, haben doch nur die Gütigkeit, die körperlichen Merkmale betrunkener Menschen genau in Augenschein zu nehmen; ich versichere, sie werden nichts finden, das sich nicht zu meiner Erklärung von der Trunkenheit schiken sollte.

Die zu der Zeit gleichsam schaumende innere Bewegung unsers Bluts kan in der That nicht geringe seyn, noch auch mit einer übrigen Vielheit flüssiger Theile in unsern Blutgefässen übereinkommen, weil sonst diejenigen, welche in kurzer Zeit etliche Maasse gemein Wasser austrinken, und dadurch ihre Blutgefässe allerdings zur Ausdehnung nöthigen, und die Maasse des Blutes häufen, ebenfalls davon trunken werden müsten. Allein, wenn erfähret man dieses? Ich zweifele; daß man würde zu weit gehen, wenn man sich einbildete, es wären Leute, welche den Grund von dem Trunkenseyn noch genauer wollten ausgeklaubet wissen. Und man könnte leicht bei dieser Gelegenheit auf die Nerven und übrige Werkzeuge der innern und äussern Sinne verfallen. Da aber sowohl die Beschaffenheit der Säfte, als auch der vesten Theile bei der Trunkenheit im ganzen Körper vom Haupte bis zu den Füssen wegen der zustossenden Veränderungen einerlei ist, so kan man sich gar wohl begnügen lassen, wenn man nur weis, daß während der Trunkenheit unser Blut dergestalt in eine innere Bewegung gebracht, und unsere biegsame Theile überhaupt also erweitert worden seyn, daß wir alsdenn fast aller Empfindung unfähig worden. Hier ist das Ende von der wesentlichen Ursache des Trunkenwerdens. Wo ist aber die Erfahrung, als der vorher angegebene Zeuge geblieben? Auf diesen Blättern kan ich keine Erfahrung mit dem Volltrinken durch den Brantewein anstellen; sonderu ich meyne, daß diejenigen, welche die Uebereinstimmung meiner Schlüsse aus der Vernunft mit der Erfahrung prüfen wollen, auf Leute, so eben betrunken sind, selbst Achtung geben sollen: so werden sie gewis die Veränderungen, worinn ich den Grund der Trunkenheit gesezt, an ihnen warnehmen.

Lasset uns nun ferner von den besondern Wirkungen unsers feurigen Geistes handeln, und zwar von denen, welche von der angenommenen Vielheit abstammen. Mir sind eigentlich die Trunkenheit, welche nach vielen Graden mus eingetheilet werden; das Erbrechen, welches in abscheulich stinkenden Appellationen nach Speyer, wie die Spötter der elenden Betrunkenen immer sagen, bestehet, der starke Schlaf, und die damit verknüpfte Unempfindlichkeit; der heftige Schweis, und, wenn dieser zurük gehalten wird, endlich die peinlichen Kopfschmerzen bekannt.

Gewissenlose Weibsbilder geben ihren zarten Kindern oftmals Brantewein

zu trinken, daß sie brav schlafen sollen; allein ich bekenne nach meiner Pflicht, daß der Gebrauch des Branteweins, zumal der öftere und stärkere, bei ganz kleinen Kindern eine wahrhafte Ursache ihres bald darauf erfolgten Todes sey. Ich zweifle ganz nicht, daß es einige geben wird, welche die Ursache gerne wissen mögten, warum der Brantewein Erbrechen erweke? Wolan! auch diese sollen ihren Wunsch nicht vergebens gethan haben. Der Brantewein, als ein sehr leichter und flüssiger Körper, ist wegen seiner Dünnigkeit recht geschikt, in die kleinesten Oefnungen des Magens, weil er unverändert dahin kömmt, einzudringen, daselbst aber wirkt er dergestalt, daß er die Häute desselben spannet, und denselben in stärkere Bewegung sezet. Ist diese Bewegung endlich durch gar zu vieles und öfteres Eintrinken desselben so hoch getrieben worden, daß dasjenige, was in denselben enthalten ist, geschwinde und heftig von einer Seite des Magens zur andern geworfen wird. Geschiehets nun, daß die Spannungen verkehrt entstehen, so zieht sich der Thürhüter des Magens (pylorus) und sein ganzer unterer Theil dergestalt zusammen, daß Speise und Trank, und was sonsten bewegliches zu der Zeit in demselben enthalten ist, oberwärts in die Kehle gepreßt wird, und dann seinen Weg ferner zum Munde heraus nehmen mus. Und dieses ist die Art, wie der Brantewein das Erbrechen macht.

Bei denjenigen Leuten, welche sehr erweiterte Gedärme und zimmlich verstopfte Milchgefässe (vasa lactea) haben, ist die gemeine Wirkung des Branteweins daß er starke Durchfälle (diarrhœæ enormes) erregt. Und welchergestalt gehet wohl dieses zu? Ich will den Grund davon ganz kurz fassen. Dis ist es: Weil wenig Nahrungssaft, welcher sehr dünne und flüssig ist, bei solchen Leuten kan zum Blute kommen, weshalb sie auch recht verhungert und verrunzelt aussehen; sondern mus mit den unnüzen Theilen der Speisen in Gedärmen zurük bleiben. Wenn aber die Gedärme sehr erweitert und ausgedehnet sind, und die darinn enthaltene Dinge eine ganz flüssige Beschaffenheit haben, so ist sehr leicht zu ermessen, daß Durchfälle müssen zum Vorschein kommen, da der Brantewein eine Kraft hat, die biegsamen Theile in eine stärkere Bewegung zu bringen, zumal weil bei solchen Umständen, wenn die Milchgefässe zusammengezogen sind, seine ganze Wirkung in dem Zusammenhange der groben Eingeweide verrichten mus.

Alle und jede Menschen, welche bösartige, innere und krebshaftige Verhärtungen (scyrrhi) haben, müssen sich ohne Ausnahme auf das sorgfältigste vor dem Branteweintrinken hüten. Denn da der Brantewein nicht nur das Blut erhizet, wodurch es flüssiger gemacht wird, sondern auch die biegsamen Theile der thierischen Maschinen hernachmals erweitert, so gehet es gar leicht an, daß durch den Gebrauch desselben diese Verhärtungen geöfnet werden; wodurch denn Geschwüre, welche, da sie in innern Theilen, und folglich fast unheilbar sind, erzeuget werden; die denn vielen das Lebenslicht ausblasen helfen. Leute, so vor kurzer Zeit starke Wunden bekommen und viel Blut vergossen haben, dürfen sich nicht ohne sonderbare Gefahr unterstehen, ein tröstlich Schlürfchen Brantewein zu versuchen, weil er alsdenn gar gerne Entzündungsfieber verursachet, wobei die Kranken aber dem Tode immer näher, als dem Leben, sind. Wer zu gefährlichen Blutflüssen und starkem Schweis geneigt ist, auch widernatürlich dünne und flüssig Blut hat, darf es ebenfalls nicht wagen, sich mit dem Brantewein tief einlassen. Denn es ist untrüglich wahr, daß derselbe den Schweis vermehre, die Blutflüsse errege, und die Flüssigkeit der Säfte ungemein befördere. Hingegen die Wassersüchtigen, auch bisher so-

sogenannten Phlegmatischen und welche von Winden beängstiget werden, können sich mit allem guten Gewissen des Branteweins zu ihrem Labsal bedienen. Würde ich nicht unbarmherzig seyn, würde ich nicht eine unverantwortliche That thun, wenn ich den Gebrauch des Branteweins bei gesunden und vesten Naturen gänzlich auszurotten gedächte? Nimmer aber werde ich zu solchem Unternehmen schreiten. Denn wie mancher ehrlicher Bruder vertrinkt sein Leid durch ein kräftiges Schlükchen? Wie mancher schwermüthiger Schuldner ersäuft seine fressende Grillen mit Brantewein? Gewis, man lerne den Nuzen dieses freudigmachenden Geistes nur recht erkennen; ich versichere, die Uberzeugung, daß er eine nuzbare chemische Creatur sey, wofür dem ewigen Schöpfer nicht genug kan gedankt werden, wird nicht ausbleiben. Allein, man mus denselben vernünftig gebrauchen, und sich nicht selbst dadurch zum Narren machen. Es ist gar nicht in Abrede zu bringen, daß viele Menschen ganz unverschämt den Brantewein ausgurgeln, und denselben recht schändlich misbrauchen. Ja es gibt Leute, welche sich dadurch gänzlich ins Verderben stürzen. Ganze Familien gewöhnen sich öfters so stark daran, daß sie sich täglich damit bis zur Thorheit anfüllen, und nach gerade in die äusserste Armuth bringen. Nichts ist wohl abscheulicher, als wenn sich das Frauenzimmer in diesen Saft unersättlich verliebet, und man verdenkets ihnen weit mehr, als den Mannspersonen, weil es der Lebensart und den Sitten des weiblichen Geschlechts ganz und gar entzegen zu seyn scheinet. Mir sind hin und wieder Weibesbilder bekannt, welche eben nicht unter die geringste Sorte ihres Standes wegen zu zählen sind, die wahrhaftig alle ihren Hausrath und Kleider aus Liebe zum Brantewein in die Gefangenschaft bei den Branteweinsschenken geliefert haben. Und wer weis, wie viele sich um ihre Vernunft, Gesundheit und Güter dadurch gebracht haben?

Die alten Mütergen wollen ihren Räuschgens immer einen Mantel umhängen. Eine sucht den Leuten weis zu machen, wenn sie sich so voll genuppelt, daß sie an Wänden auf Händen und Füssen kriechen mus, sie habe die Mutterbeschwerung; die andere klagt über Schwindel, Colik, Mattigkeit, unerträgliche Kopfschmerzen, und ich weis nicht über was noch mehr. Endlich aber wird aus allen vorgegebenen Plagen ein unbrauchbares Kalb, welches die Kennzeichen seiner Materie deutlich an sich spüren läst.

Aber wie ist die Wirkung des Branteweins bei gesunden Menschen beschaffen? Wann, und wie müssen sie den Gebrauch desselben damit anstellen? Diese Frage fasset noch drei Stüke in sich, die gewis einiger Betrachtung werth sind; und vielleicht finden etliche Leser noch hierinn, was sie eben haben wissen wollen. Meine Pflicht erfodert es, daß ich solche Säze und Regeln geben mus, welche hauptsächlich auf die Erhaltung der menschlichen Gesundheit gerichtet sind. Ich werde deshalb zum Beschluss auch also lehren, wie ichs bei jedermann mit gutem Gewissen verantworten darf, und niemand wird Ursache haben, sich meiner Ausdrukungen anzunehmen. Allein, damit ich die übermäsige Weitläuftigkeit vollends vermeide, so will ich mich der Art, wahre und gründliche Säze ohne grossen Beweis aus der Vernunft vorzutragen, vorjezo bedienen. Die Wirkung des Branteweins in gesunden Menschen ist zwar nicht allemal gleich, doch aber in der That bei rechtem Gebrauch oftmals heilsam. Wie es mit derselben eigentlich zugehe, ist bereits vorher fast hinlänglich gesagt worden. Doch kan noch etwas, ohne eine Sache vielfältig zu sagen, mit beigefügt werden. Der Brantewein kan theils als ein herrliches Hülfsmittel, welches ohne Aussonderungen, (medicamentum alterans) theils als ein Gesundheitsmittel, welches durch, oder vermöge der Absonderungen

und Aussonderungen, (medicamentum evacuans) die Fehler unserer Maschine ausbessert, angesehen werden. Denn er stärket oder ziehet die biegsamen Theile zusammen, und hernachmals dehnet er dieselben auch wiederum aus. Und noch überdis verdünnet er auch unsere Säfte, indem er eine stärkere Bewegung verursachet.

Als eine Arzenei, welche, vermöge der Aussonderungen, unsere Maschine in natürlichem Zustande erhält, erzeiget sich der Brantewein, wenn er sowohl den Schweis, als auch den Harn austreibet. Und wer wollte nun wohl fernerhin zweifeln, daß derselbe eine heilsame Kraft habe? Jedoch ist jederzeit anzumerken, daß man keinen Misbrauch aus diesem unvergleichlichen Gute machen dürfe. Denn sonst kan es ebenfalls in ein tödliches Gift, wie alle übrige Hülfsmittel, und wenns auch die allerbesten sind, verkehret werden, und seine sonst heilsame Wirkungen können einen ganz andern Ausgang gewinnen.

Es ist aber allerdings nöthig, daß man unterrichtet sey, wann und zu welchen Speisen sich der Brantewein schike? Gewis, wer in diesem Stüke keinen Unterscheid zu machen weis, dem wird derselbe wahrhaftig nicht allezeit wohl bekommen. Denn es gibt viele Dinge, welche sich zum Branteweine in unserm Leibe durchaus nicht räumen wollen. Ich will nur einen Saz überhaupt davon angeben, und alsdann einige Dinge, mit welchen der Brantewein in unserm Körper nicht übereinstimmen will, zum Beispiele anführen. Der Saz ist dieser: Der Brantewein darf niemals getrunken werden, wenn man kurz vorher Speise und auch überflüssige Dinge eingenommen hat, oder gleich darauf einnehmen will, welche eine Säure entweder offenbar bei sich haben, oder in unsern Eingeweiden dahin verkehret werden, noch auch, wenn man zuvor weis, daß viele Säure im Magen befindlich ist.

Speisen, so mit Essig bereitet worden, es mag durch, oder ohne das Kochen geschehen seyn, welche mit Milch gemacht sind, wie auch frische Milch vor sich, dienen mit Brantewein in unserm Magen keinesweges zusammen. Wer nun vernünftig und nach den Regeln der Gesundheit leben will, der vermeidet gewis, daß er solche Dinge in demselben nicht zusammen kommen läst. Es fehlen also diejenigen, welche ihrer Gesundheit eine besondere Güte zu thun vermeinen, wenn sie gleich nach dem Caffee, welchen sie mit Milch eingenommen haben, einen derben Schluk vom Brantenweine verschlingen. Warum? Theils, weil die Milch von Brantenweine verdiket und zur Ernährung des Körpers untüchtig gemacht wird; theils, weil sie oftmals davon saure und widrige (salvo honore, wie unsre Vorfahren immer gesagt haben) Rülpse, welche den Kehldekel ganz roh fressen, deshalb müssen von sich geben.

Wenn Brantewein zum Schweine- und Gänseschmalze getrunken wird, so erfährt man eine geleiche Wirkung davon. Allein, frische Butter von Kühen mit Brod und Brantewein haben in gesunden Körpern die schönste Wirkung von der Welt. Ja ich weis, daß viele Leute dafür halten, sie könnten ihren Leib nicht besser pflegen, als mit frischem Butterbrod und Brantewein. Sie vertreiben sich auch auf Reisen oftmals bis an den späten Abend den Hunger damit, wenn sie des Morgens eine reichliche Ladung davon eingepakt haben. Man sollte aber daher fast nicht gedenken, wie doch eine kleine Verschiedenheit der Bestandtheile unter Dingen, welche gleichwohl in ein Naturreich gehören, eine ganz entgegen gesezte Wirkung hervorbringen kan. Diese Erfahrung ist so gemein, daß auch kein Mensch an der guten Wirkung des Branteweins, wenn er zum frischen

Butterbrod mäsig getrunken wird, im geringsten zweifeln kan.

Allein, so wenig sich Essig, Milch und Brantewein in unsern Magen vertragen, eben so wenig kömmt auch derselbe mit Sauerkraute, Heringen, Käse und dem Tobakrauchen überein. Denn es entstehet bei vielen Menschen nicht nur sauer Aufstossen davon, sondern so gar auch heftiger Schluken, (Singultus,) und öfters Brennen im Magen. (Ardor ventriculi.) Es hat mir daher allezeit meine ganze Haut geschaudert, wenn ich von meinem alten Arzte, der doch andern mit ordentlicher Lebensart hätte vorgehen sollen, beim Knastertobakrauchen einen grossen Tröster voll starken Brantewein habe verschluken sehen.

Ich habe noch zwei Wirkungen vom Branteweine in unserm Körper bemerkt, welche in der That der besten Lobrede würdig sind; nur bedaure ich recht sehr, daß ich nicht so weit in der Wohlredenheit, wie Tertullus, gekommen bin. Denn sonst würde ich gewis ohne langes Bedenken einen der allerschönsten Lobsprüche auf diese zwei Wirkungen des Branteweins und zwar aus dem höchsten Tone anstimmen. Allein, da mit das Vermögen eines hohen Redners fehlet, so mus ich diese Tugenden unsers jezigen Geistes nur kurz und schlecht ausdrüken. Wenn meine Leser sonst gütige Naturen haben, so werden sie sich meinen Vortrag doch wohl vielleicht gefallen lassen, wenn sie nur so viel erkennen, daß sie diese Wirkungen in ihren eigenen Nuzen daraus verwenden lernen. Ist es nicht wahr, meine Leser! sollte nicht bald eine Neugierigkeit in euch entstehen, wenn ich ein allzu grosses Vorspiel von den vorgedachten zwei Wirkungen des Branteweins machte? Wenigstens bilde ichs mir ein. Damit ihr aber sehet, wie ich euch lieber Sachen, als blosse Worte vortrage; so folgen hier die Wirkungen recht natürlich:

Die erste bestehet darinn, daß der Brantewein die durch Reisen und Arbeit matt gewordene Menschen, fast in einem Augenblike; wenn sie einen mäsigen Trunk davon nehmen, dergestalt wiederum stärket, als ob sie an ihren Kräften nicht den mindesten Abgang gehabt hätten. Und aus diesem Grunde gewöhnen sich die Läufer so stark zum Brantewein, wenn sie sich durchs Lauffen so sehr angegriffen haben.

Ist eine Art von Getränken in unsern Leib gekommen, welche keine Kraft hat, die Aussonderungswerkzeuge gnugsam in Bewegung zu sezen, daß sie dadurch wiederum aus denselben geschaffet, und der Körper dieser Beschwerde entlediget würde; so thut ein guter Trunk Brantewein auch hierinn die besten Dienste. Denn in kalter Luft treibt er selbige durch die Harngänge, und wenn man warm ist, und sich durch äusserliche Bewegung erhizt hat, hauptsächlich durch die Schweislöcher aus.

Lebendige Thiere läst der Brantewein in unsern Magen nicht aufkommen; man kan ihn deshalb auch als einen Wurmvertreiber betrachten. Daß er eine stärkere Begierde zum Essen und Trinken erweke, darf eben nicht wiederholet werden. Doch ist dieses nur von Leuten zu verstehen, welche sich des Branteweins blos zur Gesundheit bedienen. Sonsten habe ich an vielen wahrgenommen, daß sie sich bei vielem Branteweintrinken fast alles Essens entschlagen haben. Es kan dieses als eine kleine ausserordentliche Zugabe meiner Gedanken betrachtet werden. Aber nun folgt auch die noch versprochene und anhörungswerthe Wirkung des lieben Branteweins:

Ich will ohne allen Umschweif bekennen, daß sie in einer bewerthen Mase vieler menschlichen Körper bestehe. Es könnte ohne grosses Kopfbrechen geschehen, daß ich sowohl die Ursache, war-

um der Brantewein unsern Leib ernähre, als auch die Art und Weise zeigte, wie dieses eigentlich zugehe; allein es wird beides in den Schriften der Aerzte, welche von der gesunden Beschaffenheit des menschlichen Leibes handeln; erkläret. und deshalb will ich nur den Grundsaz berühren: daß die menschlichen Leiber nicht nur von harzigten, sondern auch ölichten und resinösen Theilen, ernähret werden.

Ich glaube nichts wenigers, als, daß mir iemand wider den Saz: Der Brantewein mästet viele Menschen beiderlei Geschlechts, etwas einwenden werde. Sollte es sich aber dennoch zutragen, daß ihn ein oder der andere für unrichtig halten wollte; so würde er sich so vielen Widerspruch auf den Hals laden, den er die Zeit seines Lebens von sich abzulehnen viel zu unkräftig seyn mögte. Denn die Erfahrung ist in diesem Stüke gar zu gros, als daß man ihr widersprechen könnte. Wenn es erfordert würde, so wollte ich eine fast ungeheure Zahl solcher Leute anführen, welche sich durch ihr starkes Branteweintrinken solche dike Bürgermeisterbäuche angeschaffet haben, als wenn sie mehr, als sechs Wispel Gerstenschrot verzehret, und dabei einer beständigen Ruhe in einem engen Gemach genossen hätten, und da würde mancher erfahren, wovon er so fett geworden. Quedlinburg, und viele andere Oerter, wo häufig Brantewein gemacht wird, können hiervon einen unumstöslichen Beweisgrund abgeben. Man trift an solchen Orten nicht wenig Branteweinbrenner männlichen und weiblichen Geschlechts an, deren Bäuche mit den grösten Biertonnen gewis nicht wenig Aehnlichkeit haben. Allein, ungeachtet der Brantewein diejenige Leute, welche eine gesunde Lunge und Leber haben, auch (wie insgemein gesagt wird) nicht anbrüchig sind, noch ihre Leibeskräfte sonst liederlich verschwenden, zu ansehnlichen Körpern verhilft; so finde ich dennoch etwas zu erinnern, nämlich, daß diejenigen, welche von vielem Branteweintrinken sind fett worden, gar zu enge Luftröhren bekommen, und daher mit zimmlicher Beschwerde, und überdis doch nur mit gelinder und heischer Stimme reden müssen. Ich wollte deshalb diejenigen, welche viel reden oder singen müssen, wie etwa Prediger, Schulbediente, Advocaten ꝛc. wohl von dem Vorsaze, mit Branteweine Hand und Daumen hoch zu mästen, abgerathen haben. Denn sie können bei solcher Leibesbeschaffenheit keinen Tag vor Stichflüssen sicher seyn. Und was würde ihnen denn solche überflüssige Fettigkeit helfen, wenn sie sich in der besten Blüte ihrer Jahre müsten ins Grab tragen lassen.

Endlich darf ich auch nicht vergessen, die Kraft des Branteweins, wenn er äusserlich an Menschen gebraucht wird, zu rühmen. Damit ichs aber recht kurz sage, so bestehet dieselbe darinn, daß er sich entweder als ein Zertheilungsmittel (medicamentum resolvens) oder Stärkungsmittel (medicamentum roborans) erhält. Ein Zertheilungsmittel gibt er ab, wenn sich frische Geschwülste (congestiones) entweder von innerlichen oder äusserlichen Ursachen, als von Schlägen, Stossen, Fallen, Quetschungen ꝛc. in der Oberfläche unsers Körpers ansezen.

Als ein Stärkungsmittel führet sich derselbe auf in verschiedenen Lähmungen der Nerven, Muskeln, Sehnen ꝛc. so von Schlagflüssen entstanden sind; in frischen und alten Wunden, wo eine Zusammenziehung nöthig ist. In geringen frischen Wunden stillet er das Blut. Ich erinnere hiervon, daß je weniger übrig Wasser der Brantewein bei sich hat, desto besser erzeigt er äusserlich seine Wirkung. Will man ihn als ein Zertheilungsmittel anwenden, so mus er warm seyn, als ein Stärkungsmittel aber kalt.

Zum Vergnügen der ächten Verehrer des Brantewein will ich noch einen kräftigen Magenbrantewein machen lehren. Man nehme daher vier Loth gute Pommeranzenschaalen, und eben so viel Citronenschaalen, wo das Weiße von der innern Seite ausgeschnitten worden, denn sonst wird er zu bitter; Würznägelein, Zimmetrinde, Myrrhenharz von jeden ein halb Loth, rothe Sandelspäre ein Quintlein, stosse dieses alles zu Pulver, und schütte es in vier Maas guten Kornbrantewein, der Perlen hält. Dieses bringe man zusammen wohl verwahrt auf drei Tage und Nächte an einen warmen Ort, schütte es während solcher Zeit zum öftern um, und trinke alsdenn täglich vier Loth zur Gesundheit; als etwa eine Stunde vor Tische zu Mittage mit etwas Brod und Butter zwei Loth, und das übrige beim Schlafengehen. Ich versichere, dieser Gebrauch des Brantewein wird allen erwachsenen und gesunden Personen recht wohl behagen. Die vorgenannte Stunden geben auch die bequemste Gelegenheit zum Brantweintrinken ab; weil der Brantewein nicht zum Verdauen der Speisen, sondern zur Stärkung des Magens und Beförderung des sanften Schlafes mus gebraucht werden. Doch wird diese Vorschrift bei denenjenigen, welche des Morgens weder Caffee noch Thee zu trinken gewohnt sind, nicht allezeit Statt finden. Un man kan ihnen auch ganz wohl gönnen, wenn sie bei Einnehmung des Frühstüks ihren Theil Brantewein zur Verjagung böser Nebel in sich versenken.

Meines Erachtens könnte es nicht unnüze seyn, wenn etwa von Weinen, Biere, Caffee, Thee, Schnupftobake, Tobake, rechtem Gebrauch der Liebe unter Eheleuten ꝛc. auf gleiche Weise Gedanken entworfen würden.

Von denen Schwierigkeiten bei Hauswirtlicher Nuzung der Waldungen.

Die Geseze belehren uns, daß wer Waldungen zu Nuzen hat, sich derselben zu bedienen müsse, wie es einem guten Hauswirth zukommt l. 9. §. 7. D. de Usufructu. Daß hierzu vor andern dieses mit gehöre, daß man die abgegangene Bäume durch andre wieder erseze, zeiget der §. 38. Instit. de R. D. woselbst ein solches Zuziehen, als ein eigenes Geschäfte eines guten Hausvaters angeführet wird. Es wäre überflüssig, die Gründe zu erzehlen, warum dem gemeinen Wesen sehr viel daran gelegen sey, daß die Waldungen in ihrem Stande erhalten werden. Es begreiffet ein mittelmäßiger Verstand ohne alle weitläuftige Beweise gar leicht, daß weil die Menschen ohne Holz nicht zurechte kommen können, ein Land nothwendig von Leuten entblöst, und wüste werden mus, wenn der Holzmangel überal zu gros wird. Es ist also ein jeder Hauswirth, der Waldungen zu nuzen hat, diese Vorsorge denen Nachkommen schuldig, weil damit das Wohlseyn des ganzen Staats verknüpfet ist.

Dieses also voraus gesezt, so kommt es nun darauf an, wie es anzustellen sey, daß Waldungen in ihrem Stande erhalten, das ist: wie auf eine bequeme Weise jung Holz könne zugezogen werden. Denn man mag der Holzung noch so pfleglich sich bedienen, man mag die Holzsparkunst aufs äuserste treiben, so reichet dieses noch nicht hin, einen Wald von seinem endlichen Untergange zu befreien; denn dieser bestehet aus einer gewissen bestimmten und keiner unendlichen Anzahl Bäumen. Wenn man jährlich blos davon nimmt, und nichts dazu thut, so mus das Holz endlich alle werden. Soll also ein Wald hauswirthlich, das ist, so genuzet werden, daß es allezeit ein Wald bleibt, so mus so viel jung Holz gezogen

werden, als jährlich am alten abgehet. Allein bei diesem Zuziehen eines jungen Waldes ereignen sich solche wichtige Schwierigkeiten, daß man Ursache hat, die Sache in weitere Uberlegung zu ziehen.

Es betreffen aber die Schwierigkeiten erstlich den Plaz, wo der junge Zuwachs anzulegen; zweitens die Hut und Weide, so dadurch dem Vieh entzogen wird. Mein Absehen gehet hauptsächlich auf das Tangelholz, so einem Lande zum Bauen, zum Pech und Theer und zum Verkohlen am unentbehrlichsten ist. Es wird an einigen Orten Fichten, an andern Föhren, am dritten Kihnföhren, woraus sonder Zweifel der Nahme Kiefern entstanden, auch überhaupt Kienholz benennet: diese Art Holz läst sich nicht anderst vermehren als aus dem Saamen.

Auf dieselbe Stelle, wo der Wald jezo stehet, den jungen Zuwachs anzulegen, gehet nicht wohl an; denn man müste solchen unter und zwischen den alten Bäumen säen; es kan aber wegen der vielen Wurzeln der alten der Erdboden nicht gnugsam aufgelokert werden, folglich kan auch der Saame nicht recht Erde fassen, und mus nothwendig vieler unnüzlich ausgestreuet werden und verderben, ja der noch aufkommt, wird flekweise und viel zu dünne stehen, auch nicht recht zu Kräften kommen, denn was noch davon wächst, hat unter den alten Bäumen keine rechte Luft und Sonne, und mus also der Wachsthum gar sparsam von statten gehen, auch nur schwache weichliche Bäume geben. Fallen trokne Sommer ein, so haben sie viel zu wenig Nahrung, weil Regen und Thau mehrentheils in den belaubten Zöpfen der alten hängen bleibt, und was an Saft in der Erde stekt, zehren sie gar bald aus, und entziehen dadurch den erwachsenen die Nahrung, so sie durch die Wurzeln aus der Erde bekommen sollten, daher diese auch an fernerem Zunehmen sehr gehindert werden.

In nassen Jahren hingegen stehen sie zu feuchte, weil wegen Mangel der freien Luft die Feuchtigkeit nicht genug ausdampfen kan, daher viele anbrüchig, rindschälig und faul werden, Schwämme ansezen, und mehrentheils verbutten. Wenn man endlich die alten Bäume nuzen will, kan man vor den Zuwachs nicht dazu; daher wird er wieder ruinirt, und von den alten, wenn sie gefället werden, viele junge erschlagen.

Ein neuer Plaz ausser dem alten Walde ist nicht leicht ausfündig zu machen. Man sehe den Umfang eines Waldes an, und urtheile hernach, ob in einem Volkreichen Lande, da alle Winkel zum Fruchtbau umgerissen werden, damit die noch immer neuangesezte Unterthanen ihr Brod gewinnen, solche ledige Pläze noch vorhanden sind. Einige kleine dazu dienliche Fleke möchten sich hin und wieder noch wohl antreffen lassen, aber wenn blos diese mit Holz angebauet würden, so möchte einem Lande damit wenig geholfen seyn: denn was kan ein Gehölze vor Nuzen schaffen, mit dem man, wenn es anders ein Holzung bleiben soll, wenig mehr anfangen kan, als daß man es blos ansiehet?

Eine gleiche Bewandnis hat es mit denen völlig abgeholzten Blössen, die man hin und wieder in den Wäldern antrift, es werden ebenfalls keine ansehnliche Pläze heraus kommen, und da solche Seepläze vor zahme und wilde Thiere mit tüchtigen Zäunen versehen werden müssen, diese aber viel Holz fressen, weil jede Blösse besonders eingezäunet werden müste, so macht dieses auch nicht geringe Schwierigkeit.

Es sind einige, die von Forstsachen geschrieben haben, auf den Rath gefallen, den Wald in gewisse Districte abzutheilen, einen Theil nach dem andern abzuholen, und die ledige Stelle so gleich wieder zu besäen. Durch diese Einrichtung würde nun zwar obigen Schwierigkei-

keiten abgeholfen; allein es finden sich dabei wieder neue. Es würde solchergestalt viel Holz, das noch im besten Wachsthum stehet, drauf gehen, wenn ein Stük nach dem andern Fus vor Fus weggehauen würde, und in den übrigen Theilen geschonet werden, bis auch die Reihe an sie kommt, würde inzwischen vieles, so schon anfängt abzustehen, unnüzer Weise verfaulen; denn alte Bäume gehen nach und nach ins Verderben. Was schon Zopftreuge, rindschälig oder schwammig ist, nimmt wenig mehr zu, der Kern verfaulet, und wenn sich schon auswendig neue Ringel ansezen, dadurch der Baum in der Dike zuzunehmen fortfähret, so faulet doch von innen eben so viel und noch mehr jährlich weg, endlich bricht ihn der Wind, weil der Kern morsch ist, mitten durch: daher der beste Rath ist, dergleichen Holz, so bald man es antrift, zu verbrauchen, und also vor anderen am ersten wegzuhauen. Da man aber bei dieser Eintheilung in Kreise solch Holz, so nun eben Zeit zu nuzen wäre, stehen und verfaulen läst, folglich nicht zum Nuzen bringet, dagegen aber anderes, so gesund ist, noch wachsen kan, und künftig weit besser zu nuzen wäre, zur Unzeit weghauet; so würde man der Absicht offenbar entgegen handeln, und solchergestalt viel Holz verbringen, daß man doch schonen und erhalten will; denn auf solche Art würde dem Wald mehr entgehen, als die Nothdurft erforderte, und wirklich verbraucht würde, folglich könnte er so lange nicht mehr dauren, als er bei jeziger Einrichtung noch zureichen kan.

In Ansehung der Hut und Weide ist die Schwierigkeit noch weit wichtiger: Der Mangel des Holzes wird vermuthlich die Nachkommen drüken, der Abgang an der Weide aber fällt augenscheinlich den Lebenden zur Last. Ohne Vieh kan die Wirthschaft auf dem Lande nicht bestehen: und ohne Weide kan kein Vieh gehalten werden. Da nun ansehnliche grosse Pläze zu Anlegung eines jungen Waldes gehören, da der junge Zuwachs wenigstens 10. Jahr mit dem Viehtrieb verschonet werden mus, da noch nach diesen 10. Jahren in langer Zeit kein Gras unter diesen jungen Bäumen wachsen kan, weil sie dik in einander stehen und solches verdrüken; so mus nothwendig auf lange Zeit viel Weide abgehen. Es mag nun ein solcher Säeplaz angeleget werden wo er will, so wird er vielfältig solche Oerter treffen, wo die nächstgelegenen Dorfschaften ihren Viehtrieb haben, und diese sind sodann ruinirt. Die Weide auf den Wäldern reicht vor ihr Vieh nicht zu, und es gibt Zeiten, da sie von den Feldern gar nichts zu geniesen haben; denn ein Theil ist mit Wintersaat, der andere Theil mit Sommersaat besäet, und der dritte als die Braache wird umgepflüget. Wo sollen sie alsdenn mit dem Vieh hin, wenn sie in den Wäldern nicht hüten können? Wird nun die Eintheilung in gewisse Gehaue beliebet, und ein Theil nach dem andern besäet, so betrift dieses Unglük nach und nach alle die Dorfschaften, die an dem ganzen Walde liegen, und die Hütung darinne haben. Der Schade davon mus nothwendig sehr merklich werden, wenn es auf solche Art mit allen Waldungen im ganzen Lande gehalten wird. Der Abgang des Viehes ziehet den Abgang des Brods nach sich, denn ohne Düngung gibt der Aker endlich nichts. Die Menschen können noch weniger ohne Brod als ohne Holz leben. So viel dem gemeinen Wesen dran gelegen ist, daß die künftigen Einwohner Holz haben, eben so viel, ja noch mehr ist ist ihm dran gelegen, daß die gegenwärtigen nicht verhungern. Diese sind einmal da, und müssen ihren Unterhalt finden. Mit verarmten Unterthanen, da endlich Bettler draus werden, ist dem Lande nicht gedienet, denn solche fallen dem gemeinen Wesen zur Last. Hingegen ist ganz ungewis, ob das Land in künftigen Zeiten so bevölkert seyn wird als jezo. Kein Staat in der Welt ist vor

Krieg und Pest ganz sicher, diese aber können die Einwohner bald dünne machen, alsdenn geniest das Land einer Ruhe, dabei ohne alles menschliche Zuthun das Holz in Menge aufwächst: das beweisen unsre jezige Waldungen, denn das Alter der ältesten Bäume darinne reicht in die Zeiten des 30 jährigen Krieges. Wäre es wohl verantwortlich, vor ungewise Nachkommen so zu sorgen, daß die gegenwärtigen, die schon wirklich da sind, drüber verderben müsten? Wer also den Zuwachs des Holzes befördern will, hat vor allen Dingen dahin zu sehen, daß es ohne merklichen Abgang der Hut und Weide geschehe. Sind nun die Schwierigkeiten, die sich dabei ereignen, so gros, daß sie gar nicht zu heben stehen, so ist es eine unfehlbare Anzeige, daß schon mehr Volk im Lande ist; als es ertragen kan. Denn weil wegen des Viehes, so sie brauchen, kein Holz zugezogen werden kan, so kan denn auch ein Land seine Einwohner nicht länger versorgen, als das gegenwärtig vorhandene Holz währet, folglich kan es ihnen keinen beständigen Unterhalt verschaffen. Man wird leicht mit mir darinn überein kommen, daß wenn es an einem zur Leibesnothdurft unentbehrlichen Stüke fehlet, daß sodann das Land nicht wohnbar sey. Die Wohnung ist das erste, so Menschen gebrauchen, womit sollen sie aber bauen, wenn kein Holz ist?

Wir wollen aber die Schwierigkeiten eine Weile bei Seite sezen, und kürzlich untersuchen, wie es anzustellen, daß ein Wald durch den jungen Zuwachs in seinem Stande erhalten werde. Weil die Sache in Ansehung des Holzes an sich, noch am ersten einen glüklichen Fortgang haben kan, wenn der Wald in gewisse Theile abgetheilet, ein Theil nach dem andern abgeholzet, und sogleich wieder besäet und geschonet wird, so würde diese Art vor andern zu erwehlen seyn. Solchemnach kommt es drauf an, wie gros ein solcher Theil seyn mus, der jährlich zu besäen ist. Um dieses ausfündig zu machen, mus man erst wissen, wie lange ein Kienbaum zu wachsen hat, bis er zu seiner Vollkommenheit gelanget ist: denn so lange mus eine solche jährlich zu besäende Stelle Ruhe haben; bis die Reihe des Abholzens sie wieder trift. Das stärkste Holz, womit mir endlich zur Noth zu allerhand Gebrauch auskommen können, ist solches, daß einen Baustamm abgibt, der 48. Fus lang, und im Zopf 12. Zoll im Durchschnitt dike ist. Nun ist die Frage, wie alt ist ein Baum von dieser Beschaffenheit? Die Antwort wird leicht seyn, wenn wir erst wissen, wie viel ein Baum jährlich in die Länge und Dike zunimmt. Jenes erhellet aus der Länge des jährlichen Schusses, den er im Mai thut, und dieses aus der Breite der Enge, die er um den Kern herum jährlich ansezet, und die man findet, wenn der Stamm gaer durchschnitten wird. Wenn man dieses untersuchet, so befindet man, daß der Wachsthum nicht alle Jahr gleich stark ist. An solchen, die in gutem Wachsthum stehen, habe gefunden, daß der jährige Schuss 1. bis 2. Fus manchmal auch drüber lang ist. Die Breite der Ringe haben selten über ein Viertel Zoll, vielfältig nur halb so breit, und am meisten so angetroffen, daß 3, 4. und mehr auf ein Viertelszoll gehen. Wenn man den Durchschnitt misset, so nimmt man die Breite eines solchen Ringes 2. mal, weil er im Cirkel herum gehet; folglich nimmt ein Baum jährlich so viel in der Dike zu, als die doppelte Breite eines Ringes ohngefehr austrägt. Man kan also sezen, daß ein Kienbaum, der in gutem Wachsthum stehet, jährlich ein Viertelszoll in der Dike und 2. Fus in die Länge wächst. Mit zunehmenden Jahren nimmt zwar der Wachsthum in die Länge in Ansehung des jährlichen Triebes immer ab, aber dieses hindert uns nichts; denn wir brauchen ihn nur von denen ersten Zeiten, da er im besten Schiessen ist, zu wissen. Anfangs wenn der Saame aufgehet, verstreichen wohl

5.

5. bis 6. Jahr, ehe er zu schiessen anfängt, in solcher Zeit wird der Baum nicht viel über ein halben oder ganzen Fus hoch, wenn er nun hernach jährlich 2. Fus schieset, so brauchet er 24. Jahr, ehe der Stamm die Höhe von 48. Fus erreichet, der Wachsthum der ersten 6. Jahre mus auf den Stuppen gerechnet werden, der stehen bleibt, wenn der Baum gefället wird. Es hat also ein Baustamm von 48. Fus lang wenigstens 30. Jahr zu wachsen, ehe er diese Länge erreichet hat, und alsdenn ist der Zopf nur noch ein Reis von einem Jahre. Von dieser Zeit an nimmt er daselbst in der Dike zu, und wenn wir nun dieses jährlich auf ein Viertelszoll ansezen, so braucht er alsdenn noch 48. Jahr Zeit, ehe er daselbst im Durchschnitt 12. Zoll diker wird, wie er seyn soll, folglich würde ein solcher Baustamm obige 30. Jahr dazu gerechnet, 78. Jahr alt werden müssen, ehe er seine Vollkommenheit erreichet. Hiermit stimmet Döbels Jägerpractica P. III. p. 37. überein, welche will, daß das stärkste Holz wenigstens 80. Jahr alt sey. Ich habe zum Grunde gesezt, daß ein Baum im guten Wachsthum stehen müsse, wenn er sich so verhalten soll. Da nun einer vor dem andern geschwinder und stärker wächst, so werden sich auf einem solchen Säeplaz immer einige von dieser Beschaffenheit neben vielen andern, die es so weit nicht bringen, befinden: um aber in der Rechnung desto weniger zu irren, und um so vielmehr dergleichen starke Bäume zuwege zu bringen, wird man am besten thun, wenn man 100. Jahr voll dazu ansezet, und ihm so viel Zeit zum völligen Wachsthum läst. Solchemnach würde denn ein Wald, den man auf diese Art in beständigen gleichen Stande erhalten will, auszumessen, und in 100. gleiche Theile einzutheilen, folglich jährlich ein hunderter Theil davon zu besäen seyn. Man würde sodann in hundert Jahren einmal durchkommen, und hernach von vorne wieder anfangen können. Weil aber die Stelle, so zu besäen ist, vorher abgeholzet werden mus, und dieses ebenfalls hauswirtlich anzustellen ist, so würden zwar vorerst alle rindschälige, trokne und ungesunde Bäume zu Brennholz abzustammen seyn, wenn aber diese zur jährlichen Consumtion nicht zureichten, müsten die fehlende aus den andern Theilen des Waldes zu Hülfe genommen, und die, so am wenigsten noch dauren können, zuerst angegriffen werden. Unter denen übrigen gesunden Stämmen auf diesem Plaze wird man allerhand Arten von starken, mittel, und schwachen Bauholze, Sägeböke, Lattstämme, Leiterbäume und dergleichen finden, weil gemeiniglich diese Sorten in Wäldern alle unter einander wachsen. Da nun aber auch jährlich dergleichen verschiedene Sorten Holz gebrauchet werden, so müste solches blos auf dieser Stelle, und sonst nirgends angewiesen werden. Was denn noch von gesunden aber zum Bau nicht tüchtigen Holzes darauf befindlich, könnte man zum Verkohlen hingeben, und die Stuppen würden zum Pech und Theer, so viel dazu dienlich, anzuwenden seyn, die Zweige und Knüpfel aber, als das sogenannte Raffholz denen Unterthanen zu ihrer Feuerung zukommen. Dieses Abholzen und Abräumen müste ohnfehlbar den Winter über geschehen, und von denen Zweigen die jährigen Kienäpfel, worinne der Saame stekt, abgelesen werden, so könnte sodann im Frühjahre, der ganze Plaz aufgerissen, und mit dem Baumsaamen wieder besäet werden. Wenn auf solche Art jährlich fortgefahren wird, so kan es niemals an Holze fehlen; vielmehr wird der Wald in künftigen Zeiten so viel Holz, als immer möglich ist, hervor bringen, und mit der Zeit in weit bessern Stand kommen, als er jezo wirklich ist.

Daß diese Einrichtung so hauswirtlich, als möglich ist, gemacht sey, ergibt sich von selbst, nur wäre zu wünschen, daß es auch allenthalben zu practiciren möglich seyn möchte. Wir haben eben

die Schwierigkeitin eine Weile bei Seite gesezet: wenn wir nun aber die Folgen von dieser Einrichtung bedenken, so wachen sie von neuen wieder auf; wir wollen aber doch sehen, ob wir sie nicht einigermassen aus dem Wege räumen können.

Anfangs fällt einem jeden in die Augen, daß wohl mehrentheils der hunderte oder auch der achzigste Theil der Waldung zur jährlichen Consumtion nicht zureichen möchte: man müste also seine Zuflucht zu denen anderen Theilen nehmen, und daraus dem Mangel ersezen, solchergestalt aber würde die gemachte Ordnung bald wieder inUnordnung gerathen. In solchem Falle wäre klar, daß der Wald so lange nicht Holz darreichet, bis wieder welches zugewachsen, das so stark ist, wie das jezige: es kan aber dieses allein die gemachte Ordnung nicht hintertreiben, sondern es würde nur so viel folgen, daß man jährlich noch grössere Pläze, als der 100. oder 80. Theil austrägt, zubesäen hätte. Denn wenn es solche Beschaffenheit mit dem Walde hat, so wird das Holz vor der Zeit abgehen, man mag junges zuziehen oder nicht, es ist ja doch aber besser in die Stelle des abgegangenen wieder jung Holz zu haben als gar keins. Man würde auch sodann nach allem Vermögen drauf zu denken haben, wie das Holz auf alle Weise zu sparen sey, damit die jährliche Consumtion sich nicht so hoch belaufe.

Ferner so könnte es geschehen, daß man bei dieser Abtheilung auf solche Oerter geriethe, wo entweder lauter allzustark oder allzuschwach Holz befindlich, da man denn das benöthigte zu allerhand Gebrauch nicht finden würde. Allein diese Sorge möchte ebenfalls nicht viel zu bedeuten haben, denn aus starkem Holze kan man bald schwaches machen, dazu sind die Sägen in der Welt erfunden, und das allzuschwache kan man stehen lassen, weil dieses schon Zuwachs ist. Man kan im Nothfall 2. oder mehr Districte zusammen nehmen, und im andern finden, was der eine nicht hat, man überschlägt mit dem Säen ein Jahr, und besäet im folgenden einen doppelten Strich. Andere Bedenklichkeiten, die sich bei einiger Uberlegung noch wohl heben lassen, zu geschweigen.

Nur wegen der Anfahrt des Holzes möchte es noch eine Schwierigkeit sezen, welcher man dem Augenschein nach nicht so leicht würde abhelffen können. Denn es würde zum öftern geschehen, daß der Plaz, woeben geholzet würde, eine oder mehr Meilen weit von dem Ort, wo es hingeliefert werden mus, entfernt wäre. Nun kan es dem, der das Holz vor Lohn anfährt, nich gleichviel seyn, ob er es in der Nähe, wo er wohnt, aufladen kan, oder ob er erst Meilen weit darnach fahren mus; daher würde der Transport viel höher zu stehen kommen, als jezo, da der Liferante bei einer etwas weiten Anfahrt auch wieder in der Nähe so viel angewiesen bekommt, daß er mit seinem Gespan dabei bestehen, und die Lieferung vor ein mäsiges Lohn bestreiten kan. Wenn nun die Anfahrt des Holzes viel kostbarer wird, so mus auch nothwendig der Preis des Holzes steigen, und würden sich viele finden, die es nicht mehr bezahlen könnten, in Ansehung deren es denn eben so viel seyn würde, als wenn kein Holz mehr vorhanden wäre, welches doch eben der Fall ist, den man vors künftige befürchtet, und welchem man durch diese Einrichtung vorbauen will. Man stelle sich vor, wenn ein Wald 2, 3. bis 4. Meilen lang wäre, dergleichen es noch wohl gibt, so würden alle Oerter, die drum herum liegen, sonderlich die auf den Enden zu gewissen Zeiten so weit nach dem Holzplaze zu fahren haben, und einige, die vor sich schon Meilen weit vom Walde entfernt sind, würden es in die Länge gar nicht mehr schaffen können, woferne sie noch unglüklich wären, daß ihnen das Wasser die Zufuhr nicht erleichterte. Bei solcher Bewandnis würde ich

den

Rath geben, einen so grossen Wald in verschiedene kleinere nach Beschaffenheit der Umstände zu zertheilen, und ein jedes Stük als einen besonderen Wald anzusehen, so könnte mit jedem Stük nach der obigen Einrichtung verfahren, und auch dieser Schwierigkeit in Ansehung der Anfahrt grösstentheils abgeholffen werden.

Hauptsächlich aber würde bei dieser an sich vollkommen guten Einrichtung der Viehtrieb in die Wälder am meisten leiden. Es mus ein solcher Säeplaz wenigstens 10. Jahr mit der Hütung verschonet werden; denn wenn auch einige Bäume, die in gutem Wachsthum stehen, noch eher so weit kommen, daß das Vieh die Gipfel nicht abbeissen kan, so bleiben doch viele, ja die meisten weit zurük, und würden wenigstens von dem Vieh zertretten und zerbrochen werden. Wenn nun jährlich ein hundertel Theil des Waldes besäet wird, so würden in 10. Jahren 10. hundertel, das ist der zehende Theil desselben gesäet seyn und geschonet werden müssen. Nach diesen 10. Jahren könnte nun zwar die Hütung auf dem zuerst besäeten Flek wieder erlaubet werden, da aber dieser Baumsaamen etwas dike ausgesäet wird, weil die jungen Bäume dichte wachsen müssen, damit sie in die Höhe gehen, und sich nicht in starke Zweige breiten, so ist es nicht möglich, daß so gleich wieder Gras drunter wachsen kan, vielmehr erstiket, und vergehet auch das, was anfangs mit dem Baumsaamen zugleich hervorgekommen war. Zudem so fallen auch jährlich so viele Nadeln, (wie man das Laub nennet) von den Bäumen herunter, daß der ganze Boden damit dike bedekt wird, so daß der Saame von dem Grase, der durch den Wind zugeführet, und dazwischen gestreuet wird, keine Erde fassen noch aufgehen kan: daher denn ein solcher Plaz viele Jahr lang so kahl wie die Hand bleibt. Man kan nun zwar nicht eigentlich bestimmen, wie lange Zeit hierzu erfordert wird, bis der Boden wieder an zu grünen fängt; so viel aber ist gewis, daß man sicher noch andre 10. Jahre ansezen kan, ehe das Gras sonderlich zum Vorschein kommen wird, folglich gehören wenigstens 10. Jahr dazu, ehe das Vieh davon wieder etwas zu geniesen hat. Mittlerweile wird noch 1. zehendel Theil des Waldes besäet, und würde solchemnach der 5. Theil nicht behütet werden können. Wenn nun aber der 5. Theil der Hütung abgehet, so würde auch der 5. Theil Vieh im Lande weniger seyn müssen, welches ein sehr merklicher Abgang wäre. Und wenn man ferner bedenkt, daß dieser Abgang nicht einen jeden, der Vieh hält, nach Proportion betrift, sondern blos diejenigen Dorfschaften, die eben an dem Orte, der geschonet werden mus, die Hütung haben, als welche ihr meistes Vieh auf 20. Jahr würden entbehren müssen, dagegen die andern zwar anfangs keinen Abgang der Weide haben, aber endlich nach der Reihe solchen auch empfinden müssen, wenn die Ordnung den Wald zu besäen auch ihre Hutpläze betrift, so siehet man endlich, daß diese Einrichtung die Wälder mit jungem Holze anzubauen, unmöglich statt finden kan, es wäre denn, daß auch dieserwegen ein dienliches Mittel ausgefunden werden könnte, welches die Gelegenheit eines jeden Orts an die Hand geben müste, und durch besondere Untersuchungen auszumachen wäre. Ich seze aber den Fall, daß kein zureichendes Mittel zu solcher Absicht zu erfinden stünde, und daß also die allerbeste und ordentlichste Art die Wälder wieder anzurichten, dieserwegen verworffen werden müste; so ist und bleibt dennoch der Holzaubau eine unumgänglich nothwendige Sache, und mus man solchen vornehmen, auf eine Art, wie es sich nach allen Umständen am besten und füglichsten will thun lassen. Wie nun dieses eigentlich anzustellen, mus die Beschaffenheit eines jeden Waldes an die Hand geben, und man wird aus obigen einiger massen

ab-

abnehmen, was bei diesem Geschäfte eigentlich vorher zu überlegen sey, ehe man einen Schluss fasset, und zur Sache schreitet, damit nicht, wenn man auf einer Seiten Nuzen zu stiften gedenket, auf der andern noch grösserer Schade angerichtet werde.

Um aber doch einige dazu dienliche Regeln anzuführen, so können 1) alle bereits gänzlich abgeholzete Pläze in Wäldern zuerst besäet werden, hierdurch entgehet der Hütung nichts, weil wegen der in Wäldern auf solchen Blössen viel grössern Sonnenhize als auf freiem Felde ohne dem alles Gras darauf verbrennet, weil es keinen Schatten geniesset, und von keinem frischen Lüftchen abgekühlet wird. Es werden zwar die jungen Bäume auf solchen Plazen anfangs auch etwas noth leiden, zumal wenn nach der Aussaat gleich dürre Sommer folgen: da aber dieses nicht nothwendig geschiehet, und eben so leicht fruchtbare Sommer sich einstellen können, so darf die Arbeit deswegen nicht unterbleiben, sondern wir müssen auch hier auf Hofnung säen, und finden sich hernach ausgebrannte Fleke, so können sie nachgesäet werden.

2) Alle gute Grasepläze, wo der Grund etwas frisch ist, müssen verschonet werden, denn auf einem kleinen Flek von dieser Beschaffenheit, wächst vielmehr Gras als auf einem 10. mal grössern, der hoch ligt, und aus lauter Sande bestehet, dagegen das Kienholz auf solchem Sande am leichtesten fortkommt.

3) Können Säepläze an den entferntesten Orten der Hütung angelegt werden, denn weil diese von dem Vieh seltener berühret werden, so ist der Abgang an der Weide bei weiten so gros nicht, als wenn die Tiefe gleich von vorne an gesperret ist.

4) Man müste auf Mittel denken, wie der Graswachs in den Wäldern auf alle Weise befördert werde, zu dem Ende müssen alle Stuppen fleisig ausgerottet, und die Löcher wieder mit Erde gefüllet und verglichen werden, denn wo die Stubben stehen, kan ebenfalls Gras wachsen, und weil die Erde daselbst durch das Ausgraben aufgelokert wird, wächst auch hernach vielmehr Gras drauf, als auf andern viel grössern Plazen.

5) Das Moos, so sich an vielen Orten häufig findet, mus abgehaket, auf Hauffen gebracht, und wenn er verfaulet ist, zur Düngung gebrauchet werden: denn wenn es überhand nimmt, verdringet es das Gras, durch dieses Abhaken aber wird der Grund erneuert, daß das Gras wieder desto besser wachsen kan.

6) Vor allen Dingen mus der Streuling, das ist, die jährlich vom Augusto an abfallende Tangeln oder Nadeln fleisig abgehaket werden; denn wo diese den Boden bedeken, kan ebenfalls kein Gras aufkommen. Es sind zwar einige der Meinung, daß dadurch dem Walde ein Schade zuwachse, indem sie vor des Baums Düngung halten, und damit die ohnedem an diesem Holze flach laufende Wurzeln im Winter vor der Kälte und im Sommer vor der Hize wollen gedekt haben; es ist aber ein Irrthum, denn vor dem Frost hat man sich im geringsten nicht zu fürchten. Wenn Bäume erfrieren, so geschiehet es an dem Stamm und Zweigen, die Wurzeln hingegen bleiben mehrentheils grün. Da nun das Kienholz an den zärtesten Zweigen auch in weit kältern Landen, als das unsrige ist, niemals erfrieret, so ist die Sorge von dem Erfrieren der Wurzeln ganz vergebens, massen diese in der Erden viel wärmer stehen, als die hoch in der Luft befindliche Zweige. Vor die Sonnenbize darf man auch nicht bekümmert seyn: die Wurzeln haben unter den Bäumen Schatten gnug; und steken noch dazu in der Erde; wenn nun die Zweige nicht verdorren, werden es die Wurzeln noch

wo-

weniger thun, sie gehen vielmehr der Feuchtigkeit nach, und wurzeln desto tiefer, wenn die Erde in der Oberfläche austroknet. Denn wo die Wurzel Nahrung findet, da wächst sie hin, zumal wenn die Erde warm ist; hingegen unter den Tangeln, sonderlich wenn sie von unten an zu faulen fangen, hält sich die Feuchtigkeit in der Oberfläche der Erde zu lange, und die Kälte kan wegen dieser Bedekung nicht tief genug eindringen; daher ist es kein Wunder, daß die Wurzeln in der Oberfläche bleiben, und keinen Trieb bekommen, in den Boden einzugehen. Je flächer nun aber die Wurzeln liegen, je leichter reist der Wind die Bäume um. Es mus aber dieses Abharken gleich von Jugend an geschehen, ehe die Bäume durch diese Bedekung verwöhnet sind. Mit der Düngung, die der Streuling den Bäumen verschaffen soll, kommt es eben so heraus, als wenn man das eine Düngung nennen wollte, wenn man Stroh übers Land herbreitet, es merkt vielmehr Döbels Jägerpractica P. III. p. 67. aus der Erfahrung an, daß der blosse Streuling vor sich keine Düngung gebe. Daß hingegen die Oerter gedünget werden, wo das Vieh fleisig hinkommt, ist bekannt. Es ist also mehr schädlich als nüzlich, wenn die abgefallene Nadeln lange unter den Bäumen liegen bleiben, und es sollte vielmehr den Unterthanen erlaubet werden, sie fleisig abzuharken und nach Hause zu führen, wo sie solche zum Einstreuen in die Ställe und auf die Miststätten brauchen können. Der Nuzen ist doppelt: Denn es wird dadurch nicht nur viel Stroh ersparet, sondern es wächset auch unter den jungen Bäumen das Gras leichter auf. Es ist aber dieses Abharken nicht eher nöthig, bis der Zuwachs wenigstens 10. Jahr alt ist; denn vor dieser Zeit würde man den Bäumen durch das viele Herdurchkriechen schaden. und man würde auch noch wenig Nadeln zu harken finden, weil solche schwache Bäume wenig haben, und also auch wenig abwerffen können; ich schreibe dieses aus eigener Erfahrung, denn ich lasse beständig die Nadeln wegharken, und finde seit vielen Jahren nicht, daß das junge Holz davon einigen Schaden nimmt, oder am Wachsthum gehindert wird.

7) Alles fernere Ansezen neuer Unterthanen auf dem Lande müste verbotten werden: denn es gehet zur Aufbauung neuer Höfe nicht nur viel Holz drauf, sondern es wird auch das Vieh vermehret, und die Schwierigkeiten die Wälder im Stande zu erhalten, nur mehr vergrösert.

8) Desgleichen müste das Aufreissen in den Wäldern, um neu Land zu machen, gänzlich abgeschaffet werden: denn dieses sind Oerter, die mit Holz wieder sollten angebauet werden; wenn nun Aker draus gemacht wird, so entziehet man dem Walde ein Stük, da man ihm doch vielmehr was geben sollte.

9) Endlich wäre wohl zu rathen, daß ein jeder, der ein Landgut, aber keine Waldung dabei hat, einen Flek auf seiner Feldmark zu Anlegung eines Gehölzes widmete, warauf wenigstens so viel Bauholz aufwachsen konnte, als zur Erbauung des ganzen Dorfs in künftigen Zeiten nöthig wäre. Hierzu würde eben kein gar grosser Plaz erfodert: denn wenn man zu einem jeden Baustamm eine gevierte Ruthe Plaz rechnet, so können auf einem Flek von 32. Ruthen lang, und eben so breit 1000. Baustämme stehen, welches vor so viel Holz gewis ein gar kleiner Flek ist. Man findet aber in Wäldern vielfältig, daß die Bäume viel näher als 12. Fus beisammen stehen, und doch gute Baustämme sind. Wenn man nun zu Aufbauung eines Bauerhofes 3. Schok Holz, und zur Maierei, Vorwerk oder Rittersiz nach Proportion eine grössere Quantität rechnet, so kan man leicht den Uberschlag machen, wie viel tausend Quadratruthen Land zu diesem Behuf erfordert werden. Man wird finden, daß

ein solcher Flek von dem Akerbau und der Hütung endlich noch wohl zu entübrigen ist, wenn man bedenkt, daß dazu nur das leichteste schlechteste Land in den Hinterfeldern erfordert wird, davon der Wirth auch in guten Jahren selte über die Aussaat viel gewinnet, und daß manchmal in 6. oder 9. Jahren nur einmal bestellet wird, solch Land, davon das Vieh sich kaum einmal des Jahres satt zu fressen im Stande ist. Es müste ein sonderlicher guter Boden seyn, wo man nicht in denen entlegenen Feldern, da die Düngung niemals hinreichet, dergleichen Pläze antreffen sollte. Man seze, daß auf 200. Quadratruthen 1. schl. Roggen alle 3. Jahr einmal gesäet, und daß davon das 3tel Korn gewonnen wird, so würde nach Abzug der Aussaat und der Bestellungskosten alle 3. Jahr 1 schl. Roggen à 16. Gl. klarer Gewinn seyn; folglich würde der Nuzen von diesem Lande jährlich noch nicht 6. Gl. betragen. So viel könnte endlich aus dem jungen Zuwachs an Bohnen- oder Hopfenstangen, und mit der Zeit an Weinpfählen jährlich ebenfalls gelöset werden, und es würden doch noch 200. Baustämme drauf bleiben, die in 100. Jahren gerne 200. Rthlr. werth wären, und das Stroh, was man etwa einbüste, würde durch den Streuling reichlich ersezet werden. Wer aber doch den gegenwärtigen geringen Nuzen vorziehen, und bei sich gedenken wollte, daß wenn der Landesherr Unterthanen haben wollte, er ihnen auch wohl Bauholz aus denen herrschaftlichen Waldungen müsse reichen lassen, der würde vergessen, daß er ein Mitglied des gemeinen Wesens sey, und alles, was zu dessen Wohlseyn gereichet, zu befördern suchen müsse. Es ist niemand befugt von dem Landesherrn zu begehren, was ihm durch seinen eigenen Fleis zuwachsen kan, und die herrschaftlichen Waldungen werden allezeit denen Unterthanen in den Städten zu gute kommen, die kein eigen Holz ziehen können.

10) Es könnte ein solches Zuziehen des jungen Holzes ebenfalls mit allem Fug denen Unterthanen, die solch schlecht Land haben, auferlegt, und ihnen die Nuzung davon überlassen werden, wodurch nicht nur das Holz im Lande vermehret, sondern auch vornemlich denen vielfältigen Holzdiebereien einigermasen abgeholffen werden würde. Denn wenn der Bauer selber Holz hat, wird er sich nicht so oft in die Gefahr begeben, es andern zu stehlen, und zumal wenn auch alsdenn eine grössere Straffe wie billig drauf gesezet würde, da anjezo wegen dieses Unfugs wenig jung Holz aufkommt; denn je gröser es wächst, je weniger wird es auch, bis man endlich an statt eines diken Waldes ein ganz lichtes dünnes Gehölze antrift, wo man sich nichts anders vorstellen kan, als daß vollends ein Stük nach dem andern sich verlieren werde, ehe es ein rechter Baum wird, daher man denn die Hofnung von aller seiner Bemühung schändlich verlohren siehet.

Gedanken über die Frage, ob es besser sey, beim Bauen im Taglohn arbeiten zu lassen, oder die Arbeit zu verdingen?

Unerfahrne Bauherrn pflegen oft zu fragen, was besser sey: Eine Arbeit zu verdingen oder im Taglohn machen zu lassen?

Die Antwort darauf kan nicht schlecht weg, sondern so, gegeben werden, daß bald das Verdingen, bald der Tagelohn, besser sey.

Aber in welchen Umständen ist dieses jenem und umgekehret vorzuziehen? der Bauherr, die Arbeiter, und die Sache selbst müssen den Ausschlag geben.

Wenn der Bauherr, oder welcher dessen Stelle vertritt, in Bausa-

sachen Erfahrung, Zeit und Willen hat, auf die Bauarbeiter selber zu sehen, und es glükt ihm mit ehrlichen, fleisigen und tüchtigen Arbeitern, so wird er kein Bedenken haben können, alles, was sich schiken kan, in Tagelohn arbeiten zu lassen. Er wird dabei Vortheil haben, weil doch bei einem jeden Verding etwas vorfällt, das eintrift und fehlschläget, um deswillen dem gedungenen das geringste nicht gegeben werden kan. Er ist sicher, daß keine verdriesliche Nachrechnung dahinter her kommt, wenn die Handwerker, wie öfters geschieht, klagen, daß sie mit dem Verding nicht hätten auskommen können, daß sie also Schaden litten, daß sie an dieses und jenes gedacht oder nicht denken können, was doch zum Aufenthalt der Arbeiter eingetroffen wäre, und dergleichen. Allein, wenn gleich mancher Bauherr und seines gleichen noch so viel von seinem Bau verstehen, und sie Lust an dem Anordnen und Achtgeben haben, auch sie oft genung bei den Arbeitern seyn können; so wird doch das andere sehr selten oder gar nicht eintreffen, und sie sich höchstens begnügen müssen, ein und andern Handwerker im Tagelohn arbeiten zu lassen. Nach meiner Erfahrung halten fast alle Handwerker, nach Art der meisten Handelsleute, für eine besondere löbliche That, die Bauherren und die sich sonst ihrer gebrauchen, zu überlisten. Eben diese Gewohnheit hat in neuern Zeiten Gelegenheit gegeben, die Arbeiten zu verdingen, da man vor Alters wenig davon gewust hat.

Hat aber der Bauvorsteher keine Wissenschaft von Bausachen, oder zur Aufsicht keine Zeit, so stehet ihm im ersten Fall zu rathen, sich gar nicht damit zu bemengen, sondern es einem andern zu überlassen. Es gehet ungemein weit, was vor Nasen die Arbeiter den Unerfahrnen andrehen, und ich weis Exempel, daß einige fürs halbe Geld hätten bauen können, wenn sie es nicht gewaget hätten, den Bau selber zu führen. Dieses trift vornemlich bei herrschaftlichen Bauen und solchen Fällen ein, wo die Handwerker einen grossen Geldbeutel vermuthen, den sie gerne mit einmal ausleeren möchten.

Im andern Fall ist das Verdingen anzurathen, wenn nur irgend die Sache darnach ist, daß sie verdungen werden kan.

Finden sich Umstände, welche die Taglöhnung beschwerlich machen, so sind deren nicht weniger beim Verdingen. Viele Handwerker hier zu Lande wollen gar nicht daran. Bald verstehen sie es nicht, wie viel Zeit zu ihrer Arbeit aufgehen kan; bald wollen sie ihrer Faulheit nichts abbrechen; bald halten sie es gar ihrer Innungsfreiheit entgegen, sich in einen Verding einzulassen. Sie bereden sich wohl gar unter einander, so daß man keinen einzigen zum Verding bringen kan, und man, wie mir begegnet ist, sich genöthiget sie-

het, eine Arbeit im Taglohn machen zu lassen.

Kommt es endlich zum Verding, so wissen die meisten nicht, wie weit sie den Mund aufthun wollen, und da mus man öfters zuschlagen, wenn es gleich über die Gebühr ist, und man doch wohl schlechte Arbeit dafür erhält. Der Zimmermann läst Bänder weg, nagelt an was eingezapfet werden sollte, die Fugen passen auf ein Haar wie ein Arm dike; die Hölzer sind nach den krummen stat der geraden Linien, behauen, daß die Algebraisten ganz neue Aufgaben darnach machen könnten; hier fehlen Nägel in den Zapfenlöchern, dort stehet ein Stender schief und gedrehet ꝛc. Der Maurer arbeitet den Kalk nicht tüchtig; er gehet damit im Eilen liederlich um; er klebet brav dike ein und auf; hauet zum Dache die Steine nicht nach den Fugen; was gerade getünchet seyn soll, ist hökerig; gute Stüke Steine, die eben so gut, als ganze zu brauchen sind, wirft er untern Schutt, und machet sonst, daß er nur bald davon kommt. Der Tischler kan auch seine Person im Verliederlichen der Arbeit, doch nicht so sehr als jene, spielen. Der Glaser nimmt dünnes Blei und schlechtes Glas, und die übrigen Handwerker und Arbeiter wissen auch ihre Stükgen, wogegen kein anderes Mittel ist, denn daß der Bauaufseher alle Arbeit und Materialien wohl kenne, und den Verding darnach sorgfältig und umständlich einrichte.

Bei dem Glüke gute Handwerker zu finden, und wenn der Bauende nicht ofte bei der Arbeit seyn kan, bringet das Verdingen besondere Vortheile zuwege. Man darf den Arbeitern nicht immer auf die Hände sehen, und nach verfertigter Arbeit braucht man nur selbige zu untersuchen und sie abzulohnen.

Doch findet sich öfters Arbeit, die nicht wohl verdungen werden kan, entweder weil sie sonst nicht gemacht worden, oder so beschaffen ist, daß vorher nicht genau angesehen werden kan, was dabei vorfallen wird. Zu jenem rechne ich Exempels weise, wenn etwas besonders künstlich seyn soll, und zu diesem, wenn Erdreich gegraben werden soll, dessen Beschaffenheit unbekannt ist; wenn allerhand Flikwerke an alten Gebäuden sonderlich bei Zimmer- und Maurerarbeit vorgegeben werden, und dergleichen mehr. Da begibet sichs insgemein, daß wenn man das alte noch so genau examiniret zu haben vermeinet, bei Beginnung des Baues sich immer mehr zu thun findet, als vorher gesehen worden. In solchen Fällen mus man sich den Verding von selbst vergehen lassen, und zum Tagelohn schreiten. Ausserdem wüste ich nicht leicht was auszudenken, worüber nicht ein Verding gemacht werden könnte.

Allein nach welchen Regeln verdinget man denn? Ich weis keine andere, denn daß Acht gegeben werde, wie viel Zeit ein fleisiger und geschik-

schikter Arbeiter bei einer vorgegebenen Arbeit zubringet. Die Taglöhnungen sind durch die Gewohnheit zimmlich genau bestimmet, und so hat man einen guten Grund demnächst in gleichen Fällen etwas zu behandeln. Doch der ungeheuchelte Fleis der Arbeiter ist ungemein ungleich, und ich habe Leute gefunden, die ohne einen moralischen Fehler zu begehen, gewis an die Helfte in ihrer Arbeit gegen einander unterschieden gewesen; das habe ich aber auch bemerket, daß jene über die Macht, und wohl zum Schaden ihrer Gesundheit gearbeitet, ausserdem daß sie eine angebohrne Fertigkeit und Arbeitsbegierde, so wie diese eine Trägheit, ein unschlüssiges Wesen, und unzeitige Genauigkeit auf alle Kleinigkeiten, an sich gehabt haben. Hieraus habe ich die Regel genommen, in Einrichtung der Verdingslöhnungen den Mittelweg zu nehmen.

Brauchen die Handwerker und andere Arbeiter beträchtliche Materialien, und nuzen sie kostbares Arbeitszeug ab, so ist bei dem Verding nach Billigkeit mit darauf zu sehen, und ihre Belohnung darnach zu vermehren, nicht leicht aber ihnen die Geräthschaft zu halten, als welche insgemein muthwillig verhunzet und wohl gar unsichtbar gemacht wird.

Es könnte hievon noch viel ein mehrers gesaget und gezeiget werden, was vor Regeln sich zu Ausmachung einer billichen Verdingsbelohnung insbesondere in Absicht auf jede Arbeit bestimmen liesen; ich lasse es aber dismal bei obigem bewenden, und bemerke nur noch, wie übel diejenigen den Anfängern rathen, welche schlechthin in ihren Anweisungen vorschreiben, wie hoch diese und jene Arbeit anzuschlagen, und zu verdingen sey, ja nicht einmal die verschiedenen Arten derselben aus einander sezen.

Unmasgebliche Ursachen, warum denen Soldaten das Heirathen leicht zu gestatten sey.

Es beruhet in ungestrittener Warheit, der sicherste Grund der Aufnahme eines Landes bestehe in der Menge dessen Einwohner; daher man in denen abgewichenen Jahren erfahren, mit welcher Sorgfalt kluge Regenten fremde Colonien in ihre Reiche einzuführen, ihnen haben angelegen seyn lassen, und welcher Vortheil solchen Ländern dadurch zugewachsen.

Wenn aber dergleichen Gelegenheiten nur selten vorkommen, so wäre zu untersuchen, ob nicht dieser beträchtliche Endzwek näher zu erhalten stehe?

Der Herr Autor N. 9. des 44. und N. 1. des 45 Stüks der Leipziger Samlungen hat mittelst §. 25. seiner vermischten Anmerkungen mich zu gegenwärtigen Gedanken geleitet: denn da selbiger vermeinet; es sey denen Soldaten das Heirathen so leicht nicht zu gestatten; so erachte vielmehr, der Gegensaz sey eben dasjenige Mittel, wodurch vorgerühmte Bevölkerung am füglichsten geschehen könne. Denn wen mus es nicht befremden, so viele junge, gesunde und muntere Leute zu sehen, ohne daß deren grosse Anzahl zu der bürgerlichen Gesellschaftvermehrung etwas beiträget? und dieses um desto mehr, als es

1) Den Soldaten in der Ausrichtung ihres Geschäftes keine Hindernis verursachet; vielmehr würde das Heirathen in Guarnisonen ein vieles zu deren besseren Verpflegung beitragen; auf Marschen und im Felde aber müssen sie, wie die zur Seefahrende, Weiber und Kinder zu Hause lassen; allwo

2) Diese Unterpfände in Betrachtung der mehresten die sicherste Bürgschaft für das Desertiren leisten würde, nicht minder ist

3) Das Heirathen der richtigste Weg, viele Soldaten von ihrer unordentlichen und liederlichen Lebensart zu einer bessern zu führen, indem die Liebe zu der Seinigen Conservation vieles Böse abzuwehren pfleget; und

4) Welche Pflanzschule eines ächten militis perpetui würde hierdurch nicht angerichtet werden; ja welche Erleichterung müsse

5) Bürger und Bauern angedeyen, wenn sie ihre Söhne, ohne im äussersten Nothfall, der Kriegsdienste entfreyet achten könnten? und welchen Nuzen würde die Wahl des Gesindes bei vermehrter Anzahl so vieler eingebohrner Landeskinder, einem jeden derselben verschaffen? Zu geschweigen, daß Regenten der kostbaren Anwerbung des fremden mehrmalen liederlichen Gesindels entübriget bleiben könnten: Wenn aber

6) Denen verheiratheten Soldaten zu ihrer Ermunterung und Erleichterung der Haushaltung für Frau und jedes Kind, ausser ihrem ordentlichen Gehalte, ein mehrers beigeleget werden müste; so würde es darauf ankommen, die hiezu benöthigte Fonds, ohne der Kriegscasse und derer Unterthanen merklichen Beschwerung ausfündig zu machen. Als nun

7) Der N. 5. berührte Vortheil Bürger und Bauern hauptsächlich zu statten kommt, so würde es meines Erachtens nicht unbillig seyn, wenn deren jeder bei seiner Trauung nach Beschaffenheit seines Zustandes, einen und mehrere Rthlr. auch bei der Taufe eines jeden Kindes ein proportionirliches zu diesen Anstalten beitrüge; und werden vernünftige Cameralisten mehrere dergleichen Finances ohne Mühe zu erfinden wissen: und zu welchem Nuzen des Publici würden diejenige, welche etwas von ihren Mitteln zu milden Stiftungen anzuwenden gewillet, solches, da die Armen GOtt Lob an den mehresten Oertern versorget, zu gleichem Endzwek widmen können? Die etwanige Einwendungen gegen das Heirathen der Soldaten

8) belangend, so sind solche theils bereits abgelehnet, theils auch von geringer Erheblichkeit; denn daß die Soldaten, wenn sie verheirathet, sich besser als vorhin zu ernähren trachten, ist an ihnen zu loben, und bewähret die Wahrheit meiner Gedanken: ob kleinen Handwerkern und Hökern dadurch etwas entzogen werde, verdienet in keine Betrachtung in Gegenhaltung des Nuzens gezogen zu werden; überdem, wenn erstere eben so grossen Fleis wie die Soldaten anwenden wollen, werden diese sie schwerlich aus ihrer Possession sezen. Uberhaupt stünde zu wünschen, daß alle Zünfte und Innungen derer Handwerker, als Ueberbleibsel von der hanseatischen Städtekünsten, wodurch sie der Zeit der nordischen und teutschen Reiche Einwohner in ihre Dependance gezogen, abgeschaffet werden könnten, massen die holländische Verfassung

er-

ergiebet, es könne das Gewerbe ohne dergleichen Einschrenkung und um ein grosses besser bestehen. Die Höker aber werden durch die vermehrte Anzahl der Einwohner mehr gewinnen als verlieren. Und überdem, warum sollen Soldaten von allem Genus der bürgerlichen Gesellschafft ausgeschlossen bleiben, da sie, das Hauptsächlichste nicht zu berühren, in denen Ländern, wo die Accise eingeführet, eben sowohl als andere Unterthanen contribuiren. Immittelst will diese Gedanken reiferer Beurtheilung gerne überlassen.

Der betrübte Wittwer.

In Poitu, (ich will mit Fleis die Gegend nennen,
Damit sich die befragen können,
Die, wenn ein kleiner Umstand fehlt,
Schon zweifeln, ob man wahr erzehlt,)
In Poitou lies einst ein Mann sein Weib begraben:
Allein man merkt es wohl, man ist in Poitou;
Da geht es, wann sie Leichen haben,
So prächtig, wie bei uns, nicht zu.
Man kleidet sie geschwind mit leinen Sterberöken,
Und trägt den Sarg, ohn ihn erst zuzudeken,
An den für ihn bestimmten Ort.
So trug man auch den offnen Sarg jezt fort;
Doch was geschicht, indem sie ihn so tragen?
Der Leichenweg gieng dicht an einer Heke hin;
Hier ritzt ein Dorn die tode Frau ins Kinn.
Auf einmal fängt sie an die Augen aufzuschlagen,
Und ruft: Wohin wollt ihr mich tragen?
Hier, deucht mich, hör ich viele tragen,
Wie kam die gute Frau zurük?
Hielt es der Mann auch für ein Glük,
Die Hälfte wieder zu bekommen?
Die ihm der Tod zuvor genommen?
Wie mag ihm wohl gewesen seyn?

Das lezte wird man gleich erfahren:
Nach weniger als sieben Jahren
Büst sie das zweitemal ihr junges Leben ein.
Der man gab ihr von neuem das Geleite,
Und gieng gesezt an seiner Gattin Seite
Wie alle harte Bauersleute.
Allein so bald er nur die Heke wieder sah:
So wies er erst, wie viel sein Herz empfände.
Er rung mit Thränen beide Hände.
Ach, rief er aus, da war es da!
Kommt ja der Heke nicht zu nah.

Der Poet.

EIn ausserordentlicher Wiz ist insgemein mit ein wenig Aberwiz begleitet. Dieses hatte schon Aristoteles zu seiner Zeit beobachtet. Er selbst war bei seiner Weltweisheit nicht sicher vor kleinen Ausfällen, wann er sich mit seinen Ringen zierte, und sich einbildete, mit seinen dünnen Waden einen galanten Mann vorzustellen. Von den Cynikern und andern philosophischen Fantasten nichts zu gedenken. Ich will hier nur allein von den Poeten sprechen.

Selten daß man unter ihnen Leute findet, die nicht ein wenig nebenaus schweifen; und sollte es auch nur in gewissen Geberden, in der Art sich zu kleiden, oder in andern kleinen Auszeichnungen bestehen. Sie haben einmal etwas Poetisches, daß von der gemeinen Bahn der Dinge abweichet, und nicht natürlich ist. Ein Mensch der ausserordentlich denket, und noch darzu seine Gedanken auf eine besondere Art in gewisse Sprünge und Reimen sezet, der mus nothwendig eine überaus starke Vernunft haben, wenn seine Lebhaftigkeit und das Feuer, welches ihn entzündet, nicht ein wenig nebenaus flatern soll.

Die

Die Poeten haben dem menschlichen Wiz die gröste Annehmlichkeit und Stärke gegeben. Sie haben aber auch zugleich die närrischste Fabeln und die gröste Lügen erdacht: Sie haben das Alterthum mit heillosen Göttern erfüllet, und die gröstten Tirannen zu Helden gemacht: Sie haben ihre Neigungen und Thorheiten unter lauter Namen von Tugenden vorgestellet: Eine schmuzige Schäferdirne in eine Nimphe, und ein alberes Bürgermädgen in eine Huldgöttin verwandelt. Sie machen den gröstten Böswicht um ein Geschenk zum Heiligen, und entweihen aus gleicher Ursache das Heiligthum selbst: Sie schreiben Psalmen und Quodlibete, und besudeln eben dasselbe Pappier, wo sie von geistlichen Dingen handeln, mit den abscheulichsten Unflätereien, wie Rousseau. Sie schreiben vor alles und gegen alles, wie ihnen die Sachen einschiessen, oder wie man sie deswegen bezahlet. Alle Begebenheiten, alle Vorwürffe werden von ihnen übertrieben. Alle andere Wissenschafften sind beschäftiget Wahrheiten zu entdeken; die Dichtkunst allein nähret sich von Lügen. Plato wolte deswegen die Poeten aus einer wohlbestellten Republic verwiesen haben. Augustinus verglich sie denen Trunkenen, und Hieronymus denen Mäusen, die andern Leuten das Brod nagen.

Vivunt carmine insani poetæ,
Si nugas adimas fame peribunt.
His mendacia sunt opes & aurum,
Fingunt quæque volunt putantque palmam
Mentiri bene glorioſiorem.

Solte man aber deswegen eine so hohe Kunst verachten, weil sie von unverschämten Menschen misbrauchet wird? Was vermag solches Virgil und Horaz, daß sie so schlechte Nachfolger haben.

Die ganze Welt ist heut zu Tage voll Poeten. Man sehe nur wie sie um die Gräber der Verstorbnen rasen, wie sie die Hochzeiten mit ihren Brautliedern verunreinigen, wie sinnreich sie lästern, und wie niederträchtig sie loben.

Doch ich rede hier nur von denen hungerigen und brodlosen Poeten, die mit ihrer Muse gleichsam hausiren gehen, wie Günther sagt, und eine schändliche Bettlerei treiben.

Es gibt auch noch eine andere Art von Poeten, deren Einfälle man mit Vergnügen lieset, die aber dabei im Umgang unerträglich sind. Man mus sie nicht kennen, wann sie gefallen sollen; so bald man sie siehet, so verlieret man für sie alle Hochachtung. Ich habe Poeten gekannt, die so dikblütig und traurig waren, daß es schiene, als ob sie keine drei Wörter hervor bringen könten. Andere im Gegentheil liesen ihren sogenannten bel' Esprit schwermen, und niemand anders zum Wort kommen; noch andere, sind so abscheuliche Fantasten, daß sie sich einbilden, die ganze Welt müste von nichts als ihren Gedichten reden. Man ist nicht sobald mit ihnen in Gesellschafft, so betäuben sie einem damit die Ohren, indem sie solche selbst mit einer entzükten Art hersagen, und alles was sie darinnen beschreiben, einem lebendig vorgaukeln. Man hüte sich ja etwas daran auszusezen, wo man nicht will, daß man eben die Begebenheiten mit ihnen haben soll, wie der Misantrope bei dem Molliere. Zweierlei Leute mus man ungescholten lassen, wenn man keine Verdrüslichkeiten haben will, nemlich die Pfaffen und die Poeten. Ich verstehe aber darunter nur solche, die um den Lohn heucheln und schmeicheln, oder schmähen und lästern, und die bei allen Geburtsfällen, Heirathen, Beförderungen und Leichenbegängnissen ihre hungerige Leier klingen lassen.

Ein

Ein schöner Geist, den die Poesie belebet, reimet nur der Tugend und der Wahrheit zu Ehren. Ein edles Feuer lodert in seiner Brust und treibet desselben Flammen himmlisch empor. Weil er erhaben denket, so kan er nicht niederträchtig schreiben. Der Glanz einer Crone verblendet ihn nicht: siehet er solche auf dem Haupt eines Tyrannen, oder eines untüchtigen Regenten, so wird sich seine Muse nie so weit herunter lassen, ihm zu Ehren ein Heldengedichte zu schreiben. Siehet er aber einen Friedrich auf dem Thron, der zugleich ein Weiser und ein Held ist, so vereinigen sich in ihm alle Triebe, dessen hohes Lob zu besingen, und denselben andern grossen Häuptern zum preiswürdigen Exempel vorzustellen. Die Majestät, so gros sie auch immer ist, schreket ihn nicht ab, ihn hochzuachten, und zu lieben; ja dieses noch darzu ihm, wie der Herr von Voltaire dem König von Preussen, zu bekennen. Das Glük macht die Könige, die Tugend aber die Helden und Weisen. Wer jenes knechtisch erheben kan, der kennet den Werth von diesen nicht.

Warum erhält sich die Muse des Herrn von Voltaire nicht immer in dieser edlen Hoheit? Warum verfällt sie in die Niederträchtigkeit; auch Friedriche zu finden, wo sie nicht sind? Warum lobet sie ohne Unterscheid alles, was ihr einigen Vortheil verspricht? Warum läst sie allzuruhmsüchtig diejenige Lobeserhebungen druken, mit welchen sie selbst der grose Friedrich beehret hat? Ist es nicht deswegen, weil derselbe nicht nur ein Poet ist, sondern auch daraus sein Handwerk macht, einer zu seyn?

Wie sehr sind doch die Gaben des Gemüths unterschieden. Der Herr von Voltaire wäre allzugros, wenn er beide in einem gleichen Grad besäse, und eben so viel Bescheidenheit und uneigennüziges Wesen hätte, als er die Kunst versiehet, schön zu denken und schön zu reimen.

Der Empfindliche.

Atras pellere curas miserasque querelas
Non posse, potentia non est.

Boeth. L. III.

Ich weis nicht, ob ich mehr die Empfindlichkeit loben oder schelten soll. Ein Mensch, der nicht empfindlich ist, hat kein schönes Gefühl, keine erhabne Meinungen, keine grosmüthige Gedanken; allein wie sehr hat man sich nicht mit empfindlichen Leuten in acht zu nehmen? wie leicht sind die beleidiget? wie schwer ist ihre Freundschaft zu erhalten? Es ist wahr, sie haben Verstand, sie sind die angenehmsten Leute im Umgang, sie sprechen mit Nachdruk und mit Scharfsinnigkeit; Sobald man sich aber nur ein wenig mit ihnen vergist, so verziehen sie ihre Bildung, sie werden kaltsinnig, ihre Lebhaftigkeit lässet nach, man merket, daß sie etwas verdrossen hat, und man scheuet sich, doch sie darüber zu befragen. Wer kan alle Worte auf die Wagschale legen? Wer kan sich in allem so genau in Acht nehmen, daß einem nicht einmal ein unüberlegter Gedanke, eine freie Redensart, oder eine Unachtsamkeit in Beobachtung des Wohlstandes und der äusserlichen Geberden entfahren sollte? Ein kleiner Zufall, ein einziges Wort; ja, nur

eine Mine ist genug, bei ihnen das gröste Vorhaben, und den wichtigsten Plan zu verändern. Fürwahr, die Empfindlichkeit gehet zu weit, wann sie einem alle Kleinigkeiten übel nehmen will. Allein, Kleinigkeiten wie ihr wollt; Eben diese unachtsame Kleinigkeiten sagen sie, entdeken eine Geringachtung. Man siehet daraus, wie es andre mit uns meinen. Was man liebet, das pfleget man auch zu ehren. Es sind gewisse Merkmale der Gleichgültigkeit, wenn man nicht so viele Aufmerksamkeit hat, demjenigen, was man liebet, zu gefallen.

Ein empfindlicher Mensch schiket sich nicht nach Hof. Er wird selten ein grosses Glük machen. Sylvander hat ein gutes Herz, er ist grosmüthig, er ist tugendhaft, allein er ist dabei empfindlich Er würde sich weit besser empor bringen, wenn er solches nicht wäre. Man mus in der Welt etwas vertragen, und seine Empfindlichkeit bezwingen können.

Es sind gewisse Laster, die uns angenehm, und gewisse Tugenden die uns verdrüslich machen. Sylvander siehet allzugenau auf die Umstände, wo es um die Sache gilt. Wer sich nicht verstellen kan, der kan auch nicht sich in die Zeiten und Menschen schiken. Wie will er also sein Glük machen; Er ist voller Redlichkeit, und daher verdrießt ihn alles, wobei man List und Ränke gebrauchet. Er ist empfindlich wenn man ihm nur eine Unwahrheit sagt. Wie vielem Leiden ist er nicht dadurch unterworfen, da, wie die Schrift sagt, alle Menschen Lügner sind. Er kan sich die Menschen nicht so bös einbilden, als sie sind, weil er gut ist; und er wird von ihnen hintergangen, sobald er ihnen trauet. Sonst ist er scharfsinnig genug, ihre heimliche Ränke und ihr unächtes Wesen zu entdeken. Vergebens sucht er alsdann seinen Verdrus zu verbergen. Alle Züge seines Gesichtes sind Verräther seiner innerlichen Empfindlichkeit. Niemand ist so frei, sich darüber blos zu geben. Er heuchelt nicht ein wenig, wie es der Wohlstand öfters erfordert. Nein, er sagt es den Leuten frei unter das Gesicht, wann sie ihn beleidigen, und besizt in dieser Art eine so anzügliche Beredsamkeit, daß man ihm solche so wenig für gut halten kan, als er die Fehler andrer zu entschuldigen weis. Er will, die Leute sollen tugendhaft, gerecht und aufrichtig seyn. Dieses aber findet er nicht in der Welt. Er mus sich demnach des Umgangs mit derselben entschlagen, oder lernen gleichgültiger seyn. Das erste ist ihm nicht zu rathen, und das andre nicht von ihm zu hoffen. Wie will ein solcher Mensch in der Welt sein Glük machen?

Trübes Leiden, zarter Seelen,
Die sich durch Empfindung quälen.
So viel Neigung, so viel Pein.
Glüklich, wer in allen Fällen,
Sich

Sich der Ruh kan zugesellen,
Und bei sich zufrieden seyn.

Will man unter Menschen leben,
Mus man wissen nachzugeben:
Gar zu zärtlich tauget nicht.
Fehler, Menschen, Sitten, Zeiten,
Können keine Tadler leiden,
Klug ist der, den nichts anficht.

Gedanken von dem Nuzen des Electrisirens.

Die mehresten, wann sie die wundersamen Wirkungen des Electrisirens angesehen haben, pflegen zu fragen, was solche vor einen Nuzen habe? Es mag wohl diese Frage bei mehreren neuen inventis (zum Exempel bei der Anziehungskraft des Magneten, als solche zuerst wahrgenommen worden) gleichfalls aufgeworffen seyn. Ob man nun zwar nicht sogleich jemanden solches auf den Fingern herzehlen kan, und um einige Gedult bitten mus, bis die Sache näher untersucht, und durch Experimenta explorirt worden sey; so habe ich doch dabei festiglich geglaubet, daß die Wirkungen der Electricität, von dem allmächtigen Schöpfer nicht vergebens in die Natur geleget, und zum allerwenigsten die Naturlehre dadurch um ein merkliches erweitert, und vieles in ein besseres Licht gesezet werden möge: nunmehro aber, kan aus eigener Erfahrung bekräftigen, daß die Electrisirmachine in gewissen Fällen dem menschlichen Körper einen wirklichen Nuzen zu schaffen vermögend sey, welchen hierdurch bekannt zu machen, und meinen Nebenmenschen in folgendem mitzutheilen, mich verbunden erachte:

1) Habe unter meinen Söhnen einen, welcher zuweilen bei dem Electrisiren mit Hand anlegte, dieser hatte ein knorpelicht Gewächs auf dem Gewerbe des Arms, gleich hinter der Hand, welches hier zu Lande ein Ober- oder Ueberbein genennet wird, und nicht allein einen Misstand gab, sondern auch einige Lähmung, und zuweilen Schmerzen verursachete; dieses verlohr sich gänzlich in kurzer Zeit, ohne daß sonsten im mindesten etwas hierzu gebraucht worden wäre, und wir es also dem Electrisiren zuzuschreiben kein Bedenken trugen. Um aber dessen mehr vergewissert zu werden, so befand sich allhier

2) Ein junger Mensch, seines Handwerks ein Schuhmacher, welcher eben ein solches ihn sehr incommodirendes, und am Handwerk hinderendes Gewächs auf dem Gelenke des Arms hatte. Es wurde veranlasset, daß dieser 3 bis 4 mal binnen einigen Wochen kommen, und das electrische Feuer aus der Blechröhre auf besagtes knorpelichtes Gewächs, einigemal nach einander schlagen lassen muste; und auch dieses wirkete, daß das Gewächs gleich nach dem erstenmal kleiner zu werden anfieng, und sich unvermerkt so gänzlich verlohr, daß nicht die mindeste Spur davon zurüke geblieben ist: wobei sowohl er selbst, als seine Eltern versichern, nicht das geringste von andern Mitteln dabei gebrauchet zu haben, ohnerachtet diese vorhero entschlossen gewesen, solch Gewächs von einem Operateur amputiren zu lassen.

3) Ist ein junger Mensch, seiner Handierung ein Peruquenmacher und Balbier, welcher von vorigem als seinem Nachbar vernommen, wie er seines Uberbeins los worden. Dieser hatte ein Gewächs unter dem linken Ohr am Halse, welches in verschiedenen Jahren nach und nach zu der Grösse eines halben Hünereies angewachsen war; kam dannenhero und bat, ihn, (wo möglich) durch die Electrisirmaschine davon zu befreien. Es wurde solch Gewächs binnen einigen Wochen etwa zu dreien malen, jedesmal etliche mal nach einander mit einem electrisirten

Finger berühret, und hierauf hat sich auch dieses nach und nach ohne einige Empfindung verlohren.

4) Habe ich selbsten, von etwa 12. bis 12. Jahren, durch öftere Berührung eines kalten Eisens einen tumorem callosum auf der äussersten Junctus des kleinen Fingers bekommen, welcher in etlichen Jahren einer Haselnus gros wuchs, roth wurde, mich schmerzete, und endlich aufbrach, und ein helles Wasser von sich gab; wodurch mich genöthiget sahe, einen Chirurgum zu brauchen, der mich mit seinem lapide infernali zimmlich quälete, und es nach ein paar Monate zuheilete, aber nach und nach wuchs es wieder zur vorigen Grösse, wurde zuweilen roth und schmerzhaft; seitdem aber an vorgedachten Personen, die Genesung durchs Electrisiren wahrgenommen, habe zuweilen den electrischen Bliz darauf schlagen lassen, wodurch es sich nun mehrentheils verlohren, und ich nicht die geringste übele Empfindung mehr davon habe, auch um so weniger zweifele, wann andere in gleichen Fällen sich der Electrisirmaschine bedienen, daß die gewünschte Wirkung erfolgen werde. Die Kröpfe sind hier zu Lande nicht Mode, sonsten auch an einem kröpfichten gerne versuchen möchte, was in diesem Fall das Electrisiren zu wirken vermögend sey. Mehrere Experimenta findet der geneigte Leser in dem 2ten Theil dieser Sammlungen pag. - -

Von der Bewegung des Wassers.

Historie.

Man hat schon aus einiger Zeit aus einer grossen Menge zimmlich genauer Versuche erkannt, oder gemuthmasset, daß wenn aus zwo ungleichhohen Röhren oder Behältern, die allezeit gleich voll Wassers gehalten werden, und horizontale, gleiche Oefnungen haben, Wasser läuft, die unterschiedenen Geschwindigkeiten des Wassers, wie die Quadratwurzeln der Höhen der Röhren sind, daraus es fliesset. Folglich sind die verschiedenen Geschwindigkeiten eines Wassers, das aus einer Röhre fliesset, die leer wird, jeden Augenblik, wie die Quadratwurzeln der Höhe, die alsdenn immer abnimmt.

Da dieses Verhältnis der Geschwindigkeiten eben dasselbe ist, als dasjenige, was sie in des Galiläus Lehrgebäude vom Falle schwerer Körper haben, nur mit dem Unterschiede, daß die Geschwindigkeit schwerer Körper von dem ersten Augenblik ihres Falles an bis zu dem letzten zunimmt, die Geschwindigkeit des Wassers aber, das aus einer leer werdenden Röhre fliesset, abnimmt; so hat man anfangs geglaubt, die Verminderung der Geschwindigkeit des Wassers, entstehe aus eben der Ursache, als die Beschleunigung der fallenden Körper. Man sahe das höchste Wasser, das aus einer leer werdenden Röhre fliesset, an, als wäre es geschikt, gesezt, daß es allein fiele, am Ende seines Falles ein grössere Geschwindigkeit zu haben, weil es höher fiele: und hielt dafür, es theilte eben diese Geschwindigkeit dem untern Wasser, das es aus der Röhre triebe, mit.

Allein Herr Varignon hat durch überdenkender Sache gefunden, daß dieses nicht seyn könne: Denn das obere Wasser fällt nicht alleine. Es hat auch nicht wirklich eine Geschwindigkeit erlanget, die es mit dem untern mittheilen könne. Das obere und untere Wasser macht in der ganzen Zeit des Falles einen zusammenhangenden Cylinder von Wasser. Man kan sich also darinn nicht einen Theil gedenken, der eine grössere Geschwindigkeit hätte, und sie einem andern eindrükte. Es haben auch die berühmtesten Männer, als Torricelli und Mariotte; die den Saz: die Geschwindigkeiten des Wassers sind wie die Wurzeln der Höhen, nicht

anders, als einen Saz der Erfahrung gebraucht. Hugen glaubte nicht, daß man ihn demonstriren könnte; und man war mit der Sache selbst, und mit einer gewissen undeutlichen Wahrscheinlichkeit zufrieden, die man bei der Ursache fand.

Indessen war die wahre Ursache fast gar nicht verborgen, und man mus sich wundern, daß sie es so wenig gewesen. Herr Varignon fand sie, sobald er sie durch die allgemeine Theorie der Bewegung, die er im Jahre 1692. dargeleget suchte. Die Kräfte haben jederzeit eine Proportion zu den Wirkungen, die sie hervorbringen. Wenn das Wasser aus zwo ungleich hohen Röhren, die immer voll gehalten werden, und gleiche Oefnungen haben, fliesset, so sind die Kräfte, die es zum Ausfliessen bringen, zwo ungleich hohe Wassersäulen, die untereinander sind, wie ihre Höhen, weil die Grundflächen gleich sind: und die Wirkungen sind zwo Masse Wasser, die, jede mit einer gewisen Geschwindigkeit beweget werden. Also sind die Kräfte oder die Höhen der Röhren untereinander, wie die Producte der Masen des Wassers, die in einer gewissen Zeit ausfliessen, und ihrer Geschwindigkeiten. Je gröser nun die Geschwindigkeit ist, desto gröser ist auch die Mase Wassers, die in einer gewisen Zeit ausfliesset; und dieses in gleichem Verhältnisse. Also sind die Höhen der Röhren, wie die Quadrate, entweder der Masen oder der Geschwindigkeiten des Wassers. Also sind die Geschwindigkeiten wie die Quadratwurzeln der Höhen. Herr Varignon hatte diese Demonstration schon im Jahre 1695. gegeben; wie aus der lateinischen Historie der Academie, S. 362. der ersten, und S. 392. der andern Auflage zu ersehen ist.

Dieses Verhältnis der Geschwindigkeiten wird also nicht mehr ein Saz der Erfahrung allein seyn: und die Vernunft, die nun keine Ungewisheit mehr dabei zu besorgen, oder in etwas ein Mistrauen zu sezen hat, ist dabei völlig vergnügt. Wenn man, anstatt die Geschwindigkeiten des Wassers, das aus verschiedenen Röhren fliesset, zu vergleichen, in eben diesen Umständen die Geschwindigkeiten zwoer verschiedenen flüssigen Materien vergleichen will, so darf man nur des Herrn Varignon Gedanken nachgehen, und erwegen, daß, wenn in dem ersten Falle die beiden bewegenden Kräfte zwo um so viel stärkere Wassersäulen, das untere Wasser zu treiben, sind, als höher sie sind, und der Höhe wegen mehr Gewicht haben, so sind es in dem zweiten Falle zwo Säulen, von zwo unterschiedenen flüssigen Materien, die, ausser der Kraft, die sie aus ihren verschiedenen Höhen hernehmen, noch die haben, die sie aus den verschiedenen specifischen Schweren derselben erhalten. Denn z. E. Quekſilber treibt, wenn alles übrige gleich ist, stärker zum Fallen, als Wasser. Folglich mus man ein Product von jeder Höhe durch jede specifische Schwere machen; und die Geschwindigkeiten der zwo unterschiedenen flüssigen Materien werden wie die Quadratwurzeln dieser Producte seyn. Daraus folget klärlich, daß, wenn die schwerere flüssige Materie weniger Höhe hat, nach eben dem Verhältnis, als sie schwerer ist, die Geschwindigkeiten gleich seyn werden.

Ausser den specifischen Schweren kan man bei den flüssigen Materien noch die unterschiedene Dichtigkeit betrachten. Man kan nämlich behaupten, daß in einem gewissen Volumen Quekſilber mehr Quekſilber sey, als in einem gleichen Volumen Wasser. Nach dieser Hypothese werden die Masen zwoer unterschiedenen flüssigen Materien nicht wie ihre Volumina seyn; und die dichtere flüssige Materie wird nach Proportion ihrer Dichtigkeit eine gröſsere Mase bei gleichem Volumen haben. Man sollte also ferner, nicht, wie man bisher gethan hat, annehmen, die Masen der flüssigen Materie, die zu

gleicher Zeit durch zwo gleiche Oefnungen fliesset, ständen im Verhältnisse ihrer Voluminum. Ein gleiches Volumen einer dichtern flüssigen Materie würde, weil es durch eben dieselbe Kraft schwerer zu treiben ist, als ein anderes einer anderen, in gewisser Zeit in kleinerer Menge verfliessen. Folglich müste man die bewegenden Kräfte, das ist: die Säulen der flüssigen Materien als durch eine grössere Dichtigkeit geschwächte ansehen, anstatt daß sie durch eine grössere Höhe, und grössre specifische Schwere gestärket waren. Dieses aber bringet mit sich, daß in der Proportion der Kräfte und Wirkungen das Product der grösten Höhe durch die gröste specifische Schwere, noch durch die kleinere Dichtigkeit multipliciret wird, und die Quadratwurzel des Products dieser drei Grösen mit der grösten Geschwindigkeit zusammentrift.

Der Herr Harignon untersuchet alle Hypothesen der Naturlehre, sogar die unwahrscheinlichsten, nur deswegen, damit ihm bei seinen Regeln oder geometrischen Formeln nichts entgehe. Es ist auch wirklich besser, daß sie mehr als die Natur in sich fassen, als daß sie dieselbe nicht ganz in sich fassen. Es ist gar leicht, in einer Formel die Grösen oder die Verhältnisse, die man nicht anrechnen will, auszustreichen: Ja, es ist eine Art eines Vergnügens dabei, wenn man sie hiedurch auf einmal sich von ihrer Allgemeinheit auf die vorhabende besondere Frage herunterlassen siehet.

Wenn die flüssigen Materien ungleich zähe wären, mithin sich eine an die Seite ihrer Röhre mehr anlegte, und schwerer flösse, so ist klar, daß ihrer weniger herausfliessen würde; und man müste die bewegende Kraft auch hier geschwächet erkennen. Endlich ist es gleich zu begreiffen, daß, wenn man dieser Idee folget, die flüssigen Materien mögen so unterschieden seyn, als sie wollen, ihr Unterschied möge auch so gros seyn, als er wolle, man die Verhältnisse ihrer Geschwindigkeiten bei dem Ausflusse aus den beiden angenommenen Röhren ohne Mühe finden werde; folglich, daß man alle die verschiedenen Arten gar leicht entdeken könne, wie man verschiedenen flüssigen Materien einerlei Geschwindigkeit beibringen möge.

Bisher aber hat man wahrgenommen, die Röhren wären vertical, ihre Oefnungen horizontal, und sie wären gleich. Was würde aber geschehen, wenn das alles nicht so wäre?

Ist eine Röhre gegen den Horizont geneigt, so ist das Gewichte des Wassers in eben dem Umstande, als jedes anderes Gewichte, das auf einer schiefen Fläche liegt. Folglich ist der Theil des Gewichtes des Wassers, der da wirket, gegen das ganze Gewichte wie die senkrechte Höhe der Röhre gegen ihre Länge. Also beruhet die bewegende Kraft immer auf der senkrechten Höhe der Röhre. Wenn aber die Röhre vertical ist, so ist die Höhe und Länge gleich, und sie ist kleiner, wenn die Röhre geneiget ist.

Ist die Oefnung nicht horizontal, so ist die Geschwindigkeit aller ausfliessenden Wassertheilchen nicht mehr einerlei; sondern weil einige höher sind, als andere, so ist die Geschwindigkeit der obern kleiner, weil sie von einer kleinern Säule getrieben werden; mithin mus man die Geschwindigkeit der mittlern Theile, und zugleich die Höhe ihrer Säule nehmen, und die Berechnung nur nach dieser mittlern Geschwindigkeit und der dazu gehörenden Höhe der Röhre anlegen.

Endlich, wenn die Oefnungen ungleich sind, so siehet man wohl, daß sie, nach Proportion ihrer Grösse mehr Wasser geben.

Alle diese verschiedenen Verhältnisse zusammengenommen, geben dem Herrn

Bar-

Varignon allgemeine Regeln, denen sich kein besonderer Fall entziehen kan. Damit er auch alle Einschränkungen desto sicherer verhüte, so begreift er darunter drei unterschiedene Arten, wie man das Verlaufen der flüssigen Materien sich vorstellen und die verfliessende Menge messen könne. Dann man kan sie entweder nach der Mase allein messen, indem man nur die der flüssigen Materie eigenen Theile nimmt, und die darunter gemischten fremden ausschliesset, in welchem Fall die Mase auf der Dichtigkeit beruhet; oder nach dem Volumen, da man, wie gemeiniglich geschiehet, die fremden und eigenthümlichen Theile der flüssigen Materie zusammem nimmt; oder endlich nach der Schwere.

Man hat allemal vorausgesezet, die Röhren wären voll erhalten, folglich wäre die Geschwindigkeit der flüssigen Materien einförmig. Würden die Röhren leer, so würde sodann die Geschwindigkeit nach der Proportion, die Galiläus festgesezet hat, aufgehalten, oder abnehmend. Es würde aber leicht seyn, diese Geschwindigkeiten zu berechnen, wenn man sie in einförmige verwandelte. Man weis, daß ein Körper, der in einer gewisen Zeit von einer gewisen Höhe fällt, in gleicher Zeit doppelte Höhe durcheausen würde, wenn er eine einförmige Geschwindigkeit hätte, die der gleich wäre, so er am Ende seines Falles durch eine immer zunehmende Beschleunigung erlanget hätte. Mithin würde eine immer voll erhaltene Röhre in gleicher Zeit zweimal so viele flüssige Materie geben, als wenn sie leer wird. Denn obgleich, nach des Herrn Varignon Meinung, die Beschleunigung bei den flüssigen Materien, die durch die Oefnungen der Röhren fallen, nicht statt findet, so ist es doch genug, daß eben dieselbe Proportion in ihrer Geschwindigkeit aus einer andern Ursache entstehet, und eben dieselbe Wirkung allemal wieder zum Vorschein kömmt.

Anmerkungen von dem Seekrebs.

(Cancer major.)

Als ich in dieser angenehmen Insel herum ritte, die Merkwürdigkeiten derselben und das, was eines Reisenden Aufmerksamkeit verdienet, zu besehen, kam ich in ein kleines Kirchspiel Crabnighton genannt, welches ohne Zweifel diesen Zunahmen von der Menge der Krebse hat, welche man in dieser Küste findet. Ich werde die Nachrichten von der Natur und Vermögen dieses Thieres, welche ich theils von denen Fischern erhalten, theils aus eigener Erfahrung gelernet habe, sorgfältig erzehlen.

Der Cancer major, die gröste Art der Krebse, hat seine Wohnung an Orten, wo 20. bis 30. Faden Waser ist. Sie liegen in verschiedenen Stämmen beisammen, jeder Stamm hat seinen bestimmten Ort das Futter zu suchen, und die Jungen auszubrüten, und hat mit seinen Nachbarn keine Verbindung. Man hat dieses sorgfältig probiret. Man hat die Schale eines Krebses bezeichnet, und ihn zwei bis drei Meilen fortgebracht, und daselbst unter eben das Geschlecht gesezt. Dieser Krebs hat den Weg nach seiner alten Heimat wieder zurük gefunden, und ist von eben dem Fischer der ihn weggetragen hatte, wieder gefangen worden.

Die kleinsten Krebse die man findet, sind ohngefehr in der Grösse einer Kastanien. Die ganz grossen wiegen 7. Pfund, man hat aber auch einen 12. pfündigen gefangen. Der Köder, womit man sie anlokt, ist Fleisch, Stüken von Rochen oder Seehunden, wovon sie nur sehr wenig fressen. Die Fischer bezeugen einhellig, daß die Krebse in einem Topf oder Flasche einige Monat lang ohne Abgang des Gewichtes leben können, da sie doch nichts anders geniessen, als was sich vom Seewasser gesammlet. Der Unterschied

des

des Geschlechts ist bei ihnen merklich genug, und sie sind sehr fruchtbar: Ich habe aber von der Art ihrer Begattung und von der Zeit, darinn sie ihre völlige Grösse erlangen, noch keine gewise Nachricht.

Sie legen ihre Schaalen wie die Austern einmal im Jahre ab. Sie suchen sich, wenn die Zeit dieser ausserordentlichen Veränderung herannahet, einen engen und wohlverwahrten Ort in denen Hölen der Felsen, oder unter grossen Steinen aus, sie kriechen dahinein und bleiben so lange drinnen, bis die Theile nach gerade aus einander gelegt sind: Dieses geschieht, indem sie die Beine aus ihren alten Schaalen ziehen, und dieselbe, nebst dem Obertheile der Schale ihres Leibes zurük lassen.

In diesen nakten Zustand sehen sie kläglich aus. Sie bestehen alsdenn nur aus einem einer Gallerte ähnlichen Klumpen, diese Gallerte verhärtet sich nach und nach zu einer Schale, die etwas grösser ist als die alte. So wächst dis Thier, und eben so wachsen alle andere die mit Schalen umgeben sind. Diese Nachricht bekam ich von verständigen Leuten, die allezeit mit ihnen umgiengen.

Ich werde aber dieser Gesellschaft nun etwas noch wunderbares vorlegen, das ich aus eigener Erfahrung weis, und hoffe, daß es ihrer Aufmerksamkeit wird würdig seyn, da es eine der erstaunlichsten Begebenheiten in der Natur ist. Es besizt nemlich diese Art der grossen Krebse ein Vermögen, ihre Beine und Scheren freiwillig abzubrechen und von sich zu werfen.

In der Geschichte der königlichen Academie der Wissenschaften wird erzehlt, daß der Krobfisch seine Füsse wieder hervor bringt, und es werden dieser Erzehlung noch einige Anmerkungen von dem Wachsthum der Schale dieses Geschöpfes zugefüget; ich weis aber nicht, daß ein Schriftsteller eben diese Begebenheiten bei denen Krebsen angemerkt hat.

Herr Benjamin Coot, in Neuport auf der Insel Wight, ein würdiges Mitglied dieser Gesellschaft, erzehlte mir diese wunderbare Eigenschaft des Seekrebses, ich konnte mir sie aber nicht ehe recht vorstellen, bis ich den Versuch davon an zwei Krebsen sahe: ich ward dadurch geschwind von der Gewisheit der Sache überzeugt, denn in wenig Minuten fielen die Beine alle eins nach dem andern ab.

Die Krebse können dieses in jeder Stellung thun, am leichtesten aber geschieht es folgendermassen: Man legt den Krebs auf den Rüken, zerbricht die Schalen und zerdrükt das Fleisch am dritten oder vierten Gelenk seines kleinen Beines mit einer starken eisernen Zange. So bald als der Krebs verwundet worden, fängt er an zu bluten und gibt seinen Schmerz zu erkennen, indem er das Bein von einer Seite zur andern bewegt: nachgehends hält er es ganz stille in einer geraden und natürlichen Stellung, ohne es mit einem Theil seines Leibes oder seiner anderen Beine zu berühren. Hierauf springt der verwundete Theil des Beines auf einmal mit einem mäsigen Geräusch an dem zweiten Gelenk oder internodio von dem Körper ab, auf eben die Art, wie der Hals einer Retorte abspringt, wenn der Theil, woran man vorher einen glüenden eisernen Ring gehalten, mit Wasser berührt wird. Sie brechen die Scheren eben so ab, nur kan man diese nicht so leicht fassen als die kleinen Beine.

Wer diese wunderbare Handlung nicht gesehen hat, kan leicht auf die Gedanken gerathen, daß das Bein aus seinem Gelenk oder aus der Röhren gezogen wird; es verhält sich aber ganz anders; es bricht in dem weichsten Theil des Gelenks und der Rand der Schale des Leibes trägt nichts dazu bei.

Um

Um zu versuchen, was die Vermehrung des Schmerzens vor eine Würkung hiebei haben würde, ward ein klein Loch in das grosse Bein gestochen, und durch dieses Loch ward ein scharf Eisen gesteket, die eingeschlossenen Muskeln zu verlezen. Es erfolgte, was wir vermuthet, er gab Zeichen eines grösseren Schmerzens, und warf das Bein mit grösserer Gewalt von sich.

Es ist in der That erstaunend und unbegreiflich, wie der Krebs eine so wunderbare Sache verrichten, eine so harte Schale nebst der Muskel abbrechen, und das Bein von sich werfen kan. Vielleicht trägt der kleine Durchmesser des Gelenks, die Lage der Fibern und eine kleine runde Vertiefung nicht wenig zur Beförderung dieses Werks bei. Inzwischen scheint doch die Hauptsache dieser Handlung allen menschlichen Verstand zu übersteigen. Die ganze Sache ist eine so artige und sonderbare Begebenheit in der Naturgeschichte, daß sie wohl verdient von Männern, die mehr Geschiklichkeit und Zeit darzu haben, untersucht zu werden.

So bald als das Bein abgebrochen ist, sezt sich ein Mucus oder eine Gallerte an den übrig gebliebenen Theil des Gelenks nächst am Leibe, welche als eine natürliche Blutstillung das Bluten gleich aufhält, sich nach und nach verhärtet, und in ein kleines Bein verwandelt, welches mit der Zeit seine gehörige Grösse erlangt, die Stelle des vorigen zu ersezen.

Man stellte noch einen Versuch an, um zu erfahren, wozu die Gallerte dem Krebs nüzte. Als er alle seine Beine verlohren, durchbohrte man zwei oder drei derer Stumpen mit einem spizigen Eisen, und nahm die Gallerte weg, er gab hierauf Zeichen eines vergrösserten Schmerzens, welches man an dem Zittern des Maules und dem Schäumen, das mit der Epilepsie vergesellschaftet zu seyn pfleget, merken konnte.

Man kan vernünftig schliessen, daß dis Vermögen dem Krebs aus weisen Absichten und Ursachen ist gegeben worden; und diese werden wir erkennen, wenn uns die Natur dieses Thieres besser wird bekannt seyn.

Die Krebse sind sehr zankſüchtig, sie streiten und erwürgen sich einander mit ihren Scheren. Sie fassen damit die Beine ihrer Feinde an, und was sie ergreifen, halten sie sehr lange fest. Sie können sich nicht anders von ihren grausamen Feinden los machen, als indem sie ein Theil ihres Beines zum Zeichen des Sieges zurüklassen. Die Hauptursache, warum dieses geschiehet, ist das Leben des Uberwundenen zu retten, denn sind sie gebissen und verlezt, so müsten sie zu tode bluten, wenn sie das Bein nicht abbrechen könnten.

Die Fischer zeigten uns einen Versuch, um uns einen Begrif von der Hartnäkigkeit dieses Thieres zu machen. Sie zwungen den Krebs, mit seiner Schere eins seiner Beine fest zu halten. Das tumme Thier merkte nicht, daß es sich selbst angriffe, es gebrauchte seine Gewalt, und zerbrach die Schale seines Beines, welches hierauf an zu bluten fieng. Als er aber fühlte, daß er verwundet war, gebrauchte er sich seines Vermögens, das Bein an dem gewöhnlichen Ort abzubrechen. Er sezte dieses sofort ins Werk, und hielt das abgebrochene Stük noch lange in der Schere fest. Man siehet hieraus, daß dieses Thier alles das fest hält, was es einmal angepakt, und wenn es von seinem Feinde überwunden wird, erkauft es sein Leben mit dem Verlust des Beines.

Muthmasliche Gedanken von dem Staube der Pflanzen während der Blühte.

Daß es unter den Pflanzen zweierlei Geschlecht gebe, nemlich Männ-

lein und Weiblein, ist eine Meinung, die unter den Gärtnern und Kräuterverständigen schon seit langer Zeit geheget worden. Hierzu hat man sonder Zweifel daher Anlas genommen, weil es gewise Arten von Pflanzen gibt, deren einige blos blühen ohne Saamen zu tragen, andere aber Saamen tragen, ohne eine kenntliche Blume an sich wahrnehmen zu lassen, dergleichen sind der Hanf, der Spargel, der Spinat, und andere mehr. Man hat geglaubet, daß diese zweierlei Geschlechter einen Einfluss in einander haben, so, daß ohne solchen eins ohne das andre nicht fortkommen, wenigstens keinen tüchtigen Saamen zeugen könne. Um dieses zu erklären, haben die Naturkündiger angenommen, daß der gelbe Staub den an vorbemeldeten Gewächsen die Blumen, wenn sie völlig aufgeblühet sind, in grosser Menge fallen lassen, an die Saamenbehältnisse der andern sich anhänge, und durch einge verborgene Gänge nicht nur in diese Behältnisse, sondern auch in das Saamenkorn selbst eindringe, und solches fruchtbar mache. Da man nun aber bei den allermeisten Gewächsen diesen Unterschied nicht antrift, indem sie beides selbst verrichten, nemlich erst blühen, hernach aber Saamen ansezen, so würde, wenn voriges richtig wäre, folgen, daß die meisten Gewächse, wider die allgemeine Regel der Fortpflanzung durch zweierlei Geschlecht, Zwitter seyn müsten, die sich selbst schwängern können, und folglich würde das, was nach dem ordentlichen Lauf der Natur eine Ausnahme wäre, bei den Gewächsen zur Regel angenommen werden müssen. Man glaubt inzwischen diese Art der Befruchtung, weil in allen Blumen um das Saamenbehältnis herum einige Stiele stehen, an deren Spizen Kölbchen oder Flittern sich finden, die ebenfalls einen gelben Staub in sich enthalten, und solchen endlich von sich stieben. Ich kan aber nicht läugnen, daß dieser angenommene Unterschied zwischen Männlein und Weiblein, wenn er so weit, und also weiter, als auf die blose Benennung gehet, um einige einander ähnliche Gewächse zu unterscheiden, mir aus obigem Grunde schon einigermassen verdächtig wird. Ich lasse zwar den Schlus gelten, daß der gelbe Staub der Pflanzen blos um des Saamens willen da sey, denn man findet auch an solchen Gewächsen, die keine ordentliche Blumen, aber doch Saamen tragen, eigene Behältnisse an denen Spizen der Zweige, aus welchen er im Frühjahre in Menge heraus stiebet, als z. E. an Fichten, Birken, Ellern, Haseln, Nusbäumen, und andern mehr. Ja man findet die stäubende Behältnisse an solchen Gewächsen nicht eher, als bis sie von dem Alter sind, da sie anfangen Saamen zu tragen, wodurch dieser Schluss allerdings eine grosse Wahrscheinlichkeit erhält, zumal, da man nicht siehet, was er den übrigen Theilen dieser Gewächse, die nicht mit ihm zugleich da sind, so wie man die kleine Saamenbehältnisse mit ihm zu gleicher Zeit antrift, sondern, die ohne ihn den ganzen Sommer wachsen, und von neuen hervorkommen, vor Nuzen schaffen könne. Daß aber dieser Staub durch das Saamenbehältnis durch bis in das Saamenkorn dringe, und es fruchtbar mache, halte ich vor einen blossen Einfall, der noch bis jezo durch keine gewise Gründe, darauf man sicher fussen konnte, unterstüzet wird. Das Zuverläsigste, woraus man dieses schliessen wollen, ist, daß man das Saamenbehältnis, oder das an einigen oben darauf stehende Säulchen damit bestäubt gefunden, welches jedoch ein Zufall ist, der keiner besondern Betrachtung würdig, indem sich der in die Luft ausgeschüttelte Staub an alles anhängt, was er in der Nähe antrift.

Es ist indessen diese Meinung unter den Gelehrten gänge und gebe geworden, und es sind nach der Hand gar artige Sachen von der männ- und weiblichen Beschaffenheit, auch der Zwitterschaft der Gewächse dadurch erfunden worden, davon etwas in Steph. Hales Static der

Ge-

Gewächse in dem Vorbericht zu der teutschen Uebersezung S. 38. nachzulesen. Ich habe es also der Mühe werth geachtet, deshalben eigene Versuche anzustellen, um zu erfahren, ob es würklich an dem sey, daß der gelbe Staub den Saamen fruchtbar mache. Zu dem Ende habe ich schon vor vielen Jahren ein Flekchen im Garten mit Hanf besäet, und hernach alle die Stengel, die bloße Blumen bringen, und insgemein Hänfinne genennet werden, die man aber leicht erkennet, lange vor der Zeit, ehe die Blumen sich öfnen, und zu stäuben anfangen, ausgezogen, und blos die, welche Saamen tragen, stehen und reif werden lassen; ich habe aber gefunden, daß dieser Saame eben so fruchtbar war, als andrer. Mit dem Spinat habe ich es auch versucht, und ebenfalls guten tüchtigen Saamen bekommen, der sowohl Blumen, als Saamentragende Stöke hervorgebracht. Weil aber doch Zweifel entstehen könnten, ob bei diesen Versuchen alle gehörige Vorsicht angewendet worden, so mus ich noch eine Erfahrung anführen, die ich im verwichenen Sommer ungesucht erlanget, und die keinen weiteren Zweifel übrig läst. Ich hatte im Frühjahre Pastinat gesäet, von fremden Saamen, den ich erst kommen lassen, unter solchen gieng ein einzig Korn von rundblätterigen Spinat mit auf, den ich noch gar nicht habe, welches von ohngefehr unter den Saamen gekommen seyn mus. Als dieses ins Wachsen kam, sahe ich, daß es eine Staude ward, die blos Saamen trägt, aber nicht blühet. Die Saamenkörner sind an solchen in der Gegend, wo die Blätter angewachsen sind, so gleich zu kennen, so bald sie hervor kommen, und haben ganz und gar keine Blume um sich, ausser daß hin und wieder zwischen ihnen (denn sie sizen Klumpenweise beisammen) einige weise Faden hervorwachsen, welches ihre ganze Blühte ist, dagegen andere Stauden von Spinat, die gar keinen Saamen ansezen, an statt der Saamenkörner an bemeldeten Ort eben so Klumpenweise ordentliche kleine Blumen bringen, die viel Staub fallen lassen. Wäre es nun an dem, daß diese staubende Blumen zur Fruchtbarkeit des Saamens etwas beitrügen, so müste die einzelne Pflanze, die ihres gleichen gar nicht um sich hatte, sondern in dem hohen Pastinatkraute wie begraben stand, keinen fruchtbaren Saamen haben tragen können, zumal, da in dem ganzen Garten dieses mal gar kein Spinat vorhanden war, der ihn durch seinen Staub auch nur von weiten hätte schwängern können. Ich lies diesen Stok unter dem Pastinatlaube ungehindert stehen, um ihn desto besser vor allen fremden Einfluss zu versichern, und verursachte zwar dadurch, daß der meiste Saamen nicht zur Reife kam, indessen fand ich doch im September einige reife Körner daran, welche ich, weil das Gewächs wegen Mangel der Luft an zu faulen fieng, abnahm. Ich stekte einige Körner davon in einen Topf mit Erde, und sie giengen in wenig Tagen ordentlich auf, wuchsen auch fort, und blieben bei der Art, indem sie eben solche runde Blätter, wie die Mutter, bekamen, welches denn ein ohnfehlbarer Beweis von der Fruchtbarkeit dieser Saamenkörner war. Man nennet nemlich ein Korn fruchtbar, wenn ein Auge mit seinem Würzelchen darinn befindlich, und an beide Helften des Korns angewachsen ist, wenn dieses Auge fehlet, so ist nichts im Korne vorhanden, was aufgehen und wachsen könnte. Die, welche behaupten, daß der Staub die Körner fruchtbar mache, müssen also glauben, daß in dem Staube die Augen befindlich sind, und mit ihm von aussen in die Saamenhülse, und ferner in das Korn gebracht werden; Da nun aber aus obiger Erfahrung klar ist, daß ein Korn ohne diesen Staub fruchtbar werden kan, so folget, daß er dazu nichts Würkendes beitrage, sondern, daß die Augen durch einen andern Weg in die Saamenkörner kommen müssen.

Ohngeachtet ich nun dessen mehr als

gewis bin, so sehe ich doch, daß man deswegen seine einmal angenommene Meinung nicht aufgeben würde, weil man im Voraus noch eine dazu angenommen, nemlich, daß ein Gewächs durch den Staub eines andern, wenn es auch nicht von derselben Art ist, geschwängert werden könne, wie solches im Schauplaz der Natur, so zu Nürnberg Anno 1746. teutsch übersezt heraus gekommen, Part. 2. p. 36. zu finden. Es wird daselbst angeführet, daß ein Engelländer diesen Versuch angestellet, und den Staub von andern Gewächsen in eine Blume, welcher er den ihrigen genommen, gestreuet, da er denn von ihrem Saamen Gewächse bekommen, die von beiden etwas an sich gehabt. Wie weit diesem Berichte zu trauen sey, mus ich zwar dahin gestellet seyn lassen, bin aber sonst durch viele Erfahrungen überzeuget, daß zum öftern etwas vor ganz gewis geschrieben wird, welches man hernach, wenn man es selbst versuchet, gar nicht so findet. Wäre indessen der Versuch richtig, so würde daraus erhellen, daß der Saame tüchtig werden könne, wenn er auch gleich nicht durch den Staub, der sich in seiner Blume befindet, geschwängert worden, und er diehete also zur Bestättigung der vorhin von mir angeführten Versuche. Daß aber der Staub einer andern Blume, den man hinein gestreuet, die Fruchtbarkeit solle verursachet haben, wird ohne allen Beweis angenommen. Es würde daraus folgen, daß die Gänge, dadurch dieser Staub in die Saamenkörner kommt, in verschiedenen Gewächsen von einerlei Art seyn müssen, da man vielmehr Grund hat, zu glauben, daß die Theile, Gänge, Pori, Fasern, Saftröhren ꝛc. in einer jeden Art von Gewächsen von einander unterschieden sind, wie der Geruch und Geschmak ihrer Säfte unter andern klar anzeigen. Und wenn auch die Säfte verschiedener Gewächse einander mitgetheilet werden können, wie beim propfen und oculiren geschiehet, so gehet doch sogleich eine neue Absonderung und Veränderung in solchem Safte vor, so, daß er nun nicht nach der Natur des Stammes, von dem er kommt, sondern vielmehr nach der Natur des Reises, so ihn angenommen, würket. Es will zwar obiges daraus geschlossen werden, weil das aus dergleichen Saamen aufgekommene Gewächs von dem, durch dessen Staub es geschwängert worden, etwas angenommen habe; es wäre aber sehr gut gewesen, wann dabei gemeldet wäre, was beides vor Gewächse gewesen, und was das junge vor eine besondere Beschaffenheit gehabt, damit man davon auch urtheilen könne, und dergleichen sonderbare Dinge nicht auf guten Glauben annehmen dürfe, da bekannt genug, was manchmal die Einbildung in solchen Fällen, da man von einer Meinung eingenommen ist, vor einen starken Einfluss hat, und da auch zum öftern einige andere Umstände unerwartete Veränderungen an Gewächsen hervorbringen können. Das kurz zuvor angeführte Exempel von den Pfropfreisern zeiget klar, daß das Reis von der Natur des Stammes nichts annimmt, da doch viel unstreitiger ist, daß es dessen Saft genieſſet, als daß, in dem Versuche des Engelländers, das Saamkorn von dem Staube eines andern Gewächses würklich etwas empfangen habe. Meines Erachtens müste sich dergleichen Vermischung ohne alle menschliche Beihülfe gar öfters zutragen. Denn in einem Garten stehen vielerlei Gewächse oft ganz nahe beisammen, und blühen zu gleicher Zeit, es fehlet auch nicht am Winde, der gar leicht den Staub von einem wegnehmen, und von einem andern ihm zuführen kan. Wenn nun dieser Staub in die Saamenbehältnisse anderer Gewächse eben sowohl, wie der eigene, eindringen, und darinn Veränderungen verursachen könnte, so würde man dergleichen Gewächse, die von verschiedenen Arten zusammengesezet wären, häufiger antreffen, welches gleichwohl nicht geschiehet, vielmehr bleibt ein jedes bei seiner Art, es mag auch unter noch so

viel

viel andern stehen, die mit ihm zugleich blühen, es wären denn solche Gewächse, die vor sich dem Ausarten sehr unterworfen sind, welches Ausarten jedoch ganz andere Ursachen hat, als die Vermischung des Blumenstaubes. Ich mus also nur frei heraus bekennen, daß ich vor mein Theil dieses Vorgeben als ganz ungegründet ansehe.

Es irret mich auch darinn im geringsten nicht der im 2ten Bande des hamburgischen Magazins p. 120. angeführte Auszug aus einem Briefe des Herrn Cooke, Mitgliedes der engl. königlichen Gesellschaft, welcher will, daß auf zwei einander nahe stehenden Aepfelbäumen einige Aepfel gefunden worden, die durch das Blühtenmehl ihres Nachbarn so verändert worden, daß sie völlig das Ansehen und Farbe des andern erhalten haben, da die übrigen auf dem Baume unverändert geblieben. Man hat bisher nur behaupten wollen, daß das Staubmehl der Blühten in das Saamkorn eine Würkung habe, und ist noch nicht darauf gefallen, daß so gar das Saamenbehältnis dadurch verändert werde, welches aber Herr Cooke auf die Bahn bringet; denn die Frucht der Obstbäume ist das Saamenbehältnis der Kerne: es ist also dieses was ganz neues. Allein, da das erste nur als eine blose Muthmasung unter den Gelehrten aufgekommen, und in vielen Jahren noch keinen grössern Grad der Wahrscheinlichkeit erhalten hat, so ist es noch wohl zu zeitig, auf diesen Grund weiter zu bauen. Eine blose Muthmasung hat eben so leicht einen Irrthum, als eine Wahrheit, zum Grunde; will man auf diesem Wege weiter gehen, so sezt man sich in Gefahr, das Reich der Irrthümer zu vermehren. Meines Erachtens wäre also Herr Cooke sicherer gegangen, wenn er es bei dem alten gelassen, und die Veränderung seiner Aepfel andern schon bekannten Ursachen, nemlich dem Stande gegen die Sonne, dem besondern Anfall der Luft, Thau und Regen, dem sie etwa ausgesezt oder nicht ausgesezt gewesen, einer Krankheit, oder andern Beschaffenheit des Zweiges, darauf sie gewachsen ꝛc. zugeschrieben hätte, wie solches Herr de la Quintinie aus langer Erfahrung gethan, welcher an mehr als an einem Orte anführet, daß er zum öftern Früchte von verschiedener Beschaffenheit, davon andere besondere Arten gemachet, und sie durch eigene Namen voneinander unterschieden, auf einem Baume beisammen angetroffen, wie z. E. dessen Instruction pour les jardins fruitiers et potagers Tom. I. p. 224. und 227. mit mehrerem zu erkennen gibt. Ich glaube auch, daß man in gegenwärtigem Fall dieses ohne Irrthum vor die wahre Ursache annehmen kan, da ohnedem Herr Cooke blos von einer Veränderung redet, die das Ansehen und Farbe folglich etwas äusserliches betroffen. Eine solche Veränderung kan gar füglich ebenfalls von etwas äusserlichem herrühren, da wir noch jährlich finden, daß die Früchte, welche Sonne und Luft wohl treffen kan, ein ganz ander Ansehen und Farbe, ja sogar eine andere Figur, erhalten, als die, so beständig im Schatten sich befinden, wie man denn auch durch Kunst, und zwar durch öftere Benezung der Früchte mit frischem Wasser, eine andere Farbe zuwege bringen will, nach der Anweisung, die sich im Schauplaz der Natur pag. 224. befindet. Im Gegentheil ist nicht abzusehen, wie durch eine Bestreuung mit dem Blühtenmehl dieses sollte zuwege gebracht werden können: denn äuserlich kan dieses nicht würken; die Frucht ist zur Blühtzeit noch so klein und zart, daß die Veränderung, so eine solche Bestaubung an ihrer Schale verursachet, einige Monate nachher, da die Frucht erwachsen, und ihre Schale nun um 100. mal vergrössert hat, daran unmöglich zu spüren seyn würde. Wie nun aber solche Veränderung der ganzen Structur durch diesen Staub, dem man auf solche Art gleichsam eine Eigenschaft des Steines der Weisen beilegen würde,

möglich sey, übersteiget allen vernünftigen Begrif: und mich deucht, daß Herr Cooke dieses als etwas hauptsächliches mit angeführet haben müste, wenn sich eine solche innerliche Veränderung bei seinen Aepfeln befunden hätte. Da er aber hiervon gänzlich schweiget, so meyne ich allerdings, daß er den Grund von solcher Veränderung viel zu weit hergeholet, da er ihn aus andern schon bekannten und festgesezten Wahrheiten näher hatte haben können.

Es befindet sich unter diesem Auszuge noch eine Anmerkung von einer Verwandelung, die mit Erbsen vorgegangen, und die, wie es scheinet, aus eben diesem Grunde hergeleitet wird. Es sind mir zwar die blauen Erbsen, von denen daselbst die Rede ist, nicht bekannt, aber ganz grüne habe ich einige Jahre her gezogen, und eben das Schikfaal damit erfahren, was von den blauen daselbst angeführt wird. Ich fand nemlich gleich im ersten Jahre die Helfte ganz weisen darunter, und waren in einer Schote immer grüne und weis untereinander. Daß sie aber deshalb von andern in der Blühte angestekt worden, kan ich mich nicht überreden, weil ich nachher gefunden, daß sie dieses nur in gewisen Jahren thun, da sie ein andermal die Farbe vollkommen behalen, wie sie denn im verwichenen Sommer solche völlig wieder erhalten haben, ohngeachtet sie mitten unter lauter weisen standen. Es sind unter andern die Erbsen ein solch Gewächs, das sehr leicht ausartet, und hat Hesse in seinem teutschen Gärtner pag. 505. dieses bereits angemerket, und dawider kein besser Mittel gefunden, als wenn er sie unter ein ander Clima verschiket, da sie sich denn wieder ihrer Art nach ordentlich verhalten, und sodann in seinem Garten von neuem gut gethan. Es ist also klar, daß die Witterung und der Grund an diesem Ausarten schuld hat, und daß die Meinung von der Würkung des Blumenstaubes hierdurch nicht den allergeringsten scheinbaren Vorschub erhält.

Aber wieder auf die Befruchtung des Saamkorns durch den Blühtenstaub zu kommen, so stimmet nicht nur die Erfahrung, wie bereits gezeiget ist, damit nicht überein, sondern es scheinet auch überdem dieses der sonst bekannten Haushaltung der Natur nicht gemäs zu seyn. Die Erzeugung des Saamkorns ist der Hauptentzwek, worauf endlich aller Wachsthum abzielet. Wenn das Saamkorn nicht fruchtbar ist, so gehet die Absicht, warum es gewachsen, verlohren. Sollte eine so wichtige Sache wohl auf ein bloses Gerathewohl gestellet seyn? Sollte das, worauf der Grund der Fruchtbarkeit beruhet, von der Natur so angeordnet seyn, daß er erst in die Luft verstieben mus, ehe er an den gehörigen Ort kommt? Wie vielen Unfällen wäre es da nicht unterworfen? Der Wind kan den Staub wegführen, und der Regen ihn abspühlen, daß er das Saambehältnis nicht erreichen kan. Sind denn keine Gänge innerhalb dem Gewächse anzubringen gewesen, dadurch es weit sicherer dem Saamenkorn zugefüget werden können? Die Liebhaber dieser Meinung stimmen darinn überein, daß es endlich in das Saamenkorn herein mus, und erfinden dazu eigene Gänge an dem Saamenbehältnisse, dadurch es von aussen herein kommen soll: ich glaube aber schwerlich, daß einer von ihnen sich selbst überreden wird, dieses vor leichter und bequemer zu halten, als wenn diese Gänge innerhalb angeordnet wären. Gehet denn die Natur nicht sonst immer den kürzesten Weg, wie hätte sie sich so versehen, (daß ich so reden mag) und bei einer Hauptsache einen so gefährlichen Umschweif beliebet, da sie die Hauptheile der Fruchtbarkeit erst aus dem Gewächse herausgebracht, und er hernach einem glüklichen Fall überlassen, dadurch sie wieder können hereinkommen? Nein, dieses scheinet einer allezeit weisen Einrichtung nicht gemäs, und wir finden niemals, daß die Natur in wichtigen Dingen so verfähret, vielmehr hat sie überall

die

die Theile, worauf sehr viel ankommt, auf das sorgfältigste wider allerhand Unfälle verwahret, und es ist kein Zweifel, daß es auch bei dem Haupttheile des Saamkorns geschehen. Dieser Haupttheil, der das Korn fruchtbar machet, daß es aufgehen, und ein ähnliches Gewächs hervorbringen kan, ist ein Auge mit seinem Würzelchen, und dieses Auge ist in nichts unterschieden von andern, die sich in groser Menge an den Gewächsen befinden. Nun bringet zum Exempel der Baum lange vorher, ehe er blühet, dergleichen Augen in Menge hervor, ohne daß der Staub der Blühte, der ja noch nicht vorhanden ist, dazu etwas beiträgt, und denen bei jedem Blat, wo es angewachsen ist, eines stehet, das zu seiner Zeit auswächset, und also fruchtbar ist; es sind auch dazu eigene kenntliche Gänge vorhanden, wo die Augen durchgekommen sind, warum sollte denn nicht ein solches Auge auch in das Saamkorn von innen kommen können, ohne daß der Staub der Blühte dazu was beitragen dürfe?

Aber nun heist es ferner, wozu nuzet denn also dieser Staub, der doch nicht umsonst geschaffen seyn kan? Es ist wahr, die Natur thut nichts vor die lange Weile, aber folgt daraus, daß alle Materie, die sich im Gewächse befindet, ihm nothwendig nüzlich seyn müsse? Kan denn nicht einige darunter seyn, die blos abgesondert wird, um sie fortzuschaffen, und von dem Gewächse zu entfernen? Wir finden es bei den Leibern der Menschen und Thiere, daß die Natur zu Zeiten was heraus schaffet, das ihnen entweder nicht nüzlich, oder bei gewissen Umständen überflüssig ist. Sollte nicht bei den Cörpern der Gewächse etwas ähnliches statt finden? Es ziehet ja niemand in Zweifel, daß die Pflanzen stark ausdunsten, und dadurch viel von ihrer Materie täglich verliehren. Es ist auch bekannt, daß, wenn diese Ausdünstung gehemmet wird, das Gewächs in eine Krankheit verfällt, folglich mus man zugeben, daß darinne eben wie in den Leibern der Menschen und Thiere Materie ist, die ihm nichts nuze wird, sondern fortgeschaffet werden mus. Da nun der gelbe Staub in der Blühte eine Materie ist, die aus dem Gewächse sichtbarlich abgesondert, und in gewise siebförmige Behältnisse gesammlet wird, durch deren Oefnungen sie, wenn sie troken genug geworden, durchfallen, und in die Luft verstieben kan, so sehe ich nicht, was daran hinderlich ist, daß man ihn vor etwas halten könne, das als überflüssig aus dem Gewächse fortgeschaffet, und dem Winde und Wetter überlassen wird. Weil die Behältnisse auf Stielen stehen, die zunächst um und bei dem Saambehältnis sich finden, so scheinet es, daß dadurch etwas abgesondert wird, was dem Saamkorn anfangs nicht dienlich seyn mus, da es noch allzuzart ist, eine überflüssige Nahrung anzunehmen. Da sie aber hernach mit der Blume abfallen, wenn das Saambehältnis mit dem Saamen in stärkeren Wachsthum kommt, so mus die Absonderung weiter nicht nöthig seyn, sondern dieses hernach zum Wachsthum des Saamens angewendet werden. Es ist eine staubige oder mehlichte Materie, und daraus bestehet auch die Substanz des Saamkorns, als welches sich in ein Mehl zerreiben läst. Dieses ist zwar gewöhnlicher masen weis, da der Staub der Blühte mehrentheils gelb ist, aber diese Veränderung kan blos daher entstehen, weil sie an die freie Luft kommt, welche auch andre Theile der Gewächse färbet.

Mit dieser Muthmasung stimmen einige vorfallende Umstände viel besser überein, als mit jener Meinung, womit sie sich im Gegentheil gar nicht zusammen reimen wollen. Zum Exempel bei vielen Gewächsen stehen die staubende Kölbchen oben auf dem Saamkorn selbst, wie an der Sonnenblume, und an allen Arten von Aester, es mus also der Staub erst durch das Saamkorn durch, ehe er in die Kölbchen kommen kan; Wäre er nun

im

im Saamkorn nöthig, warum schafte ihn denn die Natur erst heraus? Wer den Ricinum betrachtet, wird augenscheinlich sehen, daß der Staub dem Saamen nicht zu gute kommen könnte; denn er sizet ganz unten unter den Saamenknöpfen in besondern kugelrunden Behältnissen, und diese haben sich manchmal an denen spätgewachsenen noch nicht aufgethan und gestiebet, wenn der Saame schon seine gehörige Grösse hat, und dem Reifen nahe ist. Wenn der Staub dem Saamen so nöthig wäre, so müsten diese Theile, die ihn in sich schliessen, auch vielmehr über als unter den Saamenknöpfen angeordnet seyn: denn wenn er bei jeziger Einrichtung erreichen sollte, müste er nicht fallen, sondern manchmal wohl ein Fus hoch steigen, welches nicht wohl zu begreifen ist. Und an dem Colchico sieht man augenscheinlich, daß der Saame ganz ohne alle Beihülfe des gelben Staubes wächset, obwol dessen Blume, eben wie andere, welchen in sich hat. Denn die Blume kömmt im Herbst ganz allein aus der Erde hervor, endlich fällt sie um, und faulet im Winter weg. Im folgenden Frühling kommt erst das Laub nach, und zwischen solchem endlich im Sommer ein Saambehältnis, worinne ordentlicher Saame sizt, ohne fernere vorhergehende Blühte. Hier kan der Saame von dem Staube, der vor Winters länger als ein halb Jahr vorher in der Luft verstiebet ist, nicht das geringste empfangen haben.

Man möchte einwenden, wenn auch diese Erklärung bei denen Gewächsen, die zugleich Blühten und Saamen tragen, gültig wäre, so könnte sie doch nicht statt finden bei solchen, von denen eine Staude blos blühet, die andere aber blos Saamen ansezet: denn wenn der Staub als eine Materie anzusehen wäre, die dem Saamenkorn anfänglich nicht dienlich ist, und die also abgeführet wird, so müste man diese Erzeugung des Staubes auch vielmehr bei denen Stauden die Saamen tragen, antreffen, als bei den andern die blos blühen, und keinen Saamen ansezen, da aber gerade das Gegentheil geschehe, so widerlege sich diese Meinung daraus von selber.

Solchemnach finde ich nöthig, sie wider diesen Einwurf in Sicherheit zu sezen. Anfänglich habe ich freilich meine Gedanken blos auf die Gewächse, die sowohl Blumen als Saamen tragen, gerichtet, weil dieses die meisten sind, und gleichsam die Regel ausmachen; ich will aber nunmehro auch auf die andern kommen, die so zu sagen zur Ausnahme gehören: vielleicht zeiget es sich am Ende, daß auch jener Erklärung sich auch Gründe von dieser ihrem Verhalten herleiten lassen: Ich finde aber nöthig, erst kürzlich anzuzeigen, woher es vermuthlich komme, daß einige Stöke blos blühen, andre aber blos Saamen tragen. Nach meiner Meinung hat es mit dieser Art von Gewächsen eben die Bewandnis, als mit denen, die aus einerlei Saamen theils gefüllte theils einfache Blumen bringen, wie zum Exempel die Levcojen. Die Stöke die gefüllt sind, sezen keine Saamschoten, sondern blühen nur, die einfachen aber bringen Saamen, und haben dagegen eine schlechte Blume. Die Ursach meine ich in dem verschiedenen Trieb des Safts, der in einem Stok mehr nach diesen, in einem andern aber nach andern Theilen hingehet, zu finden. Das Saambehältnis sizet in dem Stengel der Blume an der Spize, unter ihm finden sich die Blätter der Blume, unter diesen aber die Theile, daraus die Blumenknospe bestehet, die alles anfangs in sich verschlossen hält. Wenn nun der Saft einen Gang sich öfnen kan, der nach der Spize gehet, so bringt er das Saamenbehältnis zum Wachsthum, und alsdenn dringet er nicht so stark auf den unter jenen befindlichen Theil, wo die Blätter heraus wachsen: daher kommt nur eine Reihe Blätter zum Vorschein, und die Blume wird einfach; findet er hingegen den Gang

nach

nach der Spize so feste verschlossen, daß er nicht durch kan, so hält er sich bei dem unter ihm befindlichen Theile auf, und treibt desto mehr Blätter hervor, daher die Blume gefüllt wird. Es bestärket mich hierinne ein sonderbarer Wachsthum, den ich vor einiger Zeit an einem Nelkenstok, der aus Saamen von gefüllten Nelken gezogen war, bemerket habe, dessen Knospen insgesamt waren ganz anders als gewöhnlich beschaffen; denn sie bestanden bis in die Spize aus lauter Schuppen, welches grüne härtliche Schalen waren, wie sonst die Blumenhülse zu seyn pfleget. Sie waren oben spizig und unten etwas breiter, es lag eine über die andre rings herum in richtiger Ordnung, so daß eine von denen äussern immer zwei von denen innern bedekte, daß also nur die Spizen heraus stunden, und die Knospe einem kleinen Tanapfen ähnlich sahe. Sie liesen sich mit leichter Mühe von einander abziehen, und sassen bis in die Spize etliche dreisig bei und über einander. Als ich sie sämtlich abgelöset hatte, fand ich in der Mitten das Saamenbehältnis mit seinen gewöhnlichen zwei Hörnern oben drauf, aber von Blumenblättern ward ich nicht das geringste gewahr. Sie kamen auch zu keiner Blühte, und zwar nicht eine einzige am ganzen Stok, sondern blieben so wie sie waren, noch weniger sezten sie Saamen an. Das folgende Jahr verhielt sich dieser Stok vollkommen eben so, und ich habe seitdem mehrere dergleichen unter denen aus Saamen gezogenen Stöken angetroffen. Man findet diese schupichte Schalen an allen Nelkenknospen unten an der Blumenhülse sizen, aber sie bleiben klein, und sind deren auch nur einige wenige. Anfangs, wenn der Stengel anzuschiessen fängt, halten sie die ganze Knospe in sich verschlossen, aber endlich erhebt sich zwischen ihnen die Blumenhülse, und fängt an zu wachsen; diese schupichten Theile aber gerathen ins Steken: An diesem Stok hingegen scheint es, daß der Trieb hauptsächlich zu diesen Theilen der Knospe gegangen, und solche in ungewöhnlichen Wachsthum gebracht, darüber denn die Blumenhülse mit denen Blättern der Blühte zuruk geblieben. Man siehet hieraus so viel, daß einige Theile vor andern manchmal zum Wachsthum kommen, und sich vermehren können, darüber andre in der Nähe steken bleiben, und daraus schliese ich, daß es diese Bewandnis mit denen gefülleten Blumen haben müsse, in welchen der Trieb hauptsächlich in den Theil gehet, wo die Blätter der Blume sich befinden, die daher in grösserer Anzahl als sonst erscheinen. Weil aber doch nichts hervor wachsen, und sich vergrössern kan, was nicht schon vorher in Kleinen vorhanden gewesen, so folget, daß in jedem Gewächse viele ähnliche Theile, von einer Art, bei einander seyn müssen, davon viele oder wenige, nachdem es die Umstände fügen, in Trieb und Wachsthum kommen können. Und hierinne ist denn auch wol die Ursach zu suchen, warum manchmal eine Blume aus der andern wächst, wie an gefüllten Levcojen fast insgemein geschiehet, wenn es ihnen an Nahrung nicht fehlet. Zuweilen aber nimt man es auch an andern Gewächsen wahr, als z. E. an den Kornähren, an welchen man öfters an statt einzeler Körner ganze Aehren aus der Hauptaehre zur Seite hervor kommen siehet. Da also klar ist, daß der Antrieb des Nahrungssafts keine unveränderliche Richtung hat, sondern nach den Regeln der Bewegung dahin gehet, wo er am wenigsten Widerstand findet, welches durch viele andre Fälle aus der Gärtnerei noch weiter erläutert werden könnte, so mus er auch nach der verschiedenen Richtung, die er erhält, verschiedene Würkungen hervor bringen, und folglich in einigen auf den Saamen, in andern aber auf die Blume stärker würken, und kan dieses an der besondern Structur derer Theile liegen, die den Saft zubereiten, welcher vielleicht in allen Pflanzen nicht so subtil gemachet wird, daß er in die gar kleinen Gefässe der äussern Theile,

wo der Saame hingeordnet ist, eindringen kan.

Dieses, was ich bisher von der Beschaffenheit einfacher und gefüllter Blumen angeführet, läst sich nun mit leichter Mühe auch auf die andern Gewächse anwenden, welche Blumen und Saamen an verschiedenen Stöken bringen. Es sind von diesen ebenfalls alle Stöke, wie ich gewis davor halte, im Stande, sowohl Blumen als Saamen zu tragen; daß aber nicht beides zugleich geschiehet, zeigt weiter nichts an, als daß der Saft auf beide Theile nicht zugleich würken kan. In denen Stöken, darinne sich der Saft einen Gang zu denen Saamenbehältnissen öfnen kan, kommen diese ins wachsen, und die Blumen bleiben steken, folglich kommen sie hierinne mit den einfachen Blumenstöken überein. Daß sie eben wie die andern blühen können, zeiget sich klar daraus, weil würklich einige Theile der Blume sich dabei finden, nemlich einige weisse Faden, wie ich oben vom Spinat bereits angeführet habe, durch welche denn vermuthlich einiger überflüssiger Saft anfangs abgeführet wird, und wegdünsten kan. Daß sich aber keine Blätter von Blumen dabei zeigen, rühret ohnfehlbar daher, weil in diesen gar kleinen Blumen die Blätter dem Saambehältnis so sehr nahe stehen, daß, indem der Saft nach diesem gehet, und der Gang also dahin sich erweitert, die Nebengänge nach den Blättern zusammen gepresset werden, und vor der Zeit verwachsen, daß kein Saft mehr durch kan. In den andern Stöken hingegen, in welchen der Hauptgang verschlossen bleibt, gehet aller Trieb in diese Nebengänge, und bringet eine ordentliche Blume mit allen ihren Theilen hervor, daher sich denn auch die Kölbchen, welche den gelben Staub ausschütten, darinne befinden. Da nun, wie ich bereits gezeiget, durch diese Kölbchen eine dem Saamen annoch überflüssige Nahrung ausgeführet wird, hier aber kein Saame zum Wachsthume kommt, so folgt, daß alle Nahrung die vor den Saamen zubereitet worden, in diese Gefässe eindringet, und verschüttet wird, daher man denn die Ursach siehet, warum diese Blumen überaus sehr stauben, und vielmehr als alle andre, die ordentlicher weise Blumen und Saamen zugleich tragen. Man kan leicht erachten, daß hierdurch dem Gewächse die Kräfte sehr entgehen müssen, weil durch so viel 100. ja 1000. Blumen am Stok, in deren jeder verschiedene solche zum Abführen dienliche Gliedmasen befindlich sind, eine grosse Menge nahrhafter Theile verlohren gehet; daher ist kein Wunder, daß diese Stöke gleich nach der Blühte vergehen. Die Blume an sich ist an Gewächsen was vergängliches, was nach ihr fortdauret, und wächst, ist der Saame, der aber hier zurük geblieben. Da nun also nichts vorhanden ist, was nach der Blume weiter fortwachsen kan, und vielmehr die nahrhaftesten Theile, die in allen Gewächsen vor den Saamen abgesondert, und demselben zugeführet werden, hier verlohren gegangen, so mus der Wachsthum aufhören, und das Gewächs absterben. Man findet also nach dieser Erklärung überall mechanische Ursachen, die auch mit einander zusammen hängen, die man aber nach der vorhin angenommenen Meinung wohl schwerlich ausfündig machen möchte. Ich will hiermit diese Gedanken eben nicht selber gelobet haben, ich gebe sie nur noch vor eine blose Muthmasung aus, und unterwerfe sie vielmehr der Beurtheilung der Naturkündiger, wünsche aber dabei, daß die Gelehrten, so die Natur der Gewächse untersuchen wollen, hauptsächlich um die Gärtnerei sich bekümmern möchten, um von dem Wachsthum der Pflanzen erst eine genaue Ertenntnis aus mehrerer Erfahrung zu erlangen, als welches die Handleitung seyn mus, ihre Natur zu entdeken, und die angenommene Meinungenn zu beurtheilen.

G. F. M.

Nach-

Nachrichten von Heringen mit neuen Entdekungen.

Wir liefern hier eine merkwürdige Beschreibung, die noch wenigen bekannt seyn mag. Selbige verdient hier besonders einen Plaz, weil solche wichtige Sachen entdeket, die wunderbar heissen, und zugleich nuzen und vergnügen. Wir haben sie dem berühmten Anderson zu danken, aus dessen Nachrichten von Island / Grönland und der Strase Davids ꝛc. solche dem Leser Auszugsweise hier vor Augen gelegt werden.

Was eigentlich der Hering seye, finde vor unnöthig, hier eine Beschreibung zu machen, indeme derselbe aller Orten so bekannt, daß man ihn nicht beschreiben, sondern nur nennen darf, so erkennet ein jedweder schon, was für ein Fisch dadurch gemeinet seye; Wie viel aber Gattungen dieses Fisches seynd, ist bei weitem so bekannt nicht, weil dieselbe bis anhero noch nicht genugsam untersuchet, viel weniger in deutliche Richtigkeit gebracht worden. So viel Island betrift, weis ich zwar, daß alle dessen Fiörden mit dem besten und fettesten Hering dergestalt angefüllet sind, daß, wenn der Innwohner geringe Anzahl und Unvermögen nicht im Wege stünde, dieselbe gar bald und bequemlich den vortheilhaftigsten Handel damit würden behaupten können. Allein die unterschiedene Sorten derselben habe ich, weil niemand darauf schläget, ohnmöglich ausfündig machen können. Nur wuste man zu sagen, daß daselbst zuweilen eine Art mit vorkomme, die drei Viertel einer Elle lang und guter drei quer Finger breit sey. Vielleicht ist dieses diejenige Gattung, die von den Fischern sonst Heringskönige genennet, und für der grosen Schwärme Heerführer und Leiter gehalten werden. a)

a) Von diesen bringet Martin in der öfters angezogenen Beschreibung, of the Western Islands of Schottland, pag. 143. folgende Nachricht bei: Fischer und andere, spricht er, haben mir erzehlet, daß es einen Hering, der bei nahe noch einmal so gros, als die übrigen sind, gebe, welcher alle die, so in einem Meerbusen sich enthalten, führet, und wohin er sich wendet, von dem ganzen Schwarm beständig gefolget wird. Diesen Führer hiesen die Fischer den König der Heringe, und wenn sie ihn von ohngefehr lebendig in die Hände bekämen, würfen sie ihn sorgfältig wieder in die See, massen sie es für ein kleines crimen laesae majestatis (petri treason) hielten, einen Fisch eines solchen Namens zu verderben.

Wir übergehen demnach dieses, und bekümmern uns vielmehr um den Nuzen desselben; Wie denn der Hering b) oder der gecrönte Fisch, wie ihn die Holländer heissen, wegen seines unaussprechlichen über den grössesten Theil der bewohnten Welt auf eine oder andere Art sich erstrekenden Nuzens mit allem Recht den Trapp führet. Was seine Nahrung anbelangt, so wird

von den Fischern insgemein vorgegeben, daß die Heringe von der blossen Schleimigkeit des Wassers leben. Dasselbe aber wird dadurch klärlich widerleget, daß die Heringe nicht nur Zähne im Maul haben, welche ihnen zum Wasserschluken gar unnöthig, wohl aber eine gewise Anzeige sind, daß sie ihnen zu Festhaltung der Fische u. d. g. so sie zu ihrer Nahrung fassen und hinabschlingen müssen, dienen sollen: sondern daß zuweilen auch andere Dinge von Nachsuchenden in ihren Mägen wahrgenommen worden. Also hat Neukranz (in seinem Opulculo de Harengo p. 28.) in eines Magen zuweilen über 60. kleine theils halbverdauete Krabben oder Garnaten selbst gezehlet, und Leeuwenh. laut seiner 97. Missive zu der Zeit, wenn die Fische sezen, viele Eylein in der Heringe Gedärme angetroffen.

b) Solle auch daher den Namen bekommen haben, weil derselbe niemals einzeln, sondern jederzeit Heerweise durch alle Meeren ziehet.

Es ist keine unnüze Grille, nachzusinnen, woher doch die unbegreiflich grossen Heerscharen u. Schwärme von Heringen, die jährlich weggefangen werden, ursprünglich kommen, und was sie für Züge halten mögen. So viel weis ein jeder, daß sie nemlich aus Norden herab kommen, und folgends durch die Nordsee in verschiedene Arme zertheilet streichen. Allein das ist noch ein sehr mangelhafter Begrif. Bis anhero ist man ihnen noch nicht weiter als bis an die shetlandische, oder, wie wir sagen, hitlandische Inseln entgegen gegangen, woselbst bei Fayrhill und Bokenes die Holländer mit ihren Buizen alle Jahr gegen Joh. Baptistä sich einstellen, um den der Gegend um solche Zeit aus Norden herunter dik andringenden Schwarm vermittelst ihrer auswerfenden, und demselben im Lauf durch zwo Buizen quer vorziehenden Nezen (wodurch eine unglaubliche Menge auf einmal erhaschet werden kan) aufzufangen, zuzurichten, einzusalzen, und nebst ihrem Vaterlande auch noch einen guten Theil Europens damit zu versorgen. Ich habe mich aber bemühet, denselben noch viel weiter nachzuspüren. Habe sie auch nicht allein um Island, sondern noch höher und unter dem Nordpol aufgefunden. Wobei ich meine Untersuchung gegründet, sowohl auf einige mir zugekommene zuverläsige Nachrichten, als auf folgenden Grundsaz: Wo diejenige grosse und kleinere Fischsorten, deren gemeineste und liebste Kost der Hering ist, sich in besonderer Menge und Fettigkeit finden, daselbst müssen nothwendig Heringe und zwar in grösestem Uberflus sich aufhalten. Nun sind von der grössern Gattung die Meerhunde oder Hayfische, das Meerschwein und von den Wallfischarten ausser dem Finnfische (welcher deswegen bei den Normännern Sildhual oder Silgqual / d. i. Heeringwallfisch heisset, der sogenann-

nannte Nordcaper mir vornemlich bekannt, als in deren Mägen allemal eine grosse Anzahl verschlukter Heringe wahrgenommen werden.

Ich will nur insonderheit der leztern gedenken, und von demselben zugleich einen merkbaren Umstand beibringen: Er enthält sich vornemlich auf der äussersten nördlichen Eke von Norwegen, Nordcap genannt, daher ihm auch die Grönlandsfahrer seine Benennung beigeleget haben, ohne Zweifel wegen des gewaltigen Heringsstrichs, der daselbst vorbei und an Norwegen herunterstürzet. Nichts destoweniger hauset er auch, daß ich so rede, um Island herum in gar grosser Menge. Und daß auch dieses aus keiner andern Ursache, als um des dahier so sehr häufig anzutreffenden Herings willen geschiehet, lieget daraus zu hellem Tage, daß derselbe, wie ich mit Sicherheit berichtet worden, wenn ihn hungert, nicht allein die in Fiörden oder Meerbusen zerstreuet schwimmende Heringe zusammen treibet, und vor sich her gegen den Strand jaget, sondern auch, nachdem er deren, so viel als nöthig, oder möglich, beisammen gebracht, vermittelst einer kleinen Wendung seines grossen Leibes einen merklichen Wirbel im Wasser veranlasset, und dadurch die unglükseeligen Thierlein solchergestalt zusammen und zu sich bringet, daß er sie alsdenn durch eine starke Einathemung in seinen eröfneten Rachen Tonnenweise mit einem zimmlich gewaltsamen, selbst die kleinen Fischerböthe, wo sie in den Strudel verfallen, mit fortreissenden Zuge hineinholet oder sauget, und in seinen weiten Magen hinabschlinget.

Diese Wallfischart, oder eine andere, die sich nicht minder vom Hering nähret, haben die Isländer von dem Syldreke (Gudm. Andr. Lexic. Island.) d. i. Heringmeister geheissen, und (beim Verel Lex. Sc. Scand.) ist Sildraeki balenae species, quæ haleces ex profundo in sinus & brevia compellit, wie denn auch D. Martin in seiner Description of the Westislands of Schottl. p. 5. anführet, daß sich bei diesen Inseln in den Heringbayen eine Menge von Wallfischen unterschiedlicher Art finde. Welches, meinem Bedünken nach, wegen Untiefe der Gründe, keine andere als Nordcaper, Buzköpfe und Meerschweine seyn können. In den Philosoph. Transact. N. 387. art. 2. wo unter andern von den Wallfischsorten bei Neuengelland Nachricht gegeben wird, heisset einer *Fin-Back-Whale* von seiner hinten am Rüken führenden dritthalb bis 4. Fus hohen Finne oder sehnichten und fleischichten Flosfeder: von welcher ihn auch unsere und die Holl. Grönlandsfahrer ebenfalls Finnisch benennet haben. Vid. Martens Spizbergreise, cap. 11. Und von diesen wird in den angezogenen Transactions angemerket, daß er die Makrelen, Heringe u. d. gl. kleine Fische durch eben dieselbe natürliche List, der sich der Nordcaper bedienet, bei etlichen hunderten auf einmal einschlinge.

Anbei habe ich hiebei eine kleine Erwegung, die ich gehabt, nicht weglassen wollen. Es kan einem, der iezt angeführtes lieset, gar leicht einfallen: wie ists doch möglich, daß die Heringe und dergleichen Fische von ihren ungeheuern und unersättlichen Verfolgern nicht gar

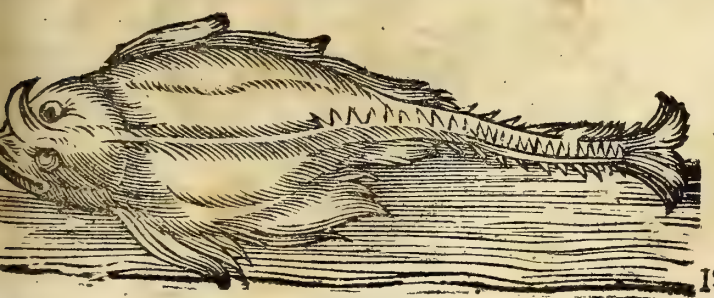
ausgetilget, und aus der See aufgeräumet werden? Allein, da findet sichs im Nachsinnen gar bald, daß der weise Erhalter der Creatur es also gefüget, daß die kleinen Fischsorten in unbegreiflicher Menge sich vermehren; dagegen jene Meerbestien nur jährlich ein einziges, höchstens zwei junge sezen, auch die grössern Gattungen ihres Geschlechtes, welche solche Fischfresser mehr als um die Helfte an Grösse übertreffen, sich auf eine andere Weise nähren müssen. Also ist der grössesten Art dem eigentlichen spizbergischen Wallfische sowohl durch die vielen zottigten Blätter oder sogenannte Baarten, womit sein Rachen angefüllet, als durch seine enge Kehle das Fischschlingen verwehret, und mus er sich vornemlich mit kleinen Krabben, oder Garnaten, und einem fettigten Wasser-Insect behelfen; Dabei er indessen gleichwol nicht zu kurz kommt, sondern vortreflich gedeiet. Der *Tanghual* mus von Tang. (Angl. Tangle) einem Meerkraute, Fuco marino: andere von anderer Nahrung leben. Eben wie auf dem Lande die fleischfressende Thiere sich auch nicht so stark, als die andern vermehren, und die ungeheuersten unter denselben, ich meyne die Elephanten und Rhinoceros, die sonst vielleicht die Wälder längst ledig gemacht haben würden, mit schlechten Kräutern und den zarten Zweiglein der Bäume vorlieb nehmen müssen.

Unter den kleinern Heringfressern verstehe ich also den Kabbelau und sein Geschlecht, die Lengen/ Schelfische u. s. w. Inmassen mir bekannt, daß nicht allein unsere Hilgelander Fischer aus der Erfahrung erlernet, daß das gewiseste Aas für diese Fische, woran sie am begierigsten beissen, der Hering sey: sondern es erzehlen auch unsre Grönlandsfahrer, daß, wenn sie dergleichen Fische zu ihrer Erfrischung bei Spizbergen, und der Gegend, fangen wollen, sie in Ermangelung eines frischen und natürlichen, nur einen aus weisem Bleche gebildeten Hering, dazu nüzlich zu gebrauchen pflegen. Wobei ich, als zu meinem Zwek sehr dienlich, unangeführet nicht lassen kan, was Denys in seiner Description de l'Amerique Septentrionale (worinn er hauptsächlich weitläuftig und mit allen kleinen Umständen den Fang und Zurichtung der Moluë, die eine Cablauart ist, beschreibet) Tom. I. p. 162. & 228. erwehnet, nemlich daß der Fang sehr reich sey, wo viele Makreelen und Heringe, als womit sie am besten geaaset würden, befindlich, und Tom. II. pag. 191. daß, wenn man durch gar zu starkes Fischen die Moluë verjage, man auch den Hering ꝛc. mit wegtreibe, und p. 195. daß, wenn sich der Hering u. d. g. von einem Striche weg nach einem andern ziehe, die Moluë nicht weniger demselben sogleich nachfolge. Aus welchem abermal ohnstreitig erhellet, daß, da diese Cabelau u. s. w. in Grönland nicht nur häufig sind, sondern sich sogar durch den Schein eines Herings fangen lassen, es daselbst und noch höher hinauf, voller Heringe steken müsse. Gestalten dieses erläutert, ja völlig bestärket wird, durch eine gleichmässige Anmerkung, die Zorgdrager c. L P. II. c. 7. aus eigener Erfahrung gemachet, und dabei er zugleich bezeuget, daß er selber eine Menge

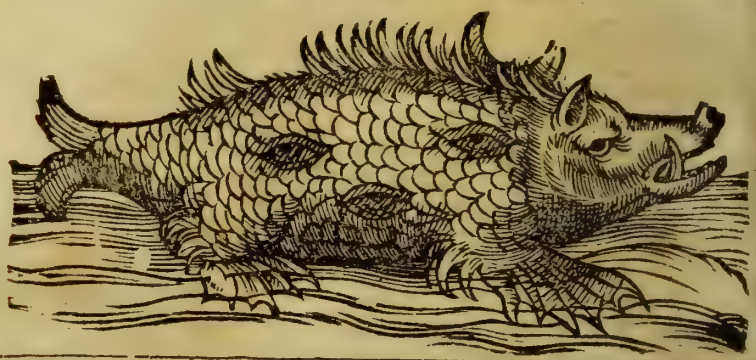
von

…sche, oder der sogenannte Meerhunde, in Ansehung seines Gehäuses, wenn er zu viel gefressen.

…lfische, in deren Bäuche öfters mehr als etliche tausend Heeringe.



Das Meerschwein, das wegen seiner Fressgierigkeit die Heeringe D
und Nacht aufzusuchen beschäftiget ist.



Der Kabbelau, der unter den kleinen Heeringsfressern seiner Geschw
digkeit wegen der Schädlichste ist.

Leengen, oder Lengfisch.

von Heringsgräthen bei den Wasservögelnestern an den Grönländischen Klippen liegen sehen.

Nachdem ich aber, als jezo erweislich gemacht, die Heringe so hoch nordwärts würklich entdeket, bin ich im Nachsinnen weiter auf die Gedanken gerathen, daß eben in dem allertiefsten Norden der Heringe und anderer mit ihnen in Gesellschaft wandernden kleinern Fischarten, als der Makreelen, Butte u. s. w. rechte und eigentliche Heimat, und zwar um deswillen sey, weil sie daselbst unter den nimmerschmelzenden, vielmehr jährlich an Dike und Grösse zunehmenden, auch weit und breit sich erstrekenden Eisfeldern der meisten Ruhe zum Leichen und des sichersten Behältnisses zum Wachsthum ihrer Brute geniessen. Denn da ist offenbar, daß recht weit unter solche Eisfelder und in die gröseste Tiefen die Hayen, Cablaue u. d. gl. wegen beschwerlicher Athemschöpfung denselben nicht bequemlich; die beregte ihnen schädliche Wallfischsorten aber aus Mangel der für ihre thierische Lungen stets benöthigten reinen und frischen Himmelluft gar nicht, am allerwenigsten aber die menschliche Fischer mit ihren Nachstellungen beikommen und deren stolze Ruhe stöhren mögen. Indem aber ferner ganz natürlich, und daher ohnschwer zu begreifen ist, daß, da dieser Fisch bekanntlich so erstaunenswürdig sich vermehret, dessen Anzahl allda, wo sie von Menschen gar nicht, und von Raubfischen so wenig geschwächet wird, bald dermassen überhand nehmen müsse, daß sie daselbst ihren völligen Fras nicht haben, sondern genöthiget werden, so ofte als die Erfahrung zeiget, daß es geschieht, zahlreiche Colonien oder Heerzüge gleichsam von sich zu schiken, die sich in die offene See begeben und ihre Nahrung weiter suchen müssen: von denen nach einem grossen bald näher anzuzeigenden Umwege, vielleicht ein Rest, oder doch deren Abkunft nach dem Nordpol wieder zurük kehret, und das Geschlecht allda fortpflanzen hilft. Ich zweifele keinesweges, wofern man in der angefangenen mehreren Aufmerksamkeit auf die Naturwunder fleisig fortschreiten wird; (und wie wünschte ich, daß eben gegenwärtige Zeilen dazu einige Gelegenheit oder Ermunterung geben möchten!) daß denn auch dieses, und mehr anders mit der Zeit eigentlicher werde ausgeforschet werden.

Indessen will ich nicht verschweigen, was ich meines wenigen Orts bei den so schlecht beachteten Zügen der Heringe für eine Weisheit und liebvolle Fügung unsers grossen und gutthätigen Schöpfers erblike, anmerke, bewundere, preise. Es hat nemlich der Herr der Creaturen den angeregten und mehreren, ja wer weis wie vielen? grössern und kleinern Meerfischen eine solche Natur anerschaffen, daß sie wie an andern in Norden erzeugenden kleinen Fischen,

schen, also besonders am Hering, ihre dienlamste und liebste Kost finden, damit er nemlich ihrer fast unersättlichen Fressgierde, als des allerbequemsten Mittels sich bedienen mögte, sowohl diesen kleinen, doch unglaublich nuzbaren Fisch, als sie selbst zugleich mit über alle Meere zu vertheilen, und an alle Cüsten zu leiten. Denn so bald der Hering unter dem Eise, oder aus den ungründlichen Tiefen, vorangezeigter massen sich hervor begiebet, machen solche grosse, grössereund grösseste Fischarten um ihre hungerige Mägen zu füllen, sich sofort an denselben, halten ihn durch ihr stetes Aengsten an allen Seiten in hohen, breiten und sehr dichten Haufen beisammen, jagen ihn aber auch von dannen immer weiter heraus vor sich her, und treiben ihn als ein schüchternes wehrloses Fischlein von einer See zu der andern, (wiewohl dieses eigentlich keine andere, sondern nur blos andere Benennungen tragende Theile des grossen Weltmeeres sind) und von einer Cüste zur andern: indem derselbe, um den grössern Verfolgern zu entrinnen, und sowohl für sich einige Sicherheit und einen Ruheplaz zum Sezen, als für die Brut, so lange sie ganz zart ist, ein ungestöhrtes Lager zu finden, in die Meerbusen, auf die seichten Sande, ja bis in die Mündungen der Flüsse zu fliehen sich bestrebet, damit aber den Anwohnern sich gleichsam vor ihrer Thüre darstellet, und beides zur Speise und Handelschaft in unerschöpflicher Menge überliefert. Wodurch denn allerdings die nachsezende grössere und kleinere Jäger, so weit die Grösse ihres Cörpers und die Tiefe des Wassers es verstatten, eben denselben Anwohnern zugleich angebotten, und wenn sie nur zugreiffen wollen, in die Hände geführet werden.

Diese Eigenschaft und innwendigen Trieb haben alle kleinere Fischgattungen an sich, so zwar sehr natürlich, aber doch wegen des mitführenden grossen Nuzens nicht ausser Acht zu lassen ist. Sie pflegen nemlich aus Furcht vor ihren Verfolgern und in Absicht sich zu retten, so dichte, als nur möglich, zusammen zu fahren, und an, über und unter einander in berggrosen Haufen (die auch von den sie öfters antreffenden Nordmännern juxta Topograph. Norveg. citat. Fiskeberge oder Fischberge genennet werden) sich zu drengen, damit aber zugleich zu veranlassen, daß sie von den Fischern nur desto bequemer und häufiger erhaschet und gefangen werden. Ein gleiches bemerken wir schon bei der Schleswigischen Insel Hilgeland an unsern nicht minder verfolgten Krabben, Garnaten, oder Garnelen (Squillis gibbis Rondelet.) die, weil sie von unten und von Seiten her durch die Schell- und andere Fische, die sich vornemlich von ihnen nähren, von oben her aber durch die Meven (deren gemeinste Speise sie gleichergestalt sind) gejaget und geängstiget werden, eben auch in grosse Klumpen, oder dike Haufen, in einander fliehen, und darüber in so grösserer Menge den Hilgelander Fischern zu Theil werden.

Es ist aber hiebei zu merken, daß sowohl die Heringmütter, um ihre gros-

grosse Reise zu vollenden, so bald sie gesezet, wieder in die See sich begeben, als auch die Brut, so bald sie nur zu einigen Kräften gekommen, ebenfalls aus natürlichem Triebe und jenen grossen Zwek zu erfüllen, der See zueile.

Jedoch dieses alles noch deutlicher und begreiflicher zu machen, will ich den jährlichen Zug der Heringe, so weit man davon gewisse Nachricht hat, von Ort zu Ort anweisen, und zugleich zeigen, zu welcher Zeit ein jedes Volk diesen Segen überkömmt, und auf was Art es sich denselben zu Nuze mache.

Aus Norden bricht der Hauptschwarm schon früh im Jahr auf. Wovon der eine Flügel Westwärts sich lenket, und mit dem Monat Mart. auf die Insel Island in solcher Menge, und (wegen der Verfolgung der vielen grossen Fische von allen Seiten, und der Strandvögel von oben her) in so diken und dichten Haufen stösset, daß man nicht allein an der Schwärze und Kräuseln des Wassers (indem sie vor Angst bis an die Oberfläche desselben dringen, und öfters gar heraus fliehen zu wollen scheinen) ihre Ankunft von weitem wahrnehmen, sondern auch, wenn man denselben entgegen fähret, und mit einem Schöpfer, womit die Segel aus der See benezet werden, oder dergleichen holen Werkzeuge drein schläget, auf einmal eine zimmliche Menge derselben ohnfehlbar erwischen und heraushe-ben kan. Ob dieser aus Island fallende Flügel zuvorher einen Theil nach den Bänken von Terreneufve abschike: wie ingleichem, wo der Rest des an der Westküste von Island herniederstürzenden Strichs bleiben mag, ist den allsehenden Augen des Höchsten allein bekannt. Indessen ist gewis, daß davon auf allen Seiten der Insel alle Meerbusen, Buchten, Bayen oder Fiördern angefüllet, und zugleich, ausser den nachziehenden köstlichen andern, ess- und nuzbaren kleinen und grössern Fischen, absonderlich die Nordcaper, (welche ihrer Grösse halber weiter in die untiefere Nordsee zu folgen sich nicht getrauen) dahin geführet, und gleichsam ihren rechten Wohnplaz (wovon Zorgdrager nachzulesen) der Gegend zu nehmen veranlasset werden.

Der zweite grosse uns zum besten bekannte östliche Flügel (wovon doch auch im Vorbeistreichen ein Theil nach der Ost- und Südküste von Island abfällt) stürzet sich durch die mitfolgende Meerschweine, Cablauen und so fort getrieben, immer weiter herunter in die Nordsee, jedoch solchergestalt, daß davon eine Absonderung, nemlich die Oestliche/ ihren Strich nach der Nordcap zu, und ferner an der ganzen Norwegischen Cüste herunter nimmt, daß zwar ein Theil seinen Lauf daran her beständig fortsezet, bis er durch den Sund in die Ostsee verfällt: der andere aber,

so bald ihm die Nordspize von Jütland entgegen stehet, sich daran abermal zweiet, und mit einem Arm an der Ostseiten Jütlands herab läuft; jedoch durch die Belte mit jenem in der Ostsee bald wieder zusammen stösset; mit dem zweiten Arm aber an der Westküste von Jütland herunter senket, und an Schieswig, Holstein, Stift Bremen, und Friesland her (wo dessen nur wenig weggefangen, wenigstens keine Handelung damit getrieben wird,) forteilet, bis er durch Texel und Vlie in die Süderse dringet, und, nachdem er dieselbe umzogen, wieder in die Nordsee zu Vollendung seiner grossen Reise zurükkehret. Dahingegen die zweite grosse Westwärts sich lenkende Absonderung, welche jeziger Zeit die allerstärkeste ist, in Begleitung der Meerschweine, Hayen, Cablauen, Lengen u. s. w. gar bald auf die Hitlandische und Orcadische Inseln (woselbst ihm vorhin gedachter massen die holländische Heringbüsen hauptsächlich auf den Dienst passen) und auf Schottland zustösset, da sie von neuen eine Trennung erleidet, und mit einem Aste an der Ostküste von Schottland b) sich hernieder senket, und Engelland umziehet, unterweges gleichwol ansehnliche Schwärme von sich aus- und den Friesländern, Holländern, Seeländern, Brabandern, Flanderern c) und Franzosen vor die Thüre schiket: mit dem andern Aste aber den Schotten auf der Westseiten und den Irrländern (denen er sich überall rings um ihrer Insel mittheilet, ob sie gleich beiderseits keinen andern Gebrauch davon machen, als daß sie ihn frisch verzehren, und sich der andern Fische, die ihm nachjagen, bestmöglichst zu Nuze machen) zuschiesset: und endlich nachdem alle jezterzehlete Vertheilung der zweiten grossen Absonderung im Canal wieder zusammen gestossen, ihr übriger von den Fischern nicht aufgefangene und von Strandvögeln und Raubfischen nicht verschlungene Rest, der gewis noch erstaunenswürdig gros ist, in die Westsee sich sämtlich stürzet, und daselbst, der gemeinen Sage nach, verlieret, oder vielmehr und besser zu reden, auf den Cüsten nicht weiter, oder gar wenig verspüret wird, sondern allem Vermuthen nach vor den heissen Weltgegenden scheuend, nach seinem beliebten Norden und ursprünglichen Heimath wieder zurük kehret.

O unaussprechlicher Reichthum göttlicher Milde und Vorsorge, der nur in diesem einigen unansehnlichen kleinen Fisch durch sein Wort einen so herrlichen Segen geleget, daß er nicht nur so viel Millionen ungeheurer, grosser und kleiner Fische sättigen und nähren, sondern überdem auch noch viele hundert tausend Menschen theils mit seinem Fleische eine angenehme Kost, theils durch seinen Fang, Zurichtung, Verkauf- und Versendung reichen Unterhalt und Gewinnst darreichen und doch nicht verzehret werden kan!

Die

Diese grosse unerkannte Wohlthat Gottes in ein noch helleres Licht zu stellen, will ich, was davon in dem neuen und kostbaren zu Londen 1728. in englischer Sprache gedrukten Atlante maritimo & commerciali weitläuftiger vorgetragen, in meiner Uebersezung hier beifügen: Ohngefehr Anfangs Junii, heisset es, und zufolge verschiedener Anzeigungen sowohl in der Luft, als im Wasser, aus welchen die Innwohner der Inseln Schetland (oder Hittland) es abnehmen zu können, vermeynen, kömmt aus Norden ein unaussprechlich und unglaublich grosser Schwarm, oder Heer von Heringen daselbst abgedrungen. Der Ort, von wannen sie kommen, und wo sie gleichsam hausen, leichen, sezen und sich vermehren, ist unbekannt. Daß aber ihre Anzahl unendlich gros, wird aus bald folgenden zur Genüge erhellen: wiewol es doch nur ein Schwarm aus dem Stok, und ein Uberfluss ist, der von einer noch weit grössern Menge, die zurük bleibet, aus Mangel des Raumes gleichsam ausgestossen, und seine Nahrung und Verbleib anderweitig zu suchen, alljährlich ausgeschiket wird. So ist auch nicht zu wissen, ob einige von ihnen, um neue Recruites fürs künftige Jahr auszubrüten, ins Vaterland wieder zurük kehren: wenigstens kommen dieselbe aus der Heimath, wo solche auch seyn mag, trächtig und so voll fruchtbaren Regens, daß man sagen darf, ein Fisch bringe zehen tausend andere mit sich. Ihren Rögen schiessen sie in der See bei Engelland, denn da sie voll dahin kommen, sind sie lange vorher, ehe sie wieder von dannen scheiden, schon leer. Ihre Zahl gehöret in Wahrheit unter die Infinita naturæ, d. i. ihre Zahl übersteiget alle Zahlen, und wenn man ja, nach einiger Art zu rechnen, davon sprechen will, kan man doch nichts anders sagen, als etwa, daß ihre Zahl grösser, als der Sterne am Himmel sey. Sie brechen hervor, wo die See gleichsam am breitesten ist, und die Erstrekung ihres Heers mag allem Ansehen nach so viel Raums überhaupt beschlagen, als ganz Grosbrittannien, Irrland mit eingeschlossen, einnehmen mag. Zweifels ohne müssen sie sich sehr enge zusammen dringen, wenn sie Südwerts kommen, und zwischen den Cüsten von Grönland und der Nordcap sich durchzuzwingen genöthiget finden, als welcher Strich für sie nur eine enge Strase ist, ob er schon auf der Fläche der Erdkugel eine Weite von 200. Meilen (leagues) austräget. Wenn sie sich tiefer herunter gesenket, und ihr ungeheurer Haufe durch die im Wege liegende Grosbrittannische Inseln (die sie vermuthlich an den Gründen und Untiefen der Nordsee, welche zweifelsfrei nicht wenig anders, als die Oberfläche beschaffen, gewahr werden) eine Trennung erleidet, müssen sie sich nothwendig in zweene gleiche oder ungleiche Theile zertheilen. Von denselben lenket sich der eine West- oder Südwest, lässet Schettland und die Orcadische Inseln zur Linken, und stösset auf Irrland, daran er sich abermals spaltet, also, daß ein Ast an der Brittannischen Cüste sich haltend, gegen Süden hinunter durch St. Georg, oder den Irrischen Canal streichet, und zwar Engelland und Irrland hinab in die Savernsee fällt, wo er wieder zu seinen vorhin verlassenen Freunden kömmt: der zweite Theil aber aus Mangel des Raums nach West und Südwest sich schwenket, die Irrische und Westsee hinabschiesset, und indem er beständig an den Cüsten verbleibet, um den Südstrand von Irrland sich herum ziehet, und vermittelst einer kleinen Wendung nach Südost zu seiner durch den irrländischen Canal obgedachter massen herab stürzenden Gesellschaft wiederum stösset.

Der zweite Arm von jener ersten grossen in Norden vorgegangenen Theilung, welcher sich ein wenig gegen Ost und Südost lenket, tritt herunter in die Teutsche oder Nordsee, und streichet in steter Haltung an die Grosbrittannische Cüste,

Schettland und ferner die Cap von Buchanes und die Cüste von Aberdeen vorbei, füllet unterweges mit seiner unzehligen Menge alle Meerbusen, Furthen, Rivieren und so weiter, nicht anders, als wenn er von der Hand des Höchsten geleitet wird, daß er sich der Armuth zur Speise, und dem Kaufmann zum vortheilhaften Handel, darstellen mus. Wendet darauf etwas südlich, streichet Dumbar vorbei, und wird, nachdem er einen Umschweif um die hohen Ufer von St. Tabbs und Berwik genommen, und in die Tiefe gegangen, erst wieder bei Scarborough gesehen, und in einigen diken Haufen nicht eher wieder wahrgenommen, als auf den Yarmouthischen Bänken bei Engelland; von dannen er nach dem Munde der Thames und von da ferner durch den Brittannischen Canal seinen Weg nimmt, sodann aber weiter nicht mehr gesehen wird.

Diesem nächst nunmehr auf die Heringfischerei zu kommen, so heissen die Holländer denselben zuerst bei Schettland (d. i. Hittland) mit ohngefehr 1000. oder 1500. Büsen willkommen, (wovon die besondere Umstände näher, und so viel ich aus fleisiger Nachfrage erkundiget, oben bereits beigebracht.)

So bald der Hering bei Schottland angelanget, und durch seine Ausbreitung über alle Sände und Bänke, allen Häven, Bayen oder Busen sich darbietet, versäumen die Schotten nicht, denselben in grosser Menge zu fangen, zurecht zu machen, einzupekeln, und auf einerlei Markpläze mit den Holländern zu versenden; dahin sie, weil die Holländer erst zu Hause und umpaken müssen, denselben öfters zuvor kommen, auch mit ihnen zu gleichem Preise verkauffen. Nachdem die Schotten an der Nordseiten der Tay mit dem Hering solchergestalt fertig, fallen die Fischerböthe aus Dumbar u. s. w. in denselben ein, und thun eben auch daraus manchen reichen Zug, den sie in Edenburg und andern grossen Städten zu Lande bringen, um das Königreich damit zum Theil frisch zu bedienen, zum Theil aber Red-Herring, d. i. geräucherten Hering auf Yarmouthische Art, daraus zu machen. Wenn denn endlich der Hering oberwehnter massen bei Yarmouth wieder zum Vorschein kommt, und sich, seine Nahrung zu suchen, über die Sandbänke verspreitet, wird er in bewunderswürdiger Menge, so wohl von Engelländern als Holländern und Franzosen gefischet. Unter denen die Yarmouther allein in die 50000. Tonnen fangen, und zu Red-Herring zurichten, der in ihrer Stadt, und den nächst anliegenden Grafschaften verbrauchet wird. Von hier entweichen währender Fischerei grosse Schwärme, die sich nach dem Munde der Thames ziehen, und daselbst von den Fischersmaken aus London, Foulkstone, Dover, Sandwich u. s. w. so wohl in die Stadt London, und andere an demselben Flusse gelegene Städte, als für die Cüsten von Kent und Sussek gefangen werden. Indes die Holländer zum zweitenmal ihre Buissen ausrehden, und nebst den Franzosen, Brabändern, Flissingern und andern die äussersten Yarmouthischen Bänke befischen. Endlich verfällt der Hering in die enge See, allwo die Franzosen von einer und die Westengelländer auf der andern Seiten ihm wieder entgegen kommen. Demnächst er schiesset, und nicht weiter weder gesehen, noch geachtet wird.

Auf der andern Seiten von Grosbrittannien gehet es diesem armen Fische kein Haar besser. Die Kaufleute von Glasgow, Aire, Galloway u. s. w. wie auch die von Londonderri, Belfast, Carrikfergus, Dublin u. s. f. gehen daselbst auf ihn los, und die von Lewes und den westlichen Inseln lassen ihm keine Ruhe, bis er den dortigen ganzen Canal, als gleichsam durch die Spizruthen laufend, hinunter geflohen, und die Savernsee erreichet. Woselbst er jedoch von neuen von dem englischen Kaufmann in Devonshi-

re

re angegriffen, und von Minhead bis Barnstapel, Beddiford u. s. w. westwärts bis an die Städte der Nordküste von Cornwal verfolget wird, die von ihm, ungerechnet, was im Lande verzehret wird, viele tausend Tonnen voll einsalzen, und nach Spanien und der mittelländischen See ausschiken. Dergleichen ihm auch von dem Kaufmann in Pembrok u. s. w. und auf der ganzen Küste von Southwales wiederfähret. Worauf, weil er alsdenn sezet, ihm weiter nicht nachgestellet wird, sondern er sich nunmehr in die Tiefe zu seiner Gesellschaft begiebet, auch nicht wieder zum Gesichte kömmt. Wo er weiter bleibet, ob er wieder nach Norden kehre, oder in den unergründlichen Tiefen der Westsee den grossen Meerfischen zu Theil wird, oder wie es ihm sonst ergehen mag, ist gänzlich unbekannt. Möchte aber hierbei jemand etwa auf die Gedanken gerathen, daß um diese Zeit der Hering wohl so gut, als weggefangen und ausgetilget seyn könnte: so ist das gerade Gegentheil aus übergrossen Schwarmen, welche in der Savernsee an der West- und Südcüste von Engelland und Irrland bei ihrem Abzuge noch gesehen werden, so offenkündig, daß man viel eher vermeynen sollte, der erlittene vielfältige Verlust sey nicht einmal zu verspüren. Inzwischen sind einige der Meinung, daß die ganze Anzahl, so alle Fischer aus Europa von ihnen unterweges mögen weggefangen haben, gegen ihrem ersten aus Norden herauskommenden Heere, als wogegen eine Million zu rechnen. Wobei gleichwol noch überdem ganz glaublich ist, daß die erschreklich vielen und grossen Raubfische, Meerschweine, Meerhunde u. d. gl. noch eine weit grössere Menge, als alle oberwehnte Fischer, von ihnen werden aufgetrieben haben.

Auf den Cüsten von Nordamerica findet sich der Hering auch, aber bei weiten nicht so häufig, als in Europa: er wird auch weiter gegen Süden nicht als bis an die Flüsse von Carolina gesehen: Ob dieser etwa ein Theil von dem anfänglichen gar grossen Schwarm sey, der bei der ersten Ankunft auf die Grönländische Cüsten, an Stelle Südostwärts mit der übrigen Gesellschaft zu gehen, vielleicht nach den Nordwestküsten von America ausgewichen, oder ob es der Uberrest von denen sey, die vorgedachter massen den Canal von Engelland durchgewandert, stehet nicht zu sagen. So viel aber ist bekannt, daß der Hering wenigstens in einer merklichen Anzahl in keinem südlichen Reiche, als Spanien, Portugall oder dem südlichen Theile von Frankreich, so wenig auf den Cüsten von Ocean, als im Mittelmeer, noch auch auf der Africanischen Cüste gesehen werde: gerade als ob diesem Fische dahin sich zu begeben untersaget wäre, auf daß dieselbe Länder von Engelland aus damit sollen versehen werden. Allermassen denn auch der Kaufmann von Devonshire und Cornwal denselben auf besondere Art durch Paken und Pressen zubereitet und nach Spanien, Venedig, Livorno und andere Oerter Italiens in grosser Menge (als im angezogenen Antland Marit. pag. 104. zu lesen) versendet.

Ich achte es es nicht ungereimt zu seyn, bei dieser Gelegenheit zugleich eine eigentliche Nachricht von dem holländischen Heringsfang mit wenigen zu geben. Die bei Hittland versammlete Buizen laufen aus gegen Nordnordwesten, und werfen bei Fayrhill das erste Nez in der Nacht nach Johannistag, den 25. Jun. nach 12. Uhr aus. Die Fischerei geschiehet nicht anders, als zu Nachtzeiten, damit man eines Theils den ankommenden Heringsschwarm an seinem Blik (welcher durch dessen Augen, und die um denselben zunächst herumsizende stark glänzende Schuppen vornemlich verursachet wird, desto besser wahrnehmen, und ihm also die Neze recht quer vorziehen könne: andern Theils auch der Fisch durch das Feuer, d. i. Laternenlicht auf den Schiffen,

dergleichen Vortheils man sich auch auf den dalmatischen Küsten zum Sardinenfang nüzlich bedienet, (Spon voyage l'Italie, p. m. 84.) noch um so mehr, weil der Fisch demselben zueilet, herbei geloket werde, die Neze aber um so weniger sehen möge. Diese Neze, welche sehr lang sind, müssen auf eine von der Obrigkeit festgestellte Maase, mit engen Maschen (damit nemlich der Fisch mit seinen Ohren darinn so gleich hängen bleibe) und wenigstens aus gutem Hanfe verfertiget werden. Jeziger Zeit werden sie grossen Theils aus grober Persianischer Seide (weil dergleichen Neze drei Jahr aushalten können) gestriket: sie werden auch alle, so bald sie fertig, damit man sie um desto unkenntbarer mache, mit dem Rauche von Eichenholzspänen, als ich zu Amsterdam einst angemerket, bräunlich gefärbet. Vor dem 25. Juni, weil der Fisch vorher noch in seiner rechten Güte nicht ist, noch ohne sich anzusteken, weit verfahren werden kan, darf kein Nez ausgeworfen werden. Zu dem Ende Schiffer, Steuermann und Matrosen nach Verordnung der besondern Placaten vor der Abfahrt aus Holland sich dazu verbindlich machen, auch bei ihrer Rükkunft, daß solches von ihnen, auch ihres Wissens von andern, nicht geschehen, vermittelst leiblichen Eides erhärten müssen. Wovon so dann einem jeden Schiffe, das anderswohin mit dem ersten Hering geschikt wird, damit niemand betrogen werde, noch diese einträgliche Handlung in Miscredit gerathe, ein besonders an Ort und Stelle vorzuzeigendes Certificat mitgegeben wird. Und dieser Punct ist so wichtig, daß er in der zwischen der grossen Fischerei in Holland und der Stadt Hamburg 1609. errichteten Convention nicht nur von jener Seiten, sondern auch von der Stadt, so viel ihre auszuschikende Buizen betrift, ausdrüklich bedungen worden.

In den ersten drei Wochen, nemlich von dem 25. Jun. bis 15. Jul. wird aller Hering, den man fänget, unsortiret durch einander in die Tonne gethan, und durch die den Buizen nachgeschikte geschwinde Schiffe, Jägers genannt, aus denselben übernommen, und so geschwinde, als nur möglich, nach Holland gebracht, auch deshalben Jagerhaaring geheissen. Nach dieser Zeit wird der Fisch, so bald er aufs Schif gekommen und ausgekiefet, in drei Sorten, die man Maasjekensvoll- und Schootenhaaring betitelt, fleisig unterschieden, und jede derselben besonders gesalzen, und in eine besondere Tonne gepaket. Der Majekens- oder Maatjeshaaring, (d. i. der Mägdgen- oder Jungfernhering) ist derjenige, worinn noch die Milch so wenig, als der Rögen erkenntlich, der schön fett, aber nicht dauerhaft ist. Vollhaaring oder Vollhering heisset der, so voll Milch oder Rögen, und in seinem rechten vollkommenen Stande ist. Schootenhaaring (geschossener Hering) Ylenhaaring (contracte pro Ydelen, h. e. leerer) ingleichen Holhaaring (holer Hering,) ist derjenige, so geleichet, oder Rögen und Milch geschossen, oder denselben doch wenigstens so los hat, daß er eben schiessen will, welcher Zustand mit einem besondern Worte Knitziek und Melkziek genennet wird) und schon wiederum schlechter ist, auch so gut nicht dauret, als der Vollhering. Mit den beiden lezten Sorten kommen die Buizen selbst, so bald eine jegliche ihre Ladung hat, oder nicht mehr zu fangen ist, nach und nach zu Hause, woselbst alle drei Sorten, ehe man sie wieder weiter sendet, geöfnet, von neuen gesalzen und dergestalt aufgehöhet werden, daß man aus 14. Seetonnen 12. neue Tonnen, die eine Last heissen, machet. Von dem holländischen Heringfange hat etwas Happel. Relation. Curios. Tom. II. p. 53. seq. und Marperger Kaufman. Magaz. p. 597. Der vornehmste und beste Hering, der jeziger Zeit in Hamburg gebrauchet, und von da ins Reich versand wird, ist der Holländische, der von dannen verschrieben, jedoch in Hamburg, ehe er weiter ge-

gehet, durch eigene dazu bestellte und vereidete Wardirer, Wraket und Waker wiederum geöfnet, von neuem auf holländische Art eingesalzen, umgepaket, gewraket und nach seiner Beschaffenheit und Güte auf Eid und Pflicht mit gewissen von der Obrigkeit dazu geordneten Cirkelstrichen und Zeichen gemerket wird, davon auch einige Nachricht bei jezt angezogenen Scribenten zu finden. Es rühret aber die besondere Güte und Schmakhaftigkeit des holländischen Herings, womit er alle, von allen übrigen Nationen gefangene und zubereitete Heringe übertrift, eigentlich daher, daß die Holländer den Fisch sofort lebendig vor dem Messer, wie er noch gerade gefangen wird, auskiefen, d. i. die Kiefen, Branchias, ausschneiden,) sorgfältig zubereiten, und den sie in der Nacht gefangen, noch vor wieder eintretender Nacht in Tonnen von Eichenholz mit zwischen gestreueten groben Spanischen, oder Portugisischen Boisalze ordentlich legen oder paken; da die übrigen Nationen in diesem oder jenem Stüke, sich saumselig erfinden lassen.

Es haben eifrige Patrioten in Grosbrittannien zu allen Zeiten ihre Landesleute durch erwekliche schrift- und mündliche Vorstellungen dahin zu bewegen, sich bemühet, daß sie den ihnen von GOtt eigentlich und vor ihre Thüre zugeschikten reichen Seegen nicht so unverantwortlich, als geschicht, verabsäumen, und sich durch die Holländer vor dem Maule wegschnappen lassen möchten. Man hat sich auch in neuern Zeiten am Engelländischen Hofe, um die Vereinigung des Königreichs Schottland mit der Cron Engelland zu erreichen, nachher um so fester zu verknüpfen, alle Mühe gegeben, den Schottländischen gesalzenen Hering im Handel auswärtig in Aufnahm zu bringen. Des Endes vornemlich mit der Stadt Hamburg, so wohl von der Königin Anna, als dem Könige Georg I. beiden glorw. Andenkens, besondere, durch das vereinigte Parlament danknehmigst bestätigte, Verträge errichtet worden. Man hat ihnen auch in Hamburg alle verlängliche Bequemlichkeiten, ingleichem eigene zubeeidigende Paker und Wraker zugestanden. Allein es will damit doch noch zur Zeit nicht recht fort, theils, weil die Schotten denselben zu früh, ehe er noch recht zeitig, fangen, theils und vornemlich, weil sie nur mit kleinen Bothen in See laufen, nahe unterm Lande fischen, und den Hering nicht vor dem Messer sterben lassen, vielweniger sogleich, wie er nach und nach gefangen wird, im Schiffe einsalzen, sondern ihn nur ins Both werfen, und wenn dasselbe voll, damit zu Lande fahren, und alsdann erst den Fisch auf dem Strande auskiefen und salzen. Da denn, weil gemeiniglich darüber mehr als einmal 24. Stunden verstreichen, der abgestandene Fisch immittelst guten Theils schon seiner Zärtlichkeit halber in die Fäulnis getretten ist, folgbar am Geschmak und Dauerhaftigkeit schon etwas verlohren hat. Doch es scheinet, daß sie von Jahr zu Jahr mehreren Fleis anwenden wollen.

Es haben die Flanderer vor vielen Jahren sich nicht allein gar stark auf den Heringfang geleget, sondern zuerst die beste Art denselben zu handhaben und zu salzen ausgefunden. Weil sie aber durch die Gottmisfällige langwierige Religionskriege, und darüber selbst veranlassete grosse Handelungsveränderungen aus allen Kräften und fast ganz aus der See gekommen; so sind die Holländer wie in mehr andern Stüken, also auch in dieser Fischerei und Handelung an ihre Stelle gekommen. Wiewohl doch der Holländer Hering unter den Kaufleuten in Niedersachsen bis auf diesen Tag wegen der Zurichtungsart Vlamischer Haaring oder Flemischer Hering genennet wird.

Maillet in seiner Description de l'Egypte Lettre IX. p. 25. merket, als etwas sonderbares, wie es auch ist, an, daß im

Mon-

Mon. Dec. Januar. und Febr. sich in Egypten bei Groscario Heringe sehen und fangen liessen, aber sonst nirgends weder bei Rosette noch Damiate, auch in der mittelländischen See nicht.

Zufällige Gedanken vom Baurenstande.

Der Baurenstand ist heutiges Tags unter allen der niedrigste, und gewise Leute sehen denselben als verächtlich an, ob er schon mit einer besonderen Hochachtung angesehen zu werden verdienet, wenn man auf desselben Nothwendigkeit sein Augenmerk richtet. Wie ansehnlich war er nicht bei den Alten? Die Liebe zu dem Feldleben, so die ersten römischen Könige ihren Unterthanen zu erst beigebracht, erhielte so viele Jahrhunderte die edle Regungen der Grosmuth und der Uneigennüzigkeit, welche den Namen der Römer weit ansehnlicher gemacht, als ihre allerberühmteste Siege: und in der That, das unschuldige Landleben hat mit der Weisheit eine genaue Verwandschaft; ja man hat es mit Grunde als eine Schule der Redlichkeit, Sparsamkeit, Gerechtigkeit und aller andern sittlichen Tugenden anzusehen. Haben wir nicht Beispiele genug, daß ein Mann, der sonst den Commandostab in Händen geführet, mit eben denselben die zum Feldbau gehörige Werkzeuge ergriffen, und den Rest seiner Tage lieber in der Stille auf dem Lande, als in dem mit Getöse und Getümmel angefüllten Rom beschliessen wollen? Das Beispiel des Q. Zinzinnatus erweket immer die grösseste Hochachtung in mir, so oft ich dasselbe lese. Dieser redliche Mann begab sich aus Verdrus wegen des seinem Sohne zugestossenen Unglüks auf das Land, jenseit der Tyber, wo er ein schlechtes Häusgen und ein kleines Stük Feld hatte. Er lebete daselbst von der Arbeit seiner Hände, mit einer kleinen Anzahl Knechte, die ihm den Aker bauen helfen. Er führete ein stilles mühsames Leben, und konnte für Schmerz und aus Armuth nicht einmal nach Rom kommen, seine Freunde zu besuchen oder der Festen beizuwohnen. Allein seine Verdienste konnten auch in einer schlechten Hütte nicht verborgen bleiben. Rom ernannte ihn zum Consul und man schikete Gesanden an ihn ab, ihn vom Pfluge in die Stadt zu holen. Man sollte denken, daß der Glanz der ansehnlichsten Würde ganz besondere Regungen in dem Gemüthe dieses Mannes hätte hervorbringen müssen. Allein er wurde nichts desto weniger bei dem Anblike der Gesanden verwirret und bekümmert, schwieg eine Weile, und vergos viele Thränen. Er sprach nur so viel: **So wird denn mein Feld dieses Jahr nicht besäet werden können.** Er gehorchete endlich nicht ohne vieles Zureden dem Befehle des States, nahm darauf Abschied von seiner Gemahlin, trug ihr die Sorge des Hauswesens auf, und machte sich auf den Weg nach Rom. Die Aufführung dieses Mannes hatte nachhero gezeiget, was für eine edle, standhafte und grosse Seele in einer schlechten und armseligen Hütte verborgen gewesen. Seine geführte Regierung fand einen allgemeinen Beifall. Rom bat ihn auf das inständigste, daß er doch sein Amt fortzuführen geruhen mögte. Nichts desto weniger legte er, nachdem seine Regierungszeit verflossen war, den Purpur mit Freuden nieder, eilete nach seinen Rindern, seinem Pfluge und seiner Hütte zurük, und lebete daselbst wie zuvor von seiner Hände Arbeit. Kan man wohl was rühmliches nennen?

Ich finde überhaupt bei dem Feldleben verschiedene Vorzüge. Es pflanzet dem Menschen eine ungemeine Liebe für das Seinige ein. Es beschäftiget ihn mit vernünftigen Sorgen auf seinen Unterhalt zu denken. Die beständige Arbeit erhält seinen Leib in Gesundheit, und hält das Herz von tausenderlei Eitelkeiten ab, wozu der Müssiggang die menschlichen

Ge-

Gemüther verführet. Der Landmann mus bei dem Genusse der Güter, so die Erde hervorbringet, eine grössere Freude empfinden, als der Bürger in den Städten, welcher selbige oft kaltsinnig betrachtet. Welch ein Vergnügen mus bei ihm nicht entstehen, wenn er die Arbeit seiner Hände in dem schönsten Wachsthume wohl und gerathen siehet? die Erfahrung bezeuget es, daß dem Menschen alles dasjenige besser schmäket, was er selbst gesäet oder gepflanzet hat. Der Landmann empfindet dieses Vergnügen in seiner vollen Grösse. Sein ermüdeter Leib verzehret mit einer unbeschreiblichen Fröhlichkeit dasjenige, welches er vorhero mit so vieler Sorgfalt gebauet hat, und er geniesset dabei ein Glük, wornach sich die Grossen dieser Welt öfters vergeblich sehnen.

Die Menschen verderben sich mehr durch nichtswürdige Händel ihre Lebenszeit, als daß ein Unglük ihnen die Zufriedenheit und ein angenehmes Leben rauben sollte. Sie bringen sich muthwilliger weise um ihre guten Tage, und stossen ein Glük von sich, das allein fähig ist uns glüklich und unser Leben angenehm zu machen, nemlich die Zufriedenheit. Es sind mehrentheils Kleinigkeiten, worüber sie miteinander verfallen, und die so beschaffen sind, daß man kaum vermuthen sollte, daß ein vernünftiges Geschöpfe fähig wäre, an dieselben zu gedenken, zu geschweigen sich darüber zu betrüben. Wie oft zertrennet nicht ein eiteler Rangstreit das schönste Freundschaftsband, und mus man nicht sehen, daß diese Sache zu den grösten Erbitterungen und Feindschaften Anlas giebet. Wie wenig weis der Baurenstand von dieser Thorheit? Der Bauer verrichtet seine Arbeit; bei müssigen Stunden kommt er mit seinen Nachbaren und Bekannten zusammen. Man versammlet sich unter dem Schatten einer alten Eiche, man trinket in Fröhlichkeit; man spricht von dem Akerbau; man freuet sich über den Segen seiner Arbeit, und beschliesset mit dem grössesten Vergnügen den Tag, ohne sich um Kleinigkeiten zu bekümmern, die die menschlichen Gemüther so sehr zerstreuen können. Gesezt, daß Spiel und Trunk zuweilen unter ihnen Zänkereien erregen; so wird man doch selten gewahr werden, daß selbige zu einer unversöhnlichen Feindschaft Anlas geben; man wird vielmehr finden, daß sie kaum so schnell ausbrechen können, als man schon Mittel hat, selbige zu endigen. Man versöhnet sich wiederum, und vergisset alles, was vorgefallen ist.

Ich will deswegen den Baurenstand nicht von allen Fehlern frei sprechen. Ist auch wohl ein Stand, der sich allein vollkommen nennen könnte? Die Neigung zum Bösen hat in dem menschlichen Herzen ihren Grund, und wenn sie ausbrechen soll, so kommt es nur darauf an, daß ein äuserlicher Gegenstand sie darzu reize. Man verseze den Bauren an die Stelle anderer Menschen. Man lege ihm so viel Reizungen, so viele verführerische Dinge vor, so wird man finden, daß die Erfahrung meinen Saz bekräftigen kan. Der Mangel vieler Dinge ist blos der Grund von den Tugenden und des Guten, so man bei ihm antrift, und eben derselbe ist auch die Quelle verschiedener Laster und Unarten, in die er öfters verfällt. Er ist also nur in gewiser Absicht von einigen bösen Leidenschaften befreiet, die man unter dem grossen Hauffen anderer Menschen gewöhnlicher Weise antrift, und dieses ist es eben, was seinen Stand für andern Ständen einiger massen vorzüglich machet. Man wird indessen das Recht ihm wiederfahren lassen, daß er am besten ein zufriedenes Leben führen kan, wenn er nur sein Glük erkennen will.

Vielleicht wird man ihn bedauren, daß er vermöge seines Standes kein Recht zu den Wissenschaften und der Gelehrsamkeit habe, daß ihm die Einsicht hoher Dinge verborgen bleibe, und daß er gleichsam

sam davon ausgeschlossen sey. Es ist wahr, sein Wissen erstreket sich nicht weiter, als auf die Dinge, die man ihm in seiner Jugend beigebracht hat. Allein ist er deswegen zu bedauren? gewis nicht. Keine eitele Ruhmbegierde quälet sein Gemüth; kein unnüzes Grübeln in Religionssachen verwirret seinen Verstand. Man findet, daß er die Lehren des Christenthums, so wie sie ihm sein Lehrer in der Jugend beigebracht, obwol in einem einfältigen, doch aufrichtigen Herzen, bewahret, und eine beständige Hochachtung, die sich durch keinen unnüzen Zweifel irre machen lässet, gegen die Pflichten, so ihm seine Religion vorgeschrieben, heget. Und wer kan sagen: er wäre bei diesem Verhalten in Glaubenssachen zu bedauren? Man lasse ihn dabei übrigens so, wie Balzac. schreibet, denken:

Le meilleur est toujours de suivre
Le prône de notre curé,
Toutes ces doctrines nouvelles
Ne plaisent qu'aux folles cervelles;
Pour moi, comme une humble brebis,
Je vais où mon Pasteur me range:
Il n'est permis d'aimer le change
Que des femmes & des habits.

Gesezt, daß der Reiz der Wissenschaften ihn nicht rühret, hat er denn nicht wieder andere Arten von Vergnügen, nach welchen der Gelehrte vergeblich seufzet?

Entret. 37.

Herr Gotsched hat dis folgender Gestalt übersezet:

Es ist am besten, dem zu glauben,
Was unser Pfarrer Sontags sagt:
Denn alle diese neue Lehren
Pflegt nur ein toller Kopf zu ehren.
So wie ein Schaf dem Hirten glaubt,
So folg ich meinem auch mit Freuden.
Der Wechsel ist sonst nicht erlaubt,
Als nur im Lieben und im Kleiden.

Eisenhart.

Die wahre Hoheit.

Ite nunc fortes ubi celsa magni
Duxit exempli via.

Claud.

Die wahre Hoheit findet sich nur allein bei den Weisen und bei den Helden: Sie ist eine Tugend; die sich über die gemeine Begriffe des Pöbels erhebet, und alles verabscheuet, was niederträchtig und lasterhaft ist.

Die Religion hat nichts, als Hoheit: sie zeiget, wie man sich mit seinem Herzen bis zu GOtt empor schwingen, die Eitelkeiten dieser Welt grosmüthig verachten, sich von allen Sachen, welche die Natur einer unsterblichen Seele beflecken, enthalten, und dagegen sich immer in einer hohen und würksamen Tugend üben soll.

Die weise Heiden hatten ohngefehr davon gleiche Begriffe. Die Aufrichtigkeit, die Grosmuth, die Freundschaft und die Liebe des Vaterlandes, waren bei ihnen solche Tugenden, welche aus der wahren Hoheit des Geistes herflosen. Wie solches die Lehren des Socrates, Plato, Aristoteles, Cicero, Plinius, Seneca und andere mehr, deutlich beweisen. Die Abbildung groser Leute, welche man bei dem Xenophon, Plutarch, Livius, Tacitus, Quintilian, Curtius, Sallust und andern alten Geschichtschreibern findet, haben etwas, das uns rühret, und die Tugenden der Heiden bewundern macht. Wir können nicht unsre Hochachtung einem Aristide, einem Phocion, einem Scipion, einem Cato, einem August, einem Antonin, einem Trajan, einem Titus und dergleichen versagen.

Eini

Einige Stellen, die ich bei dem Plinius finde, haben mich ganz besonders gerühret: Sie fassen alles in sich, was man von der wahren Hoheit des Geistes sagen kan.

Du bist Kaiser, sagte er zu dem Trajan, du kanst alles; aber eben dieses ist die Ursache, daß dir desto weniger zu thun erlaubt ist. Wie es eine Glükseligkeit ist, wenn man alles thun kan, was man will; so ist es im Gegentheil eine wahre Hoheit des Geistes, nichts zu thun, als was man thun soll. Weil du nicht höher mehr steigen kanst, als du gestiegen bist, so ist dir kein Mittel mehr übrig, um weiter zu kommen, als daß du dich von dir selber herunter lässest; du bist sicher, daß du dabei nichts von deiner Hoheit verlieren kanst.

Ferner: Nichts ist grösser und deiner würdiger, als daß du die entfernteste Länder durch deine Güte und durch deine Grosmuth hast zu vereinigen gewust. Du hast die Wiederwärtigkeiten des Glükes zu einem vortheilhaften Ausgang zu wenden gewust. Du hast alles angewand, um dem römischen Volk denjenigen Ueberfluss zuwegen zu bringen, welcher ihm nicht sowohl den Stand der Menschen, als der Bürger empfinden machte. Dieser Ueberfluss ist dein eignes Gut, du nährest nicht die Kinder der Bürger mit Blut und Raub, wie die wilden Thiere ihre Jungen.

Ferner: Deine Macht ist so eilfertig denen Nothleidenden zu helfen, daß es genug ist, wann du weist, daß einer von deinen Bürgern elend ist, um ihn glüklich zu machen, oder wenigstens seinen Zustand zu verbessern, u. s. w.

Unter den Christlichen Völkern haben die Spanier einen sehr hohen Geist, weil er aber nicht selten mit einem gleich grossen Hochmuth gepaaret ist, so kommt es, daß ein Spanier eben so leicht grausam, als grosmüthig zu seyn pfleget.

Gracian in seinem Homme universel redet von der Hoheit des Geistes folgender Gestalt:

Die Hoheit des Geistes sezet ein gewises erhabnes Wesen zum Grund, welches dem gemeinen Mann unbekannt ist. Sie begnüget sich nicht, Gutes einem Freund zu erweisen, sondern sie hat sogar eine Freude, auch ihren Feinden dergleichen zu thun. Diese Tugend, welche sich auf das Christenthum gründete, empfängt ihren vornehmsten Glanz von der Beleidigung. Sie richtet darauf ihre starre Blike, um aus der leichtesten Raache ein bewundernswürdiges Werk der Grosmuth zu machen. Sie verabscheuet, als eine Feindin von aller Pralerei, ein gewises aufgeblasenes Wesen, dessen man sich in glüklichen Begebenheiten, so leicht zu bedienen pflegt.

Der Fürst selbst fürchtet nicht seinem Rang etwas dadurch zu vergeben, wann er sich bürgerlich herunter lässet. Er fürchtet nicht, aus seiner Majestät heraus zu treten, wann er sich als ein Mensch zeiget, weil der Mensch grösser in ihm ist, als der Monarch. Er kan ohne Gefahr die Sitten einer Privatperson annehmen, und sich stellen, als ob er vergessen hätte, daß er der Herr sey. Es ist gefährlicher für die Grosen, wenn sie zu hoch, als wann sie zu bürgerlich sind. Die Niederträchtigkeit ist das verhasseste Laster, dessen sich die wahre Hoheit schämet. Alle Art von Kleinmüthigkeit, Neid, Verrätherei, und was sonst eine kleine Seele zeiget, ist derselben dermasen entgegen, daß sie ihren Abscheu dargegen nicht verbergen kan. Ohne diese Geistes Hoheit ist

man nicht würklich gros: mit derselben aber ist man gros, man mag auch so gering seyn, als man will.

Die Franzosen haben stets grose Gedanken und grose Leute gehabt. Einer ihrer berühmtesten Schriftsteller, und zugleich einer der berühmtesten Sittenmahler, ich meyne den Labruyere, macht von der Hoheit des Geistes folgende Beschreibung: Die wahre Hoheit des Geistes, sagt er, ist frei, angenehm, leutselig, bürgerlich: je genauer man sie erkennet, desto mehr wird man sie bewundern; sie beuget sich gegen diejenige, die geringer sind, und kommt allezeit wieder in ihr gerades Wesen: Zuweilen gibt sie alles hin, und scheinet gar nicht dasjenige zu seyn, was sie ist. Sie ist aber dabei immer im Stand, sich wieder zu zeigen, und sich geltend zu machen. Ihr Wesen ist edel und leicht: Sie macht sich Ehren, und flösset uns ein Vertrauen ein: Sie macht die Fürsten gros, ohne daß sie uns empfinden läst, daß wir klein sind. Eine falsche Hoheit im Gegentheil, hat etwas wildes, das sich nicht beikommen läst; weil sie ihre Schwäche fühlet, so verbirgt sie sich, oder zeigt sich wenigstens nicht mit einer ofnen freien Stirn: Sie lässet sich nicht sehen, als nur so viel es nöthig ist, dasjenige zu scheinen, was sie nicht ist, und dasjenige zu verbergen, was sie ist, nemlich eine wahrhafte Kleinigkeit.

Unter den Italiänern hat Tasso die Hoheit des Geistes mit diesen wenigen Worten schön ausgedrükt:

L' alte non temo, e l'humili non sdegno.

Nichts ist so hoch, um mich in Furcht zu sezen,
Und nichts so klein, um es gering zu schäzen.

Unsre meiste Grosen zeigen ihre Hoheit in einem ungemessnen Pracht; die wahre Hoheit aber ist ihnen wenig bekannt. Wann sie sich mit einem steiffen Kopfe, mit aufgeworfnen Lefzen und mit grossen Augen, in einem glänzenden Aufzug und einem Gefolg von viel gepuzten Leuten zeigen, und öfters wie im Triumph auf einem goldenen mit 6. Pferden bespannten Wagen zur Schau herum führen lassen, so meynen sie, und bilden sich ein, sie wären würklich so hohe Menschen, als ihre Titel lauten; allein wenn ihr Geist nichts Hohes hat, wenn ihre Gedanken niederträchtig und ihre Neigungen pöbelhaft sich auslassen; so sind sie nichts anders als prächtig gekleidete Commödianten auf dem Schauplaz dieser Welt.

Die falsche Hoheit hat heut zu Tage fast alle Menschen eingenommen; sie wütet als eine anstekende Seuche, nicht allein an den Höfen, sondern auch in den bürgerlichen Staaten. Man sehe nur, wie die Leute, die darinnen in Aemtern sizen, sich brüsten und aufblähen; wie gebieterisch und grosherrisch sie sich gebärden; wie sie sich verehren und tituliren lassen: da gibt es lauter Herrschaften, lauter Gnaden, lauter Excellenzen und dergleichen. Weis man doch nicht mehr, wie man einen würklichen grossen Mann, der Vorzüge und Verdienste hat, vor andern ehren und unterscheiden soll.

Die sonst natürliche Holländer haben endlich auch den närrischen Wind in Kopf bekommen. Ihre Rathsherren puzen sich wie die Französische Marquisen, und wollen keine Bürger mehr, sondern grosse Herren und Standspersonen seyn; vor ihren Abgeordneten mus ein ganzes Heer ausrüken, und sie gar mit vier Wirbeln verehren. Es ist eine solche kindische Hoheit unter Haer Exelentien, daß es schier nicht anders läst, als wenn die Meistersänger eine Heldengeschichte vorstellen.

So

So gar die ehrbare und bescheidene Schweizer, die bisher noch das einzige Volk waren, welche die albere Titelsucht nicht bei sich haben einreissen lassen, fangen nun auch an, ihre Rathsherren und Bürgermeister, wenn sie auch gleich von dem niederträchtigen Pöbel herstammen, hochwolgebohrne Excellenzen und gnädige Herren zu betiteln. Wie werden endlich diese kleine fanatische Hoheiten wieder zu ihrer natürlichen Vernunft und Bescheidenheit herunter kommen?

Sehet, so vergessen die Republiken das edle bürgerliche und einfältiggesellige Wesen, welches die Frucht einer glükseligen Freiheit ist, ohne welche keine wahre Hoheit statt finden kan: Sie lassen die falsche Hoheit bei sich überhand nehmen, und erwegen nicht, daß diese jederzeit den Umsturz aller freien Staaten nach sich gezogen hat.

An den Höfen hat der Wohlstand die schändlichste Unterthänigkeiten und niederträchtigste Schmeicheleien getadelt. Wahrheit, Aufrichtigkeit und Unschuld sind allda Kennzeichen eines blöden Verstandes. Wir verkauffen um ein wenig Titel und Rang das edelste Gut unsers Lebens, nemlich die Freiheit. Wir suchen in der Sclaverei unsre Ehre, und helfen aus einem närrischen Hochmuth dem ganzen menschlichen Geschlecht die Fessel mit anlegen.

Unter allen Völkern scheinen mir die Engelländer noch die vernünftigsten zu seyn: Sie verehren die wahre Hoheit und eifern für ihre Freiheit. Sie lachen, wann sich der Adel mit seinen Ahnen, und der Staatsmann mit seinen Titeln viel heraus nehmen will. Sie sehen auf wahre Verdienste, und auf alles, was die Republic kan glüklich machen. Sie halten die unumschränkte Macht eines Königs, der keinen Gesezen unterworffen ist, für eine wahre Tyrannei, und für eine Verlezung der Menschlichkeit. Man findet in ihren Schriften die gründlichste Urkunde des Rechts der Natur. Sie haben einen König, der alle Macht hat, die Wohlfahrt seines Volks zu befördern: keine aber derselben nachtheilig zu seyn. Das Volk stehet unter seinem Schuz, aber nicht unter seiner Gewalt: Er selbst stehet unter den Gesezen, und wenn er darwieder handelt, so wird er zur Rechenschaft gezogen. Seine Richter sind die Stimmen des Volks, welches durch einen beständigen Auszug vernünftiger Männer sich unter dem Namen eines Parlaments versammlet, und die Rechte und Angelegenheiten des Reichs, ja gar die Besoldung des Königs und die Erhaltung seines Hauses besorget. Einen solchen König kan die Natur leiden, und ein freies Volk lieben. Er schikt sich zum Haupt eines vortreflichen Staats, wo man die Tyrannen verabscheuet, und die Rechte des menschlichen Geschlechts für heilig hält. Hier vereiniget sich Hoheit, Macht und Ehre in einem König, der ein Richter, ein Beschüzer und ein Vater seines Volkes ist.

Weisheit, Grosmuth und Menschenliebe machen also den wahren Character der Hoheit aus. Ihr Wesen ist so weit entfernet von der Niederträchtigkeit, als von einem närrischen Stolz: sie ist eben so wenig verzagt und kleinmüthig, als unbarmherzig und grausam.

Keine Hoheit ist lächerlicher, als diejenige, die sich allein auf eine hohe Geburt beziehet. Ein Mensch, der mit einem langen Register stolzer Ahnen pranget, deren Erhebung nicht selten das Verderben anderer Menschen verursachet hat, und der selbst weiter keine rühmliche Eigenschaften besizet, als daß er von durchleuchtigem Geblüt herstammet; ein solcher Mensch hält sich für gros und andre für klein, gleich als ob wir nicht alle einerlei Ursprung hätten, und von gleichem Stoff wären.

- - - Cœlesti summus omnes semine nati
Omnibus ille idem pater est.
Luert.

Er will, daß man seiner zufälligen Geburt halben ihm alle Thorheiten und Ausschweifungen zu gut halten, und sich wohl gar, wenn es ihm einfällt, von ihm berauben und plündern lassen soll. Er sagt, er müste Standsmäsig leben: So viel Bediente, so viel Pferde und eine solche Tafel halten, wobei ein Duzend müsige Leute aus Ueberfluss sich krank essen können; Mittlerweile daß etliche hundert, welche arbeiten, deswegen darben müssen. Man mus ihm Geld geben, ihm dienen, und sich wohl gar, wenn er mit andern Händel anfängt, ihm zu Gefallen sich tod schiesen lassen.

Sehet hier den wunderbaren Wahn der falschen Hoheit. Sehet hier ein ganzes Land im Verderben, weil es der unbeschränkten Macht eines Fürstens unterworffen ist. Kommt man an seinen Hof, so wird man schier die Höflinge mit nichts beschäftiget sehen, als diejenige Güter, die man dem Volk gewaltsam auspresset, mit schwelgender Wollust heillos durchzubringen.

Dem Fürsten macht es der Adel nach; er borgt, so lang man ihm leihet; soll er zahlen, so entschuldiget er sich, daß er Standesmäsig leben müste. Der Cavalier fährt mit Kutschen und Pferde, und seine Glaubiger gehen zu Fus durch den Koth. Der Cavalier mus jährlich so viel neue Kleider haben, und seine Glaubiger haben mit einem etliche Jahr genug, und lassen es ein paar mal wenden, ehe sie es ablegen. Der Cavalier tractirt prächtig, seine Tafel ist mit den lekersten Speisen und besten Weinen besezt; seine Glaubiger behelfen sich mit einem Stük Rindfleisch und einem schlechten Frankenwein. Sind diese Leute nicht Narren, daß sie sich nicht auch zu Edelleuten machen lassen, so könnten sie ihr Gut ja selbsten verthun, und im Fall der Noth sich gleicher Vorzüge bedienen, um so wohl ihr als andrer Leute Geld grosmüthig durchzubringen.

Es kommt in der Welt alles darauf an, daß man sich erkühnet, eine gewise Hoheit vorzuspiegeln, und dadurch die Sinnen der Menschen zu fesseln, daß sie einen für vornehm und vortreflich halten. Wer so viel über andre Leute gewinnen kan, der darf unverschämt sich alles über andre Menschen heraus nehmen. Er kan borgen, tractiren, Figur machen, und mit seinen Ehrentiteln prangen; ja gar andere Leute, wann er will, betrügen und hinter das Licht führen.

Que maudit soit le jour ou cette vanité
Vint ici de nos jours troubler la pureté
Dans le tems bien heureux du monde en son enfance
Chacun mettoit sa gloire dans sa seule innocence
Chacun vivoit content & sous d'egales loix,
Le merite y faisoit le merite des Rois.

Mais enfin par le tems le merite avili,
Vit l' honneur en roture & le vice annobli,
Et l' orgueil d' un faux titre appuyant sa foiblesse
Maitrisa les humains sous le nom de noblesse.
Boileau Sat. V.

Warum man gröſſer ist nach dem Essen, als vor dem Essen.

Wenn man gegessen hat, werden die holen und löcherigen Theile des Leibes allmählig von dem Saft der ein

eingenommenen Nahrung erfüllet. Der Bau des lebendigen Cörpers ist dazu eingerichtet und tüchtig gemacht, daß die Feuchtigkeiten sich allenthalben vertheilen, und ausbreiten können, wo sie zur Beförderung der Bewegungen und Erhaltung auch Wachsthum derer Theile nöthig sind. Und die Feuchtigkeiten sind auch von der Art, daß sie sowohl wegen ihrer Schwere sich unterwärts ziehen nach den Löchlein, wo sie hinein können; als daß sie zu den Seiten und oberwärts dringen, die lukeren Cörper anzufüllen. Wie man z. E. siehet, daß das Wasser von unten auch über sich steiget in einem Holze, das mit einem Ende im Wasser stehet, oder in einem Haufen Sande, Salz, Erde ꝛc. so in einen Topf geleget wird, dessen Boden durchlöchert wird, und unten im Wasser stehet. Nun ist bekannt, wenn ein Cörper mit Feuchtigkeit angefüllet wird, daß er davon ausgedehnet wird, wie die Thüren, so truken gut auf- und zugehen, wenn sie von Feuchtigkeit gequollen, nicht ohne Mühe, oder gar nicht auf- und zuzumachen sind. Was ist es also Wunder, wenn durch den Nahrungssaft, der sich in dem menschlichen Cörper ausbreitet, derselbe auch ausgedehnet wird, und solche Ausdehnung um so viel merklicher wird, je leerer vorhin die holen und lukeren Theile davon wegen mancherlei Ursachen geworden sind? Es gehören aber zu den holen Theilen des menschlichen Leibes nicht nur die Nerven und Flächsen mit ihren Zäserlein, ingleichem die Mäuselein, welche aus einem Gewebe vielerlei unzähligen fleischernen Röhrchen bestehen, und zur Bewegung auch Richtung der Knochen dienen; sondern auch die Knochen selbst sind hole Röhren, und bestehen aus lukeren schwammigten Theilen, die auch um deswillen einer Ausdehnung, eines Wachsthums und Heilens fähig sind. Ueber das findet sich auch eine Feuchtigkeit zwischen den Knörpeln der Gelenke, dadurch diese schlüpferig und zur Bewegung geschikter gemacht werden. Wenn nun durch diese Feuchtigkeit entweder die Knörpel selbst ausgedehnet werden, wie vermuthlich, oder doch je mehr deren vorhanden sind, desto weniger können aneinander gedrüket werden: so ist ja wohl offenbar genug, woher nach dem Essen die Statur des Menschen um eine oder 2. Linien verlängert werden könne und pflege.

Warum man des Nachts gröser werde.

Hieraus läſſet sich nun ohnschwer einsehen, wie auch die Nacht über die Verlängerung des Cörpers um einen guten halben Zoll geschehen könne. Wenn der Mensch lieget, dehnen ihn die Knörpel der Gelenke auf 2. Zolle aus, wie vorhin gezeiget ist. Indem auf solche Art die ganze Nacht über die Knörpel ausgedehnet bleiben, vermöge der Verdauung aber immer mehr und mehr Nahrungssaft bereitet, und in die offenen Behältnisse dem Gleichgewicht der bewegenden und widerstehenden Kraft gemäs vertheilet wird: kan der Nahrungssaft auch die Knochen, deren Knörpel und Muskeln so viel mehr anfüllen, durch die Anfüllung ausdehnen, durch die Ausdehnung aber die Statur gröſſer, oder den Cörper länger machen. Man siehet zugleich hieraus, daß, je gesunder der Cörper, je beſſere Nahrung er zu sich genommen, ie ungehinderter die Verdauung währenden Schlafes geschehen, und ie weniger er in der Zeit durch Schweis und andere Ausdünstung wieder verlohren: desto mehr die Zunahme der Statur betragen müsse, und daher der angegebene halbe Zoll etwas weniges sey in Ansehung deſſen, was aus beregten Ursachen geschehen kan, und bei vielen würklich geschiehet. Zwar mögte dieser Unterscheid, auch bei denen, die ihr Wachsen schon gethan haben, noch was merkliches betragen, wenn man es genau suchen wollte; ins besondere aber würde er bei denen, die im Wachsthum stehen, merklich fallen: indem sie nicht

allein

allein um so viel des Nachts und nach dem Essen länger werden müssen, als sie des Tages und vor dem Essen wieder kleiner oder kürzer werden; sondern auch über das sich auch der Anwachs bei ihnen finden mus, der dauerhaft ist, oder dadurch sie nach und nach in die Höhe schüssen.

Warum die Statur des Tages wieder kleiner werde?

In Erwägung des angeführten brauchet es nun keiner besondern Ausführung, woher es komme, daß die Erwachsenen des Tages wieder ohngefehr so viel abnehmen, als sie des Nachts zugenommen haben. Ein jeder siehet wohl, daß durch die allmählige Ausdünstung, die Bewegung und Arbeit, so den Tag über vorgenommen wird, dem Cörper der Zugang wieder entgehet, den er die Nacht über erhalten. Ja die Ausdünstung allein, welche durch die innere Wärme vollbracht wird, es mag einer schlafen oder wachen, arbeiten oder müsig gehen, ist genug so viel wieder heraus zu jagen, als von der Nahrung in dem Cörper geblieben. Wie man denn vorlängst wargenommen hat, daß unserm Cörper weit mehr abgehet durch die unmerkliche Ausduftung, als durch die merklichen Auswürfe und Abführungen, wie wir in unserm curiosen Dollmetscher pag. 694. ausführlich davon gehandelt; und auch in dem 2ten Theil dieser Sammlung ein Auszug aus des Sanctorii Schriften bereits mitgetheilt haben. Wenn nun dadurch so viel wieder mit weggehet, als durch das Essen und im Schlafen auch in die Knochen und ihre Gelenke gekommen, wie wäre es möglich, daß sie sollten so ausgedehnet bleiben, oder daß die Vergrösserung der Statur nicht wieder wegfallen sollte? So ja zuweilen der Abgang nicht völlig gleich ist dem vorhergehenden Zugange, so ist er doch entweder so viel weniger, oder so viel mehr, daß solches nicht merklich ist. Bei der Jugend hergegen beträgt die Zunahme immer mehr, als die Abnahme, und sezet sich daher immer nach und nach etwas in und an die Knochen an, dadurch sie so lange grösser werden, bis sie ihr völliges Maas erreichet, oder bis sie eines fernern Wachsthums unfähig werden.

Tractat von den Ranunkeln, in denen man, ausser dem, was diese Blumen besonders betrift, physicalische Anmerkungen und nüzliche Erinnerungen wegen der Gärtnerei und des Feldbaues findet.

Die Ranunkeln sind erst um die Zeiten Mohammed IV. berühmt worden. Sein Grosvezier, Cara Mustapha, den sein Hass gegen die Christen, und besonders die Belagerung von Wien 1683. bekannt gemacht, suchte ihm eine gemäsigtere Beschäftigung, als die Jagd, die seine Hauptneigung war, zu verschaffen. Er brachte ihn deswegen auf die Blumen, und wie er merkte, daß der Sultan die Ranunkeln den andern Blumen vorzog, schrieb er an alle Bashas des ganzen Reichs, ihm die Saamen und Wurzeln der schönsten zu schiken. Die von Candien, Cypern, Aleppo, Rhodis und Damas erfüllten dieses Verlangen am besten. Diese schönen Blumen waren eine Zeitlang im Serail so eingeschlossen, als die unglüklichen Opfer der Wollust des Sultans. Durch Geld wurden sie endlich aus dem Gefängnis befreiet. Marseille erhielt sie zuerst, und man hat ihre Ausbreitung besonders dem Herrn Malaval daselbst zu danken.

Man darf diese Erzehlung nicht so auslegen, als wären zuvor die Ranunkeln ganz unbekannt gewesen. Man findet ihre Abzeichnung und Beschreibung bei den ältesten Kräuterkennern, bei dem

Bau-

Bauhin, beim Clusius, Tabernämontan, Lobel ꝛc. Die europäischen Fürsten haben sie schon mit aus Syrien unter den schlechtesten Siegeszeichen ihrer unglüklichen Creuzzüge mitgebracht: Aber die vormaligen schönsten, z. E. die Pivoine, sind jezo die schlechtesten; Daher haben verschiedene, so vor Zeiten von den Blumen geschrieben, wenig oder gar nichts von den Ranunkeln gesagt, weil sie solche nicht besonders schön gefunden.

Der lateinische Name, Ranunculus, kömmt von Rana her, weil viele wilde Ranunkeln an sumpfigten Oertern wachsen, wo sich Frösche häufig aufhalten. Der Verfasser erklärt sich darauf, daß er von den Ranunkeln nicht in der Weitläuftigkeit handeln wollte, in welcher Tournefort mit andern Botanicis dieses Wort nimmt. Er bleibt nur bei der Art stehen, die man ordentlich unter diesem Namen kennt, und betrachtet sie, nachdem sie einfach, halb gefüllt, oder völlig gefüllt ist.

Die einfache haben nur 5. oder 6. Blätter, die halbgefüllten etwas mehr, aber nicht so viel, als die völlig gefüllten. Man zieht die Saamen der halbgefüllten, weil sie angenehme Veränderungen hervorzubringen pflegen, den Saamen der einfachen vor.

Der Verfasser handelt zu erst von den einfachen, und betrachtet ihre Wurzeln, Blätter, rosenförmige Blumen und Saamen.

Man nennet die Wurzeln der Ranunkeln ordentlich Tazen (Petala) oder Klauen; (Stamina) aber ein critischer Blumenkenner mus ihnen nur den Namen beilegen, und den ersten den Anemonen überlassen. Die Aehnlichkeit, von der sie hergenommen sind, erfodert dieses. Der Herr Verfasser stellt die verschiedenen Gestalten dieser Wurzeln aus einer Kupferplatte vor. Die Blätter verändern zwar ihre Gestalt. Man hat Ranunkeln mit Coriander- und andern Blättern, aber so sehr sich dieselben in ihren Gestalten unterscheiden, so behalten doch alle Ranunkeln gewise gemeine Merkmale, daran auch mittelmäsige Körner sie unterscheide.

Zur gehörigen Zeit dringt eine kleine Knospe mit ihrer Spize durch das Gebüsche der Blätter. Dieses ist die Blume. Der Stengel, so sie trägt, verlängert sich unmerklich, und erreicht nicht allemal einerlei Höhe. Er ist mit einem zarten wollichten Wesen, bei einem mehr als bei dem andern, überzogen, so entweder dient, den zarten Stengel vor der Witterung zu beschüzen, oder eine Menge von Röhrchen ausmacht, wodurch die Pflanze Thau und Regen in sich saugt. (Hist. l' Ac. des 1688. Sc. T. I. p. 60.) Die Stengel sind bisweilen blos, manchmal auch mit kleinen Blättern, manchmal mit einem einzigen umgeben, daß die Helfte des Stengels umschlingt, manchmal mit zweien entgegengesezten, die sich vereinigen, ihn ganz zu umringen. Wo sie am Stengel sizen, wachsen neue Knospen heraus, die aber dem vornehmsten nie an Schönheit noch Gröse gleichen.

Der Kelch hat ordentlich fünf zugespizte Abtheilungen, wiewohl der Herr Verfasser auch 6. und 7. gefunden. Die Blumenblätter dienen unstreitig, das Säulchen, so lange es noch zarte ist, einzuwikeln, denn wenn das leztere genugsames Wachsthum erhalten, krümmen sie sich nicht mehr, wie anfänglich, darüber zusammen, sondern breiten sich aus, und fallen ab. Die fünf oder sechs Blumenblätter der einfachen Ranunkel haben bei den verschiedenen Arten besondere Gröse, Farben und Gestalten. Wenn die Blume aufgeblüht ist, entdeken sich eine Menge Staubfäserchen, die sich um das Säulchen herum, ohngefehr auf eben die Höhe, erheben. Das Säulchen wird aus einem kleinen Puncte, etwa 6. Linien lang und 2. dike: es ist rund, wie eine Walze, hol, und endigt sich in eine Spi-

ze. Die Saamenkörnerchen hängen daran, und bedeken es rings herum. Sie haben keine besondere Ordnung, ob sie wohl überhaupt senkrecht in einer geraden Linie dichte aneinander stehen, von einer Grösse sind, und an den Orten, wo sie am Säulchen hängen, gegen über mit Spizen bewafnet sind, die das Säulchen über und über stachlicht machen. Sie haben keine Bedekung, die sie zusammen umkleidete. Jedes Saamenkörnchen ist flach, ohngefehr wie ein Stük Geld, und hat einen, bei nahe runden, Umkreis, im Mittel seiner Fläche aber eine kleine Erhebung, weil nemlich der eigentliche Saamen unter einer besondern Schale ligt, deren Ränder sich in einen fast runden Umkreis zusammen fügen, ob solcher wohl verschiedene Ungleichheiten, und besonders die vorerwehnte Spize hat.

Die halbgefüllte Ranunkel unterscheidet sich nur in der Menge der Blätter von der einfachen. Die gefüllte wird, so lange sie nicht blüht, mit jenen beiden leicht verwechselt, nachgehends aber ist sie von ihnen sehr leichte zu kennen, weil sie nicht so wenig Blätter, als die einfache, und kein Säulchen, wie die halbgefüllte hat. Ihre häufige Blätter fallen weder vom Alter noch von der Kälte ab, und füllen alles, selbst die Stelle des Säulchens, aus. Herr Plüche in seinem Schauplaze der Natur erzehlt, wenn eine gefüllte Ranunkel aus Mangel der Wartung u. d. gl. ausartete, und weniger Blätter bekäme, wikelte sich das Herz der Blume durch den Einflus der Wärme und Luft aus, und sie würde fruchtbar, welches aber der Herr Verfasser nie weder selbst erfahren, noch von andern gelernt.

Keine Blume übertrift die Ranunkel an Lebhaftigkeit der Farben, und alle weichen ihr an Menge der Arten. Unter den drei erzehlten Classen gibt der Verfasser der gefüllten den Vorzug. Nur die halbgefüllte könnte ihr solchen streitig machen; aber wenn man in dieser Absicht sich auf ihre Fruchtbarkeit berufen wollte, so müste sie doch der einfachen weichen, die noch beständiger fruchtbar ist. Der Verfasser widerspricht hierinn dem Herrn Pluche, der im Schauplaze der Natur den halbgefüllten der Rang geben wollen. Er ergreift diese Gelegenheit, ihn noch wegen eines andern Sazes zu widerlegen. Dieser Schriftsteller hat die indianischen Castanienbäume verachtet, und ihnen den Ulmenbaum vorgezogen. Aber unser Verfasser erklärt den Vorwurf für ungegründet, daß dieser Baum keine schöne Gänge gebe, daß er fast jährlich von einer Raupe seiner Blätter mitten im Sommer beraubt werde. Herr d'Ardene hat über 200. indianische Castanienbäume vor seinen Augen, die gar schöne Gänge machen. Er hat nie gesehen, daß einer von diesen Bäumen seine Blätter vor der gehörigen Jahrszeit verlohren, wohl aber, daß der ihnen vorgezogene Ulmenbaum durch häufige Insecten seines Lebens bei der schönsten Jahrszeit beraubt worden. Er beschreibt hierauf sehr lebhaft, wie der indianische Castanienbaum unter den ersten ist, die zu grünen anfangen, wie er mit der Schönheit, Menge und dem Ansehen seiner blühenden Pyramiden den angenehmsten Schmuk des Frühlings abgibt, wie eilfertig er wächst, um zu gefallen, und während des ganzen Sommers in seinem weit ausgebreiteten und dichten Schatten eine sichere Zuflucht vor der Hize des Sommers anbietet.

Zu diesen Vorzügen kömmt noch sein gerader Stand, seine gleiche Schaale, seine ordentliche Crone, womit er die Mühe wohl bezahlt, die ebenfalls wegen seiner abfallenden Früchte in den Gängen, die man rein halten will, erfordert wird, und die schon die Frucht allein zulänglich vergilt.

Wir kommen nun auf die Wartung dieser Blumen selbsten. Die erste Sorgfalt

falt mus auf das Erdreich gehn: Will man sie in die ordentliche Erde pflanzen, so mus man einen Ort erwählen, wo sie gut in die Augen fallen, und von andern Blumen abgesondert sind; weil sie allein besser fortkommen und schöner in die Augen fallen, besonders wenn ihre mannigfaltige Arten geschikt vermengt sind. Meistens aber zieht man die schönsten Arten in Blumenscherbeln, mit denen man sie leicht, nachdem es die Sonne und Witterung erfordern, stellen kan: doch ist gewis, daß sie im freien Erdreiche besser fortkommen: wofern ihr Plaz wohlgelegen ist, und sie vor den Beschädigungen der Witterungen nicht genommen werden. Die Luft hat über das, was in der Erde steht, nicht so viel Gewalt, da sie die Gefässe von allen Seiten umgibt, und durchdringt. Über dis dringen die Ausdünstungen, welche die Sonne erhebt, besonders aber der warme Dampf, den die unterirrdischen Feuer erregen, nicht in die Blumentöpfe, und kommen also den Pflanzen darinne nicht zu Nuzen, in der freien Erde verläuft sich die überflüssige Feuchtigkeit leichter, und die Nässe erhält sich länger, daher die Pflanze darinne weder von Ueberschwemmungen, noch von der Nachläsigkeit des Gärtners so viel zu befürchten. Man kan die Vortheile der freien Erde und der Blumentöpfe verbinden, und die Pflanzen erst in Scherbeln wachsen lassen, alsdenn mit den Scherbeln in die Erde graben.

Zu einem guten Erdreich erfordert der Verfasser, daß seine Theilchen nicht so steif und troken sind, wie bei der leichten Erde, wo der Sand zu häufig ist, aber auch nicht so genau zusammen hängen, so dichte und zähe sind, wie bei den thonichten und kreidichten. Sie mus aus weichen und lokern Theilchen bestehen, die sich leichte durcharbeiten lassen, damit auch die zarten Fasern der Wurzeln leicht in sie hinein dringen, und das Wasser sich lange genug darinne aufhält, den Pflanzen zur Nahrung zu dienen. Man nennt eine Erde mit diesen Eigenschaften terre meuble. Sie mus ferner fett, d. i. mit Salze, Schwefel und Öde versehen seyn, wovon man verschiedene Proben hat, die beste aber auf die Pflanzen, so sie hervorbringt, ankömmt. Auf die Farbe kömmt zwar so gar viel nicht an, doch zieht man die schwärzlichte vor. Die Marquise Chatelet gibt in ihrer Abhandlung vom Feuer den Grund an, weil sich schwarze Cörper leichter, als andere, erhizen lassen. Zu diesen allgemeinen Vorschriften müssen noch besondere Anmerkungen kommen, wenn man gewise Pflanzen, z. E. hier die Ranunkeln, haben will. Weil man dieselben im Herbste pflanzt, weil sie den Winter über dauren, und noch, ehe die gröste Sonnenhize angeht, vorbei sind; so verlangen sie eine leichte Erde, da die um diese Zeit noch schwache Sonnenwärme bald durchdringen kan; doch nöthigt bisweilen die Wärme eines Landes, oder die Gegend, in welche man die Ranunkeln gepflanzt hat, sie vor der zu schädlichen Sonnenhize mit dichterer Erde zu verwahren. Um sie noch leichter zu machen, vermengt man sie mit Erdreich von abgenuzten Mistbeeten, wo der Mist nichts mehr von seiner vorigen Gestalt behalten hat, man braucht auch dazu eine sehr leichte und lokere Erde, die sich in alten holen Bäumen, besonders Weiden, findet. Der Verfasser des Schauplazes der Natur hat dis in seinem zweiten Theile nicht wohl ausgedrukt, wenn er gesagt, die Ranunkeln verlangten etwas Erde und verfaultes Holz. Ein Liebhaber derselben, glaubte ihnen mit verfaulten Sägespänen einen grossen Dienst zu erweisen, aber alle seine Pflanzen vertrokneten, als ob sie verbrannt wären. Herr d'Ardene hat selbst oft bemerket, daß der Plaz, wo Sägespäne liegen geblieben, unfruchtbar geworden, bis man solche weggenommen. Die Vorsicht wegen der Asche braucht auch Erläuterungen. Man würde den Pflanzen mit Asche, welches aus Lauge gemacht worden, wenig nuzen, weil ihr die Lauge ihren besten

Theil, die Salze, genommen hat. Als ein Beispiel, wie viel die Salze zur Fruchtbarkeit beitragen, führet der Herr Verfasser eine noch von niemand sonst gegebene Erklärung an, wie der Nil Aegypten fruchtbar macht. Sie steht in der 1735. zu Paris in 4. heraus gekommenen Beschreibung von Aegypten, so durch den Herrn Abt le Macrier, aus den Nachrichten des Herrn de Maillet, alten Französischen Consuls zu Cairo gemacht worden. Derselbe berichtet, daß ihn alle Abyssinier, die er gesprochen, einstimmig versichert, bei dem erstaunlichen Regen, der zu gewissen Zeiten Aethiopien überschwemmt, und die weiten Ebenen, so dieses Königreich von Nubien unterscheiden, voller Moräste macht, wüchse in diesen Morästen so häufiger Schilf zu einer solchen Höhe, daß er die Wege, auch nachdem die Regen aufgehöret, und die Sonne alles wieder ausgetroknet, unbrauchbar machte. Man verbrennte also dieses Rohr, sich den Weg frei und zugleich die Felder fruchtbar zu machen. Hiedurch würden ganze Striche mit Asche bedekt, so bis zu dem nächst folgenden Regen liegen bliebe. Der Nil, der sie mit fortführte, könnte vermuthlich dadurch die Fruchtbarkeit in Aegypten verursachen.

Was der Verfasser aus eigener Erfahrung bei der Erde für die Ranunkeln beobachtet, besteht in folgenden: Am liebsten nimmt er die beste Gartenerde, oder läst neue, d. i. solche, die vermuthlich nie, oder doch lange Zeit nicht Pflanzen genähret hat, aufsuchen. Zu sechs Theilen derselben nimmt er zweene Theile Mist, der durch den langen Gebrauch in eine schwarze leichte und fette Erde zerfallen ist, daß er von seinem ersten Ansehen nichts kenntliches mehr übrig behält. Dadurch wird sie lokerer. Ihr Kraft zu geben, sezt er einen Theil zubereiteten Mist dazu. Die Zubereitung besteht darinne, daß man Pferde-Ochsen-Schwein- und Schafmist ohngefehr gleich viel von jedem, doch von dem leztern etwas weniger, als von den andern, vermengt, an einen Ort sezt, wo der Regen nicht darauf fallen und die Kraft wegschwemmen kan, es alsdenn nur so viel befeuchtet, als die Gährung zu erregen, erfordert wird und auf diese Art wenigstens ein Jahr wohl faulen läst. Dergleichen Mist hat alle dem Erdreiche nüzliche Säfte behalten, und ist nicht im Stande, es zu verbrennen. Kan man Lauge haben, so ist es sehr gut, sie statt schlechten Wassers zum Begiessen zu brauchen, weil sie die in sich genommene Salze in der Erde läst. Sammelt man Regenwasser zum Begiessen, so verschaffet man dadurch der Erde allen Vortheil, so sie vom Regenwasser haben kan, ohne sie der Ueberschwemmung des Regens auszusezen. Man hat also so wenig dieserwegen nöthig, die Ranunkeln in der freien Luft zu lassen, als wegen des Salpeters, so sich in der Luft aufhält. Wenn auch derselbe den Pflanzen so vortheilhaft ist, so findet man ja mehr in alten Gebäuden und verschlossenen Orten, wo die Luft eingesperrt ist, als wo sie frei durchstreichen kan. Menschenmist und Taubenmist sind den Ranunkeln und Anemonen schädlich. Zu alle dem erwehnten sezt der Verfasser noch zwei Theile Unreinigkeit aus einer Pfüze, wo die Blätter, die von den Bäumen da herum hinein fallen, der Unrath aus den Beeten und dem Küchengarten, nebst dem, was die Regen hinein schwemmen, einen Bodensaz oder Leim fallen lassen, der schon allein eine gute Verbesserung abgeben würde. Man mus nur diese Materie ihr gehöriges Alter erreichen, überwintern, und in Staub zerfallen lassen.

Wenn diese vier Stüke bereits wohl beschaffen sind, vermengt man sie durch ein Sieb. Ist alles schon in gehörigem Stande gewesen, so kan man solches gleich thun, wenn man es brauchen will; ordentlich aber ist es besser, das Meng-

sel

sel einige Zeit beisammen liegen zu lassen, weil es sich genauer vereiniget.

Wenn die Erde zu mager ist, vermehrt der Herr Verfasser die Tüngung, ist sie zu dichte, so thut er Asche und Bohnenschaalen und Stengel dazu, oder andern Unrath aus den Beeten. Wir übergehen verschiedene andere Recepte von der Erde, die der Verfasser gibt, und erinnern nur noch, daß man den Ranunkeln nicht zu fette Erde geben mus, weil sie sonst zu stark in die Blätter treiben, und kleine oder wohl gar keine Blumen bringen. Der Mist, der nicht auf vorbeschriebene Art zubereitet worden, macht, wie die Erfahrung gelehret hat, daß die Wurzeln verfaulen.

Man pflanzt die Ranunkeln ordentlich im September, desto eher, je wärmer das Erdreich ist. Es ist besser, solches zu zeitig, als zu späte zu thun, damit eine frühzeitige Kälte ihnen weniger schade. In dem Winter 1740. der eher, als gewöhnlich, harte zu werden anfieng, sind die Ranunkeln, so erst nach der Mitte des Sept. gepflanzt worden, fast alle erfroren. Einige, als die Pivoine, Aurore, Moscovite, Chaffieoifé können auch bald nach angegangenen August gepflanzt werden. Geschieht solches ohngefehr um den zehnden August, und man wartet sie fleisig, so kan man sie gegen das Ende des Octobers, oder im November blühend haben, und weil alsdenn die Sonnenhitze ihre Kraft nicht so zerstreuet, dauert sie desto länger, die Wurzeln aber verderben, oder zertheilen sich in unnüze Fasern. Die erzehlten Arten kommen bei so frühzeitiger Pflanzung nicht allemal fort, und andere gar nicht. Später gepflanzt, verstoken die Ranunkeln in der schon vom Frost erstarrten Erde, oder verfaulen vom Regen. Nie ist es dem Verfasser gut abgelaufen, wenn er sie im Frühjahr gepflanzt; blos mit der Chaffieoifé ist es ihm noch gelungen. Den Einflus des Mondes verwirft er aus eigenen sorgfältig angestellten Erfahrungen und mit Beistimmung der gröstenGartenverständigen.

Damit das Wasser aus den Blumentöpfen ablaufen könne, thut man ein wenig Griessand auf den Boden, füllt sie alsdenn bis auf 3. Zoll vom Rande mit der guten Erde, die man mit der Hand etwas dichte macht, damit sie nachgehends nicht so berstet, worauf man, nach der Gröse des Gefässes, drei, vier oder fünf Ranunkelklauen, wenigstens 4. Zoll voneinander pflanzt, damit der Raum, den die Wurzeln mit allen ihren Zasern in der Erde einnehmen, für jede gros genug sey. Die Klauen müssen so gestekt werden, daß das Auge oben und die Zaken unten sind. Darauf bedekt man sie, indem man das Geschirr mit einer lokern Erde füllt, die fein genug ist, sich dergestalt um die Wurzeln herum zu legen, daß sie keinen leeren Raum läst, sonst treiben sie zwar an dem Orte, wo keine Erde ligt, Würzelchen heraus, weil aber ihre Fasern nichts finden, sich feste zu sezen, so verderben sie, und die Pflanze leidet darunter. Ist die Erde zu feuchte, und legt sich um die Wurzeln wie Dohn herum, wenn man sie etwas um dieselben zusammen drükt, so verhindert sie nachgehends die Würzelchen, durchzudringen, wenn sie harte geworden ist. Der Verfasser hat dieses zu verhindern, folgenden Kunstgrif von einem Gärtner gelernet: Man füllt die Gefässe bis dahin, wo man die Ranunkeln hinein pflanzen will, alsdenn macht man eine Schicht von wohlgekörntem klaren Sande, legt die Klauen darauf, und um jede so viel von eben dem Sande, als sie zu bedeken nöthig ist, und füllt darauf gewöhnlicher masen mit der bereiteten Erde zu. Auf diese Art durchdringt das Wasser alle Zwischenräumchen des Sandes, und kan doch durch denselben frei ablaufen, daß die Wurzeln nicht faulen. Die Würmer kommen auch an denselben nicht so leichte durch den Sand durch. Man mus sich

sehr hüten, die Wurzeln nicht verkehrt in die Erde zu steken, daß die Spize oben und das Herze unten kömmt. Sie stehen die Gewalt schwerlich aus, die dazu nöthig ist, daß sich das alsdenn unten herauswachsende Pflänzchen in die Höhe biegen mus. Die Wurzeln, ehe man sie pflanzt, in Wasser einzuweichen, findet der Verfasser nicht nöthig, und zu mühsam, wenn man es bei jeder Art von der andern abgesondert, verrichten soll. Es ist besser, sie gleich, nachdem man sie gepflanzt, stark zu begiessen, und alsdenn in eine Glascasse zu sezen, davon man 7. bis 8. Tage Thüren und Fenster offen läst, und die Zeit über die Feuchtigkeit mit leichten Benezungen unterhält. Das Wasser dringt auf diese Art gemäsigter in die Wurzelröhrchen, als wenn man sie hinein wirft.

Wir lassen eine weitläuftige gelehrte Ausschweifung weg, die der Verfasser von den Ursachen des Wachsthums der Pflanzen u. d. gl. macht, und erwehnen weiter, daß man sich nicht übereilen mus, die Erde durchzuwühlen, wenn die Ranunkeln sich nicht gleich zu dieser Zeit, da man sie gepflanzt hat, zum Vorschein kommen wollen. Bleiben sie aber noch zurüke, wenn andere, die mit ihnen zu gleicher Zeit gepflanzt worden, schon gros sind, so mus man allerdings nachsuchen, wo man sie völlig in gutem Stande findet, sie wieder zudeken; wo sie etwa einigermasen schadhaft sind, solches absondern, und sie vor der Fäulung, nach vorbeschriebener Art, mit Sande verwahren, wo sie aber völlig verdorben sind, heraus nehmen, und ihre Stelle aus der Pflanzschule mit andern füllen. Im Begiessen ist die gehörige Maase zu halten. Zu viel Trokenheit würde, wo die Sache nur nicht gar zu weit gienge, blos den Schaden thun, daß das Wachsthum der Ranunkeln etwas aufgehalten würde. Allzuviel Nässe aber schadet ungleich mehr, und sie so lange zu begiessen, bis das Wasser unten zu den Oefnungen des Scherbels wieder heraus läuft, verräth die Unwissenheit, daß das Wasser nicht für sich die Pflanzen nährt, sondern in so fern es Theile von der Erde in sie führt, die aber solchergestalt mit fort geschwemmt werden. Die rechte Art zu begiessen ist, daß man die Scherbel gleicht sezt, wo die Erde aufgeborsten ist, die Oefnungen ausfüllt, und alsdenn so viel Wasser nach und nach darauf giest, daß sie befeuchtet wird, ohne zu Kothe zu werden. Nur bei grosser Dürre kan man es so stark machen, daß es nur anfängt, unten durchzulaufen. Der Verfasser ergreift diese Gelegenheit, seine Collectaneen anzubringen. Die Brunnen, die zu weinen und zu lachen machen, die Seen, die nicht leiden, daß man etwas hinein wirft u. s. f. sind nicht vergessen. Das sicherste Merkmal eines guten Wassers ist, daß es den Thieren, so es trinken, wohl bekömmt. Der Verfasser lobt besonders den Schnee, und zieht ihn noch dem Regenwasser vor. Das Brunnenwasser ist das schlechteste unter allen. Es schadet den Pflanzen durch sein rohes Wesen, und durch die Kälte, wenn es nur frisch geschöpft worden; daher man es, wenn es ja mus gebraucht werden, eine Zeit lang in Fässern soll an der Sonne stehen lassen. Man thut wohl, beim Begiessen die Blätter zu benezen. Dieses vermindert die Ausdünstung, und bringt dadurch der Pflanze den Theil Saft zu Nuzen, der sonst fortgegangen wäre. Die beste Zeit, zu begiessen, ist des Abends, wo nach Hales Anmerkung (Veget. Stat. ch. 4. exp. 42.) die Pflanzen besonders die Nacht über, statt des Ausdünstens stark in sich saugen. Früh zu begiessen schadet ordentlich allen Pflanzen. Wenn das Wasser von der Sonne erhizt wird, erregt es in der Erde eine Hize, die sogleich in die Wurzel dringt, und die Pflanze völlig hinrichtet. Es ist gut, bei trüben Wetter zu begiessen, wo die Feuchtigkeit in der Luft die Fibern biegsam macht, und den Durchgang der Säfte erleichtert. Wenn aber die Nächte lang und die Mor-

gen

gen kühle werden, ist bei dem Abendsbegiessen zu beförchten, daß das Wasser die Pflanzen erkältete. Daher mus man solches des Morgens verrichten: und wenn man es des Abends thut, nicht gern die Blätter benezen. Sie werden dadurch erweicht, und für die Kälte der Nacht empfindlicher gemacht. Man thut wohl, die Erde immer ein wenig auf der Oberfläche aufzurühren, daß Wasser, Sonne und Luft besser hinein würken können.

Die Ranunkeln sind vor der Kälte in Acht zu nehmen. Der Verfasser stellt die Scherbel auf drei übereinander etwas erhöhete Bänke, die sich nach Art eines Amphitheaters herum biegen, mit einer Wand hinten verwahrt sind, und vorne mit Herunterlassung eines Teppichs können zugedekt werden. Er sezt auf solche hin und wieder die Nacht über Schälchen mit Wasser, und urtheilt aus der Beschaffenheit desselben den Morgen darauf, ob alles vor der Kälte recht verwahrt, oder solche vielleicht die Nacht über strenge geworden sey. Ein Thermometer kan auch gebraucht werden. Will man die Pflanzen im Winter im Gewächshause erhalten, so mus man sie nicht nur vor der Kälte, sondern vornemlich vor der Nässe verwahren, von der sie gleich zu schimmeln und faulen anfangen. Zeigen die Mauern Feuchtigkeit, die aus der Erde kömmt, kan man verhüten, wenn man das Gewächshaus nicht tiefer legt, als die Erde herum, den Boden mit Steinen ausfüllt, oder diehlen läst. Man mus, so oft es die Witterung zuläst, die Luft in das Gewächshaus lassen, oder die Pflanzen gar heraus schaffen. Die erfrornen Pflanzen können wieder zurechte gebracht werden, wenn man sie mit mittelmäsig kühlem Wasser besprengt, wie die gefrornen Früchte in dergleichen Wasser aufthauen. Der Verfasser hat auch mit Vortheil in dieser Absicht versucht, sie mit Schnee zu bedeken. Er ist darauf gefallen, weil man in den nördlichen Ländern erfrorne Gliedmasen mit Schnee reibt, und glaubt, dieses Mittel würde vielen seiner Landesleute in Böhmen haben nuzen können, wo es bekannt gewesen wäre. Die Ranunkeln werden von Läusen und Raupen beschädigt. Die ersten kan man häufig zu ihrer Vertilgung auf ein nasses Tuch, welches man ihnen nahe legt, versammlen. Aus Herrn Lesers Insectotheologie nach der französ. Übersezung führt der Verfasser noch andere Mittel an, und erwehnt dieses Buch hin und wieder. Eine graue Raupe benagt die Ranunkeln in der Erde. Man mus sie mit Bedachtsamkeit aufsuchen, weil sie sich sonst wegen der ähnlichen Farbe leicht in der Erde verliert. Das Verwelken der Blätter verräth ihre Verlezungen. Eine andere grüne macht sich besonders an die Blumenknospen. Sie frist ordentlich bei Nachte. Wo man die Knospen verlezt, oder einen weisen Schaum auf einigen Blättern findet, mus man sie darinnen suchen. Sie hält sich gern nahe am Stengel auf. Ihre Farbe macht, daß man sie oft nicht findet. Hat sie ihren Wohnplaz nicht im Scherbel selbst, so kan es helfen, daß man ihn auf einige Entfernung fortträgt. Auch die Ameisen hat der Verfasser, obwohl selten, unten an Ranunkelstöken arbeiten sehen. Die Wegschneke ohne Haut zerdrükt die Pflanzen mit ihrer Schwere, verderbt sie mit ihrem Schleime, und benaget sie. Man mus sie bei Nachte aufsuchen, weil sie sich bei Tage verbirgt. Bei regnichtem Wetter macht sie sich zeitiger aus ihren Löchern heraus, als sonst. Die Spinne schadet den Pflanzen, indem sie die Blätter zusammen webt. Der Verfasser will, man soll sie nur durch Zerstörung ihres Gewebes vertreiben. Ihr Verbrechen verdient keine härtere Strafe. Die Ranunkel hat noch einen Todfeind an einem elenden fast unsichtbaren Wurme, der so dünne, wie eine Nadel, und kaum etliche Linien lang ist. Er wird im Miste und in der Fäulnis gros. Sie häufen sich zusammen, die erhabenen Theile und die Wurzeln zu zerfressen, davon die

Blät-

Blätter gelb werden, und die Pflanze verdirbt. Man mus die Erde an den Pflanzen los weichen, die Würmer auf den Wurzeln aufsuchen, und mit was scharfen abstreichen. Man kan die Würmer, sie zu vertreiben, mit einer Vermischung von Asche und Seife, oder zartgepülverten Tabac bestreuen. Wenn man Tabac, Wermuth, weise Nieswurz ꝛc. abkocht, und in dieses Wasser entweder die Scherbel mit den Pflanzen nach und nach hineinsenkt, oder sie mit der Wurzel und daran hängenden Erde hinein thut, tödet es die Würmer. Die Erde vor dem Pflanzen mit starzer Lauge durchnezt, oder im Ofen durchhizet, zerstört ihre Eier. Weitere Feinde sind die Ratten und der Reitwurm, der besonders in neugearbeiteten Ländereien oft ganze Menge von Zwiebeln hinrichtet, und daher auch in den französischen Provinzen Taille cebe, der Zwiebelschneider genannt wird. Man sucht den Ort, wo sich dieses Thier einen Weg unter der Erde mag gemacht haben, darein giest man etwas Oliven-Nus-Lein- oder Terpentinöl, und darauf eine zulängliche Menge Wasser, die das Oel hinführt, wo das Thier sich aufhält, und es tödet.

Wenn die Ranunkeln verblüht haben, mus man die Wurzeln nicht gleich heraus nehmen, sondern warten, bis die Blätter verwelkt sind, sonst bekömmt man runzlichte, magere und zur Fäulnis geneigte Wurzeln. Weil man ihnen nemlich nicht die Zeit gelassen hat, neue Theilchen zur Nahrung der Pflanzen, so sie künftig treiben sollten, leer zu lassen; und die Luft, so sich hinein zieht, verursacht allerlei Unordnungen. Die Wurzeln reinigt man vor der Erde, und wo etwa was schadhaft an ihnen ist, läst man sie im Schatten troknen, und hebt sie an einem nicht allzufeuchten noch allzutroknen Orte auf, wo sie vor der Kälte sicher, und vor öfterer Störung ruhig sind. Man darf sie ja nicht in der Erde lassen. Kälte, Regen, Hize u. d. gl. würden ihnen wenigstens schaden, wo sie selbige nicht zerstörten.

Die Ranunkeln vermehren sich am ersten und geschwindesten durch die Wurzeln. Die kleinen Nebenwurzeln treiben oft das Jahr darauf, da man sie von ihrer Mutter abgesondert hat, wieder Blumen, und bringen sicher eben dieselben mit eben der Schönheit hervor. Man kan sie auch säen, aber die Saamen bringen selten das erste Jahr Blumen, und nie haben sie mir das erste Jahr schöne Blumen gebracht. Erst nach dem zweiten und meistens nach dem dritten Jahre treiben die Nebenwürzelchen Blumen, so was taugen. Es wird hiebei erinnert, daß man nicht so genau bestimmen könne, wie lange aufgehobene Saamen noch zum Säen tauglich bleiben. Man hat mit dem Semine Moschi od. Kermia aegyptiaca semine moschato Tournef. inst. rei herb. einen Versuch gemacht, welchen man aus den Ueberbleibseln der Sammlung eines Medici bekommen, der schon 15. Jahr tod gewesen. Nachdem sonsten solche in einem Alter von wenigstens 26. Jahren gesäet, sind doch von mehr als 80. Körnern zwei aufgegangen. Der Verfasser beschreibt die Sorgfalt, mit der man die Ranunkeln säen und abwarten mus, ausführlich, und schliest sein Werk an sich selbst mit einer Lobschrift auf das unschuldige Ergezen an den Blumen. Der dritte Theil seines Werks soll die europäischen und morgenländischen Ranunkeln, die ihm bekannt worden sind, in Kupfer gestochen und illuminirt, auch vollständig beschrieben enthalten.

Vergleichung des Irrthums mit dem Laster.

§. 1.

Da ich mir vorgenommen habe, eine Vergleichung zwischen dem

dem Irrthume und dem Laster anzustellen: so könnte ich, durch die blose Uberschrift dieser Abhandlung, leicht den Verdacht erweken, als wenn ich von einer zu trokenen und in Absicht auf das gemeine Beste gleichgiltigen Materie, die Leser dieser Blätter, unterhalten wollte. Allein, wenn wir das Verhalten der Menschen zu allen Zeiten und an allen Orten in Erwegung ziehen, so werden wir finden, daß die Irrenden, über haupt und Vergleichungsweise davon zu reden, beständig einem härtern und strengern Schiksaal in der menschlichen Gesellschaft unterworfen sind, als die Lasterhaften. Da ich nun dieses für eine Sache halte, welche der gesunden Vernunft zuwider ist, so will ich erst den Irrthum und das Laster miteinander vergleichen, und alsdenn einige wichtige und überaus nüzliche Folgerungen daraus herleiten.

§. 2

Es kan ofte ein Irrthum, auf eine nothwendige Art, mit einem Laster verknüpft seyn, wie z. E. die Gottesverleugnung mit der Gottlosigkeit in einem unzertrennlichen Zusammenhange steht. Allein wir wollen den Irrthum vor sich betrachten, und da besteht er darinn, wenn wir dasjenige, was wahr ist, für falsch halten, und das Falsche für eine Wahrheit. Es ist demnach ohne Widerrede klar, daß der Irrthum seinen Siz in der Erkenntniskraft habe, und eine Creatur derselben sey, welche von ihr unmittelbar hervorgebracht wird. Der Wille kan zwar durch Irrthümer verführt werden, allein es ist unmöglich, daß die Begehrungskraft selbst sollte irren können. Niemand wird den Irrthum für etwas Guts halten: er ist eine Unvollkommenheit der Erkenntniskraft, wie die Krankheiten Unvollkommenheiten des Cörpers sind. Alle Irrthümer sind was Böses, doch befindet sich unter ihnen ein so gewaltiger Unterschied, daß einige wie gar nichts, als unendliche Kleinigkeiten, gegen andere zu rechnen sind.

§. 3

Das Laster besteht in der Fertigkeit zu sündigen. Wir sündigen, so ofte wir eine neue Handlung vornehmen, welche den Gesezen zuwider ist. Folglich kan kein Laster ohne dem freien Willen gedacht werden. Ein Wesen, welches mit gar keiner Freiheit begabt ist, kan nicht sündigen und lasterhaft seyn. Folglich sind alle Laster, Würkungen der Freiheit. Da nun die Freiheit eine Begehrungskraft ist, so rühren alle Laster unmittelbar von der Begehrungskraft her. Alles, was eine Sünde und ein Laster seyn soll, mus unter andern Eigenschaften auch diese an sich haben, daß es eine freie Verabscheuung sey. So wenig der Irrthum eine unmittelbare Würkung des Willens, der Begehrungskraft, seyn kan; eben so wenig kan das Laster unmittelbar, durch die Erkenntniskraft gewürkt werden.

Und gleichwie der Irrthum eine Krankheit des Verstandes ist, also ist das Laster eine Krankheit des Willens, deren schädliche Würkungen aber sich weiter ausbreiten können, als blos allein über diejenige Kraft, in welcher ein jedwedes seinen Siz hat.

§. 4.

Das Laster kan allezeit vermieden werden / allein alle Irrthümer können nicht allezeit vermieden werden. Es gibt zwar unvermeidliche und unüberwindliche Irrthümer; allein es gibt keine unvermeidliche und unüberwindliche Laster. Wir sind verbunden alle Sünden, und mithin auch alle Laster zu vermeiden. Wer kan uns, über alles unser Vermögen, verbinden? Ist eine Handlung unvermeidlich, so steht es nicht in unserm Vermögen sie zu unterlassen, und folglich können wir auch, zu der Unterlassung derselben, nicht verpflichtet seyn. Keine unvermeidliche Handlung streitet demnach wider unsere Pflichten, und kan weder eine Sünde noch ein Laster seyn §. 3. So bald eine Handlung unvermeidlich wird, so bald ist sie entweder niemals eine Sünde, oder doch in demjenigen Falle nicht, in welchem sie unvermeidlich ist. Der Irrthum im Gegentheil ist ofte, ein unvermeidliches ein nothwendiges Uebel. Ein jeder Irrthum gründet sich auf eine Unwissenheit. Da es nun unmöglich ist, daß wir Menschen allwissend werden sollten; so befindet sich allemal bei uns eine unendlich grosse Unwissenheit, und wir werden demnach in viele Irrthümer auf eine so nothwendige Art gestürzt, daß es über alles unser Vermögen geht, manche Irrthümer zu vermeiden. Uber dieses kan ofte, eine unmerkliche Kleinigkeit, an einem Irrthume schuld seyn. Eine einzige Vorstellung, die nicht in der gehörigen Lage auf dem Schauplaze unserer Seele erscheint, kan den ganzen Verstand umstimmen, und ihn zum Irrthume neigen. Wenn man noch dazu nimmt die Erziehung, die Vorurtheile der Kindheit, die väterlichen und angeerbten Meinungen, die Vorurtheile der Secte, in welcher jemand erzogen ist, und noch zwanzig andere Ursachen, so wird man leicht begreiffen, daß das Irren so menschlich sey, daß man dasselbe ofte nicht vermeiden kan. Man müste die menschliche Natur aufs äusserste beschimpfen, wenn man das Laster was menschliches nennen wollte, da man es mit Recht mit dem Namen des Viehischen belegen mus.

§. 5.

Der Irrthum kan niemals aus Bosheit herrühren / und ist ofte ganz unverschuldet; allein das Laster ist niemals ganz unverschuldet / sondern rührt entweder aus Bosheit oder aus einer grossen Nachläßigkeit her. Da einige Irrthümer ganz unvermeidlich sind §. 4. so können dieselben nicht einmal durch unsern gröstes Fleis, und durch unser pflichtmäßig-

sigstes Verhalten, vermieden werden. Alle Nachläsigkeit und Schuld (culpa) sezt voraus, daß wir durch die gehörige Anwendung unserer Kräfte, das Gegentheil hätten thun können. Und es ist dennoch klar, daß viele Irrthümer ganz unverschuldet seyn, oder aus gar keiner Schuld und Nachläsigkeit herrühren können. Es würde aber ungereimt seyn zu sagen, daß ein Laster unverschuldet seyn könne, da es nicht einmal ganz unverschuldete Sünden gibt. Bei einem jeden Laster unterlassen wir eine Pflicht, und folglich auch den Gebrauch unserer Kräfte, dieser Pflicht ein Genügen zu leisten, und dieser unterlassene Gebrauch ist wenigstens eine Nachläsigkeitssünde. Ob nun gleich manche Irrthümer aus Nachläsigkeit entstehen, und deswegen verschuldet und überwindlich sind, so kan doch kein Irrthum eine Bosheitssünde seyn. Wenn wir etwas Böses aus Bosheit (malitia, dolus) thun, so wissen wir, daß es etwas Böses sey, und wir thun es mit Wissen und Willen. Ein jeder Irrender aber hält seinen Irrthum, so lange er irrt, für eine Wahrheit, und hänget demselben mit einer völligen Aufrichtigkeit seines Herzens an. Den Irrthum als Irrthum erkennen, heist denselben schon vermieden haben, und es ist der Natur des Verstandes zuwider, einer Sache seinen Beifall zu geben, die er für einen Irrthum hält. So lange der Atheist ein Atheist ist, so lange hält er die Atheisterei für eine Wahrheit, und er hört auf ein Atheist zu seyn, so bald er dieselbe als einen Irrthum erkennt. Der Irrthum kan zwar aus einer Bosheitssünde entstehen, allein er selbst kan niemals mit dem Namen des Boshaften belegt werden. Im Gegentheil sind die meisten Laster boshaft, welches ohne alle Widerrede klar ist.

§. 6.

Der Irrthum kan ohne Laster statt finden / aber das Laster kan ohne Irrthum nicht gedacht werden. Die unverschuldeten und unvermeidlichen Irrthümer entstehen aus keiner Sünde, und noch viel weniger aus einem Laster §. 4. 5. In der ganzen Reihe ihrer Gründe und Ursachen befindet sich keine Sünde und kein Laster, weil sie sonst nicht unvermeidlich und unverschuldet seyn könnten. Eben so kan es Irrthümer geben, aus welchen kein Laster entsteht. Viele Irrthümer sind allerdings unseelige Quellen der Sünden und Laster, allein man kan dieses nicht von allen Irrthümern behaupten. Es gibt Irrthümer, die in einer blos trokenen Lehre bestehen, welche in unser freies Verhalten keinen Einfluss haben können, und oft unendlich klein sind. Wenn jemand behauptet, daß das Wesen der Cörper in der Ausdehnung bestehe, oder daß die mathematischen Puncten zusammen gesezt sind; so ist unbegreiflich, wie ein Mensch, durch diese beiden Irrthümer, allein genommen, zu einem Laster verführet

ret werden könne. Ja die Menschen pflegen ihrer Theorie selten gemäs zu leben. Unter Christen und Muhamedanern, Juden und Heiden gibt es Diebe, Mörder, Ehebrecher, Hurer, Säufer u. s. w. Wenn also auch jemand einen Irrthum behauptete, welcher der Vater vieler Laster seyn könnte, so ist es doch möglich, daß aus demselben würklich kein Laster entstehe. Allein das Laster kan niemals, ohne Irrthum statt finden. Es besteht in der Fertigkeit zu sündigen. Alle Sünden bestehen darinn, wenn wir das Gute unterlassen und das Böse thun, wenn wir das Gute verabscheuen und das Böse begehren. Nun können wir nichts begehren, als was wir für gut halten, und wir können, ausser dem, was wir vor Böse halten, nichts verabscheuen. Es entstehen demnach alle Laster daher, daß wir das Böse für gut, und das Gute für böse halten. Es ist Sonnenklar, daß dieses ein Irrthum sey, folglich ist ohne Irrthum kein Laster möglich. Der Irrthum ist eine Seuche, die oft nur den Verstand anstekt, allein das Laster verderbt beides, den Willen und den Verstand.

§. 5.

Der bloße Irrthum ohne Laster kan niemals freie Handlungen hervor bringen / die uns selbst / andern Menschen oder dem gesellschaftlichen und bürgerlichen Leben schädlich sind; das Laster aber ist allemal seiner Natur nach so beschaffen / daß aus demselben Handlungen entstehen / die uns oder andern Menschen nachtheilig sind. Der Irrthum, allein genommen, ist blos in dem Verstande anzutreffen §. 2. Da nun alle Handlungen eines Menschen, die frei sind, aus dem Willen entstehen; so kan der Irrthum nicht eher in schädliche Handlungen sich ergiessen, bis nicht der Wille auf eine unrechtmäsige sündliche und lasterhafte Art in Bewegung gebracht wird. Das Laster im Gegentheil besteht, schon seiner Natur nach, in einer sündhaften Bewegung des Willens, und folglich fliest es nothwendig in Handlungen aus, die uns oder andern schädlich sind. Folglich wird ein Irrthum nicht eher ein bürgerliches Verbrechen, bis nicht das Laster dazu kommt, und er wird nur um des damit verknüpften Lasters willen, ein Verbrechen, welches nach den bürgerlichen Gesezen strafbar ist. Wenn z. E. jemand glaubte, daß gar keine Sünde in der Welt sey; so lange zu diesem abgeschmakten Irrthum kein Laster kommt, folglich so lange dieser Irrthum nicht öffentlich vorgetragen wird, und so lange ein Mensch alle Gesezе seiner Oberherren beobachtet, so lange kan dieser Irrthum in dem gesellschaftlichen Leben der Menschen kein Unheil anrichten.

§. 8

Mit dem Irrthum kan in gewiser masen eine Tugend bestehen / allein auf keinerlei Weise mit dem Laster. Ein Mensch, kan durch irrige Bewegungsgründe, zu Handlungen

gen bestimmt werden, die im übrigen tugendhaft sind. Ein Christ kan durch den Irrthum von der Verdienstlichkeit guter Werke bewogen werden, sehr freigebig und gutthätig zu seyn. Ob er nun gleich noch tugendhafter handlen würde, wenn er durch wahre Gründe zur Freigebigkeit bewogen würde; so wird doch seine Freigebigkeit nicht durch und durch deswegen zu einem Laster, weil ihn ein Irrthum dazu bewegt. Das Laster aber verdrengt die Tugend ganz. Ein Unmenschlicher, Geziger, Unbarmherziger, Niederträchtiger kan gar nicht freigebig seyn.

§. 9.

Das Laster ist allemal eine Sünde; allein viele Irrthümer sind gar keine Sünden, und wenn ein Irrthum eine Sünde seyn soll / so geschiebt dieses um des damit verknüpften Lasters willen. Das Laster ist so gar eine Fertigkeit in der Sünde §. 3. und also ist kein Zweifel, daß es allemal eine Sünde sey. Allein die unvermeideten und unverschuldeten Irrthümer sind keine Sünden §. 4. 5. Alle Sünden sind freie Handlungen, und also müssen sie aus dem Willen, aus der Begehrungskraft, entstehen. Wenn also der Irrthum eine Sünde seyn soll, so mus er entweder aus einer Sünde seinen Ursprung genommen haben, oder es mus aus ihm eine Sünde entstehen, oder beides zugleich. Wenn ein Irrthum eine Sünde ist, so ist er allezeit ein vermeidlicher und überwindlicher Irrthum. Folglich rühret er allemal daher, wenn wir aus Nachläsigkeit unsere Kräfte nicht genung gebraucht haben, der Wahrheit nachzuspühren. Er entsteht demnach, aus einer freiwilligen Unterlassung des nöthigen Fleises; diese Unterlassung rührt von unserm Willen her; wenn sich also gar keine unrechtmäsigen Bewegungen des Willens mit dem Irrthum vergesellschaften, so kan er keine Sünde seyn.

§. 10.

Aus alle demjenigen, was bisher ausgeführt worden, erhellet: daß der Irrthum überhaupt nicht so schlimm sey, als das Laster. Das letste ist eine unendlich vielmals grössere Unvollkommenheit des Menschens, als der Irrthum. Ich bin sehr weit entfernt, den Irrthum für was Guts auszugeben, oder ihn beständig zu entschuldigen. Ich gebe auch zu, daß mancher Irrthum ein viel gröseres Uebel sey, als manches Laster. Allein Vergleichungsweise zu reden, wenn ein Irrthum und ein Laster übrigens einander gleich sind, so ist dieses jederzeit vielmals schlimmer als der Irrthum. GOtt hat auch in der heiligen Schrift einen viel grössern Unwillen gegen das Laster, als gegen den Irrthum bliken lassen. Wir finden in dem Göttlichen Worte unendlich viele Geseze, durch welche das Laster auf das nachdrüklichste verbotten worden; allein derjenigen Geseze sind vielmals weniger, die den Irrthum untersagen. In den zehn Geboten verbiet nur das erste einen Irrthum, die übrigen neune aber verbieten entweder ausdrüklich Laster, oder sie thun solches durch eine unmittelbare Folge.

§. 11.

Aus der bisherigen Abhandlung flisen folgende Folgerungen. 1) Kein Irr-

thum vor sich betrachtet, kan bestraft werden: Denn es kan nichts, als die Sünde, bestraft werden. Da nun der Irrthum allein genommen, keine Sünde ist, so kan er auch nicht gestraft werden. Wenn jemand um eines Irrthums willen bestraft wird, so geschieht dieses entweder um der Bekanntmachung und Ausbreitung desselben willen, und die ist kein Irrthum, sondern eine lasterhafte Handlung; oder um der übrigen mit dem Irrthum verbundenen Laster willen. Folglich kan ein Irrthum von rechtswegen nur, um der mit ihm verbundenen Laster willen, gestraft werden. Alle Arten der Inquisitionen sind demnach unerlaubt und wider die Vernunft, welche blos um der Irrthümer willen angestellt werden. Dazu kommt noch, daß nur diejenige Parthei des Inquisitionsrecht sich bemeistert, welche die stärkste und mächtigste ist; und sie mus durch einen pedantischen Hochmuth und durch ein bloses Vorurtheil voraussezen, daß sie in allen Lehrpuncten, in welchen andere verschiedener Meinung sind, Recht habe.

§. 12.

2) **Es ist unvernünftig, wenn man wider die Irrthümer stärker eifert als wider die Laster, wenn man die Irrthümer stärker hasset als das Laster.** Man mus ein jedes Uebel, nach Proportion und nach Verdienst, hassen und verabscheuen. Da nun das Laster ein vielmals grösser Uebel ist, als der Irrthum §. 10. so verdient jenes mehr Hass und Eifer, als dieser. Hiewider wird gemeiniglich, zur Schande der Menschlichkeit, verstossen. Ganze Völker sind vielfältig in barbarische Kriege, um streitiger Lehrpuncte in der Religion willen, verwikelt worden, aber man hat weniger Kriege, die aus Verabscheuung gegen das Laster geführt worden. Die Kriege, welche die Israeliten aus Befehl GOttes wider die Cananiter führten; der Krieg, den ganz Israel wider den Stamm Benjamins führte, und welcher in den drei lezten Capiteln des Buchs der Richter erzehlt wird, bringen diesem Volk mehr Ehre, als alle Kriege wider die Ungläubigen und Kezer ihren Urhebern bringen. Der gemeine Mann macht es eben so thöricht. Er isst und trinkt, handelt und wandelt gesellschaftlich und freundschaftlich mit einem Gottlosen, einem Hurer, einem Ehebrecher, einem Säufer u. s. w.; allein er macht sich ein Gewissen daraus, mit einem Menschen umzugehen, der seiner Meinung nach ein Kezer ist. Ein Mann heirathet ohne Bedenken eine Frau, die keine Heilige ist, allein jedermann erstaunt, wenn er eine Person von einer andern Religionsparthei heirathet.

§. 13.

3) **Aller Hass und Verfolgung, um der Verschiedenheit in der Lehre willen, ist unvernünftig.** Der Irrende, in so ferne man ihn blos als einen Irrenden betrachtet, ist nicht lasterhaft, und er verdient nur Mitleiden, durchaus aber keinen Hass. Die Ueberzeugung des Verstandes läst sich, durch keine gewaltsame Mittel, erzwingen, und also ists auch um dieser Ursach willen nicht recht unvernünftig, wenn man diejenigen, die in der Lehre von uns abweichen, mit Feuer und Schwerd und andern Gewaltthätigkeiten verfolgt. Daher sind auch alle Religionskriege von Seiten derjenigen, die den Angrif thun, wider alles dasjenige, was uns die gesunde Vernunft in diesem Puncte lehret.

§. 15.

4) **Die Schriftsteller handeln nicht vernünftig genung, welche mehr wider die Irrthümer schreiben, als wider die Laster.** Die allermeisten Bücher sind nur theoretisch. Man beweist mehrentheils nur gewise Säze, und widerlegt die Gegensäze; allein die practischen Schriftsteller sind viel seltener. In den allermeisten Schriften findet man nichts als Theorien, die mehrentheils troken sind. Es wäre demnach zu wünschen,

daß

daß man mehr moralische Schriften hätte, als theoretische, und daß sich die Gelehrten mehr bemüheten das Laster auszurotten, als den Irrthum. Man ersinnt tausend Subtilitäten, um den Irrthum aus allen seinen Verschanzungen zu vertreiben; allein man gibt sich weniger Mühe, das Laster in allen seinen Wendungen zu bestürmen.

§. 15.

5) Man kan es unmöglich billigen, wenn man gewahr wird, daß so viele Secten über streitige Lehrpuncte entstehen, da doch die Laster allein noch niemals verschiedene Secten erzeugt und veranlaßt haben. Es darf nur ein Mann von Ansehen eine neue Lehre aufbringen, die vieles Aufsehen macht, gleich entsteht eine neue Secte. Aus der Verschiedenheit der Secten entsteht Zank, Streit, Beschimpfung, Trennung, Ketzermacherei, Verfolgung, und alles, was nur eine barbarische Gemüthsart einflößen kan. Allein alle Secten kommen darinn überein, daß unter ihnen alle Laster wie das Unglük gleich vertheilt sind. Unter allen Religionspartheien, die in der Lehre voneinander abgehen, trift man zwar verschiedene Meinungen, aber einerlei Laster an.

§. 16.

Die bloße Eigenliebe und der Hochmuth sind daran schuld, daß man den Irrthum an andern mehr haßt, als das Laster. Wenn jemand an dem andern ein Laster gewahr wird, so findet er bei sich selbst eben das Laster oder ein ähnliches. Wolte er nun dasselbe an andern sehr bestrafen, so fürchtet er sich vor den Repressalien, und also wird er aus übermäßiger Liebe zu sich selbst bewogen, mit den Lastern anderer Leute gelinder zu verfahren. Allein wenn er einen Irrthum an andern gewahr zu werden glaubt, so freuet er sich über die Stärke seines Verstandes, daß er den Irrthum einzusehen vermögend ist. Seine eigene Irrthümer wird er nicht gewahr, und er erhebt sich demnach in seinen Gedanken über den andern. Dieser Hochmuth verleitet ihn zu der Anmaßung einer tyrannischen Herrschaft über den andern, und daraus entsteht alles unvernünftige und harte Verhalten gegen andere, die man für Irrende hält. Ein tugendhafter und vernünftiger Mann hält alles dasjenige für wahr, was er nach seinen besten Einsichten und pflichtmäßigsten Untersuchungen für wahr erkannt. Allein er ist immer dabei etwas furchtsam. Er weist, daß er irren kan. Mithin verdammt er nicht die Meinungen anderer mit einer Zuversicht, die ein tyrannisches Ansehen hat. Und weil er weis, daß die Irrthümer anderer Menschen keine Laster sind, so betrachtet er sie mit Mitleiden, und sucht andere von ihren Irrthümern durch den gelinden Geist der Ueberredung zu überzeugen, nicht aber durch Haß, Verfolgung und Drangsale. Den Lastern aber sezt er die kühne Brust entgegen, entflammt durch einen Eifer, den die Tugend verursacht, erhizt, und in den gehörigen Schranken erhält.

Georg Friedrich Meier.

Der sterbende Vatter.

Ein Vater hinterlies zween Erben,
Christophen, der war klug, und
Görgen, der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor seinem
Sterben
Sah er sich ganz betrübt nach seinem
Christoph um.
Sohn! fieng er an, mich quält ein trauriger Gedanke;
Du hast Verstand, wie wird dirs künftig gehn?
Hör an, ich hab in meinem Schranke
Ein Kästchen mit Juwelen stehn,
Die sollen dein. Nimm sie, mein Sohn,
Und gib dem Bruder nichts davon.

Der

Der Sohn fragt und stuzte lange.
Ach Vater hub er an, wenn ich so viel empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder fort?
Er? fiel der Vater ihm ins Wort,
Für Görgen ist mir gar nicht bange,
Der kömmt gewis durch seine Dummheit fort?

Vernunft- und Erfahrungsmäsige Diaet- oder Lebensordnung, wie ein Mann in seinem Alter das Leben ohne grosse Beschwerungen vollends beschliesen könne.

§. 1.

Wenn man alten Personen, zu Erhaltung ihres Lebens und Gesundheit, eine wohl eingerichtete Lebensart, nebst einigen dienlichen Hülfsmitteln vorschreiben soll; so wird zuförderst zu wissen nöthig seyn, worinne unser Leben und Gesundheit eigentlich bestehe, und woher es komme, daß bei zunehmenden Jahren so wohl die Munterkeit des Gemüths, als auch die Kräfte und gewöhnlichen Verrichtungen des Cörpers und aller Theile desselben je länger je mehr abnehmen. Nun ist aber aus gründlicher Erkenntnis des Menschen sattsam bekannt, daß der Grund unseres Lebens und Gesundheit vornemlich darauf beruhet, daß das Geblüte, und die davon abquellende Säfte, in gehöriger Maas und gebührender Vermischung, vermöge der Bewegung des Herzens und der Pulsadern, durch alle so wohl grosse, als kleine Gefässe, und insonderheit durch die zartesten Haarröhrgen des Leibes frei und ungehindert circuliren, oder fortgetrieben werden. Denn so lange dieses geschieht, so bleibt der Mensch am Leben, sein Cörper wird vor aller Fäulnis, wozu er sehr geneigt ist, glüklich bewahret, und es wird auch sodann die edle Gesundheit nach Wunsche erhalten: indem bei solchen Zustande nicht nur die guten und reinsten Säfte, welche zur Nahrung, Zeugung, Kräften und Bewegung dienen sollen, (als die lympha, der Saame und Nervensaft ist,) in den allerkleinsten Gefässen von dem Blute behörig abgesondert; sondern auch die unnüzen, scharfen, salzigen und schweflichten Theile durch die Galle, Urin und Ausdünstung der Haut ꝛc. von demselben geschieden, und abgeführet werden. Und da sich auch unsre Seele in ihren Vorstellungen nach dem Umlaufe des Geblüts richtet: so ist kein Wunder, wenn dieser ordentlich von statten gehet, daß zugleich auch eine mehrere Lebhaftigkeit des Gemüths pfleget verspüret zu werden.

§. 2.

Weil es aber dem ohnerachtet unmöglich geschehen kan, daß sich nicht nach und nach von dem Geblüte und Säften einige gröbere Theile in den zartesten Gefässen ansezen sollten: so kommt es daher, daß sich mit der Zeit dieselben gar verschliessen, und das Fleisch dadurch bei zunehmenden Jahren fester und härter wird; wie jedermann nur blos an den Thieren wahrnehmen kan, bei denen das Fleisch, wenn sie alt sind, allezeit härter und zum Kochen unbequemer, als bei den Jungen zu seyn pflegt. Da nun, wenn die kleinsten Röhrgen und Canäle bei steigendem Alter zugehen, die besten und zartesten Säfte nicht mehr recht abgesondert werden: so ereignet sichs dahero, daß bei alten Leuten die Nahrung nach und nach abnimmt, die Kräfte sich verringern, die männliche Kraft zum Kinderzeugen sich verlieret, und endlich der ganze Umlauf des Geblüts langsamer und schwerer von statten gehet. Weil aber auch nicht weniger alsdenn die gebührende Absonderung der unreinen Theile durch die dazu bestimmten Weege je mehr und mehr unterbleibet: so darf man sich gar nicht wundern lassen, warum endlich zugleich das Blut scharf, salzig

und

und unrein wird, und bei alten Personen vielerlei solche Krankheiten entstehen, die sich auf die Unreinigkeit des Bluts gründen, worunter insonderheit Scharbok, Stein, Gicht, Podagra, Juken der Haut, und dergleichen zu rechnen sind.

§. 3.

Wer nun also lange und gesund leben will, der mus nothwendig seine vornemste Sorge dahin gerichtet seyn lassen, daß er die Circulation des Geblüts, nebst der davon herrührenden Absonderung der guten und schlimmen Säfte, durch eine gehörige Diät lange in rechtem Stande und Ordnung erhalten möge: welches zum besten bewerkstelliget wird, wenn man dahin sieht, daß die festen Theile des Cörpers nicht nur weich, und die kleinsten Gefäsgen offen bleiben; sondern daß auch das Geblüte selbst seine gehörige und zum freien Fortgange geschikte Flüsigkeit behält, welche unter andern insonderheit dadurch entzogen wird, wenn man in Ermanglung gnugsamer Leibesbewegung mehr Blut und Säfte zeuget, als die Gefässe füglich regieren und forttreiben können.

§. 4.

Dieses alles nun unter Göttlichem Segen zu erhalten, so ist bei Einrichtung einer guten Diät zuförderst nöthig, daß man das Gemüthe in Ruhe erhält, auf allerlei erlaubte Art aufmuntert, und vor Betrübnis, Schreken, Eifer ꝛc. bestmöglichst bewahret; indem dadurch, nach Masgebung bewährter und täglicher Erfahrung, das Geblüte theils in seinem freien Laufe gehindert, theils auch an verschiedene Theile des Leibes stärker hingetrieben wird, so daß davon nicht selten gar vielerlei Unheil, absonderlich aber bei alten Leuten gefährliche Stik- und Schlagflüsse, Geschwülste, Lähmungen und dergleichen zu entstehen pflegen. Und weil bei dem Alter auf gute Kräfte, die eine muntere Geblütsbewegung unterhalten, vornemlich zu sehen ist, dieselben aber durch starke Kopfarbeiten und vieles Nachsinnen gar sehr geschwächet werden: so sind diese billig zu vermeiden; wie denn auch in solcher Absicht die venerischen Begierden, noch vielmehr aber Beischlaf selbst, bei Alten sehr wenig und behutsam, oder gar nicht gestattet werden darf.

§. 5.

Nächst dem kommt auch sehr viel auf den rechten Gebrauch einer gesunden Luft an, welche die äussern Theile unsers Cörpers nebst der Lunge unmittelbar berühret, und den Umlauf des Geblüts verschiedentlich verändert, wie solches ein jeder an sich wahrnehmen kan. Es ist aber eine reine, heitere Luft, wie sie bei den Ost-Südost und Nord-Ostwinden zu seyn pflegt, billig am gesündesten, und dahero wohl gethan, wenn man in derjenigen Seite des Hauses, und zwar in dessen erhabnen Theile wohnet, welcher von dergleichen Winden bestrichen wird: da hingegen alle feuchte und dumpfige Luft bei Süd- und Westwinden, noch vielmehr aber das Wohnen und Schlafen in niedrigen und dumpfigen Gemächern, der Gesundheit ungemein schädlich, und dahero billig zu rathen ist, daß man selbige fleisig mit Zuker, Agtstein, Mastix, Wachholderbeeren u. d. gl. ausräuchert. Weil aber zugleich alle Erkältung das Geblüte verdiket, und die Nerven schwächet, und zwar insonderheit die alten Leute, bei denen die Haut und Nerven nicht mehr mit so vielem Fette eingekleidet sind, ungleich stärker angreift: so müssen sie den ganzen Leib, vornemlich aber den Unterleib, Rüken und die Füsse beständig warm halten.

§. 6.

Ferner mus auch das Getränke den §. 3. angezeigten Absichten gemäs eingerichtet werden; Zu welchem Ende ein gutes reines und leichtes Wasser, in so ferne es zu Eröfnung der kleinsten Gefäsgen am geschiktesten ist, allerdings das beste Lob verdienet. Es kan also dasselbe,

be, wenn es die Natur anderst gewohnt ist, entweder an sich, oder mit etwas Zimmet und Pomeranzenschaalen abgekocht kalt getrunken, oder auch wie Thee und Caffee warm genossen werden; wie denn dieser, wenn er nur nicht allzustark gemacht wird, und den Leib dabei offen erhält, wegen seiner dem Magen zuträglichen Bitterkeit, vielen alten Leuten unter mäsigem Gebrauch nicht eben unrecht bekommt. Diejenigen aber, die sich zum Biere gewöhnet haben, müssen so eins erwählen, welches dünne ist, ohne Blähungen leichte wieder abgehet, und nicht so balde sauer wird. Von Weinen pflegt ein recht guter Burgunder, wenn er über der Mahlzeit mäsig getrunken wird, den Magen und die Kräfte am besten zu stärken, und kan dessen erhizende Kraft in heissen Sommertagen mit etwas Wasser, ingleichem mit Hirschhorngallerte, Himbeer- und Hirschsaft, oder mit Granatsyrup gemäsiget werden.

§. 7.

In Ansehung des Essens mus man sich insonderheit vor sauren, scharffen, stark gesalzenen und harten Speisen in acht nehmen, oder solche doch sparsam gebrauchen, worunter man z. E. Geräuchertes, Seespeisen, allerhand Arten Kohl, Zwiebeln, Erbsen, Linsen, Hirsen, Bohnen, und alles, was sonst Blähungen macht, oder was den Leib, wie Birne, Mispeln, Quitten ꝛc. anhält, zu rechnen pflegt. Die Gewürze, und zwar hauptsächlich die, so ein hiziges Oel bei sich haben, müssen nicht minder behutsam genossen werden. Doch findet der weise Pfeffer, der wegen seiner Schärfe den Schleim im Magen zertheilet, bei einiger unverdaulichen Kost, nur vor andern statt, und statt des Essigs kan auch die Zubereitung einiger Speisen mit etwas Citronen- und Pomeranzensaft zum Appetit und guten Geschmake nicht schaden. Insonderheit aber ist sehr zuträglich, wenn man von Fleische junges und zartes, doch mehr gebraten, als gekocht, und wenig Fett geniesset, und fleisig gute Hüner- und Kalbfleischbrühen, die nicht fett noch sehr gesalzen seyn, mit Reise, Perlgraupen, Hindläuft, Pastinat-, Petersilien-, Haber- und Zukerwurzeln, Spargel, Sellerie, Spinat, Lactuc, Endivien, Kerbel, Sauerampf, gestossenen Krebsen ꝛc. nach Befinden der Jahrszeit abgekocht, sowohl über der Mahlzeit, als zuweilen Morgens statt des Thees gebrauchet; sintemal dieselben, ausser ihrer nährenden und eröfnenden Kraft, zugleich durch den Urin die scharfen Unreinigkeiten gelinde abführen. Doch ist bei allen Essen überhaupt eine Mäsigung des Appetits billig zu beobachten, und dasselbe nach der Bewegung vernünftig einzurichten.

§. 8.

Wie viel hiernächst eine mäsige Bewegung des Leibes zu einer guten Gesundheit beitrage, ist nicht gnugsam auszusprechen, wenn nur dieselbe nicht gleich vor oder nach Tische, sondern ein paar Stunden vor dem Essen, und einige Stunden nachher, durch Reiten, Fahren oder Gehen, wie es sich zum besten thun läst, angestellet wird. Woferne aber die unbequeme Jahreszeit und unangenehme Witterung, oder selbst die bei zunehmendem Alter vermehrte Leibesschwachheit, deren hinlänglichen Gebrauch verhindert: so ist zu Beförderung der Circulation des Geblüts, und zu Eröfnung der Schweislöcher, nicht ohne Nuzen, wenn man diesen Abgang durch öfteres Reiben mit warmen wollenen Tücher in Rüken, an Armen und Füssen des Abends, und sonderlich des Morgens im Bette ersezet, dabei etwas Warmes trinket, und noch eine Weile darauf ausdünstet. Damit aber zugleich die in dem Alter gewöhnliche Spannung der Haut gemindert werde: so kan man zugleich besagte Theile mit einem Oele, das aus 3. Loth süssen Mandelöl und ein Quintlein destillirten Lavendelöl besteht, warm bestreichen, und solches wohl einreiben. Oder es pflegt auch

eine stärkende Salbe gut zu thun, die aus 2. Loth gereinigten Fett von Kälberneze, 1. Quentl. Peruvianischen Balsam, und einem halben Quentl. Lavendelöl bereitet ist.

§. 9.

Weil aber im Gegentheil eine gehörige Ruhe ebenfalls höchst nöthig ist, und der Schlaf die am Tage verlohrnen Kräfte ungemein wieder ersezet, zugleich aber auch die Verdauung der Speisen fürtreflich befördert: so mus derselbe freilich gnug seyn; doch eben nicht über 6. bis 7. Stunden währen: weil Exempel bekannt sind, daß alte Leute durch vieles Schlafen öfters eine Geneigtheit zur Schlafsucht bekommen haben. Auch ist eine kleine Mittagsruhe bei alten Personen, wenn sie zumal dazu gewöhnet sind, und Kräfte darauf bekommen, nicht eben zu verwerffen.

§. 10.

Was den zur Gesundheit erforderlichen Abgang den unnüzen und dem Cörper schädlichen Theile betrift: so wird der Urin durch ein bequemes Getränke nach §. 5. und 8. befördert; daher man ausser dem nur hauptsächlich noch darauf zu sehen hat, wie man den ordentlichen Stuhlgang erhalten wolle. Denn es pflegt sich bei hochsteigendem Alter, weil der Magen, wegen Mangel einer zulänglichen balsamischen Galle, leicht überflüssige und anhaltende Säure erzeuget, oder weil die Gedärme ihre schleimige Feuchtigkeit verlieren, nicht selten eine längere Anhaltung der Leibesöfnung einzufinden, welche ausser den Blähungen und andern Beschwerden, auch besonders dieses Unheil zuwege bringet, daß viele unreine Theile mit ins Geblüte gehen, und daßselbe verunreinigen. Um nun den ofnen Leib so viel möglich zu unterhalten: so ist wohl gethan, wenn man theils in der Diaet verstopfende Speisen meidet, und bisweilen Feigen, gekochte Pflaumen und Prunellen, oder gekochte Borstorferäpfel mit kleinen Rosinen geniesset, theils auch bei sich ereignender würklichen Verstopfung ein halb Quentl. gutes Rhabarberapulver mit eben so viel cremor tartari, ingleichen Abends vor Schlafengehen einen guten Löffel voll von den sogenannten Rhabarberarosinen, oder 11. bis 15. Stük von den bekannten balsamischen Polychrestpillen nimmt; vor diesen aber, weil sie leicht einige Trokenheit zurük lassen, nach Befinden eine Dosin von einem niederschlagenden Pulver brauchet. Wie denn nicht minder auch nachfolgende Rhabarberatinctur, die zugleich durch den Urin den Schleim gelinde abführet, gute Dienste thut, wenn man nach Befinden ein bis zwei Tage hintereinander Abends vor Schlafengehen, und des Morgens darauf wieder, 80. bis 100. Tropfen davon gebrauchet. Rec. liquoris terræ foliat. tartari 1. Unze, Rhabarberaextract mit Wasser bereitet, 1. Quentl. M. Ja ich weis, daß bei denen, die viele Säure im Magen gehabt, oft blose præparirte Krebssteine durchgeschlagen haben. Im Gegentheil aber müssen alle Purganzen, weil sie den Magen und die Gedärme schwächen, billig ganz wegfallen; und wenn ja etwa die jezterwehnten Laxiermittel nicht gnug durchwürken, oder der gesammlete Unrath zu hart ist, mus man lieber mit einem erweichenden Hausclystiere zu Hülfe kommen.

§. 11.

Endlich mus man auch verhüten, daß die Vollblütigkeit, weil sich bei alten Leuten das Geblüte nicht so stark mehr verzehret, nicht anwachse, und die freie Circulation des Bluts verhindere. In welcher Absicht denenjenigen Alten, die noch guten Appetit, und doch nicht solche Bewegung wie ehedem haben, nicht zu widerrathen ist, wenn sie den Ueberfluss des Bluts jährlich ein paarmal durch mäßiges, und nach Beschaffenheit der Vollblütigkeit eingerichtetes Aderlassen gegen die Zeit, wenn Tag und Nacht gleich ist, an einem hellen guten Tage vermindern:

welches um so mehr nöthig ist, wenn sie etwa in jüngern Jahren zur güldenen Ader geneigt gewesen sind, und dieselbe nicht mehr flieset. Denn die meisten alten Leute sterben gemeiniglich von Ueberfluss des Bluts, wenn zumal Gemüthsaffecten dazu kommen. Nur müssen sie dabei alle Erkältung, welche sonst gerne Flüsse nach sich ziehet, vermeiden, und alsdenn den Magen nicht etwa mit unverdaulichen oder vielen Speisen überladen.

§. 12.

Was den Gebrauch einiger dienlichen Medicamente betrift: so ist bei alten Personen nicht eben allzuviel darauf zu halten; am allerwenigsten aber darf man damit ungewise Proben bei ihnen anstellen. Jedoch ist rathsam, daß sie 1) zum Kräuterthee bisweilen die türkische Melisse und Ehrenpreis erwählen; wobei auch dann und wann, wenn sie dazu gewohnt sind, zur Stärkung des Magens, etwas Choccolade, ohne viele Vanille, mit Wasser bereitet, gar wohl statt findet, wenn sie nur dabei nicht viel Wein trinken, oder zu stark essen, und eine Zeitlang darauf ein Glas Wasser zu sich nehmen. 2) Ist nicht ohne Nuzen, bei einiger im Magen verspürten Säure, ein halb Quentl. von einem Pulver in Wasser zu nehmen, das aus gleichen Theilen von Marggrafenpulver, rothen præparirten Corallen und Perlmutter bestehet, und bei Aufwallung des Bluts mit einigen Gran gereinigten Salpeters versezt werden kan. 3) Bei anwandelnder Schwachheit ist zur Stärkung der Kräfte zuträglich, wenn zuweilen frühe nach dem Thee, oder Abends vor Schlafengehen ein Spizglas voll von einem stärkenden Wasser getrunken wird, dessen Zubereitung diese ist: Man nimmt abgezogenes gutes Melissen-Rosen-Schwarzkirsch-Lindenblüth- und Citronenwasser, von jedem 4. Unzen, Zimmetwasser ohne Wein 2. Unzen, und mischt es untereinander. 4) Pflegt auch bei denen, die nicht zu vollblütig oder hiziger Natur sind, in eben der Absicht nicht undienlich zu seyn, wenn sie manchmal, sonderlich im Winter und bei feuchtem Wetter, 10. bis 12. Tropfen von dem Hofmannischen, oder einem andern guten Lebensbalsam auf Zuker getröpfelt des Morgens in Thee nehmen; oder solchen in einem Glas Wasser zerlassen, und dieses statt des vorbeschriebenen stärkenden Wassers, vor Schlafenlegen nach und nach trinken. Wie man denn auch bei Schwindel und Flüssen von dergleichen Balsam mit Nuzen etwas in die Müze tröpfeln kan, die man zu tragen gewohnt ist. Ausser dem aber mögen endlich 5) diejenigen, die viele Flüsse haben, gar füglich zu Zeiten des Morgens frühe 40. bis 60. Tropfen von einer stärkenden Essenz in Thee gebrauchen, die aus 3. Theilen Agtsteinessenz, und 1. Theil einer guten Ambraessenz bereitet ist.

§. 13.

Und dieses sind die nöthigen Regeln, welche alte Personen, zu Fristung ihres Lebens und Gesundheit, zu beobachten haben, deren jedoch viele so beschaffen sind, daß sie sich eben sowohl vor jüngere Leute schiken, und deshalb mit Nuzen von ihnen können in acht genommen werden. Wie dann von der Diät was Ausführlicheres in unserm curiosen Dollmetscher pag. 172. bis 190. anzutreffen ist. Nun läugne ich zwar nicht, daß vielfältig die Ursachen weggeblieben sind, warum man dieses und jenes thun, das andere aber im Gegentheil wieder unterlassen soll. Da ich aber hier keinesweges die Lehre von der Diaet der Alten nach ihren Gründen abhandeln, sondern ihnen nur kürzlich eine dienliche Lebensordnung zeigen will: so hoffe ich meinem Endzweke schon Gnüge gethan zu haben, und wünsche nichts mehr, als daß diejenigen, die etwa den gegebenen Rath anzunehmen, und in die Uebung zu bringen sich gefallen lassen, vielen Vortheil an ihrer Gesundheit davon verspüren mögen!

Der

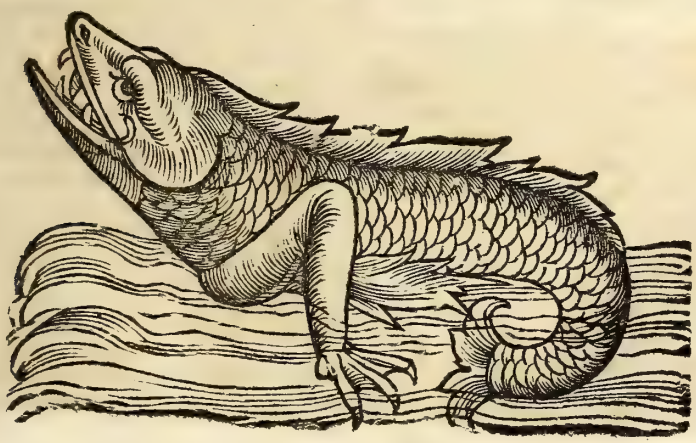
Der Tod der Fliege und der Müke.

Der Tod der Fliege heist mich dichten;
Der Tod der Müke heischt mein Lied.
Und kläglich will ich dir berichten,
Wie jene starb, und die verschied:
Sie sezte sich, die junge Fliege,
Voll Muth auf einen Becher Wein;
Entschlos sich, that drei gute Züge,
Und sank vor Lust ins Glas hinein.
Die Müke sah die Freundin liegen.
Dis Grabmal, sprach sie, will ich scheu'n.
Am Lichte will ich mich vergnügen,
Und nicht an einem Becher Wein.
Allein verblendet von dem Scheine,
Gieng sie der Luft so eifrig nach;
Verbrannte sich die kleinen Beine,
Und starb nach einem kurzen Ach.
Ihr, die ihr euren Trieb zu nähren,
In dem Vergnügen selbst verderbt!
Ruht wohl, und last zu euren Ehren
Mich sagen, daß ihr menschlich sterbt.

Von einem wunderbaren Seefisch.

(Inernes, in Schottland)

In der Forcht, daß wir, gleichwie in Ungarn, Siebenbürgen und andern Orten mehr, von dem gefährlichen Schwarm der Heuschreken, in Feldfrüchten Schaden leiden, müssen wir nun jezo mit Erstaunen solche Art von schädlichen Thieren an dem Gestatt des Meers sehen, die uns mehr Schreken eingejagt haben, als die Heuschreken selbsten: Diese Thiere sind an dem vordern Theil geartet wie die Heuschreken, indeme sie mittelst ihrer aufgespannten Füssen zimliche Springe machen, und bei Nachtszeit, wenn sie an das Land kommen können, ein so förchterliches Quaken und Geheul von sich geben, gleich einem Gethöne von etlichen 100. Fröschen und Graepen untereinander. Bishero hat man noch keinen Schaden von ihnen erfahren. Wann aber noch in Zukunft was Berichtenswürdiges hievon sich ereignen sollte, so verhoft man, fernere Nachricht zu ertheilen. Solche haben grosse blaue Schuppen, unten und oben Flosfedern, einen wohlgelenken Schwanz, und zimmlich harte Vorderbein, wie die Heuschreken; Augen, fast wie die Grotten haben, jedoch sind die Flossen am Aug also gestaltet, wie bei grossen Fischottern, der Rachen aber fast so gros, wie bei einem Crocodil. Man hat seithero 2. getödet; und ist die Gestalt der an das Land kommenden also, wie hier abgebildet, zu sehen.



Von Geistern oder Gespenstern.

Viele menschliche oder göttliche Erscheinungen pflegen schon in den Evangelisch- und Catholischen Landen in Teutschland, Frankr. ꝛc. unter den Gelehrten ieziger Zeiten, entweder für Würkungē des ungesunden und schleimichten schweren Geblütes, oder für lose oder auch böse Betrügereien gehalten zu werden. Die höllischen oder teufelischen Erscheinungen, oder die Gespenstenhistorien, wollen mehrentheils gleichfalls nur unter dem ungelehrten Pöbel Glauben finden. Aus eben den Gründen, aus welchen die himmlischen unmittelbaren Erscheinungen für unbegreiflich und unwahr gehalten werden, wollte ich meynen, wären auch wohl die Gespenstererscheinungen in Zweifel zu ziehen. Warum sollte denn GOtt mit den teuflischen Erscheinungen die Menschen oftermals auf die lächerlichste Art plagen zu lassen verhängen?

Die Gründe aus der GOttesgelahrtheit anzuführen, und daß hieraus entweder ein Gözendienst, oder eine GOttesläſterung entstehe, oder auch schwachgläubige Sinne anzeige, ist, auszuführen, mein Amt nicht.

Ob sich gleich natürliche Geister oder Ausdünstungen aus der Erde nach gewissen Gestalten und Farben zeigen können: so ist jedoch, wie solche cörperliche Würkungen thun können, unbegreiflich. Wie es denn nicht undienlich seyn wird, wenn ich hievon eine von den neuesten Meinungen, wodurch Gespenster zugegeben werden, hier einruke, davon in unserm curiosen Dollmetscher pag. 651. bis 656. ausführlich gehandelt werden. Herr D. Rüdiger in seiner Physica divina lib. 2. cap. 4. sect. 6. §. 99. hält dafür, " daß " es Gespenster gebe, und daß der Teufel mit im Spiel seyn könne; nur seye " es nicht wahrscheinlich, daß dieses " oft geschähe, weil GOtt diesem Geist " nicht leicht den Zügel lasse, oder einige " Macht über die Menschen einräume, zumal diese Erscheinungen aus natürlichē " Ursachen zu leiten wären. Deñ da er dem " Menschen ebenfalls einen gedoppelten " Geist mentem und animam beilegt, so " glaubt er, daß mens gleich nach dem " Tode von dem Cörper getrennt und sich " in den Stand der Ewigkeit versezet; " der andere aber, oder die anima in Gesellschaft des Cörpers dem Untergang " zu theil werde, doch so, daß er nicht alsobald von demselben scheide, sondern " bisweilen um denselben herum schweife, und mit einem zarten Leib umgeben, " noch unterschiedene Verrichtungen " nach den in dem Leben geistlichen und " cörperlichen eingedrukten Jdeen herfür bringe. Ziehe dieser Geist seinen " zarten Leib zusammen, so erschien er " den Menschen, dehne er ihn aber aus, " so verschwinde er, und wenn sich die " eingedrukten Jdeen ganz und gar verlohren hätten, so bliebe von demselben " nichts mehr übrig. Wieder diese Gespenster, meinet er, diene nichts besser als das Licht, welches sie insgemein " nicht vertragen könnten, weil vielleicht " ihr allzuzarter Cörper hierdurch so ausgedehnet würde, daß ihm dardurch " wehe geschehe, wie sie sich denn auch " an finstern und wüsten Oertern aufhielten, und sich mitten in der Nacht sehen liessen; ja er glaubt, daß, wenn " man ihn zugleich mit dreistem und unerschrokenem Gemüth entgegen gienge, " sie dadurch allezeit könnten vertrieben " werden. Der Herr Webster in der Untersuchung der vermeinten und sogenannten Hexereien cap. 16. statuiret " ebenfalls den Astralgeist, und meinet, " daß derselbe den Menschen als ein Gespenst erschiene; wie er denn auch die " Ursach sey, daß die Cörper, welche " boshaftiger Weise von andern ermordet worden, sowohl in Gegenwart, " als Abwesenheit des Mörders einige " Zeit nach der Mordthat zu bluten an-

ge-

" gefangen, davon er §. 27-35. verschiedene Exempel anführet. Er macht darüber unterschiedene Anmerkungen, daß nemlich dieses Bluten etwas ausserordentliches und nur an denen geschehe, so durch vorsezliche Bosheit ums Leben gebracht worden, sonderlich wenn der Mörder nicht gewis könne entdeket werden, welches denn aus keiner andern Ursach, als vom Astralgeist wahrscheinlich herzuleiten stünde.

Wir wollen uns nicht länger hiebei aufhalten, indeme wir in unserem erstgemeldeten curiosen Dollmetscher unter denen Artikeln Geist, Poltergeist, Gespenster, Hexe ꝛc. ausführlich davon geschrieben haben; nur dieses erachten wir dermalen hier anzuführen für nöthig, daß meist alle Arten der Gespensterhistorien bei genauer und vernünftiger Untersuchung auf ein Scherz, Bosheit oder Betrügerei hinaus gelaufen, zu deren Beweis wir etliche Gespenstergeschichte mittheilen, woraus das Uebernatürliche sich leicht begreiffen lässet. Die Erste ist aus dem Naturforscher 1747. pag. 76. und die andere aus der Bibliotheca Acta & Scripta Magica, pag. 156. im 27sten Stük genommen, also lautend:

Ich muste im Jahre 1730. gegen Fastnachten in eine benachbarte Stadt, einen Kranken zu besuchen, zu Pferde reisen. Ich kam bei meiner Heimreise erst gegen 10. Uhr Nachts beim Mondenscheine durch einen Wald und einen sogenannten Görensgrund, der von alten Zeiten her im Ruffe ist, daß das wütende Heer, Menschen ohne Köpfe, Männer mit Pferdefüssen, feurige Hunde, und ich weis nicht was für fürchterliche Gespenster, sich in selbigem sehen liesen. Als ich in den Grund kam, stund ein Sarg mitten vor dem Wege. Ich hielt solches erst für einen Schein des Mondes durch die Bäume: allein so dunkel es war, so wurden jedoch durch das Erschreken meine Augen heller, daß ich einen Sarg auf einem Schubkarne ganz eigentlich erkennen konnte. Mein Pferd schnaubte, brauste, hieb mit den Förderbeinen in die Erde, und fuhr, wenn ich es mit den Spornen antrieb, 10. und mehr Schritte zurüke. Mir stunden anfänglich alle Haare zu Berge. Hier waren nun freilich alle Erfordernisse, die zu Gespenstererscheinung gehören, gegenwärtig: Denn

1) War es, welches wohl das vornehmste ist, Nacht.

2) Geschah solches an einem Orte, da sich schon mehrmalen Gespenster sehen lassen. Der Mann lebet noch, der zu erzehlen weis, daß seinen Vater das wütende Heer um eben solche Zeit bald umgebracht. Vielen Personen sind feurige Hunde, oder mit dergleichen Augen, und im härtesten Winter Johannswürmchen allda begegnet.

3) Hatte ich ein heftiges innerliches Erschreknis.

4) Bezeigte sich mein Pferd ganz ungebärdig, welches eine alte untrügliche Anzeige ist, daß Gespenster vorhanden sind.

Und demnach wollte mir das Uebernatürliche, da ich mich ein wenig erholet, nicht in den Kopf. Vom Pferde zu steigen, schien mir, wenn eine Spizbüberei dahinter stäke, zu gefährlich. Ich muste wegen Amtsverrichtungen schlechterdings nach Hause; und über dieses hielt

ich

ich mir, zurüke zu reiten, ohne die Ursache dieser Erscheinung zu entdeken, für nachtheilig und schimpflich, und wegen des schmalen Grundes war auszuweichen unmöglich. In dieser Zerstreuung der Gedanken, womit ich etliche Minuten beschäftiget war, mag ich wohl etliche Fuhrmannsseufzer gethan haben. Ich nahm die Pistole heraus, um mich im Falle der Noth zu beschüzen. Da der etliche Schritte von dem Sarge hinter einem Baume sizende Mann, der den Sarg hergefahren, mich die Pistole heraus nehmen sieht, mag er glauben, ich sähe ihn, und wolle ihn schiessen. Er rufte mich deswegen an, ich möchte doch nicht so lärmen, er hätte nur ein wenig geruhet; schafte mir auch den Schubkarn mit dem Sarge sogleich aus dem Wege. So bald ich eine Menschenstimme hörte, beruhigten sich meine Sinne zimmlich. Denn ohnerachtet mir nicht in die Gedanken kam, daß es ein Gespenst wäre, so waren doch mein Geblüt und meine Lebensgeister in der grösten Wallung. Bei fernerer Untersuchung und Erkundigung erfuhr ich, daß ein Tischer aus der Stadt um diese Zeit den Sarg auf ein benachbartes Dorf, zu Beerdigung einer Leiche, geschikt hatte, und der Kärner hatte aus Bosheit, da er mich mit dem Pferde kommen hörte, den Sarg im Wege stehen lassen, und sich etliche Schritte davon hinter einen Baum gesezt. Wenn ich in dem ersten Schreken zurük geritten wäre, so hätte ich mich in dieser Furcht und Unordnung im nächsten Dorfe krank nieder gelegt, und also nach Hause bringen lassen; den neunten Tag aber, denn eher darf man Gespensterhistorien nicht entdeken, diese Begegnung erzehlet, und in den Druk gegeben, um diese Untersuchung davon den Gelehrten zu überlassen. Was meynen sie wohl, Herr Naturforscher! wenn sie einige Gespensterhistorien für natürlich halten, und die wahre Ursache entdeken, und also die Gespenstrei läugnen wollen, glauben sie wohl, daß sie mit allen ihren Gründen, und vernünftigsten Schlüssen, gegen die einem Arzte geschehene Erscheinung eines Sarges, und das einem Mathematico verständigen nächtlich erschienene Gespenst, mit der Verneinung der übernatürlichen Gespensterercheinung hätten bestehen, oder wider zwei dergleichen Exempel etwas einzuwenden sich unterstehen können? Also können diese Erzehlungen keine Mährchen seyn. Ein guter Cartesianer denkt, sensus fallunt. Ich wundere mich, daß diese gelehrten Herren im Carolino sich hierdurch der gelehrten Welt bekannt gemacht haben. So ernsthaft diese Historien im Anfange aussehen, so lächerlich ist mehrentheils das Ende.

D. J. G. M.

Das Andere ist eine ausserordentliche Gespenstergeschicht.

Es sind ohngefehr 3. Jahr, als der Dähnische Oberste Bretiole von seinem Könige hohe Ordre erhielt, ohne Verzug nach Rensburg einer in dem Hollsteinischen gelegenen Vestung sich zu begeben, um daselbst gewise geheime Abschichten auf das schleunigste zu bewerkstelligen, woran dem Könige sehr viel gelegen. Als er sich nun mit einem seiner getreuesten Bedienten auf den Weg machte, und wo es möglich fiel, die Nacht mit zu Hülfe nehmen muste; so fügte es sich, daß er wegen eines entsezlichen Ungewitters bei der dikesten Finsternis und schlimmen Wege sich entschliessen muste, in dem nächsten Dorfe einzukehren. Sein Diener muste voran reiten, und sich nach einem Wirthshause umsehen; Er fand zwar eine sogenannte armseelige Kneipschenke; Allein es war in selbiger alles so schlecht, daß dem Obersten beim ersten Anblike alle Lust vergieng, des Nachts über daselbst zu bleiben, zumal da der Wirth weder zu essen, viel weniger ein ordentliches Bett aufzuweisen hatte. Was war also zu

thun,

thun? Der Oberste erkundigte sich also bei dem Wirthe, ob denn kein Edelmann in diesem Dorfe sey? und als derselbige hierauf mit Nein! antwortete, wohl aber wäre ein rechter kluger und guter Pfarrherr allda, welcher eine neuerbaute und bequeme Wohnung habe. Der Oberster entschlos sich ganz kurz, bei demselben einzukehren, und den ehrlichen Priester um ein Nachtlager anzusprechen. Dieser Priester nahm ihn mit grossen Ehrenbezeigungen und von gutem Herzen auf, besonders, da er von dem Bedienten vernommen, daß er ein Oberster und zugleich ein Vertrauter des Königs sey, und daß er eben jezo in geheimen königlichen Angelegenheiten reisen müste. Er lies daher in aller Eil eine Abendmahlzeit zubereiten, so gut als es ihm möglich war, und bewirthete den Obersten im übrigen ganz wohl; Er war ein Mann, welcher Wissenschaften und Beredsamkeit genug besas, eine Gesellschaft mit angenehmen Gesprächen zu unterhalten. Dieses gefiel dem Obersten über die masen wohl, und diese beiden leereten unvermerkt einige Boutellien Wein aus, welche der Oberster bei sich führete, wovon sie so bered und lustig wurden, daß sie deren noch mehr anzapfeten, indem sie sich schon ein Spizgen getrunken hatten. Unter andern Gesprächen, so sie hielten, erzehlete dieser Geistliche dem Obersten, wie in diesem Dorfe ein altes wüstes Schlos gelegen, welches schon von vielen Jahren her von niemand bewohnet werden können, indem es der allgemeinen Rede nach von bösen Geistern besessen wäre, und keinen Menschen leiden wollte. Der Oberste, welcher niemals nichts von Gespenstern gehalten, wurde neugierig, dieses Schlos zu besehen, und bat den Geistlichen, er möchte so gut seyn, ihn eine Laterne anzünden zu lassen, und ihn auf besagtes Schlos begleiten, er müsse selbiges noch diesen Abend nebst dessen einwohnenden Gespenstern besehen. Der Geistliche erinnerte, daß solches nicht anders, als mit Verlust ihrer beiderseits Leben, geschehen könnte, und fügte hinzu, daß schon unterschiedene beherzte Leute sich unterstanden, des Nachts auf diesem Schlosse zu verbleiben, es ware aber keiner von allen diesen wieder an das Tageslicht gekommen, und man wuste nicht, wo sie blieben wären, also, daß man nicht anderst schliessen könnte, als daß sie von denen bösen Geistern weggeführet, und um das Leben gebracht worden wären. Der Oberste lachte hierzu von Herzen, und gab dem Geistlichen zu verstehen, es müste was anders hierunter verborgen liegen; Es wäre gar nicht wahrscheinlich, daß GOtt denen bösen Geistern so viele Freiheit und Gewalt liese, mit denen Menschen, als denen edelsten Creaturen unter der Sonnen, also umzugehen; der Teuffel sey mit Ketten der Finsternis gebunden, und könnte folglich mit des Menschen Leben nicht schalten und walten, wie er wollte; Und, damit der Herr Pfarrer sehe, fügte er mit einem eifrigen Thone hinzu, wie sehr ich von dieser meiner Meinung überzeuget bin, so will ich diese Nacht mit meinem Bedienten auf diesem besessenen Schlosse schlaffen, und will erwarten, was die Gespenster mit mir anfangen werden. Der Geistliche erwiederte, es würde dieses vielleicht nur des Herrn Obersten Scherz seyn, besonders, da ihm nicht die geringste Noth hierzu dringe, er wollte ihm in seinem Hause schon ein gutes Nachtlager zubereiten lassen, kurz er nahm alle seine Beredsamkeit zusammen, um ihn von diesem höchstgefährlichen Unternehmen abzurathen; Allein je mehr ihn der Geistliche davon abrieth, je mehr beharrete der Oberste auf seinem Vorsaze, und bat, er möchte ihm nur etwas Stroh und einige Betten nebst etlichen Lichtern geben, es könnte ihn nichts davon abhalten, hinter diese Gespensterhistorie zu kommen. Der Geistliche, als er sahe, daß es Ernst war, fieng an zu bitten, ja er bat wehmüthig, der Herr Oberste möchte bedenken, daß er nicht den geringsten Beruf habe, sich an einen Ort

zu wagen, wo der Teufel so geschäftig sey. Er stellte ihm vor, wie er nichts weniger als abergläubisch wäre, und wie er im Anfange von diesem besessenen Schlosse selbst nichts glauben wollen, doch hätte ihn die betrübte Erfahrung davon leider mehr als zu sehr überzeuget. Allein, alles war umsonst; Der Geistliche sahe sich in seinem Bitten unerhöret, und überwunden. Der Oberste bestund darauf, er müste diese Nacht auf dem Schlosse schlafen, und wenn der Herr Pfarrer sein Freund seyn wollte, so sollte er ihn durch seinen Knecht die verlangten Sachen auf das Schloss tragen lassen, sein Bedienter solle ihm helffen, er selber wollte voran gehen und die Laterne tragen. Was war zu thun? Der Priester muste sich ergeben, und fieng mit weinender Stimme an, dem Obersten zu sagen: Er wäre ausser aller Schuld, woferne ihm ein Unglük begegnen sollte; er wollte seine Hände mit Unschuld waschen, und an diesem Unternehmen nicht den geringsten Antheil haben. Der Oberste lachte zwar immer über den Eifer des Geistlichen, jedennoch aber machte ihm ein gewises Etwas in seinen Gedanken gleichsam stuzig und furchtsam. Aber, seine Ehrbegierde erstikte diese schüchternen Gedanken in ihm, und er trat die Reise nach dem Schlosse mit beherztem Muthe nebst seinem Bedienten und des Pfarrers Knechte, welche leztere beide die verlangten Sachen trugen, glüklich an. Der Oberste gieng mit einer Laterne voran, und der gutherzige Pfarrer segnete denselben noch ein, als er von ihm gute Nacht nahm, und bat denselben nochmals um GOttes Willen, er möchte sich ja in acht nehmen, und nicht etwa freveln, er hoffte und wünschte ihn Morgen wieder glüklich zu sehen; Das hoffe ich auch, antwortete der Oberste, der Herr Pfarrer ruhe indessen wohl. Der weichmüthige Geistliche war von Herzen betrübt, und schrie ihm nochmals nach: GOtt begleite sie, er streke seine Hand über sie aus, und bedeke sie mit seiner Gnade. Der Oberste bedankte sich vor den guten Wunsch, und eilete fort. Als sie an das Schloss kamen, sahen sie so gleich an der ersten Thüre zur rechten Hand eine Treppe, diese stiegen sie hinauf, allwo ihnen ein grosser Saal vorsties, worauf unterschiedene alte zum Theil verloschene Gemählde, auf beiden Seiten des Saals aber Thüren zu Zimmern zu sehen waren. Der Oberste gieng in beide zur Rechten und zur Linken hinein, um zu sehen, welches von beiden zu seiner Schlafstätte am bequemsten wäre. Er fand beide noch in zimmlichen gutem Stande, nur daß in selbigen nicht das geringste Hausgeräthe zu finden war. Er entschlos sich also, sein Bette in dem Zimmer zur linken Hand aufschlagen zu lassen, weil selbiges am nächsten bei der Treppe gelegen war. Der Bediente machte ihm das Bette, zündete auf Befehl seines Herren zwei Lichter an, und sezte sie auf einen alten Tisch, welcher noch im Zimmer stund, die Laterne aber behielt er bei sich, und sezte sie neben sein Lager hin, allwo er auf einem Küssen und auf einem Mantelroke schlafen wollte. Des Pfarrers Knecht sahe dieses alles nicht sonder Furcht und Schreken an, es überfiel ihn ein Schauer nach dem andern, also, daß er den Obersten und dessen Bedienten inständig bat, sie möchten ihn nur bis an die äusserste Thür des Schlosses mit der Laterne begleiten, er wäre sonst des Todes? Und es war an dem, daß ihm der Angstschweis im Gesichte ausbrach, wie ihm denn alle Glieder am Leibe zu zittern anfiengen. Der Oberste willigte in sein Begehren, lachte, und sagte zu dem Knechte: Es hat uns noch niemand gefressen, vermeldet eurem Herrn nochmals eine gute Nacht, und Morgen wollte ich ihm erzehlen, was mir diese Nacht geträumet, und was guts Neues auf dem Schlosse vorgegangen wäre. Hierauf stieg der Oberste mit seinem Bedienten die Treppe wiederum hinauf, verfügte sich in sein Zimmer an sein Bette, legte zwei scharf geladene Pistohlen, eines zu seiner Rechten, und das

an-

andere zu seiner Linken, und begab sich, den blosen Degen in der Hand haltend, zur Ruhe. Der Bediente that desgleichen, welcher sich denn ebenfalls mit nöthigem Gewehr versehen, und weil er auch einen Trunk mehr mochte zu sich genommen haben, als er sonst gewohnet war, so schlief er bald ein, und fieng gewaltig an zu schnarchen, da sein Herr hingegen beständig wachete. Es mochte ohngefehr um eilf Uhr seyn, als sich der Oberste niedergeleget hatte. Er war viel zu unruhig, als daß er hätte einschlafen können, und viel zu neugierig und aufmerksam, auf dasjenige, was sich diese Nacht über zutragen würde. Kaum war eine gute Stunde verflossen, als er ein ganz entsezliches Gepolter und Lermen hörete. Es war nicht anders, als wenn ein ganzes Regiment Soldaten mit Pferden und Waffen die Treppe hinauf marschirete, und ohnerachtet es sonst dem Obersten an gesetztem Muthe niemals fehlete, so stunden ihm die Haare dennoch bei einem so unvermutheten und donnernden Geräusche zu Berge. Er wekte sogleich seinen Bedienten auf, welcher vor Schreken halb tod war, der Oberste aber vermahnte ihn zur Standhaftigkeit, und sagte, er sollte unerschroken seyn, indem dieser Lermen gewis nicht von Gespenstern, sondern von bösen Menschen verursachet würde. Dieser abscheuliche Lermen daurete eine gute Weile, bis sich endlich dasselbe dem Schlafzimmer immer mehr und mehr näherte. Der Oberste fassete mit der rechten Hand seinen Degen, mit der linken aber seine Pistohle, und erwartete den Anfall dieses polternden Ungeheurs, um selbiges damit zu empfangen. Endlich eröfnete es die Thüre mit dem gröstem Ungestümm, und der Oberste lies bei dem greulichen Anblike vor Angst den Degen und das Pistohl aus der Hand fallen. Bei dem ersten Eintritte des Gespenstes löscheten sogleich beide Lichter auf einmal aus, und nunmehro fieng das Gespenste erst an dergestalt scheuslich auszusehen, daß dem Obersten der Angstschweis dabei ausbrach. Seine zwei feurigen und funkelnden Augen, welche so lodernd wie brennende Fakeln waren, blizeten dem Obersten bis in das innerste des Herzens hinein: das Gespenste war mit lauter Ketten gebunden, welche gleichfalls feurig waren, und machte ein unerhörtes Geklimpele und Gepraßele mit selbigen, dabei brüllete es wie ein ergrimmeter Löwe, und kam mit dem gröstem Ungestümm auf den Obersten hinzu gelauffen. Ueber seinem Schlafzimmer entstund zu gleicher Zeit ein gräfsliches Wüten und Toben; Es war nicht anders, als wenn hundert Stükkugeln hin und her gewälzet würden, wobei sich noch über dieses ein klägliches Heulen und Winseln hören liesse, als wenn tausend Hunde und Kazen oben wären. Unten an der Treppe war es, als wenn Pferde wiehreten; bald ruffete es gleich einer Wehklage, bald entstund ein Geplirre, als wenn Degenklingen aneinander stiessen, bald that es einen ganz entsezlichen Knall, als wenn eine Canone los gieng, bald aber hörete man ein ordentliches Glokenspiel, und als dieses ausgeschlagen hatte, so hörete man eine durchdringende Stimme ganz deutlich und vernehmlich ruffen: Victoria! Victoria! worauf alsobald eine grosse Stille entstund. Der Oberste lag vor Schreken wie tod auf seinem Bette, als sich das Gespenste zu ihm näherte, und ihn mit seinen Händen anpakte, welche ebenfalls ganz feurig waren. Es hatte ihn dergestalt gezwaket und geknippet, auch mit seinen an sich habenden Ketten zerstossen, daß er besonders an seinen Armen und Beinen grausame Schmerzen fühlete. Als dieses geschehen, verfügte sich das Gespenste zu dem daneben liegenden Bedienten, sties die Laterne weit von sich weg, daß das Licht darinnen auslöschete, und marterte denselben gleichfalls auf die empfindlichste Art, daß er mit vollem Halse an zu schreien und seine Seele GOtt zu befehlen anfieng. Hierauf gieng das Gespenste davon, und stieg eben mit

so grossem Lermen und Gepolter die Treppe hinunter, als es war herauf gekommen. Der Oberste lag ohne Verstand auf seinem Bette, und sein Diener schry und winselte so heftig, daß es jämmerlich anzuhören war, bis sich endlich der erstere einiger massen wiederum erholete, und seine Gedanken zusammen fassete. Dieses Gespenste, dachte er bei sich selbst, mus ohne Zweifel Fleisch und Beine haben, und vermuthlich wird es dir noch einmal erscheinen. Er überlegte und befand vor wohl gegründet, daß Hauen oder Schiessen bei diesem Gespenste nichts helffen würde; denn, sagte er bei sich, ist es ein Mensch, so wird es seinen Leib und alle Gliedmassen schon dergestalt vor Blei und Eisen verwahret haben, daß solches alles nicht haften, sondern umsonst und vergebens seyn wird; ist es aber ein sogenannter Geist, der weder Fleisch noch Beine hat, so ist es thöricht, daß man sich vornehmen will, ein uncörperliches Wesen zu erschiessen oder zu erstechen. Auf diesem gefunden Schlusse beharrete er, und nahm sich zugleich den festen Vorsaz, so bald dieses Gespenste wieder käme, so wollte er sich ein Herze fassen, und demselbigen bei seiner Rükkehr heimlich auf dem Fuse nachgehen. In diesen Gedanken bestärkte er sich dermassen, daß er feste beschlos, selbige auszuführen, es möchte auch kosten was es wolle. Was geschahe? Es war ohngefehr eine Stunde vorbei gegangen, so hörete er das Gespenste wiederum die Treppe hinauf tappen als wie zuvor. Der Oberste wiederholete seinen Vorsaz, und nachdem es ihn und seinen Diener wiederum von neuem auf das grausamste gemartert, rasete selbiges zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter. Der Oberste ermunterte sich, nahm seinen Degen in die eine, das Pistohl aber in die andere Hand, und schlich ihm ganz leise auf dem Fus nach. Die feurigen Augen des Gespenstes dieneten ihm statt der Laterne: zu seinem gröstem Glüke sahe sich selbiges nicht um, und als es die Treppe hinunter war, kamen sie in einen langen Gang; kaum waren sie sechs Schritte gegangen, so verschwand das Gespenste vor seinen Augen, ohne daß er begreifen konnte, wo es hingekommen wäre. Da stund er nun abermals voller Furcht und Hofnung; er getrauete sich nicht einen Schritt weiter zu thun, denn alles war stokfinster um ihn herum, und er wuste sich in der Angst nicht zu entschliessen, ob er wiederum zurüke kehren oder einige Schritte weiter gehen sollte. Er hatte beim Hinuntersteigen viele andere Personen vor seinem feurigen Gespenste hertappen hören, welche aber in diesem fürchterlichen Gange alle verschwunden waren; doch ehe dieses leztere unsichtbar wurde. Seinen Diener hörete er von oben herunter ohne Aufhören auf das kläglichste Heulen und Winseln; er schrye mit heller Stimme: Ach! mein armer Herr, wie wird es doch meinem Herrn ergehen! Ach! barmherziger GOtt! hilf doch nur diesesmal ihm und mir aus diesen Nöthen; Dieser erbarmenswürdige Zustand des Dieners gieng dem Obersten bei nahe mehr zu Herzen, als er sich um das Gespenste bekümmerte. Er ergrimmete bei sich selbst, und fassete ohne fernes Bedenken den verzweifelten Vorsaz in diesem finstern Gange so lange fort zu gehen, bis er das Ende davon fände, und sich weder vor dem Teufel noch vor seinen ungeheuren bösen Geistern zu entsezen. Er gieng; kaum aber war er einige Schritte gegangen, so fiel er zu seinem Erstaunen in eine Gruft hinunter, und weil er den Hahn an seinem in der Hand haltenden Pistohle aufgezogen, so gieng selbiges los, und verursachte einen entsezlichen Knall. Er hatte noch so viel Gedanken, daß er mit denen Händen um sich grif, und merkte, daß es Stroh und Heu seyn muste, worauf er gefallen wäre. Der Knall von dem losgegangenen Pistole war von denen gespensterischen Innwohnern dieser unterirrdischen Mordhöle mehr als zu sehr gehöret worden. Der Oberste, der sich nach und nach von

sei-

seinem Schreken widerum erholet hatte, sahe alsbald vier grose starke Kerls mit Lichtern in der Hand auf ihn los kommen, und muste nun erwarten, wie selbige ihn in ihrer Behausung bewillkommen würden; Verwegner Hund! brüllete ihn der eine an, was unterstehest du dich, an einen Ort zu kommen, wo niemand seyn soll, als wir nur alleine? Die Gespensterfurcht war also glüklich überstanden, und der Oberste sahe mehr als zu wohl, daß er nunmehro mit boshaftigen und grausamen Menschen würde zu thun haben müssen. Sie verfuhren mehr als grausam mit ihm. Die vier unbändigen Kerls fasseten ihn ohne Barmherzigkeit bei den Armen an, und führeten ihn wie die Henkersknechte in ein Zimmer, allwo mehr als zwanzig Personen an einem Tische sassen, welche zum Theil sehr ehrbar und von vornehmen Stande zu seyn schienen. Das Zimmer war ganz niedlich, und mit schönem Hausgeräthe versehen, und mit den kostbarsten Tapeten ausgeputzet, so, daß der Oberste nicht wuste, was er von diesen artigen Gästen urtheilen, viel weniger, wie er sich aus der ihm obschwebenden Gefahr retten sollte. Es sahe ihn einer nach dem andern mit steifen Augen in das Gesichte, und es schien, als ob sie über seine Gegenwart eben so sehr bestürzt wären, als der Oberste über die ihrige. Endlich nahm einer unter ihnen, welcher vermuthlich unter ihnen das Oberhaupt seyn muste, mit einer ernsthaften Mine das Wort, und redete ihn folgender masen an: Was vor ein Frevel hat dich, tollkühnen Hund! bewogen, in dieses Schloss zu kommen? hättest du nicht glauben sollen, daß du dergleichen Vorwiz mit deinem Leben bezahlen müsseſt? du sollst in kurzem erfahren, wie wir diese Verwegenheit bestrafen. Bereite dich nur zu deinem Tode, denn du must ohne Barmherzigkeit sterben. Sterben? versezte der Oberste mit einem standhaften und gesezten Thone. Ich schwöre euch bei dem Könige, meinem Herrn, daß euch mein Tod theurer zu stehen kommen soll, als mein Leben. Führet mir diesen trozigen Hund weg in das bewuste Behältnis! schrie das Oberhaupt dieser unbarmherzigen Unthiere mit erzürnter Stimme, wir wollen sein Todesurtheil fällen, er mus sterben. Die vier oberwehnte Kerls pakten ihn so gleich mit Gewalt an, und führten ihn in ein finsteres Loch, welches jedoch nicht weit von dem Zimmer, allwo man ihn weggeführet hatte, entlegen war, und schlossen die Thüre hinter sich zu, worbei sie zur Vorsicht noch einen eisernen Riegel vorschoben und davon giengen. Der Oberste hatte nun Zeit, in diesem seinem Gefängnisse zu überlegen, wie er der Wuth dieser teuflischen Mörder und höllischen Tyger entgehen könnte. Die Sache war vor ihn so verzweifelt als gefährlich, und alle Mittel zur Rettung schienen nunmehro verschwunden zu seyn. Als er nun in so tiefsinnigen Gedanken stund, wurde er ohngefehr eines Scheins von einem Lichte gewahr, und befand, daß solcher Schein durch das runde Loch der Thüre des Gefängnisses hinein gefallen. Dieses Loch machte er sich alsbald zu Nuze, besonders da er zuweilen vernehmen konte, daß in dem Zimmer, wo seine Richter versammlet sassen, sehr stark und hizig geredet, und bei nahe gezanket wurde. Er legte dahero sein Ohr ganz leise an dieses Loch, und konnte vermittelst desselben alles ganz genau verstehen, was in dem Zimmer geredet wurde. Er vernahm, daß die Herrn Urtheilsverfasser untereinander selbst nicht einig waren, über die Art des Verfahrens, so man mit ihm vornehmen wollte. Einige behaupteten mit dem grösten Amtseifer, man möchte ihm nur gleich das Leben nehmen; andere hingegen wollten vor sicherer und zuträglicher halten, wenn man ihn nach scharfer Bedrohung und abgelegtem harten Eidschwure seiner Wege gehen liess. Endlich that einer unter diesen Rechtsgelehrten den Vorschlag; Man könnte sich eher zu nichts gewises entschliesen, bis man den Delinquenten nochmals genau

verhöret und alle Umstände von ihm ausgeforschet, wer er sey? was er allhier zu verrichten? und was ihn bewogen, sich in dieses Schloss zu wagen? Alsdenn könnte man sein Urtheil nach Beschaffenheit der Umstände mit mehrerem Grunde sprechen. Dieser kluge Ausspruch wurde alsbald von allen gebilliget, und man ertheilte Befehl, den Obersten ohne Verzug zur Verhör zu bringen. Dieses alles hatte der arme Gefangene durch das Loch mit angehöret, welcher nunmehro die schönste Hofnung schöpfete, daß er noch mit dem Leben davon kommen könnte. Er überlegte kurz, was er auf die vorgelegten Fragen antworten wollte, und sahe allzuwohl ein, daß böse Worte hier nichts helfen würden; weswegen er sich denn einmal vor allemal entschlos, seine gestrengen Richter durch Höflichkeit, gute Worte und vernünftige Vorstellungen zu gewinnen, um dadurch sein Leben zu erhalten. Man führete ihn also, gegebener Ordre gemäs, alsbald wiederum vor Gericht, und fragte ihn: wer er wäre? Er antwortete mit einer bescheidenen und ernsthaften Mine, daß er der Oberste, und der Freiherr von Bretiole, in Königlichen Dähnischen Diensten, und ein Vertrauter von Ihro Majestät sey, die ihn in geheimen Angelegenheiten, welche von höchster Wichtigkeit wäre, nach der Festung Rensburg geschikt; desgleichen daß er seine Güter theils in Jütland, theils ohnweit Coppenhagen liegen habe. Er erzehlte ferner, wie ihn das üble Wetter genöthiget, in diesem Dorfe zu bleiben, und da er in dasiger Schenke keine Bequemlichkeit gefunden, so hätte er den Priester dieses Orts um eine Nachtherberge angesprochen, welcher ihn auch sehr wohl aufgenommen und bewirthet. Sie hätten von unterschiedenen Sachen zu reden Gelegenheit genommen, um sich der Zeit zu verkürzen; unter andern hatte ihn der Priester auch von diesem wüsten Schlosse viele Wunderdinge erzehlet, und mit vielen Betheurungen hinzu gefüget, daß selbiges von Gespenstern und bösen Geistern von langen Zeiten her besessen gewesen; Es hätten sich auch unterschiedene beherzte Manner dahin gewaget, um des Nachts daselbst zu verbleiben, ihr Frevel aber wäre dermasen bestrafet worden, daß sie selbigen sonder Zweifel mit dem Leben büssen müssen, indem man weder von den ersten noch von den leztern niemals weiter etwas vernommen, woraus man denn allem Ansehen nach schliessen können, daß sie von denen bösen Geistern, welche dieses Schlos besäsen, müsten weggeführet und getödet seyn worden. Diese Erzehlung, redete der Oberste weiter fort, machte mich neugierig, dieses Schloss zu besehen, und da ich niemals nicht viel von der Wahrheit der Gespenster gehalten, so entschlos ich mich, ohne ferneres Bedenken, auf diesem Schlosse des Nachts mein Lager aufzuschlagen und zu erwarten, was die Gespenster mit mir anfangen würden. Der ehrliche Priester warnete mich für Unglük, und stellete mir die Exempel anderer vor; Allein, dieses alles war nicht vermögend, mich von meinem gefasseten Vorsaze abzuhalten, ich gieng, und bin endlich bis hieher zu meinen Herren gekommen, auf deren Aussprüche nunmehro mein Leben oder Tod beruhet. Doch ich seze den Fall, daß meine Herren mir das Leben nehmen, so bin ich weg, und weis nichts mehr davon, daß ich da gewesen bin. Ich gebe denenselben aber reiflich zu überlegen, ob ihnen mein Leben oder Tod mehr Gefahr bringe. Ich meines Orts glaube das leztere. Ich habe ihnen bereits gesagt, daß ich hohe Königliche Ordre bei mir habe, welche der Oberste so gleich aus seiner bei sich habenden Brieftasche hervor zog, und ihnen solche einhändigte, wie sie solches an dem vorgedrukten Königlichen Siegel erkennen werden. Es ist an der Beschleunigung dieser Ordre mehr gelegen, als an meinem Leben, sezte er hinzu; Gesezt nun, man nimmt mir hier das Leben, so werden sich meine Herren dadurch in weit grössere Gefahr sezen, als wenn sie mir

solches schenken. Der Priester dieses Dorfs weis von der Sache, daß ich auf diesem Schlosse mein Nachtlager aufgeschlagen, und der König mein gnädigster Herr wird gewis nicht ruhen, bis er entdeket, wo ich hingekommen, und wie es mir ergangen sey, und sollte er auch dieses ganze Schloss zerstöhren und umwühlen lassen. Würde man alsdenn nicht ihre unterirrdische Gesellschaft entdeken? Würden meine Herren alsdenn nicht in ihren Verrichtungen, davon ich zwar zur Zeit nicht das mindeste weis, gestöret, und zwar auf das empfindlichste am Leben gestraft werden? Ich gebe ihnen solches zu überlegen. Sie sehen, daß ich ein Cavalier bin, und ich zweifele nicht, daß unter ihnen, allem Ansehen nach, ebenfalls auch Personen meines Standes, und von eben solcher Grosmuth, ja von noch weit grosmüthiger Seele sind, als ich. Wollen sie mir nun, als einem Cavalier trauen, so gebe ich ihnen mein theures Wort, daß, woferne sie mir das Leben schenken, ich dieses Geheimnis, welches ich von ohngefehr allhier bei ihnen zu meinem Unglük entdeket, ewig in meinem Herzen vergraben halten will. Ich verpflichte mich, solches bis an mein Ende redlich zu verschweigen, und mit in mein Grab zu nehmen. Zweifeln sie an diesen Worten, so will ich mich auch allenfalls zu Ablegung eines Eides anheischig machen; doch mus mein einmal gegebenes Wort von eben dem Nachdruk als der theuerste Eidschwur seyn. Dieses alles sagte der Oberste mit einer so gesezten und grosmüthigen, doch dabei sehr freundlichen und leutseligen Mine her, daß sich seine Zuhörer alle darüber verwunderten, und es gewann das Ansehen, als wenn die meisten darunter ihm dadurch geneigt worden, und das Urtheil in ihrem Herzen schon gemindert hätten. Es sahe einer den andern an, und keiner wollte den Anfang machen, darauf zu antworten, bis endlich einer von dieser ehrwürdigen Gesellschaft mit einer sauren und trozigen Mine in diese ausdrukliche Worte ausbrach: Ich meines Orts halte davor, dieser Mensch will uns allerseits durch seine beredte Zunge einschläfern, und bei sehenden Augen blind machen. Mein Rath ist, man zaudere nicht lange, sondern thue ihm sein Recht, und nehme ihm ohne Verzug das Leben. Noch zwei andere pflichteten diesem Vorschlage bei, und suchten selbigen mit unumstöslichen Gründen zu behaupten; die übrigen aber schienen zimlich geneigt vor das Leben des Obersten zu seyn. Man gab denen aufwartenden vier Bedienten abermals Befehl den unschuldigen armen Sünder bis auf weitere Ordre in sein voriges Gefängnis zu führen, welches auch alsbald geschahe. Der Oberste nahm seine Zuflucht abermal zu dem vorhin entdekten Loche in der Thüre des Gefängnisses, und war höchst begierig, was man ihme nunmehro vor ein Endurtheil sprechen würde. Er hörete mehr als zu wohl, wie sie scharf untereinander stritten, und dankte dem Himmel, da er hörete, daß die meisten unter dieser Rotte auf seiner Seite waren. Endlich fasseten sie den Entschluss, man wollte ihm das Leben schenken, man sammlete hierzu die Stimmen, und da sie sich am Ende alle ohne Ausnahme zu diesem Antrage bequemeten: Daß man den Obersten in Ansehung seines vornehmen Standes, desgleichen wegen der wichtigen Königlichen Ordre, und endlich wegen seines guten ehrlichen Ansehens und gegebenen Cavalierparole, frei und ledig sprechen wollte, jedoch unter der Bedingung, daß er zuvorhero zu Erfüllung seines Versprechens den ihme vorgeschriebenen Eidschwur ablegen sollte; so wurde abermals von neuem Befehl ertheilet, den Fremden aus seinem Gefängnisse hervor zu bringen. Wer war froher als der Oberste, als er dieses Urtheil nur von weitem sprechen hörete. Man holete ihn aus dem Gefängnisse, und er trat seinen Richtern mit freimüthigem und freudigem Geiste unter die Augen. Man publicirte ihm sodann sein

Ur-

Urtheil, händigte ihm seine Königliche Ordre wiederum unbeschädigt ein, und nachdem er sein gegebenes Cavalierversprechen in Ansehung eines ewigen Stillschweigens, von allem, was er gesehen und gehöret, nochmals ernstlich widerholen, auch den ihm vorgelesenen Eidschwur würklich ablegen müssen, so gab man ihm auf das höflichste seinen Abschied; Zwei von denen Bedienten begleiteten ihn bis in den Gang, allwo er im Finstern hinunter gegangen war, nur aber führeten sie ihn durch eine verborgene Thür an die Treppe, wo er dem Gespenste nachgefolget, alsdenn verliessen sie ihn unter nochmaliger Verwarnung, er möchte seinen Eid auch treulich und unverbrüchlich halten, wo nicht, so würde man sich nachdrüklich an ihm zu rächen suchen. Der Oberste dankte dem Himmel, der ihn so gnädig aus dieser Todesnoth errettet, und eilete die Treppe hinauf, um zu sehen, wo sein getreuer Bedienter geblieben; Diesen fand er auf seinem Bette in vollem Schweise liegend. Der Tag war schon zimlich angebrochen, und als dieser treue und bedrängte Diener seinen Herrn wiederum unverlezt erblikte, sprang er von seinem Lager auf, und umarmete ihn vor Freuden. Der Oberste lies sich von alle dem, was geschehen, nicht das geringste merken, sondern sagte seinem Diener, daß er, als er dem Gespenste nachgeschlichen, sich unten in einem Gange verirret, und sich nicht wiederum zurechte finden können, allwo er so lange verziehen müssen, bis der Tag angebrochen, das Gespenste aber sey alsbald verschwunden, und hätte sich nachgehends nicht wieder bliken lassen. Hierauf verfügten sie sich beide aus dem Schlosse, und waren froh, als sie die Pfarrwohnung erreicheten. Der Priester hatte vor Warten derer Dinge, die da geschehen seyn würden, die ganze Nacht nicht schlafen können; er empfieng den Obersten sehr freundlich, und fragte ihn auf das begierigste, wie es ihm ergangen? Der Oberste erzehlete alles, was ihm begegnet wäre, ausser demjenigen, so ihm in der unterirrdischen Höle zugestossen, welches alles er angelobter massen auch beständig auf seinem Herzen verschwiegen gehalten. Endlich reiseten sie davon, nachdem der Oberste dem Pfarrer ein Andenken, welches in einer silbernen Uhr bestund, vor seine gute Bewirthung hinterlies, die der Priester auch mit Vergnügen annahm, und davor tausend Seegen auf den Weg wünschte. Diese Gespenstergeschichte würde der Oberste auch noch keinem Menschen anvertrauet haben, woferne derselbe nicht auf eine besondere Art darzu berechtiget worden. Nach Verlauf ohngefehr eines Jahres; als der Oberste, welcher noch über dieses zum Zeichen ausserordentlicher Gnade von dem Könige den Titel eines geheimbden Raths erhalten, als selbiger, sage ich, auf seinen in Jütland gelegenen Gütern sich befand, und einige von dem benachbarten Adel einsmals zu Gaste hatte, so rufte ihn ein Bedienter von der Tafel, und meldete, daß ein Reitknecht vor dem Hofe halte, welcher drei Hand-Pferde bei sich habe, und mit dem Herrn geheimbden Rath selbst zu sprechen verlange. Der Oberste stuzete anfangs, und das Blätgen entfiel ihm gleich, daß es mit diesem Abgesanden nicht eben allzurichtig zugehen möchte. Doch entschlos er sich alsbald, nebst seinen Bedienten hinaus zu gehen, um sein Begehren zu vernehmen. Der Reitknecht händigte ihm ohne Verzug einen Brief ein mit dem Zusaze, daß ihm einige bekannte Cavaliere dieses Geschenke hiermit überschikten. Er gab dem Bedienten zwei ganz auserlesene Castanienbraune Hengste bei dem Zügel zu halten, und flohe mit seinen Pferden als ein Vogel darvon. Der Oberste voller Verwunderung, eröfnete den Brief alsbald, und fand in selbigem ein sauber geprägtes neues Goldstük, welches ohngefehr zwanzig Ducaten wiegen mochte. Der Brief aber war, so viel ich mich noch ersinnen kan, folgendes Innhalts:

Gros-

Grosmüthiger Cavalier.

Hiermit wollen wir Dieſelben ihres gegebenen Wortes und uns gethanen theuren Eides gänzlich entlaſſen. Wir können Dero Grosmuth nicht genugſam bewundern, die ſie in Anſehung einer klugen Verſchwiegenheit an den Tag geleget. Unſere Geſellſchaft hat ſich aus der unterirrdiſchen Höle von dem bekannten Schloſſe wegbegeben, und das Geheimnis hat hiermit ſein Ende. Beikommende Münze wird ihnen ein Licht geben, was unſere Verrichtungen daſelbſt geweſen; und da ſie keinen unter uns weder von Stande noch von Namen kennen, ſo iſt es ein deſto gröſſer Vergnügen vor uns, daß wir die Ehre haben, einen Cavalier von ſo guten Eigenſchaften und redlichem Gemüthe mit beikommenden zwei Pferden zum Zeichen unſerer Erkänntlichkeit aufzuwarten. Wir verbleiben

Deroſelben

allezeit ergebenſte Diener und Freunde,

die ſämmtliche bekannte ehemalige unterirrdiſche Geſellſchaft.

Nunmehro war der Oberſte von ſeinem ſchweren Eide entlediget; Er lies indeſſen die geſchenkten ſchönen Pferde in den Stall führen, verfügte ſich wiederum zu ſeinen lieben Gäſten, zeigte ihnen den Brief, wie nicht weniger die dabei befindliche Münze, wie auch die zwei unvergleichlichen Caſtanienbraunen Hengſte, und erzehlete denenſelben dieſe ganze Geſchichte von Anfange bis zum Ende, ohne den geringſten Umſtand davon wegzulaſſen. Die Geſellſchaft vergnügte ſich nicht wenig darüber, und man konnte nunmehro ohne vieles Nachſinnen errathen, daß dieſe Geſpenſter falſche Münzer geweſen ſeyn müſten.

Von dem Nieſſen, und was daſſelbe in und auſſer Krankheiten zu bedeuten habe?

§. 1.

Was das Nieſſen ſey, iſt zwar zur Gnüge bekannt, und wie es zugehe, haben auch bereits die Arzneigelehrten erwieſen. Doch da ich von deſſen Bedeutung nicht deutlich gnug reden, oder meinem Leſer überzeugen kan, wenn er die Art und Weiſe, wie es geſchieht, nicht recht verſtehet: ſo will ich um beſſerer Ordnung willen, daſſelbe zuförderſt hier kürzlich erklären.

§. 2

Wir ſagen, daß jemand nieſe, wenn er wider Willen auf einmal tief Athem holen, und darauf alſobald die eingezogene Luft mit ſtarker Erſchütterung der Bruſt durch Mund und Naſe geſchwind wieder von ſich ſtoſſen mus. Und von dieſem ſchnellen und ſtarken Ausſtoſen der eingezogenen Luft entſtehet auch das mit dem Nieſen verknüpfte ſtarke Geräuſch. Denn wenn die eingeſchloſſene Luft aus der Luftröhre in

die verschiedenen Oefnungen des Mundes und der Nase mit Gewalt eingetrieben, daselbst verschiedentlich gebrochen, und von da, als aus einem engern Raume in einen weitern mit starker Kraft behende ausgeblasen wird; so kan es nicht anders seyn, als daß ein starker Schall entstehen mus; wie wir em Beispiel davon an den Sprachröhren und an den künstlich verfertigten Schallgemächern wahrnehmen, welche deutlich gnug zeigen, daß der Schall durch die öfters gebrochene Luft vormehret werde.

§. 3.

Alleine hier fragt sichs, was vor Theile eigentlich beim Niesen in Bewegung gerathen, und dazu beitragen? Dieses nun zu erweisen, nehme ich hier aus der Zergliederungskunst als bekannt an, daß die innern Hölungen der Nase und alle Gänge des untern beinernen Hauptheils mit einer empfindlichen, und zu Absonderung einer schleimigen Feuchtigkeit geschikten Haut überzogen sind, wodurch wir nicht nur die von aussen in die Nase gebrachten riechbaren Theile durch den Geruch empfinden, sondern auch denjenigen zähen Schleim, den wir Roz nennen, auszuwerfen pflegen. Gleichwe aber keine Empfindung im menschlichen Cörper anders, als vermöge der Nerven und deren Spannung geschiehet: so bekömmt auch diese besagte empfindliche Haut von dem zweiten Aste des sogenannten fünften Nervenpaares (á secundo ramo quinti paris) verschiedene nervigte Zweige, welche ihr das Vermögen zu empfinden mittheilen, und wenn sie beim Niesen erreget werden, die Auspressung des Schleims befördern helffen, der auch von selbsten öfters darauf besser abfliest, wenn ihre Spannung nachläst. Da aber zugleich die nach der Brust und zwischen den Rippen hinabgehende Nerven ebenfalls von dem gedachten fünften Nervenpaare abstammen, und also genau mit einander verbunden seyn: so ist es daher nicht zu verwundern, daß bei entstandener Bewegung in der Nase und den nervigten Häuten derselben, die Brust zugleich erschüttert, und das Zwerchfell mit beweget wird.

§. 4.

Hieraus folgt nun, daß alles dasjenige, was die nervöse Membrane in der Nase berühren, und sie in eine zitternde Bewegung sezen kan, zugleich auch das Niesen erreget; wie wir insonderheit an dem Schnupftabac, als einem heut zu Tage sehr gewöhnlichen Nasenpulver sehen, oder alsdenn wahrnehmen, wenn die Nase von aussen gekützelt wird. Ja, wir erkennen auch hieraus, daß es seinen guten Grund habe, wenn man in Ohnmachten, Schlafsucht und andern dergleichen Krankheiten, allerhand stark riechende Dinge vor die Nase hält, um sowohl in der empfindlichen Haut derselben, als in den

übri-

übrigen damit verknüpften Nerven eine Bewegung zu machen, und dadurch den schwachen Trieb des Bluts zu befördern. Alleine, es kan sich auch das Niesen ohne äuserliche Ursachen ereignen, wovon ich jezt eigentlich handeln will, wenn nemlich das Geblüte stärker nach dem Haupte getrieben wird, und allda schwerer circuliret; da es denn nicht nur an sich durch seine Pressung eine vermehrte Empfindlichkeit in der Nase verursachet, sondern auch leichte die schleimige Feuchtigkeit häufiger von sich läst, welche hernach die nervöse Haut in der Nase theils drüket, theils aber, wenn sie nach und nach scharf wird, gelinde prikelt, und zum Niesen Anlas gibt, worauf sie selbst hernach häufiger abzufliesen pflegt (§. 3.) Dieses sehen wir unter andern am Schnupfen, welcher dieserwegen gemeiniglich ein öfters Niesen zum Vorgänger hat, oder damit begleitet wird: niemand aber wird hoffentlich in Zweifel ziehen, daß derselbe einen stärkern Trieb des Bluts nach dem Kopfe, und eine darauf erfolgte stärkere Absonderung der schleimigen Feuchtigkeit zum Grunde habe; sintemal die Erfahrung zur Gnüge bestätiget, daß er meistentheils bei kalt-feuchter Luft durch Erkältung, sonderlich aber der Füsse, zuwege gebracht wird. Wie aber in dem Schnupfen der von dem Blute abgesonderte Schleim, wenn er nach und nach einige Schärfe annimmt, die empfindliche Haut in der Nase reizen, und zum Niesen bewegen kan: also kan dieses ebenfalls auch alsdenn geschehen, wenn derselbe schon vorhin scharf und angreifend ist, wie wir insonderheit bei denjenigen warnehmen, die ein scorbutisches Blut und scharfe Säfte haben.

§. 6.

Doch, ich trete nunmehro näher zu meinem Zwek, und betrachte, was das von selbst entstandene Niesen bedeute? Dieses pflegt sich sonderlich öfters in Kopfwehe einzufinden. Ereignet es sich nun bei feuchten oder solchen Personen, die vorher in der Nase troken gewesen, und von verhinderten Abgange des übrigen Schleims ihre Beschwerung bekommen haben: so ist alsdenn, weil derselbe gemeiniglich darauf besser abfliesset, allerdings eine Erleichterung der Schmerzen zu versprechen. Eben dieses gilt auch von andern Kopfbeschwerden, als Schwindel, Ohrenbrausen, schweren Gehör, blöden Augen und dergleichen, wenn sie von vieler und zurük gehaltener Feuchtigkeit herrühren; indem diese theils solchergestalt abgezogen, theils auch durch die mit dem Niesen verknüpfte Erschütterung die natürliche Spannnung der Nerven einiger masen wieder hergestellet wird. Es pflegen daher die Aerzte in solchen Fällen vielfältig mit gutem Nuzen allerhand Niespulver zu verordnen, und also dadurch den schleimigen Unrath aus dem Kopfe abzuziehen, wenn sol-

ches die Natur selbst zu thun nicht vermag. Ja da das Niesen vielfältig den Schnupfen anzeiget; (§. 4.) dieser aber, wenn er in seiner Maasse bleibet, ausser den bereits erwehnten Haupt-Krankheiten, annoch sehr viele andere, und zwar vornemlich gefährliche Brust- und Flusfieber glüklich von uns abwendet: so mus also das Niesen so ofte, als es einen heilsamen Schnupfen bedeutet, etwas gutes prophezeien. Und es ist dahero nicht zu verwundern, warum es fast zur allgemeinen Mode geworden ist, daß einer dem andern dieser guten Bedeutung wegen bei dem Niesen Glük wünschet; ingleichem warum man im gemeinen Sprüchworte zu sagen pflegt, daß die Juden denen Christen, und die Franzosen denen Teutschen den Schnupfen, als etwas gesundes, misgönnen.

§. 6.

Eine andere Beschaffenheit hingegen hat das Niesen, wenn ein dikes und mit weniger Feuchtigkeit versehenes Blut nach dem Kopfe stärker, als gewöhnlich hingehet, und weder der oben gedachte Zwek, wegen Abfluss der Feuchtigkeiten aus der Nase kan erhalten, noch auch der Ueberfluss desselben durch Nasenbluten kan gemindert werden. Denn so bezeugen viele Exempel, daß bei alten vollblütigen Personen das öftere Niesen einen betrübten Vorbotten eines erfolgten Schlag- oder Lähmflusses abgegeben hat, weil durch solche Erschütterung des Haupts das Blut sodann noch mehr dahin ist getrieben, und entweder ein Blutgefässe im Gehirne zerrissen, oder durch die in Menge abgesonderte Feuchtigkeit der Ursprung der Nerven ist gepresset, mithin also dergleichen Uebel erreget worden. Gleichergestalt hat man verschiedentlich angemerket, daß bei denen, die mit der bösen Noth befallen sind, das Niesen nicht selten einen neuen Anfall davon zu erkennen gebe; indem es alsdenn einen stärkern Zugang des Bluts nach dem Haupte anzeiget, ohne welchen kein neuer Paroxysmus entstehen kan. Nicht, weniger pflegt auch das bei alten und feuchten Personen entstandene viele Niesen, wenn es ohne nachfolgenden Abfluss der Feuchtigkeit geschiehet, bisweilen eine Anzeige zu seyn, daß eine Schlafsucht, oder ein Verlust des Geruchs entstehen werde; weil nemlich die übrige Feuchtigkeit im Kopfe sitzen bleibet, und theils das Gehirn und die Nerven presset, theils auch die empfindliche Haut in der Nase, durch welche wir riechen sollen, allzuschlapp macht, da denn im ersten Falle, wenn zumal die übrigen Umstände mit übereinstimmen, gerne schlafsüchtige Zufälle erfolgen, im andern aber der Geruch abnimmt.

§. 7.

Sonst pflegt man auch wahrzunehmen, daß bei Leuten, die zur Gicht, Podagra, und allerhand Arten schmerzhafter Flüsse geneigt seyn, das starke Niesen vielmals einen neuen Anfall dieser Krankheiten andeute, und zwar ohne Zweifel deswegen, weil alsdenn das Niesen von vielen salzigen und scharfen Theilen, die von dem Geblüte abgesondert werden, zeuget. Denn da doch alle diese Krankheiten ein scharfes und unreines Blut voraus sezen: so sieht man alsdenn daraus, daß es von neuen mit vieler Schärfe angefüllet sey; weil sich von demselben auch in der Nase viele solche Partikeln absondern, welche das Niesen erregen. Eben so hält man es auch öfters vor kein allzu gutes Zeichen, wenn die Patienten im Anfange der hizigen und bösartigen Fieber viel niesen; indem zu besorgen ist, daß sehr viele Schärfe auf den Nerven

sizet,

sizet, die solche wohl gar zu heftigen krampfhaften Bewegungen reizen könnte, welche auch nicht selten erfolgen. Ja es versichern uns einige Schriftsteller, daß auch in der Pest das oft wiederholte Niesen manchmal ein Merkmal gewesen sey, daß gesunde damit gleichfalls würden befallen werden, und daß man ihnen deshalb ein wohlgemeintes GOtt helffe! zuzurufen Gelegenheit genommen habe. Im Gegentheil aber ist es in Abnahme der Krankheiten, und wenn die Patienten vorher wie im Traume und tiefen Schlafe gelegen haben, billig als ein Kennzeichen einer zu hoffenden Besserung und guten Natur anzunehmen, wenn sie bisweilen niessen, und ihre noch übrig behaltene Empfindlichkeit zeigen; welches nicht minder auch nach überstandenen Ohnmachten statt findet.

§. 8.

Ausserdem läst das von selbst entstandene Niesen bei vollblütigen und zum Nasenbluten geneigte Personen nicht ohne Grund muthmasen, daß sich bald wieder dergleichen einstellen werde; daher sie auch gemeiniglich vorhero über ein Griebeln in der Nase zu klagen pflegen. Wenn aber dieses mit, oder ohne Niesen, bei Kindern ofte gespühret wird; so kan man, wenn anderst einige sonst gewöhnliche Merkmale zugleich mit zugegen sind, nicht undeutlich daraus schliessen, daß nagende Würmer in den Gedärmen stecken müssen; oder es pflegt auch bei noch saugenden Kindern starkes Bauchgrimmen anzuzeigen. Gleichwie nun in diesem Falle, das in den nervösen Häuten der Gedärme erregte schmerzliche Ziehen, bis zu den Nerven der Nase fortgepflanzet, und solchergestalt ein Griebeln in derselben, oder ein würkliches Niesen zuwege gebracht wird: also ereignet sich auch dergleichen bisweilen bei empfindlichen erwachsenen Personen in der Colic, Seitenstechen und andern Krankheiten, wo die Nerven schmerzhaft angegriffen werden. Wenn sich aber ein Niesen dabei öfters einfindet: so ist es alsdenn in der That eine Anzeige, daß der Krampf und Schmerz, weil er sich auch auf entlegene Theile, als die Nase ist, erstreket, sehr stark sey, und daß man auf dessen Linderung um so mehr bedacht seyn müsse.

§. 9.

Bei schwangern Personen, die leicht unzeitige Geburten machen, hat man bei vielen und heftigen Niesen vielmals nicht ohne Ursache zu beförchten, daß von neuem etwa eine unreife Frucht zur Welt kommen mögte; da hingegen das Niesen, wenn es nicht übermäßig ist, bei ordentlich gebährenden Weibern, und bei Steinschmerzen etwas Gutes bedeutet, weil es die Geburt und den Abgang des in den Harngängen sizenden Steins befördern hilft; wie es denn auch in beschwerlichen Schluken öfters ein gutes Zeichen der Besserung ist, und denselben, wenn er nicht etwa von gefährlichen Ursachen herrühret, vielmals glüklich vertreibet. Denn da das Schluken eigentlich in einer krampfhaften Bewegung des Zwerchfells bestehet: dessen Nerven aber mit den Nerven der Brust und der Nase zusammen hängen: (§. 3.) so geschieht es daher bisweilen, wenn in diesen durch das Niesen eine Gegenbewegung gemacht wird, daß davon die krampfartige Zusammenziehung des Zwerchfells nachläst, oder gar aufhöret. Es mus freilich aber, wie gesagt, kein schlimmer, sondern nur ein leichter Schluken seyn, wenn dergleichen erfolgen soll.

§. 10.

Endlich pflegt man auch im gemeinen Leben bei dem von selbst entstandenen Niesen öfters zu sagen, daß es ein frisches Herze oder gute Gesundheit andeute. Welches man auch zum Theil, oder in so weit kan gelten lassen, soferne nemlich das Niesen von guter Empfindungskraft der Nerven zeuget. Da nun diese ein Zei-

chen guter Gesundheit ist: so kan auch in solchem Verstande das Niesen ein Merkmal davon abgeben. Nur mus man diejenigen Fälle dabei ausnehmen, wo dasselbe entweder zu stark ist, und eine allzugrose Empfindlichkeit der Nerven zu erkennen gibt, oder wo die dadurch erregte gewaltsame Erschütterung dem Cörper Schaden bringen kan: wie bereits vorher ist erwiesen worden.

§. 11.

Und so hätte ich denn die sowohl gute als böse Bedeutung des Niesens in den vornehmsten Fällen gezeiget. Sollten aber ja noch einige übrig seyn, da ich dieselbe nicht gewiesen hätte: so kan sie doch gar leichte aus denenjenigen Sätzen, die ich hier vorgetragen habe, erkannt und hergenommen werden. Die moralische Bedeutung des Niesens aber übergehe ich hier billig mit Stillschweigen, und will sie lieber denen überlassen, die gewohnt sind, die natürlichen Begebenheiten nicht sowohl nach ihren wahren Gründen und Ursachen zu beurtheilen, als ihnen vielmehr, nach ihrer ausschweifenden Phantasie, allerhand wunderliche Deutungen beizulegen.

Untersuchung, ob das Wasser oder das Feuer nüzlicher sey?

(Aus dem Griechischen des Plutarch übersezt.)

Pindas nennt das Wasser das allervortreflichste unter allen Sachen, das Gold aber nur ein glänzendes Feuer; und er gibt dem Feuer also offenbar nur die andere Stelle. Hesiodus pflichtet ihm bei, wenn er sagt:

Das Chaos war zuerst ...

Denn die meisten halten dafür, daß er das Wasser Chaos, vom Ausgiesen, genennet habe. Jedoch beide Meinungen haben gleich viel Vertheidiger. Es gibt auch einige, die das Feuer für den Ursprung aller Dinge ansehen, und glauben, daß selbiges als der Saame alles aus sich selbst hervor bringe, und in der Entzündung wieder an sich ziehe. Allein wir wollen diese Männer verlassen, und die Gründe beider Meinungen selbst untersuchen, und zusehen, auf welche Seite sie uns lenken werden.

Ist also nicht das nüzlicher, dessen wir jederzeit beständig und am allermeisten benöthiget sind? Wie z. E. Hausrath oder Werkzeug, oder so gar selbst ein Freund, der zu aller Stunde und zu aller Zeit bereit ist, uns zu dienen. Nun ist aber das Feuer nicht allemal nüzlich, ja zuweilen ist es uns gar beschwerlich, wir bemühen uns, es wegzuschaffen. Das Wasser hingegen kan Winter und Sommer, von Gesunden und Kranken, bei Tag und bei Nacht gebrauchet werden, und es gibt keine Zeit, da der Mensch desselben entbehren könnte. Ja eben deswegen nennen die Griechen die verstorbenen Alibanten/ die, weil sie nicht Feuchtigkeit genug haben, auch des Lebens beraubt sind. Es ist wohl einmal eine Zeit gewesen, da die Menschen kein Feuer gehabt haben, es ist aber niemals eine gewesen, da sie kein Wasser gehabt hätten. Nun ist ja aber dasjenige, welches von Anfang und zugleich

mit

mit dem Ursprunge des Menschens entstanden ist, wohl nüzlicher, als dasjenige, das man nachhero erstlich erfunden hat. Denn wer sieht nicht, daß uns die Natur jenes, weil es nöthig war, gegeben habe; dieses aber nur von jemanden durch einen ungefehren Zufall zum unnöthigen Gebrauche erfunden sey? Nun kan man aber nicht sagen, daß die Menschen jemals ohne Wasser gewesen wären; es wird auch nirgends ein GOtt oder ein Held für den Erfinder desselben ausgegeben, sondern es ist bei nahe eher, als die andern Dinge, gewesen, und hat denselben ihr Seyn gegeben. Der Gebrauch des Feuers ist, wie man sagt, erst von dem Prometheus erfunden worden. Man sieht also daraus, daß das Leben wohl ohne Feuer, nicht aber ohne Wasser, hat bestehen können. Daß dieses aber keine poetische Erdichtung sey, beweiset die Erfahrung. Denn es gibt viele Arten von Menschen, die ihr Leben, ohne Feuer oder Häuser oder Heerd zu haben, unter freiem Himmel hinbringen. Selbst Diogenes der Cinike bediente sich des Feuers sehr wenig. Er schlang so gar einen Polypus hinter, und sagte: So viel wage ich, ihr Leute, um eurentwillen. Ohne Wasser aber zu leben, hat niemand weder für gut noch für möglich gehalten.

Jedoch, was halte ich mich bei diesen Kleinigkeiten und bei der Natur des Menschens auf? Es gibt ja sehr viele oder vielmehr unzählige Arten Thiere, die theils fliegen, theils weiden, theils kriechen, und die, indem der Mensch bei nahe allein von dem Gebrauche des Feuers etwas weis, ohne dasselbe leben, erhalten werden, und ihre Nahrung von Wurzeln, Früchten und Fleisch bekommen. Ohne Wasser aber kan kein Thier leben, es mag sich in dem Meere, oder auf der Erde, oder in der Luft aufhalten. Selbst die Fleischfressenden Thiere, deren einige, nach des Aristoteles Meinung, nicht faulen sollen, leben doch würklich von der Feuchtigkeit. Nun ist aber das ohne Zweifel nüzlicher, ohne welches keines Dinges Natur und Leben bestehen und fortdauren kan. Wir wollen uns von den Brauchenden zu dem wenden, was gebraucht wird, als zu den Pflanzen und Früchten. Einige von diesen sind nicht gänzlich ohne Wärme, einige haben nun einen sehr kleinen und fast unmerklichen Theil davon. Die Feuchtigkeit aber macht, daß alle Gewächse aufgehen, wachsen und Früchte tragen. Ich will jezt des Weines, des Oels und der übrigen Sachen, die wir keltern, melken, und täglich vor Augen sehen, nicht erwehnen; das Getreide selbst, welches wir gemeiniglich für eine trokne Speise halten, wird durch die Veränderung und Ausbreitung der Feuchtigkeit zur Fäulnis und endlich hervorgebracht. Auch das ist nüzlicher, was niemals Schaden verursacht. Wer weis aber nicht, daß das Feuer sehr leicht das allergröste Verderben zuziehen kan? Die Natur des Wassers aber schadet an und für sich selbst niemals. Ferner ist unter zweien dasjenige das nüzlichste, welches am leichtesten anzuschaffen ist, und seine Dienste thut, ohne daß man viel Umstände und Unkosten dabei zu machen nöthig habe. Nun erfordert aber der Gebrauch des Feuers allerlei Materie und Zusaz; und dahero bedienen sich Könige und bemittelte Leute desselben mehr, als die Geringen und Armen. Das Wasser im Gegentheil hat auch hierinnen einen Vorzug, indem es den Menschen ohne Unterscheid

gle-

gleiche Dienste erweiset. Es erfordert kein Werkzeug oder Hausrath, es ist sich selbst genug, und an und für sich nüzlich und gut. Ueber dieses ist auch dasjenige nicht so nüzlich, welches, wenn es vergrössert wird, seine Nuzbarkeit verliert. Mit dem Feuer verhält es sich aber so: Es frisst wie ein wildes Thier um sich, und verzehrt alles, was ihm vorkömmt, und wenn es ja nüzlich ist, so ist es dasselbe nicht sowohl seiner eignen Natur nach, als vielmehr, weil es durch die Kunst und in gehöriger Maase recht gebraucht wird. Von dem Wasser hingegen hat man nie etwas zu beförchten. Weiter ist das auch nüzlicher, was sich mit dem andern vereinigen lässt. Nun leidet aber das Feuer die Feuchtigkeit nicht, es stiftet auch nicht mehr Nuzen, wenn es mit derselben vereiniget ist. Das Wasser aber ist auch alsdenn nüzlich, wenn es mit dem Feuer vereiniget ist, indem die warmen Bäder sehr gesund und zur Heilung der Glieder dienlich sind. Feuchtes Feuer möchte man wohl so leicht nicht finden: Wasser aber hat man sowohl kalt, als warm, und beides ist den Menschen nüzlich. Hierzu kan man noch fügen, daß, da es eigentlich nur vier Elemente gibt, das Wasser aus sich selbst das fünfte (wenn man so sagen darf) ich meyne das Meer, hervorgebracht hat, welches sowohl um vieler andern Ursachen, als vornemlich der Handlung wegen, nicht weniger Nuzen, als jene, bringet. Denn dieses Element hat unser Leben, das vorhero ganz wild und ohne allen Vortheil war, artig und vollkommen gemacht, indem es die gemeinschaftliche Handreichung eingeführet, und durch die Abwechselung der wahren Verbindungen und Freundschaften gestiftet hat. Heraklit sagt, wenn die Sonne nicht wäre, so würde es beständig Nacht seyn. So kan man auch sagen, wenn das Meer nicht wäre, so würde der Mensch das allerwildeste und unverschämteste unter allen Thieren seyn. Jezt aber hat dasselbe den Griechen von den Indianern den Weinstok, und den Einwohnern jenseit des Meeres den Gebrauch der Früchte aus Griechenland; aus Phönicien aber die Hülfsmittel wider die Vergessenheit, die Buchstaben, gebracht. Es hat uns den Wein und die Früchte zugeführet, und verhindert, daß der gröste Theil der Menschen nicht des Unterrichts beraubt ist. Wie sollte also nicht das Wasser nüzlicher seyn, als das Feuer, da es so gar ein Element mehr macht?

Allein es könnte einer für die gegenseitige Meinung folgende Gründe anführen. GOtt, als der Werkmeister, hat vier Elemente geschaffen, aus denen alle Dinge entstehen sollten. Diese Elemente sind aber wieder also voneinander unterschieden, daß die Erde und das Wasser mit der Materie gleicher Beschaffenheit unterworfen sind, gemacht und gebildet werden, ihre Schönheit und Ordnung, wie auch das Vermögen zu werden und zu zeugen, von andern bekommen; die Luft und das Feuer aber die Arbeiter und Werkmeister sind, die den Dingen, welche bis dahin tod gelegen haben, ihren Ursprung und Leben ertheilen. Unter diesen zweien hat aber das Feuer wieder den Vorzug, welches aus der Erfahrung bewiesen werden kan. Denn ohne Wärme ist die Erde unfruchtbar: das Feuer aber treibt die Materie durch seine ausdehnende und durchfliesende Kraft in die Höhe, und macht sie fruchtbar. Man wird sonst keine andre Ursache angehen können, warum die Felsen und dürren Berge unfruchtbar sind, als diese, weil sie entweder gar kein, oder doch sehr wenig Feuer haben. Ueberhaupt aber ist das Wasser so wenig an und für sich selbst hinreichend, andere Dinge zu erhalten oder hervorzubringen, daß es vielmehr ohne das Feuer selbst verdirbt. Denn wie das Feuer die andern Dinge in ihrem Seyn und bei ihrem Wesen erhält, so thut es dasselbe auch bei dem Wasser. Ohne dasselbe wird das Wasser stinkend, und der Mangel der

Wär-

Wärme bringt demselben den Tod und das Verderben. Dahero werden die Sümpfe und alle stehende Wasser, die in Gräben eingeschlossen sind und keinen Abfluss haben, zu schanden und stinkend, weil sie keine Bewegung haben, die bei allen Sachen das Feuer anfacht und erhält: und dahero nennen wir die Wasser, die sehr bewegt werden und stark fliesen, lebendig, weil sie durch die Bewegung beständig ihre Wärme behalten. Warum sollte nun also das unter zweien nicht nüzlicher seyn, welches dem andern Stoff zum Seyn gibt, wie das Feuer dem Wasser thut? Es ist ja allezeit dasjenige nüzlicher, nach dessen gänzlicher Absonderung ein Thier umkommen mus. Denn es ist klar, daß dasjenige, nach dessen Beraubung es nicht bestehen kan, die Ursache seines Seyns gewesen seyn müsse. Nun befindet sich aber die Feuchtigkeit auch bei den Todten, und vertroknet niemals gänzlich, denn sonst würden die todten Cörper nicht faulen, indem die Fäulnis nichts anders ist, als eine Verwandlung des Troknen in das Feuchte, oder vielmehr die Verderbnis der Feuchtigkeit in dem Fleische. Der Tod selbst ist auch nichts anders, als eine gänzliche Beraubung der Wärme. Dahero sind die Todten überaus kalt, daß sie so gar die Schärfe der Scheermesser, wenn man selbige an sie bringt, durch ihre gar zu grose Kälte stumpf machen. Auch bei den Thieren siehet man, daß diejenigen Theile, die wenig Feuer haben, auch am wenigsten empfinden; als die Knochen und Haare, und die übrigen Theile, die weit von dem Herzen sind. Denn die Empfindung scheinet fast nach dem gröſſer oder geringer zu seyn, nachdem eine Sache mehr oder weniger Feuer hat. Was aber die Pflanzen und Früchte betrift, so werden sie nicht sowohl von der Feuchtigkeit, als vielmehr von der warmen Feuchtigkeit hervorgebracht, indem kalte Wasser entweder gar nicht oder doch sehr wenig fruchtbar sind. Wäre aber das Wasser seiner eignen Natur nach fruchtbar, so müste es auch allezeit aus sich selbst Früchte hervorbringen. Es ist ja aber im Gegentheile denselben vielmehr schädlich. Allein, wir wollen diese Meinung aus einem andern Grunde darthun. Das Feuer, als Feuer zu gebrauchen, haben wir kein Wasser nöthig, es ist ihm vielmehr hinderlich, indem es dasselbe auslöscht und vernichtet. Das Wasser hingegen können wir in sehr vielen Fällen ohne Feuer nicht gebrauchen, denn es ist, wenn es warm gemacht ist, viel nüzlicher, da es sonst Schaden bringet. Nun ist aber dasjenige unter zweien Dingen besser, welches seine Dienste thut, ohne das andere nöthig zu haben. Das Wasser ist nur dem Gefühle nach zum Waschen und Berühren nüzlich; allein das Feuer hat bei einem jeden Sinne seinen Nuzen. Es ist ausser dem Gefühle auch dem Gesichte beförderlich, und hat also dieses zum voraus, daß es nicht nur nüzlich, sondern auch zu vielerlei nüzlich ist. Daß man aber sagt, der Mensch hätte einsmals kein Feuer gehabt, ist ungegründet. Er kan desselben niemals ganz und gar entbehren, oder ohne dasselbe bestehen; Wiewohl auch hierinne, wie in allen Sachen, ein Unterscheid ist. Das Meer aber hat die Wärme eben so nuzbar gemacht, indem es derselben mehr, als die andern Wasser, ausgesezt ist; denn sonst würde es von den andern Gewässern nicht unterschieden seyn. Wenn ferner einige kein Feuer von aussen brauchen, so geschiehet es nicht, weil sie desselben ganz und gar keinen Umgang haben können, sondern weil sie gar zu viel innerliche Hize besizen. Es ist ferner klar, daß das Feuer auch in diesem Stüke den Vorzug behält, daß es, da das Wasser niemals, ohne etwas ausser sich zu brauchen, bestehen kan, ohne die übrigen Tugenden auch diese hat, daß es sich selbst genug ist. Wie wir nun denjenigen für den besten Feldherrn halten, der eine Stadt so versieht, daß sie keiner fremden und auswärtigen Hülfe bedarf: so ist auch das Element, das da macht, daß wir in den

meisten Fällen ausser uns nichts nöthig haben, ohne Zweifel vorzuziehen. Dieses ist auch von allen übrigen Thieren, die kein äuserliches Feuer bedürfen, zu verstehen. Es könnte auch einer wieder die gegenseitige Meinung dieses anführen, daß dasjenige nothwendig besser seyn müste, welches wir Menschen allein brauchen, und dessen Vortreflichkeit man nur durch Hülfe der Vernunft empfinden kan. Denn was haben die Menschen wohl vortreflichers und nüzlichers, als die Vernunft? Allein die unvernünftigen Thiere haben es doch nicht. Was folgt daraus? Verliert es denn dadurch etwas von seiner Nuzbarkeit, weil es durch die Vorhersehung seiner Vortreflichkeit ist erfunden worden? Und weil wir einmal hierauf gekommen sind, so möchte ich doch wohl wissen, worinne das Wasser der Kunst, welche die Bequemlichkeiten des Lebens befördert, nüzlicher sey? Das Feuer hingegen hat alle Künste erfunden, und erhält sie auch noch. Und dahero wird auch Vulkan für den Fürsten desselben gehalten. Aristo sagt, es ist den Menschen eine sehr kurze Lebenszeit gegeben worden, weil der Schlaf die Helfte desselben, gleich als ein Zollbedienter, wegnimmt. Ich aber möchte fast sagen, wenn einer auch währender Finsternis die ganze Nacht durch wachte, so würde er von diesem Wachen nicht den geringsten Nuzen haben, wofern uns das Feuer nicht die Güte des Tages verschafte, und den Unterscheid zwischen Tag und Nacht aufhübe. Wenn nun der Mensch nichts kostbarers, als das Leben hat, das Feuer aber selbiges verlängert, so mus es ja allerdings das allernüzlichste seyn. Endlich, so mus dasjenige gewis nüzlicher seyn, dessen Vermischung in alle Sinne einen Einfluss hat. Wer sieht aber nicht, daß kein Sinn das Wasser an sich selbst brauche, wofern es nicht von der Luft oder dem Feuer gemäsiget ist? Mit dem Feuer aber, weil es gleichsam die lebendig machende Kraft ist, hat ein jeder Sinn Gemeinschaft; vornemlich aber das Gesicht, welches der schärfste unter den Sinnen des Leibes ist, indem es von dem Feuer selbst herrührt, und vermöge dessen wir, wie Plato sagt, unsre Seele nach den himmlischen Bewegungen einrichten können.

Von der weisen Kunst, Magie, und sogenannten Zauberei ꝛc.

Des Peladine seine in unsern Intelligenzzetteln vorigen Jahrs so oft angerühmte Kunststüke geben uns Anlas, von dem Betrug und dem abgeschmakten Aberglauben, als den allerschädlichen Feind des menschlichen Geschlechts, eine Materie hier auszuführen, die noch wenigen bekannt, und vielen nüzlich seyn wird. Wir haben zwar in unserm curiosen Dollmetscher sowohl, als in dem folgenden Theil dieser Sammlungen, zerschiedenes von Hexerei, Teufelsbannern, Poltergeistern, Zauberei und anderer dergleichen Tausendkünstlerei, und sonst wunderbare Sachen abgehandelt; von einem Schwarz- oder Weiskünstler aber haben wir noch nichts darinnen gedacht. Folgende Abhandlung nun, mit welcher zugleich die Alraun verknüpft, und in Kupfer gebracht werden, wird also, ob sie gleich ein wenig weitläuftig, dem Leser eben nicht unangenehm seyn. Ich habe zu diesem Ende vieles aus dem Naturforscher und andern Piecen zusammen getragen.

In folgendem Briefe stehen unglaubliche Sachen. Ich würde es nicht wagen, ihn hier einzurüken, wenn ich ihn nicht von sichern Händen hätte.

Berlin vom 25. Nov. 1747.

„ Hier hält sich ein Magus, Namens Thomas Peladine, gebürtig von Livorno, auf, welcher unter

„ mehr

" mehr, als 100. Künsten aus der natürlichen Magie besonders folgende handgreiflich darzustellen vermögend ist: 1) Einem jeden Viehe, woher es ihm nur gebracht wird, macht er den Proceß, wie er in seinem Avertissement beschreibet. 2) Alle Sachen, die man ihm gibt, was es nur sey, verwandelt er in eine Sorte Holz, die man nur verlangt. So hat er hier z. E. ein Buch in Eichenholz verwandelt, daß es wahrhaftig Holz, allen äuserlichen Empfindungen nach, gewesen; Jedoch bringt er auch sogleich alles wieder in seine vorige Gestalt. 3) Alle Sorten rarer inn- und ausländischer Vögel, so da verlangt werden, stellt er an beliebtem Orte, den Augenblik mit aller Colorite und Gestalt, auch mit dem schönsten Gesange, dar. Wenn 4) einer der Zuschauer ein Glas Wein auf den Boden wirft, daß es in Trümmern zerbricht, so vermittelt er sogleich, daß alle kleine Stükgen wieder von sich selbst zusammen fliesen, und das Glas mit Wein, wie es vorher gewesen, wieder dar- und auf den Tisch gestellt wird. Ja auf Verlangen ist er im Stande, noch mehrere gefüllte Weingläser sogleich neben das erste hinzusezen. 5) Einem grossen Minister, der sich seine Kunst zeigen lassen, hat er angebotten, seinen Bedienten vor seinen Augen in ein Pferd zu verwandeln. Da ihm nun dieser, unter Verwarnung alles Nachtheils, solches zugestanden, so fällt der Diener in dem Zimmer von sich selbst um, und in einen tiefen Schlaf. Bald hierauf kommt an einem Orte des Cörpers ein Pferdefus und nach und nach alle übrige Glieder eines Pferdes hervor: welches er also vollkommen darstellt, und auf die Beine tritt: Und wenn man einen Reiter dazu verlangt, stellt solchen der Künstler augenbliklich auf dem Pferde sizend, handgreiflich und in natürlicher Gestalt vor. Worauf er in einem Augenblike alles wieder in den Diener verwandelt, der, wie vorher auf der Erde im tiefen Schlafe lieget, von niemanden aber weder durch heftiges Stosen noch Rufen erwekt werden kan, bis es der Künstler durch einen Wink oder Ruf verrichtet.

" Ein anders Berlin den 24. Novemb.
" Es liessen einige gute Freunde nebst
" mir diesen Künstler holen, wo er für Be-
" zahlung 20. Rthlr. uns 11. seiner Pro-
" cesse darstellte, davon ich Kürze und
" Abgang der Post wegen, nur folgen-
" des bemerke: Einer der Zuschauer
" stekte selbst eine Karte in seine Tasche.
" Als er solche auf Geheis des Künstlers
" wieder heraus nehmen sollte, fand er
" einen lebendigen Sperling statt derse-
" ben, der vor unsern Augen auf dem
" Tische herum lief. Diesen sollte er
" wieder einsteken, und sodann sich er-
" klären, was er weiter verlangte. Die
" meisten Stimmen giengen dahin, daß
" es ein Papagei seyn sollte. Zu jeder-
" manns Verwunderung brachte er ei-

" nen niedlichen und schönen Papagei " hervor, der mir selbst auf der Hand ge" sessen, und mich mit dem Schnabel " carestret hat. Sein ordentliches " und geringstes Honorarium ist 10. " Rthlr." Das disfalls publicirte Avertissement lautet auf Teutsch also:

Meine Herren und Damen!

Man meldet Ihnen, daß in dieser Stadt angekommen ist Thomas Peladine, gebürtig aus Livorno, welcher mehr als hundert Geheimnüsse aus der natürlichen Magie, oder weisen Kunst, besizet. Er wird die Ehre haben anzuzeigen, worinnen diese Geheimnüsse der weisen Kunst bestehen. Erstlich wird er einem lebendigen Thier den Kopf abhauen lassen, und wenn dieser Kopf abgehauen und das Thier tod seyn wird, so wird er besagten Kopf nehmen, ihn an seine Stelle sezen, und besagtes Thier wieder lebendig machen. Ferner wird er zeigen, daß die ganze Gesellschaft in einem Zimmer den ganzen Leib in das Wasser tauchet, ohne jedoch nass zu werden. Ferner wird er, was eine Person aus besagter Gesellschaft, es sey welche es sey, in die Hand nehmen wird, sich in ein lebendiges Thier, in was man für eines will, verwandeln lassen. Kurz, er wird eine Menge anderer Geheimnüsse zeigen, welche er, aus Mangel des Raums, hier nicht anführen kan, und welche den Wunderwerken so ähnlich sind, daß man sie sehen mus, wenn man sie glauben soll. Er macht diese Ergezlichkeiten nur in Häusern, wohin er die Ehre hat, geruffen zu werden. Er wohnet in der Judenstrase im halben Monde.

Thomas Peladine.

Endlich folgt hier ein Extract eines Schreibens aus Berlin, vom 12. December, darinn die von dem sogenannten Magus Peladine unterm 25. Novembr. gemeldete Nachrichten etwas näheres erläutert werden.

" Auf Dero eingegangenes vom 28. Nov. habe ich viele subtile Fragen zu beantworten. Ich gestehe, daß ich die Disposition zu einer Erzehlung von Dingen, wie diese sind, billig und so beschaffen finde, daß ich, wenn ich derselben ein Genügen leisten sollte, entweder selbst ein Magus seyn, oder wenigstens mit dergleichen Leuten in genauer Bekanntschaft stehen müste. Sie dringen sowohl auf eine richtige und wohlbestimmte Erzehlung, als auch auf eine genaue Aufmerksamkeit aller bei dem Verfahren dieses Künstlers vorgefallenen Umstände. Beides zu thun ist mir jezo, wegen vorgefallener Verrichtungen, nicht wohl möglich. Ich will demnach zur Erläuterung nur etwas beifügen. Was nun 1) die Hauptstüke und Verwandlungen dieses Künstlers betrift, so verrichtet er solche niemals unter 50. Ducaten, hat sie auch nur bei * * * und ꝛc. gezeiget. Es ist an dem, daß er die Gestalten der Dinge vor den Augen cörperlich verwandelt: Es ist aber nicht beständig, sondern er sezt alles wieder in die erste Gestalt. 2) Die Begebenheit mit dem Sperlinge zu erläutern, melde ich noch, daß der Hr. N. selbigen zehn Schritte von dem Künstler wieder in seine Taschen steken muste; und als wir einen Papagei verlangten, so hat der Künstler, da wir alle sehr nahe bei ihm gestanden, nichts gethan, als die Roktasche des Hrn. N. von aussen berühret, und dabei einige Worte gesprochen, nebst der Erinnerung, die Tasche zuzuhalten. Hierauf empfand Hr. N. sogleich, daß sich in seiner Tasche etwas grösseres bewegte, der Künstler aber kam weiter nicht an ihn, sondern befahl nur, er möchte in die Tasche greiffen, das Thier aber nicht irritiren. Hierauf brachte Hr. N. mit verblastem Gesichte einen kleinen Papagei heraus. Dieses von Farbe und Gestalt wunderschöne Thierchen sezte er auf

den

den Tisch vor alle Zuschauer, und wer sich solchem nahete, dem sprang es freundlich auf die Hände, lies sich herum tragen und caresiren, bezeigte sich auch selbst sehr schmeichlend. 3) Von dem in meiner Gegenwart getödeten Hahne habe ich schon alles ausführlich gemeldet. Auf die fernern Fragen zu antworten, so melde, daß der Künstler zu jeder Zeit sich einstellt, und daß er, in Ansehung derselben, keinen Unterscheid macht. Bei uns ist er Nachmittags um 3. Uhr gewesen, da ein grosser Tisch mit vier Lichtern, ob es schon Tag in der Stube war, zurechte gesezt wurde. Er kommt allein ohne Begleitung. Seine äuserliche Figur hält sich prächtig in Sammet und Gold. Er ist ein schöner und sehr höflicher Mensch. Uber dem hat er weder Tasche noch Werkzeig bei sich, sondern steht frei mitten in der Stube, oder vor dem Tisch, insofern er diesen zu seinen Verrichtungen nöthig hat. Ja er erlaubte uns insgesammt, daß wir uns um denselben herumsezen, und alle seine Handlungen genau beobachten dürften. Alles, was er benöthigt war, lies er sich, zu Vermeidung alles Verdachts, im Hause geben, und die meisten Verrichtungen musten die Zuschauer selbst machen. Der Hr. Peladine macht, wie sie fragen, keine Zwischenhandlungen, dadurch er die Aufmerksamkeit der Zuschauer etwan zerstreuen könne, wie andere Gaukler thun: Sondern er macht alles sehr gelassen, hat eine angenehme und zufriedene Gesichtsbildung, die doch aber die Kennzeichen eines scharfen Nachdenkens in sich begreift. Ich hatte beschlossen, mit dieser Nachricht für dismal aufzuhören. Allein da ich in einer honetten Gesellschaft bei dem Hrn. * * * von einigen Anwesenden sehr curiöse Discurse hörte, so habe ich hiervon noch das kürzeste mittheilen wollen: Der Hr. Secr. * * * eröfnete mir, daß der Marquis * * ohnlängst diesen Magum zu sich rufen lassen, und von ihm die Menschen- oder Thierverwandlung vor 50. Ducaten zu sehen begehret. Der Künstler hat den Hn. Marquis * * ersucht, einen seiner Bedienten, den er verwandeln sollen, herein kommen zu lassen, und zu befehlen, was er aus ihm haben wolle. Hierzu nun wird ein Küchenjunge, ohne daß er weis, was mit ihm vorgehen soll, gerufen, und verlangt, ein wild Schwein aus ihm zu machen. Als diese Operation vorgehen sollte, verschwindet der Junge, und kommt aus einer Eke des Zimmers ein junger Frischling gelaufen. Kurz hierauf verschwindet das junge Schwein, und der Junge steht wieder da. Der Künstler sagt, man könne diesen abgehen und einen andern kommen lassen. Dieses geschieht, und wird in der Verwandlung ein Budelhund verlangt. Diesen schaft er sogleich, eben wie bei dem ersten, zur Stelle, hauet demselben mit seinem Degen † den Kopf ab, so, daß alle Zuschauer die Sehnen an dem Halse deutlich sehen können; sodann sezt er dem Rumpfe den Kopf wieder auf, und gibt dem Hunde das Leben, worauf derselbe verschwindet, und der andere Junge kommt gleich dem ersten wieder zum Vorschein. Nun fragen Sie, ob man von diesen Menschen, die sich zum Gegenstande seiner Magie brauchen lassen, nichts von ihren Empfindungen, die währender Verwandlung gehabt, erfahren können? Hierauf diene, daß eben diese beide Küchenjungen sich nichts bewust gewesen, auser daß ihnen die ganze Zeitdauer als ein Schlaf gedauchet.

† Dieser Degen ist sehr kosthar, und er hat auch bei uns mit demselben einen Hahn getödet und wieder lebendig gemacht, davon ich ein Zeuge bin.

Die Kunst des Peladine bestehe nun, worinne sie wolle? oder es sey auch gar keine Kunst, so will ich doch alle und jede bei diesen erleuchteten Zeiten gewarnet haben, daß sie es nicht für Hexerei halten. Die Schande dieses Aberglaubens mus nun endlich völlig aus einem Reiche verbannet werden, wo die grösten Welt-

weisen auch dem Pöbel den Weg zur Vernunft längst gebahnet haben, und welches zum Theil von Fürsten beherrschet wird, welche dem Aberglauben durch ihre höchste Macht vollends noch gar den Rükweg in diejenigen finstern Zeiten und Länder zurükweisen, wo man ihn als einen Gott verehret.

Reflexion über den wunderbaren Thomas Peladine, der mit seinem Blendwerk die Welt noch nicht vor gar langer Zeit bethöret.

Dieser Mann hat an vielen Orten unseres Teutschlandes seine Kunststüke sehen lassen, weswegen er auch von denen, die seine falschberühmte Kunst nicht eingesehen, bewundert worden. Der Vorgänger seiner Wunderwerke ist gewesen der sogenannte miraculoso Florisanti, dessen Kunststüke in seiner Lebensbeschreibung zu lesen, und von dem unter andern der Marquis * * * in den Memoirs und Avantures d' un Homme de qualité qui s'est retiré du monde, so Anno 1732. zu Paris in 8. herausgekommen, Tom. II. p. 100. seq. schreibet. Jedermann weis, was Avanturiers oder Marktschreier sind, welche die Welt durchstreichen und sich vieler Geheimnüsse rühmen. Dergleichen nun kam einesmals einer in Rom an, der sich Miraculoso Florisanti nennte, der wohl schwäzen konnte, und ein sehr glüklich Gedächtnis hatte. Seinem Sagen nach besasse er alle Künste und Wissenschaften, und jedermann war verwundert über die Fertigkeit, mit der er seine Kunststüke denen Leuten anrühmte. Er machte sich durch ein in die Luft gestreutes subtiles Pulver zu einem Bären, und durch eben dergleichen Mittel präsentirte er noch mehrere natürliche Kunststüke, welche die Unwissenheit des gemeinen Mannes vor Hexerei hält, ungeachtet es ganz natürlich zugehet, zu dergleichen dann folgendes Kunststük gehöret, z. E. Man nimmt eine Wolfsleber, und röstet sie, bis man ein Pulver daraus machen kan, alsdann streuet man davon auf den Weg, wo man eine Carosse herkommen siehet, in die Luft, so werden die Pferde nicht aus der Stelle gehen, bis das Pulver sich völlig verstreuet und verlohren hat. Bis so weit gehet des Marquis de * * * Erzehlung.

Aus diesem erhellet, daß des Peladine Künste, obgleich solche vor Zauberei ausgeschrien worden, nichts weniger als Taschenspielerei seyn, und nicht alle sind Blendwerke. Zu untersuchen, ob es wahr ist, was ich hier sage, ist keine unnöthige Beschäftigung, wie mir ein jeder zugestehen wird. Wie kan man aber eine Sache untersuchen, um welche man sich nicht bekümmert? Ich gebe es zu, daß die meisten Taschenspielerkünste Blendwerke sind. Blendwerke sind sinnliche Begebenheiten, welche ganz was anders sind, als was sie zu seyn scheinen. Die Taschenspieler machen uns diese Blendwerke gemeiniglich durch Hülfe ihrer bei sehr vieler Übung erlangten Geschwindigkeit vor. Ich halte daher diejenigen Bücher für nicht so gar unnüz, welche die Künste entdeken. Manche Taschenspielerstükle, oder diesem ähnliche Blendwerke, kommen nicht auf dieselbe allein an, sondern haben würklich ihre physicalischen Ursachen. Vor ein paar Jahren war in der Schweiz ein Taschenspieler. Dieser machte unter andern folgendes Kunststük: Er ladete eine Kugel in eine Pistohle; welches er alle Zuschauer deutlich sehen lies. Er trat ungefehr 3. Schritte von einem seiner Gehülfen, welcher beständig sehr geschwind einen Degen in einem Krais herum schwenkete, und damit die Kugel auszupariren vorgab. Jener zielte gerad auf dessen sein Herz, und wenn dieser Feuer! schrie, schos jener mit einem starken Knalle los. Die Kugel traf ihn auch in der That nicht, sondern fiel zwischen beiden auf die Erde nieder, wie wir hernach alle sahen. Daß der andere die Kugel auspariret haben sollte, das ist offenbar falsch und unmöglich. Die Sache aber

geht

geht so zu: Wenn man in ein Gewehr unter die Kugel sehr wenig Pulver thut, so geht sie durch den Schuss zwar heraus: aber ohne alle Kraft. Sie fällt gleich vor dem Mundloche nieder, und der Knall dabei ist schwach. Wenn man aber zugleich über die Kugel was von Pulver schüttet, so gibt es dennoch, natürlicher Weise, einen starken Knall, und schwächet, weil das entzündete Pulver auch auf die Kugel zurük würket, die Gewalt, mit welcher die Kugel heraus fährt, noch mehr. Dieses hat ein berühmter Naturkündiger in Frankreich schon im vorigen Jahr hundert entdekt. Diese Ursache ist sehr begreiflich; und vor keine Hexerei zu halten. GOtt Lob! wir leben nicht mehr in den Zeiten, da man in der Schweiz einen Brioché blos wegen seiner künstlich verfertigten Puppen oder Marionetten auf den Scheiderhauffen werfen und verbrennen wollte. Die gemeinen Teufelsbanner wisse gleichfalls nichts mehr, als, was ihnen Betrug und Bosheit eingeben. Und solche Leute gehören unter die gefährlichste Landesbetrüger, darunter denn auch diejenigen zu rechnen, welche mit denen sogenannten Alrauns leichtglaubige oder einfältige Leute betrügen.

Von denen Alraunwurzeln.

Vorige Woche habe vernommen, daß ein Mann mit Alrauns hier gewest, und solche um vieles Geld zu verkauffen gesucht hat. Es wird dahero nicht ohne Nuzen seyn, wenn der Betrug bekannt gemacht wird. Jener Bierwirth, der eine dergleichen geschnizte Alraunwurze nur zum Gespass hatte, war nicht so leichtglaubig, wie seine häufig kommende Gäste, die nicht anderst glaubten, als der Wirth werde pur darum so reich, weil er ein Alraunmännle habe, der ihm Gold münzen könne; sondern er hat es seinen fleisigen Gästen zu danken, denen er allezeit reichlich Wasser in das Bier gegossen, welcher Betrug sein Alraun war, von dem die Gäste aber in Aberglauben und Schaden gesezet worden. Was nun eigentlich eine Alraunwurzel seye? davon haben wir in unserm curiosen und in allen nöthigen Wissenschaften sehr nüzlichen Dollmetscher p. 387. das Nöthige zwar schon angeführet. Wir wollen aber hievon hier noch ausführlicher handeln, für diesesmal aber nur überhaupt und kürzlich dieses melden: daß diese Alraunwurzeln, Mandragora genannt, von dem aus Candia gebrachten Saamen in Spanien, Welschland und Frankreich gezeuget werden, deren Wurzelrinde eine Narcotische Schlafbringende und Schmerzstillende Kraft haben solle, und in einigen Apothecen zu finden ist. Die Landbetrüger oder Marktschreier aber machen folgender Gestalt Geld- oder Galgenmännle daraus: Selbige schnizen dergleichen Alraun aus der erstbesagten Mandragora-wurzel, und formiren solche nach Bildhauerart zu einer menschlichen Gestalt, und steken derselben, damit die Wurzel Haare bekomme, ein Saamen- oder Gerstenkorn unten ein, so hernach auswächset, und kleine Zäserlein als Haare vorstellt, so wie hier in Kupfer gestochen zu sehen; darauf aber, damit der Betrug einen desto grössern Aberglauben zuweg bringt, legen sie diesem also geschnizten Bildgen ein Kleid an, und gürten es am Leib zusamen, gleichwie die zweite Figur hierneben ausweiset, legen es in ein Schächtelein, und verkaufen es also den Leuten, die sich gerne betrügen lassen, und die ihr Vertauen von GOtt ab- und auf ein so dergleichen Hexenwerk sezen. Anno 1739. ist zu Halle in Magdeburg hievon ein Tractätlein in 8vo in Druk heraus gekommen, unter dem Titul: *Schmidii Commentatio Epistolica de Alrunis Germanorum &c.* darinn von vielen Stüken eine Auskunft zu finden. Und in diesem 1748sten Jahr haben einige Gelehrte in denen Stuttgarder wochentlichen Anzeigenins besondere davon gehandelt.

Ehe wir aber hier fortfahren, eine genaue und kurze Beschreibung zu geben, was der Alraun seye, so wollen wir von dessen Etymologia zuvor was gedenken: Diejenigen treffen es demnach hierinnen am besten, welche aus Strabone erzehlen, daß die Teufelspriesterinnen bei denen alten Teutschen Alraunen genennet worden, weilen sie durch raunen und murren ihr Antwort gaben, wenn sie über künftige Dinge gefraget wurden: wie dann die phrasis, einem etwas in das Ohr raunen, noch heut zu Tag üblich ist; massen die Alten überhaupt sonderlich in dem finstern Heidenthum leichtlich etwas zu Aberglauben und sonderlich Zauberei gezogen, oder ihme wenigstens dergleichen Namen beigeleget, wann auch die natürlichste Dinge nur im geringsten eine Figur hatten, wie es z. E. mit der Succisa geschehen, welche gleich morsus diaboli oder Teufelsabbis heissen muste, gleich als ob die natürliche Käfer dieser Wurzel von einem unterirrdischen Geist oder dem Teufel hinein gebissen würde. Ja da uns I. B. de la Porta berichtet, daß zu seiner Zeit einige Landvaganten gewesen, welche eine durch Kunst geschnizte Alraunwurzel mit herum geführet, die ihnen über Fragen von künftigen Dingen Antwort geben muste, so ist wohl zu glauben, daß dieser Misbrauch lang

vor

vor ihm üblich, die Kunst des Raunens oder Wahrsagens der Wurzel zugeschrieben, und ihr dieser Name wie denen Priesterinnen selbst schon beigeleget gewesen. Plinius libro XXX. VI. hat sie Circæ oder Circæum genennet, ob dieses von Circæ der zauberischen Hur, welche durch diese bald schlafend bald hellmachende Wurzel, (je nachdem das Temperament und der tonus partium eines Menschen der sie in dem Leib bekommet beschaffen ist) die Gesellen Ulyssiæ verwirret, daß sie in dieses oder jenes Thier verwandelt, zu seyn in der Tollheit sich eingebildet, oder vielmehr da sie als Schifbrüchige Leute vor Hunger selbst von dessen sehr wohl anzuschauenden Früchten gegessen, und die schlimme Würkung denen Speisen und Tranf der Circe hernach nur zugeschrieben, oder weilen dieses Gewächs in dem promontorio Circæo, Capo de Circello zwischen Terracina und Nettuno häufig wächset, woselbsten sich Circe aufgehalten, auch diese Revier den Namen selbst von ihr bekommen, besser herzuleiten seye, wollen wir jezo nicht weiter untersuchen, sondern denen Criticis überlassen? Mandragora ist sein gewöhnlichster Name bei denen Botanicis von Mandratabulum, caula; Dann es wird gerne gefunden wo sich das Vieh sammlet, und aufhält. Dioscrodies machet lib. IV. c. 74. einen Unterschied zwischen dem Männlein und Weiblein, und nennet das leztere Thridacias, weilen dessen Blätter denen Lattichblättern gleichen, und sonsten die Früchten davon kleiner seynd. Wir können aber hier nicht ganz vorbei gehen anzumerken, daß weder das Erstere noch das leztere eine genugsame Ursache zu dem Unterscheid von beiderlei Geschlecht in diesem Erdgewächs abgeben könne, denn man hat heut zu Tage das männliche und weibliche Geschlecht derer Pflanzen, wodurch sie sich propagiren, auf eine ganz andere, und zwar dreifache Art gefunden. Indeme bei einigen beedes Geschlecht nicht nur in einer einigen Pflanzen zugleich, sondern auch in einerlei Theilen derselben sich zeiget, als da seynd Tulipanen, Rosen, Pappele, Oelmagen u. a. m. Vid. Herrn Canzler Wolfens Physiq. §. 407. Die zweite Art des unterschiedlichen Geschlechts ist zwar auch in einer einigen Pflanze, aber nicht in einerlei, sondern in zerschiedenen Theiler derselben, als wie in dem Türkenkorn, Haselstaude. ꝛc. ꝛc. Die dritte Art derer unterschiedlichen Geschlechtsglieder derer Pflanzen zeiget sich also, daß das männliche und weibliche Geschlecht nicht in einem und nur einzigen Gewächs zugleich anzutreffen, sondern es gehören allezeit zwei Exemplarien darzu, da in einem die männliche, in dem andern die weibliche Geschlechtsglieder nach ihrer Art zu sehen, wie bei dem Biegelkraut, Hopfen, Hanf u. a. m. Es ist aber hier weder die Zeit noch unsere Absicht uns in diese subtile Materie tiefer einzulassen, sondern nur zu zeigen, daß der Unterschied des Geschlechts in dem Alraun nicht darinnen bestehe, weilen eine Art davon denen Lattichblättern gleichet, oder ihre Früchten kleiner und wie geringe Aepfelein seynd. Sonsten haben die Alte die Mandragoram oder das sogenannte Männlein auch Morion, Arien und Hyppoplomon, und das sogenannte Weiblein Thrydaciam genennet; beede aber nach Antimeloon, Aleton, Kammoron, Minon, Hemionos und Gonegeonas &c. Und endlich in Serap. cap. LXIII. heisset sie Jabora, in Averhæ aber Lephaa. Es würde zu weitläuftig seyn die Etymologiam dieser Terminorum zu untersuchen; wer Lust hat, kan solche bei denen Philologis nachschlagen, er wird aber bei keinem einigen die geringste Spuhr merken, das nur einer von allen Autoribus, die solchen Namen gebraucht, diese tolle Meinung gehabt, daß diese Wurzel wahrsagen, und Geld oder sonsten Glük bringen können. Nun kommen wir endlich von dem Wort auf die Sache als den Mandragoram oder den Alraun selbsten, und geben von ihme versprochener massen folgende kurze Beschrei-

schreibung: Alraun ist ein Erdgewächs, und gehöret unter die Arten derer Kräuter, die Beere tragen, die aber nicht wie andere dieses Geschlechts eingewikelt seynd, oder einen weiten Ueberzug haben, sondern ganz blos da stehen. Dieses Erdgewächs hat Blumen, Blätter, Frucht, Saamen und eine Wurzel. Die Blumen seynd braun, bestehen nur aus einem Blätlein, so aber fünffach eingeschnitten ist, fast wie ein Glöklein. Die Blätter sind weislicht und auf der Erde wie Mangold ausgebreitet, linde anzugreifen, und ein quer Hand breit, wachsen ohne Stengel unmittelbar aus dem obersten Theil der Wurzel heraus, wiewolen Plinius auch eine andere Art davon angibet, die haarichte Stengel hat, libr. 25. c. 13. und haben einen sehr widrigen Geruch; der Beer, oder die Frucht hat die Grösse eines Apfels, doch eyförmig, und eine Farbe wie Saffran, welche Art Dioscorides das Männlein, die andere aber, wie oben beschrieben, das Weiblein nennet. Der Saame hat die Grösse der Biernkerne von brauner Farbe, ist breitlicht gedruket, und formiret fast einen elliptischen Halbcircul, an dessen innern Ranft eine sehr geringe Kerfe zu sehen. Die Wurzel ist dik und lang, bestehet öfters aus 2. oder 3. Ramis. Schulzius in thesibus de materia medica p. 389. schreibet von ihr, daß sie eine heftige Kraft zu purgiren habe, sowolen zu betauben und Schlaf zu machen; von der leztern Würkung schreiben alle alte und neue Autores, so, daß man bei allem vor ihrem innerlichen Gebrauch gewarnet ist; Sie hat aber auch die Kraft toll zu machen, wie man bei dem Schlaf machenden Opio siehet, welches durch den Misbrauch derer fatalen Empiricorum an statt die Schlaflosigkeit oder die Schmerzen zu vertreiben, die Patienten öfters gar in Raserei vollends sezet. Ubrigens wird sie in heissen Landen, als Spanien und Italien, theils gepflanzet, theils wächset sie von selbsten in dem Promontorio Circæo, als auch in dem Apulischen Gebürge; Es ist nirgends eine wohlbestellte Apothek, wo sie nicht zu haben, weilen der gemeine Mann durchgängig und neben anderm auch diesen Glaubē von ihr hat, daß sie denen Krankheiten von Zauberei widerstehe, welches die Ursache ist, warum sie in denen Apotheken häufig gesuchet und gekauffet wird. Gleichwie uns nun bedunket, daß wir das vornehmste von diesem Gewächs genugsam beschrieben, als aus welchem allem nichts anders erhellet, als daß es ein ordentliches und natürliches Gewächs seye, welches der liebe Erdboden wie alle andere Pflanzen in der ganzen Welt hervor bringet, so ist bei diesen von dem Alraun vorausgesezten Begriffen zu verwundern, wie es nur möglich seye, daß jemalen ein Mensch auf diese tolle Meinung gerathen oder sich davon nur habe können traumen lassen, daß es die Kraft habe, Gold oder gemünztes Geld gleich als eine Frucht zu tragen, es seye dann daß schon jemand vorhero eine gute Portion von dieser Wurzel in dem Leib bekommen, die ihme das Gehirn so sehr als denen Gesellen Ulyssis verruket hätte. Da nun bekannt ist, daß diese Wurzel aus allen wohlbestellten Apotheken kan abgelanget werden, so ist ist es der gröste Unsinn, wann sie jemand aus dieser Absicht kauft, daß sie ihme Geld bringen solle, indeme der Apotheker das ganze Pfund nicht vor ein so weniges hingeben, wie in dem Wiener-Brandenburg- und Würtembergischen Tax der Preis auf ein gewises Pretium Obrigkeitlich angesezet ist, sondern solches einträgliche Capital vor sich behalten würde. Ferner kan sich der gemeine Mann auch wohl vorstellen, daß wo diese Wurzel die Kunst besizen würde, Gold zu fabriciren, die Innwohner derer Landschaften, worinnen sie von selbsten wächset, nicht eine einige heraus lassen, sondern selbst behalten würden, so viel als möglich. Da also die gemeineste Leute in denen Landen, wo sie wächset, von solchem Aberglauben heut zu Tag nicht träumen, warum wollen dann

Leu-

Leute aus andern Nationen in solchen Irrthum verfallen? Die junge Bursche in Italien werden auch das beste Zeugnis geben, ob diese Meinung Grund habe, wann sie in denen Gebürgen das Vieh hüten, und dessen Früchten einander an die Köpfe schmeisen, um sich die Zeit zu vertreiben? Sehet! so schön wird in dem Vaterlande des Alrauns geglaubet, daß er Geld münzen könne. Weilen also unwidersprechlich aus dem wahren Alraun kein Geld wächset, wie viel weniger wird Geld zu erwarten seyn aus andern Wurzeln, welche die Landvaganten aus ihrem Gaukelsak nur davor ausgeben und fälschlich verkauffen, von denen auch die Verkäufer selbst solche Kraft nicht glauben, ob sie schon übrigens solchen Aberglauben wenigstens von der rechten Alraunwurzel selbst noch hätten. Welche also ihr Geld vor eine falsch angegebene Alraunwurzel hingeben, seynd doppelt betrogen, dann die wahre Alraunwurzel hat diese Kraft nicht, und von der falschen, wie ganz billig, glauben sie es selbsten nicht. Es dienet also zu schon so oft in vielen Büchern und durch anderwärtige Erfahrung gegebene Nachricht, daß die Landvaganten und Theriakskrämer, wenn es hoch kommet, die raticem mei athamantici oder die radicem victorialis longæ, gemeiniglich aber nur unsere Zaunrübenwurzel nehmen, solche nach ihrem Sinn schnizen, daß sie einem Menschenbild ja bald einem Männlein, bald Weiblein gleich siehet, und sie vor Alraunwurzeln verkauffen. Noch toller lautet es, wenn man in dem gemeinen Leben damit diese Meinung gründen will, als ob diese Wurzel nur unter denen Hochgerichten zu finden, wo aus derer justificirten Menschen ex crementis dieselbe hervor wachse; Allein man suche unter allen Hochgerichten in Teutschland oder andern temperirten und kalten Landen den Alraun; und wer ihn daselbst aus der Erden gewachsen findet, dem dörfte man um Rarität willen sicherlich so viel Capital versprechen, als seiner Meinung nach ein ganzes Duzend Alraunwurzeln oder Geldmännlein jährlich abwerffen, dann der eine würde sein Geld sicher behalten dörffen, der andere aber ewiglich ohne Alraunwurzel bleiben, wie einer ewiglich ohne Pomeranzen bleiben würde, der sie und ihre Bäume unter denen Dannen auf dem Schwarzwald suchen wollte. Es wäre zu wünschen, daß bei dergleichen Betrügereien die Landvaganten mit samt der Alraunwurzel an einen Pfahl öffentlich an die Strase aufgehenket würden, damit ein jeder diese Wurzel kennen lernen, und sich vor allem Schaden und Betrug zu hüten wisse. Es ist aber an dieser irrigen Meinung nichts anders schuld, als wie Virgilius sagt: Auri sacra fames &c. &c. dann das Geld liebet man öfters zu viel, ja über alles; da man aber nicht allezeit so viel aufzutreiben weist, als die Begierde es zu haben gros ist, ja öfters nicht so viel Geld in der ganzen Welt ist, als ein mancher zu haben wünschet, so verderbet der verderbte Wille auch die Einbildungskraft, so, daß diese die Grundgeseze der Natur selbsten meistert, umkehret und gar deren Wurzeln die Kraft Gold und geprägtes Geld zu machen zuschreibet, nur weilen dem verderbten Willen dadurch geschmeichelt wird. Mit einem Wort! die Sünde des Aberglaubens hat keinen andern Ursprung, als den alle Sünder haben. Gleichwie aber alle Tugend fruchtbar ist, und wieder andere Tugenden gebieret, eben so hat auch das Böse die Natur an sich, daß es wiederum nichts als Böses hervor bringt. Wann der Mensch seine gesunde Sinnen und Verstand brauchet, daß er handgreiflich sihet, wie solche Meinung etwas thörichtes ja unmögliches in sich begreife, womit aber gleichwohlen der übermäsigen Begierde Geld zu haben nicht allezeit geholfen ist, so mus abermalen die Einbildungskraft von neuem gedruket, gemartert und verderbet werden, auf andere Mittel zu sinnen, wie diesem Unvermögen des Alrauns auf ein und andere, wiewol eben so thörichte und unmögli-

che Art könne geholffen werden. Dahero sich viele sollen bemühet haben, die Alraunwurzel zu der Geldgeburt damit zu bewegen, wann sie solche auf eine besondere Art ehren, und öfters oder auch zu einer gewisen und dem Erfinder ohngefehr eingefallenen Zeit und Stunde in dem rothen Wein baden würden, gleich als ob diese Wurzel eine ambitiöse Seele hätte, die niemand Geld brächte, als der ihr diesen Dienst erweisen würde. Man möchte zwar sagen: der rothe Wein habe eine natürliche Kraft auf solche Art dem Alraun die Geldfruchtbarkeit beizubringen. Allein auf dieses ist abermal leicht, handgreiflich und kurz zu antworten, dann wer den Glauben hat, daß die rechte Alraunwurzel zu diesem Geschäft nöthig seye, und es sonst mit keiner andern angehe, übrigens aber zweifelt, ob sie bei uns richtig zu haben, der lasse sie aus Italien kommen, woher sie gar leicht zu beschreiben, er schnize sie noch weiter so künstlich zu, als er kan, und bade sie alle Tage in Alicanten und Ungarischen Wein, so wird er unbetrüglich finden, daß kein Geld von ihr kommet, sollte auch diese Übung ein ganzes Seculum continuirt werden, eben so wenig als von einer Peterlingwurzel, die man täglich auf den Suppen isset, sollte sie gar in l'eau des carmes aufbehalten werden.

Von dem Gewitter, Aspecten, und Prognosticiren der Calendermacher.

Lucian zeigt uns in seinem Ikaromenippus ein sehr lächerliches Bild der verkehrten Wünsche an denjenigen Wünschen, welche oft zu gleicher Zeit auf verschiedene und ganz entgegengesezte Witterungen zielen. Auf dem Berge, sagt er ohngefehr, wünschet man Regen, wenn man im Thale um Sonnenschein flehet, und den Akersmann verlanget nach dem ersten, wenn sich der Reisende nach dem leztern umsiehet. Ein Schiffer, der nach Osten schiffet, bitter den Jupiter um den Westwind, und ein anderer, welcher nach Westen schiffet, seufzet nach dem Ostwinde. Alle flehen gleich brünstig, alle wollen erhöret seyn: alle aber zu erhören, ist dem Jupiter unmöglich. Wen soll er erhören? Soll er Sonnenschein oder Regen, soll er Ostwind oder Westwind verleihen? Lucian, welcher bei aller Gelegenheit das abgeschmakte der heidnischen Religion lächerlich machte, läst denjenigen vom Jupiter erhöret werden, welcher ihm am meisten opfert. Auf diese Art entscheidet er die Sache nach seiner physicalischen Einsicht so wohl, als nach seiner moralischen Absicht.

Den wahrhaften GOtt, von welchem alle Veränderungen in der Welt herrühren, treiben ganz andre Ursachen, einem jeden Orte und einer jeden Zeit diese oder jene Witterung zu bestimmen. Alle unzählichen Veränderungen derselben haben ihr erstes Triebwerk in der allgemeinen Einrichtung der ganzen Natur. Es ist Sonnenschein und Regen, Ostwind und Westwind da, wo jegliches um dieser Einrichtung des weisesten Wesens willen nöthig ist. Bekehrte Wünsche loken keinen Tropfen aus den Wolken, keinen Stral aus der Höhe und kein Lüftchen aus Osten; ein demüthiges Bitten aber verlangen dennoch die Pflichten der Ehrfurcht gegen die Gottheit.

Die Veränderungen des Wetters haben aber allemal ihren physicalischen Grund in der vorhergehenden Beschaffenheit desselben. Wenn wir ein Gewitter haben: so ist dieses durch vorhergegangene Sonnenhize verursachet worden. Wir haben kein Thauwetter, ohne vorhergegangenen Frost, und keinen Regen ohne vorhergegangenen Sonnenschein, durch welchen die zum Regen nöthigen Dünste in die Luft erhoben worden. So leicht die natürlichen Ursachen einiger Witterungen zu finden sind; so schwer scheinet diese Untersuchung zu seyn, wenn

man

man die Witterungen mehr im Ganzen betrachtet. Warum ist beständig die Witterung eines Jahres von der Witterung eines andern unterschieden? Warum ist sie zuweilen so merklich unterschieden, daß wir von kalten Wintern, heissen Sommern, troknen und nassen Jahren reden hören? Warum ist das Wachsthum und der Miswachs der Feld- und Gartenfrüchte jedes Jahr fast in jeder Art derselben so unterschieden? Warum sehen wir oft in einem Jahre viel Feldfrüchte und wenig Gartenfrüchte, und umgekehrt? Worinne besteht das Wesen und der Unterschied derjenigen Witterungen, auf welche der Miswachs und das Wachsthum der Feld- und Gartenfrüchte ankömmt? Wer mir auf diese Fragen in der Kürze antwortet: Es ist GOttes Wille, dem will und kan ich zwar nicht widersprechen: ich werde ihm aber antworten, daß jezo die Frage sey, durch was für natürliche Mittel GOtt seinen Willen in diesen natürlichen Veränderungen vollziehe?

Der Stand des Erdbodens gegen die Sonne und die Vermischung und Beschaffenheit ihrer Theile verursachen nothwendig eine Abwechselung von Wärme und Kälte, von Regen und Sonnenschein. Durch den erstern werden Sommer und Winter verursachet: Sommer und Winter aber sind an sich schon eine Abwechselung der Wärme und Kälte, doch ziehet sie derselben noch weit mehrere nach sich. Durch die leztern werden aber die meisten und häufigsten Veränderungen des Wetters verursachet.

Es ist eine grosse Wohlthat des Himmels, daß die Jahreszeiten ihren ordentlichen Lauf haben, und daß er uns vorher wissen läst, in welchen Theilen des Jahres es warm und kalt seyn wird. Denn diese längst auf Erfahrung und spät auf Einsicht gegründete Wissenschaft sagt uns, wenn wir säen und pflanzen sollen. Aber nur zu wissen, wenn es überhaupt warm und kalt seyn wird, dieses ist noch eine sehr unvollkommene Wissenschaft. Unsere Hofnung mislingt uns gar oft, weil wir nicht wissen, wie warm und wie kalt es seyn wird, und ob wir nasse oder trokne Zeit haben werden? Wie sehr ist nicht oft die Wärme und Kälte eines Sommers, und eines Winters von der Wärme und Kälte eines andern unterschieden! Und doch ist einer jeden Art von Feld- und Gartenfrüchten nur ein gewiser Grad der Wärme und Kälte zuträglich. Aber eben die verschiedenen Naturen der Pflanzen, welche so verschiedene Witterung erfordern, sind Ursache, daß in keinem Jahre alles gerathen kan. Wir merken auch dieses an der jährlichen Klage unserer Hausväter ganz wohl, worunter die meisten selten ihre Gärten und Felder ohne Murren wider die Göttliche Güte besuchen. Aber wie wenig erwägen sie, daß ihre Wünsche unmöglich alle zu erfüllen sind! Der Lauf der Natur verstattet es nicht anders, als daß wir jährlich an ihren Schäzen etwas vermissen müssen, damit wir ihrer Freigebigkeit nicht überdrüssig werden. Wir werden künftiges Jahr ein weit grösseres Vergnügen an den Gartenfrüchten haben, da uns in diesem Jahre dieses Vergnügen beinahe gänzlich versaget ist.

Wer auch die Vermehrung dieses Vergnügens nicht begreifen kan, der überlege nur die natürlichen Ursachen der verschiedenen Witterungen und des verschiedenen Wachsthumes und Miswachses, wenn er ein inniges Vergnügen an der weisen Einrichtung des Schöpfers empfinden will.

Die Pflanzen gleichen in Ansehung der verschiedenen Witterung, welche sie zu ihrem Gedeien nöthig haben, den Menschen in Ansehung ihrer Bedürfnisse. Viele Menschen bedürfen eben das, was viele andere bedürfen, und doch nur einige erhalten können. Daraus aber entstehet bei einem Theile derselben nothwendig ein

Mangel. Viele Pflanzen lerlangen in eben dem Monate viel Wärme, da sie vielen andern schädlich ist. Fällt ein hoher Grad der Wärme in diesen Monat: so werden die leztern wenig, und die erstern, wenn nichts anders dazwischen kömmt, viel Früchte tragen. So ist es auch mit der Trokenheit und Näsſe beschaffen. Ein öfterer Regen im Heumonat und August ist den späten Sommergewächsen so zuträglich, als er einer beglükten Ernde hinderlich ist. Hat man sich also in diesem Falle zu verwundern, wenn Kraut, Kohl, Rüben und dergleichen Küchengewächse wohlgerathen, die Ernde aber unsre Wünsche nicht erfüllet; Wenn ein heisser Sommer auf einen gemäsigten Frühling folgt: so gelangen die vorhandenen Feld- und Gartenfrüchte zu ihrer völligen Reife; aber die späten Sommergewächse haben dabei wenig Gedeien.

Auch die Witterung ganzer Jahre ist den Gewächsen untereinander zuwider. Einige haben beständig trokne, andre beständig feuchte Witterung vonnöthen. So gewis es aber ist, daß trokne und nasse, kalte und warme Jahrszeiten und Jahre allezeit gewise Feld- und Gartenfrüchte wohl oder übel gerathen lassen, so gewis ist es auch, daß wir diese verschiedenen Witterungen nicht auf viele Jahre vorher bestimmen können. Es ist alles ein leeres Gewäsche, was die phantastischen Verfasser der hundertjährigen Calender den Einfältigen hierinne bereden wollen. Ihren sogenannten sieben Planeten, dem Saturn, dem Jupiter, dem Mars, der Sonne, der Mercur und dem Monde, geben sie das Regiment über die Witterungen, jedem ein Jahr; und blos ihrer Gütigkeit haben diese sieben Planeten ihre abwechselnde Herrschaft über ein ihnen unbekanntes Reich zu danken. Wie regieren sie aber dieses Reich? Durch ihren Einfluss in dasselbe, antwortet man. Sie theilen, fährt man fort, den Jahren ihre Natur mit, und machen sie kalt und troken, wenn sie kalt und troken sind; feucht und warm, wenn sie feucht und warm sind; warm und troken, wenn sie warm und troken sind. Ohne zu begreifen, wie diese Mittheilung zugehet, frage ich ferner, woher sie wisſen, daß ein Planet feucht oder troken, warm oder kalt ist. Damit es nicht scheine, als ob sie diese Eigenschaften auch nach Belieben unter die Planeten austheileten: so schliessen sie dieselben ganz natürlich aus ihrer Farbe und aus ihrem Glanze. Saturn ist feucht und kalt, weil er ein etwas mattes und blasses Licht hat; Mars mus also nothwendig heis und troken seyn, weil er roth, lebhaft und feurig ist. Ich finde nicht nöthig, wider diese gegründeten Folgen etwas einzuwenden. Aber worauf gründet sich die Rangordnung dieser Luftbeherrscher! Diese ist wiederum sehr vernünftig, und kan allen Rangstreitigkeiten unter ihnen vorbeugen. Ptolemäus, ein Patriarch unter den Sternsehern, und folglich ein alter ehrlicher Mann, hat gesagt, daß die Erde im Mittelpuncte der Welt stünde, und daß sich um selbige der Mond, hernach der Mercur, alsdenn die Venus, ferner die Sonne, hierauf Mars, dann Jupiter und endlich Saturn, bewegte; und er würde es nicht gesagt haben, wenn es nicht wahr wäre. Nun gehen unsre Calendermacher von aussen hineinwärts, und fangen vom Saturn an zu zehlen bis zum Monde, und in dieser Ordnung geben sie den Planeten nach einander das Regiment über die Erde, welche sie alle in ihrem Mittelpuncte haben. Es gehöret nur ein gemeiner Verstand dazu, das abgeschmakte Wesen und den Ungrund der Wetterpropheceiungen, welche sich auf die Herrschaft der Planeten gründen, einzusehen. Und eben so leicht kan man begreifen, wie wenig ein Hausvater seine Einrichtung nach der Anzahl und Menge des Kornes, des Waizens, der Aepfel, Birnen, Pflaumen, Weintrauben, Nüsse, u. d. gl. welche die hundertjährigen Calender ihm hundert Jahre voraus zumessen und zuzehlen, machen kan. Denn diese Art

astro-

astronomischer Rechnungen gründet sich auf die Natur und Herrschaft der Planeten; diese aber haben ihren Einfluss nur in diese Federn der Calenderschreiber.

Die Propheceiungen der jährlichen Calender sind so nichtswürdig, als der hundertjährigen ihre. Diese propheceien das Wetter der Jahre, und jene das Wetter der Tage. Ein jeder begreift, daß es eine vergebliche Sache ist: das Wetter der künftigen Tage eines ganzen Jahres aus der Beschaffenheit unsrer Luft zu bestimmen, in welcher der nächste Grund der täglichen Veränderungen desselben enthalten ist. Diese ist auch nicht dasjenige, worauf unsre jährlichen Calenderschreiber ihre Propheceiungen gründen. Es sind ebenfalls die lieben Planeten überhaupt, und insbesondere ist es derselben Stand gegen einander, welchen man die Aspecten nennet. Ich will bei dieser Gelegenheit diesen Begrif etwas deutlicher machen.

Was man im gemeinen Leben einen runden Kreis nennet, das nennen die Mathematicverständigen einen Zirkel. Ein jeder Planet scheinet am Himmel durch seinen Lauf einen Zirkel zu beschreiben. Die Planeten durchlaufen überdieses alle einen gewisen breiten, um dessen ganzen Umfang herum sich erstrekenden Strich, welcher der Thierkreis genennt wird. Aus diesem weichen sie weder disseits, noch jenseits, weder nach Mitternacht, noch nach dem Mittage ab; er selbst erstrekt sich aber von Morgen gegen Abend. Dieser ganze Strich, dieser Thierkreis, kan als ein Zirkel betrachtet werden. Wenn nun ein Planet z. E. die Venus, von einem andern, z. E. vom Monde, um den vierten Theil dieses Zirkels abstehet: so sagt man, Venus sey mit dem Monde im gevierten Scheine. Stehen sie um den sechsten oder dritten Theile von einander ab: so sind sie im gesechsten oder gedritten Scheine. Stehen sie einander gerade gegenüber, so daß der Mond gerade so weit über der Erde steht, als die Venus unter der Erde steht, oder umgekehrt: so sind der Mond und die Venus im Gegenscheine, und sie sind in der Zusammenkunft, wenn keines von beiden, weder gegen Abend, noch gegen Morgen, von dem andern abweicht, sondern beide entweder einander deken, oder gerade über und untereinander stehen.

Die Aspecten lassen sich durch astronomische Rechnungen auf alle künftige Zeiten eben so genau vorher bestimmen, als die Mondsgestalten und die Sonnen- und Mondsfinsternisse. Wenn sie nun die Veränderungen des Wetters verursachten: so würden wir diese vielleicht eben so zuverläsig vorher wissen können. Aber das erstere ist zu allem Unglüke! nicht wahr. Was ist das für eine Folge: Mars, ein hiziger Planet, steht mit dem Mercur, einem feuchten Planeten, in der Zusammenkunft; also mus zu dieser Zeit Donner und Bliz erfolgen. Oder Saturn und der Mond stehen miteinander im Gegenscheine; folglich mus es mittelmäsig warm und kalt, feucht und troken seyn. Wie kan denn der verschiedene Stand der Planeten unserer Luft ihre Eigenschaften mittheilen, und dieselben vermischen, und dadurch unsre Luft wieder verändern? Doch was sage ich von den Eigenschaften der Planeten? Diese sind Erdichtungen, und alles, was darauf gegründet ist, das ist Tand. Ich gönne meine Augen den Verzeichnüssen der Aspecten in den Calendern selten, und den Wetterpropheceiungen niemals, weil ich weis, daß, als der Calenderschreiber dieselben aufgesezet, sein Kopf mit dem Hundssterne in Conjunction gewesen ist.

Aber warum findet man gleichwol diese Propheceiungen noch immer auch zum Theil in den besten Calendern, welche zuweilen gelehrte und verständige Männer zu Verfassern haben? Es ist kei-

ne

ne andere Ursache hiervon, als der Nuzen der Verleger. Der Bauer, was sage ich, der Bauer? fast alle Käufer sehen zuerst nach dem Wetter im Calender; eher wird er nicht gekauft. Da nun, wie es in vielen andern Dingen zu geschehen pflegt, also auch hier, verständige einmal spielen müssen: so geschieht es gleichwol mit aller Bequemlichkeit. Sie lassen die Adspecten Adspecten seyn, und schreiben, wie der Hr. Baron von Wolf in seiner Chronologie gar weislich erinnert, das Wetter so hin, wie es ihnen einfällt; doch so, daß es der Zeit nicht zuwider ist. Es ist wahrscheinlich, daß es im Heumonate warm, im Jenner kalt, und im April stürmisch seyn wird. Gut! so sezen sie diese Witterung etlichemal in diesem Monate. Es wird doch wohl einmal zutreffen; und wenn nur dieses ist: so ist der Calender schon seine 18. Pf. werth, und der Calendermacher kan mehr, als Brod essen. Ein vor wenig Jahren verstorbener gelehrter Mathematikverständiger, welcher damals der Verfasser eines hier sehr bekannten Calenders war, hat gemeiniglich in Gesellschaft guter Freunde, mit ihnen gemeinschaftlich, bei einer Pfeife Tabac, sein Wetter gemacht. Ich habe diese Nachricht aus dem Munde eines grossen und glaubwürdigen Gelehrten, welcher selbst oft in den Versammlungen dieser Wetterpropheten Siz und Stimme gehabt hat. Was ich von den Wetterpropheceiungen in den Calendern gesagt habe, das ist aus gleichem Grunde von dem gut Aderlassen, Schröpfen, Purgiren, Kinderzeugen, oder Entwöhnen, (wie es etwan heist) und dergleichen zu verstehen.

Die Calender lassen uns also, in Ansehung des zukünftigen Wetters, in groser Ungewisheit. Ausser denselben aber ist auch wenig Trost zu holen. Doch wenn wir das gegenwärtige Wetter genau bemerken und aufzeichnen, und auf das künftige gleiche Aufmerksamkeit wenden: so können wir vielleicht durch die Länge der Zeit und Menge der Beobachtungen einige Regeln entdeken, nach welchen eine Witterung auf die andere folgt. Zwar die Witterung der nächst folgenden Stunden und Tage zimlich zuverläßig vorher zu sagen, ist so eine übernatürliche Kunst nicht, daß ich mich, nebst vielen Landleuten, nicht selbst derselben sollte rühmen können: aber das Wetter künftiger Jahre zu propheceien, ist ein Werk von grösserer Schwierigkeit. Hierinnen einigen Versuch zu thun, mus man zuerst auf die besonders kalten und heissen, nasen und dürren Jahre Acht haben, und sehen, was für Jahre darauf folgen, oder was für Witterungen vorher gegangen sind. Vor dem kalten Winter des 1740. Jahres hatten wir im 1739. Jahre einen nasen kalten, trüben und neblichten Herbst. Auf den heissen Sommer des verwichenen 1746. Jahres folgte in eben demselben und in dem heurigen Jahre ein warmer Winter. Wenn wir dergleichen mehrmal bemerken: so können wir schon einen Schluss machen; zumal, da diese Folgen ihre gegründeten phisicalischen Ursachen haben.

Sehen wir nun mit Wahrscheinlichkeit die Hauptwitterung des künftigen Jahres vorher: so können wir fast mit eben dieser Wahrscheinlichkeit das Gedeien und den Miswachs der Früchte in demselben vorhersehen. Ein jeder vermuthete bei dem heurigen warmen Winter, daß späte Fröste die allzuweit heraus gelokten Fruchtknospen der Bäume verderben, und uns alle Hofnung zu reichlicher Einsammlung des Obstes rauben würden. Und man hat recht geurtheilet; wie die betrübte Erfahrung zeiget. Würden wir aber, wenn der Winter gewöhnlicher Kälte gewesen wäre, daraus haben schliesen können, daß die Gartenfrüchte wohl gerathen würden? Einige Wahrscheinlichkeit würden wir zwar vor uns gehabt haben: aber wie leicht hätte nicht eine zeitige Frühlingswärme das häufige Aufkommen des Ungezie-

gezieſers befördern und uns unſre Hofnung wieder benehmen können!

Man ſieht alſo wohl, mit wie viel Ungewisheit dergleichen Muthmaſungen noch verknüpft ſind. Bei aller Furcht aber wiſſen wir doch ſo viel, daß niemals ein allgemeiner Miswachs an allen Früchten erfolget. Wir vermiſſen heuer das Obſt: die Vorſicht hat uns aber deſto gröſſere Hofnung zu einer reichen Getreideernde gewähret. Bei einerlei Witterung verdirbt das eine, und das andre bleibt unbeſchädigt. Selbſt die heurigen Gartenfrüchte hat kein allgemeines Verderben betroffen. In tiefen und überhaupt vor häufigem Andringen der Luft wohlverwahrten Oertern vermiſſen wir wenig Baumfrüchte. Und dieſe wenigen werden genug ſeyn, bei dem Seegen der Felder, eine angewohnte Lüſternheit zu vergnügen. Für die Nothdurft haben die vorhergehenden Jahre geſorget.

Von der Hungerscur.

Da zu den meiſten Krankheiten nebſt der ungeſunden Luft, und ungezähmten Affecten, die Unmäſigkeit im Eſſen und Trinken Urſache, ſo iſt nichts beſſers dagegen als Mäſigkeit und zu gewiſen Zeiten Hunger. So lange man nun mäſig und nach Nothdurft iſſet und trinket, bleibet man geſund, ſo bald aber die Unmäſigkeit erfolget, ziehet ſelbige Krankheiten nach ſich, und ſind anjezo wohl die Teutſchen, Holl- und Engelländer die unmäſigſten Nationen. Was die Unmäſigkeit aber vor Schaden anrichte, ſiehet man von den Kindern an bis zum männlichen Alter durch ſo vielerlei Krankheiten, ſo faſt alle daher ihren Urſprung haben. Es hat aber die Hungercur, deren Vortheil ſchon die Alten erkannt; ihren Nuzen zuförderſt gegen die Vollblühtigkeit. Daher wer da merket, daß die Adern ſtark anlauffen, oder das Fleiſch ſchwammigt und blutreich, daß ſie daher ſo gleich von jeder Bewegung ermüden oder ſonſt Trägheit des Leibes vermerken, thut ſehr gut, daß er einige Tage in der Woche weder Speiſe noch Trank genieſet, oder doch der Menge der Speiſen und deren Nahrhaftigkeit merklich abbreche, und damit lange genung anhalte. (Hierbei iſt zu gedenken, daß eine ſchöne blühende Farbe des Geſichts nicht eben allemal das beſte Zeichen ſey, ſondern ſolche Leute haben wohl auf ſich Acht zu haben, daß ſie nicht in Krankheiten fallen: daher ihnen nichts beſſers als eine mäſigere Lebensart anzurathen, daß ſie Speiſen, ſo weniger nahrhaftes Weſen bei ſich führen, zu ſich nehmen.) Man wird aber bei dem Hunger bald folgende gute Würkung merken, nemlich daß der Leib leichter, und zur Bewegung und Arbeit geſchikter wird, die Tranſpiration wird nicht gehindert, die etwa vorhin verſpürte Hartleibigkeit verſchwindet, der Magen ſammlet keine Cruditäten, und das verdikte Geblüt wird flüſſig. Welches alles um ſo gewiſer folget, wenn bei der Mäſigkeit auch genugſame Bewegung geſchicht. Es hilft auch ſchon viel, wenn einer, der des Tages zweimal gegeſſen, ſelbiges nur einmal thut, nur daß er ſo dann nicht in einer Mahlzeit ſo viel als ſonſt in zweien zu ſich nimmt. Es wird auch kein vollblütiger Menſch durch dieſen Abbruch der Speiſen matt und hinfällig, wo er zumal keine ſchwere und anhaltende Arbeit dabei zu thun hat. Nächſt dem thut die Hungercur dem Magen die beſten Dienſte, weil bekannter maſen die Uberladung des Magens nichts als lauter Beſchwerlichkeit verurſacht, ſo durch dieſes Mittel, indem der Magen Zeit genung zu verdauen hat, abgeholfen wird. Fernerweitig hilft dieſes Mittel gegen die Cachexie, d. i. wenn die Leute an ihrem ganzen Leibe bleich aufgedunſen und heslich ausſehen, und wider die Waſſerſucht, auch gelben Sucht; ingleichen gegē Verſtopfungen und Verhärtungen derer Viscerum, in Colic, in der paſſione iliaca, bei Entzündung oder Verwundung des Magens, gegen Krankheiten, ſo von gehemmter

Transpiration so wohl durch eine kalte und feuchte Witterung, sonderlich zu der Zeit, wenn der Mond eben zunimmt, als auch durch Verdikung und Uberfluss des Geblüts vornemlich gehindert wird. So dann dienet die Hungercur auch noch gegen alle Fieber, insonderheit hizige, wo vornemlich der Patient, zumal an den Tagen, da sich die Krankheit brechen will, verschonet werden mus: wie auch gegen Kräze, böse Geschwüre, Unreinigkeit der Haut, Husten, Schnupfen und Flüsse: ja sie ist das zuverläßigste Mittel gegen alle Arten der Gicht. Endlich so dienet auch die Mäßigkeit und Fasten dem Gemüthe, indem es selbiges sehr erleichtert und ermuntert. Wer demnach studiret, und sonderlich wer eines langsamen und trägen Temperaments ist, thut wohl, wenn er wenig isset, oder gar, wo sonst nichts hindert, das Abendessen auf die Seite sezet. Uberhaupt ist als eine Generalregul zu merken, daß in jeder Krankheit besser sey gar nicht zu essen, als den Patienten dazu zu nöthigen, um so mehr, wenn kein Appetit vorhanden, und der Magen einen Abscheu vor die Speisen selbst bezeuget; auch mus man nach überstandener Krankheit dahin sehen, wenn der Appetit wieder kommt, daß man sich nicht zu vielen oder ungesunden und harten Speisen verleiten lässet. Daher schwache und von Krankheit oder Hunger ausgezehrte Personen sich nur immer nach und nach wieder zum Genus der Speisen gewöhnen sollen. Ubrigens sind noch folgende Reguln zu merken 1) daß, wer eine Zeitlang gehungert, sich nicht auf einmal wieder ganz satt essen mus. 2) Ist, ehe man die Hungercur anstellet, vorhero recht zu untersuchen, ob die gegenwärtige Krankheit würklich vom Uberflus entstanden, oder ob etwa eine Verlezung innerlicher Theile bereits einen würklichen Abgang der Kräfte verursachet habe. Auf den ersten Fall ist die Hungercur allemal gut, auf den lezten aber ist dahin vielmehr zu sehen, ob und wie weit dieses Mittel zur Vorbereitung auf eine glükliche Cur statt finde, oder ob selbiges wegzulassen. Massen allerdings, wo die Hauptsache auf den Uberflus scharfer und salziger Feuchtigkeiten ankommt, billig Bedenken zu tragen dieses Mittel zu rathen. 3) Es ist besser oft in einem Tage und allzeit wenig zu essen, als sich zu überladen: dieses ist sonderlich nach langen Fasten wohl in Acht zu nehmen. 4) Es mus ein jeder seine Kräfte wohl prüfen. Alte Leute können lange hungern, das männliche Alter kan auch noch zimlich aushalten; hingegen junge Leute, die noch in ihren Wachsthum stehen, denen kömmt es sehr hart an, am allerwenigsten aber können es Kinder, zumal die eines muntern Naturells, ertragen, 5) Wer sich zu purpiren, Aderlassen und Schwizen gewöhnt, oder beständig mit vieler Arbeit, die Kräfte erfodert, beschäftiget, für den ist, so lange er sich noch in diesen Umständen befindet, die Hungercur keine Sache. Weil man auch im Sommer am meisten schwizet, und also viel Feuchtigkeiten dadurch weggehen, so greifet auch der Hunger alsdenn mehr an, als im Winter, Frühling und Herbst. 6) Wer wenig zur Transpiration geneigt, auch wenig Arbeit, wodurch selbige erreget wird, vornimmt, kan immer länger hungern, als ein anderer, der nicht transpiriret. Folglich wer immer stille sizt, hat öfters Ursach zu fasten, als einer der immer zu schaffen; und die Frauensleute haben immer mehr Recht zum Hunger als die Mannspersonen. 7) Wer nicht Lust hat zur Hungercur, nehme doch wenigstens im übrigen die Diät sorgfältig in Acht, und prüfe, ob es gesünder täglich einmal, oder wo man sich zwingen kan, zweimal und desto weniger zu essen. Wer endlich auch mit dem Kopf viel arbeitet, ist allemal gut, sich harter und Blähungen verursachender Speisen, als Schweine- und Gänsefleisch, Käse, Milch, Hülsenfrüchte und dergleichen zu enthalten.

Von

Von der alten teutschen Rhetoric,

(So hier eingerukt worden, damit man sehe, wie die alten Teutschen zu schreiben gewohnt gewesen seynd.)

Der Titel dieser teutschen Rhetoric ist folgender: Formulare und tütsch Rhetorica. Es bestehet dieselbe aus 83. Blättern in folio. Am Ende ist zu lesen: Hat gedrukt der fürsichtig Johannes Knobloch, Burger zu Strasburg, unnd geendet uff den dritten Tag des Mierzens. Anno M. CCCCC. XI. Der Verfasser dieser Rhetoric ist Hinrich Gesler von Freiburg. In der Vorrede meldet er von Anfang, wie daß: manigfaltig Flys und Arbeit, synt bisher durch die scharpfen Kunst wyssen und der fryen Künsten erfahrnen meyster, zu lob unnd dienst den gemeynen man gelegt, an underwyßung der löblichsten Kunst rhetoric heymlichkeit, daruß jedem gradt unnd stadt, seyn schuldig gezierd oder gebührlich zulegung zu reden unnd zuschreiben der unerfarend erlernt möcht werden, dabey auch bisher nit wenig geschen seynt, mitlaufsen die formen manigerley Verschrybungen, damit die welt künftig irrung und vergessenheit, hader und spene gegen eynander fürzekommen varen thüt. Zu was Ende er dieses Buch herausgegeben, meldet er in folgenden Worten: Darumb allyn denselben zu dankbarkeit, die diß werkly gefröuwen mag zu merer erschießung der künstlichen zeugung so vor berürt rhetoric meyster uns für gehebt handt, ich meyn nit die wehnwizigen, denen hiemit zu dienen eyn geszöt ist, ungeachtet was darine strafbars von den erübtern dießer practic beschelten, deren büßung billich darin gefolgt wirt. Hab ich Heynricus Geßler vonn Fryburg schüler der keyserlichen rechten, meyn erfahresheyt, so auß des adels zucht, der sietten policy, unnd lendern gewonheiten, durch die lantschaften schwaben und eisaß mit weßenheit statt übender practic in schulen der rechtshendelern rathschlegen tagen und tagdingen bey den dreyßig jaren bißher ernietet in dis büchlyn geformt, dabey gezörgt allermeyst die nüw spülgung gewonheit unnd stylum der practic dirr jezlauffender zyt, unnd nit destmynder der lentlichen jez nüw angenomen rhetoric regel, etlich so denn darzu dienen mögen, deßglich etwas der keyserlichen gesezen gebruch unnd artikel vor die erschießen können darinn geflochten.

Der Verfasser handelt erstlich von den Titulaturen in Briefen, hernach gibet er allerhand Formeln zu den Gerichtshändeln, zu Ladungen, Schuldverschreibungen, Kaufbriefen, Testamenten. Dem niedrigsten Grad der weltlichen gibet er folgende Titel: Ritter Streng, Thurneißgnoß edellüt, Edel Vest, nüw uffkommenn edellüt, From und Vest, nüw geschöfft edellüt, Eren Vest.

Die Eigensinnigkeit.

Est animusque tenax indomitumque caput,

Die Moden verändern die Kleider, und die Tugenden ihre Namen; bald werden wir keine Laster mehr haben. Halsstarrigkeit heisset Grosmuth, und Eigensinn, Standhaftigkeit. Die Eigensinnigkeit ist der erste Affect, der sich an den Menschen äussert; wir sind kaum auf der Welt, so wollen wir schon mit ganzem Eifer, was wir wollen. Versagt man uns dasjenige, wornach wir mit den Händen greiffen, so empöret sich das kleine Herz mit Zorn und Wuth. Dieser Eigenwille wächset von Tag zu Tage, je mehr man ihm nachgibt. Wie glüklich wären wir, wann wir bei Zeiten einen so gefährlichen Feind unsrer Ruhe bei uns ausrotten könnten, ehe er noch Kräfte gewinnet, und alle unsre Handlungen bemeistert.

Man beobachtet, daß dieser Affect sich noch stärker bei dem andern Geschlecht äussert, als bei dem unsrigen. Die Ursache davon ist diese: Wir kommen frühzeitig unter die Aufsicht der Lehrmeister, welche durch eine strenge Zucht unsern Willen beugen. Man untergibt uns hernach einen Herrn, der keine Gefälligkeit für uns hat, sondern uns bei allen Vorfällen durch die Sinnen fähret; Es sey daß wir Kriegsdienste nehmen, oder an Hof kommen, oder sonst unter ein ander Joch gespannet werden. Wir sehen uns allenthalben unter einem jungen und spöttischen Volk, das auf unsre Fehler lauret, uns verächtlich anbliket, und über die mindeste Vergehungen durchhechelt. Man wiederspricht uns; man bestrafet uns, man lacht uns aus, und wenn wir empfindlich darüber werden, so müssen wir gewärtig seyn, daß wir in verdriesliche Händel gerathen; dieses widerfährt sowohl den artigsten als alersten jungen Leuten. Wir finden allenthalben sinnreiche Köpfe, die unsre Vorzüge beeifern, und unsre Schwachheiten entdeken. Dieses erniedriget ein wenig unsern Hochmuth und die vortheilhaften Meinungen, die wir von uns selbst haben. Wir werden bescheiden, um nicht lächerlich zu seyn.

Mit dem Frauenzimmer im Gegentheil, verhält sich die Sache gans anders: Sie werden zärtlich erzogen, man sezet ihrem Eigensinn nichts entgegen. Sie erwachsen unter der Aufsicht einer für sie stets besorgten Mutter. Ihr Verstand wird mit lauter Tändeleien und Kleinigkeiten angefüllet: Aus diesen werden ihre Begriffe zusammen gesezt, die, indem sie als blose Puppen der Einbildung, sich am ersten in ihr Gehirne prägen, andre Eindrüke, welche von der Vernunft und Uberlegung herkommen, so leicht nicht annehmen. Sie erscheinen so bald nicht unter andern Leuten, so schmeichelt ihnen jedermann. Es ist eine Unhöflichkeit, ihnen Wahrheiten ins Gesicht zu sagen, welche sie beleidigen können: besizen sie dabei ein wenig Schönheit oder Annehmlichkeit, so werden sie erhoben, bewundert und verehret. Man lässet ihnen keinen Raum übrig, sich selbst und ihre Fehler zu erkennen: Einbildung, Hochmuth und Eigensinn formiren also die erste Grundsäze ihrer Sittenlehre. Die Mannsleute, die sich in ihre gepuzte Angesichter vergaffen, helfen sie selbst mit verderben: sie vergöttern dieselbe als ihre Buhler, und werden von ihrem Eigensinn gezüchtiget, als Männer.

Die Eigensinnigkeit findet sich sowohl bei dummen, als bei verständigen Leuten. Nicht daß der Verstand an und für sich selbst die Ursache eines solchen Fehlers seyn sollte. Mit Nichten. Es ist aber etwas gemeines, daß unsre Laster sich des Verstandes bedienen, ja diese werden durch jenen nur um desto gefährlicher. Verstand und Tugend machen zusammen die Weisheit aus. Diese ist allzeit lehrsam, und lässet sich gerne sagen: sie hat nichts übertriebnes, nichts eigensinniges: sie kennet die uns von Natur anklebende Schwachheit, sie demüthiget sich, sie sucht die Wahrheit und das Gute, ohne sich an Vorurtheile und eigne Neigungen zu binden.

Diejenige, die zu wenig Verstand haben, können nichts bei sich überlegen, noch das Gute von dem Bösen unterscheiden: sie folgen ihrem Trieb, wie die unvernünftige Thiere. Alles was sie wollen, das wollen sie mit Heftigkeit. Vergebens macht man ihnen Vorstellungen; die schönste Vernunftschlüsse haben nichts, das sie rühret. Es ist eben so viel, als wenn man einen Ochsen bereden wollte, seine Arbeit mit Uberlegung zu thun. Dergleichen Menschen mus man Zaum und Gebis ins Maul legen, und sie zwingen, dasjenige zu thun, was Pflicht und Geseze von ihnen fordern. Dieses sind die dumme Eigensinnige.

Der wizige Eigensinnige ist eine Creatur von einer ganz andern Art. Weniger lenk-

lenksam, mehr gefährlich, und selten zurecht zu bringen. Hier gewinnet die Eigensinnigkeit das Ansehen einer Tugend, und man erweiset ihr wohl gar die Ehre, sie eine Standhaftigkeit, und wo es geistliche Sachen betrift, einen Wahrheitseifer zu nennen. Wie viel Glaubensartikel sind schon aus dieser Quelle entsprungen? bei unzählichen Streitfragen, welche ein stolzer und eingebildeter Wiz auf die Bahn brachte, muste man dem Eigensinn nachgeben, um Friede zu haben.

Dieser Eigensinn allein, vom Hochmuth unterstüzet, hat die vielerlei Secten und Kezereien in der Welt eingeführet. Ein Mensch fühlet nicht sobald seine eigene Vorzüge, so will er herrschen; er will daß man seinen Einsichten sich unterwerfen, und ihn bewundern soll. Man kan ihm nicht wohl widersprechen, ohne ihn zu beleidigen; er macht aus seinen Lehrsazen eine Sache GOttes; er wird andächtig bös: es gilt nicht allein um die Wahrheit; er mus seine Meinung behaupten.

Die Eigensinnigkeit verhindert nicht allein die Erkenntnis der Wahrheit, sondern sie störet auch die gemeine Ruhe, indem sie nichts als Zank und Uneinigkeit in der menschlichen Gesellschaft verursachet. Wir wollen, daß andre denken sollen, wie wir, und andre wollen im Gegentheil, daß wir so denken sollen, wie sie; unendliche Verbitterungen und Feindseligkeiten werden dadurch genähret: das gemeine Volk wird gegen einander aufgehezet, und man hasset einander, um die Eigensinnigkeit gewiser Leute zu verehren, die man Gelehrte und Geistliche nennet.

Ein eigensinniger Mensch ist überdem auch ein unglükseeliches Geschöpfe, in Ansehung seiner selbst: er weis nicht nachzugeben, es soll alles nach seinem Willen gehen, wo er einmal auf etwas fällt, da ist er nicht davon abzubringen. Er verhals starriget sich auf seinen Meinungen. Er will sogar dem Verhängnis Regeln vorschreiben. Er weichet weder zur Rechten noch zur Linken. Veränderungen, Vernunft, Glük und Zeit, alles dieses bewegt ihn nicht, seinen Eigensinn fahren zu lassen, und sich nach seinen Umständen zu richten; Er will lieber zehen Narrheiten begehen, als einmal sagen, daß er sich geirret habe. Unsere tägliche Erfahrung überzeuget uns unsrer vielfältigen Schwachheiten. Wie können wir unsre Fehler verbessern? Wie können wir als Christen unsre Mängel und unser tiefes Verderben einsehen, wenn unser Gemüth im voraus schon mit dem unseligen Wahn eingenommen ist, daß wir auf unsern Meinungen beharren, und unsere Thaten durch keinen Widerspruch entehren wollen? Der Weise läst set sich sagen; der Narr aber ist immer klug, spricht Salomon. Der Einfältige kommt zur Weisheit, indem er seinen eignen Einsichten mistrauet, und guten Rath annimmt. Der hochmüthige Eigensinnige im Gegentheil, bleibt ein Thor so lang er lebet.

Es ist noch eine Art der Eigensinnigkeit, die bis zur Hartnäkigkeit ausschweifet. Leute von diesem Character sind eigensinnig, aus keiner andern Ursache, als um eigensinnig zu seyn: sie nehmen weder Vernunft noch Vorstellungen an: sie sind dermasen verhärtet und verstoket, daß sie niemals den Verstand brauchen, um eine Sache zu überlegen: sie haben keine Wahl, sondern wie sie auf etwas fallen, so fallen sie darauf: sie wissen davon nicht die geringste Ursache zu geben: sie wollen, das ist alles. Ihre ganze Freude, ihr ganzes Glük, ihre ganze Hoheit bestehet darinnen, diesem gewaltsamen Trieb ihres Herzens sich zu ergeben, und ihm, wenn es seyn mus, alles aufzuopfern. Alles mus hier sich biegen, oder brechen; sie werden Helden oder verlieren den Kopf: sie siegen, oder rennen in ihr eignes Verderben. Wenn sie sich vor-

vorgesezt haben, auf einer Stelle zu bleiben, so weichen sie nicht vor tausend Spiesen und Degen; sie lauffen in das dikste Feuer, und scheuen weder Gefahr noch Tod: sie rasen ohne Tollheit, und schwermen ohne Wahnwiz. Sie sind vernünftig ausser ihrem Eigensinn, sobald aber dieser sie einmal aufbringet, so scheinen sie unsinnig. Der schwedische Held des Herrn von Voltaire, hatte etwas von dieser Eigenschaft. Seine Tapferkeit würde diejenige der grösten Helden übertroffen haben, wo er sich selbst, und seinen Eigensinn hätte überwinden können.

Man sollte eine so harte Leidenschaft nicht bei dem zarten Geschlechte vermuthen; allein auch dieses ist nicht frei davon: Es gibt gewise Schönen, die eben einen solchen Heldenmuth besizen, sich und ihre ganze Wohlfahrt einem so grausamen Eigensinn aufzuopfern. Die Eigensinnigkeit ist ohnedem schon ein Fehler dieses Geschlechts, und die Liebe macht sie nicht selten zu eben solchen Märterinnen einer blinden Leidenschaft, als die Männer zu eigenwilligen Schlachtopfern ihrer Heldensucht.

Von den Vampiren.

Unter die allzu wunderbaren und eben deswegen unglaublichen Begebenheiten der Natur gehöret das, was man von den Vampiren erzehlet. Es ist schon viel über diese Mitteldinge von Lebendigen und Toden geschrieben und gestritten worden, daß sich also ein jeder das Beste heraus lesen kan. Meinen Lesern einige Nachricht davon und Gelegenheit, davon nach Befinden zu urtheilen, zu geben, wird genung seyn, wenn ich ihnen Folgendes, wo die Sache ins Kurze gezogen ist, vorlege. Ich hoffe, sie werden sich diese Erzehlung nicht bewegen lassen, eine Sache zu glauben, welche nur an den türkischen Grenzen glaublich scheinen kan.

Es starb zu Anfange des Septembers vorigen Jahres in dem Dorfe Kisilowa, drei Meilen von Kradisch ein zwei und sechzig jähriger Alter. Drei Tage nach seiner Beerdigung erschien er in der Nacht seinem Sohne und forderte zu essen. Dieser gab ihm etwas, und er as und verschwand. Der Sohn erzehlte am Morgen seinem Nachbar, was ihm begegnet war? Der Vater erschien diese Nacht nicht, aber die folgende lies er sich sehen, und verlangte zu essen; man weis nicht, ob ihm der Sohn etwas gegeben hat, oder nicht: aber so viel ist gewis, man fand ihn am Morgen in seinem Bette tod. An eben demselben Tage wurden 5. bis 6. Personen in dem Dorfe plözlich krank, und in einigen Tagen starb einer nach dem andern. Der Officier oder Landrichter lies sich von dem, was vorgegangen war, unterrichten, und sendete einen Aufsaz hievon an den Tribunal zu Belgrad, welcher 2. von seinen Officiren, nebst dem Scharfrichter, die Sache zu untersuchen, in das Dorf schikte. Der Kaiserl. Officier, von dem diese Nachricht herstammet, begab sich von Gradisch dahin, ein Zeuge einer Begebenheit zu seyn, von der er so viel hatte reden hören. Man eröfnete alle Gräber derjenigen, die seit 6. Wochen begraben waren. Als man zu dem Alten kam, fand man ihn mit offenen Augen, einer lebhaften Farbe, und natürlichem Athemholen, übrigens aber unbeweglich und tod, woraus man schlos, daß er ein rechter Vampir sey. Der Scharfrichter sties ihm einen Pfahl durchs Herz, und man machte einen Scheiterhauffen, darauf man den toden Cörper zu Asche verbrannte. Sonst fand man weder an dem toden Cörper des Sohnes, noch an dem andern ein Merkmal des Vampirismus.

Wir sind, GOtt sey Dank! nicht weniger, als leichtglaubig. Wir müssen aber auch gestehen, daß uns alle phisicalische Einsicht, die wir in der Begebenheit anwenden könnten, keine einzige

ge Ursache erkläret. Indessen können wir eine eidlich und von gewissenhaften Leuren bezeugte Begebenheit würklich zu glauben nicht abschlagen; da es zudem bei diesen Leuten nicht allein ist. Wir schreiben hier eine Sache ab, die 1732. geschehen, also lautend:

In einem gewisen Craise von Ungarn, lateinisch Oppida Heydonum genannt, an dem Tibiscus, insgemein die Thyser, welche zwischen den Ufern des gesegneten Bezirks Tokey und Siebenbürgen fliest, glaubt das bekannte Volk, welches man Heiduken nennet, gewise Tode, die sie Vampire heissen, saugten den Lebenden alles Blut aus, und zwar so, daß diese sich zusehend verzehrten, da sich hingegen die toden Cörper, wie die Blutegel, in solcher Menge mit Blut anfülleten, daß man solches aus den Harnröhrern und Schweislöchern lauffen sehe. Diese Meinung wird durch viel Begebenheiten bestärket, daß es scheinet, man könne nicht daran zweifeln, in Betrachtung des Standes der Zeugen, die sie vergewisert haben. Wir wollen hier einige der Betrachtungswürdigsten mittheilen: Vor ohngefehr 5. Jahren wurde ein gewiser Heiduke, mit Namen Arnold Paul, der in Medreiga wohnte, durch das Umschmeisen eines Heuwagens zerquetschet. Dreisig Tage nach seinem Tode sturben 4. Personen plözlich, und zwar sturben sie, nach der alten Nachricht der Landsleute, wie die, welche von dem Vampiren beschweret sind. Man erinnerte sich alsobald, daß Arnold Paul oft erzehlt hätte, wie er in der Gegend von Cossowa und an den Grenzen von türkisch Servien von einem Vampir sey beunruhiget worden; (denn sie glaubten auch, daß diejenigen, die in ihrem Leben mit den Vampiren sind belästiget gewesen, nach ihrem Tode selbst Vampiere werden, nemlich, daß diejenigen, welche sind ausgesogen worden, wieder aussaugen.) Allein er hat sich zu heilen ein Mittel gefunden, indem er von der Erde des Grabes eines Vampirs geessen und sich mit seinem Blute bestrichen. Eine Vorsicht, die doch nicht verhinderte, daß er es nach seinem Tode wurde, indem man alle Zeichen eines Erzvampirs an seinem toden Cörper gefunden, den man 40. Tage nach seiner Beerdigung wieder ausgegraben hatte. Sein Cörper war roth, seine Haare, seine Nägel, sein Bart waren wieder gewachsen, und er mit so viel fliessendem Blute angefüllet, daß es durch das Leilach, worein er war gewikelt worden, überall durchflos. Der Hagnagy, oder Richter des Orts, war bei seiner Ausgrabung zugegen, und lies, als ein in dem Vampirismus erfahrner Mann, einen spizigen Stahl, indem er der Gewohnheit folgte, durch das Herz des toden Arnold Pauls und durch alle Theile seines Cörpers, stossen. Man sagt, daß er, als dieses geschehen, einen erschröklichen Schrey gethan habe, als wenn er gelebt hätte. Nachdem dieses geschehen, hieb man ihm den Kopf ab, und verbrannte ihn ganz; hernach warf man die Asche in die Sawa. Man begegnete den 4. andern von dem Vampirismus gestorbenen Personen auch also, indem man sich fürchtete, sie möchten andere, nach ihrer Art, ums Leben bringen.

Binnen drei Monaten starben 17. Personen beiderlei Geschlechts und von unterschiedenem Alter durch den Vampirismus; einige ohne krank zu seyn und andere nach zwei oder drei Tagen, von grosser Mattigkeit. Man erzehlet unter andern, daß eine mit Namen Stanoska, die Tochter des Heiduken Jowizo, welche sich bei völliger Gesundheit niedergelegt, mitten in der Nacht zitternd aufgewacht; erschröklich geschrien, und gesagt, der Sohn des Heiduken Millo, der vor 9. Wochen gestorben war, hätte sie im Schlafe erwürgen wollen. Von dem Augenblike an wurde sie schwach und starb zu Ende des dritten Tages. Was das Mägdchen von dem Sohne des Millo gesagt, wurde alsobald für einen

Vam-

Vampier gehalten. Man grub ihn aus, und fand ihn also. Die Vornehmen des Orts, die Aerzte, die Barbierere untersuchten, wie der Vampirismus nach der vor einigen Jahren angewanden Vorsicht könnte seyn fortgepflanzet worden. Man entdekte endlich nach vielem Untersuchen, daß der verstorbene Arnold Paul nicht allein die vier Personen, davon wir geredet haben, ausgesogen hätte, sondern auch viele Thiere, davon die neuen Vampire gegessen hätten, und unter andern den Sohn des Millo. Nach diesen Endekungen faste man den Schluss, alle seit einer gewisen Zeit Gestorbene auszugraben, und während einer gewisen Zeit fand man 17. mit allen deutlichsten Zeichen des Vampirismus. Man durchstach ihnen das Herz, hieb ihnen den Kopf ab, verbrannte sie, und warf ihre Asche in den Fluss. Alle diese Berichte und Executionen, davon wir geredet haben, sind in guter Form eidlich aufgesezt, und von vielen Officiren, welche in diesem Lande zur Besazung lagen, von dem Regimentsfeldscheerer und von vielen Vornehmen des Orts bestätiget worden. Das Verfahren davon ist gegen das Ende des lezten Januarii schriftlich dem Kaiserlichen Kriegsrath zu Wien überschikt worden, welcher eine Kriegscommission niedergesezt hat, die Wahrheit dieser Begebenheit zu untersuchen. Es sind zwar unterschiedene Mittel, die Meinung von diesen vermeinten Wiederkommern zu zernichten, und die Unmöglichkeit, den aller Empfindung gänzlich beraubten toden Cörper zugeeignenden Würkungen zu zeigen. Das erste ist die Erklärung aller Wunder des Vampirismus durch phisicalischen Ursachen. Das andere, wenn wir die Wahrheiten dieser Geschichten gänzlich läugnen; und dieses lezte ist ohne allen Zweifel das sicherste und klügste. Allein da es von Leuten von Ansehen und durch die Leute des Plazes ist bescheiniget worden, scheinet es ein offenbarer Beweis der Würklichkeit der abgeschmaktesten Erzehlung zu seyn. Ehe ich zeigen werde, wie wenig man sich auf alle Rechtsformularitäten vorgeschriebener Materien, welch einzig die Philosopie betreffen, gründen soll, werde auf einige Zeit voraus sezen, daß würklich viele Personen an den Ubel sterben, welches man den Vampirismus nennet. Ich lege sogleich zum Grunde, es kan sich zutragen, daß tode Cörper, ob sie schon seit einigen Tagen sind eingegraben worden, durch die Canäle des Cörpers fliessendes Blut vergiessen. Ich füge noch bei, es ist sehr leicht, daß sich gewise Leute einbilden, durch die Vampire ausgesogen zu werden, und daß die Furcht, welche die Ursache dieser Einbildung ist, in ihnen eine so heftige Bewegung verursachet, die ihnen das Leben raubet. Ist es was unmögliches, daß, da sie ganze Tage mit der Forcht, welche ihnen die besagten Wiederkommer einprägen, beschäftiget sind, sich im Schlafe die Begriffe von diesen Gespenstern ihrer Einbildung vorstellen, und ihnen einen so heftigen Schreken verursachen, von welchen einige den Augenblik, andere aber kurz darauf sterben? Wie viele Menschen hat man nicht von Erschreken in einem Augenblike sterben sehen? Hat nicht auch die Freude diese betrübte Würkung öfters hervorgebracht? davon wir in unserm curiosen und nüzlichen Dollmetscher pag. 174. was gedacht haben. Ich entdeke bei der Untersuchung der Erzehlung von den Toden der vorgegebenen Märtyrer des Vampirismus, alle Zufäll der epidemischen Schwärmerei, und ich sehe deutlich, daß der Eindruk, welcher die Furcht in ihnen macht, die einzige Ursasache ihres Todes ist.

Sollte diese Erzehlung nicht gleich einen jeden, der nur ein wenig philosophische Einsicht hat, zeigen, daß der behauptete Vampirismus nichts als eine bewegende Einbildung ist? Man siehet da ein Mägdchen, welche erwacht, welche sagte, man habe sie erdrosseln wollen, und welche indessen nicht ist ausgesogen wor-

worden, weil ihr Schreien den Vampir an seiner Mahlzeit verhindert hat. Sie ist es auch wahrscheinlich hernach nicht geworden, weil man sie in den andern Nächten ohne Zweifel nicht verlassen, und sie, wenn der Vampir sie beschweren wollen, ihre Klage es den Umstehenden würde entdeket haben. Sie stirbt dennoch 3. Tage nach ihrem Schreken, und ihre Traurigkeit, ihre Mattigkeit zeiget offenbar, wie sehr ihre Einbildung war gerühret worden. Diejenigen, welche sich in Städten, wo die Pest geherrscht, befunden haben, wissen aus Erfahrung, daß viele Leute blos durch die Furcht ihr Leben verlohren haben. Wenn einen da das geringste Ubel zustost, bildet er sich ein, es rühre von der epidemischen Krankheit her, und dieses macht in ihm eine so heftige Bewegung, daß es fast unmöglich ist, dieser starken Veränderung zuwider stehen. In der vorigen Erzehlung heist es: Drei Tage nach seiner Beerdigung erschien er in der Nacht seinem Sohne, forderte zu essen, as, und verschwand. Am Morgen erzehlete der Sohn seinem Nachbarn, was ihm begegnet war, diese Nacht erschien der Vatter nicht, aber die folgende, ... man fand den Sohn in seinem Bette tod. Wer siehet nicht in diesen Worten die sicherste Merkmale einer vorher gefasten Meinung und Furcht? Da sie das erstemal von der Einbildung der behaupteten Beschwerung der Vampire betroffen, gelangten sie nicht zu ihrer völligen Würkung, und waren nur seinen Verstand dahin zu bringen, mehr fähig zu seyn, lebhaft gerühret zu werden. Es unterblieb auch nicht, und die Würkung ward hervorgebracht, welche natürlicher Weise erfolgen muste. Es ist hier wohl zu merken, daß der Tode die Nacht auf denjenigen Tag, an welchen der Sohn seinen Traum den Freunden erzehlet, nicht wieder kommen, weil sie nach aller Wahrscheinlichkeiten dieselbe Nacht bei ihr gewacht, und ihn gehindert haben, sich der Furcht zu überlassen.

Ich komme nun auf die toden Cörper, die mit flüsigen Blut angefüllet, deren Bart, Haare und Nägel sich wieder erneuert haben. Ich glaube, man kan diese Wunder bis auf den vierten Theil herunterlassen, und man ist höflich genung, wenn man etwas weniges davon zugibet. Alle Philosophen wissen zur Genüge, wie sehr dieses Volk und auch gewise Geschichtschreiber die Sachen, welche ihnen nur ein wenig übernatürlich vorkommen, vergrösern. Indessen ist es keine Unmöglichkeit, diese Sache phisicalisch zu erklären. Die Erfahrung lehret uns, daß es gewise Gegenden hat, den Cörper vollkommen frisch zu erhalten. Die Ursachen hievon sind schon zur Genüge erkläret, ich brauche mir dahero keine Mühe zu geben, einen nüzlichen Bericht davon zu machen. Es ist zu Toulouse in einer Mönchskirche eine Höhle, wo die Cörper, so in ihrer Vollkommenheit bleiben, daß die, welche beinahe noch 2. Jahrhundert da gelegen, wie lebendig scheinen. Man hat sie auch wohl an die Mauer gestellet, und sie tragen ihre ordentliche Kleidung. Am besondersten ist hiebei, daß die Cörper, welche man an die andere Seite dieser Höhle legt, in 2. oder 3. Tagen der Würmer Speise werden. Den Wachsthum der Nägel, der Haare und des Barts hat man an vielen toden Cörpern oft bemerket. Es bleibet noch viel Feuchtigkeit in den Cörpern zurüke, es ist dahero nicht zu verwundern, daß man in einiger Zeit die Vermehrung in den Theilen siehet, in welchen keine lebendige Geister nöthig sind. Das durch die Canäle des Cörpers laufende flüsige Blut scheinet eine weit grössere Schwürigkeit zu verursachen; doch man kan auch von diesem Ablaufen phisicalische Ursachen angeben. Es würde sich sehr wohl zutragen können, daß die Höhe der Sonne die salpeterischen und schwefelichsten Theile, welche sich in der Erde, den Cörper zu erhalten, befinden, erwärme, daß diese Theile, welche sich in den nur eingescharrten Cörper einverleiben, zu gähren anfangen, daß

geronnene Blut wieder flieſſend machen, und vermitteln, daß es durch die Canäle nach und nach laufe. Dieſe Meinung iſt um ſo vielmehr wahrſcheinlich, da ſie durch eine Erfahrung iſt beſtättiget worden. Wenn man in einen gläſernen oder irrdenen Gefäſſe einen Theil Nahrungsſaft oder Milch mit zwei Theil an der Luft entſtandenen Weinſteinöl vermiſchet, ſiehet, wird der Saft, welcher vorher weis war, roth werden; weil das Salz des Weinſteins verdünnet, und der ölichte Theil der Milch völlig aufgelöſet, und in eine Art von Blute verwandelt werden wird. Dasjenige welches ſich in den Gefäſſen des Cörpers erzeuget, iſt ein wenig rother aber nicht diker. Dieſes iſt es alſo was man ſagen kan, wenn man höflich ſeyn und wenn man die von dieſen falſchen Wundern gegebene Zeugnüſſe nicht gänzlich leugnen will. ꝛc.

Das Schikſal.

O Menſch! was ſtrebſt du doch den Rathſchluſs zu ergründen,
Nach welchem GOTT die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willſt du die Abſicht finden,
Die der unendliche bei ſeiner Schikung führt?
Du ſiehſt bei Dingen, die geſchehen,
Wie das vergangne Recht, und auch die Folge nicht;
Und hoffeſt doch den Grund zu ſehen,
Warum das, was geſchah, geſchicht?
Die Vorſicht iſt gerecht in allen ihren Schlüſſen.
Dis ſiehſt du freilich nicht bei allen Fällen ein;
Doch wollteſt du den Grund von jeder Schikung wiſſen;
So müſteſt du, was GOtt iſt, ſeyn.
Begnüge dich, die Abſicht zu verehren,
Die du zu ſehen zu blöd am Geiſte biſt;
Und las dich hier ein Jüdiſch Beiſpiel lehren,
Daß das, was GOtt verhängt, aus weiſen Gründen flieſt,
Und, wenn dirs grauſam ſcheint, gerechtes Schikſal iſt.
Als Moſes einſt vor GOTT auf einem Berge trat,
Und ihm von jenem ewgen Rath,
Der unſer Schikſal lenkt, um gröſre Kenntnis bat:
So ward ihm ein Befehl, er ſollte von den Höhen,
Worauf er ſtund, hinab ins Ebne ſehen.
Hier flos ein klarer Quell. Ein reiſender Soldat
Steg bei dem Quell von ſeinem Pferde,
Und trank. Kaum war der Reuter fort:
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an dieſen Ort.
Er fand den Geldſak bei der Quelle,
Der jenem hier entfiel, er nahm ihn, und entwich;
Worauf nach eben dieſer Stelle
Ein Greis gebükt an ſeinem Stabe ſchlich.
Er trank, und ſezte ſich, um auszuruhen, nieder,
Sein ſchweres Haupt ſank zitternd in das Gras,
Bis er im Schlaf des Alters Laſt vergas,
Indeſſen kam der Reuter wieder,
Bedrohte dieſen Greis mit wilden Ungeſtümm,
Und forderte ſein Geld von ihm.
Der Alte ſchwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint, der Reuter flucht und droht,
Und ſticht zulezt, mit vielen Wunden,
Den armen Alten wütend tod.
Als Moſes dieſes ſah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: Hier kanſt du inne werden,
Wie in der Welt ſich alles billig fügt.
Denn wiſſ': es hat der Greis, der jezt im Blute ligt,
Des Knabens Vater einſt erſchlagen,
Der den verlohrnen Raub zuvor davon getragen.

Von

Von dem Schaden der Schnürbrüste.

Wir müssen hier was besonders zum Dienste des schönen Geschlechtes anmerken; Mein Vorhaben aber ist hier nicht, solches zu tadeln, welches eigennüzig und strafbar wäre, sondern wir zeigen hier nur den grossen Schaden, welchen die Schnürbrüste dem Frauenzimmer und auch andern verursachen. So gros dieser Schaden ist, so leicht wird es mir seyn, denselben darzuthun. So bald die zarten Kinder auf die Welt sind, wikelt man sie so enge ein, als es möglich ist. An statt dieses schon schädliche feste Einwikeln zu verbessern, legt man ihnen bald darauf den fischbeinernen Panzer, die Schnürbrust an, und fährt fort, die zartesten Gliedmasen an dem Leibe und die Eingeweide in demselben wider die Natur zusammen zu pressen.

Die innere Weite des Unterleibes wird um die Helfte wenigstens enger gemacht. Wo sollen nun der Magen, die Gedärme und die übrigen darinne befindlichen Eingeweide hinweichen? Werden sie nicht dabei auf das heftigste in ein ander hineingedrükt und zu ihrer erweiternden und zusammenziehenden (peristaltischen) Bewegung, welche zu der höchstnöthigen Verdauung der Speisen unumgänglich erfordert wird, fast ganz untüchtig gemacht? Der Magen wird in die Höhe gepreßt, und drükt also das Zwergfell, (Diaphragma) welches die Scheidewand zwischen Brust und Unterleib ist, mit Macht in die Höhe. Dadurch, und zugleich durch das Schnüren des obern Theils der Schnürbrust, wird die Höhlung der Brust gleichfalls sehr enge gemacht, die Lunge selbst wird zusammen gepreßt, das Athemholen, ohne welches das Leben nicht einen Augenblik bestehen kan, wird verhindert; daraus entstehen Engbrüstigkeit, Herzklopfen, Bangigkeit, Angstschweis, Ohnmachten, und vornemlich eine schlechte Vermischung des Nahrungsaftes mit dem Blute. Wenn nun durch das Einpressen der Brust und Lunge die innere Vermischung des Nahrungssaftes mit dem Blute verhindert wird, so können aus dem Blute die nöthigen Säfte nicht abgesondert werden. Es wird also an der Galle, als einem zur Verdauung unentbehrlichen Safte, gebrechen; es wird an Nervensafte fehlen, in welchem doch unser Leben und unsere Empfindungen bestehen. Und dieses gilt auch von den andern Säften. Die groben und mit dem Geblüte nicht vermischten, sondern nur in demselben herumschwemmenden Theile, geben demselben eine bleiche und tode Farbe. Dieses macht den der Bildung schönsten Leibern, das häslichste Ansehen, weil es die Haut blass macht und das Gesicht aller Lebhaftigkeit und Annehmlichkeit beraubet. Woher entstehet die unter dem Frauenzimmer, und besonders bei uns, so gewöhnliche Bleichsucht? Woher kömmt es, daß uns täglich so manches Frauenzimmer begegnet, welches uns durch sein grün, gelb und jämmerliches Gesicht in der Nähe eben so viel Ekel erweket, als uns sein prächtiger Anzug und seine ansehnliche Leibesgestalt von ferne Vergnügen macht? Das unmäsige Caffee trinken, die wenigen Bewegungen, das viele Schlafen, und dergleichen tragen zwar das Ihrige redlich bei: aber ich glaube, daß die Schnürbrüste gleichfalls nicht wenig dabei thun. Überhaupt wird dadurch den obern Theilen des Cörpers das Blut und die Nahrung entzogen; und daher entsteht eine Abziehung des Gesichts und der Armen, welche man so oft an Frauenzimmern bemerket. Im Unterleibe werden durch die Einpressung des Magens und der Gedärme und durch die Entziehung und Verderbung des Nahrungssaftes, der Mangel des Appetits, Ekel, Verstop-

fung, Blähungen und alle diese anhängende Ubel verursachet.

Erwachsene Schönheiten, deren gröste Sorge nunmehr ist, ihren natürlichen Reiz durch den künstlichen zu vermehren, und die Mannspersonen durch Natur, oder durch Kunst, oder durch beides, zu bezaubern, dürffen, wenn sie gleich bis hieher die bösen Würkungen der Schnürbrüste noch nicht empfunden haben, deswegen noch nicht ausser Sorgen seyn. Auch alsdenn kan ihnen ihre angenehme Marter alle jeztgemeldeten bösen Folgen, ausgenommen die englische Krankheit, zuwege bringen, wiewohl nicht so leicht, und nicht in so hohem Grade. Besonders wird in ihnen ein gewiser Umstand, welchen sie vor unerwachsenen, schwangern und betagten Frauenzimmern voraus haben, und welcher natürlicher Weise seine bestimmte Ordnung hat, durch das Pressen der Schnürbrüste, in Unordnung gebracht; woraus Colic, Blutspeien, Blutbrechen und heftige Kopfschmerzen entstehen; weil das, was seinen Weg unterwärts nehmen soll, ihn aufwärts zu nehmen gezwungen wird. Die Ursachen und der hieraus entstehende grössere Schaden ist oben schon zur Genüge gemeldet worden; Noch gröser aber ist solcher bei schwangern Frauen: Die Früchte, die sie in ihrem Leibe tragen, sind noch weit zärter, als die bereits zur Welt gebrachten Kinder. Das geringste Stosen und Drüken kan ihnen das Leben, oder wenigstens die Gesundheit auf Zeit Lebens nehmen. Wie unbarmherzig verfahren nicht unsere verheiratheten jungen Schönen, aus ihnen noch immer im Ehestande anhändender Begierde, zu gefallen, gegen die zarten und kaum zur Würklichkeit gelangten Zeugen ihrer Liebe, in dem sie sich fast bis zur Zeit ihrer Entbindung in die Schnürbrüste einpressen! Das Drüken und Pressen der Schnürbrüste macht nothwendig die zarten Früchte in Mutterleibe oft zu Krüpeln, ja es beraubt sie oft selten des Lebens, so, daß sie vor der Zeit unvollkommen und tod zur Welt kommen. Es ist offenbahr, daß sich dieses viel häufiger bei vornehmen als gemeinen, zuträgt. Die Ursache davon ist klar: das gewaltsame Pressen der Schnürbrüste wird durch das Blankscheid, eines der schädlichsten Instrumente auf der Welt, noch weit vermehret. Man zwinget durch das unterste Ende desselben die Herzgrube auf das heftigste ein; was darunter ligt mus also weichen; will es nicht in gutem, so mus es in Bösem; und es läuft oft übel genug dabei ab. Ein einziger Druk dieses Mordeisens kan die Welt um einen Menschen vermindern. Die Hauptabsicht der Schnürbrüste zwar ist, der Cörper eines Frauenzimmers wohlgestalt zu machen. Aber wie oft verursachen sie nicht das Gegentheil! So wohl in ungebohrnen, als gebohrnen zarten Kindern, verrüken sie die noch lange nicht befestigten Knochen; und daraus entstehen schiefe Leiber, hohe Achseln, ungleiche Achselbeine, Auswachsungen und Bükel. Die Nachläßigkeit, mit welcher oft das Einschnüren der Kinder von den Aufwärterinnen oder von ihnen selbst verrichtet wird, vermehret die Gefahr der Schnürbrüste. Die Behutsamkeit, die hierbei nöthig ist, wird gewis von den allerwenigsten und selten recht beobachtet.

Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von so viel bösen Dingen,
die uns um die Gesundheit bringen!
Doch nöthig ists, daß man sie kennen lernt.
Je mehr wir solche Quellen wissen,
woraus Gefahr und Unheil fliessen;
Um desto leichter wird das Uebel selbst entfernt.

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulpitia, ein junges schönes Weib,
gieng munter zum Besuch, krank aber kam sie wieder,
und fiel halb tod aufs Ruhebette nieder.

Sie

Sie röchelt. Wie? Vergift ihr Blut den Lauf?
Geschwind löst ihr die Schnürbrust auf!
Geschwind! doch läst sich dis erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
wie viel erfordert dis nicht Zeit?
Der arme Mann schwimmt ganz in Thränen;
mit Recht bestürzt ihn diese Noth.
Zu früh ists, nach der Gattin Tod.
im ersten Jahre sich zu sehnen.
Er schikt nach einem Arzt. Ein junger Aesculap
erscheint so gleich in vollem Trab,
und sezt sich vor das Krankenbette,
vor dem er sich so eine Miene gab,
als ob er für den Tod ein sichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls, und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiste nach, was sein Receptbuch sagt,
und läst, die Krankheit zu verdringen,
sich eilends Dint' und Feder bringen.
Er schreibt. Der Diener läuft. Indessen ruft der Mann
den so erfahrnen Arzt bei Seite,
und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?
Der Doctor sieht in lächelnd an:
" Sie fragen mich, was es bedeuten kan?
" Das brauch ich ihnen nicht zu sagen;
" Sie wissen schon, es zeigt viel gutes an,
" Wenn sich die jungen Weiber klagen.
Den Mann erfreut ein solcher Unterricht.
Die Nacht verstreicht, der Trank ist eingenommen;
Allein der theure Trank hilft nicht.
Drum mus der zweite Doctor kommen.
Er kömmt! Gedult! Nun werden wirs erfahren.
Was ists? Was fehlt der schönen Frau?
Der Doctor sieht es ganz genau,
daß sich die Blattern offenbaren.
Sulpitia! erst sollst du schwanger seyn?
Nun sollst du gar die Blattern kriegen?
Ihr Aerzte schweigt, und gebt ihr gar nichts ein:
Denn einer mus sich doch betrügen.
Nein, überlast sie der Natur,
und dem ihr so getreuen Bette;
Gesezt, daß sie die schlimmste Krankheit hätte:
So ist sie nicht so schlimm, als eure Cur.
Gedult! Vielleicht genest sie heute.
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite,
und eh die Stunde halb verfliest,
fragt er sie hundertmal, ob es noch nicht besser ist?
Ach! ungestümmer Mann, du nöthigst sie zum Sprechen.
Wie? wird sie nicht das Reden schwächen?
Sie spricht ja mit gebrochnem Ton,
und an der Sprache hörst du schon,
daß sich die Schmerzen stets vergrössern.
Bald wird es sich mit deiner Gattinn bessern!
Der Tod, der Tod dringt schon herein,
sie von der Marter zu befreyn!
Wer pocht? Es wird der Doctor seyn;
Doch nein, der Schneider kömmt, und bringt ein Kleid getragen.
Sulpitia fängt an, die Augen aufzuschlagen.
Er kömmt, so stammelt sie, er kömmt zu rechter Zeit;
Ist dis vielleicht mein Sterbekleid?
Ja, wie er sieht, so werd ich bald erblassen;
Doch hätte mich der Himmel leben lassen:
So hätt ich mir ein solches Kleid bestellt,
von solchem Stoff, als er, er wirds schon wissen:
für meine Freundin machen müssen;
Es ist nichts schöners auf der Welt.
Als ich zulezt Besuch gegeben:
So trug sie dieses neue Kleid;
Doch geh er nur. O kurzes Leben!
Es ist doch alles Eitelkeit!
O fasse dich, betrübter Mann!
Du hörst ja, daß dein Weib noch zimlich reden kan.
O las die Hofnung nicht verschwinden!
Der Athem wird sich wieder finden.
Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn,
sie reden heimlich vor der Thüre.

Der Schneider thut die grösten Schwüre,
und eilt, die Sache zu vollziehn.
Noch vor dem Abend kömmt er wieder.
Sulpitia ligt noch darnieder,
und dankt ihm seufzend vor den Grus.
Allein, wer sagt, was doch der Schneider bringen mus?
Er hat es in ein Tuch geschlagen,
er wikelts aus. O welche Seltenheit!
Dis ist der Stoff, dis ist das reiche Kleid.
Allein was soll es ihr? Sie kan es ja nicht tragen.
Ach! Engel, spricht der Mann, bei sanftem Händedrüken,
mein ganz Vermög gäb ich hin,
könnt ich dich nur gesund in diesem Schmuk erbliken.
O! fängt sie an, so krank ich bin;
So kan ich Ihnen doch, mein Liebster, nichts versagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen;
So können Sie noch heute sehn,
wie mir das neue Kleid wird stehn.
Man bringt den Schirm, und sie verläst das Bette,
so schwach, als ob sie schon ein Jahr gelegen hätte.
Man puzt sie an, gepuzt trinkt sie Caffée,
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheitgrund war blos ein Kleid gewesen,
und durch das Kleid mus sie genesen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
ein Uebel, das kein Arzt gekannt.

Oeconomisches Mittel, wie man den Hopfen vor dem Mehlthau allermeist bewahren, und dessen Laub und Ranken besonders nuzen könne.

Es ist mir bereits vor einigen Jahren bekannt worden, daß man in die Hopfengärten den Schweinemist am vortheilhaftesten verwenden könne, niemalen aber habe ich einen zureichenden Grund erfahren, zu was besonderer Würkung diese Art der Düngung gereichen solle. Dahero ich auch dieser Düngung halber die genaueste Beobachtung nicht gehalten habe. Nachdem ich aber dieses Jahr meine Hopfenfrüchte durch den Mehlthau fast gänzlich verlohren, und nur in einem Stük Garten einige Frucht unversehrt übrig blieben, so habe durch genaue Untersuchung erfahren, daß meine Leute eben den Fleken, woselbst der Hopfen vom Mehlthau nicht angegriffen worden, mit Schweinemist bedünget haben. Solchemnach bin ich der eigentlichen und besondern guten Würkung dieses Düngers in denen Hopfengärten überzeuget worden; und dessen um so vielmehr, weilen ich gewis weis, daß das übrige Land derer Hopfengärten mit untermengter anderer Düngung versehen worden ist. Es wird dahero sehr wohl gethan seyn, wenn ein jeder Wirth den Schweinemist, welcher in aller übrigen Feldnuzung ohnedem schlechten Vortheil erzeiget, lediglich auf seine Hopfengärren verwendet, und sowohl im Herbst als Frühjahr mit dergleichen rohen und unverfaulten Dünger die Gruben bedeken lässet.

Die Hopfenblätter und Ranken werden bei sparsamen und theuren Hopfentrüchten zu besondern Nuzen gleichfalls gesammlet, jedoch beiderlei nicht ohne Unterschied. Den es werden nur die reinen, unverwelk-

welkten jungen, grünen Blätter, und der obere Wuchs derer Ranken, welcher noch nicht abgestorben und hölzern worden, sondern annoch grün, voller Saft und jung ist, allhier verstanden. Diese dergestalt eingesammleten und wohlgedorreten Blätter verschaffen

Erstlich bei dem Brauwesen, wenn man dergleichen bei Zurichtung des Nachbieres oder sogenannten Jungtrinkens und Kofents nach Proportion des Kessels oder Brauptannen sich bedienet, sehr grossen Nuzen, weilen alles dieses Getränke hierdurch schmakhafter, gesünder und dauerhafter zuwege gebracht wird. So würde man auch bei grosser Hoptentheurung den halben Theil des ordentlich benöthigten Hopfens durch diesen Zusaz ganz ohnfehlbar erspahren können; als welcher Versuch bei einem ganz kleinen Brauwesen ebenfalls zu wagen wäre.

Anderns sind diese Hoptenblätter und Ranken zur Winterzeit bei harter Kälte dem Rindvieh zu besonderer Stärkung höchst nüzlich, nemlich: wenn man selbige mit siedenden Wasser abbrennet, und diese Brühe dem Viehe unter das Getränke anmenget.

Noch mehr Kräfte kan man aber dem Rindviehe zuwege bringen, wenn man den ganz jungen Wuchs die Spizen oder Dollen von kiefern Bäumen hierunter vermenget, oder selbige besserer Würkung halber in einen Kessel besonders und sehr stark sieden lässet, damit das harzige Wesen vollkommen aufgelöset wird, und solchergestalt an das Getränke gesetzet. Ich habe auf meinem Güthgen, welches im Gebürge lieget, bei harter Kälte das Unglük gehabt, daß etlichen Kühen das Mark in denen Beinen so ausgetrohren, daß selbige bei der besten Fütterung liegen geblieben, und sich ihrer Knochen nicht haben gebrauchen können, welche nur allein durch das angezeigte Mittel binnen Monatsfrist zu so vollkommenen Kräften wiederum gebracht worden sind, daß selbige ohne Beihülfe aufstehen, und nachhero die gröste Kälte ohne Anwandelung und Empfindung haben ausstehen können. Dahero ich diesen erheblichen grossen Nuzen wegen öfterer Erfahrung und vielfältig gemachten Proben jedermann anrühmen kan.

Von Vermehrung und Verbesserung derer Hoptenfrüchte überhaupt werde ich künftige Jahre, wenn meine Versuche nach Wunsch vollkommen anschlagen werden, weitläuftiger handeln.

Kurze doch gründliche Nachricht von den Canarienvögeln.

In des Herrn Hervieux Tractat von den Canarienvögeln haben wir viel schönes und nüzliches gefunden, wordurch die Canarienvögel erhalten und vermehret werden. Einen Auszug hievon

von zu machen, haben wir hier vor zu weitläuftig gehalten, damit dem Titel dieses Capitels kein Tort hierdurch gethan werde: doch behalten wir es uns zuvor, das Angenehme und Nüzliche daraus in den andern Theil zu bringen. Für dermalen wollen wir nur was weniges daraus extrahiren, und dasjenige, was wir in gewisen zu Stuttgard herausgekommenen Wochenpiecen gelesen, mit zu Hülfe nehmen.

Die Canarienvögel haben ihren Nahmen von denen der Crone Spanien zugehörigen Canarieninsuln, von daher solche zu uns Europäern sollen gebracht worden seyn. Ehemals, und da es bei uns noch wenige gegeben, hat mancher Liebhaber vieles Geld darvor bezahlet; Wie man dann weis, daß vor der Zeit ein einiger Vogel in Frankreich, von Leuten, die übrig Geld gehabt haben, mit 3. 4. bis 500. Livres, bezahlet worden; Ja man ist in dieser Depense vor diesem so weit gegangen, daß man einander die Eier abgehandelt, solche seinen Vögeln unterlegt, und öfters ein Ei mit 10. Rthlr. an sich gebracht, das doch hernach lauter ware, oder der Vogel hat die Brut verlassen, oder ist gar darüber gestorben. Heut zu Tage, da das Geld etwas rarer, diese Vögel aber in grosser Menge gezogen, und nunmehro gemein werden, begehet man dergleichen Thorheiten nicht mehr. Man kan nun einen Hahnen vor 1. fl. eine Henne aber vor 30. bis 45. kr. haben; doch wird, nachdeme der Vogel besonders schön gezeichnet ist, auch noch heut zu Tage 1. 2. und mehrere Ducaten davor bezahlet.

Man hat sich aber wohl vorzusehen, wann man einen Vogel wegen der Farbe kaufen will, daß er unter einem Jahr nicht alt seye; dann die junge Vögel verändern ihre Farbe und Zeichnung, wann sie sich federn, so gemeiniglich des Herbsts geschiehet. Ja die alten Vögel verlieren manchmal zu dieser Zeit ihre Zeichnung, und werden von Jahr zu Jahr blasser. Doch gibt es auch einige wenige, denen das Federn hierinnen keinen Schaden thut.

Das Federn, oder die Maus, wie man es an einigen Orten nennet, ist wie gemeld, jährlich zur Herbstzeit, und währet gemeiniglich 6. bis 7. Wochen, binnen welcher Zeit die Vögel gar nicht singen, und sehr traurig sizen. Man kan aber dieser Traurigkeit in etwas zu Hülfe kommen, wann man ihnen ein klein Stüklein Canarienzuker an das Kefich steket, den sie ungemein lieben, ihnen auch manchmalen ein wenig Safran in ihren Trank wirft, und sie je zuweilen mit Brunnenkres, den man um das Kefich herum hängen solle, gelind purgiret. Und dieses ist auch das einige Mittel, das man ihnen in der Vogelsucht und andern Krankheiten gebrauchen kan.

Ihre eigentliche Speise ist Hanfsaamen, den man entweder siedet, bis er aufspringet, oder mit einer expresse darzu verfertigten Mühle zerknirscht. Diesen vermischt man mit eben so viel Haberkörnern, (die man nicht zerknirscht, sondern ganz läst.) Den Canarienzuker lieben sie, wie ich bereits oben erwehnet, sehr, und fressen auch Vogelkraut, Goldkraut, Sallat, weis Kraut, Brunnenkres auch Aepfel- und Birnschniz überaus gerne.

Sommerszeit sollen sie in die Sonne gehangen werden, da sie dann sehr lieblich singen.

Die Hahnen singen meistens alleine, die Henne aber gar nicht, oder doch gar selten, dahero die leztere nur zur Zucht aufbehalten werden.

Ich mus aber hier erinnern, daß die Kefiche sowohl als auch die Tröglein sollen reinlich gehalten werden, weilen bei Unterlassung dessen, die Vögel gern krank

krank werden, und die Vogelsucht bekommen.

Das Tröglein, worinnen ihnen das Fressen gegeben wird, kan von weisem Blech, das andere aber, so zum Wasser gewidmet, ist besser von Glas als von Blech, dann man mag lezteres so reinlich halten als man will, kan man doch nicht verwehren, daß es der Rost nicht anfresse, worvon das Wasser sehr scharf wird, und dem Vogel gemeiniglich den Tod zuziehet. Auch mus man ihnen täglich die Tröglein wenigstens einmal anfüllen. Dann wann man dieses nur über den andern Tag thun wollte, könnte es den Vogel wohl das Leben kosten, weilen das Wasser über Nacht stinkend wird, und der Vogel einen Tag leichtlich mehr als sonsten fressen, und das Wasser verspritzen könnte, wovor er den andern Tag büsen, und es mit der Haut bezahlen müste.

Bei grosser Sommerhize wird man ihnen zweimal frisches Wasser geben müssen, weilen solches im Sonnenschein warm, matt und stinkend wird.

Nun komme ich auch auf den Unterscheid zwischen denen Hahnen und denen Hennen. Ohnerachtet ich nun ein alter Practicus hierinnen bin, so kan ich doch dem geneigten Leser davon nichts gewises melden. Doch will ich Ihme sagen, was ich davon weis, dann ultra posse nemo obligatur.

Ein junger Vogel ist hierinnen gar nicht zu unterscheiden, und man mus es schlechterdings auf die Probe ankommen lassen, bis er, wann er etliche Monat alt ist, von selbsten anfängt zu zwitschern, da er den ganzen Tag sehr leise singet, und seinen Gesang öfters probiret, bis er nach und nach immer stärker wird.

Was aber die Alten betrift, so ist der Hahn gemeiniglich gelber als die Henne. doch kan dieses bei weisen Vögeln sowohl, als auch bei denen Goldscheken keine Regel seyn. Auch hat der Hahn gemeiniglich einen etwas grössern Kopf als die Henne, und unter dem Schnabel stehen die Federlein bei ihme etwas aufgerichtet. Weme dieses nicht genug, der nehme den Vogel etliche Tage auf die Probe, so wird er den Unterscheid selbsten zu machen wisse.

Es werden auch seit etlichen Jahren die gehaubte Canarienvögel bekannt, welche zwischen dem Kopf und Schnabel ein kleines vorwärts stehendes Büschgen, nach Art der türkischen Tauben, sizen haben, die aber bis dahero noch rar und theuer sind.

Dieses Büschgen kan ihnen nicht durch Kunstgriffe zuwege gebracht seyn, weilen ich sichere Nachricht habe, daß ein Liebhaber in Stuttgard auch dergleichen Alte hat, welche ihme solche gehaubte Junge gezogen haben.

Bastarde werden diejenige Vögel genennet, so von einem Canarienvogel und einem Stiglizen (Distelfink) Finken, Zeisig, Hänfling, und dergleichen gezeuget werden. Davon im andern Theil dieser Sammlungen was mehrers gehandelt worden.

Nun aber komme ich auf die Zeit, die Canarienvögel zusammen zu paaren, und auf was Art und Weise solche einzuwerfen.

Solches geschiehet am füglichsten bei Eintritt des Frühlings, wann die Sonne anfängt warm zu scheinen, und es nicht sonderlich kalt mehr ist.

Das Einwerfkefich solle von mittelmäsiger Grösse, vierekigt, und mit einem von Drath geflochtenen Gitter versehen seyn. Solches wird in ein Zimmer an das Fenster wo möglich gegen Morgen oder Mittag gesezt; bei warmen Wetter wird das Fenster eröfnet, wann es aber regnet, oder sonsten stürmisch Wetter ist, so wird es zugemacht, um sie dardurch vor Regen und Sturmwinden zu beschüzen.

Wann man etliche kleine von Stroh oder Weiden geflochtene Nester, in dem Kefich befestiget, und reinen troknen Sand von einem fliesenden Wasser, hin und her in demselben gestreuet hat, so wird ein Hahn und eine Henne darein gesezt, welche sich bald zusammen paaren werden.

Ist man nun versichert, daß sie einander angenommen haben, welches man am sichersten erfahren kan, wann man heimlich auf sie Achtung gibt, daß sie sich einander wie die Tauben schnäbeln, so gebe man ihnen etwas Rehhaar und dürres Moos in das Kefich, damit sie ein Nestgen bereiten können.

So bald das Nestgen fertig, wird die Henne anfangen 3. 4. 5. bis 6. Eier zu legen, welche sie gemeinschaftlich mit einander ausbrüten, da man dann in 13. bis 14. Tagen junge Vögel haben kan.

Sollte aber ohngefehr ein Hahn oder Henne über der Brut crepiren, kan man die Jungen, oder auch die Eier, wann sie gut sind, andern unterlegen. Doch ist hierbei zu merken, daß die Junge mit denen andern in gleichem Alter oder Grösse und die Eier auch nicht älter als diese seyn müssen.

Man mus sie während der Brut nicht viel beunruhigen, oder von denen Eiern verjagen. Doch wird es gut seyn, wann man über jedem Nestgen ein Loch bohret, um zu sehen, ob und wann die Jungen ausgeschleift sind.

Bleiben etwann über die Zeit eines oder mehrere Eier liegen, so nehme man solche sachte aus dem Nestgen heraus, und halte sie gegen die Sonne, da man dann leicht sehen kan, ob solche lauter oder nicht?

So bald als man wahrnimmt, daß junge Vögel vorhanden, so mus man denen Alten ihre Speise verbessern, und noch zu der ordentlichen, aus Hanfsaamen und Haberkörnern bestehenden Fütterung, folgendes vorstellen:

Nimm hartgesottene Eier, weises und gelbes untereinander, und hake solches mit einem Messer ganz klein. So dann weiche ein Weisbrod oder Butterbrezeln in Wasser, etliche Stunden ein, drüke es wieder aus, hake es gleichfalls klein, und vermische solches unter die Eier. Es mus ihnen aber alle Tage solches frisch gegeben werden.

So bald als die junge aus ihrem Nestgen geflogen, und selbsten fressen können, so sondert man sie von denen Alten ab, und stellet ihnen die gehakte Eier in einem Schüsselgen vor, worvon sie sich ernähren, bis sie den Hanfsaamen gewöhnen lernen, denn man ihnen darneben stellen solle.

Ich kan aber nicht umhin, hier noch eines besondern Umstandes zu erwähnen, mit welchem es folgender Gestalten beschaffen ist:

Wann die junge aus ihrem Nestgen fliegen, so reissen ihnen manchmalen die Alten mit dem Schnabel die zarte und öfters noch in denen Stupfeln stehende Federgen aus, so daß die Junge ganz nakend und blos werden. Da es nun leicht zu erachten, daß die junge Vögel hieran sehr grosse Schmerzen leiden, und manchmal gar darüber sterben, so ist es am besten gethan, man nimmt entweder den alten Hahnen, der es gemeiniglich alleine thut, bis zur andern Brut, heraus, und überläst der Mutter die übrige Auferziehung ihrer Jungen, oder sondert die Jungen, wann man versichert ist, daß sie sich selbsten nähren können, von denen Alten ab.

Man hat mir zwar hierbei gerathen, einige Pfaunfedern von einer Gans in das Kefich zu werfen, es hat aber nichts helfen wollen oder können.

Wann

Wann die erste Brut vorbei, läst man die Alten beisammen, da sie dann in einem Sommer 3. bis. 4. mal Junge ausheken.

Es können aber auch 2. Hennen mit einem Hahnen Junge ziehen, welches auf folgende Art geschiehet:

Man mus erstlich die beide Hennen eine Zeitlang zusammen in einem kleinen Kefich einsperren, daß sie einander gewohnen, damit sie sich aus Eifersucht nicht beissen, weil sie nur einen Hahnen haben.

Sodann nimmt man ein grosses Einwerfkefich, das in der Mitten mit einem Brett in zwei Theile getheilt ist; Dieses Brett nun mus abermalen in der Mitten ein Loch mit einem Fallthürlein haben, alsdann sezt man in das eine Behältnis einen muntern Hahnen mit einer von denen zweien Hennen, in das andere aber läst man die andere Henne alleine fliegen.

Wann nun diejenige Henne, so bei dem Hahnen ist, Eier geleget hat, so zieht man das Fallthürlein vermittelst eines Bindfadens auf, und läst den Hahnen von dem einen Behältnis in das andere fliegen, da dann gemeiniglich die andere Henne auch Eier leget, und der Hahn wird sodann seine beide Weiber wechselsweise besuchen.

Diejenige aber, welche viele Canarienvögel haben, ergreiffen den kürzesten Weg, wann sie ihnen ein kleines wo möglich gegen Morgen gelegenes und helles Stübchen eingeben, und sie darinnen frei herum fliegen lassen. Die Nestgen werden an denen Wänden fest gemacht, und mitten in das Zimmer sezt man einen Tisch mit dem gewöhnlichen Futter, nebst einem platten Gefäs mit Wasser. Hin und wieder macht man lange Stangen feste, damit sie sich darauf sezen können, und wer es haben mag, kan ihnen eine oder etliche junge Tannenbäume in das Zimmer sezen, worauf sie dann sehr lustig herum hüpfen würden. Man mus aber nicht vergessen, reinen Sand auf dem Boden hin und her zu streuen, darmit, wann ungefehr ein junges aus dem Nestgen hüpft, solches nicht zu hart fallen möge. Will man auch einige vorhero zahm gemachte Stigelizen (Distelvögel) zu ihnen fliegen lassen, so werden sie Bastarde mit ihnen ausheken. Die Fenster werden mit Gitterwerk vermacht, und bei schönem Wetter eröfnet, die Zubehörde aber zu denen Nestern wird ihnen auf den Boden gelegt.

Man mus aber hierbei wohl Acht haben, daß sich keine Mäuse bei ihnen einlogiren, welche ihnen gerne die Eier fressen, und die alte Vögel umbringen.

Die Canarienvögel bekommen manchmal über dem Schwanz an dem sogenanten Burz, eine Blatter, die sie sehr brennet, wegen der darinnen sich befindlichen gelben Materie. Wann man ihnen nun solche mit einer Steknadel oder Scheere subtil öfnet, ausdrüket, und die Wunde mit Butter, Baum- oder süs Mandelöl gelinde schmieret, so kan man sie öfters vom Tode damit erretten, da sie sonsten gemeiniglich, wann ihnen nicht auf solche Art geholfen wird, mit der Haut bezahlen müssen.

Nicht weniger mus man denenselben manchmal ihre Sporen abschneiden, dann wann solche zu gros werden, können sie sich nicht fest auf denen Stänglein halten, oder bleiben damit in dem Gitter hangen, und brechen die Füsse oder Klauen ab, und in der Brut verwirren sie sich öfters in das Nest, und werfen die Eier oder die Jungen damit aus demselbigen.

Nun könnte ich zwar noch ein und anders anführen, das manchem angenehm seyn möchte; Ich will aber solches, damit dieses Capitel nicht zu weitläuftig werde, zum andern Theil aufbehalten; und dermalen nur noch anführen:

einige sonderbare Mitteln, wider die Krankheiten der Canarienvögeln.

Hat jemand einen Canarienvogel der den Bruch hat, welches dabei zu wissen ist, wenn er ihm die Federn an den Bauche von einander bläset, und denn merket, daß die Gedärme schwarz und verwikelt seyn, nebst denen andern Zeichen, wovon im vorigen Capitel gemeldet worden, so kan er wie eine Erbse gros Alaune nehmen, und in dem Wasser, da der Canarienvogel davon trinken, zergehen lassen, und ihm drei bis vier Tag herdurch allemal wieder was frisches von solchem Wasser geben. Dieses geringe Mittel haben verschiedene versuchet, und für sehr gut befunden.

So kan man auch ein Stüklein Eisen, zum Exempel einen Nagel, in das Wasser legen, und zweimal in der Wochen frisch Wasser wieder darauf geben; das Eisen aber stets liegen lassen.

Einige nehmen des Abends dem kranken Vogel das Sauffen weg, und sezen ihm des andern Morgens wieder ein Wasser für, mit Salz angemachet, da er denn so bald einige Tropfen sauffet. Wenn sie nun gesehen haben, daß er etlichemal davon getrunken, so nehmen sie es wieder weg, und geben ihm sein gemein Wasser wieder. Hiemit mus man fünf bis sechs Tage continuiren, und so alsdenn keine Besserung zu spühren, folgende Composition für ihn machen: Man gibet ihm aufgekochte Milch mit Brohsamen, beides gleich viel, nimmt das gewöhnliche Futter weg, und sezet ihm an dessen Stelle mitten in dem Vogelbauer in einem kleinen Topfe Canariensaamen, der ebenfalls gekocht, für, und continuiret hiermit vier oder fünf Tage des Morgens; des Nachmittages aber gibet man ihm sein gewöhnlich Futter wieder. Wenn die fünf Tage verflosen, wirft man des Morgens um sechs Uhr eine halbe Linse gros Theriac in sein Wasser, und lässet ihn ein oder zweimal davon trinken. Mit diesem Getränke kan zum wenigsten drei Tage continuirt werden, hernach aber gibt man ihm folgendes zu fressen: Hirse, so viel einer ohngefehr zwischen zween Fingern halten mag, etwas Rübsaamen, und ein wenig Hanfsaamen, alles wohl vermischet. Diese Saamen lässet man ein oder zweimal aufkochen, giesset das erste Wasser weg, und wäschet sie im frischen Wasser wieder ab. Weiter kan ein Viertheil von einem harten Ei genommen, das Weise so wohl als das Gelbe klein gemacht und unter einander gerühret werden, item ein Stük harter Zwiebak, eine Nusschal voll Lactuken- und eben so viel Nelkensaamen; von diesen allen machet man eine Composition, und gibet sie dem kranken Vogel nebst etlichen Blättern Wegwart, der fein gelb ist, und continuiret mit dieser vortreflichen Composition, so lange der Vogel krank ist.

Ich kan zwar nicht in Abrede seyn, daß es zimlich mühsam ist, wenn dieses alle Tage für den Vogel sollte zurechte gemacht werden; Wenn er aber kostbar ist, oder man ihn sonst lieb hat, achtet man der Mühe nicht, sonderlich wenn zu spühren, daß die Mühe nicht umsonst angewendet, oder daß der Vogel gar dadurch wieder besser wird.

Wenn ein Canarienvogel den Bruch hat, und man siehet, daß der lange Darm überzwerch über den Leib gehet, müssen ihm gequetschte Nüsse mit gekochten Canariensaamen gegeben werden, und ein Blat vom weisen Kohl und Celeri.

Ein Vogel, der federt, ist an die Sonne zu sezen; wenn aber die Sonne nicht scheinet, sezet man ihn an einen warmen Ort, da kein Wind hinkommen kan; denn zu solcher Zeit ist ihm die geringste Kälte höchst schädlich, und gibet ihm die ganze Zeit herdurch da er federt, nachfolgendes: Nemlich einmal Silberkraut, oder

Gen-

Genserichsaamen, mit ein wenig Nelkensaamen vermischet, in einem kleinen Topfe mitten in den Vogelbauer gesezet; ein andermal gibet man ihm ein wenig trokenen Zwiebak, oder Butterbrezeln, item: eben davon ein wenig in weisen Wein geweichet: Wenn er nun davon frist, wird er sich sehr wohl darnach befinden. Dreimal in der Wochen, das ist, einen Tag um den andern, kan er mit ein wenig weisen Wein besprizet, und so fort darauf an die Sonne oder an das Feuer gesezet werden. Merket man, daß er sehr matt ist, so gibet man ihm alle Tage drei oder vier Tropfen von dem weisen Wein ein, darinnen ein Stükchen von Candi oder andern Zuker zerlassen ist; in das Trinkgefäs leget man ein wenig frisches und klein geschabtes Süsholz, solches gibet dem Wasser einen guten Geschmak, ohne das es zu sehr erhizet. Spühret man keine Besserung an dem Vogel, so mus also ausser dem, was vorhro erwehnet worden, ihm allerlei ander Futter fürgesezet werden, als harte Eier, das Weise so wohl als das Gelbe, Butterbrezeln, ein wenig Lactukensaamen, zermalmeten Hanfsaamen, Canariensaamen, etwas von den gekochten und andern Saamen. Wie man nun täglich siehet, daß Patienten, welche etwas nach ihrem Appetit von einer Sache die ihnen doch nicht dienlich, zu viel gegessen haben, wider zu voger Gesundheit und völligen Kräften kommen; also findet sichs auch bei diesen Canarienvögeln, wenn man ihnen in ihren gefährlichen Krankheiten allerlei Trank-Futter fürsezet, und im übrigen der Natur ihren Lauf lässet.

Hat ein Canarienvogel ein solch Geschwür auf dem Burzel, wie oben erwehnet worden, so nimmt man ihn in die Hand, schneidet mit einer ganz spizigen Scheere das Geschwür mitten voneinander, drüket mit den Daumen den Eiter gemächlich aus, und thut auf die Wunde einen Tropfen Salz, so vorher im Munde zerlassen worden, wovon es gewis truken wird werde. Merket man nun, daß der Vogel einige Schmerzen davon empfindet, weil das Salz scharf beist, so kan etwan eine Stunde darauf ein wenig Zuker, im Speichel geschmolzen, drauf gestrichen werden, solches wird dem Salze die Schärfe benehmen, und die Wunde vollends austroknen.

Für das Ungeziefer oder Mieten, damit die Canarienvögel geplaget seyn, sind verschiedene Mittel zu haben: Erstlich, daß man sie stets sauber hält, indem ihnen öfters frischer Sand gegeben und der Kasten oder der Bauer, worinn sie sizen, die Woche zwei oder dreimal ausgepuzet wird; item, man mus ihnen auch das ganze Jahr hierdurch die Stöke von Hollunder- oder Feigenholze lassen, solche hin und wieder mit einer grossen Nehnadel durchsteken, das Mark oder den Kern alle heraus nehmen, und von einem jeden Stoke die äuserste Rinde abschaben, damit sie ein kleines Ansehen bekommen. Zum wenigsten müssen diese Stöke in der Wochen wohl zweimal abgepuzet und ausgeklopfet werden, damit die Mieten, so etwan darinnen seyn, herauskommen mögen. Uber dem kan man auch des Abends ein weisgelblichtes Leinentuch in den Kasten legen; wenn nun Mieten darinne sind, wird man sie des andern Morgens alle auf dem Tuche finden; die meisten Canarienvögel aber werden schüchtern darüber, wenn sie des Morgens ein solch Tuch in ihren Kasten sehen, weil ihnen das Weise gleich in die Augen fällt, weshalben man dieses lezte Mittel nicht allemal sicher gebrauchen kan.

Werden die Canvrienvögel in einen Kasten gesezet, mus man denselben, sonderlich wenn er alt ist, mit heisem Wasser ganz rein auswaschen; davon wird dieses Ungeziefer alle sterben, und viele in ihren Eiern verderben, als welche in einem alten Kasten gemeiniglich in allen Eken verborgen liegen. Mit alten Vogelbauern ist eben so zu verfahren. Auf

solche Weise werden die Vögel mit denen Maten nicht geplaget werden, welche ihnen sonst sehr beschwerlich seyn.

Ein jeder, der viel Canarienvögel hat, mus, so zu sagen, auch ein Krankenhaus für sie haben; denn es trift ein, daß nicht bisweilen einer oder der andere sollte krank seyn, welcher denn, wenn er von denen andern nicht weggenommen würde, nicht wieder genesen könnte. Denn er würde nicht allein keine Ruhe haben können, sondern es würde auch das verschiedene Futter, so man ihm zu seiner Erquikung geben mus, von denen andern Vögeln in Kasten, die es nicht nöthig haben, in kurzem verzehret werden. Ist derowegen nöthig, allem Unheil fürzukommen, einen Kranken lieber allein zu sezen. Dieses Krankenhaus der Canarienvögel ist nichts anders, als ein Vogelbauer von zimlicher Gröse, oben, unten und an beiden Seiten mit einem festen grünen oder rothen Tuche bezogen, daß kein Licht als nur von forne hinein fallen kan. Das Gitterwerk an einen solchen Bauer mus nicht vom Drath, sondern von kleinen weidenen Stöken gemacht seyn, weil jenes stets ein wenig feuchte und kalt ist. Im Sommer kan er an die Sonne, im Winter aber wo es warm genug ist, gestellet werden: man hat sich aber wohl fürzusehen, das es an dem Orte, da er stehet, nicht rauchen möge, weil ihnen der Rauch höchst schädlich, so gar auch, daß ein Canarienvogel, wenn er gleich frisch und gesund ist, davon sterben kan: Denn es kömmt ihnen der Rauch (sonderlich, wenn sie sizen) in den Hals, daß sie davon im Kurzen ersiken. Ist nun ein Canarienvogel in ein solches jezt beschriebenes Krankenhaus gesezet worden, so ist er schon wieder halb genesen, denn wenn man alsdenn nur noch etwas wider die Krankheit gebrauchet, so kömmt er in kurzer Zeit wieder zu vorigen Kräften, bei allen ihren Krankheiten müssen sie fürnemlich warm gehalten werden, in solchem Krankenhause sind sie aber, wie man siehet, für aller Kälte gesichert. Die Fres- und Trinkgefässe müssen in diesem Bauer unten auf dem Boden stehen, eben wie im Capitel von denen Mauern und Kasten für die Canarienvögel erwehnet worden, und folglich gebrauchet man alles, was wider ihre Krankheit dienlich zu seyn, erachtet wird, und hin und wieder Erwehnung geschehen. Sollte aber, aller dieser Fürsorge ohngeachtet, ein oder ander Canarienvogel seine natürliche Hize verlieren, (welches dabei abzunehmen, wenn er stets traurig ist, wenig frisset, immer schläft und den Kopf unter den Flügeln verbirget,) so nimmt man ihn also fort, und gibet ihm zween oder drei Tropfen guten weisen Wein ein, welches man wohl ein Emeticum nennen mag; denn es mus ihm kein Wein, als in der höchsten Noth, gegeben werden; folglich sezet man ihn in einen kleinen Bauer ganz allein, daß sein Todenhaus zu nennen sey, welches so wohl unten, als an den Seiten herum mit einem jungen Lammfelle bedeket ist, sezet ihm die folgende Nacht an einen warmen Ort, zum Exempel: Zum Haupte ins Bettküssen, und lässet ihn also ruhen. Den andern Morgen, nimmt man ihn wieder hervor, und sezet ihn ganz allein in ein wohl bedekt klein Vogelbäuergen, da kein Stok innen ist. Auf solche Weise habe ich, so zu sagen, viele wieder lebendig gemachet, und ist wenig Mühe dabei, sonderlich für einen, der viel von einem Canarienvogel hält, und siehet, daß seine Arbeit nicht übel angewendet ist, und daß der Vogel, der also wieder zurechte gebracht, noch etliche Jahre beim Leben bleibet, da hingegen ein anderer, der hievon nichts gewust, ihm bald würde das Leben abgesprochen haben. Eher mus er aber nicht zu denen andern wieder gesezet werden, als bis er völlig genesen. Weil auch ein jedes Thier auf gewise Art purgiret, als kan nicht undienlich seyn, hier auch etwas davon zu gebrauchen.

Die

Die Canarienvögel purgiren, ist nichts anders, als ihnen auf ein oder zween Tage ihr gemein Futter, als da ist Rübsaamen, Hirse, Canarien-Hanfsaamen, ꝛc. verändern und an dessen Statt nur blosen Rübsaamen geben, item, Lactukensalat Vogel- und Johanneskraut. Man kan ihnen auch wohl ein paar kleine Rüb- und Mangoltblätter geben; so aber dergleichen erfrischende Kräuter nicht mehr zu haben sind, gibet man ihnen an dessen Statt guten auserlesenen Melonen- und Lactukensaamen.

Zwei Dinge hat man dabei zu wissen, wenn es Zeit, einen Canarienvogel zu purgiren.

Erstlich, wenn er nicht wohl schmeisen kan, welches ein gewises Zeichen, daß er sehr erhizet ist.

Zweitens, wenn man siehet, daß er stets mit dem Schnabel den Saamen der ihm fürgesezet worden, herum wirft, und dabei merket, daß er sehr wenig davon frisset. Diese beiden Kennzeichen sind, anderer zu geschweigen, schon genug zu urtheilen, daß ein Canarienvogel nothwendig müsse purgiret werden. Die beiden Tage herdurch, da man ihm obgemelde purgirende Sachen gibet, mus ein wenig Candi- oder anderer Zuker in sein Wasser geleget, und die Purganz zweimal im Monate gebraucht werden, alsdenn werden die Canarienvögel, bei welchen so gute Fürsorge gebrauchet wird, für allen überflüsigen Feuchtigkeiten befreiet seyn, stets lustig singen, und guten Appetit haben.

Noch sind die Canarienvögel unterschiedlichen Krankheiten unterworfen, welche aber gar leichtlich können gehoben werden; Zum Exempel: wenn sie von grosser Fettigkeit unpas werden, weil sie nemlich zu stark gefüttert worden, so mus man ihnen alles saftige Futter, welches man ihnen zu geben pfleget, entziehen, als da ist der Canariensaamen, Hirse, Hanfsaamen, Zwiebak, Butterbrezeln, ꝛc. und an dessen statt nur blosen Rübesaamen geben. Siehet man nun, daß sie nicht gerne davon fressen wollen, so mus es ihnen ein paar Stunden ins Wasser eingeweichet, nachgehends das Wasser davon abgegossen, und ihnen gegeben werden, da sie denn, weil die Schaale weich worden, gar gerne davon fressen werden. Man continuiret damit so lange, bis einige Erleichterung zu spühren.

Dann und wann bekommen sie auch die gelbe Kräze an dem Kopf; wenn solche nicht überhand nimmt, und nicht grösser als ein Hanfkorn ist, kan man mit einer spizigen Scheere das Geschwür aufschneiden, damit der Eiter heraus komme, und es gleich darauf mit erweichenden Sachen, als Schweineschmalz, süs Mandelöl, Capaunenfett, frischer Butter, ꝛc. beschmieren. Wenn sich das Ubel aber über den ganzen Leib ausgebreitet hat, verfähret man, wie im siebenzehenden Capitel angemerket worden.

Verstehet man öfters bei der Wartung eines Canarienvogels nur ein geringes, so können grose Verdrieslichkeiten daraus entspringen. Als zum Exempel:

Er kan davon krank werden, daß man ihm mit Ungestümm hat angreiffen wollen. Wenn man ihn darauf in der Hand hat, höret man ein Geräusche, als wenn es tic sagte, eben wie es klinget, wenn einer einen Finger in die Länge ziehet: auf dieses tic folgen bei dem Canarienvogel bisweilen einige Tropfen Blut, die ihn durch den Schnabel kommen, alsobald wird der Vogel gleichsam ohnmächtig, und kan die Flügel nicht mehr regen; da mus er so fort in seinen Bauer und an einen Ort, da niemand hinkommt, gesezet werden, man kay den Bauer mit einem zarten Leinwand bedeken, und unten darein etwas gutes von Fressen und Sauffen sezen, zuvor aber die Stöke heraus

aus nehmen. Uberlebet er denn noch vier und zwanzig Stunden, so ist sicher zu hoffen, daß er nicht davon sterben, und ihm sonst nichts schaden werde, als daß er ein wenig henken wird. Dieses trägt sich insgemein nur bei solchen Canarienvögeln zu, die sehr wild sind, als da sind, die von denen Alten auferzogen worden. Diesem Ubel aber vorzukommen, mus man vorher gleichsam mit ihnen spielen, das ist, sich nach und nach zu dem Bauer, darinn sie sind, nahen, und von weiten den Vogel ein Zeichen geben, weil er sonst, wo ihn nicht jezt erwehnte gefährliche Krankheit befällt, hin und wieder in seinem Bauer herum flattert, und wo man Fehl greiffet, den Kopf zerstöst oder einen Flügel zerbricht. Hat jemand in einem grossen Vogelhause Canarienvögel und will einen davon fangen, so kan er sich eines Nezes, wie ein Fischhahmen gemacht, dazu bedienen, welches er eigentlich dazu kan verfertigen lassen. Andere lassen eine kleine Fallbrüke machen, die sie mitten in dem Vogelhause aufstellen, und ihnen allerlei Lokspeisen darauf legen, als Butterbrekeln, Zwiebak, ꝛc. In kurzer Zeit fänget sich also ein Vogel nach dem andern, bisweilen auch etliche zugleich darinnen; die sich nun gefangen haben, nimmt man heraus, sezet sie in ein Bauer, und stellet die Falle so lang wieder auf, bis der hinein kommt, welche man haben will, und darauf können die andern, welche man nicht nöthig hat, alle wieder in das Vogelhaus gesezet werden. Solche Manier ist zwar ganz artig, ich gestehe auch gar gerne, daß die Vögel auf solche Weise nicht schüchtern werden, und folglich die vorerwehnten Zufälle nicht zu befürchten sind; Selber mag ichs aber nicht nachmachen; denn es kan kommen, daß, indem die Falle über die Canarienvögel, die schon darinnen sizen zuschlägt, noch andere oben darauf oder auf dem Rande sizen. Wenn sie nun nicht eher hinein können, bis die Menge, welche schon darinnen, erst wieder heraus, indessen aber die Falle sehr schnelle zuschlägt, daß auch denen, welche auf dem Rande sizen, unmöglich ist, sich alsobald davon zu machen, können sie gar leichtlich die Pfoten zerbrechen, ja gar erschlagen werden. Es mag aber hierinnen ein jeder erwehlen, was er am besten zu seyn vermeinet.

Noch ist eine andere Krankheit, die wohl die Schwermüthigkeit zu nennen sey. Wenn ein Canarienvogel damit befällt, geschwellet ihn der Leib, man siehet, daß der Leib ganz voller rothen kleinen Adern, der Magen troknet ganz aus, er frisset den Tag über gar wenig und hat zu nichts Lust, als daß er mit dem Schnabel das Fressen umher wirft. Dieses kan entweder daher kommen, daß er an einem dunkeln, traurigen Orte sizet, oder daß viele Hähne in einem Bauer beisammen sind, daher sie einen grossen Abscheu für einander haben, und in solche Schwermüthigkeit verfallen. Das Mittel hierwider ist, daß sie von einander gesezet werden, wenn man meinet, daß es daher komme; Ist aber die Beschaffenheit des Orts Schuld daran, so mus man sie an einen lustigern und gesunden Ort sezen, so lange bis sie wieder genesen, auch mehr, als gewöhnlich, füttern, einige Lekerbissen geben, und ein wenig Süsholz in ihr Wasser legen.

Man irret sich gar sehr, wenn man meinet, daß ein Canarienvogel auch den Pips bekomme. Es ist aber der Pips eine Art von Krebse, der den Vögeln in den Schnabel kommt, entspringet aber von einer übermachten Hize in denen Gedärmen. Hiervon können sie in wenig Tagen curiret werden. Man gibet ihnen nemlich allerlei Erfrischungen; als Lactuksenfaamen, ꝛc. und in das Getränk wirft man drei oder vier Täge Melonensaamen, so viel man ohngefehr zwischen zween Fingern halten kan. Spüret man darauf einige Besserung, so gieset man das Wasser weg, und gibet ihnen frisches mit ein wenig Candizuker, und continuiret mit diesem Getränke fünf bis sechs Tage.

Uber

Uber dem bekommen die Canarienvögel bisweilen auch den Durchlauf, welches leichtlich dabei abzunehmen, wenn der Mist flüßiger, als gewöhnlich ist: Zu solcher Zeit sehen sie ganz zerrissen aus, und wedeln stets mit dem Schwanze. Wenn es nun nicht bald wieder aufhöret, mus man ihnen die Schwanzfedern ausreissen, wie auch die, welche um den Ausgang sizen, selbigen mit süssen Mandelöl oder frischen Butter schmieren, und ihnen darauf vier bis fünf Tage Lactuken- und auserlesenen Melonensaamen geben, item, das Gelbe von einem harten Ei, und lässet ihnen im übrigen wenig von ihrem gemeinen Futter, sonderlich die drei ersten Tage hindurch.

Weil es sich öfters zuträget, daß ein Canarienvogel lahm wird, daß er, entweder einen Flügel oder Fus zerbricht, ist nöthig zu merken, daß eben dieselben Mittel zu gebrauchen sind.

Man sezet ihn nemlich in ein Vogelbauer, das mit zarten Heu oder Moos ausgestopfet, nimmt die Stöke darauf er sonst sizet, hinweg, und sezet das Futter unten auf den Boden in ein Eke. Dieses, das er keinen Stoz im Bauer hat, dienet dazu, daß er nicht auffliegen und sich verlezen kan. Wenn die Pfoten gleich zerbrochen sind, müssen sie doch nicht verbunden werden, weil sie sonsten an dem Orte da sie verbunden, entzünden würden, sondern man mus ihn an einen Ort sezen, da niemand hinkömmt, weil er sie sonsten, wenn jemand bei dem Bauer käme, vollends zerbrechen möchte. Werden sie aber frei und ungebunden gelassen, so wird die Natur, als der beste Arzt, in kurzer Zeit die zerbrochenen Pfoten wieder zurechte bringen.

Die schwere Noth, da die Canarienvögel auch einigen Anstos haben, ist ihnen höchst gefährlich; unter allen Vögeln aber sind die Stieglize am meisten damit geplaget. Wenn nun ein Canarienvogel das erstemal davon kommt, mus man ihm die Klauen beschneiden, und ihm zum wenigsten zweimal in der Woche mit laulicht warm gemachten Wein besprüzen, sonst aber dem Vogel nicht mehr heken, auch keine Arien singen lassen, hingegen öfters an die Sonne sezen, daß er ein wenig lustig werde. Noch wird ein Canarienvogel krank, wenn er zu sehr erhizet ist, da mus man ihn den weisen Saamen, als den Canariensaamen, Hirse, auch so gar den Hanfsaamen wegnehmen, und vierzehen Tage hindurch nur blosen Rüb- und Lactukensaamen geben, wie auch Vogel- und Johanneskraut, wenn es nemlich in der Zeit, als im Mai ist, da es fein mürbe wird: Zudem können ihm auch etliche Rübeblätter nebst andern erfrischenden Kräutern gegeben werden. Uberhaupt aber ist zu merken, daß dieses, was ihnen zu einer Zeit gut und eine Medicin ist, ihnen zu einer andern zu einem Gifte und höchst schädlicher Nahrung wird. Einige Leute geben ihren Canarienvögeln gleich Johannes oder Vogelkraut, so bald sie nur in ihrem Garten was davon finden, ob es gleich noch weit von dem Frühling ist, daran sie zwar mit guten Appetit fressen, aber öfters einige Tage darauf sterben. Da ist nun keine andere Ursach ihres Todes, als eben diese. Das Vogel- oder Johanneskraut, welches so emsig für sie gesucht worden, ist ein Gift für sie: denn es ist, so zu sagen, nur wild Kraut, weil es nur von Schnee oder Wasser hervor gebracht worden, und nicht zu seiner Reife kommen ist, denn die Sonne hat ihm die Rohigkeit noch nicht benommen, daß es folglich unverdaulich seyn mus. Dahero auch die Vögel, wie gesagt einige Stunden darauf sterben, ohne daß man auf diese Ursach denken sollte. Und wenn gleich das Kraut zimlich mürbe scheinet, die Sonne auch einige Tage herdurch es beschienen, soll ihnen doch nur gar ein weniges davon gegeben werden, sonderlich die ersten Tage über; Weil es denen Canarienvögeln, welche in einem halben

Jahre nichts davon genossen, eine solche Veränderung in ihrem Leibe machet, daß sie Bauchgrimmen davon bekommen, und in eine Krankheit fallen, davon man sie oft kaum wieder befreien kan. Ich kenne einen guten Freund, welcher sich den ganzen Winter hindurch herzlich darüber freuete, daß er unterschiedene paar schöne Canarienvögel, so er auf den Frühling hätte können heken lassen; da er ihnen aber von diesen grünen Kraute gab, das ihm ein Bauer vom Lande mit hereingebracht hatte, sturben sie alle innerhalb vierzehn Tagen, und zwar im Merzmonate. Hieraus kan man urtheilen, wie gefährlich es sey, wenn einem Vogel zu unrechter Zeit Futter gegeben wird.

Betreffend einen Canarienvogel, der einen schweren Athem hat, so mus man ihm Wegerichsaamen und harten Zwiebak in gutem weisen Wein geweichet, geben. Man merket dieses daran: wenn man den Tag hindurch wohl hundertmal wie ein Cri höret, welches Geschrei aus ihrem Magen kommt. Auch ist ein Canarienvogel damit beschweret, daß er seine Stimme bisweilen verliehret; Dieses kommt gemeiniglich, wenn er gefedert hat, weil er alsdenn in einem Viertel-Jahre nicht gesungen. Bisweilen vergehet ihm die Stimme so gar, daß er nur sachte oder gar nicht mehr singet; Da mus man denn gute Sachen gebrauchen, welche ihm die Brust leichter machen; Zum Exempel: Das Gelbe von einem harten Ei mit Brosamen vermischt, in das Wasser, da er davon trinket, leget man ein Stük geschabtes frisches Süsholz; solches gibet dem Wasser einen Geschmak, und hält die Kehle fein feuchte.

Wenn ein Weibchen, das Junge hat, an zu zwizern fänget, daß man dabei abnimmt, wenn die Federn unter dem Leibe und Kopfe ganz nazs sind, wie schon oben erwehnet worden, hat man zwar verschiedene Mittel darwider; Ich will aber nur eines und das andere hersezen:

Einige werfen eine kleine Hand voll Salz in ein Glas voll frisches Wasser; wenn solches ganz zergangen, nehmen sie das Weibchen vom Neste, und waschen ihm den ganzen Leib mit dem Salzwasser. Wenn sie es nun eine halbe Viertelstunde also gewaschen haben, spühlen sie es wieder mit frischem Wasser ab, damit das Salz wieder abgehen möge; darauf sezen sie es in einen kleinen Bauer an die Sonne, oder ans Feuer, da es denn so gleich wieder troknet, und hernach in den Kasten geworfen wird.

Ich gebrauche die Gräten von einem Fische Meerspinne genannt, deren sich die Jubilirer zu bedienen pflegen, stose solche zu Pulver, und reibe den schwizenden Vogel den Kopf damit, und befinde auch, daß solches gut abtroknet und den gröbsten Schweis abnimmt. Man mus es aber alle drei Stunden wiederholen, so lange bis die Jungen fünf oder sechs Tage alt seyn.

Dieses wären also die Krankheiten, welche denen Canarienvögeln am meisten zuzustosen pflegen. Es sind zwar noch einige andere, die ich aber mit Bedacht übergehen will, weil man sie so gar selten daran curiren kan; wenn sie nemlich für Alter blind werden oder das Podagra bekommen. Hierwider ist keine andere Hülfe, als daß man sie sehr warm hält, bis ihre Zeit endlich um, und ihr Sterbstündlein verhanden ist.

Von einigen besondern Eiscuren, und äuserlichen Gebrauch des kalten Wassers in verschiedenen Krankheiten.

§. 1.

Es ist nichts in der Welt so schlecht, es ist zu etwas gut, sagten unsere Alten; und wir mögen dieses auch jezo vom Eise und kalten Wasser sagen, da deren

ren Nuzen in der Medicin gezeiget werden soll. Denn wer sollte wohl meinen, daß mit dieser an sich geringen Sache etwas heilsames zu der Menschen Gesundheit ausgerichtet werden könnte, wenn es nicht die Erfahrung lehrete; am allerwenigsten aber dürften es diejenigen vor wahr halten, die blos mit kostbaren, und durch viele Kunst bereiteten Arzeneien zu curiren gewohnt seyn, wenn man sie nicht durch untrügliche Exempel davon überführen könnte. Ich will also gegenwärtig zuförderst darthun, daß das Eis und kalte Wasser in gewisen Krankheiten besonders geholfen haben, und nechstdem zugleich kürzlich die Art und Weise zeigen, wie sie geholfen, und was man bei deren Gebrauch beobachten müsse. Nun haben zwar bereits verschiedene grose und erfahrne Männer von dem so wohl innerlichen, als äuserlichen Gebrauche des Eises und kalten Wassers sehr schöne und nüzliche Schriften abgefasset, davon auch die besten der gelehrte Herr D. Schwertner in unserer Muttersprache zierlich übersezet, und heraus gegeben hat. Da aber darinne entweder die folgenden von mir angezeigten Fälle nicht angeführet sind: oder aber ihre Art zu würken nicht ist erkläret worden; so habe ich um so weniger Bedenken getragen, eine kurze Abhandlung davon diesen Sammlungen einzuverleiben. Und vielleicht gebe ich dadurch von neuen Anlas, die Kräfte dieser an sich schlechten Mittel weiter zu untersuchen, und hinfüro, zu desto besserer Gewisheit, mehrere Proben damit anzustellen.

§. 2.

Vornemlich aber erweiset der äuserliche Gebrauch des Eises eine heilsame Würkung bei rasenden Leuten, die eine langwierige Raserei (mania) haben, und damit ich nicht ohne Beweis rede; so berufe ich mich deshalb auf das Zeugnis der Medicorum zu Magdeburg, und aller derjenigen Einwohner, denen die besondern, und öfters sinnreich ausgedachten Curen des ehedem mit vielem Ruhm hier practicirenden Herrn Doctor Allion bekannt sind. Dieser erfahrne Mann, der seiner Geburt nach ein Franzose war, hatte sich durch verschiedene Proben besonders den guten Namen erworben, daß er wahnwizige oder närrische Leute glüklich wieder zurechte bringen könnte. Weil er nun fast durchgängig mit schlechten Sachen, als mit kalten Wasser, Molken, Essig u. d. gl. curirte: so nahm er auch mit rasenden Leuten eine dem Ansehen nach zwar geringe, doch in der That sehr vernünftige Cur vor, welche hauptsächlich darinne bestund. Er lies nemlich eine Ader öfnen, machte die Nase blutend, gab bisweilen zu laxiren, lies fleisig kalt Wasser trinken und niederschlagende Dinge nehmen, Fusbäder gebrauchen, und Umschläge um den Kopf aus kalten Wasser machen; endlich aber, und zwar insonderheit verordnete er, daß man die Patienten bis fast an die Herzgrube in ein laulicht Bad aus fliesenden Wasser sezen, und ihnen Eis auf den Kopf legen, oder dieses dergestalt aushölen müste, daß es gleichsam eine Eismüze abgeben konnte. Und wie gesagt, es ist Stadtkundig, und es wird jedermann, wenn er nicht etwa aus neidischen Gemüthe anderer Leute ihre Handlungen zu verachten gewohnt ist, bekennen müssen, daß ausser den Ubrigen vorerwehnten Mitteln, vornemlich der Gebrauch des Eises und der Bäder sehr gute Dienste gethan habe. Gesezt aber auch, daß es bisweilen nicht geholfen: so hat es doch an diesen Mitteln selbst nicht gelegen; sondern es ist entweder die Krankheit an sich unheilbar gewesen, oder die §. 7. gegebene Regeln sind dabei nicht in acht genommen worden.

§. 3.

Betrachtet man nun, wie die Art zu curiren geholfen: so läst es sich leicht einsehen, wenn man nur die Ursachen der Raserei untersuchet, welche eigentlich diese sind: daß 1) das Gehirn geschwächet,

chet, 2) das Geblüte sehr dike ist, und daß sich 3) dasselbe mit starker Kraft nach dem Kopfe, und mit grosser Geschwindigkeit durch dessen Gefässe beweget. Was das erste betrift: so wird hoffentlich niemand bei tollen Menschen an der Schwachheit des Gehirns zweifeln; weil zur Gnüge bekannt ist, daß diejenigen vor andern dieser bedaurungswürdigen Krankheit unterworfen seyn, die entweder von ihren Eltern durch die Zeugung dergleichen Schwäche angeerbt bekommen, oder sich dieselbe durch erlittene Kopfkrankheiten, durch Misbrauch hiziger Getränke und Schlafmachender Mittel, durch vieles Studiren und tiefes Nachsinnen, durch kümmerliche Sorgen, Verdrus und langwierige Betrübnis, oder durch übermäsigen Beischlaf, u. s. w. zugezogen haben. Eben so kan auch keinesweges geleugnet werden, daß ein ungemein dikes Blut an der Unsinnigkeit mit Schuld sey; indem alles dasjenige dazu beiträgt, was das Geblüte verdiket, als Mangel der Bewegung, weniges und starkes Getränke, grobe und schwere Speisen, Vollblütigkeit, üble Verdauung und die Zubereitung eines schlechten Speisesafts ꝛc. Und überdem so lehret auch die Erfahrung, daß hypochondrische oder Milzsüchtige Leute, die wegen ihres verdorbenen Magens gemeiniglich ein zähes Blut haben, gar leichte in die Melancholie, und aus dieser hernach, wenn anders die übrigen Ursachen mit einstimmen, gerne in die würkliche Raserei gerathen. So wenig man aber zweifelt, daß ein dikes, und mit allzu vielen erdigten Theilen angefülltes Blut in der schwermüthigen Melancholie, als eine Ursache mit vorhanden sey, eben so wenig kan man es auch bei so bewannten Umständen in der Raserei läugnen. Ja, daß auch in diesem Ubel der Trieb des Geblüts heftig nach dem Kopfe steige, ist daraus zur Gnüge zu erkennen; weil Erkältung der Füsse, Verstopfung des Leibes, Krampf und Blehungen in den Gedärmen der hypochondriacorum, starkes Aergernis, hizige Getränke und Medicamente ꝛc. welche allesamt das Blut in stärkere, oder aufwerts steigende Bewegung sezen, auch die Tollheit zuwege bringen, oder sie von neuen wieder erregen können. Man nimmt auch bei rasenden Menschen insonderheit dieses wahr, daß die Haut und Nerven in den auseren Theilen des Leibes ungemein sehr gespannet, oder zusammen gezogen sind, wodurch das Geblüte nothwendig häufiger und stärker nach dem Kopfe getrieben wird, da ohnedem die daselbst geschwächten Blutgefässe dem heftig andringenden Blute keinen gnugsamen Widerstand thun können. Daß aber auch endlich das Geblüte sich schnell durch die Haupt- und Hirngefässe bewege, kan man aus der Hize im Kopfe, und aus den heftigen Vorstellungen in der Seele, wahrnehmen, welche sich nach dem Umlaufe des Geblüts durchs Gehirn allezeit zu richten pflegen.

§. 4.

Wenn man nun die Raserei curiren will: so mus man allerdings diese jezt angeführten drei Haupturſachen derselben durch bequeme Mittel wegzunehmen suchen. Wie kan aber dieses wohl besser geschehen, als wenn man das dike Blut durch gnugsam dünnes Getränke verdünnet, die Aufwallung desselben durch niederschlagende Mittel dämpfet, die schwachen Zäsergen des Gehirns durch kaltes Wassertrinken bestmöglichst stärket, und den starken Trieb des Geblüts nach dem Kopfe durch Aderlassen, Laxiren, kalte Hauptumschläge, Fusbäder und ganze Bäder abwerts leitet? Und gewis, die Methode ist so gut, daß sie nicht nur die Alten, sondern auch die neuern besten Medici, worunter ich vornemlich den seel. Boerhaave und Hofmann rechne, als besonders heilsam erkannt, und in ihren Schriften angepriesen haben; ja ich halte gewis davor, daß alle übrige weit hergeholte und gekünstelte Arzeneien wenig, oder gar nichts helfen, wenn sie entweder ohne diese jezt besagten Mittel ge-

gebraucht werden, oder nicht auf die Wegräumung dieser Ursachen gerichtet sind.

§. 5.

Vor allen andern aber pflegt der §. 2. beschriebene äuserliche Gebrauch des Eises, wovon hier eigentlich die Rede ist, nebst warmen Bädern aus fliesenden Wasser und Weizenkleie bereitet, am besten zu helfen, und zwar aus dieser Ursache: Durch die feuchte Wärme der Bäder werden die zusammengezogenen Blutgefässe der äuserlichen Theile erweitert, und das Geblüte selbst wird darinne mehr ausgedehnet und verdünnet. Es dringet also das Blut von oben, weil es einen geringern Widerstand findet, desto stärker in die untern Theile ein, und wird also vom Kopfe abgezogen; daher man auch vorlängst schon den Bädern an sich die gute Tugend, das Blut herunter zu ziehen, zugeschrieben hat. Noch vielmehr aber mus dieser herrliche Nuzen dadurch befördert werden, wenn man zugleich Eis auf den Kopf leget. Denn dieses zieht, wegen seiner Kälte, die Gefässe des Kopfes zusammen, und macht also, daß das Blut desto besser herunter gepresset wird, und in die unten erweiterten Adern desto füglicher einfliesen kan. Da man nun bei der Raserei hauptsächlich dahin zu sehen hat, daß der Zuflus des Bluts nach dem Haupte gemindert, und wieder abwerts geleitet werde: so darf man sich also nicht wundern, warum das Eis die Raserei curiren hilft; da zumal dasselbe ohne Zweifel auch nach dem Gebrauche einige Stärkung in den Gefässen des Hauptes zurüke läst, daß diese hernach desto eher vermögend seyn, der fernern Aufwallung des Bluts zu widerstehen. Ja da man auch in Schlagflüssen die Cur eben darauf billig richten mus, wie man den starken Trieb des Geblüts nach dem Kopfe mindern, und die schwachen Hirngefässe wieder stärken wolle: so ist kein Zweifel, daß das Eis so wohl, als das kalte Wasser in diesen gefährlichen Krankheiten ebenfalls Plaz finden könne, wenn zumal Clystiere und Bäder zugleich mit in Gebrauch gezogen werden.

§. 6.

Alleine, wie wenn man mir einwendete, daß in solchem Falle das kalte Wasser, oder die sonst gewöhnlichen kühlenden Umschläge, eben das in der Narrheit ausrichten könnten, was das Eis thut. Nun läugne ich zwar ihren guten Nuzen keinesweges; und ich habe sie daher nicht nur §. 4. vor dienlich erkläret: sondern ich weis auch, daß ausserdem vorbelobter Herr D. Allion rasenden Leuten, wenn sie im Bade gesessen, immer kalt Wasser mit guten Erfolg hat über den Kopf giessen lassen. Dem ohnerachtet aber hat doch die Erfahrung gewiesen, daß das Eis vielmals bessere Dienste gethan hat: welches vermuthlich deswegen geschehen ist. Das Eis würkt vermittelst seiner Kälte; (§. 5.) und obschon das Wasser und die wässerige Umschläge ebenfalls kalt sind: so ist doch Wasser nicht so kalt, als Eis, weil es sonst kein Wasser mehr wäre. Da nun das Geblüte bei unsinnigen Leuten dike ist, (§. 3.) und also stärker widerstehet: so mus auch nothwendig mehrere Kraft angewendet werden, die Gefässe, zusammen zu ziehen, und es herunter zu treiben, wozu ohne Zweifel ein grösserer Grad der Kälte, als im Wasser ist, erfordert wird. Daher auch vernünftige Aerzte vorlängst darauf gesehen, und unter die nassen Hauptumschläge allerhand kühlende Sachen, als Salpeter, Salmiak, Bleizuker, u. d. gl. verschrieben haben. Und überhaupt darf man sich auch wegen allzustarker Kühlung nicht etwa grosses Bedenken machen; weil die Hize im Kopfe bei diesen Patienten öfters so gros ist, daß davon, wie ich selbst gesehen habe, in kurzer Zeit die naskalten Umschläge ganz lau geworden sind, und gleichsam gerauchet haben. Welche Erwärmung aber bei dem Eise nicht so bald geschieht, daß also auch hierinne dessen

vorzüglicher Gebrauch vor dem Wasser gerechtfertiget wird. Ja, da das Eis nach und nach schmelzt, und in Wasser zerfliest: so wird dadurch die allzu stark zusammenziehende Kraft, die es wegen seiner Kälte erweiset, eben so, wie bei dem kalten Wasser, einigermasen gemäsiget; wenn man anders sagen will, daß das Eis, oder Wasser auch wegen seiner nassen Theile, zur guten Würkung etwas beitragen soll.

§. 7.

Doch, da auch die besten Mittel schaden können, wenn sie nicht mit gehöriger Vorsicht gebrauchet werden: so sind billig auch bei der Eiscur einige nüzliche Regeln inacht zu nehmen. Es darf also dieselbe zuförderst nicht eher vorgenommen werden, als wenn bereits der Uberflus des Bluts durch Aderlassen ist gemindert worden; weil sonst der Widerstand desselben allzu gros ist, wenn es vom Kopfe in andere Gefässe nicht so füglich eindringen kan, wenn sie von vielen Blute vollgepfropft seyn; zu geschweigen, daß auch leichte dadurch das Blut im Kopfe kan zurüke gehalten, und also verursachet werden, daß es daselbst stoket, und zu convulsivischen Bewegungen, oder zu Schlag- und Lähmflüssen Anlas gibt. Welches insonderheit bei alten Personen zu besorgen ist, bei denen diese Cur auch deshalb nicht wohl angeht; weil sie schon etwas harte und unbeugsame Gefässe haben, die sich folglich in den untern Theilen nicht mehr so leicht erweichen, und ausdehnen lassen. Denn da das von Kopfe herunter gepresste Blut in die untern Gefässe eindringen soll: (§. 5.) so müssen dieselben von Rechtswegen offen, und dahero auch bei jungen Leuten durch oft wiederholten Gebrauch der Fus- und ganzen Bäder vorher sattsam erweitert seyn, ehe man das Eis auflegt, damit nicht etwa das herunter gedrukte Blut anderswo durchzubrechen, und sich einen unrechten Weg zu machen suchen mus, wie denn auch dieserwegen das Eis bei denen, da die Krankheit von verhaltner güldnen Ader, oder Monatszeit herrühret, billig behutsam zu gebrauchen ist, wenn man nicht erst die in dem Unterleibe, oder der Mutter etwa vorhandene Verstopfungen durch gehörige Mittel eröfnet hat. Endlich mus auch der Leib bestmöglichst offen seyn, damit nicht etwa die Verstopfung, bei welcher das Blut gerne aufwerts steiget, die gute Würkung verhindert. Und da man auch allezeit lieber den sichersten Weg gehet, und wo es sich schiken will, von gelindern Mitteln den Anfang macht: so thut man daher ebenfalls wohl, wenn man erst weniger kühlende Sachen äuserlich um den Kopf schlägt, ehe man zum Gebrauch des Eises schreitet.

§. 8.

Nächstdem kan ich nicht umhin, annoch einer ganz besondern Eiscur zu gedenken, und darüber einige Anmerkungen zu machen, die sich gleichfalls von gedachten Herrn D. Allion herschreibt, und auch ausserdem von ihm verschiedene male in ähnlichen Fällen, und sonderlich auch in schlimmen Friesel, nicht ohne guten Erfolg ist gerathen worden. Es lag nemlich ehemals ein gewiser Mensch, der in seinen besten Jahren war, und sonst eine zimlich gute Natur hatte, an einem schlimmen Flekfieber darnieder, und gerieth endlich in so schlechte Umstände, daß man fast gänzlich an seiner Genesung zweifelte, und wenig Hülfe mehr von ihm übrig sahe. Unser sinnreiche Medicus, weil er überhaupt die Regel gut anzubringen wuste: in desperatis casibus melius est anceps experiri remedium, quam nullum, oder, es ist besser in gefährlichen Umständen ein ungewises Mittel zu gebrauchen, als den Patienten ganz hülflos zu lassen, gab annoch den Rath, man sollte Eis aus der Eisgrube holen, und den Kranken so viel möglich, vom Kopfe bis zun Füssen damit belegen. Man that es, und kurz

dar-

darauf kam der elende Mensch nach und nach wieder zu sich selbst, das Athemholen wurde besser, der Puls, der vorher ungemein schwach und ungleich gieng, wurde freier, stärker und ordentlicher, der vorige kalte Angstschweis, der sich hier und da am Cörper äuserte, verwandelte sich über den ganzen Leib in eine gleich warme Ausdünstung, der Urin sezte sich, und kurz zu sagen, der dem Tode vorhin nahe geschienene Kranke erholte sich nach und nach, und wurde völlig wieder gesund, wie ich dieses mit noch lebenden Zeugen zu erweisen im Stande bin.

§. 9.

Ich vermuthe gewis, es werde einige meiner Leser diese ganz besondere Würkung des Eises im Anfange sehr seltsam und fast unglaublich vorkommen: oder sie werden es unter die zufälligen Curen rechnen, die sich auf ein blindes Gerathewohl gründen. Alleine, ich hoffe, sie werden ihren Zweifel fahren lassen, und auf bessere Gedanken gerathen, wenn ich ihnen, zu desto besserer Uberzeugung, eine gleichförmige Cur vorlege, die zwar nicht mit dem Eise, doch mit kalten Wasser, in eben dieser Krankheit von dem ältern Herrn D. Hahn zu Schweidniz, der ein grosser Wasserfreund war, und auch davon einen artigen Tractat geschrieben hat, an seinem eigenen Sohne, dem noch lebenden berühmten Herrn D. Hahn zu Breslau, glüklich ist angestellet worden. Es hat dieselbe unser hochverdienter Herr Geheime Rath Büchner überschrieben bekommen, und Er ist so gütig gewesen, mir solche unter folgenden Umständen hochgeneigt mitzutheilen. Als An. 1734. das gute Schlesien so viele Wasserüberschwemmungen erlitte, entstunden einige Zeit darauf sehr häufige anstekende und bösartige hizige Fieber, die gemeiniglich mit Fleken verbunden waren, und nicht wenige Menschen aufrieben. Es verfiel endlich auch der jüngere Herr D. Hahn in Breslau, weil er mit solchen Kranken umgehen muste, in eben dergleichen schlimme Krankheit; und weil er sich selbst zu rathen nicht vermögend war, leisteten ihm seine Herren Collegen allen nur möglichsten Beistand. Jedoch die besten Mittel wollten nicht anschlagen; sondern der Patiente war in einem sehr flehenden Zustande; der augenscheinliche Gefahr, und selbst den Tod drohete, wobei sich auch hin und wieder einige dunkle zeigten, die aber meist wieder zurüke traten. Da nun sein Herr Vater, der auf erhaltene Nachricht herbei kam, dieses schlechte Befinden innen wurde, so billigte er zwar alles bisherige Verfahren; lies aber, obschon die übrigen Aerzte gar sehr davon abriethen, recht kaltes Wasser herbei bringen, leinene Tücher damit anfeuchten, und sie dem Patienten, sonderlich auf die Brust und in Rüken legen, worauf er wohl zugedeket, und ruhig liegen gelassen wurde. Und siehe, in kurzem wurde, zu jedermanns gröstem Verwunderung, der Puls freier, stärker und richtiger, an der Haut kamen mehr rothe Fleke zum Vorschein, die Beklemmung der Brust lies nach, der ganze Leib gerieth in eine heilsame Ausdünstung, das Phantasiren und Zusammenfahren hörte auf, und es thaten sich alle Merkmale einer guten Besserung hervor, die auch endlich nach Wunsch erfolgte.

§. 10.

Fragt man wie es zugehe, daß so wohl das Eis, als das kalte Wasser dergleichen sonderbare Kraft erwiesen haben? so ist es freilich so leichte nicht zu erklären. Doch ist es allerdings wahrscheinlich, daß sie beide auf einerlei Art, nemlich durch ihre Kälte gewürket, die nur dem Grade nach in beiden unterschieden ist; weil das Eis kälter, als das Wasser zu seyn pflegt, (§. 6.) und ich will nunmehro meine unmasgebliche Gedanken darüber kürzlich eröfnen, und sie dem G. L. zu weiterer Uberlegung anheim stellen. Wir nehmen bekanntermasen in allen Fiebern

bern zweierlei Bewegungen wahr. Die eine ereignet sich bei dem Anfall der Fieber, und besteht in einem Frost, oder in einer krampfhaften Zusammenziehung der Nerven und Blutgefässe, wodurch das Geblüte von den äuserlichen Theilen nach den innern getrieben wird. Die andere aber, so hierauf erfolgt, ist so geartet, daß durch den vermehrten Puls- und Herzensschlag das einwärts getriebene Blut wieder zurük nach den äusern Theilen gepresset wird. Und wenn dieses lezte gehörig geschieht: so höret der vorhergegangene Krampf nach und nach auf, und es werden durch diese stärkere und geschwindere Circulation des Bluts die etwa vorhandenen Verstopfungen der kleinsten Röhrgen glüklich gehoben, die zähen Feuchtigkeiten verdünnet, und es geht nicht nur die vorher gehemmte Absonderung der Unreinigkeiten durch den Schweis, Urin u. s. w. besser von statten; sondern es wird auch die in den Säften befindliche schlimme Materie, die an dem Fieberkrampfe schuld ist, durch allerhand Ausschlag, als Friesel, Fleken, Blattern, Masern, und wie es sonst Namen haben mag, oder durch andere Wege auf eine heilsame Art abgeschieden. Daher auch bereits die ältesten Aerzte das Fieber, in so ferne es diesen herrlichen Nuzen gewähren kan, vielmals vor gesund gehalten, und es so gar durch die Kunst bisweilen zu erregen angerathen haben; wie hievon des seel. Herrn Hofmanns dissertation de salubritate febrium nachgelesen zu werden verdienet. Da nun aber alle hizige Fieber, mit denen ein böser Ausschlag an der Haut verknüpft ist, insonderheit aber Friesel und Flekfieber, eigentlich alsdenn gefährlich, oder gar tödlich zu seyn pflegen, wenn der heilsame Trieb des Geblüts nach den äusern Theilen (motus progressus) gehindert wird, oder zu schwach ist; dagegen aber diejenige Bewegung des Bluts, welche dessen Theile unter sich selbst haben, (motus intestinus) desto stärker geschiehet, und deshalb theils der gebührende Auswurf der schädlichen Materie durch die dazu bequemen Wege unterbrochen, theils aber leichte in den edelsten Eingeweiden eine gefährliche Entzündung verursachet wird: so folget nothwendig daraus, daß man vor allen Dingen dahin sehen müsse, wie man diese höchst nöthige Absonderung des schädlichen Gifts bestmöglichst befördern, und die etwa zu besorgende, oder schon vorhandene Entzündung wegnehmen wolle. Soll aber dieses geschehen: so mus die auswerts gehende Bewegung des Bluts verstärket werden; welches öfters auf keine Art besser ins Werk gerichtet wird, als wenn man den erwehnten Fieberkrampf erreget, der das Blut erst nach den innern Theilen stärker hinführet, und solchergestalt das Herz und die grossen Pulsadern in Stand sezet, vermöge ihrer widerstehenden Kraft eine muntere Gegenbewegung anzuwenden, und dadurch den Lauf des Bluts so wohl stärker, als geschwinder zu machen. Weil nun unter andern auch die Kälte vermögend ist, dergleichen Krampf, oder Fieberfrost zuwege zu bringen: so kan allerdings das Eis und kalte Wasser in diesen Fiebern nüzliche Dienste leisten, in so ferne es durch ein neuerregtes Fieber das schon gegenwärtige glüklich curiren hilft.

§. 11.

Daß aber diese meine von der Würkung des Eises und kalten Wassers vorgebrachte Meinung der Wahrscheinlichkeit sehr gemäs sey, läst sich unter andern daraus mit erkennen; weil nach §. 8. 9. auf deren äusserlichen Gebrauch ein stärkerer und geschwinderer Puls, der von einer vermehrten Circulation des Bluts zeiget, nebst einer bessern Ausdünstung und Austreibung der Fleken erfolget, dadurch aber eigentlich die Besserung und glükliche Genesung verursachet worden ist. Doch will ich nicht ganz in Abrede seyn, daß die gute Würkung der Kälte auch zugleich davon mit hergeleitet werden könne; weil dadurch das schädliche Gift, wel-

welches in diesen Krankheiten, allem Ansehen, ungemein zart und flüchtig ist, einigermasen gebunden, sind in seiner schnellen Würkung gehindert wird, daß es fürohin die innere Bewegung des Bluts (motus intestinus) nicht so stark mehr erregen, und die Trennung der Theile desselben, (dissolutio humorum) als die Ursache des Todes, zuwege bringen kan.

§. 12.

Alleine hier mögte vielleicht eingewendet werden, daß ja bereits in diesen Fiebern ein starker Krampf vorhanden wäre, der eben den freien Lauf des Bluts nach den äusern Theilen verhinderte, und es also das Ansehen gewinnen sollte, daß man denselben vielmehr lindern und stillen, oder vermehren müsse. Ich antworte aber hierauf also: dieser Krampf, weil er nicht allgemein, sondern nur in gewisen Theilen befindlich ist, und also das Blut unordentlich hier und da hintreibet, daß es daselbst stoken, und gefährliche Zufälle erregen mus, ist allerdings höchst schädlich. Dieses gilt aber hingegen von demjenigen Fieberkrampfe keinesweges, der vermögend ist, die Kraft des Herzens und der Pulsadern zu stärken, und eine vermehrte Circulation des Bluts, zu Wegnehmung der schlimmen Ursachen der Krankheit, zuwege zu bringen. Daher auch schon unser Altvater Hipocrates, wie ich §. 14. zeigen will, vor eine gewise Art des Krampfs, die Erregung eines Fiebers durch kaltes Wasser errathen hat, wie denn auch unser seel. Herr Geh. Rath Hofmann in dem dritten Theile seiner med. systemat. pag. 620. ein merkwürdiges Exempel erzehlet, daß das kalte Wasser, welches einige Zeitlang in zimlicher Menge getrunken worden, blos deswegen sehr heftige convulsiones vertrieben habe; weil es mit seiner Kälte einen Fieberkrampf gemacht, dieser aber nachgehends eine schnellere Geblütsbewegung, zu erwünschter Hebung der Krankheit, verursachet hatte. Und hierauf gründet sich auch meines Erachtens, wenn ich die stärkende Kraft bei Seite seze, der nüzliche Gebrauch der kalten Bäder in Lahmungen der Glieder, im Wasserscheu, (hydrophobia) und andern Krankheiten, die einen schwachen, oder unordentlichen Umlauf des Geblüts zum Grunde haben, womit sonderlich die Herren Engelländer grosse Curen verrichten. Thut aber dieses das kalte Wasser: so ist nicht zu zweifeln, daß in solchen Fällen das Eis ebenfalls gut thun könne.

§. 13.

Daß man aber durch kaltes Wasser, und also auch durch Eis, wenn es äuserlich gebraucht wird, ein Fieber erweken, und durch dieses wieder andere Krankheiten curiren könne, ist in der That bereits denen alten Aerzten bekannt gewesen, und nur in folgenden Zeiten, gleichwie viele andere gute Hülfsmittel, nach und nach ins Abnehmen gekommen. Denn so verordnet z. E. der weise Hippocrates in dem 5ten Buch seiner Lehrsäze dergleichen Cur, wenn er aphor. 21. spricht: in tetano ulceris experte, juvene bene habito, æstate media, frigida quam copiosa, profusio *calorem* nativum revocat; hujusmodi autem tetanum calor tolvit. Das ist: " Das fleisige Begiesen mit " kalten Wasser ist in dem Tetano, (einer gewisen Art des Krampfs) bei jungen Leuten und im Sommer sehr " zuträglich; weil es die natürliche " Wärme wieder bringt, diese aber " hernach den Krampf aufhebt. Und im dritten Buche de morbis schreibt er: aquam frigidam plurimam superfundito, & postea vestimenta tenuia, pura & calida super integito; ignem autem tunc non adhibeto: hoc auxilium & ad tetanum, & ad opistotanum adhibeto. " Oder er " sagt: Wen man denjenigen Krampf, " der tetanus und opistotanus genennet " wird, curiren will, mus man den " Leib mit kalten Wasser öfters begie-

" sen, und hernach reine, leichte und " warme Kleider überdeken, was hi" ziges aber alsdenn gar nicht gebrau" chen." Woraus also, wenn man zumal die erste Stelle betrachtet, deutlich erhellet, daß Hippocrates schon gewust habe, es werde durch die Kälte des Wassers, und warum nicht auch des Eises, eine stärkere Bewegung des Bluts, und dadurch hernach mehrere Hize zuwege gebracht.

§. 14.

Und dieses wären nun meine ohnmasgebliche Gedanken von der Würkung des Eises und kalten Wassers in Flekfiebern. Wie weit nun dieselben gegründet seyn, mag der G. L. gütigst beurtheilen. Es ist auch überhaupt meine Absicht nicht, daß ich diese Cur ohne Unterscheid zur Nachahmung anpreisen wollte; so viel mögte ich aber doch wünschen, daß man bei sich ereignender Gelegenheit mehrere Versuche damit anstellete; und damit solches desto sicherer geschehe: so wird man, meinem wenigen Ermessen, folgende Behutsamkeit dabei beobachten müssen: daß man 1) diese Eis- und Wassercur in Zeiten anstellet, ehe das Herz zu ohnmächtig ist, das Blut wieder auswerts zu treiben. Nechstdem dürfte sie 2) besser im Sommer, und bei jungen Leuten, als bei alten angehen; weil bei diesen die Fleischzasern schon zu harte, und die bewegende Kraft des Herzens zu schwach ist: wie solches auch Hippocrates in der vorher angeführten Stelle ausdrüklich meldet. Endlich wird auch, 3) nach seiner Vorschrift wohl gethan seyn, wenn man nach deren Gebrauch durch äuserliche Erwärmung zu Hülfe kommt, damit sich die Zusammenziehung in den äusern Theilen desto eher leget, und nicht etwa dem auswerts gerichteten Triebe des Bluts zu stark widersteht, und die Auswikelung der verborgenen schlimmen Materie verhindert.

§. 15.

Auser dem allen aber sind mir annoch einige andere besondere Fälle bekannt, da das Eis und kalte Wasser sehr nüzliche Dienste geleistet haben. Denn also wurde z. E. ehedem der Geh. Rath Hofmann wegen eines gewisen jungen Herrn von Adel, von ohngefehr 15. Jahren um Rath gefraget, der nach vorhergegangenen, und vermuthlich zu früh gestopften kalten Fieber, in kurzer Zeit über die masen stark gewachsen war, und dadurch eine so grosse Schwäche in Knien, und den Gelenken der Füsse, die auch beide etwas geschwollen waren, bekommen hatte, daß er weder gehen, noch stehen konnte. Weder das Töplizer- noch auch das gebrauchte Lauchstadterbaad, welches doch sonst vor andern stärkt, wollten mehrere Kräfte verschaffen, und die besten Nervensalben waren eben so wenig hinlänglich. Nun rieth zwar der seel. Mann, daß man in Gedult stehen sollte, bis mit dem Alter eine Aenderung der festen Theile erfolgte, die öfters alleine die vorher unheilbaren Krankheiten glüklich zu heben pflegte. Dem ohnerachtet sagte er, man sollte noch versuchen wie es bekäme, wenn man täglich ein paar mal Tücher mit kalten Wasser um die Knie und Gelenke der Füsse schlüge, oder sie mit einem damit befeuchteten Schwamme bestriche: welches in der That auch so gut anschlug, daß der Patiente nach und nach seine Füsse wieder gebrauchen lernte. Die Ursache ligt meines Bedünkens wohl hierinne: Nach dem Fieber, da der Patiente ohnedem stark gegessen haben soll, sind dike Säfte erzeuget worden, und diese haben hernach, da sie zum Wachsthum gediehen, die Nerven und Flechsen in besagten Theilen allzusehr ausgedehnet und schlapp gemacht, daß sie nicht vermögend gewesen sind, die Last des Cörpers zu tragen: wie man denn bei dem Wachsthum gemeiniglich wahrnimmt, daß sich um die Gelenke einige schwülstige Ausdehnung äusert. Da nun die Kälte des Wassers denen geschwächten Theilen mehrere Kraft verliehen hat: so ist nicht zu verwundern, daß die Schwäche endlich

dadurch ist gehoben worden. Freilich aber geht es desto besser an, wenn es eben zu so einer Zeit geschieht, da ohnedem der Wechsel des Alters eine Veränderung der festen Theile zuwege bringt, und wenn der Cörper vorher wohl ist gereiniget und zubereitet worden.

§. 16.

Doch dieses ist nicht das einige Exempel, da das kalte Wasser in Schwachheit der Gelenke geholfen hat; sondern es sind mehrere bekannt: wie denn unter andern der berühmte Engelländer Mr. Floyer in seinem Tractat von kalten Bädern einige davon anführet, die nach der bündigen Uebersezung Herrn Doctor Schwertners also lauten: Ich erinnere mich, spricht er, einer Frau, die sich über grosse Schwachheit und Schmerzen in den Gelenken beklagte. Ich rieth ihr alle Morgen eine Viertelstunde lang den kranken Theil ins kalte Wasser zu halten und solches des Abends zu wiederholen, und nach ohngefehr 20. Tagen empfand sie eben so viel Kraft in den vorhin schwachen Theilen, als in den andern gesunden. Eben so berichtet er auch von einem Kinde, das so schwach auf den Schenkeln gewesen, daß es nicht aufrecht hat stehen können, und durch den Gebrauch kalter Bäder seine Kräfte in kurzen wieder erlanget hätte.

§. 17.

Und hieraus läst sich zugleich erklären, warum es in häufigen Saamenflüssen gut thut, wenn man sich in den Lenden mit kalten Wasser wäscht, oder mit Eis reibet, oder auch in kalten Wasser badet. Denn durch die Kälte wird theils der Zufluß des Geblüts nach den absondernden Saamengefässen gemindert, theils aber werden die zuruk führenden Gefässe (vasa revehentia) gestärket, daß sie den übrigen Saamen desto besser wieder zum Geblüte führen, und derselbe hernach nicht so häufig mehr abfliessen kan. Ja es ist nicht minder begreiflich, warum man sich vor schlimmen Augen, bösen Hälsen und Geschwulst der Halsdrüsen verwahren kan, wenn man sich des Morgens hinter den Ohren, oder wie die Engelländer thun, oben den Kopf, wenn man anderst denselben kalt zu halten gewohnt ist, mit kalten Wasser wäschet; weil dadurch ebenfalls dem Zuflus des Bluts und den Feuchtigkeiten gesteuret wird.

§. 18.

Eben so weis ich auch, daß es in kalten Flüssen, (rhevmatismi) da sich nemlich eine schleimige und scharfe Feuchtigkeit auf die Häutgen der Muskeln und Gelenke sezt, sehr gut gewesen ist, wenn man die leidenden Theile mit Eis gerieben, oder mit kalten Wasser gewaschen hat. Ich verstehe aber hier unter kalten Flüssen diejenigen, die, wie der gemeine Mann sagt, dem Ansehen nach die Wärme nicht leiden können, vermuthlich deswegen, weil die Schärfe des stokenden Schleims dadurch flüchtiger gemacht wird, und die empfindlichen Nervenhäutigen desto mehr angreift: wie es denn vielfältig geschieht, daß man von solchen Flüssen eine Steife und Unbeweglichkeit des Halses, Rükens, der Arme u. s. w. bekommt, die so lange man in der Kälte ist, nicht sonderlich verspüret wird, hingegen aber zunimmt, wenn man sich in die Stube, oder ins warme Bette begibt, ja auch deshalb vielmals recht lange anhält, ehe sie durch den Schweis zertheilet wird, indem die leidenden Theile recht schwer dazu gebracht werden, wenn sich schon der ganze übrige Leib in Ausdünstung befindet. Da nun, wie oben §. 10. ist gezeiget worden, die Kälte fieberhafte Bewegungen erweken, und die Circulation des Bluts vermehren kan: so ist kein Zweifel, daß auch in den beschriebenen Flüssen dergleichen geschieht, und daß dadurch die stokende Feuchtigkeit verdünnet, und zum Auswurf durch die

Haut geschikter gemacht wird; daher man nach dem Gebrauch des Eises und kalten Wassers meistentheils bemerket, daß darauf die leidenden Theile in recht gute Ausdünstung gerathen. Doch will ich nicht leugnen, daß die Würkung auch also geschehen könne; indem nemlich die Kälte eine stärkere Zusammenziehung der Haut und Schweislöcher an demjenigen Orte zuwege bringet, wo der Fluss sizt. Da nun nach derselben allezeit eine sehr gemäse Nachlassung des toni erfolget: so kan auch alsdenn die Feuchtigkeit, die vorher zurük gehalten wurde, desto besser ausdünsten; weil der Trieb des Geblüts nach den äusern Theilen keinen Widerstand mehr findet, sie durch den Schweis zu treiben.

§. 19.

Und wer wollte endlich alle nur mögliche Curen durchgehen, die man mit dem Eise und kalten Wasser anstellen könnte; indem ich hier nur vornemlich von einigen besondern habe reden, und sie zu fernerer Untersuchung anheim geben wollen. Denn sonst hätte ich z. E. noch Materie genug zu zeigen, ob, und wie man diese frostige Mittel zu Stillung der Blutstürzungen, und der Schmerzen, oder alsdenn gebrauchen könne, wenn allerhand Arten der Gicht, als Chiragra und Podagra, zurük getretten sind, oder wenn die Natur zu schwach ist, die unreine Materie nach den Gelenken der äuserlichen Glieder auszutreiben, und sie daselbst auf eine heilsame Art abzusondern.

Eine umständliche Erzählung von einem Ameisenkriege.

Trahere vulneratos; vocare integros; deserere domos; eligere latebras & - - relinquere.

Tacitus in vita Agric.

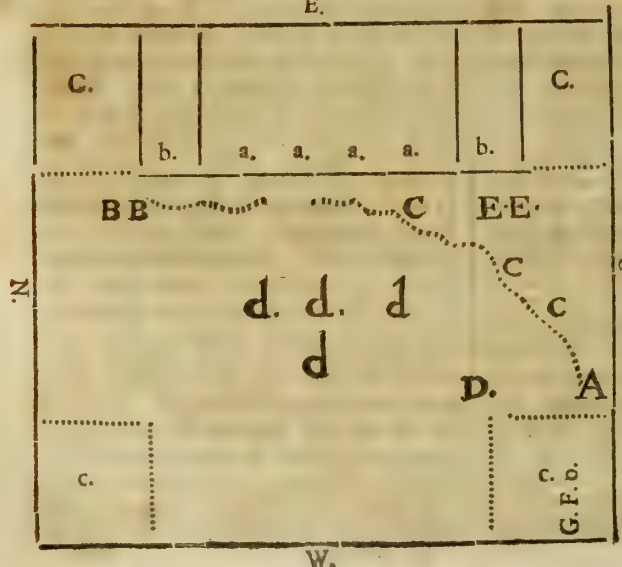
Monsieur!

Meine Gartenameisen hatten zween Oerter, einen, der ihre Wohnung, und den andern, der ihr Vorrathshaus zu seyn schien. Diese hatten vermittelst einer grossen Strafe gemeinschaft mit einander, wie solches gemeiniglich bei alten Ameisennestern zu seyn pfleget, die ich bemerket habe. Ich wollte gerne wissen, wie Ameisen aus verschiedenen Gesellschaften sich gegen einander bezeigten; ich nahme also eine Büchse voller Ameisen aus einem andern Garten, und grub zwo Hölen, meine neue Colonie darinn anzulegen, und zwar so, daß, wenn sie ihre vorige Gemeinschaft beibehielten, sie allemal quer über den grossen Weg der vorigen Einwohner gehen musten. Meine neue Colonie war ganz gelb, die andern aber schwarz; ich konnte also bei allen Vorfällen leicht erkennen, zu was für einer Nation eine jede gehöret. Meine gelbe schienen, wie man leicht gedenken kan, bei ihrer ersten Ankunft in einer allgemeinen Verwirrung zu seyn. Sie krochen herum, und kreuzten ohngefehr in der Weite einer Elle um den Plaz, wo ich sie hin quartirt hatte, auf der Erde herum. Einige von ihnen sezten sich, wie ich bemerkte, auf kleine Steingen und auf die Halmen des Grases, und warteten allda einige Zeit, bis sie die ganze umher liegende Gegend nach Bequemlichkeit besichtiget hatten. Wenn einige von ihnen sich meinen schwarzen näherten: so suchten diese leztern sie mit der gröstен Eile zu vermeiden, und in wenig Minuten sahe ich, daß ein jedes ihrer Nester in Bewegung gebracht war. Vorhin hatte ich niemals, auch nicht ein einzigesmal, gesehen, daß sie mitten von der Strafe zu ihren Nestern zurük gekehret waren. Sie brachen zwar öfters, um Fütterung zu holen, zur rechten und zur linken Hand aus; sie kehrten aber niemals, wie es auch gehen möchte, zu ihrer Wohnung, bis sie in ihrer Vorrathscammer gewesen waren. Jezo aber kehreten ihrer zwo oder drei mitten vom Wege zu einem jeglichen Neste zurük; allein in kurzer Zeit darnach vollzogen sie wieder ihren ganzen Weg, wiewol

in

in grösserer Anzahl und mit zimlicher Furcht und Vorsichtigkeit. Den folgenden Morgen fand ich, daß meine Ankömmlinge die Stellen eingenommen hätten, darinn ich sie gesezet hatte. Die grössere Anzahl insonderheit schien ihre Wohnung in eine zimliche Ordnung gebracht zu haben. Es hatte dieselbe drei hübsche Oefnungen, und sie giengen ordentlich genug durch dieselben ab und zu. Die kleinere Anzahl hatte zu ihrem Nest zwo Oefnungen gemacht, die geheimer waren; sie nahmen auch einen ganz andern Weg, und giengen auch über ein Tulipanenbeet gegen Süden, der von der Strafe der schwarzen ganz entfernet war; die andern aber kreuzten beständig über denselben gegen Morgen. Bisweilen begegneten sie sich, und hatten verschiedene kleine Scharmüzel. Die schwarzen schienen gemeiniglich den Kürzern dabei zu ziehen. Ich sahe auch, daß eine von ihnen getödet, und von dem Feinde weggetragen ward. Um den Mittag herum fand ich eine zimliche Anzahl von den gelben, die alle in guter Ordnung auf der grossen Strafe zogen. Sie fochten mit allen schwarzen, die ihnen begegneten. Und da die Anzahl dieser immer stärker anwuchs: so lies sich alles zu einer heftigen Schlacht an. Den Nachmittag, der, allem Ansehen nach, recht blutig zu werden schien, hatte ich das Unglük, ihre Bewegungen nicht beobachten zu können. Ich fieng schon an, für die alten Einwohner, und für das Unglük, so ich ihnen zugezogen hatte, besorgt zu seyn. Ich gieng daher den folgenden Tag sehr frühe hin, um zu sehen, wie die Sachen stünden. Ich wunderte mich, daß ich alles so verändert fand. Die schwarzen waren alle eben so beschäftiget, als sie vor diesem Einfalle zu seyn gewohnt waren. Es war aber wahrscheinlich genug, daß sie sich die Freiheit zu arbeiten durch die Gewalt der Waffen zuwege gebracht. Es war, allem Ansehen nach, eine scharfe Action vorgefallen. Ich zehlte ohngefehr fünfzig von den gelben, die alle auf dem Kampfplaze lagen; allein ich konnte unter den Erschlagenen keine einzige schwarze gewahr werden. Ich wunderte mich gar sehr darüber; doch fand ich gleich darauf, daß die Ameisen in Ansehung der todten Cörper ihrer Freunde die sorgfältigsten Creaturen sind. Ohne Zweifel hatten die schwarzen, die Meister vom Kampfplaze geblieben waren, alle diejenigen von den Ihrigen weggetragen, die ihr Leben in der Vertheidigung ihres Vaterlandes verlohren. Weil ich von den gelben nicht eine einzige sich regen sahe, so gieng ich zur grössern Wohnung, wo ich sie aufgehoben zu finden vermeinte; allein die schwarzen hatten so gar auch alle ihre Werke in Besiz genommen, und es war allda nicht eine einzige gelbe zu sehen. Allein ausser dem, daß verschiedene von den schwarzen von ihrem eigenen Nest zu der eroberten Wohnung beständig ab und zu giengen, bemerkte ich zwo oder drei von ihnen, die an einer jeden ihrer drei Oefnungen beständig als Schildwachten gehalten wurden. Wenn dieses nicht gewesen wäre: so hätte ich geglaubet, daß sie die ganze Nation gänzlich ausgerottet hätten. Da sie aber eine Schildwache hielten: so schlos ich daraus, es müsten noch etliche von der feindlichen Parthei vorhanden seyn. Nachdem ich genauer herum suchte: so traf ich auch zwo oder drei flüchtige an, die entflohen waren. Einer von ihnen folgte ich so genau, daß ich durch dieselbe zu der Hauptversammlung ihres Haufens geleitet ward. Sie hatten sich in eine Höle begeben. Auf einer kleinen Erhebung, die recht unter ihnen war, tödete ein Detaschement von den schwarzen alle, die sie fangen konnten, und eben den Augenblik, da ich sie entdekte, waren sie mit der Hinrichtung zwoer oder dreier recht eifrig beschäftiget. Nachdeme ich also den Mittelpunct der Flüchtigen angetroffen: so sahe ich verschiedene andere Flüchtige, die eine nach der andern dahin eilten. Einige von ihnen geriethen unter die schwarzen, die meisten

aber langten glüklich bei ihren Freunden an. So stunden die Sachen an diesem Tage; der folgende gieng gänzlich mit kleinen Scharmüzeln hin. Die schwarzen hielten noch unten zu beständig Wache, so wie die gelben oben noch immer zahlreicher wurden. Sie hatten allda ein neues Nest gemacht, und einen Ort zubereitet, da sie alle Cörper ihrer toden Freunde aufhuben, die sie nur wieder erlangen konnten. Es ist unglaublich, was sie deswegen wagten. Sie schlichen sich bei einzeln heraus, ihre Erschlagenen davon zu bringen. Sie wagten sich nicht bei dem Feinde vorbei zu gehen: denn anders konnten sie nicht dazu kommen. Sie sahen sich genöthiget, tausenderlei List auszuüben, und verlohren öfters ihr Leben darüber. Dis ist merkwürdig: Wenn sie einen Feind wegschleppen, so geschiehet solches an der Erde; einen Freund aber legen sie auf die Schultern, und tragen ihn also, daß, wenn er noch lebet, ihn kein Sand oder Kies unterwegs verlezen kan. Alle, die sie nur wegbringen konnten, quartierten sie in dasselbe Behältnis. Die Feinde schleppten auch einige weg. Sie sind so eiferig darauf, daß sie ihre Ladung nicht fahren lassen, wenn man sie nicht mit Gewalt davon trennet. Ich habe niemals gesehen, daß sie einige davon aufgefressen hätten, wenn sie sie davon gebracht. Die Überwundenen hielten sich hierauf einige Tage lang sehr eingezogen, ausgenommen, daß sie zuweilen zwo, bisweilen auch nur eine Schildwache vor dem Eingange zu ihrem neuen Neste gestellet hatten. Dieser Eingang war recht unter einen kleinen dünnen Stüke eines Kieselsteins ausgehöhlet, und zwar also, daß derselbe mitten darüber lag, und die Nässe einiger masen abhielt. Es war noch eine andere falsche Oefnung, aber weiter hineinwärts, unter eben einem solchen Stüke Kieselstein. Einige wenige schwarze wollten sich auf ihre neue Werke hinauf wagen; allein die gelben thaten niemals einen Ausfall auf sie. Und wenn einige von ihnen etwa ausgegangen waren, so hüteten sie sich mit allem Fleise, ihnen nicht zu begegnen. Ich sahe eine einzige schwarze, die eine ganze Viertelstunde aussen um diese Werke herum gieng. Sie schiene haupt-



aa. Die Linie des Sizes.
b. Die Colonnen an beiden Seiten.
cc. Vier Blumenbeeten.
dd. Queerstrassen.

A. Der Wohnplaz der schwarzen.
B. Ihr Vorrathhaus.
CC. Ihre Landstrasse.
D. Der grössere Siz der gelben.
E. Ihr kleinerer Siz.
F. Das Nest, wohin sie ihre Zuflucht genommen.
G. Das Behältnis für ihre Toden.

hauptsächlich über die falsche Oefnung in Verwirrung zu gerathen. Sie stieg auf den Stein, der darüber lag, und ungeachtet derselbe keinen halben Zoll breit war, so kroch sie doch an den Eken desselben zwo oder drei Minuten lang herum. Eine Minute ist für eine Ameise eine sehr lange Zeit, die allezeit sehr geschäftiget ist, und niemals eine einzige Minute verschleudert. Der Leser hat vielleicht der kleinen Colonie der gelben schon vergessen. Ich habe kurz vorhin gemeldet, daß sie eine Strase erwählet, die ganz von dem Wege der schwarzen entfernet war. Sie hielten sich sehr genau zu ihrer eigenen Wohnung. Sie giengen allezeit mit grosser Vorsicht aus, und kamen durch eine Oefnung wieder hinein, die glüklich durch das ungefehre Gewebe einer Spinne bedeket ward. Solchergestalt lebten sie ganz eingezogen, und ich glaube, daß sie erst nach 8. oder 14. Tagen den Weg zu ihren Cammeraden gefunden. Zu der Zeit sahe ich eine von ihnen über die grosse Strase gehen, und sich gleich darauf wieder zu ihrem Neste begeben. Nicht lange darnach kam sie wieder zurük, und zwar bei nahe in derselben Linie. Abends fand ich, daß sie es eine nach der andern wagten, hinüber zu gehen. Den folgenden Tag hatten sie alle ihre kleine Hürde verlassen, und sich zu ihren Freunden verfüget. Sie hielten sich alle mit einander so genau in ihrem Neste, daß ich glaubte, sie wären davon gegangen. Blos eine einzige Wache lies sich beständig sehen, und nachdem der Boden des Nestes in Verwirrung war gebracht worden, kamen sie in grosser Menge heraus. Einige Tage hernach war auch so gar die Wache weg. Und als ich das Nest öfnete: so fand ich, daß sie alle ihr Quartier verändert hatten, wiewohl ich nicht ausfündig machen konnte, wohin sie sich begeben. Vermuthlich sind sie so glüklich gewesen, daß sie den Weg zu ihrem Vaterlande wieder zurük gefunden; wiewol dieses sehr wunderlich zugegangen seyn mus, indem noch ein anderer Garten und 2. Häuser dazwischen waren. So viel ist gewis, daß sie da alle eine allgemeine Verschanzung haben. Auf solche Weise endigte sich diese grosse Unruhe in ihrem kleinen Staat, die ursprünglich durch eine schlechte Neugierigkeit verursachet, aber mit dem gröstem Elend eines ganzen Volkes fortgesezet worden, welches zwar viele Wuth in seinen Kriegen bezeuget, dannoch aber überhaupt so fleisige, unschuldige und so gesellige Creaturen zu seyn scheinen, als nur immer auf der ganzen Welt seyn können.

Der Herr von Zankwiz.

- - - - Pone vesanos precor
Animi tumores, teque pietati refer.

Sen. in Teb.

Der Herr von Zankwiz ist ein unerträglicher Mann. Das Verhängnis hat mich auf eine Zeitlang zu ihm gebracht, damit ich eine neue Art der Gedult lernen möchte. An Gesprächen fehlt es bei ihm niemals, denn er fraget einem über alles, was ihm einfällt. Wie man seine Meinung sagt, so ist sie nicht recht; will man sich erklären, so wird er ungedultig; will man ihm Einwürfe machen, so wird er zornig; will man eine andere Meinung behaupten, so wird er rasend. Er schreiet, er turnirt, er schmeist auf den Tisch; er ist ganz ausser sich. Wie! einem Mann etwas zuwider sprechen, der es besser wissen mus? welcher Frevel! Es ist ein solcher gefährlicher Irrthum, nicht seiner Meinung zu seyn, daß seine ganze Christliche Liebe darüber zum Mitleiden aufgefordert wird.

Will man seine Gunst erlangen, so mus man nichts wissen, alle Menschen verachten, und ihn allein bewundern. Weil ich mich befleise, mir den Umgang mit allen Menschen so erträglich zu machen, als es

mög-

möglich ist, so gebrauche ich bei ihm alle Bescheidenheit im Reden. Ich bediene mich fast nur der Redensarten der Pyrrhonisten. Ich sage nie, ich habe dieses oder jenes gesehen, oder gehöret, sondern mich dünket, es scheinet, es kan seyn: Doch, auch da komme ich oft übel bei ihm an. Wie, spricht er, Sie wissen gar nichts: Sie haben keine gewise Principia: so lernen die junge Leute in Halle. Da müssen Thomasius und Gundling herhalten. Sag ich ein Wort zu ihrer Vertheidigung, so lauft dem weisen Mann die Galle über. Die Windmacher, die Marktschreier, die Ignoranten, daß ich bei seinen Worten bleibe, sind alsdenn die Titel, womit er das Gedächtnus dieser wakern Leute beehret. Ich mus sie schelten lassen; dann sie werden mirs doch nicht zumuthen, da sie nun beide in der Ewigkeit sind, daß ich mich ihrentwegen noch mit dem Herrn von Zankwiz herum balgen soll. So eifrig er heut auf diese schilt, die man lobet, so erbittert wird er morgen andre schelten, die man ihnen entgegen sezet. Der zureichende Grund ihn bös zu machen, ist blos allein dieser, wenn man von jemand spricht. Ich rühmte einsmals das schöne Werk des Herrn Ludewigs über die güldne Bulle. Ich sagte wie mich dünkt, so hätten die Herren Thomasius und Gundling allzuviel Eifersucht gegen ihn bliken lassen. Herr von Zankwiz machte darauf grosse Augen, und runzelte die Stirn. Was! sprach er voller Eifer: sie waren alle drei Schulfüchse. Die Geschäfte machen Leute; wer die Rechte studiren will, der mus in einem Tribunal sizen, der mus Urtheile abfassen, und ein paar hundert Ballen Acten durchblättert haben: Vor diesen gab es andre Leute; die neuern sind elende Copien von guten Originalien; weiter nichts.

Auf solche Art widerspricht der Herr von Zankwiz alles, was man ihm saget; Er hadert mit allen Menschen, und das von Morgen bis zum Abend, bei dem Aufstehen, bei dem Schlafengehen, in den Gesellschaften, mit einem Wort, allenthalben.

Er behält kein Gesinde über ein viertel Jahr: Weib und Kinder aber, sind bei ihm am übelsten daran. Diese können ihm nicht ausweichen. Er verfolgt sie im ganzen Haus, mit stetem Keifen; und wenn sie meinen, sie wollten es ihm recht machen, so treffen sie es am wenigsten. Ihre beste Verantwortung ist, sich gar nicht zu verantworten; thun sie dieses, wie sie es thun müssen, so ist die Hadermühle bei ihm im Gang, und höret nicht ehender auf, als bis ihn Zorn und Eifer und Aergernis dergestalt erhizen, daß er rothes Pulver einnehmen und sich zu Bette legen mus.

J. A. C. M. inv.

Sc. Aug. m.

Der
aus dem Reiche der Wissenschafften
wohlversuchte

Referendarius,

oder

auserlesene Sammlungen
von allerhand
vermischten Schrifften und Versuchen
aus
der Naturlehre, Arzeneiwissenschafft, natürlichen Theologie und Rechtsgelehrsamkeit, Politic, Haushaltungskunst, und überhaupt was in andern in fremden Sprachen herausgekommenen Wochenschrifften und neuen Büchern von wirthschafftlichen, Policei- und Finanz-Sachen, Vorschläge, Begebenheiten, und wichtigen Stüken aus der Historie und Critik, zumal aus denen schönen Wissenschafften, Gutes und Nüzliches vorgekommen.

welches
in einer beliebten Kürze
samt denen Gelehrten Sachen
des hiesigen Intelligenzwesens,
mit
Einrukung einiger seithero eingeschikten curiosen Anmerkungen,
sorgfältigst zusammen getragen
und verlegt worden
von Joh. Andreas Erdmann Maschenbauer.

II. Theil.
(Mit zerschiedenen Kupfferstichen.)

Augsburg, gedrukt mit des Verfassers Schrifften.
1750.

Innhalt
derer Schriften, welche in dem zweiten Theil dieser Sammlungen vorkommen.

Der Hochmuth, pag. 1.
Woher die Gewohnheit, Ringe zu tragen, ihren Ursprung habe? p. 3.
Erörterung der Frage: worinnen die Glükseligkeit und Unglükseligkeit der abgeschiedenen Seelen bestehe, 8.
Von Anordnung neuer Kunstöfen, wobei über ein drittel Holz, als sonst gewöhnlich, erspahrt, und zugleich mit grosser Bequemlichkeit gekocht werden kan, 11.
Von denen Ampeln und Nachtlampen, 15.
Ursache der Armuth, 17.
Merkwürdigkeit von den mannigfaltigen Gebrechen des Menschen, 19.
Ob denen Hebammen zu glauben, wann sie sagen, diese wäre eine Jungfer, und diese nicht, im Fall ihnen die Untersuchung vom Gericht auferleat worden, 19.
Wie ungesund und gefährlich die Begrabung der Todten in den Kirchen und Gotteshäusern; 21
Von der ungeräumten Mode der sogenanden Brief Addresse, oder Französischen Uberschrifften 22
Neue Anmerkungen v. den Planeten u. deren Bewohnung, 23.
Der Alster und der Stigeliz, eine Poesie, 29.
Eine Philosophische Abhandlung von den Zähnen, 29.
Kurze Anweisung zu der teutschen Rechtschreibung, 31
Von Abschaffung alter und Aufbringung neuer Dinge, 39.
Vom Festmachen und Besprechen, 41.
Gedanken über die üble Folgen, welche aus dem Verfalle der Religion entstehen, 42.
Thrax, eine Erzehlung, die Atheisterei betreffend, 43.
Erläuterte Merkwürdigkeit von dem Nuzen der Kälte und der Frost, 45.
Von der Reinigkeit des Schneewassers, 49.
Von dem Nuzen der blauen Farbe in Krankheiten, 52.
Von dem Heil. Blasio ins besondere, und von denen Heiligen überhaupt, 52.
Von einigen Gewächsen, welche eine Menschen- und Thier- ähnliche Gestalt oder Bildung an sich gehabt, 57.
Ein sicherer Weg, die schlimmsten und eingewurzelten Fisteln ohne Schnitt und Beizen aus dem Grunde zu heilen, 60.
Woher das Wort Paze oder Baze kommt, 65.
Vom Haarkräuseln, und dem der Gesundheit daraus erwachsenden Nachtheil, 65.
Vom Niesen, 66.
Von der Bratenear, 67.
Ob die Armuth oder der Reichthum mehr zum Laster verführe? 67.
Erzehlung einer durch die Electrisation angestelte glüklich abgelaufene Cur in der Lähmung, 73.
Von der Glükseligkeit, wider die, welche keinen GOTT glauben, 74.
Von der so genanden Weidenrosen, und dem dabei entstehenden Aberglauben, 78.
Eine Abhandlung vom Vergnügen, 81.
Der Fleis, eine Poesie, 85.
Kurzer Begrif von einer unbetrüglichen Fürstl. Machtkunst, 85.
Besondre Vortheile und Erfahrungen in allerhand Landhauswirthschafft. Geschäfften, in 38. Rubriquen, 88.
Untersuchung der Ursachen, welche zu denen so vielfältig trokenen Sommern, in alten und neuen Zeiten, das meiste beigetragen haben 105
Von den merkwürdigen Veränderungen, welche nach und nach die Oberfläche unserer Erden unterworffen, 108
Worinn der Entzwek eines rechtschaffenen Politici bestehet? 121.
Ob die Welt jezo schlimmer seye, als in vorigen Zeiten, 122.
Ob man bei Hofe auch from leben könne? 124.
Die verschiedene Ursachen des Regens, 127.
Welches die aller älteste Stadt in der Welt gewesen, und was vor Merkwürdigkeiten bei solcher zubeobachten, 130.

Vom

Vom Holzmangel, und wie demselben abzuhelffen, 132.
Neue französische Einrichtung der Heerde, wo zugleich gekocht, gebraten und gebaken werden kan, mit Kupffern, 137.
Von nützlichen Oefen, 139.
Kurze Untersuchung der Frage: ob die Juden nicht zur Handarbeit und Erlernung ehrlicher Professionen und Handwerker anzuhalten, 140.
Gedanken vom Kartenspiel, 150.
Von der Erzeigung der Steine in dem menschlichen Cörper, 154.
Sendschreiben von einem Mittel wider den tollen Hundsbis an Menschen, 155.
Beschreibung von den Römischen Jubeljahren 157
Von dem Alter und Gebrauche der Wörter Durchlauchtigster und Durchlauchtigkeit 162.
Höchstnöthige Warnung vor alle Menschen, sonderlich aber vor diejenigen, die im wirthschafftlichen Stande leben, sowohl gegen den Müssiggang als die unmässige Leibes- und Seelenarbeiten; nebst allerhand medicinischen Lehre. 164
Von der Nothwendigkeit der Gebetsformuln 172
Neue Entdekung von der Ebbe und Fluth, 175
Beweis daß die Aerzte Freimaurer seynd, 176.
Satire wieder die falsche Ehrsucht, 177.
Die Freigebigkeit, 181.
Anmerkung vom Windmachen und der Aufschneiderei, 185.
Von Pflanzung wilder Bäume, und wie dadurch Waldungen, nützlich und in weniger Zeit anzulegen, 188.
Von der Sommerdiät, oder wie man sich bei der Hize verhalten, und deren Schaden an der Gesundheit verhüten solle, 196.
Besonderes Beispil von Verfälschung des Zinns, nebst einem Fürschlage, wie solches zuerforschen und derselben vorzubeugen, 199.
Kurze Untersuchung, welches Temperament das beste, und zum langen Leben am geschikteften seye? 200.
Anmerkung von Erfindung der Uhren, 204.
Von dem Schaden der in den neuern Zeiten aufgekommenen Lebensart, im Essen und Trinken, 207.
Die scheinheilige Frau, 212.
Von merklichen Veränderungen in Krankheiten und so genanden critischen Tagen, 215.
Anmerkungen über die Spinnen, 219.
Einige nüzliche Anmerkungen von der Schwindsucht, 226.
Von der unempfindlichen Ausdünstung mit zerschiedenen neuen den Medicis sowohl als einem jeden Menschen seine Gesundheit zu erhalten und wann sie verlohren, wieder zuerlangen, sehr dienliche Entdekungen, 237.
Gedanken von den Somerfäden in der Luft, 254.
Von der Hexerei, 257.
Anmerkung über die vorhergehende Geschichte 276
Geschichte des Hanswurstes, 278.
Ob unter den Dünsten sich auch Erdstäubchen befinden, 279.
Gedanken über eine gewisse Erde, ob selbige nicht der Englischen Füllerde gleich kommen möchte, 284.
Erklärung über den sogenannten Schwefelregen, 286.
Gedanken vom Gesinde und von bösen Herrschafften, 286.
Von Träumen und deren Bedeutung, in Ansehung des Temperaments, der Gesundheit, und Krankheiten, 290.
Von der Eselsmilch, und deren Gebrauch, 296.
Von denen Insecten, Seidenwürmen, und von der Verwandlung der Raupen in Schmetterlinge, 298.
Der Gärtner und der Schmetterling, 309.
Von Gesundheitsreisen, 310.
Der Geizhals, 311.
Hofmans kurzgefaste Diætetic vor alte Leute, 314.
Von der Structur des Menschen, 317.
Medicinischer Beweis, daß der Tod so bitter und schmerzhafft nicht seye, als man sich gemeiniglich einbildet, 334.
Kurze Anmerkung v. denen Canarienvögel. 340.

Der

Der Hochmuth.

Bedeutet eigentlich so viel, als ein hoher Muth, der einen edlen Geist belebet, und denselben zu grossen und herrlichen Thaten antreibet. Er trachtet nach Ruhm und Ehre, und suchet allein was schön, was gut und was erhaben ist. Dieses war eigentlich die Gemüthsbeschaffenheit der tugendhafften Heiden. Wir als Christen müssen allerdings schon zu einem zimlichen Grad der Religion gelanget seyen, wenn wir das Gute, aus Liebe zu dem Guten selbst, und aus einem so heiligen Gefühl verrichten, daß wir die Ordnung Gottes darinnen preisen und verherrlichen können.

Der Hochmuth, von dem die Rede ist, hat einen thörigten Ursprung, und macht die Menschen eben so unglüklich als der Geiz. Er treibet alles in eine verkehrte Einbildung, und verursachet bei

dem Menschen einen so lächerlichen Wahn von eignen Verdiensten und Vortrefflichkeiten, daß er sich weit über das Ziel misset, und allen andern Geschöpfen seines Gleichen vorziehet.

Es war ein so unglükseliger, als närrischer Hochmuth, welcher das Geschöpffe antrieb, dem Schöpfer gleich zu werden. Es hat beides Engeln und Menschen gestürzet: sie waren bestimmt, die seligsten Wesen zu seyn. Nun liegen jene mit Ketten der Finsternis gebunden; diese aber schwärmen zu ihrer eignen Qual noch immer in den thörigsten Leidenschafften herum, und pflanzen das eingesogene Gifft des Hochmuths auf ihre Nachkommen.

Der Hochmuth eignet sich alles zu, und braucht den Geiz selbst zu seinen Absichten: seine Tugenden sind die Peiniger seiner Einbildung, und seine Laster die Peitschen der Menschen. Durch den Hochmuth sind die Monarchien aufgekommen, und die Menschen, welche die Natur gleich erschaffen hat, in die Knechtschafft gerathen; durch ihn ist der Zank, die Zwietracht, der Raub, der Krieg, das Morden und alle Grausamkeit in der Welt entstanden: durch ihn ist die Heiligkeit der Religion in einen schnöden Gözendienst verwandelt worden: durch ihn quälen sich die Menschen in diesem Leben und verdammen sich nach dem Tod; er formiret den unglüklichen Zusamenhang der allerelendesten Leidenschaften.

Ein Hochmüthiger macht sich alle Menschen zum Feind. Nichts kan den Ehrgeiz vergnügen: Alles bringt ihn auf: Alles entzündet seine Wuth: er ist nimmer ruhig, stets voller Anschläge, stets empfindlich, stets ungedultig. Man kan ihm nicht Ehrerbietung genug erweisen; die geringste Nachlässigkeit beleidiget ihn; ein ungleiches Wort sezet ihn in Eifer, und eine Verachtung macht ihn rasend. Wer kan einen solchen Menschen lieben? er misfällt, je mehr er andere zwingen will, ihn zu bewundern: es kostet ihm ein Hauffen Mühe und Verdrus, sich hassen zu machen, da im Gegentheil ein bescheidener Mensch gefällt, ohne daß er sich deswegen bemühet.

Es gibt eine Art des Hochmuths, die nicht so wild und ungestüm ist; ja es gibt so gar Leute, die aus Hochmuth demüthig sind, die sich zu verstellen, und unter dem Schein der Sanftmuth und der Leutseligkeit ihren Ehrgeiz zu verbergen wissen. Diese Leute haben Wiz, Vernunft und Einsichten: sie wissen, daß die Demuth mehr Eindruk gibt und besser gefällt, als ein hochmüthiges und aufgeblasenes Wesen, das nothwendig die Eigenliebe anderer Menschen gegen uns aufbringen mus: Sie wissen also ihren Hochmuth unter der Larve der

Demuth

Demuth zu versteken. Sie empfinden aber eine Beleidigung oder Verachtung um so viel stärker, je weniger sie solchen bliken lassen: sie vergeben alles offentlich: heimlich aber rächen sie sich gewis. Dieses ist insgemein der Caracter der Scheinheiligen.

Noch gibt es eine Art des Hochmuths, welchen die Tugend auf gewisse Weise selber verursachet, und auch selber zugleich verabscheuet. Dieser ist der Hauptfeind der weisesten und frömmsten Leute. Sie fühlen und empfinden ihre Vorzüge, ihre Stärke des Geistes, ihre Einsichten: Sie empfinden darüber ein Wohlgefallen an sich selbst: ihre Eigenliebe nähret sich mit diesen schmeichelhaften Vorstellungen: sie werden ihre eigne Gözen, und streuen sich selbst den Weihrauch auf den Altar ihrer Einbildung. Dieser Hochmuth wird um so viel gefährlicher, je weniger man ihn verspüret, und demselben die nöthige Demuth entgegen sezet. Man hat deswegen Ursache, auf ihn acht zu haben: die heimlichen Bemühungen nach Lob und Ehre zusamt der Unruhe, Empfindlichkeit und Eifersucht, welche diese Neigungen bei uns verursachen, geben ihn deutlich zu erkennen. Ein Weiser wird seiner nicht so bald gewahr, so fühlet er ein inneres Grauen; Und wie könnte er ihn ohne diese Empfindung entdeken? Er weis, daß er ein armes und bedürfftiges Geschöpfe ist, und daß diese Verehrung seiner selbst eine Art von einer Abgötterei ist, welche ihn aus der Abhängigkeit von Gott sezt. Er weit daß er auser dieser Abhängigkeit nicht einen Augenblik sicher ist, in die grösten Thorheiten und Verwirrungen zu gerathen.

Man bemerket öfters an den berühmtesten Leuten, daß sie, wann sie auf ihre eigne Kräfte sich zu viel einbilden, in das albere und lächerliche verfallen; insonderheit wenn sie von ihren eignen Thaten und Wissenschaften reden. Dieses rühret einzig und allein daher, weil sie sich nicht zubescheiden wissen, demjenigen, die Ehre zu geben, dem sie allein gebühret, und dessen Geist die Weisen immer destomehr demüthiget, je mehr Gaben er ihnen mittheilet. Paulus sagt deshalben sehr schön: Wer sich rühmen will, der rühme sich des HERRN. 1. Cor. 10. v. 17. Von dem alle guten und vollkommene Gaben herkommen, als von dem Vater des Lichts. Jac. 1. v. 17.

Woher die Gewohnheit, Ringe zu tragen, ihren Ursprung habe?

Von dem Ursprung derer Ringe wissen die Geschichtschreiber nichts gewisses anzuführen. Plinius meldet, man habe zur Zeit des Trojanischen Kriegs noch nichts davon gewust, dieweil

Homerus derenselben mit keinem wort gedenket, da er doch sonsten in seinen Schrifften vieler geringen Dinge erwähnet. Welches man endlich bei den Kriegen kan gelten lassen: denn dieselben, sonderlich die Lacones, haben vor Erfindung der Petschierringe mit hölzernen gesiegelt, so die Würme ausgefressen haben. Allein bei denen Ebräern und Egyptiern, sind die Ringe vor dem Trojanischen Kriege lange zeit im brauch gewesen, wie aus der heiligen Schrifft zu ersehen, da Juda der Thamar seinen Ring, sein Schnur u. seinen Stab zum Pfande gegebē, Gen. XXXVIII. v. 18. und der König in Egypten, Pharao, seinen Ring von seiner Hand gethan, und dem Joseph an die Seinige gestekt. Gen. XLI, v. 42. Daher ist es dann zu verwundern, daß Plinius lib. XXXIII. schreibt, die Egyptier hätten nichts von Ringen gewust, da doch dererselben Gebrauch v. ihnen zu denen Griechen und von diesen zu denen Völkern des alten Italiens gekommen; deñ die Sabini haben schon zu des Romuli Zeiten Ringe getragen, von diesen aber ist der Gebrauch unter denen Römern eingeführt worden, wiewohlen einige meynen, daß sie es v. denen Hetrusier erlernet hätten; denn Tarquinius Priscus hat unter andern Sachen auch Ringe von denen überwundenen Truscier bekommen. Es mögen aber die Römer die Ringe so gar gros nicht geachtet haben, weil nicht alle ihre Könige Belieben an denselben getragen haben, wie an ihren Statuen zu ersehen gewesen, da ausser des Numæ und Servii Tulii keine Statue sonsten mit Ringen gezieret gewesen, wie Plinius berichtet. Der Kaiser Augustus gabe seinem Knecht Menas einen güldenen Ring, welches einem Römer also verdros, daß er seinen eigenen Ring vom Finger nahme, solchen in die Tyber warf, und in diese Worte ausbrache: Diese Ringe waren vormalen unbetrügliche Merkmahlen tapfferer Ritter, nunmehro aber werden sie Kennzeichen der Freigelassenen. Denn die Rathsherren und Raths-fähige Geschlechter, hernach die Edle, trugen in Rom die ersten güldenen Ringe; Hingegen waren die eisernen Ringe bei andern Völkern Merkmahle der Leibeigenen, wie die Silberne der Unedlen Freyen: Zudem durffte bei denen Teutschen kein Leibeigener bei Lebensstraffe einen eisernen Ring als ein Zeichen der Freiheit tragen, die alten Catten aber musten so lange einen eisernen Ring tragen, bis sie einen Feind überwunden hatten.

Die Materien zu denen Ringen ware also entweder Eisen oder Silber, oder Gold, und man pflegte auch zuweilen die eiserne Ringe zu vergolden. Manche hatten zwar wohl guldene Ringe, das Plätzlein aber, worauf das Siegel gestochen,

war

war silbern, oder der Ring ware silbern, und dieses von Golde. Etliche Ringe hatten einen Edelgestein, etliche aber keinen. Also truge der römische Senator Monius einen Ring mit einem so kostbaren Stein, daß er sich lieber damit ins Elend verjagen liese, als daß er solchen dem geizigen Antonio abgetretten hätte. Pompejus M. führte einen Ring mit einem Sardonichstein, in welchem ein Löwe mit einem Schwerd gegraben ware. Gemeine Leute führten zum öfftern auch nur gläserne Steine in ihren Ringen, die man bisweilen an der rechten, bisweilen aber auch an der linken Hand truge. Doch als bei denen Römern die Steine in denen Ringen aufkamen, stekten sie selbige mehrentheils an die linke Hand. Was die Finger anbelangt, so stekten die Griechen ihre Ringe an der linken Hand an den Finger nächst dem Kleinen, wie Gellius berichtet, gleich als wenn nach der Egyptier- wiewohl irrigen Wahn aus diesen Goldfinger eine kleine Ader zu dem Herzen gienge, welches dadurch auf das kräfftigste gestärket wurde. Die alten Teutschen trugen eiserne Ringe an dem Daumen und an dem Mittelfinger ihrer rechten Hand.

Der Gebrauch der Ringe war insonderheit, daß man damit siegele; das Siegel oder Bildnis aber wurde anfangs nur in Metal gegraben, bis die Edelgesteine aufkamen. Es bestande aber nicht etwa in einem besondern Wappen, wie heutiges Tags die adeliche Geschlechtswappen sind, sondern ein jeder brauchte zu seinem Pitschier, was er wolkte. Die Egyptier trugen mehrentheils in ihren Ringen die Bilder des Harpocrads und anderer heydnischer Götter. Die Griechen und Römer trugen ihrer Ahnen und besten Freunde Bilder in denen Ringen, und in des Germanici Ringe ware des africanischen Scipionis eingeeztes Haupt, welchen das Volk dem Sohne, als er sich unwürdig die Stadtvogtei zu suchen unterstanden, abgezogen hat. Der Kaiser Julius trug das Bild der gewaffneten Venus. In Griechenland trugen des Epicuri Nachfolger sein Bildnis in ihren Ringen. Augustus trug das Bildnis des grossen Alexanders, welches auch das römische Geschlecht der Macer in ihren Wappen führte. Die Egyptischen Kriegsleute führten insgemein einen Käfer als ein Zeichen der Tapferkeit in ihren Ringen. Die Persischen Könige hatten das Bildnis der Heldin Rhogagune, mit zerstreueten Haaren, Mecœnas einen Frosch. Der König in Persien, hatte das Bildnis eines Pferdes in seinem Pitschierring, dieweil er durch das wiehren seines Pferdes zu dem Königreich gelanget ware, wie uns die Historie bekand ist. Die Christen in der ersten Kirche

brauchten zu ihren Petschafftszeichen die 2. ersten Buchstaben von dem Nahmen Christi, welche in Gestalt eines Creuzes in einander gezogen waren, wie der Cardinal Baronius ad ann. Christe 57. berichtet, daß er deren etliche gesehen habe, welche aus denen alten Ruderibus mit waren ausgegraben worden.

Es waren aber auch die Ringe ein besonderes Ehrenzeichen, durch welches ein Stand von dem andern unterschieden wurde. Also ware im Anfang zu Rom auch nit einmal einem Rathsherrn erlaubt, einen Ring zu tragen, ausser weñ er als ein Legat in ein fremdes Land geschikt wurde; und wenn er dann wieder zurukkame, so trug er seinen güldenen Ring nur bei öffentlichen Zusammenkünfften, zu Hause aber nur einen eisernen. Hernach aber durfften zu Rom alle Senatores Ringe tragen; jedoch aber nicht eher, als wenn sie von denen Prætoribus damit beschenket wurden. Endlich wurde solches auch denen gemeinen Soldaten von dem Kaiser Severio erlaubt. Darauf erhielte der gemeine Mann die Freiheit silberne, die Knechte aber eiserne Ringe zutragen, bis hernach die gültene Ringe bei dem gemeinen Mann auch aufkommen, wenn sie von der Obrigkeit damit waren beschenket worden. Was die Anzahl deren Ringe betrifft, so wurde es an einer Mannsperson nicht wenig getadelt, wann er an seiner Hand mehr als einen Ring truge; allein bald hernach pflegte man alle Finger damit zu schmüken, daher der Poet Martialis lib. 5. Epigr. 63. also schreibet.

Per cujus digitos currit levis
annulus omnes.

Es stekten wohl gar etliche die Ringe zugleich an einen Finger, wie gedachter Poet lib. II. Epigr. 60. v. Charimo anführet, indem er sagt:

Se nos Charinus omnibus digitis gerit,
Nec nocte ponit annulos.

An einem jeden Glieder der Finger hatten sie einen, und auch wohl mehr Ringe steken. Manche hatten der Ringe so viel, daß sie Gewisse davon des Sommers, und auch gewisse des Winters trugen. Sie hatten auch Ringe, die sie nur an ihren Geburtstägen pflegten anzustekken, und wendeten zum öfftern ihr ganzes Vermögen darauf. Der Kaiser Heliogabulus ware mit denen Ringen so verschwenderisch, daß er keinen mehr als einmal anstekete, gleichwie er es auch mit denen Schuhen machte.

Ferner wurden die Ringe auch, wie es noch heute zu Tage zu geschehen pfleget, bei denen Verbündnissen und Vermählungen gebrauchet. Die Venetianer vermählen ihnen alle Jahr das Meer durch Hineinwerffung eines Rings. Man hat auch besondere Zauberringe, wovon gar vieles zu melden wäre; und es wird vielleicht der Ring jenes

nes Königlichen Hirtens des Gygis ein solcher gewesen seyn, welchen er in einer Höhle einer in einem Pferde von Erz verwahrter Leiche abgezogen, und die Krafft hatte, sich dadurch unsichbar zumachen, wodurch es auch besagter Gyges so weit soll gebracht haben, daß er endlich zum König in Lydien erwehlt worden; anderer Exempel, Weitläuftigkeiten zu vermeiden, mit Stillschweigen zu übergehen.

Ausser denen güldenen, silbernen u. eisernen Ringen truge man auch Ringe von Achatstein und Elfenbein; ja, man hat dergleichen aus ganzen Edelsteinen schneiden lassen. Hierbei ist auch des Römischen Papst sein Fischerring nicht zu vergessen, womit Er seine Brevia in rothes Wachs zu siegelen pfleget, und welches daher den Namen hat, weil das Bildnis des H. Apostels Petri, wie er fischet, darauf stehet. Und wenn der H. Vatter Einem den Cardinalstitel conferiret, so stekt er ihm zugleich einen Ring mit einem schönen Saphier an den Finger, und vermählet ihn also das Bisthum gleichsam als eine geistliche Braut. Im übrigen ist bei Gelegenheit der Ringe noch Folgendes mit anzuführen:

Zu Rom wurde ehemalen ein Ring verkaufft, über dessen Verkauf zwischen dem Cöpio u. Druso eine Todfeindschafft und ein entsezlicher Krieg entstanden.

Vor Alters pflegte man die Herrschafft durch Uebergebung eines Rings zuzueignen. Also gab Philippus, da er wider die Besanzer zoge, dem Alexander M., und dieser, als er auf dem Todbette lage, dem Perdinas, u. der kranke Kaiser Augustus dem Agrippa seinen Ring.

Viele haben Gifft in ihren Ringen verwahrt gehabt, sich im Nothfall vom Leben zu helffen. Also ist Demosthenes dem von Antipater abgeschikten Mörder, Archias; und Hannibal des Flamini Kriegsleute sich zuvorgekommen.

Die Egyptier erinnerten sich bei denen Ringen des einigen Wesens, welches weder Anfang noch Ende hat, nemlich der ewigen Gottheit, denn diese ist allein der unbegreiffliche Creis, dessen Mittelpunct allenthalben.

Der ruchlose Eucrates hat sich aus denen von dem Galgen genommenen Ketten und aus den Schweder der Scharfrichter Ringe schmiden lassen, welches noch heutiges Tags viele Waaghälse aus Aberglauben thun. Moses aber solle mit einem Ringe seinem Egyptischē Weibe seiner und aller vorhergehenden Vergesseuheit beigebracht haben. Doch es mag vor diesesmal von denen Ringen genug angemerkt worden seyn.

Einige

Erörterung der Frage: worinn die Glükseeligkeit und Unglükseeligkeit der abgeschiedenen Seelen bestehe?

So viel Bestreiter die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele jemals gehabt, so viel, und noch mehrere Vertheidiger derselben haben sich auch gefunden. In den ältesten Zeiten findet man in den Schriften der Weisen Spuhren von dieser wichtigen Lehre. Hierinne stimmen also die ältesten Philosophen mit einander grösstentheils überein, daß die Seele, nach ihrer Trennung von dem Cörper, nicht aufhöre zu seyn: von dem eigentlichen Zustande der abgeschiedenen Seele aber ist die Meinung der Philosophen, als Philosophen, unterschiedener.

In den ältesten Zeiten, da man am wenigsten vermuthen kan, daß die heidnischen Weltweisen ihre Lehren aus der Offenbahrung entlehnet haben, findet man, daß vornehmlich zwo Meinungen unter ihnen gewöhnlich gewesen sind.

Einige haben geglaubt, daß die abgeschiedenen Seelen mit der Zeit in andere belebte Creaturen führen, und, da sie eine Belohnung und Strafe, nach der Trennung der Seele von ihrem ersten Cörper, geglaubt, so haben sie auch den Seelen in angenehmen oder auch verhaßten Thierkörpern ihre Wohnung angewiesen. Dieser Meinung haben in den alten Zeiten die Chaldäer, Aegyptier, Aethiopier, Druiden und andere angehangen.

Andere giengen von dieser Meinung ab, und glaubten, es beständ jede Seele nach ihrer Trennung von dem Leibe vor sich, empfienge an einem besondern von GOtt bestimmten Orte ihre Belohnung und Strafe, und würde mit der Zeit mit ihrem eignen Cörper, den sie ehemals bewohnt, wieder vereinigt. Dieses war die Lehre der Perser, Indier, Scithen und anderer Völker, welchen wir dergleichen Weisheit kaum zutrauen sollten, da ihre Lehren in vielen Stüken mit den Lehrsäzen der Offenbahrung übereinstimmen. Doch verhüllen diese Weltweisen ihre Lehren mit so vielen Fabeln, daß man das wahre Philosophische vor dem vielen Fabelwerk kaum erkennen kan.

Die neuern christlichen Philosophen haben sich besondere Mühe gegeben diese Lehre von dem Zustande der Seele nach dem Tode nach philosophischen Gründen abzuhandeln. Ich glaube aber, daß wenige dieser Abhandlungen, welche zur Zeit bekannt sind, die philosophische Probe aushalten werden.

Ich wage mich daher an diese Frage: **Worinne die Glükseeligkeit oder Unglükseeligkeit einer von ihrem Cörper getrennten Seele bestehe?** Es ist aber gegenwärtiger Versuch blos ein Entwurf zu einer vollständigern Abhandlung. Sollte hierbei ein Versehen mit eingelaufen seyn, so wird man dasselbe, nach der gründlichen Erinnerung eines Scharfsichtigern, künftig zu verbessern wissen.

Die Glükseeligkeit besteht in dem Genusse der Ruhe und der Empfindung des Angenehmen; Die Unglükseeligkeit in der Empfindung des Gegentheils. Nun nehme ich als erwiesen an, daß die Seele unsterblich sey, und daß dieselbe nach ihrer Trennung von dem Cörper diejenigen obern Kräfte, welche ihr als Seele eigen sind, behalte. Diese sind Verstand und Wille. Ich nehme ferner an, daß die Seele nach ihrer Trennung auch wirklich diese Kräfte brauche. Denn, obgleich einige Weltweise glauben, die Seele befinde sich nach dem Tode in einer Art des Schlafes, so heben sie doch den gänzlichen Gebrauch dieser Kräfte nicht auf, und überdis so räumen sie doch selbst ein, daß die Seele bei einer künftigen Veränderung, dergleichen die Wiedervereinigung mit ihrem Cörper ist, den völligen Gebrauch

brauch ihrer Kräfte wiederbekomme. So ferne nun die Seele den Gebrauch ihrer obern Kräfte hat, so wird auch ihre Glükseeligkeit und Unglükseeligkeit sich auf diese beiden Kräfte gründen, als durch welche sie im Stande ist, der Ruhe und des angenehmen theilhaftig zu werden.

I.

Die Kraft des Verstandes äussert sich auf zweierlei Art: a) Entweder es stellt sich derselbe etwas vergangenes vor, und erneuert die bereits gehabten Ideen, b) oder es schaft sich derselbe neue Ideen an. Die Beschaffenheit dieser zwofachen Ideen ist der erste Grund der Glükseeligkeit oder Unglükseeligkeit der abgeschiedenen Seele.

a) Diese Seele behält nach ihrem Abschiede von dem Leibe ihre vorigen Kräften, und alle diejenigen Ideen, welche sie sich vermöge ihrer Kräfte ehemals angeschaft hat, ob gleich einige derselben sind verdunkelt worden. Denn ich sehe keine Ursache, warum sie durch die Trennung von dem Leibe derselben sollte beraubet werden? Diese Ideen kan sie erneuern, und sich des Vergangenen erinnern. Sie ist ferner im Stande von ihren Handlungen, welche sie in Gesellschaft des Leibes ehemals verrichtet hat, ein Urtheil zu fällen, und zu wissen, ob diese oder jene Handlung böse oder gut gewesen sey. Eine jede Seele ist ihrer Natur nach geneigt, an guten Handlungen ein Vergnügen, und an bösen einen Abscheu und ein Misvergnügen zu haben. Aus diesem allen kan man schliessen, worinne die erstere Art der Glükseeligkeit, oder Unglükseeligkeit der abgeschiedenen Seelen bestehe, nemlich in der Erinnerung und Beurtheilung der in Gesellschaft des Leibes verrichteten Handlungen, aus welchen Vergnügen oder Misvergnügen entstehen muß.

Es sind bei dieser erstern Art der Glükseeligkeit einer Seele drei Regeln zu bemerken, nach welchen man auch leicht von der Unglükseeligkeit einer Seele urtheilen kan. 1) Die erste Regel ist: Je vollkommener eine gute verrichtete Handlung gewesen, desto gröſſer ist das Vergnügen darüber, und desto gröſſer ist die Seeligkeit der Seele. 2) Die verschiedene Vollkommenheit der guten Handlungen komt auf die Vollkommenheit der Bewegungsgründe und Absichten an. Je edler der Bewegungsgrund einer Handlung ist, desto edler 3) ist die Handlung selbst. Die andre Regel ist diese: Je gröſſer die Anzahl der guten Handlungen gewesen ist, desto gröſſer ist auch das Vergnügen und die Seeligkeit der Seele. Die dritte Regel ist folgende: Je weniger Zeit zwischen einer verrichteten guten Handlung und der Trennung der Seele von dem Leibe verflossen ist, desto gröſſer ist bei Erinnerung derselben das Vergnügen und die Seeligkeit der abgeschiedenen Seele. Es gründet sich diese lezte Regel auf folgende zwo Grundsäze: 1) Je weniger Zeit zwischen der geschehenen Sache und der Erinnerung derselben verflossen, desto klärer ist auch die neue Vorstellung derselben. 2) Die Vorstellung derjenigen Handlungen, welche vor einer starken Veränderung (dergleichen die Trennung des Leibes und der Seele ist) vorhergegangen sind, behält ihre Klarheit in der Einbildungskraft am längsten, und läst sich auch am leichtesten verneuern.

In dem bisher angeführten, wird hoffentlich nichts anzutreffen seyn, welches wider die Säze der Offenbahrung liefe, da dieselbe ausdrüklich lehret, daß bei der Seeligkeit einer Seele auch auf 1) die Güte der Handlungen, oder 2) auf die Anzahl derselben, und vornemlich 3) auf die lezten gesehen werde.

b) Es äussert sich die Kraft des Verstandes ferner, wenn sich derselbe neue Ideen anschaft. Auch diese neuen Ideen können nach ihrer unterschiedenen Beschaffenheit

schaffenheit die Seeligkeit und Unseeligkeit einer Seele verursachen. Dieses geschieht, so viel man aus dem blossen Lichte der Natur erkennen kan, auf folgende Art.

1) Eine jede Seele, wenn sie noch mit dem Cörper vereinigt ist, hat eine Hauptneigung, sich mit der Betrachtung dieser oder jener Sache zu beschäftigen. Ich sehe nicht, warum diese Neigung durch die Trennung der Seele von dem Leibe sollte zerstöhret werden? Es ist vielmehr zu glauben, daß sie fortdaure. Ist dieses: so wird eine tugendhafte Seele, welche sich in Gesellschaft des Leibes mit der Betrachtung wahrhafter Vollkommenheiten und Ausübung guter Handlungen beschäftiget hat, auch nach der Trennung diese Beschäftigung fortsezen, und da sie nunmehro in ihren Betrachtungen nicht mehr durch den groben Cörper gehindert und durch die sinlichen Empfindungen gestöhret wird, wird sie desto eher im Stande seyn, das Angenehme in ihren Betrachtungen zu empfinden, und in denselben immer weiter zugehen, um noch mehr angenehmes zu entdeken. Die Beschäftigung der untugendhaften und nach der Trennung unglükseeligen Seele ist in der Gesellschaft des Leibes das Gegentheil von obigen gewesen; es wird also auch diese Beschäftigung und Neigung nach der Trennung fortdauern. Was kan aber hieraus für ein Vergnügen zu hoffen seyn?

2) Ich habe bereits oben gezeigt, daß einige abgeschiedene Seelen aus der Erinnerung ihrer Handlungen und Erinnerung ihrer ehemals gehabten Ideen lauter Vergnügen, andre aber hieraus lauter Misvergnügen schöpfen. Die erstern werden dadurch zu allen fernern Betrachtungen aufgeräumet, die andern aber verdrossen gemacht. Hieraus folget, daß eine glükseelige Seele, da sie beständig munter und aufgeräumt ist, in ihren Betrachtungen erwünschten Fortgang verspüren, und sich mit lauter angenehmen Vorstellungen beschäftigen werde. Die unglükseelige Seele aber wird wegen ihres fortdauernden Verdrusses nicht im Stande seyn, die völlige Aufmerksamkeit auf ihre Betrachtungen zu wenden, und alle ihre neuen Ideen werden mit lauter Unvollkomenheit und Misvergnügen umgeben seyn.

II.

Ich wende mich nunmehro zu der andern Kraft der Seele, welches der Wille ist. Glükseelig ist eine Seele, in Ansehung des Willens, wenn sie allezeit dasjenige will, was ihren Vollkommenheiten würklich zuträglich ist. Es gründet sich der Wille auf den Verstand. Hat nun derselbe lauter richtige und angenehme Vorstellungen: so wird auch der Wille nichts anders wollen, als eben dieses, und wird er dadurch eine glükseelige Seele noch glükseeliger machen. Unglükseelig hingegen ist eine Seele in Ansehung des Willens, wenn sie sich durch ihren unrichtigen Verstand verleiten läst, etwas zu wollen, welches ihre wahre Vollkommenheiten stört. Hat der Verstand oft falsche Vorstellungen, da sich die Seele in dem Cörper schon dazu gewöhnt hat, so wird auch der Wille oft etwas, als gut, erwählen, welches in der That nicht gut ist. Merkt endlich der Verstand den Betrug, oder wird er durch die Erfahrung davon überzeugt, so gereut es dem Willen. Die unglükseelige Seele wird unruhiger, und folglich noch unglükseeliger.

Ich habe noch zween Einwürfe zu beantworten, welche mir von den Gottesgelehrten gemacht werden könnten. Der erste ist dieser: Wenn die Glükseeligkeit und Unglükseeligkeit keiner Seele auf die Erinnerung der in Gesellschaft des Leibes verrichteten Handlungen und gehabten Ideen beruhet: so ist keine seelige Seele ohne Misvergnügen, und

keine

keine unseelige Seele ohne Vergnügen; weil bei jeder Seele, so lange sie mit dem Cörper vereinigt ist, angenehme und unangenehme Vorstellungen, gute und böse Handlungen mit einander abwechseln, deren Erinnerung auch eine abwechselnde Seeligkeit und Unseeligkeit verursachen mus. Welches aber mit den Säzen der heiligen Schrift nicht übereinstimmt.

Ich antworte auf diesen vermuthlichen Einwurf: Ich sehe keinen Widerspruch zwischen meinen obigen Säzen und den Lehren der Offenbahrung. Ich habe behauptet, daß sich jede Seele ihrer wahren und falschen Vorstellungen, ihrer guten und bösen Handlungen, erinnern könne, nicht aber, daß sie sich alles dessen erinnern müsse. Und ist es denn etwas widersinniges, daß die Erinnerung der einen Art der Vorstellungen und Handlungen bei gewissen Seelen unterbleibe? Kan dann nicht die Vollkommenheit der angenehmen Vorstellungen und guten Handlungen, wie auch die Menge derselben bei der Erinnerung des Vergangenen die Seele mit so viel Vergnügen überhäufen, daß sie des Unangenehmen vergist? Es geschieht ja dieses in der Welt bei vergnügten Personen oft. Können nicht ferner die kurz vor der Trennung des Leibes und der Seele verrichteten guten Handlungen einen so starken Eindruk in der Einbildungskraft der Seele gemacht haben, daß dadurch das Andenken der vorhergegangenen unangenehmen Vorstellungen und bösen Handlungen verdunkelt und endlich gar ausgelöscht worden ist?

Anderer theologisch-philosophischen Anmerkungen zu geschweigen. Bei den unglükseeligen Seelen gehet es nach eben dieser Ordnung, da ihre anhaltende Unruhe und ihr fortdauernder Verdrus sie keines Vergnügens fähig werden läst. Der andre Einwurf, welcher von einigen Gottesgelehrten zu vermuthen steht, ist dieser: Die bisherige Betrachtung der Glükseeligkeit und Unglükseeligkeit der abgeschiedenen Seelen hebt die Nothwendigkeit des Verdienstes Christi und des Glaubens an dasselbe auf, da die Erinnerung der guten Handlungen die Anschaffung neuer angenehmer Ideen, und andre oben angeführte Stüke eine Seele vergnügt und seelig machen können.

Ich antworte auf diesen Einwurf mit der alten Regel: Unius positio, non est alterius exclusio. Ich habe blos als ein Philosoph geschrieben, und dieser kan von den blos geoffenbahrten Säzen mit keiner demonstrativischen Gewisheit reden. Ich habe also blos dasjenige angemerkt, welches ich mit meinem philosophischen Gewissen verantworten kan: ob es gleich nicht schwer fallen sollte, auch in diesem Stüke die Säze der Offenbahrung und der Weltweisheit nach den strengsten Regeln der Philosophen zu vereinigen. Und es soll auch, bei weiterer Ausführung dieser Materie der ausführliche Beweis hiervon nicht vergessen werden.

V. H.

Von Anordnung neuer Kunst-Oefen,

wobei über ein Drittel Holz, als sonst gewöhnlich, erspahrt, und zugleich mit grosser Bequemlichkeit gekocht werden kan.

Wir haben schon in dem ersten Theil dieser Sammlungen pag. 125. einen Vorschlag zu Verbesserung der Stubenöfen, vorläufig angezeigt, darinn zerschiedene Anmerkungen anzutreffen, die gewis von grossem Nuzen seyn können, wann sie nicht ausser Acht gelassen werden. Von

Ersparung des Holzes ins besondere aber, sowohl auf den Heerden, als in den Oefen, ist in diesem Theil, pag. 134. das nöthige zur Genüge abgehandelt, und ein Abris eines neu inventirten Stubenofens beigedrukt worden. Dermalen wollen wir hier nur ein und andere nöthige- als nüzliche General Regeln, anführen, wodurch ein jeder leicht von selbst entscheiden kan, was an denen Stubenöfen schädlich oder nüzlich zu nennen ist. Sodann solle ein Abris im Perspectiv und in Profil folgen, wobei ein Stuben mit wenigem Holz mit Nachdruk eingeheizt, und zugleich ohne Beschwerlichkeit dabei gebraten und gekocht werden kan. Dieses habe selbsten nach und nach aus der Erfahrung, mit Einrichtung allerhand Modell, und endlich durch einen erfahrnen Hafner ins Werk richten lassen; Jenes aber mehrenthils aus Leutmanns sonderbarer Feuernuzung, welche in sehr wenig Händen seyn wird.

Es sind aber die Oefen, welche unten nicht hohl und auf kurzē Füsse stehen, viel besser, als die Staatsöfen, welche auf schön gezierte Stollen oder hohen Ofenfüssen ruhen: Dann

Je tiefer ein Ofen unten an der Erden stehet, je besser hizet er, je höher aber die Füsse des Ofens sind, je langsamer wird die Stube warm.

Je weiter ein Ofen ist, je schlimmer hizet er; je enger ein Ofen, je beser hizet er. Wenn man nun in einem Ofen kochen will, und dannenhero nöthig hat, denselben weit zu machen, damit die Töpffe an dem Feuer zu stehen Raum haben, so kan man den andern Aufsaz des Ofens dennoch enge machen, und dadurch grosse Stuben heizen, auch zugleich die Oberstuben erwärmen, weñ man in den obern Ofen unten eine Oefnung machen will.

Noch besser heizen sie eine Stube, wenn sie unten auf den Füssen eine starke eiserne Platte haben; wenn die von dem darauf liegenden Feuer erhizet, so gibt sie gute Wärme.

Ein jeder Ofen mus, wenn er von aussen eingeheizet wird, und für dem Ofenloch eine Thüre hat, in dieser Thüre unten hart am Heerde ein Loch haben, ohngefehr ein Viertel Theil hoch, nach der höhe des Ofenlochs gerechnet, sonst brennet kein Feuer. Oben über dem Ofenloch mus er auch ein Rauchloch haben, sonst brennet das Feuer auch nicht: Denn die unten eindringende Lufft bläset das Feuer an, oben aber wird der Rauch ausgetrieben, damit er das Feuer nicht erstiket.

Je länger man die Hize im Ofen kan circuliren lassen, daß sie nicht flugs weg oder herraus gehet, je mehr Hize kan der Ofen geben.

Es sind dannenhero viel Inventiones, die Hize lang im Ofen zubehalten.

Die

Die gemeine Oefen, welche an der Brandmauer lang hinauf angesezt werden, sind bekand, sie heizen nicht wohl, weil die meiste Hize in die Mauer, und die übrige ohne einigen Aufenthalt bald wieder hinaus gehet. Sie hizet etwas besser, wann sie über dem Ofenloche von der Mauer abgesezet werden.

Hr. Böckler ist, so viel mir wissend, der erste gewesen, welcher concamerationes in den Ofen gemacht, und oben durch die Röhre dem Feuer einen Zug gegeben, damit das Feuer, oder vielmehr die Hize, durch alle concamerationes durchlaufe.

Die Grösse des Ofens mus sich richten nach dem Gemach, welches damit erwärmet werdē solle: Weil aber bei unsern teutschen Oefen insgemein die meiste Hize zu dem Ofenloche wiederum hinaus, und also umsonst und verlohren gehet, als kan in Aufsezung des Ofens, es werde derselbe von eisernen Platten oder irdenen Kachlen gemacht, geholfen werden.

Hierzu dient folgende Erklärung.

1) Wenn der untere Stok des Ofens aufgesezet, so beleget man denselben mit breiten eisernen Schienen oberhalb, nach Anleitung der Figur, Tab. I, fig. 1. Es sollen aber die Schinen Creuzweis und fein eben und gleich aufeinander, wie ein Gegitter, genietet werden, also, daß man dieselbe mit gebakenen Steinen bedeken könne. Daferne man aber eine eiserne Platte in solcher Grösse bei Handē habē könte, so die Nebenseiten des Ofens dieses untern Stoks bedeke, so wäre es besser. 2) Wo nun der Ofen besagter massen mit Schinen beleget, so sollen dieselbige mit wohl ausgebranten gebakenen Steinen nach ihrer Breite überleget, u. wo sie aneinander stossen, mit Haffnerleimen unten und oben wohl verstrichen und verwahret werden. 3) Bei dem Ek auf der rechten Hand fornen gegen die Stube, solle man durch die Uberlegung der Schienen ein geviertes Loch, ohngefehr in der Grösse eines gebakenen Steins, offen lassen, damit die untere Hize vom Feuer Plaz habe, hinauf und durch zugehen, wie bei † in der Figur zusehen. 4) Ferner sezet man die Steinen des zweiten Stoks dieses Ofens, wie gebräuchlich, auf, und machet in der Mitten, fig. 2. nach der Länge des Ofens, noch eine Schiedwand, von gebakenen Steinen, nach dem schmalen Weg, mit Haffnerleimen auf einander gesezet, in solcher Höhe, als dieser zweite Stok kommen solle. 5) Zu Ende oben in dieser Schiedmauer, nach der Küchen zu, lasset man wiederum ein gevier tes Loch in voriger Grösse, wie solches unten bei den eisernen Schienen gelassen, bedeket hernach also diesen Stok obē wieder mit Schienen und gebakenen Steinen, wie zuvor, und sezet den dritten Stok darauf, fig. 3., so ingleichen, wie der vorige, eine Schiedwand haben solle, dessen Oefnung oder Loch (o) oben gegen die Stube hinein gewendet, damit die Hize durchdringe, und endlich kan solche durch eine Röhre in die Küche und zum Schorstein hinaus geführet werden. 6) Von aussen in der Küchen solle man einen Stöpfel oder Deklein über die Röhre und deren Ausgang machen, damit, wann das Holz im Ofen zu Kohlen verbrannt, man dieses Lufftloch zu machen könne, damit also die Hize darinnen bleibe, und den Ofen desto besser erwärmen könne. Nota. Über dem Ofenloch aussen in der Küchen solle man kein Rauch- oder Lufftloch machen, wie sonsten insgemein gebräuchlich. Denn dadurch gehet ebenmässig die meiste Hize hinaus, weilen sich dieselbige allenthalben in dem

Oefen anstosser. Es wird aber die Hize durch die Schiedmäurlein und Böden gefangen, daß dieselbige nicht anderst, denn erst oben durch die Röhren, wieder hinaus gehen möge, wie dann solches hier nach pag. 16. mit allen Umständen deutlicher zu sehen.

Wollte man durch die Ofenplatten einer Seite des untern Stoks des Ofens ein eisernes Thürlein machen, also, daß man in der Stube das Feuer im Ofen schüren, und darbei kochen könne, wird solches der Hausmuter sehr bequem seyn, bevorab im Winter, da man das Holz sparen, und auf dem Heerd nicht gerne ein grosses Feuer haben wollte, wobei jedoch zur Vorsichtigkeit unter dem Fus des Ofens in der Stube eine Platte oder doppeltes Mäurlein gelegt werden mus.

Diese erste Invention des Herrn Böklers ist sehr gut, so aber von dem Herrn D. Leutmann um ein merkliches verbessert worden, indeme derselbe den andern Stok eine gute Spanne zurukgesezzet, und vorne bei a eine eiserne oder blecherne Ofenplatte übergedeket, hernach aber erstlich das Loch, durch welches das Feuer hinauf in das andere Stokwerk schläget, gelassen, so geben die eiserne Platten Tab. I. a. und b. grosse Hize, weilen das Feuer unten anschlägt, und hernach erst seine Circulation antritt.

Die Erklärung dieses bei Tab. II. in profil aufgerissenen Ofens ist diese:

X Ist der eiserne Hals, der da machet, daß der ganze Ofen von der Brandmauer Y abstehet, und von aussen bei Z eingeheizet wird. T ist der eiserne Rost, worauf das Holz hohl liegt, und brennet. Bei A und B schlägt die Flamme oder Hize hefftig an, fähret aber hernach bei C zwischen die Wände des Ofens hinauf, fällt bei D über die Schiedswand E, welche auf dem Bogen L ruhet, auf die andere Seite F, gehet da wieder herunter, und ziehet sich bei G hinaus in die Feuermauer bei H.

Es braucht also dieser Ofen kein ander Rauchloch als die Röhre GH, dadurch gehet der Rauch. Die spanische Haube K mus leichtlich können abgenomen werden, damit man alle Jahre den Ofen fegen und den Rus abschlagen könne.

Dieser Ofen kan sowohl von Eisen, als Kachlen, gemacht werden; doch wird ein jeder leicht begreifen, daß er von Eisen ungemein besser, auch zwar theurer, aber zugleich weit dauerhafter sey. Ein eiserner Ofen von der facon, 3. Schuh lang, anderthalb Schuh breit, das übrige nach proportion, kan eine Stube, 24. Schuh lang, und so viel breit, vollkommen warm machen. Bei M inwendig und N auswendig wird alles mit Dachstein und Flissen, oder Eisen zugedeket, da hingegen der Raum bei C offen bleibet, damit die Flamme hinnauf ziehen könne. Und O ist eine weite Röhre, oder durchsichtiges Oval, so da durchgehet, und das gleichsam als ein gewölptes offenes Portal anzusehen. Da gehet viele Hize heraus in die Stube, weil die Flamme auf den eisernen Boden bei B anschlägt, und sehr wohl heizet.

Meine Anordnung und Invention von neuen Stubenöfen zeiget sich fig. 2. in der Tab. II. welche wohl vor allen andern in der Haushaltung am bequemsten und nüzlichsten ausfallen, und dabei nicht viel kosten.

Man kan hierzu alle eiserne Oefen gebrauchen, welche schmal, und weit in die Stuben hineinreichen. Die Invention ist leicht, nüzlich, und kostet nicht viel.

Die

Die Proportion bedarf auch nicht gros zu seyn; und es ist genung, wann das Gewicht des Eisens 3. Centner austrägt. In die eine eiserne Platte wird ein länglich 4ekigtes Loch 1 geschnitten, wo das Rohr 2 hinein gesezt wird, dessen Boden 3 von gegossenem Eisen seyn, und oben 4 den Durchzug vom Rauch haben mus. Unten auf dem Rost 5 mus allezeit das Feuer hohl ligen, so nur mit ganz kurzem Holz angemacht werden mus. Die Hize und der Rauch ziehet sich sodann hinten und oberhalb dem Rohr in die erste Etage oder den ersten Aufsaz 6 vom Ofen, bis in den zweiten Aufsaz, 7, der mit einer Schiedwand versehen, wie N. 8. zu ersehen, welche dazu dient, damit die Hize in der Stuben behalten und vergrössert, und sodan der Rauch erst auf der andern Seiten 9 hinunter, und zum Zieh- und Rauchloch 10 hinaus gezogen wird. Auf solche Art kan vieles Holz erspahrt, und die Hize vermehrter durch die Circulation im Ofen erhalten; und kan noch über das in dem Rohr 11 sogleich in der Stuben gekocht, gebachen und gebraten werden, welches auch sonderheitlich vor diejenige im Winter bequem ist, welche des Tages öffters Coffee und Thee trinken. Nichts kan hier in Brand gerathen, wie bei andern Oefen. Der Rus wird gemächlich durch Aufhebung der Kappen 12 auf allen beiden Seiten jährlich abgekehrt. Und ist, daß man noch eine Windröhre, die Hize desto geschwinder in der Stube zu haben, dabei haben will, so kan solches mit wenigem ins Werk gerichtet werden, wie solches p. 135. zur Genüge zu ersehen. Wie dann hauptsächlich auch diejenige Abhandlungen hievon in dem 1sten Theil, wie hier oben angezeigt worden, nachzuschlagen seynd, die dem Leser hierzu einen noch bessern Begrif geben werden.

Von denen Ampeln oder Nachtlampen.

Es wird nicht undienlich seyn, hievon ein und andere schöne Anmerkungen und die selbst versuchte Erfindungen von Ampeln aus des Vulcani Famulantis zweiten Ausgabe um soviel mehr hier anzuführen, weilen die Ampeln einem guten Hauswirth sowohl- als einem Gelehrten sehr nüzlich seynd; auch deren Structur zu wissen, wie die gute Lampen beschaffen seyn müssen, einem jeden hierdurch ein nicht geringer Dienst und Gefallen erwiesen wird, indeme nicht nur einige Menage darinnen zu finden, sondern auch dieses vor den Lichteren voraus haben, daß sie 1) stete und nicht so flakernd brennen; 2) allezeit in einer Höhe bleiben; 3) nicht so offte, ja wohl in 4. und mehr Stunden, nicht dörffen gepuzet und der Dacht gereiniget werden.

Unter allen Oel, die Ampeln brennend zu erhalten, ist keines besser, als das Baumöl, indeme es sehr helle, sehr spahrsam, und sehr leichtflüsig brennet, dannenhero es zu allen Lampen, die da lange ohne Ausziehung des Dachtes brennen sollen, am besten kan gebrauchet werden, welches man insonderheit an denen Nachtlampen, so mit einem sehr dünnen Dachte die ganze Nacht ohne Accomodirung brennen sollen, beobachten kan, da alles andere Oel nach Mitternacht gemeiniglich ausgehet, Baumöl aber die Flamme erhält.

Es wird zwar von vielen dafür gehalten, Baumöl rieche endlich sehr

sehr übel, wann die Lampe alt werde; allein ich kan versichern, wenn man nur die Lampe reinlich hält, für Staub, und absonderlich für einfallende Fliegen, bewahret, daß sie nebst andern Gewürme nicht einfallen, vielweniger darinnen faulen, auch sonst nicht etwa nur einmal alt stinkend Baumöl eingegossen wird, als welches alsbald das Gefäs ansteket, daß hernach alles Oel geschwind riechend wird: so hat es nichts zu bedeuten. So ist es auch nicht kostbarer als ander Oel, oder zum wenigsten nicht als Riebsöl: denn 2. Pfund Baumöl brennen länger, als 3. Pfund Riebsöl, und sind die Kosten einerlei.

Auf die Ampeln nun selbst zu komen, so sind die Runde, fig. A. Tab. I. welche als eine Kugel gestalt, fast die Beste, denn weil das Röhrichten oder Dille a den Dacht in der Mitten erhält, so erleuchten sie einen ganzen Tisch, daß alle Herumsizende davon Licht haben, und machen nur einen kleinen Schatten. Allein, weil Fliegen und die abgeputzte Schnuppe vom Dacht allemal hinein fallen, so müssen sie mit einem Dekel b versehen werden, der inwendig ausschliesset, und etwas hohl und eingesenket ist, oben aber dem Lampenrande gleich ist, so fällt die Schnuppe darauf, das Oel aber fliesset in der Mitten wieder in die Lampe. Es mus aber an einem Orte oben am Rande ein klein Löchlein d in den Dekel gemacht werden, damit, wenn bei der Dille das Oel einfliesset, die Luft zu diesem Löchlein herauskommen könne.

Die izo aufgekommene Zinnerne Nachtlampen sind auch sehr bequem, und werden hier fig. B. vorgestellet: a ist ein flach Zinnern Näpfchen, in welches das Hütchen b zum Dachte auf den Boden des Näpfchens gesezet wird. Die dünne Wike oder Dacht leget man zusammen und in das Hütchen hinein, so kan man sie immer oben so weit heraus ziehen, als es beliebig.

Diese Lampen brennen die ganze Winternächte hindurch, mit einem dunkeln Lichte, consumiren sehr wenig Oel, und sind gar bequem alsbald des Nachts ander Licht anzuzünden. Wie ich denn dergleichen Lampe habe, in welche 2. Loth Baumöl gehet, die brennet dreimal 12. Stunden, oder drei Nächte, ehe das Oel consumiret wird. Kan man also von 1. Pf. Oel vor 4. kr. 24. Tage oder auch wohl einen Monat lang des Nachts Licht brennen.

Ich habe zu meinem lucubriren eine solche Lampe machen lassen, deren Grundris fig. C. zu sehen, da kan man bei a und b zwei Hütchens zu den Nachtlampen einsezen, der Dacht aber zur ordentlichen Lampe liegt wo d ist, und bei f stehet das Glas mit dem Oele, sonst ist sie nach der Manier, wie fast andere gemacht. Diese ist mir sehr bequem, denn, wenn ich studire, so brennet der starke Dacht bei d. Wenn ich zu Bette gehe, lösche ich solchen aus, und zünde den kleinen dünnen Dacht a oder b an, und stülpe ein hoch Glas über die ganze Lampe bis auf den Fus g., so finde ich früh morgens meine Lampe brennend.

Uber alle solche Stubenlampen, absonderlich in Kaufmannsgewölben, soll billig ein Rauchfangender Trichter geordnet werden, der den Rauch abführet, sonst hat man von dem Oeldampf Ungelegenheit, welches sonderlich die Engbrüstige empfinden, und in denen Kaufmannsläden läuft Gold und Silber gern an. Allein der Rauchtrichter mus nicht ein Winkelrechtes Knie haben, sondern er mus rund gebogen zu einen Fenster oder durch eine Wand hinaus geführet werden, wie fig. D. zu sehen, so ziehet er desto besser.

Ursachen

Tab. I.

zu pag. 16.

fig. 1

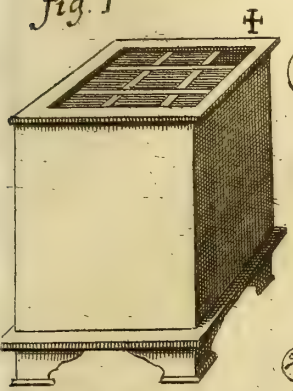


fig. C

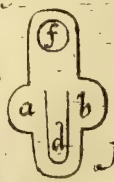


fig. C

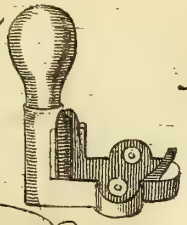


fig. 2

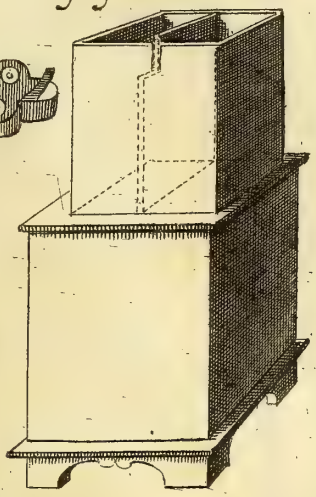


fig. B

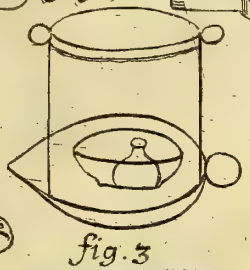


fig. A

fig. 3

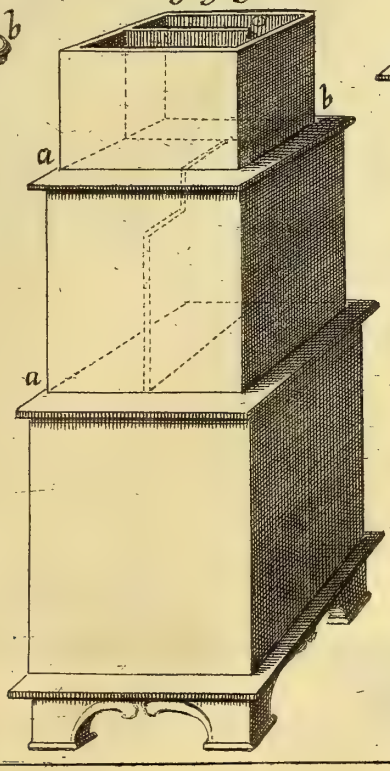
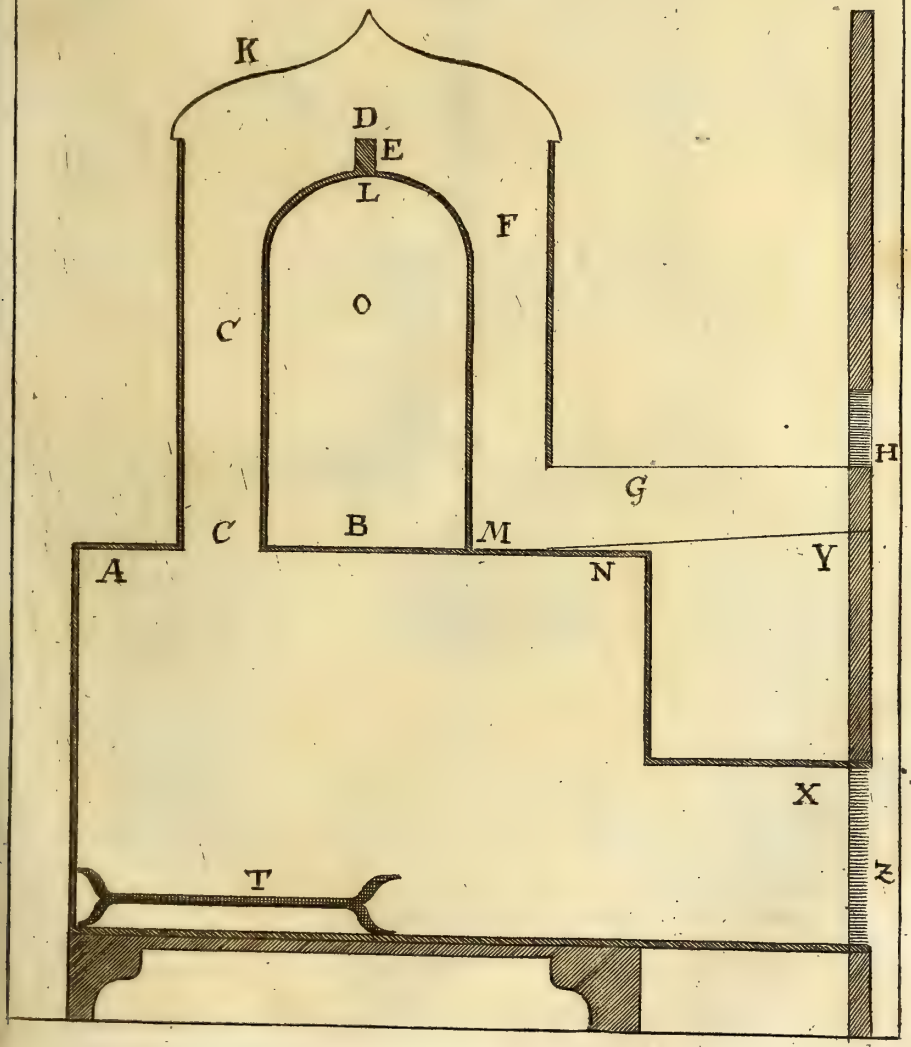


fig. D

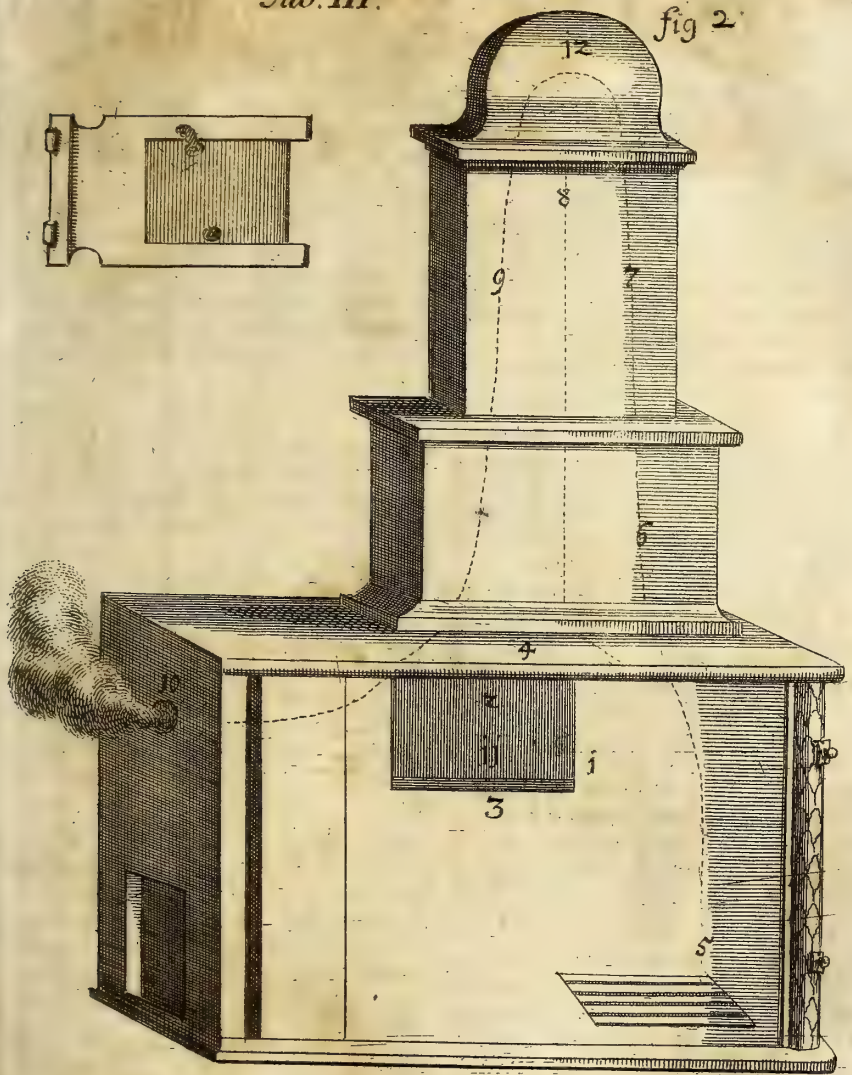
Tab. II. pag. 16.

fig. I



Tab. III. *zu pag. 16.*

fig 2.



Ursachen der Armuth.

Unter den vielen Betrachtungen, die ich über mich und meine Mitbürger angestellet, ist mir fast keine öfterer vorgekommen, als die: warum so wenig Leute reich werden? Wenn ein Volck unter dem Joche eines Prinzen wohnet, der das Blut aus ihnen sauget, und sie unaufhörlich mit unerschwinglichen Aufgaben beleget; so ist es kein Wunder, daß keine vermögende Personen in einem solchen Lande zu finden sind. Aber daß man unter dem gelindesten Regimente der besten Fürsten eine Menge von Menschen antrifft, bey denen der Mangel des nöthigen Auskommens aufs höchste steiget, ist eine Sache, die sich nicht wohl begreifen lässet. Man sollte glauben, wenn sie nur allein das Geld behielten, was sie einem geziemend und eigennützigen Fürsten gewiß in die Schatzkammer liefern müsten, so würde ihr Vermögen wenigstens so groß seyn, daß sie einen ehrlichen Pfenning für sich zurück legen könnten. Ich habe viele Aufmercksamkeit auf diese seltsame Sache gewand, bis ich einmal in ein Land kam, das einem kleinen Fürsten Teutschlands unterworfen war, von welchem ich wuste, daß nach den Grundgesetzen desselben nur eine mäßige Abgabe von den Unterthanen durffte gefordert werden. Dieses Land gräntzte an die Staaten eines andern Printzen, der mit seinen Unterthanen eben nicht gelinde verfuhr. In dem letztern traf ich ungemein arbeitsame Leute an. Sie bestellten ihre Aecker mit der gröstẽ Sorgfalt; sie suchten allerley Mittel hervor, wie sie unbebautes Land anbauen möchten, und scheueten die allergröste Beschwerlichkeit nicht, weñ sie sich bey ihnen auch nur mit einigem Nutzen verzinset. Die Handthierung wurde emsig getrieben: die Eltern und Kinder arbeiten wie das Gesind; wenigstens blieben sie bey den Ihrigen zu Hause, und lebten nicht in Wohllüsten: alles wurde ernstlich und in den Gewerb noch weiters getrieben. Man führte sich erbar auf. An den Son- und Feyertagen war alles sittsam und stille. Man sahe kein Wirtshaus von Säuffern vollgepfropfet; keine Gesellschafft im Spiele beschäfftiget; ja nicht einmahl eine Spur der allerunschuldigsten Ergötzlichkeit. Ich freuete mich über diese ungemein wohl eingerichtet scheinende Lebensart der Einwohner. Ich preisete sie glücklich und nennete sie tugendhafft. Aber als ich mich genau erkundigte, erfuhr ich, daß sie mit den allergröstẽ Auflagen beschweret, und ohngeachtet ihres sauersten Fleisses nicht einmal im Stande wären, die erstaunlichen Summen aufzubringen, die der Landesfürst ihnen unter allerley Namen auferleget hätte. Sie quäleten sich bis in den Tod, und nicht die allergeringste Ergötzlichkeit konte ihnen übrig bleiben. Hier änderte ich mein Urtheil, und hielte diese Leute für die unglückseeligsten, wie sie es deñ auch in der That waren. Ich kam zu ihren Nachbarn in dem Fürstenthume, wovon ich anfänglich geredet. Wer sollte nicht glauben, daß hier aller Ueberflus und Reichthum hätte herrschen müssen? aber wie erstaunete ich, als ich die Felder schlecht bestellet fand, und gantze Fluren unbebaueten Landes liegen sahe? Ich kame gerad auf einen Sontag in ein Dorf. Alles regete sich. Die Leute waren truncken, und sungen und sprungen unter einander herum, als wenn ein besonderer Tag des Wohllebens gewesen wäre. Allein wie ich nach der Ursache fragete, antwortete man mir: das geschähe alle Sonntage; und weil es heute Sonntag wäre, würden sie ja die gehörige Weise beobachten! Elende Leute! dachte ich bey mir selbst, so stürtzen dann Gewohnheit, Mode, Weise der Vorfahren, u. dergl. verderbliche Namen, auch euch ins Verderben? Soll ich dieses dann durchaus bey allen Menschen finden? Ich trat im Wirtshaus ab, und gieng in ein Stübgen, wo ich allein seyn konnte. Ein alter Bauer, den ich ein wenig verständig ansahe, sas darinn, und rauchte eine Pfeiffe Toback. Ich sprach zu ihm: ihr seyd hier zu Land glückliche Leute: man siehet wohl, daß ihr eine gelinde Regierung habet; und ihr habet hier gut reich

seyn, und könnet besser in Freuden leben, als eure Nachbaren. Ja lieber GOtt! antwortete er: es ist was reich seyn! wo wollte das herkommen? In diesem gantzen Fürstenthume werden Sie mehr als die Halbscheid Leute finden, die das liebe Brod nicht im Hause haben. Ich wunderte mich hierüber, und berief mich auf ihren grossen Glücksvorzug für ihren Nachbarn. Ach! sagte er: von denen hätten wir noch vieles zu lernen. Sie sind höflicher als wir: denn sie werden durch die Härte ihrer Vorgesetzten, von denen sie nicht anders wie Hunde gehalten werden, erweichet. Wenn man ihnen etwas saget, thun sie es mit Ergebenheit. Sie sind arbeitsamer als wir. Bey uns sind fast alle Häuser, Aecker und andere liegende Gründe verschuldet. Hat jemand eine Holtzung, so hauet er nicht eher etwas heraus, als bis sich ein Geldmangel hervor thut. An den neuen Zuwachs und an das Nachziehen junger Bäume wird nicht gedacht. Die Handwercksleute arbeiten nur, wann sie Geld brauchen, in den Häusern ist es schlecht bestellt. Die Uebigkeit drucknet die Nahrung ein, die Sparsamkeit wird in den Bier- u. Brandweinhäusern ersäuffet. Die Kinder werden hierzu angeführet, und das nöthige zu einer guten Haußhaltung und Erbarkeit wird hindangesetzet. Dafür sauffen, fressen und schlaffen wir lieber. Ich sehe mit Betrübnis das Unglück unserer Nachkommen an. Die werden das Land noch verkauffen müssen, weil es seine Einwohner nicht mehr wird ernähren können. Die Trähnen stiegen diesem guten Alten in die Augen, und er hörete auf zu reden. Ich wurde durch seine Reden sehr beweget, und verlies diese Leute mit Betrübnis und Mitleiden. Auf meiner Durchreise fand ich es in den Städten und übrigen Oertern dieses Fürstenthums nicht besser bestellet. Ich sahe leicht ein, daß die Einwohner dieses Landes, wenn sie es ihren Nachbarn gleich thäten, die glückseeligsten Leute von der Welt seyn müsten. Jene waren unglücklich, und ihr Printz hatte eine grosse Verantwortung auf sich, daß er mit diesen armen Leuten so grausam umgieng. Diese aber hätten nicht nöthig gehabt, es sich so blutsauer werden zu lassen, wie jene. Sie hätten nur fleißig arbeiten, und mäßig leben sollen, so würden sie Reichthum und gute Tage mit wahrem Vergnügen in Ueberflusse gehabt haben. Hier erkannte ich also, daß der Müßiggang die Quelle alles dieses Verderbens sey. Ich war bey mir zweifelhafft, ob ich die unter der gelinden, oder unter der harten Regierung für glücklicher halten sollte. Beyde waren sie zu beklagen. Allein jene waren durch die Grausamkeit eines Fremden, diese hingegen durch ihre eigene Grausamkeit in so betrübten Umständen. Sollte aber nicht ein Mittel auszufinden seyn, diese Leute von Müßiggange abzuhalten? Sollte nicht die kluge Verordnung des Königes Amasis in Egypten, die der Solon bey den Athenienfern beybehalten, auch unter uns etwas ausrichten können? Wenn jemand jährlich von dem Gewerbe und von der Haußhaltung, womit er sein Brod verdienete, und verdienen könnte, Rechenschafft geben müste, und falls er nicht bestünde, gestrafet würde, möchte diesen Unheile vielleicht abgeholfen werden. Und die Menschen würden villeicht selbst hurtiger und fleißiger werden, wenn sie erst sehen, daß ihr Vermögen und wahre Glückseeligkeit dadurch vergrössert würde.

Die Kindheit wird meistens in Thorheit vollbracht,
Die Jugend ist fleißig auf Wollust bedacht:
In Männlichen Jahren strebt alles nach Ehren,
Im Alter ist nichts als vom Geitze zu hören:
So, machet es leyder! die närrische Welt!
So tumm ist das Menschliche Leben bestellt.

Merckwür-

Merckwürdigkeit von denen Gebrechen der Menschen.

Denen Medicis und andern Liebhabern der Naturgeschichte, aber auch denen, die nicht an die Gebrechlichkeit der Menschen gedencken, zu Gefallen, führen wir folgenden wahren, und in dem Gentlemans-Magazin zu Londen befindlichen merckwürdigen Casum an:

Edward Caß, ein Mann von 38. Jahren, brach Anno 1725. durch einen schlechten Fall, die rechte Kniescheibe; dieser Bruch ward von einem Stadt-Wund-Artzt wieder zurecht gebracht, und der Mann gieng zimlich gut wieder, doch etwas lahm. Den 26. December 1727. zerbrach ihm, durch einen Zufall, der eben so wenig zu bedeuten hatte, als der vorige, die andere Kniescheibe. Dieser Schade wurde auch geheilet. Anno 13. den 31. April, glitte er mit einem Fuß aus, und zerbrach die rechte Hüffte. Man verfuhr mit diesem Bruch, wie gewöhnlich. Den 15. Tag befande sich der Knoten gantz weich, und fast knörpelicht, sogar, daß man auch, ohne sonderliche Schmertzen des Mannes, sein Knie biß an das Os pubis beugen konnte. Von dieser Zeit an konnte er nicht mehr den Cörper tragen, und mußte das Bette hüten. Anderthalb Jahr darnach ward die andere Hüffte, ohne Bruch, eben so weich, und da sich die Musculn zusammen gezogen hatten, wurden beyde Hüfften so krumm, daß eine jegliche einen zimmlichen Ausschnitt eines Circuls ausmachte, der nach der auswendigen Seite gantz convex, und wenn man die Knie aneinander brachte, gantz vollkommen war. Seine Knie waren nur 11. und einen halben Zoll vom Osse pubis entfernet, da sie, als er noch gesund gewesen, einen Fuß und 5. Zoll davon abgestanden. Auf diese Art lag er weg biß den May 1744. da er im Aufheben und auf den Stuhl gehen, das Sternam recht in der Mitte zerbrach, wodurch seine Brust gar sehr verstellet ward, indem der mittlere Theil des Knoches 4. und ein halber Zoll höher, als sonsten, zu stehen kam. Von dieser Zeit beklagte er sich über Engbrüstigkeit, weil der obere Theil des Brustbeins auf die Arteriam asperam drückte. Dieser Knochen ward gar nicht weich. Den 15. April 1746. wollte er sich auf den lincken Arm stürtzen, und brach ungefehr 3. Zoll vom Schulterblatt ab, den Ober-Arm. Der Bruch wurde geheilet. Innerhalb 20. Tagen ward der Knochen gleichfalls weich, so, daß man den Arm ohne Mühe, und ohne, daß es dem Patienten wehe that, um die Hand winden konnte. Nun aber fieng die Hirnschale an, weich zu werden, und die beyden Seiten des Stirnbein an der Nath, nebst den Seitenknochen wurden so elastisch, daß man sie mit dem Finger gantz eindrucken konnte. Zu dieser Zeit klagte er über grosse Schmertzen. Die Knochen des Gesichts waren überhaupt vorgestellet, und der obere Winckel des Hinterhauptbeins war so weich, daß er es nicht einmal aushalten konnte, mit dem Kopf auf dem Küssen zu liegen. An dem Schulterblatt fand sich eine bewegliche Exostosis, in der Grösse eines Apfels. Die äusserstẽ Knochen seiner Finger und Zähen waren sehr erweitert und verdrehet. Im April 1748. starb er, und war nicht länger, denn 4. Fuß und 6. Zoll, da er in gesunden Tagen 6. Fuß lang gewesen. Man hatte nicht die geringste Ursache, etwas Venerisches bey diesem Umstand zu vermuthen. Dieser hat mit Hiob sagen können: Ich bin ein Wurm und kein Mensch. Quid homo? Nisi complimentum miseria, licet perfectissimus omnium habeatur.

Ob denen Heb-Ammen zu glauben, wann sie sagen, diese wäre eine Jungfrau, u. diese nicht, im Fall ihnen die Untersuchung von Gerichten auferlegt worden?

Aus was man eine Jungfer erkennen möge, haben die Naturalisten und Physici

in ihren Schrifften sattsam hinterlassen, und genungsame Kennzeichen, aus welchen man die Jungfrauschafft abnehmen könne, vermercket; gemeiniglich aber, wenn in peinlichen Sachen ein Casus vorfället, so pflegen allemal die Gerichte die Untersuchung der verdächtigen Personen denen Hebammen zu überlassen, welche dann aus Beschau- und Besichtigung derselben erkennen müssen, wie es mit ihnen beschaffen seye. Zu Zeiten Kaisers Justiniani war solche Besichtigung recht Mode und im völligen Schwang, dann, wann man hat wissen wollen, ob eine Jungfrau zum Heyrathen schon fähig seye, so hat man die Besichtigung ihres Leibes vorgenommen; weilen aber dieser ruhmwürdigste Kayser befunden, daß erwehnte Besichtigung sowol den Augen als den Ohren selbst höchst-ärgerlich wäre, so hat er diesen unehrbaren Gebrauch abgeschaffet, und geordnet, daß ein Männlein nach vollkommenem Ablauf 14. Jahren vor fähig zum Heyrathen, ein Mägdlein aber nach Verfliessung 12. Jahren gehalten werden solle. Derowegen nicht aus denen Gliedmassen, welche die Natur verborgen, sondern aus den Jahren die Fähigkeit geurtheilet werden solle. Es können zwar auch vor Ablauf solcher Zeit die Mägdlein Eheverlöbnisse eingehen, indem hierzu kein grössers, als 7. jähriges Alter erfordert wird. Cap. Literas. c. accessit. c. duo. X. de Sponsi. Impub. L. insponsal. ff. de Sponsi. Doch mögen sie nicht ehender getrauet werden, als nach Verlauf solcher Zeit; es müste dann eine wichtige Zeit darzwischen kommen, welches eine genungsame Ursache wäre, wann die Boßheit der Natur vorkäme, zumalen man liefet, daß viele von diesen Jahren Kinder gezeuget. So soll Salomon im 11ten Jahr seines Alters den Roboam gezeuget haben; und Pharez, des Judä Sohn, solle schon im 9. Jahr seines Alters des Esron Vatters gewesen seyn; so sollen auch Achaz den Ezechiam im 10. Jahr, Haram den Loth im 8., und Jsram, eine Tochter, im 9ten Jahre gezeuget haben, wie es der Hebräern und Juden Grabschrifften oder Monumenten bezeugen, welches auch ein Brief des heil. Hieronymi an Vitalem bestättiget, in welchem zu finden, daß ein 10. jähriger Knabe ein Weibsbild geschwängert habe. Doch dessen unerachtet hat der Kaiser Justinianus nicht auf diese Fälle und die frühzeitige Boßheit, welche bey vielen Mägdlein und Buben gefunden wird, sondern vielmehr auf dasjenige, was da ehrbar ist, gesehen: massen auch ein Rechtslehrer jenes, so ungefehr ein- oder zweymal geschiehet, vor keine Richtschnur haltet, sondern nur dasjenige betrachtet, was öffters geschiehet und geschehen möge, L. 5. & 6. ff. de LL. & Senatus C. Dahero auf die obgesetzte Frage wiederum zu gelangē; so ist ausgemachten Rechtens, daß man denen Hebammen, so vor vor die Jungfrauschafft zeugen, (wann sie nur in der Zahl mit denenjenigen, so darwider sind, gleichen,) mehr zu glauben sey, als denen, die wider die Jungfrauschafft ihr Zeugniß ablegen. Rayn. de Fort. & Dd. in L. 1. §. & si. ff. de ventr. inspici. Wie viel aber Hebammen zu solchem Zeugniß erfordert werden? ist eine neue Frage. Der Spec. de teste §. restat de numero vers. item inpregnatione, meldet daselbst, daß 3. oder 2. die Schwangerschafft probiren können; oder auch fünfe, wann ein Weibsbild selbsten vorgiebet, sie wäre schwanger; und zwar aus dieser Ursache werden in solchem Fall mehr Zeugen erfordert, weilen sie sich hierdurch sehr verdächtig machet, daß sie sich schwanger zu seyn saget.

De primarum viarum debilitate; und warum die Cörper der jetzigen Teutschē in Ansehung der Alten wegē ihrer Lebensart sehr schwächlich seynd?

Als Herr Carl Sigismund Kazowsky, von Breßlau, am 20. September die höchste Würde in der Artzney-Wissenschafft erhiel-

erhielte, disputirte er dabey öffentlich unter Herrn D. Christian Gottlieb Luttwigs Vorsitze de primarum viarum debilitate. Wie die Cörper der jetzigen Teutschen überhaupt in Ansehen der Alten wegen ihrer Lebens-Art sehr schwächlich sind; so sind sie es insbesondere, was den Magen und die Gedärme betrifft. Diese Theile leiden hauptsächlich in ihrer häutigten und musculösen Structur, welche der Herr Verfasser kurtz beschreibet, und die Art ihrer Bewegung erkläret. Es stecket aber die Schwäche sowohl in den Fibern selbst, als in der Bewegung des Nerven-Saffts, und es werden die in den Gedärmen gesammleten zachen Feuchtigkeiten, nebst der Schwäche der Nerven überhaupt, als Ursachen angegeben, welche die Gedärme zur Schwäche zubereiten, so wie die nicht natürlichen Dinge dazu Gelegenheit geben. Auf diese muß denn in der Cur hauptsächlich Achtung gegeben, und deren Gebrauch so verordnet werden, daß sie wenigstens die einmal entstandene Schwäche nicht unterhalten könnē. Um diese aber selbst zu heben, muß der zähe Schleim durch Brech- oder Purgier-Mittel abgeführet, wenn er aber nicht beweglich ist, erst aufgelöset, alsdenn aber die Gedärme gestärcket werden. Hiernächst ist nöthig, binnen dieser Zeit, manchesmahl zu Stillung der Zufälle, antispasmotische Mittel zu gebrauchen.

De prohibenda in urbe & templis sepultura; und wie ungesund und gefährlich die Begrabung der Todten in den Kirchen und GOttes-häusern, und wie betrübt diese Gewohnheit seye?

In Utrecht ist herauskommen: Dissertatio inauguralis de prohibenda in urbe & templis sepultura, autore *Abrahamo Perrenot*, Neocomo Helvetico, so auf 6. Bogen gedruckt worden ist. Es sind einige, welche die Pflicht, die Todten zu begraben, aus dem Rechte der Natur herleiten; wie denn Plato dafür gehalten hat, daß es auch gewisse Pflichten gegen die Todten gebe. Allein viel natürlicher klingen die Worte des Seneca, welcher also schreibet: Sepulturam vivorum causa fuisse inventam. Was hilfft es den abgeschiedenen Seelen, wann man ihnen Denckmale aufrichtet? Was hilfft es ihnen, wenn man sie mit so vieler Pracht zur Erde bringet, in welcher sie nichts desto weniger von Würmern aufgezehret werden? Mortuo munus, qui mittit, nil dat illi, adimit sibi. Unter uns herrschet die betrübte Gewohnheit, daß man die Leichname in die Tempel und GOttes-häuser trägt, worüber erfahrne Aertzte schon viele Klagen geführet haben. Es ist nichts gefährlicher, als wenn insonderheit bey ansteckenden Seuchen der Cörper eines Verstorbenen an einen solchen Ort geleget wird, wo täglich, wegen des GOttesdienstes, eine Menge von Leuten zusammen kommt. Denn, da die Kirchen verschlossen sind, und also die Ausdünstungen der faulenden Cörper beysamen bleiben, so können dadurch gar leicht verschiedene Kranckheiten entstehen. Demnach hat Herr Perrenot, welcher sich durch diese gelehrte Abhandlung den Weg zur höchsten Würde in der Rechtsgelahrheit gebahnet, diese übele Gewohnheit, welche wider die ausdrücklichen Gesetze läufft, gemißbilliget. Schon in den Gesetzen der 12. Tafeln findet sich diese Verordnung: Hominem mortuum in urbe ne sepelito. Hierauf, als dieses Gesetz nicht mehr gehalten wurde, ist die sepultura urbana durch einen Rathschluß, als Duilius Burgermeister war, aufs neue verbotten worden. Es gehet Herr Perrenot in seinem Eifer so weit, daß er dafür hält, es lauffe das Todten-Begräbniß in der Stadt so gar wider diejenigen Gesetze, so die Natur alle Thiere gelehret hat, indem er uns auf die Ameisen und Bienen, (davon in dem ersten Theil dieses Buchs vom Ameisen-Krieg, ein neu-entdeckter Versuch und ausführliche Beschreibung zu finden ist,)

verweiset, welche die Todten aus ihrer kleinen Stadt, das ist, aus ihrem Bienen-Korbe, heraustragen, wie auch solches schon Virgilius Georg IV. v. 141. beweiset:

Si vero tristi languebunt corpora morbo:
Continuo est ægris alius color; horrida vultum
Deformat macies; *tum corpora luce carentum*
Exportant tectis, & tristia funera curant.

Von der ungeräumten Mode der sogenannten Brief-Addressen: oder Frantzösischen Ueberschrifften.

Keine abentheurliche Mode ist unter den Teutschen, als daß wir unsern Briefen einen Frantzösischen Pas geben, ich meine, daß wir solche mit Frantzösischen Aufschrifften versehen. Wo ist ein Volck unter der Sonne, das uns hier an Thorheit gleichet? So viel ich wenigstens auf mein vieles Erkundigen noch erfahren können, ist keine Nation, die einer fremden Sprache die Ehre thut, die Aufschrifft auf ihre Briefe davon zu entlehnen, es sey denn, daß der Brief würcklich in ein solches Land hinnein gehe, wohin er durch die fremde Sprache in der Aufschrifft verwiesen wird. Allein wenn ein Teutscher auf seinen Brief, denn er an seinen Landesmann und in seiner Landessprache fertiget, und der noch dazu auf Teutschem Grunde und Boden bleibet, eine Frantzösische Aufschrifft machet, das komt mir eben so lächerlich und ungereimt vor, als weñ wir vor unsere Teutsche Bücher und Schrifften Frantzösische Titel setzen, oder unsere Landesleute bey ihrem Namen auf Frantzösisch nennen wollten. Man wird diesen lächerlichen Gebrauch vermuthlich durch folgende zween Gründe zu rechtfertigen suchen: 1) Es wäre so die Mode. Das wissen wir wohl; aber davon ist eben die Rede, daß sie lächerlich seyn, und eben darum abgeschaffet werden müsse. Der Gebrauch ist ein Tyran; aber man muß ihm niemals die Tyranney eingestehen: denn so offt der Gebrauch tyranniret, so offt ist der Gebrauch ein Misbrauch und kein Gebrauch. Es ist auch Mode, daß sich die Leute des Sonntags in den Wirtshäusern voll sauffen; Mode, daß sie sich in Gesellschafften hecheln und durch ziehen; ergo mus man sauffen, hecheln ꝛc. Welch ein schöner Schluß! Man pflegt sich, was die Schreiberei betrifft, in vielen Stücken auf die Cancelleyen zu beruffen, und das Ansehen von deren ihrem Gebrauche unter die ersten Gründe der Nachahmung zu rechnen. Allein kein Advocat und Client darf auf seine Suppliken, Memoriale und Acten Frantzösische Titel, Aufschrifften und Rubriken setzen; und ich habe auch noch niemals gesehen, daß dergleichen von einem Gerichte oder Collegio an das andere, oder auch nur an Privatpersonen geschiehet. 2) Der andere Grund wird vermuthlich dieser seyn: Die Frantzösiche Sprache wäre allgemeiner, und man verstünde sie allerwärts. Das ist nicht so, die wenigsten verstehen sie kaum; geschweige denn diejenigen, die schreiben und an die geschrieben wird. Und will man von dem Allgemeinen einen Grund herholen, warum machet man denn nicht die Lateinische Sprache zu einer Suveräne der Aufschrifften? Aus der Mode Franckreichs entstehen würcklich gar zu viele Unordnungen und Inconvenienzen. 1) Verstehen wenig oder gar selten die Briefträger auf den Posten Frantzösisch, und wissen daher nicht, wo sie mit den Briefen hin sollen. Mancher Brief bleibt darüber liegen, oder kommt in unrechte Hände, oder gehet gar verlohren. 2) Wie übel ist mancher daran, der nicht weis, wie er an diese oder jene Person im Frantzösischen die Aufschrifft machen soll? Wie viele lächerliche und verkehrte Aufschrifften bekommt man darüber zu Gesichte? Wie beschwerlich und verdrüßlich mus es jemand seyn, wenn er erst einem andern gute Worte darum gebẽ mus, daß er ihm aushilfft. Die Kauffleute haben diese löbliche Weise von jeher beobachtet, und ihre Handlung ist vollkommen gut dabey bestanden. Man hat also nicht zu befürchten, daß irgend ein anderer bey seinen Teutschen Aufschrifften etwas verlieren werde.

Neue

Neue Anmerckungen von den Planeten.

So wenig ein weiser Landesherr seinen Unterthanen die Absichten seiner wichtigsten Unternehmungen wissen läßt, obgleich einem jeden seine Muthmassungen frey stehen, so wenig hat uns auch der HErr der Welt die Absichten seiner Wercke unmittelbar entdecket. Er hat eine Welt geschaffen, und ohnfehlbar eine eintzige gewisse höchstweise Absicht dabey gehabt, welche aber kein Mensch mit Gewißheit bestimmen kan. Die meisten Weltweisen kommen darinnen überein, daß diese Absicht die Ehre GOttes sey. Wir müssen mit dieser Muthmassung so lange zu frieden seyn, bis jemand eine bessere entdecket, u. indessen bey Betrachtung der Welt allezeit die Ehre ihres allerhöchsten Urhebers unsern Zweck seyn lassen. Die Absichten der Theile der Welt können wir mit mehrerer Wahrscheinlichkeit bestimmen, weil wir diese besser übersehen können. Aus ihren Beschaffenheiten, Verrichtungen und Verhältnissen gegen einander, läßt sich allerdings vieles schliessen, was zu ihrer göttlichen Bestimmung gehöret. Die Betrachtung der Sonne lehret uns, daß ihre Absicht ohne Zweifel ist, die Erde und die andern um sie herumlaufende Planeten zu erleuchten und zu erwärmen; wiewohl nicht zu läugnen ist, daß sie auch andere Absichten haben kan.

Die Absicht des Planeten, welchen wir bewohnen, ich meine die Erde, ist höchstwahrscheinlich ebē die Bewohnung desselben. Denn wir sehen, daß die Erde alles hervor bringt, was zur Erhaltung der Menschen und des Viehes gehöret. Ich rede von der nächsten Absicht der Erde; die entferntern Absichten derselben fliessen, wie die nähern Absichten, aller göttlichen Wercke, in einer eintzigen Haupt-Absicht, als in einen Puncte, zusammen. Wenn man die nächste Absicht aller Himmlischen Cörper erwäget, so geräth man dadurch auf besondere Betrachtungen, welche, wenn man sie vernünfftig anstellet, uns die erhabensten Begriffe von der Weißheit des Schöpffers beybringen. Wir wollen mit diesen Betrachtungen bey unserm Planeten-Gebäude anfangen. Dieses bestehet aus der Sonne, dem Mercur, und der Venus, der Erde, dem Mars, dem Jupiter, dem Saturn, und 10. oder noch mehr Neben-Planeten, oder Monden. Der Saturn, der Jupiter, der Mars, die Venus, der Mercur, und die Neben-Planeten des Saturns und des Jupiters haben mit der Erde und dem Monde, der sich um die Erde bewegt, und dieser besonders mit der Erde eine grosse Aehnlichkeit. Alle jetzt erwähnte Planeten drehen sich um die Sonne herum; der Mond und die Erde auch, wie wir davon ausführlich in unserm curiosen Dollmetscher unter dem Wort Mundus, von der Welt; wie auch unter den Articuln Planeta, Sol & Luna &c. gehandelt haben. Es haben demnach die Beobachtung an dem Jupiter, an dem Mars und an der Venus gelehret, daß sie sich, wie der Mond und die Erde, um ihre eigene Axen herum drehen; und es ist sehr wahrscheinlich, daß an dem Saturn und Mercur dergleichen geschiehet, ob man es gleich wegen der grossen Entfernung des erstern von uns, und wegen der grossen Nähe des letzern bey der Sonne, noch nicht hat wahrnehmen können. Die erwähnten Planeten sind feste undurchsichtige Körper; denn sie werden uns nur durch die von ihnen zurückfallenden Sonnenstrahlen sichtbar. Man bemercket dieses sonderlich deutlich an der Venus, welche, wie der Mond, nach ihrem verschiedenen Stande gegen die Soñe, bald mehr, bald weniger, erleuchtet ist. Ein solcher fester undurchsichtiger Körper ist, wie uns seine monatliche Gestalt lehren, der Mond, und von der Sonne wissen wir dieses aus der täglichen Erfahrung. Aus dem, was ich jetzo und sonst schon von den himmlischen Cörpern gesagt habe, und welches kein vernünfftiger Mensch in Zweiffel ziehet, weil alles die Empfindungen lehren, folgt, daß es auf den Planeten Jahre, Monate, Tage und Nächte

gibt.

gibt. Denn unsere Jahre enstehen daher, daß sich die Erde um die Sonne drehet; die Monate verursachet der ab- und zunehmende Mond, und die Tage und Nächte kommen von der Umdrehung der Erde um ihre Axe. Ausser diesen Abwechselungen der Zeiten, wechselt auch auf den Planeten die Kälte und Wärme, mit eben so beständigen Regeln ab, wie bey uns. Ein jeder Theil eines jeden Planeten hat Winter, Frühling, Sommer und Herbst. Denn die Ursache unserer 4. Jahrszeiten ist eben dieselbe auf allen Planeten. Wir sehen, daß die 4. Jahrszeiten auf unserer Erde dazu dienen, daß auf selbiger Bäume und Kräuter wachsen, und daß allerley lebendige Geschöpfe ihr Leben erhalten und ihr Geschlecht fortpflantzen können. Dazu wird Erdreich, Wasser, Berg, Thal, Ebene und alles erfordert, was zum Wachsthume verschiedener Pflantzen nöthig. Der Mond zeiget durch Ferngläser sehr deutliche Spuren von diesem allen. Man sieht sogar mit blossen Augen, viele lichte und dunckele Flecken auf selbigem vermischt, davon die dunckeln, wahrscheinlicher Weise, theils Thäler, theils Wasser; die lichte aber theils Berge und Höhe, theils eben und festes Erdreich sind. Wen man den Mond, wenn er nicht voll ist, durch Ferngläser betrachtet, so sieht man an demjenigen Rande desselben, wo sich sein unerleuchteter Theil anfängt, verschiedne helle, mit dem lichten Theile nicht zusammenhängende Puncte. Diese sind ohnstreitig nichts anders, als Berge. Denn wenn die Sonne bey uns aufgehet, so bescheinet sie schon die Spitze der Berge, ehe sie noch selbst über dem Horizonte zu sehen ist, und da der Theil der Erde zwischen den erleuchteten Spitzen der Berge und dem erleuchteten untern Theile noch nicht von der Sonne bestralet wird. Eben dieses geschiehet Abends nach dem Untergange der Sonne. Wenn jemand alsdenn so weit von der Erde weg wäre, als wir von dem Mond entfernet sind, und unsre Erde im ab- und zunehmenden Lichte, betrachtete, so würde er die erleuchteten Spitzen der Berge als lichte Puncte an dem erleuchteten Rande der Erde, eben so, erblicken, wie wir die Berge des Monds in der Gestalt solcher Puncte wahrnehmen. Es ist also ausgemacht, daß Berg- und Thäler in dem Mond sind; ja es ist so ausgemacht, daß man schon längst die Art und Weise erfunden hat, die Höhen der Mondberge zu messen, welches man auch bey verschiedenen würcklich gethan hat. Wahrscheinlich ist es aber auch, daß Wasser auf dem Monde ist: Da nun die übrigen Planeten mit dem Monde sonst so eine grosse Aehnlichkeit haben, so ist sehr wahrscheinlich, daß sie ihm auch hierinnen ähnlich und mit Bergen, Thälern, Ebenen, Erde und Wasser versehen sind, und dieses um so viel desto mehr, da ich in dem angeführten curiosen Dollmetscher schon gezeiget, warum man ihnen solches alles, auch für sich betrachtet, nicht absprechen kan. Ich weiß wohl, daß es Leute gibt, die es in Zweiffel ziehen: oder deren Hertz zu klein ist, diese Lehre zu fassen. Es mag seyn. So viel aber müssen sie dannoch zugeben, daß es für Männer, welche die Ausmessungskunst, oder Geometrie verstehen, eine leichte Sache ist, die Entfernung zweyer Oerter auszumessen, und zu bestimmen: ob man gleich zu keinem kommen kan, weil etwa ein Fluß darzwischen fliesset. Unerfahrne Menschen würden ein solches Unternehmen für Hexerey ansehen: aber verständige wissen, daß die Sache gewiß ist, und täglich, zu grossem Nutzen der Menschen, zu geschehen pflege. Wie würde man, z. E. Festungen belagern, und Bomben in dieselbe werffen können: wenn man die Entfernung nicht genau ausrechnen könnte? Dergleichen gewisse Gründe hat man auch am Himmel gebraucht, und wichtige Wahrheiten entdecket. Wer aus dem Calender weiß, daß die Astronomi nicht nur an der Sonnen und dem Mond Finsternissen bestimmen; sondern sogar an den Monden des Jupiters und Saturnus, welche selbst noch kein sterbliches Auge gesehen, indem sie nur durch gute Tubos erblicket werden; Wer ferner weiß, daß

diese

diese astronomische Ausrechnungen pünctlich zutreffen: der wird ja wohl seine Unwissenheit nicht über die Einsicht solcher Männer sezen. Wenn nun etwas von der Grösse und der Entfernung himlischer Cörper angeführet wird: so werden Leute von Verstand, so nicht studirt haben, schwerlich sagen: Wer weiß, obs wahr ist, wer ist da gewesen, und hat alles gemessen? Gelehrte aber wissen die Ausrechnung, sie wissen den Grad der Gewißheit, und werden mir solchen Einwurff nicht machen. Wie wir dann in unsern Intelligenz-Zetteln von Anno 1748. Nro. 29. & 30. von der Gewißheit dieser Kunst bey Beschreibung der dazumaligen ring-förmigen Soñenfinsterniß ausführlich gehandelt haben. Wir kommen demnach wieder auf das Vorige: Können wir nun also die Einwohner der Planeten fast mit Händen greiffen; so entstehet natürlicher Weise die Frage, ob sie vernünftige oder unvernünftige Geschöpffe sind? Wahrscheinlich ist es, daß es vernünftige Geschöpffe sind, welche aus der Betrachtung der Welt auf ein höchstes Wesen und dessen hohe Eigenschafften schliessen können; ob ich gleich nicht zweifle, daß auch verschiedene unvernünftige Geschöpfe, sowohl- als auf unserer Erde, mit untermenget sind. Man darf sich aber ja nicht embilden, daß die lebendigen Geschöpfe von eben der Gestalt und Beschaffenheit sind, als wie die auf unserer Erde, und daß es gerad solche Geschöpffe da gibt, wie diejenige sind, die wir bey uns Menschen, Löwen, Adler, Karpfen, Frösche, Schmetterlinge, Schnecken u.s.w. nennen. GOtt u. die Natur lieben die Manigfaltigkeit, u. obgleich die Möglichkeit der Arten der lebendigen Geschöpfe schon auf unserm so kleinen Puncte, der Erde, erschöpffet zu seyn scheinet, so ist doch nicht zu zweiffeln, daß ihrer auf manchem Planeten eben so vielerley und auf manchem noch viel mehrerley anzutreffen sind. Was für eine unbegreifliche Anzahl der Arten der lebendigen Geschöpfe erwächst nicht hieraus; Und wenn man vollends im Geiste auf die Heere jeder Art einen Blik thut, so fliehet der Begriff davon die Kräffte unserer Seele, und es bleibet ihr nichts übrig, als ein heiliges Erstaunen über die Grösse der göttlichen Werke. Vielleicht haben die Planetenbewohner theils weniger, theils mehr Sinne, als wir; vielleicht fliegen auf manchem Planeten die vernünfftigen Einwohner in der Luft, wie unsere Vögel; vielleicht schwimmen sie auf manchem im Wasser, wie unsere Fische; vielleicht kriechen sie auf manchem in dem Innersten des Planeten herum, wie unsere Würmer. Schon auf unserer Erde verursachet die Verschiedenheit der Länder und Welttheile, nach ihrer Lage, einen grossen Unterschied in der Beschaffenheit der Einwohner. Die Europäer sind weiß, die Asier braun, die Africaner schwarz, die Americaner gelb Nahe bei dem Nordpol findet man keine Lappländer und Grönländer, und gegen dem Südpol gibt es riesenmäsige Patagonen. Auf einer Insel in America trifft man Menschen mit Affenschwänzen an, und auf dem Vorgebürge der guten Hofnung hat die Natur das stets nakend gehende Frauenzimmer, ich meine die liebenswürdige Hottentottinin, (vid. Dollmetscher p. 287.) mit einer Bedeckung seines Wahrzeichens versehen. Diese und noch viel mehrere Verschiedenheiten unter den Menschen, besonders aber unter denen Thieren, kommen von der unterschiedenen Witterung u. Nahrung her. Die Witterungen und Hervorbringung n eines jeden Planeten sind noch weit mehr von den Witterungen und Hervorbringungen unserer Erde überhaupt unterschieden. Ein Jahr auf dem Saturn ist so gros, als bey uns 29. Jahre; auf dem Jupiter ist eins so gros, als bei uns 12.; auf dem Mars so gros, als 2.; auf der Venus so gros, als ein halbes; auf dem Mercur so gros, als ein viertel Jahr bei uns. Hieraus siehet man, daß es mit der Veränderung der Wärme und Kälte auf manchem Planeten sehr langsam und

auf manchem sehr schnell zugehet. Denn auf den gemäsigten Strichen des Saturnus währet ein Frühling, ein Sommer, ein Herbst und ein Winter, jedes über 7. und ein viertel Jahr, nach unserer Zeit zu rechnen. Hingegen währet jede dieser 4. Jahrszeiten auf den gemäsigten Strichen des Mercurs nur 3. Wochen. Man sollte also diejenigen, welche aus Ungedult, ihre Jahre verfluchen, auf den Saturn, und die, welche derselben gern viel zehlen wollen, auf den Mercur verweisen; denn dort würden jene sehr wenig, und hier würden diese sehr viele Jahre erleben. So sind auch die Tage auf den Planeten sehr unterschieden. Jupiter dreht sich in 10. Stunden, Mars in 25. Stunden, der Mond in 27. Tagen, die Venus in 23. Stunden um die eigne Axe, und dieses ist allemal die Grösse ihrer Tage. Jupiter, welcher der gröste Planet und 1170. mal so groß ist, als die Erde, drehet sich dennoch in 10. Stunden, und also überaus geschwind, um seine Axe. Dieser Planet ist kein Ort für die Langschläfer, weil daselbst die Nacht höchstens 6. Stunden, offt auch kaum eine halbe Stunde lang ist. Für diese Leute schickt sich kein Planet besser, als der Mond; denn in 14. Tagen kan man zur Noth schon ausschlafen. Die auf manchem Planeten so langsam und auf manchem so geschwind abwechselnde Wärme und Kälte, setzt nicht nur gantz besondere Naturen in den dasigen Einwohnern, sondern auch eben so besondere Arten der Gewächse daselbst voraus. Der saturninische Sallat muß wenigstens 7. Jahre wachsen, und manche Saturninische Eiche muß 3000. Jahr alt werden. Was für hartes Holtz und was für vortreffliche Kohlen muß nicht dieses Holtz geben! Die Saturniten brauchen sie auch nothwendig, weil es dort viel kälter ist, als bey uns. Denn da der Saturn 10. mal so weit von der Sonne entfernet ist, als die Erde, so ist es auf derselben 100. mal so kalt als auf der Erde. Ich will nun dahero sezen, daß Saturnus nur tausend mal so gros als die Erde ist. Wenn wir nun seine vernünfftige Einwohnere nach dieser Verhältnis 1000 mal gröſſer annehmen, als wir sind: so ist es ganz natürlich, daß auch ihre Haut tausendmal diker als die unserige seyn müsse. Die Haare, womit die Schweislöcher bedeket sind, wären nach dieser Proportion eingerichtet. Ausserdem hätten sie 1000 mal so viele Waldung, und die Bäume wären tausend mal gröſſer, als die unserigen. Wer weis, wie gemächlich die Saturniten bey diesen Umständen leben, indeme einige Erdmänner besorgen, daß sie vor der 100mal noch so grossen Kälte erstarren würden. Wer arm an Erfindung ist, der lese Guillivers Reisen. Die liebenswürdige Nation in den Kaisenthümern Lilliput und Blefusku, wo die grösten Personen nur 6. Zoll lang sind, wird ihm so viel Vergnügen machen, als sie dem Gulliver Höflichkeiten erzeiget hat. Es hat sich dieser Seecapitain etliche Monate bei diesen Leuten aufgehalten. Die grösten Standespersonen haben bei ihm den Besuch abgestattet, und er hatte jederzeit die Gegengefälligkeit, daß er Kutsche, Pferde und Personen zu sich ins-Haus trug, und vor sich auf seinen Tisch sezete. Einmal hatte er 6. Carossen vor sich stehen, und er versichert die schönste Conversation von der Welt mit diesen Persönchen gehabt zu haben. Villeicht sind dis Einwohner für das kleinste Saturnusmöndchen. Eben dieser Seefahrer hat auf den mittägigen unbekannten Ländern die Provinz Brobdignac entdeket, und gewaltige Leute angetrofen. Die allerkleinesten Kinder hatten 30. Werkschuhe nach der Länge: Erwachsene aber übertrafen den höchsten Thurm in Europa. Und diese würden sich für den Jupiter schiken. Wegen des Mercurs bin ich selbsten eine Zeitlang besorgt gewesen: weil sein kleiner Abstand von der Sonne die Hize auf ihm unerträglich macht. Jedoch es gibt auch subtile und geistige Wesen. Virgilius erzehlet, daß sein Held den Schatten Anchises

in

in den elisеischen Feldern also angetroffen habe. Er ist nemlich gewesen: Ein Traum und Schattenbild. Dergleichen Personen können die warmen Sonnenstrahlen vertragen. Es sind dis Möglichkeiten. GOtt weis sie alle, und er wird die besten erwählet haben. Konten doch die Heiden vor mehr als 2000. Jahren über diese Zweifelweg kommen. Nach dem Stobäus haben die Pithagoräer die Planeten als bewohnte Körper angesehen, so wie unsere Erde ist: nur mit der Einschrenkung: Die Thiere wären grösser, und die Feldgewächse viel besser auf denselben. Der vierte Einwurf ist übrig, welcher zwei Puncten zum voraus sezet. Es müsten nemlich die vernünftigen Creaturen in den übrigen Planeten gleich wie wir gesündiget haben, und es müste bey ihnen kein ander Mittel zur Versöhnung übrig seyn, als die Erlösung Christi. Da aber dis unerwiesene und unglaubliche Säze sind: so wil ich mich dabei nicht aufhalten. Ausser unserer Sonne trefen wir viele Fixsterne am Himmel an. Ich habe einen Grund angegeben, woraus man schliessen kan, daß ihrer mehr sind, als aller Sand am Ufer des Meers. Sie werden in 6. Classen eingetheilet, in Sterne der ersten, andern, bis sechsten Grösse. Es beruhet diese Verschiedenheit auf den Unterscheid ihrer scheinbaren Grösse, welcher vornemlich daher entstehet, weil einige uns näher stehen, andere aber weiter entfernet sind. Da Fixsterne öfters von dem Saturnus bedeket werden, dergleichen Begebenheiten der astronomische Calender vorher verkündiget: so ist es ausser Streit, daß sie wenigstens noch einmal so weit, als Saturnus, von uns stehen müssen. Aus andern Gründen wird ihre Entfernung mehr entdeket. Nach des Hugenius Ausrechnung müste eine Canonenkugel 600000. Jahr fliehen, ehe sie aus dem Sirius zu uns käme, ob er gleich der nächste ist. Weil das Licht, so Saturnus von unserer Sonne bekommt, schon zimmlich schwach ist, seine Trabanten aber, ob sie gleich zum Theil gröser als unsere Erde sind, mit blosen Augen gar nicht gesehen werden; und weil das Licht der Fixsterne sehr lebhaft ist, funkelt, und die Planeten übertrift: so können sie keine finstere Cörper seyn; sondern haben ihr eigen Licht. Sterne, so beständig ihr eigen Licht haben, sind brennende Feuerballen oder Sonnen. Wir sehen also so viel Sonnen, als wir bei gestirnten Himmel Sterne blinken sehen. Da die Sonne um der Planeten willens ist, um sie zu erleuchten und zu erwärmen; da ferne der Schlus von der Aehnlichkeit grosse Stärke besizet: so müssen alle Fixsterne wiederum ihre Erden, oder Monde um sich haben. Sollen diese nicht vergeblich seyn, dergleichen bey der höchsten Weisheit GOttes gar nicht zu vermuthen: so sind alle solche Fixsternenplaneten wiederum bewohnet. Wenn wir nun einer jeden Sonne nur ein Duzend Planeten geben, und jedem Planeten durch die Bank, so gros als unsere Erde annehmen, und endlich auf einen Planeten nur 1000. Millionen vernünftige Einwohner rechnen: wie gros mus den die Haushaltung GOttes seyn! Wie unendlich ist die Zahl der Anbeter und Verehrer der göttlichen Majestät! Am allergewissesten würden wir von der Würklichkeit der Planetenbürger versichert werden, wenn wir auf Luftschiffen dahin reisen könnten, oder so vortrefliche Sternröhre hätten, daß wir die Geschöpffe auf selbigen sehen könnten. Es ist längst erwiesen worden, daß Luftschiffe an sich möglich sind, aber auch zugleich dieses, daß es eine unüberwindliche Schwierigkeit ist, selbige zu Stande zu bringen, und darauf zu schiffen. Doch! es ist gut, daß wir durch Schlüsse ganz natürlich auf die sehr gegründete Meinung geführet werden, daß die Planeten bewohnet sind. Wer hievon was mehrers lesen wil, beliebe weiters in diesem Buche nachzuschlagen.

Eine Theologische Abhandlung von denen Vogelnestern über das Gesetze Deut. XXII. v. 7.

Dis Gesez scheinet etwas widersinniges zu haben, bei einer so geringen Sache, wie die Loslassung eines Vogels ist, eine Verheissung beigesezt steht, die sonst nur bey den wichtigsten Geboten zu finden. Herr Kleinschmied aus Hameln hat demnach unter dem Vorsiz des berühmten Herrn Prof. Heumann zu Göttingen, solches in einer Abhandlung unter dem Titul Dissertatio de legis divinæ paradoxæ Deut. XXII. 6. 7. exhibitæ sensu & scopo in 3. Bogen untersuchet, und die anscheinende Schwürigkeit glüklich gehoben. Den Text übersezet er also: Wenn du im spazieren auf dem Felde ein Vogelnest antrifft, es sey auf einem Baume oder auf der Erde, in welchem Junge oder Eier sind, und die Mutter auf den Jungen oder Eiern sizet, so solst du die Mutter nicht zugleich mit den Jungen wegnehmen. Ich befehl dir ernstlich, daß du die Mutter fliegen lassest und nur die Jungen mit dir nehmest. Auf die Art verspreche ich dir ein glüklichs und langes Leben. Daß die Hebräische Worte die Mutter mit den Jungen bedeuten, wird durch Beispiele bewiesen und Clericus mit Recht getadelt, daß er wider die Worte des Textes behauptet, daß nach Loslassung der Mutter es erlaubt sey die Jungen und Eier wegzunehmen. Der Herr Verfasser behauptet, daß diese Schwürigkeit durch die bisherigen Erklärungen nicht gehoben worden, welche er zu dem Ende sorgfältig prüfet. Der gröste Theil der Ausleger dichtet diesem Gesezе einen allegorischen und mystischen Sinn an, wogegen der Herr V. bemerket, daß ein solcher verblümter Sinn nirgends weniger als bey den göttlichen Gesezen, die vollkommen deutlich und ohne alle Zweideutigkeit seyn musten, statt haben könne. Er suchet daher diese Schwürigkeit auf eine andere Art zu heben, indem er den Wortverstand dieses Gesezes beibehält. Er behauptet, daß dieses Gesez nicht alle Hebräern, sondern nur die Jugend unter ihnen angegangen, welche nur Vogelnester zu suchen gewohnt sey; der auch das unmittelbar vorhergehende Verbot von Verwechselung der Kleider nur angehe. Er bemerket ferner: daß dieses Gesez nur erst in dem fünfften B. Mosis vorkomme, das doch sonst nur Widerholungen der vorigen Gesezе begreife; und suchet die Ursache dieses neuen Gebots darin; daß Moses erfahren, daß die Kinder bey dem Vogelfang die Alten zu tödten pflegten und sich also zur Grausamkeit angewöhnten, welche Moses durch dieses Gebot hindern und die Jugend zu einem sanftmüthigen Sinn anleiten wollen. Hieraus macht der Herr V. ferner begreiflich, warum er diesem Gesezе nicht eine Drohung der Strafe, sondern vielmehr eine Verheissung, beigefüget, weil er durch eine liebreiche Vermahnung, sonderlich durch die Verheissung eines langen Lebens in den zarten Gemütern der Jugend das meiste ausrichten könnte; deswegen auch in eben der Absicht eine ähnliche Verheissung dem vierten Gebote beigefüget sey. Hieraus macht der Herr V. klar, daß dieses Gesezе der göttlichen Weisheit gemäs sey, und zur Beförderung guter Sitten bey der Jugend seine Absicht habe.

An Damon.

Mein Damon! der durch Wiz u. Kunst,
Durch Phöbus und Minervens Gunst
Weit über Neid und Pöbel steiget.
Was deucht dir, was ein Weiser mache,
Wenn hier der Pöbel tükisch lacht,
Und dort der Neid ergrimte Zähne zeiget?

Soll man sein nidriges Vergehn
Mit Lachen oder Großmuth sehn?
Sol man ihm nicht die Spize bieten?
Mir deucht, ein Weiser, so wie du,
Sieht mit gelassner Grosmuth zu,
Wenn Misgunst schilt und freche Thoren wüten.

Auch

Auch mich, mein Damon! rührt es nicht,
Wenn Neid und Pöbel von mir spricht,
Ich sey ihr Gegenstand gewesen.
Wie wenig mich ihr Zahn verletzt,
Wie leicht man diese Wunden schätzt,
Das kanst du selbst aus dieser Fabel lesen:

Der Aelster und der Stiegliz.

Ein Vogel von der groben Zucht,
der ein Verdienst im Schreien sucht,
ein Aelster, dem kein Mensch gewogen,
und ein noch junger Stigeliz
ward mit dem Freunde ohne Wiz
in einem Walde auferzogen.

Die alten Vögel liebten sie,
sie sparten weder Fleis noch Müh,
sie nach Vermögen aufzubringen.
Sie lernten auch zu gleicher Zeit,
doch mit verschiedner Fähigkeit,
der Eine schrein, der Andre singen.

Der Stiegliz trug ein buntes Kleid,
er liebte Puz und Reinlichkeit,
und sang und flog mit Stigelizen.
Der Alster wählt der Brüder Zunft,
die wenigstens doch mehr Vernunft
als dieser grobe Freund besizen.

Er sieht darauf nicht ohne Neid.
Daß ihn sogar auch Tracht und Kleid
von seinem Freunde unterscheiden.
Has und Erbitterung gibt ihm ein,
sein abgesagter Feind zu sein;
Kurz: er entschliest sich, ihn zu meiden.

Noch läst ihn Has u. Neid nicht ruhn;
Der Eifer räht ihm mehr zu thun,
und iezt wird es sein Freund entgelten.
Er trit ihm muthig vors Gesicht;
Er krümt den Hals und scheut sich nicht,
den Stigliz öffentlich zu schelten.

Der Stigliz hört geruhig an,
was Has und Neid erdenken kan,
und zeigt sich in gelasnen Bliken.
Dein Tadel, spricht er, rührt mich nicht;
Da Neid und Misgunst durch dich spricht;
Und wendet grosmuthsvoll den Rüken.

* * * * * *

Der Tadler, so aus Redlichkeit
in seine Reden Stacheln streut,
wird billig von uns hoch gepriesen.
Doch der, den Neid u. Misgunst quält,
der hat des Tadels Zwek verfehlt,
und wird zum Pöbel hin verwiesen.

Eine philosophische Abhandlung Von den Zänen.

Aus den Memoirs of the Roy: Acad. of. Sc. in Paris epit.

Der jüngere Herr de la Hire hat angemercket, daß bey erwachsenen Leuten, so wie alle Knochen überhaupt, also auch die Zahnknochen nicht mehr zunehmen, sondern es wachse nur die äussere Schale, oder das Schmelzwerck, wie er es zu nennen pfleget. Gewis ist es, daß die Zäne eines alten Mannes, wenn man sie aus ihren Lücken nimt, nicht gröſſer befunden werden, als die Zäne eines jungen, oder mittelmäſig alten Menschen. Die äusserliche Rinde um die Zäne ist eine Materie, welche von den Zahnknochen ganz unterschieden ist. Sie ist aus unglaublich vielen kleinen Zäsern, oder Fädenchen zusammen gesezt, und diese sizzen so feste an der Wurzel des Zahns, als ein Nagel am Horne. Man kan diese Zusamenfügung bey einem ausgebrochenen Zahne wahrnehmen und sehen, daß alle Fiebern, welche an dasjenige Theil des Knochens, so den Gaumen berühret, stossen, sich an den Knochen beugen und so anschliessen, als wenn eine über der andern läge. Sie laufen alle perpendikular auf die Basin des Zahnes, und auf die Art sind sie desto fähiger, die starken Gegenstände auszuhalten, welche sie an diesem Theile leiden müssen. De la Hire ist der Meinung, daß das Wachsthum dieser Fiebern auf die Art, als mit den Nägeln, vor sich gehe. Wird aber durch einen Zufal ein wenig von dem äusern Schmelze, oder der Schale, abgebrochen, so daß der Knochen entblösset und nakend wird; das ist, wenn die Wurzel der Zäsern oder Fibern, woraus die Schale bestehet, weggeschabet sind, so wird der Knochen an dem Orte eine Fäulnis bekommen, und dann mus der Zahn nothwendig verlohren gehen, weil es nicht möglich ist, ihn zu retten; denn kein Knochen eines lebendigen Geschöpfs kan es vertragen, daß er nakend und entblösset bleibe. Inzwischen gibt es einige Leute, deren

Zahnschade villeicht durch das viele Reiben so abgenuzt ist, daß man den Knochen siehet, und doch nicht findet, daß der Zahn ausgehen wil. Allein die Ursache davon ist diese, daß solche Zähne wirklich noch nicht ganz nakend sind, sondern noch so viel, obgleich sehr dünne, Schale übrig behalten haben, welche hinreichend ist, den Zahnknochen zu bedeken; die Schale aber ist alsdann so dünne, daß der Knochen durchscheinet, und man dessen gelbe Farbe sehen kan. Zuweilen werden Zäne abgebrochen, und die Knochen werden alsdann blos gestellet, ohne daß es ihnen schaden solte. Hiervon ist dieses die Ursache, weil sie gestopfet sind; Ich wil sagen: die Wurzeln solcher Zäne, worin kleine Nerven treten, haben sich innerlich zugestopfet, daher denn alle Gemeinschafft zwischen diesen Nebennerven und dem Nervensafte, folglich auch alle Empfindung unterbrochen ist. Doch dieses Zustopfen ereignet sich nur bey alten Leuten. Es kan sich übrigens bey einigen Zänen zutragen, daß die Zäsern, woraus die Schalen zusammen gesezet sind, sich nur an den alleräussersten Enden berühren und vereinigen, doch so, daß sie nicht genau an die Zahnknochen anschliessen. Man siehet dis zuweilen deutlich unten an denjenigen Zänen, welche man Schleifer (grinders) nennet. Bey diesen kan man die Absonderung der Schalen von dem Knochen wahrnehmen. Hier sind aber die äussersten Enden der Fäserchen nach gerade abgerieben. Stehen nun die beyden Seitenbleche, oder Schalen, so weit von dem Knochen ab, daß der Zwischenraum gros genug ist, einige kleine harte Teilchen von Speisen in sich zu fassen, so werden diese eine kleine Hölung unten in dem Zahne verursachen; und folglich wird der unbedekete Zahnknochen bey Zeiten ausgehen. Doch möchte dieses eine kleine Hülfe seyn, daß man die Hölung mit Blei zustopfe, welches die Säure und Schärfe der Speise die sich eingesezet hat, abhält, daß sie nicht an den Zahnknochen dringen und Schmerzen verursachen kan.

Phisicalische und medicinische Anmerkung von dem Nuzen der Schneken, wie die Geniesung derselben die Schärfe lindert, und das Blut balsamisch machet.

In dem August-Monat des Londner Maggzins S. 362. findet man Anmerkungen über die Schneken von D. Georg Sewell. Es sind grosse Strittigkeiten über den Nuzen dieser Creatur in der Arzneiwissenschafft entstanden. Die alten Aerzte sind für dieselben, die neuen reden zweiffelhafft davon, und einige sezen ihren Gebrauch mit Verachtung unter die Weiberrecepte. Ihrer natürlichen Feuchtigkeit und Schleimigkeit wegen (indem ihre gantze Substanz nichts anders als eine Häuffung eines natürlichen Gallerts ist) scheinen sie nicht undienlich zu seyn, das Blut balsamisch zu machen, zum wenigsten einen grossen Theil der Schärffe desselben zurucke zu halten, zu verursachen, daß es, wenn es, zu den feinen Drüsen und Röhrgen zurückkehret, nicht so stechend ist, und folglich zum wenigsten anfangende Geschwüre bei Zeiten zu heilen. Ich habe Gelegenheit gehabt, durch die Erfahrung zu bemerken, was dieser Schleim an dem Thier selbst thut. Denn da ich einen Garten habe, der mit Schneken überhäufft ist: so habe ich sie bisweilen blos mit dem Fusse gegen die Mauer gestossen, und in so weit zerbrochen, daß ein Hauffen Materie aus den Wunden herausgegangen. Diese habe ich gemeiniglich in Rosmarinbüschel liegen lassen, und die Würckung nicht vermuthet, die ihr eigener Balsam auf sie gehabt. Etwann 14. Tage hernach, da ich glaubte, daß sie tod wären, fand ich sie ganz, die Theile der Schalen ausgenommen, deren Verlezung man mit den Augen nicht sehen, sondern blos durch fühlen entdeken konnte. Diesen Versuch habe ich offt wiederholet, indem ich sie mit einem starken Schuh getretten, und doch kamen alle diese Schneken wieder zurecht,

und

und trugen ihre Häuser, dem Ansehen nach unbeschädigt. Es war ein Wunder anzusehen, wie der fliessende Schleim, der aus ihnen gedrüket worden, sich allmählich wieder hineinzog, die Stelle eines künstlichen Leines bey der zerbrochenen Schale vertrat, und da er wieder zu seiner gehörigen Grösse angewachsen war, die zerbrochenen und eingedrukten Theile hervorstiese, und sie mit dem übrigen Hause wieder verband. Dieser Versuch erstrekt sich auf Schneken von allerlei Grösse und Alter, denn in den kleinen Rizen der Mauer habe ich offt die jungen mit dem Finger zusammen gedrukt, und doch mit aller meiner Aufmerksamkeit nicht finden können, daß sie von einem benachbarten Baume etwa ein Ersezungsmittel erhalten, ehe sie wieder in den Stand geriethen, weiter fort zu gehen. Diese Anmerkungen können vielleicht einigen Nuzen in der Arznei haben. Ich glaube ganz gewis, daß wir sie beim Gebrauche zu sehr reinigen, als wodurch sie einen grossen Theil des heilsamen Schleims verlieren, welcher kleine zerbrochene Körper wieder kan verbinden helffen. Ihr Alter und die Art ihrer Nahrung verursachet ohne Zweiffel einen wesentlichen Unterschied in ihren Würkungen. Ich kan aber nicht eigentlich sagen, worinn solches bestehet, denn meine Anmerkungen erstreken sich nicht weiter, als aufs Apricosen-Pfirschen-Roßmarin-Bäume, welche alle von der wohlriechenden Art sind.

Kurze Anweisung zu der deutschen Rechtschreibung.

Wir hoffen nicht nur den Ungelehrten, sondern auch selbst vielen Gelehrten, die unsere Blätter lesen, keinen geringen Dienst zu thun, wenn wir hier die Grundsäzze der neuern und verbesserten deutschen Rechtschreibung mittheilen, so, wie solche aus der Natur der Sprache und auch aus dem besten Gebrauche hergenommen sind. Es ist wol nicht zu hoffen, daß es iemals zu einer algemeinen Gleichförmigkeit in diesem Stükke bei den Deutschen kommen werde: denn die Principia sind gar zu unterschieden, darauf man sich hier gründet, u. woraus man schliesset. Einige nehmen hier blos den Gebrauch zum Grunde; und weil dieser gar zu sehr abwechselt, so mus auch nothwendig die Orthographie darüber sehr bunt und mannigfaltig werden. Der eine folget z. E. den Kanzelleien; der andere dem Gebrauche seines Schreibmeisters, oder dem Eigensinne seines Lehrers; der dritte richtet sich nach dem Gebrauche seines Ortes: der vierte nimt den stärksten Gebrauch oder den allgemeinen Schlendrian an, u. s. f. Andere sezzen sich die blosse Abstammung der Wörter zum Grunde; und weil diese öfters ungewis, öfters aber auch so beschaffen ist, daß die Töchter den Müttern nicht mehr ähnlich sehen, sondern durch die Zeit und Gebrauch schon ganz andere Lineamente bekommen haben, so mus auch daraus nothwendig eine eigene und verworrene Orthographie entstehen. Noch andere richten sich nach der Aussprache. Dieses Principium ist gar zu schlüpfrig: denn die Aussprache, wenigstens eine gewisse Modifikation und Ziehung in der Aussprache, ist fast in allen Provinzen sowol Ober- als Niederdeutschlandes anders, wiewol sie doch im leztern in Ansehung des Lautes und der eigentlichen Gültigkeit der Buchstaben meist überein bleibet. Bei einigen werden z. E. einige Vokalen oder ganze Sylben kurz ausgesprochen oder gar verschlukket, bei andern gezogen und verlängert. Bei einigen höret man in der Aussprache diese oder andere Buchstaben gar nicht, bei andern höret man sie unter einem ganz andern Laute, Z. E. du lieber Gott, Chot, Kott, Jott! u. s. i. a. m. Andere nehmen diese Grundsäzze zusammen, wie es ihnen in den Kopf kommt, oder sie hauen sich noch andere Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Und hiedurch geschiehet es, daß kein Bettelmantel so bunt aussiehet, als unsere deutsche Orthographie. Unser Jahrhundert ist für die deutsche Sprache zwar sehr glüklich und merkwürdig; weil man sie in selbigem aus dem

Schut-

Schutte hervorgezogen, und vom Unflate und Schlakken gesäubert hat: Aber ihre Rechtschreibung hat dabei das Schiksal auszustehen, daß sich gar zu viele Nouatores darinn anfinden. Eine Reformation war allerdings nöthig: aber mich deucht immer, man habe der Sache zu viel gethan, und das Israel auf einmal gar zu sehr verwirret. Wir wollen aus dem Gebrauche der Reformatorum unserer Rechtschreibung, und ihren Regeln, dasienige gegenwärtig herausnehmen, was nach unserm geringen Bedünken das beste, und zugleich das dienlichste ist, um, wo nicht eine allgemeine, doch zimliche Übereinstimmung zu befördern. Daß an der Rechtschreibung sehr vieles gelegen, und daß sie ein wichtiges Stük der Schreibart ausmache, erhellet schon daraus, weil die Richtigkeit, Deutlichkeit, und Annehmlichkeit derselben grossentheils mit auf ihr beruhet. Es kommt aber die ganze Rechtschreibung lediglich an:

1) Auf die richtige Schreibung der einzeln Wörter.

Die erste Generalregel: **Man schreibe die Wörter so, wie sie in der reinen hochteutschē Sprache von gebohrnen Niedersachsen ausgesprochen werdē.** Aus dieser Generalregel fliessen folgende Specialregeln:

1) Es darf im Schreiben kein Buchstab ausgelassen werden, der im Reden gehöret wird, oder doch eigentlich gehöret werden mus.

Z. E. nicht Abens für Abends, durchgeheus für durchgehends, nirgens für nirgends, Junfer für Jungfer, Schimf für Schimpf, einzele für einzelne, u. d. m.

2) Alle überflüsige Buchstaben, die im Reden nicht gehöret werdē, müssen im Schreiben wegbleiben: oder wo ich etwas mit einem Buchstaben verrichten kan, da brauch ich keiner mehrern. Es ist dahero unrecht Ampt oder Ambt für Amt, Lamb für Lam, Lamm für Lam, Dorff für Dorf, auff für auf, soll für sol, will für wil, Kreutz für Kreuz, u. s. i. a. m.

Einwurf:

1) Amt käme doch gleichwol her von dem alten Worte Ambachten. Resp. Der tausendeste weis das nicht; und wenn es gleich davon herkomt, so ist das b hier doch überflüsig.

2) Lam hiese doch im Genitivo gleichwol des Lammes. Resp. Wenn man also den Genitivum schreibet, so schreibet man des Lammes.

3) Wil und sol käme doch gleichwol her von wollen und sollen. Resp. Und ich sage: es komt her von ich wil, ich sol. Wenn man aber wollen oder sollen schreibet, so nehme man zwei l, um es recht zu schreiben.

Auch ist es unrecht, wenn ich schreibe Fraw für Frau, Frewde für Freude, und so in andern.

Anmerkung:

4) Ich habe mein Lebetage genung nachgesuchet, und mehr als hundertmal darum gefraget, was die Kurialabbreviatur Ew. als Ew. Hochedl., eigentlich sagen wolle. Keiner hat es mir zu erklären gewust. Ich bin endlich darauf gerathen, daß es ein Ueberbleibsel seye von dem Gebrauche, nach welchem man in alten Zeiten das w für ein u geschrieben, als ewre für eure. Es kommt mir aber in der That lächerlich vor, daß man iemand, den man im ganzen Briefe, oder in der ganzen Schrift Sie genennet, im abstracto hernach ihr heisset. In mündlichen Reden oder Gesprächen sagen wir doch niemals zu iemand eure Excellenz oder eure Magnificenz, eure Hochwürden, u. s. w. sondern allemal ihre Excellenz, u. s. f.

Die zweite Generalregel: **Die abgeleiteten Wörter müssen mit solchen Vokalen (lautenden Buchstaben) geschrieben werden, die mit den Vokalen ihres Stammes am nächsten verwant sind.**

Z. E.

Z. E. nicht gegenwertig, sondern gegenwärtig, von Gegenwart; bändigen, von Band; Würfel, nicht Wirfel, von Wurf, u. s. i. a.

Anmerkung: Wo hier so wol bei den lautenden als stummen Buchstaben eine Ausnahme Stat findet, als schiessen für schüssen von Schus, genüssen, von Genus u. s. w. ingleichen wo das eine so gebräuchlich ist, wie das andere, als betriegen und betrügen von Betrug, u. d. m., das mus einer selbst aus dem Gebrauche wissen.

Die dritte Generalregel: 1) Alle Nomina propria oder eigene Namen, 2) alle Substantiva, oder selbständige Wörter, 3) alle Anfangswörter einer ieden Periode, und 4) in Briefen oder dergleichen Aufsäzzen alle Ehrenwörter, müssen mit einem grossen Buchstaben geschrieben werden.

1) Das sind alle Wörter, vor welchen der Artikel Stat findet, oder vor welche man die Wörterchen sezzen kan eine, der, die, das, als ein Mensch, eine Kanne, dahin gehören auch die Infinitivi, wenn sie auf diese Art wie Substantiva gebrauchet werden, als, das Schreiben, das Sprechen, das Lästern. u. s. w.

2) Das erste Wort, welches auf ein Punct folget.

3) Z. E. Sie, Ihnen, Dero, Dieselben u. s. w.

Die vierte Generalregel: Alle Wörter, die aus fremden Sprachen herkommen, aber zu teutsch geworden sind, müssen mit deutschen Buchstaben a) und zwar mit der gewöhnlichsten deutschen Endung b) geschrieben werden.

a) Z. E. Periode, General, Maior, Revier, Klavier, exerciren, u. s. w.

b) Professor, Dokter, Regel (nicht Regul) Partikel, Zettel u. s. w.

Die fünfte Generalregel: Alle zusammen gesezzete Wörter müssen, ohne daß man in der Mitte entweder einherwerts einen grossen Buchstaben a) machet, oder sie gar durch ein Hyphen von einander trennet b), wie ein einziges Wort geschrieben werden.

Das Hyphen findet nirgends Stat, als 1) da, wo Kürze und Wohlklanges wegen von zwei Wörten, die einerlei Endung haben, die Endung das erste mal weggelassen wird. c) 2) Da, wo zwei Wörter in eins zusammen gesezzet werden, von denen das eine noch volkommen lateinisch, oder sonst noch volkomen fremd ist. d)

Z. E. a) nicht Hoch-Edler, oder Hoch-Edel-gebohrner u. d. m. sondern Hoch-edler u. s. f.

b) nicht Ober-Amtmann, Berg-Schreiber, Einladungs-Brief, Regierungs-Rath, Konsistorial-Rath, Ober-Ungarn, Land-Kommissär u. s. w. sondern Oberamtman, Bergschreiber u. s. f. denn dergleichen Wörter haben ia nur einen Artikel, und ich sage nicht der Berg und der Schreiber u. s. f. Warum schreiben wir nicht Scher-Messer, Stunden-Glas, Burger-Meister u. s. f. sondern Schermesser u. s. f.?

c) als Hoch- und Woledler, Hoch- und Wolgelahrter, Fecht- und Tanzmeister, Aus- und Eingang, auf- und zuschliessen, u. s. f.

d) als Raths-Collegium, Professoren-Corpus, u. s. w. Wiewol man, um keine Ausnahme zu machen, besser thäte: man bliebe auch hier bei der Regel, und schriebe die fremden Wörter alsdann deutsch.

Die sechste Generalregel: Das y ist kein deutscher Buchstabe, wenn es einige auch noch so sehr ein geschwänzetes i oder ein end i nennen. Für die eigentliche Gültigkeit dieses Buchstabens dienet das deutsche ü.

Man brauchet also entweder durchgehends das i ohne Ausnahme, oder seze das y nur wo das Wort ursprünglich Griechisch oder sonst fremd ist, z. E. Sylbe, Satyr, Hyphen u. s. f. und nur noch allein bei dem Wort seyn, esse ausgenommen, so zum Unterschied des Worts sein suus gebraucht werden kan.

Die siebende Generalregel: Bei dem k, c. und z. würde es sehr gut seyn, wenn zu Vermeidung aller Verwechselung und Verwirrung dieser 3. Buchstaben der Gebrauch allgemein gemachet würde, den sehr viele schon beobachten:

1) Nemlich c vor a, u o und vor einem Konsonanten wird durchgängig in k verwandelt, als Kaius, Kurtius, Kekter, Kanter, Menalkas, Kordion, Kreuz, Skribent u. s. w.

2) C vor e, i wird durchgehends in z verwandelt, als Konfisziren, Disziplin, u. s. w.

3) C selbst bleibt nirgends als ch. Z. E. Königlich, Christ, erweichen u. s. f.

Die achte Generalregel: In ungebundener Rede ist es ein Fehler, sich der Freiheiten zu bedienen, welche die Poeten haben, bisweilen eine Sylbe im Lauf zu lassen, oder zwei in eins zu ziehen; sondern da mus ordentlich dekliniret und koniungiret werden.

Z. E. nicht er liebt, vergnügt, belustigt, erbaut u. s. f. sondern liebet, vergnüget, belustiget, erbauet, und so in allen temporibus modis und personis.

Nicht des Geschlechts, Geists, Gangs, Glücks, dem Geschlecht, Geist, Gang, Glück, sondern des Geschlechts, Geistes, Ganges, Glükkes, dem Geschlechte, Geiste, Gange, Glükke, von dem Geschlechte u. s. w. Und so auch in anderu.

Die neunte Generalregel: Der Artikel der darf nicht verwechselt werden mit dem Vorworte der, in den Fällen, die von beiden herkommen.

Ungelehrte können folgendes zum Kenzeichen annehmen, wo sie derer und denen, oder das ganze Vorwort, der, die, das, gebrauchen sollen, woraus sie zugleich die übrigen Fälle unterscheiden können, wo nur der Artikel der, die, das, Stat findet.

Das Vorwort der, die, das, mit seinen casibus, wird nirgends anders gebrauchet, als wo ich gleichsam mit Fingern darauf zeige; wo es so viel heist, als denen, und keinen andern; wo die oder welche darauf folget, und mit einem Worte: wo ich etwas von andern unterscheide.

Z. E. Röm. 8. Denen, die Gott lieben u. s. f. oder: Wird dis von allen gefordert? nein, nur von denen, welche u. s. f. oder: ich bin ein Freund aller derer, die das Laster fliehen.

Folglich ist es unrecht, z. E. in einer Aufschrift: Denen Hoch- und Woledeln, Hoch- und Wolgelahrten Herren, u. s. f. Es mus heissen: Den Hoch- und Woledeln, u. s. f.

Das übrige von dieser Art, was noch in die Orthographie hinein schläget, als die richtige Deklination und der richtige Unterscheid einiger Wörter, z. E. zweene, zwo zwei; der richtige Gebrauch der Präposition; der Unterscheid zwischen für und vor, die richtige Sezzung des Artikels und der Adjectivorum bei zwei Substantivis, die nicht einerlei Art sind, u. d. m. mus bei Gelehrten aus der Sprachkunst, bei andern aus dem Gebrauche u. der Erfahrung gelernet werdē.

Weil ich aber finde, daß bei den lezten beiden Stükken, weil sie gar zu öfters vorkommen, am meisten gesündiget wird, mag folgendes die zehnte und eilfte Generalregel ausmachen:

1) Für wird allemal gesezzet, wo im Lateinischen hätte præ oder pro stehen können oder müssen.

Z. E. du bist glüklich für vielen. Ich habe dis gekauft für 10. Rthlr. Auch

Auch da; wo ich es nur auf irgend einige Weise, und selbst mit barbarischem Lateine hätte geben können; als: habeo pro eo, ich halte dafür, u. s. w.

Vor wird gesezzet, wo im Lateinischen ante oder coram härte stehen können oder müssen.

Z. E. vor 10. Jahren, vor 2. Tagen, vor dem Volke; trit hervor, u. s. w.

2) Der Artikel, oder das Adjectivum mus allemal wiederholet werden, wenn die Substantiva, die damit vereiniget werden sollen, nicht ejusdem generis sind, und zwar so, wie es sich zum leztern schikket.

Z. E. nicht so: ich weis dieses aus dem Gebrauche und Erfahrung, sondern aus dem Gebrauche und der Erfarung.

Nicht: Gib mir die Bibel und Gebetbuch wieder, sondern gib mir die Bibel und das Gebetbuch wieder.

Nicht: Deine Schönheit und Glanz vergehet, sondern, deine Schönheit und dein Glanz vergehet.

Nicht: der König erfordert von seinen Unterthanen eine wahre Treue und Gehorsam, sondern eine wahre Treue und einen wahren Gehorsam.

Und so in allen übrigen.

Die übrigen Hauptschwirigkeiten thun sich sonderlich bei der Verlängerung und Verkürzung der Vocalen in Ansehung des Tones und der Moræ in der Ausspra-che, und hernächst noch bei der Gültigkeit dieses oder jenen Konsonanten, und bei der Verdoppelung einiger Konsonanten hervor.

Zwölfte Generalregel: Wenn die Silbe, worin der Vokal vorkomt, verlängert werdē sol, wird entweder

1) eben derselbe Vokal verdoppelt, als:

Staat (Status), Meer (mare), Heer (exercitus); oder es wird

2) ein h dahinter gesezzet, als: Bahn, Ohr, sehr, mehr (plus, magis) &c.

Welches von beiden aber just in diesem oder jenem Wort geschehen müsse, mus aus dem Gebrauche erlernet werden.

Anmerkung. Einige Wörter machen hievon ohne h und Verdopelung eine Ausnahme, z. E. mir, dir u. d. m. Es wäre villeicht gut, wenn man ein beständiges Mittel, z. E. das h annähme, die Moram auf eine Silbe zu verlängern.

Bei dem eigentlichen Gebrauche und der Verdoppelung einiger Konsonanten kommen die meisten Schwirigkeiten vor, bey dem s, f, k, z. Von dem s haben wir (ohne das grosse S) folgende vier Figuren: s, ſſ, ß, s.

1) Das lange s wird gebrauchet zu Anfange eines Worts, oder einer ieden Silbe: z. E. sezzen, sein, weisen, lesen u. s. w.

2) Das ſſ wird gebrauchet bei der Verdoppelung in der Mitte eines Worts: wiſſen, haſſen, eſſen u. s. w.

3) Das ß ist ein ganz überflüsiger Buchstab: denn wenn es so viel gelten sol, als es genennet wird, nemlich ein sz, so ist in der ganzen deutschen Sprache kein einziger angeblicher Fal dafür.

Es wird dahero gebrauchet für ein ſſ, als: laßen, Nüße, u. s. w. welches aber unrecht, indem ich nicht sagen kan: Las zen, Nis ze ꝛc.

Aus obiger Ursach verdienet es gar keinen Plaz im Alphabete, ausser nur in dem einzigen Verbindungspartikel daß (ut, quod) zum Unterscheid des Vorworts das.

4) Das kleine s wird gebrauchet am Ende eines Wortes, oder einer Silbe: z. E. ausstehen, Weisheit, was. das, häuslich, Haus, Nus, nas, Stos, Straus, Schus, gräslich u. s. f.

Die dreizehente Generalregel: Die Verdoppelung dieser obangeführten (und aller übrigen) Konsonanten geschiehet nirgends, als in der Mitte eines Worts, und zwar in dem Falle, daß zugleich vor dem Buchstaben, der verdeoppelt werden sol,

ein Vokal vorhergehet, und auch einer darauf folget.

Z. E. An stat des kk und zz bleiben viele noch bei dem alten Gebrauche, und schreiben ck und tz. Nach der Regel und Analogie ist dieses unrecht: denn bei der Verdoppelung der übrigen Konsonannten nimt man nicht einen verwanten Buchstab, sondern eben denselbigen: z. E. nicht verschavfen sondern verschaffen, nicht hofven sondern hoffen, nicht Godtes sondern Gottes, nicht klabpern sondern klappern, nicht eggen sondern eggen u. s. w.

Übrigens wird das, was wir schon hievon in dem ersten Band, sonderheitlich unter dem Articul von der Sprachkunst, angeführet haben, einen vollkommenern Unterricht geben können.

Nun bleibt noch übrig:

Die Anweisung von dem richtigen Gebrauch der Unterscheidungszeichen im Deutschen.

Die Unterscheidungszeichen sind gewisse durch den Gebrauch eingeführte Charakters, womit Richtig- und Deutlichkeit halber, Verstand und Wort in einer Rede abgetheilet und unterschieden werden.

Sie haben ihren Grund in der Art zu reden: denn wenn wir vernemlich reden wollen, halten wir würklich allemal daselbst etwas inne, wo wir ein Stük der Rede von dem andern absondern und unterscheiden. Und also machen wir durch dieses Innehalten in mündlichen Reden allemal in der That commata und puncta. Im Schreiben komt es auf die genaue Beobachtung der Signatur desto mehr an, weil wir im Reden zugleich durch den Ton und Akzent die Worte vernemlich und den Sin deutlich machen können.

Nichts ist unangenehmer zu lesen, als ein überlpunctirter Brief, oder eine ungezeichnete Schrift. Man weis nicht, wo man aufhören und Halte machen, oder wo man fortfahren sol; was zusammen gehöret oder nicht; was recht oder link ist. Zu geschweigen, daß man den Sin eines Verfassers öfters ganz unrecht verstehet, und etwas miteinander verbindet, das von einander abgesondert werden muste, & vice versa.

Es wäre zu wünschen, daß wir noch einen accentum emphaticum, oder ein Zeichen hätten, wodurch wir bemerken könten, auf welches Wort wir öfters einen besondern Nachdruk in der Aussprache gesezet wissen wolten.

Die vornehmsten Zeichen aber sind:

(.) Das Punkt oder der Tittel,
(:) Kolon, oder der Doppelpunkt,
(;) Semicolon, oder der Strichpukt,
(,) Komma, das Strichlein oder der Beistrich,
(?) Signum interrogationis. Das Fragezeichen,
(!) Signum exclamationis. Das Ausrufungszeichen,
(: [] oder ():) Das Einschliessungszeichen,
(=) Kustos, der Hüter, oder das Theilungszeichen.

§. 1.

Das Punkt (.) zeiget den gröstenUnterscheid unter allen an, und mus am Ende einer ieglichen Periode stehen, d. i. da, wo der Verstand von einem oder mehrern Säzzen völlig sein Ende hat. Ein ieder Saz, der einen volkommenen Verstand ausmachet, kan eine Periode abgeben: man kan aber auch mehrere Säzze in eine Periode zusammen ziehen. Diese werden so lange durch Beistriche, Streichpunke und Doppelpunkte unterschieden, bis der völlige Verstand herauskomt: und dann folget oder schlisset das Punkt.

Es wird auch gebrauchet bei Abbreviaturen, z. E. od. d. i.

§. 2.

Das Kolon (:) machet nach dem Punkte den gröstenUnterscheid in der Rede, und findet dahero Stat:

1) nach dem Hauptrtheile einer Periode, wenn sie viele Säzze in sich hat,

Z. E.

Z. E. Es ist zwar an dem, daß das weibliche Geschlecht von Natur eben die Fähigkeit der Vernunft; eben so viele Geschiklichkeit seinen Verstand aufzuräumen; eben so vieles Recht klug zu seyn besizzet, als das mänliche: Aber unter 1000. findet sich nur etwa eine, von der man mit Salamon sagen darf, sie thue ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihren Lippen sey holdselige Lehre. Spr. Sal. 31, 26.

2) Wenn man eines andern Worte

a) *stilo recitativo*, (d. i. wenn man solchen nicht durch eine Verbindungspartikel mit dem vorhergehenden verknüpfet, sondern so anführet, wie sie gesprochen worden, oder anderwerts geschrieben stehen.)

b) oder sonst etwas, das wir einer besondern Achtung oder Aufmerksamkeit wehrt geachtet wissen wollen, anführen wil:

Exempel zu a)

Dis bezeuget unter andern Sirach im 42sten Kap., wenn er spricht: Siehe dich nicht um nach schönen Menschen, und sey nicht so gern um die Weiber. Gleichwie aus den Kleidern Motten kommen, also kommt von den Weibern viel Böses.

Hingegen hätte da, wo das Kolon stehet, nur ein Komma stehen müssen, wenn ich die Worte Sirachs mit meinen eigenen Worten, und durch die Verbindungspartikel daß folgender Gestalt vorgetragen hätte: (*)

Dis bezeuget Sirach, wenn er spricht, daß man sich nicht nach schönen Menschen umsehen, und gern bei Weibern seyn solte u. s. f.

Exempel zu b)

Siehe das nächst hervorgehende Kolon bei dem Zeichen (*) oder es bleibt gewis und ausgemachet: Jungfern heirathen gern.

3) Wenn der Grund oder die Ursache von einem Dinge angeführet werden sol:

z. E. Es war niemand, der so verkaufet war übels zu thun, als Ahab: denn sein Weib Isebel überedete ihn also. 1. Kön. 21, 5.

oder: Sey auf deiner Hut: denn Wein und Weiber bethören die Weisen. Sir. 16, 1,

4) Das 4te Kennzeichen kan seyn: Ein Kolon findet Stat, wo auch hätte ein Punkt stehen können, wenn ich hätte kürzer schreiben, und mehrere Perioden daraus machen wollen.

§. 3.

Das Semikolon (;) oder der Strichpunkt machet nach dem Kolon den gröstен Unterscheid in der Rede. Dieses Zeichen ist vollkommen überflüssig, und verursachet nur Irrungen in der Zeichenkunst, weil der Gebrauch davon ungewis und unausgemacht ist, und auch so deutlich nicht bestimmet werden kan. Ein Komma kan allerwärts eben dieselbigen Dienste thun.

Wo man indessen den Gebrauch vor sich zu haben glaubet, da findet dieses Zeichen Stat:

1) Wenn man Stufenweise in einer Periode gehet, oder ein Ding in verschiedene Klassen eintheilet:

z. E. Wo Jungfern sind, da ist auch Liebe; wo Liebe ist, da ist auch Verführung; wo Verführung ist, da ist auch Gefahr: Also wo Jungfern sind da ist auch Gefahr.

oder: nichts gehet über Weiberlist: sie weinen; sie lachen; sie beten; sie schweren; sie lügen; sie bitten; sie thun freundlich; sie thun ernsthaft u. s. f.

2) Sehr öfters nach den Partikeln obwol, obschon, gleichwie, nachdem, je länger, je mehr u. d. gl. und wo sich das folgende mit also anfänget:

z. E. Gleichwie die schönsten Blumen gar bald verwelken, und ihre Gestalt der Vergehung aufopfern müssen; also verlieren auch die schönen Jungfern gar bald und öfters schon nach dem 20sten Jahre ihre beste Kolorite.

Das Komma (,) oder das Strichlein wird gebrauchet, wenn entweder blosse Wörter, oder schlechte Wortfügungen (Constructiones) von einander zu unterscheiden sind. Zu Exempeln dienet diese ganze Abhandlung.

§. 5.

Das Fragezeichen (?) wird nach einer jeden Frage gebrauchet, sie mag ausdrüklich, oder nicht ausdrüklich angebracht seyn.

Ausdrüklich heist die Frage, weñ ich etwas wie eine ordentliche Frage vorbringe.

Z. E. Ist das noch eine Jungfer? oder: wie alt mag diese Jungfer wol seyn? Ist sie noch unter 18?

Nicht ausdrüklich heist die Frage, wenn ich nicht ordentlich fragweise rede, oder, wenn vor dem Fragworte schon eine andere Redensart vorhergehet, die aber mit zu dem ganzen Zusammenhange gehöret:

Z. E. Ich möchte wissen, wie einer Frau zu Muthe wäre, weñ ihr angedeutet wird, dem Manne unterthänig und gehorsam zu seyn?

Merke hiebei:

1) Gemeiniglich endet sich mit dem Fragzeichen der Verstand, und so folget ein grosser Buchstab.

2) Ist die Frage lang, darf das Fragzeichen nicht ehr gefezzet werden, als bis sie ganz zum Ende ist.

Z. E. Ist es nicht wahr, was Sirach saget Kap. 25, 22. Es ist kein Zorn so bitter, als der Frauen Zorn. Ich wolte lieber bei Löwen und Drachen wohnen, als bei einem bösen Weibe. Wenn sie böse wird, so verstellet sie ihre Gebehrde, und wird scheuslich wie ein Sak. Ihr Mann mus sich schämen, und wenn man es ihm vorwirft, thut es ihm in Herzen wehe. Alle Bosheit ist gering gegen der Weiber Bosheit?

3) Eine bejahende Frage (d. i. worin kein Verneinungswort vorkomt) verneinet oder verringert in der Antwort, wenn es nicht nuda quæstio ist (denn in diesem Falle beiahet sie so wenig, als sie verneinet)

Z. E. Die Jungfern bleiben immer im 17. und 18ten Jahre stehen: und aus dem 18ten wollen sie gar nicht mehr heraus. Aber solte dem wol zu trauen seyn? da heist es so viel, als: Keineswegs. Oder: Wird eine Jungfer wol älter, als 20. höchstens 22. Jahre? Niemals: oder es gehen wenigstens bei die 30. hin, ehe sie das 22ste Jahr erreichen.

4) Eine verneinende Frage (d. i. worin ein Verneinungswort vorkomt) beiahet.

Z. E. Solte diese Jungfer nicht schon 25. bis 26. Jahr alt seyn? ia zum allerwenigsten.

§. 6.

Das Ausrufungszeichen (!) wird gebraucht, nicht nur, wo ein besonderer Affekt wirklich ausgedrükket, sondern auch überhaupt etwas in den Casibus, Modis und Temporibus vorgetragen wird, worin sonst die Affekten gemeiniglich ausgedrükt werden. Es findet dahero Stat:

1) Nach den Ausrufungs-Klage-Schrek-Bedaurungs- und Bewunderungswörtern, als: o, wehe, ach, hilf Himmel, habe ich mein Tage, verzweifelt, nimmermehr, ich dachte! u. d. g.

2) Nach einem jeden Vocativo und Imperativo, oder kurz: nach einer jeden Anrede,

z. E. Es. 32. Stehet auf ihr stolzen Frauen, ihr Töchter, die ihr so sicher seyd! Es ist vorhanden Ausziehen, und Gürten um die Lenden.

* Einige wollen hier eine Ausnahme von der Regel machen, und das Ausrufungszeichen z. E. nicht hinter der Titelanrede über einem Briefe gelten lassen. Allein so einzig ihr Grund ist, so lächerlich ist er. Sie sagen: man schrie ia den Titel nicht mit vollem Halse aus!

3) Nach einem Optativo, oder wenn ich wunschweise rede, z. E. Der Himmel beschе-

beschere mir doch auch einen Man! Wie gerne liesse ich mir noch heute die Haube auffezzen!

§. 7.

Durch das Einschluszeichen ( ) [ ] wird etwas in den Text eingerükket, was zwar eigentlich nicht zum Verstande und Zusammenhange gehöret, iedoch zur Deutlichkeit u. Erklärung der Sache was beiträgt.

Exempel können in dieser Abhandlung angesehen werden.

1) Hat das, was in der Einschliessung stehet, mehr als einen Saz, oder mehre Gedanken, müssen solche durch commata, puncta u. d. gl. selbst wohl unterschieden werden.

2) Kommt die Einschliessung nicht iust mitten in die Rede, sondern am Ende, so mus das dahin gehörige Zeichen erst hinter die Parenthese gesezzet werden, damit man sehe zu welcher Periode, oder zu welchem Theile der Periode sie gehöre.

Z. E. Salomon (der Weise) spricht: Wenn das Weib den Man reich machet, da ist eitel Hader, Verachtung und grosse Schmach. Die Schönen aber sind selten Treu (wie du aus vielen Exempeln weist, und noch neulich gesehen hast). Sirach saget: Las dich nicht betrügen, daß sie schön ist.

§. 8.

Divis/ Custos Hüter/ oder das Theilungszeichen wird gebrauchet, weñ ein Wort an der Seite des Papiers nicht mehr ganz ausgeschrieben werden kan, sondern wenn ein oder mehrere Silben davon zurük bleiben, und auf die andere Seite oder in die neue Reihe übergetragen werden müssen.

Z. E. Es. 4, 1. Sieben Weiber werden zu der Zeit einen Man ergreiffen, und sprechen: Wir wollen uns selbst nähren und kleiden. Las uns nach deinem Nahmen heissen!

In andern Falle heist dieses Zeichen das Verbindungszeichen, wovon oben schon gehandelt worden.

Von Abschaffung alter, und Aufbringung neuer Dinge.

Es giebet gewisse Leute, die empfindlich werden, wenn sie von Neuerungen hören. „ Neuerungen thun kein Gut, sprechen „ sie, warum läst man es nicht bei dem „ Alten? Unsere Vorfahren waren ia „ auch vernünftige Leute; warum wollen „ doch die Kinder von den Verordnungen „ der Väter abweichen? “ Diese Ausdrükke begleiten sie mit langen Klagen über die verderbten Zeiten, und sie seufzen schon über das Unglük, das desfals der Republik noch bevorstehet. Ich sehe nicht völlig ein, woher diese Neigung zu dem Alten entstehen mag. Sie kommt mir fast vor, wie die Gewohnheit der betageten Frauenspersonen, die die Kleidungen, welche sie v. ihren Grosmüttern erbē, als ein Heiligthum verehren, oder wie die lächerliche Liebe zu alten Schalē, Bechern und andern Hausgeräten, welche der Grosvater noch gebrauchet hat, ob sie gleich an Zierde und Wehrte von den neuern noch so weit übertroffen werden. Solte es wol vielleicht eine Art der Hochachtung seyn, welche die Nachkommen annoch die Asche ihrer Väter widmen wollen, die sie geliebet, geehret und hochgehalten? Kinder sind gewohnet, alles dasienige für gut zu halten, was sie in den Verrichtungen ihrer Eltern wahrnehmen. Sie folgen dem Beispiele das sie sehen. Sie werden dazu gewöhnet, sich dem Willen ihrer Eltern zu unterwerffen, und es wird ihnen geläufig, sich demselben, als einer gebieterischen Richtschnur, gemäs zu verhalten. Das Ansehen der Eltern hat etwas majestätisches in sich; wir glauben die Pflichten zu entheiligen, die wir ihnen schuldig sind, wenn wir uns von ihren Masregeln entfernen, und so wird es fast zu einer mechanisch nothwendigen Gewohnheit, in ihre Fusstapfen

fen zu treten. Dieses sind vielleicht die Ursachen, warum man dem Alten so gewogen ist. Vielleicht glaubet man, die schuldige Hochachtung gegen seine Eltern zu verlezzen; vielleicht glaubet man, gar eine Sünde zu begehen, wenn man die Anstalten weiser ehrwürdiger Alten meistern und verbessern wolte. Ich bin ein Freund von den Leuten, die es eben nicht beständig bei dem Alten lassen. Ich gehöre mit in ihre Anzahl: wenigstens trage ich eine Peruke. Ich habe auch eine andere Orthographie, als in den Chroniken stehet ::: Man tadelt die Alten nicht, wenn man von dem Alten abgehet. Ich wähle das Reich der Wissenschaften, dieses zu beweisen; weil darin die Veränderungen am merklichsten und gewöhnlichsten sind. Die Vernunft der Menschen ist nicht so durchdringend, daß sie alle Dinge auf einmal begreifen, und ihren Grund einsehen kan. Es gehen Jahrhunderte hin, eine Wahrheit zu entdekken, die doch von Ewigkeit da war. Es müssen Jahrhunderte verstreichen, ehe sie in ein helles Licht gesezet wird; und es kan noch Jahrhunderte dauren, ehe sie so klar aus einander gesezzet wird, als menschlicher Verstand in dieselbe zu dringen fähig ist. Zeit, Ort und Gelegenheit verhindern uns oft etwas ganz einzusehen; und nur ein blindes Ohngefehr muß die wichtigen Warheiten entdekken, wornach die neugierige und beflieſſene Vernunft lange vergebens geblikket hat. Das erste Alter erfand eine Wahrheit, allein sie blieb rauh und dunkel; sie wuchs und wurde helle unter den Händen der Nachkommen, und endlich ist sie in dem schönsten Glanze zu uns gebracht worden. So ging es den Freunden der Weltweisheit, der Naturlehre und der Arzneikunst. So gieng es mit allen Arten der Gelehrsamkeit. So gieng es mit den Sitten und allen Künsten im gemeinen Leben. Die ersten Menschen fanden Heilungskräfte in den Kräutern; sie sorgeten damit für die Gesundheit des Leibes, so gut sie es aus der Erfahrung gelernet hatten, mit denselben umzugehen. Die übrigen Mittel wider ein siches Leben und die innere Kentnis ihres Cörpers blieb ihnen noch lange ein Geheimnis. Vilicht wäre auch uns der Umlauf des Geblüts noch verborgen, wenn nicht der glükliche Harväus uns dieses wichtige Stük der Heilungskunst entdekket hätten. Die erste Welt machte Sonne und Mond zu flachen Scheiben, und die Sterne zu kleinen Oefnungen, wodurch der Glanz des obersten Himmels herabstrahlete; und die Erde war für die mehresten so lange platt, bis sie Kolumbus rund gemacht hat. Nach und nach stieg die Kentnis der Natur so weit, daß man den Lauf des Gestirns nach gewissen Grundregeln vorher sagen konte. Man kante seine Bewegung um unsern Erdkreis. Endlich erfand Kopernik, daß unsere Welt sich selbst herum drehete. Selbst die Kentnis des höchsten ewigen Wesens ist nach und nach reiner und glänzender in den Gemüthern vernünftiger Menschen geworden, seit dem sie mit dem Ende unmittelbarer Offenbarungen so sehr verdunkelt war, daß die Majestat der Gottheit in unwissenden Seelen sich nicht in so prächtigem Glanze zeigen konte, als die geremigte Vernunft sie siehet und verehret, wenn sie dieselbe aus der Hoheit ihrer Werke schlieſſet. Alle Erkantnis und Wissenschafft wächset wie wir; und sie hat mit uns ihre Kindheit, ihre Jugend und ihr männliches Alter. Die Wahrheit, die ein Alter erfunden hat, wachst mit den Nachkommen, die sich die Erfindung der Väter zu Nuze machen, u. auf der gebrochenen Bahn zu einer Höhe gelangen, die die Väter noch nicht haben erreichen können. Wir lassen es nicht bei dem Alten, wenn wir so verfahren; wir gehen weiter. Allein tadeln wir darum die Bemühungen unserer Vorfahren? Nein! wir sind ihnen unendlichen Dank schuldig, daß sie uns vorgearbeitet haben; Es ist der menschlichen Gemüthsbeschaffenheit zuzuschreiben, daß unsere Väter nicht so tief in die Wissenschafften eingedrungen, als ihre Kinder. Es gereichet

ih-

ihnen zu keiner Beschimpfung, wenn sie von ihren Nachkommen an Wiz und Erfindung übertroffen werden; wir halten ihre Bemühungen hoch u. s w. Heisset dieses nun die Alten tadeln? Wie würde es um das Reich der Wissenschafften, um die Käntnis der Seelen, um die Verbesserung der Sitten aussehen, wenn kein einiges Alter jemals in den Erfindungen der Voreltern hätte fortarbeiten wollen? Barbarei und Unwissenheit wohnte zu den Zeiten Hermans unter den Deutschen. Die Helden wohnten in niedrigen Hütten, die jezo in den prächtigste Palläste wohnen. Häute der Thiere waren die Kleider für eben so rauhe Körper, deren Enkel die Reichthümer des fernen Asiens an sich tragen. Harte und rauhe Nahrung, und ein Leben unter Schild und Schwert war vor unsere Väter aufgehoben. Ihre Kinder empfinden die Glükseligkeit ruhiger und bequemer Zeiten. ⁂ Enderungen sind nüzlich, so lange sie vernünftig sind. Wir tadeln die Alten nicht, wenn wir v. ihnen abgehen; es ist nothwendig, sich weiter wie sie zu wagen, wenn das Reich der Wissenschafften und die Wohlfart des gemeinen Wesens vermehret werden sol. Wer hätte die Schäzze der neuen Welt zu uns gebracht, wenn es Kolumbus und Vesputius hätten bei dem Alten lassen wollen?

Vom Festmachen und Besprechen.

Zu den lächerlichen Beschäftigungen des Aberglaubens gehöret auch die Kunst, sich wider Geschüz und Schwerter hart und feste zu machen. Es ist unter Unwissenden ausgemachet, daß es gewisse Leute gebe, denen das Geheimnis bekant sey, sich auf diese Weise von aller Gefahr zu befreien. Jäger und Kriegsleute sind wegen dieser Kunst am meisten im Rufe. Ein Soldat sucht sein Leben unter dem Geschüz der Feinde zu erhalten, darum fällt er auf die Gedanken, ob es nicht möglich sey, sein Fleisch durch gewisse abergläubische Mittel also zu verhärten, daß es der durchdringenden Kraft des Geschüzes widerstehen könne. Man weis eine Menge von Erzählungen, wo diese Kunst als gegründet angegeben wird. Gemeine Leute, und auch villeicht solche, denen man mehrere Einsicht zutrauen solte, halten es für eine ausgemachte Wahrheit, so viel lächerliches und widersprechendes auch in der ganzen Sache ist. Ich habe oft gesuchet, Leuten von dieser Meinung durch vernünftige Schlüsse ihren einfältigen Aberglauben zu benehmen, doch der bei solchen Menschen so gewöhnliche Beweis durch Exempeln hat jederzeit meine Demonstration fruchtlos gemachet. Ich kenne selbst niemand, der sich fest machen kan; nur erst kürzlich wurde mir gesaget, daß ein gewisser Officier diese Kunst verstünde. Mein Neugier trieb mich zu ihm hin. Ich fragete ihn, ob er sich feste machen könnte? Er antwortete mir mit einem etwas verdrieslichen Gesichte: Ich bin nun schon 20. Jahre in dem Rufe von dieser nichtigen Kunst gewesen. Es gehet mir nahe, daß ich in dem Verdachte eines Geheimnisses seyn mus, das unmöglich ist, wenn es natürlich seyn sol, und gotlos wird, wenn man den Teufel dazu brauchen wil. Ich bin so glüklich gewesen, in 15. Schlachten, denen ich mit beigewohnet, ohne Wunden zu bleiben; ich schreibe dieses Glük der Vorsicht des ewigen Wesens zu, was einfältige Menschen als die Frucht zauberischer Wissenschafften ansehe. Wie ist es möglich, daß gewisse Kräuter und andere Dinge, die man bei sich führen mus, um feste zu seyn, so stark in meinem Cörper würken solten, daß sie dessen Beschaffenheit gänzlich veränderten? oder ist der Teufel selbst mit im Spiele? denn die Leute sagen doch von solchen Festmachern, sie können mehr als Brod essen, welches die gewöhnliche Redensart ist, wenn man sagen wil, der Kerl kan hexen. Man kan das lezte nicht behaupten, ohne ihnen zu nahe zu thun. Solte sich aber die Bosheit einiger Menschen so weit vergehen,

von diesem Fürsten der Finsternis solche Mittel zu holen, so würde alsdenn eine andere Untersuchung nöthig seyn, ob das höchste Wesen diesem verworfenen Geiste zulasse, die Natur zu verändern. Da aber die sogenannte Festmacher mehrentheils Leute sind, denen man nicht alle Frömmigkeit absprechen kan, so kan ich nicht anders glauben, als daß ausser einigen natürlichen Künstgens nichts als Einfalt und Aberglaube darunter verborgen liege, und dennoch das meiste auf falschen Erzehlungen beruhe. Ich habe viele Leute gekant, denen man dieses Schuld gegeben, allein nach genauer Untersuchung habe ich beständig gefunden, daß es blos die Erdichtung einfältiger Menschen gewesen sey. Was haben sie also Ursache, mein Herr, endigte er endlich seine Rede, etwas zu glauben, das nirgends als in dem Gehirne einfältiger Menschen möglich ist. Die Rede dieses vernünftigen Mannes bestärkete mich noch mehr in der Meinung, die ich schon längst geheget. Von dem sogenannten Besprechen hätte er gleichfals einerlei Meinung mit mir. Ein Jäger ladet sein Gewehr mit gewissen heimlichen Handgriffen, so schiesset es niemahls fehl. Er berühret die Flinte eines andern, so trift sie niemals. Er umgehet das Lager eines Hasens, so kan derselbe nicht aus dem Kraise kommen. Er lokket das Wild an Oerter, wohin er wil. u. a. m. Was kan das anders seyn, als Zauberei? So denket der Aberglaube, und die Art von Leuten, die nicht die geringste Kentnis der Natur haben. Es ist nicht die geringste Zauberei nöthig, das Wild durch gewisse Mittel, die den Thieren sehr angenehm an Geruche und Geschmakke sind, ob dieses gleich von erfahrnen Schüzzen als ein grosses Geheimnis billich bewahret wird, an Orten zu loken, oder wie sie reden, das Wild zu wittern; so wie man es im Gegentheile durch Ausstreuung anderer Dinge, die ihnen unerträglich sind, zwingen kan, nicht aus dem Bezirk zu gehen, den man mit solchen Dingen bestreuet hat. Kan man doch eine Schlange in einen Krais, der von einer jungen Haselruthe gemachet ist, so einschliessen, das sie eher durchs Feuer läuft, als sich an die Haselruthe waget. Würden doch die Kräfte der Natur den Menschen etwas besser bekant, wie bald würde sowol in diesen als andern Dingen der grobe Aberglaube aufhören?

Gedanken über die üblen Folgen, welche aus dem Verfalle der Religion entstehen. Helmstäd gedrukt bei Johann Drimborn 1748. (8. Bogen in 4.)

Nachdem der fluchende und wütende Simei unserer Zeiten, Johann Christ. Edelmann, die ganze Christenheit, und insonderheit ihre Priester, mit ohnmächtigen und pöbelhaften Scheltwörtern angegrifen, das Christenthum selbst mit seinen abentheuerlichen Einfällen befleket, und so manche Seele verwirret hat: So haben sich viele, die den hohen Werth der Religion einsehen und ihren Verfall beseufzen, seinem unsinnigen Beginnen widersezet. Und da er noch bis diese Stunde fortfähret, gegen sich selbst und seine eigene Glükseeligkeit zu rasen: So scheinet es höchstens vernünftig und billich zu seyn, ihn vor der gefährlichen Grube, darein er sich und seine Mitbrüder endlich stürzen wird, ferner zu warnen. Die gegenwärtige Schrift ist zwar nicht unmittelbar auf ihn gerichtet: Inzwischen wird er den unverantwortlichen Unfug, den er in der menschlichen Gesellschaft stiftet, hin und wieder daraus ersehen, und insonderheit auf der 54. und folgenden Seiten seine wahre Abschilderung finden können. Wir wollen den Hauptinhalt dieser Schrift unsern Lesern vorlegen: Die Religion, spricht der Hr. Verfasser, ist das sicherste Mittel, die Ruhe und Wohlfart in der Welt zu befördern. Die Lehre JEsu ist zu unserer eigenen unentbehrlichen Glükseligkeit geoffenbaret. Zwischen der Wirklichkeit

GOt-

GOttes und den Pflichten der geoffenbarten Religion, ist eine nothwendige Verbindung. Wer also diese verwirft, der sagt zugleich: Es ist gar kein GOtt. Man wird ohne Religion weder Verträge, noch Bündnisse, noch Eidschwüre halten. Und wie gefährlich ist dieses für die hohe Landesobrigkeit, wie gefährlich für einen Feldherrn und Kriegsobersten, der seine Soldaten allein Kraft ihres Eides, der auf die Religion gegründet ist, zu ihren Pflichten anhalten kan? Dem angebohrnen Stolze, der ausschweifenden Herrschsucht, der zügellosen Eigenliebe der Menschen, werden alsdann keine Arten der Betriegereien, keine Meuchelmorde, keine Giftmischereien und andere Greuel erschreklich scheinen. Vielen andern Pflichten des Christenthums wird alsdann der Untergang zubereitet seyn. Es würde in einer africanischen Wüste, wo lauter grimmige Thiere wohnen, besser seyn, als in einem Lande, wo der Unglaube herrschet. Der kleine Rest der menschlichen Vernunft wird ohne Religion nicht hinlänglich seyn, diesen schreklichen Uebeln zu steuren. Es ist ein Unterscheid zwischen vernünftig seyn, und vernünftig leben. Dis lezte kan man ohne Religion nicht thun. Moschon, der vernünftig war, aber die Religion verwarf, hat daher in seiner Sittenlehr wenig vernünftiges bliken lassen. Macht man uns den Fürwurf: Die Religion könne gleichwol die Heerstrassen von Galgen und Rädern nicht reinigen: So dienet zur Antwort: Ist die Religion, die alles hat, was uns loken und abschreken kan, nicht fähig, allen Ausschweifungen der verdorbenen Menschen vorzubeugen: Wird es denn die Verachtung der Religion thun können? Wird nicht vielmehr dadurch den grössesten Uebelthäten Thür und Thor eröfnet? Durch den Verfall der Religion wird auch die Hofnung der künftigen Belohnung, als das kostbarste Pfand der Seelen und der beste Trostgrund auf Erden, aufgehoben. Wann die Religion verfällt: So verschwindet ferner das Vergnügen, das man aus der Beobachtung ihrer Pflichten und aus einem guten Gewissen empfindet. Denn ohne Religion sind alle Handlungen gleichgültig. Kömmt jemand, dem die Religion verächtlich und nichtswürdig scheinet, zu einer wichtigen und hohen Bedienung: So wird er eine Geissel des Landes, und eine Pest der Unterthanen; Denn er kündiget GOtt seinen Dienst auf, und trit zu einer Partei, wo nichts als Zweifel, Ungewisheit und Verwirrung ist. Endlich wird auch der Verfall eines Volks oder Landes, als eine gefährliche Frucht der verfallenen Religion angesehen. Ganze Staaten müssen oft die Verachtung der Religion mit ihrem gänzlichen Untergange büssen.

Wir wollen hier eine uns eingeschikte wohlgerathene Poesie mittheilen, welche

die Atheisten,

und die keinen GOtt glauben,

beschämen mus:

Thrax, eine Erzehlung.

Thrax, eines Schusters Sohn der über sechzehn Jahr
Auf seiner Wanderschafft in fremden landen war,
Um den ein tiefes Leid die Eltern fast entselet,
Weil ihn ein falscher Ruf den Todten zugezählet,
Kam kürzlich wieder heim. Er ging ins Vaters Haus.
Hier brach der alte Greis mit Freudenthränen aus:
Gott Lob! nun sterb ich gern, da ich „vor meinem Grabe.
„Dich, mein verlohrner Sohn! noch „einst gesehen habe.
Kaum war die frohe Post den Freunden kund gethan,
So kamen sie sogleich und nahmen Theil daran;

Jedoch das erste war, was die Gesellschaft wolte,
Das Thrax, was er gesehn, nun auch erzälen solte.
Er folgte, gab Bericht von seinem Lebenslauf;
Doch schnitt er, wie es schien, gleich vielen Wandern auf,
Und that, als hät er sich der Nachwelt hoch verbunden,
Und, wie Kolumbus dort, noch eine Welt erfunden.
Er sprach: „Die ganze Welt bin ich nun „durchgereist,
„Wie dis mein Tagebuch unwidersprechlich weist,
„Denn in Europa nur von einem Ort zum andern,
„Wie sonst ein Schuknecht pflegt, sechs Jahr herum zu wandern,
„War mir gewis zu schlecht: Nein Freunde, was die Welt,
„In ihrem weiten Kreis für sehenswürdig hält,
„Ist mir genau bekannt. Von Nord, Süd, Ost und Westen,
„Ist, glaub ich, wol kein Ort, vom kleinsten bis zum gröstem,
„Denn ich nicht angesehn. Die bodenlose See
„Hab ich vielmal durchschift; wiewol ich manches Weh
„Und Angst- und Ungemach- und kreuzerfüllte Stunden
„Bei widerwärtgem Wind auf meiner Reis empfunden;
„Ja Vater soltet ihr nur das im Geiste sehn!
„Die Hare wurden euch gewis zu Berge stehn;
„Wenn, da im Augenblik der Himmel ausgeheitert,
„Doch plözlich drauf ein Sturm das gröste Schif zerscheitert.
„Dis Unglük traf mich einst, es strandete mein Schif;
„Doch da ich noch zum Glük ein schmales Bret ergrif,
„Bin ich nach vieler Angst dem nahen Tod entkommen,
„Und Troz der Wellen Grim, dem Ufer zugeschwommen.
„Hier kam ich, doch halb tod, in ein ganz ödes Land.
„Wo ich auch nicht einmal die mindsten Spuren fand,
„Daß etwa je ein Mensch an diesem Ort gewesen,
„Den das Verhängnis mir zur Wohnung auserlesen.
„Hier war ich gleich so schlimm, als dort Robinson dran:
„Denn sagt, was fängt man wol auf öden Inseln an?
„Jedoch Gedult und Zeit hilft alles überwinden,
„Und diese halfen mir des Elends Ende finden.
„Ich sah was seltsames: Fürwahr ich mus gestehn,
„Kein Schuster in Paris macht nie die Schu so schön
„Und sauber, als ich sie auch wider alles Hoffen
„In dieser Wüstenei in Menge angetroffen.
Schweig! du hast hohe Zeit, fieng hier ein Nachbar an,
So unverschämt hat nie ein Lügner je gethan!
Du sprichst, nie ist ein Mensch an diesen Ort gekommen,
Wo du die schönsten Schu verwundert wahrgenommen!
Nein, dis ist unerhört, dis geb ich nimmer zu,
Ein wüst und öder Ort: und doch Pariserschu?
„Ei Schwager! fuhr Thrax auf: sie werden von sich selber:
„Fast täglich werfen dort der Insel feiste Kälber,
„Und war von ohngefehr, ein Stükgen Fell von sich;
„Dis führt sogleich die Luft, nachdem sie wunderlich

„So

„So viele Stükgen Fell in eins zusammen füget,
„In einen tiefen Sumpf, wo Kalk und Wasser lieget,
„Da wird es erst gebeizt. Sie treibt es weiter fort,
„Indessen troknet es, und bringts an einen Ort,
„Wo auch von ohngefehr ein wenig Thran geblieben,
„Und dieses wird sogleich dem Leder eingerieben;
„Und was es vollends gahr und brauchbar machen kan,
„Das bringt die Luft herzu. Ein Stük wird Saffian,
„Ein anders schikket sich zu Brand- und andern Sohlen,
„Nachdem es ihm die Luft zu werden anbefohlen.
„Dort fällt ein Ast vom Baum, und dreht sich selber aus,
„Da wird von ohngefehr der feinste Absaz draus;
„Hier formen sich von selbst aus Eisen, Holz und Stahle,
„Der Schuster Handwerkszeuch, die Pfriemen, Kneif und Ale.
„Und kurz: es führt die Luft was nöthig ist herzu,
„Dann werden ohngefehr die allerschönsten Schu.
„Hier ::: Thrax war im Begrif, mehr neues anzuzeigen,
Doch der Gesellschaft Zorn befahl ihm stil zu schweigen.
Der Vatter, der bisher auf alles achtung gab,
Erschrak u. sprach: Ach Sohn! du bringst mich noch ins Grab!
Wie übel hast du mir so Zeit als Geld verschwendet,
Da mit den Reisen sich auch dein Verstand geendet!
Ist dis der Trost, den mir ::: Ich bitt euch, Vater, schweigt,
Versezte Thrax, bis ich euch erst den Grund gezeigt
„Von den euch unerhört und unbeglaubten Dingen,
„Dis wird euch Trost genug, genug Vergnügen bringen:
„Ein Schu, so net und schön und künstlich er auch sey,
„Kommt er dem Menschen doch in einem Stukke bei.
„Wie unaussprechlich ist dis künstliche Gebäude
„Von Sinnen, Adern, Fleisch, Gebein und Eingeweide;
„Nun spricht ein Atheist, der Mensch wird ohngefehr,
„Und thut ganz unverschämt, als ob kein Schöpfer wär.
Und warlich! kommt ein Mensch von ohngefehr auf Erden
So mus auch ohngefehr ein Schu von selbsten werden.

D. C. D. L.

Erleuterte Merkwürdigkeit von dem Nuzen der Kälte und der Frost, welche zu den Werken Gottes in die Natur mit gehören.

Von Mittage her kommt Wetter, und von Mitternacht Kälte. Vom Odem Gottes kommt Frost und grosse Wasser, wann er aufdauen lässet ꝛc. welches aus dem Hiob genommen, Cap. 37. v. 9. & 10. Das erste pfleget nach der Grundsprache von den Sturmwinden, die aus den innern und verborgenen Gemächern Gottes herkommen, erkläret zu werden; Das andere von den zerstreuenden Nordwinden, welche die Wärme zertreiben, und die Kälte mit sich herführen; Das dritte von den Frostbringenden Nord- oder Nordostwind, die wegen ihrer Strenge und starken Wirkung ein Blasen Gottes genennet werden, Sir. 43. v. 22. Das vierte entweder von dem Zufrieren auf den breiten Wasser, die dadurch gleichsam zu einem festen Grunde und Boden werden, oder von dem Wideraufdauen des zugefrornen

Meers. Hiebei ist anzumerken, daß Elihu oder der heilige Geiste durch ihn, bei den natürlichen Begebenheiten der Kälte und des Frostes, die Menschen auf GOtt weise, und ihnen zu Gemüthe führen wolle, daß man die Werke der Natur GOtt, als ihrem rechten Urheber zuschreiben, und seine darunter verborgene Macht, Güte und Weisheit preisen solle. Dis ist das gewisseste und nöthigste, was man daraus zu lernen hat. Es ist auch eine Pflicht, dazu es den Einwohnern des Erdreichs an Gelegenheit nie mangeln wird: weil sich GOtt erkläret, so lange die Erde stehe, solle nicht aufhören Saamen und Ernde, Frost und Hize, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Im 1. B. Mos. 8. v. 12. Der Wille Gottes oder sein Zwek, warum er die Kälte in der Welt geordnet und erhalten hat, mus demnach etwas seyn, daß dadurch nicht nur möglich, sondern auch in der That erreichet werde. Bei denen Dingen, die keine Freiheit in ihren Würkungen haben, kan man sicher alles, was durch sie in der Welt entstehet oder erfolget, zu denen göttlichen Absichten rechnen. Nur ist es zu beklagen, daß dieses insgemein wenig bedacht, oder wohl gar vor einen blinden Zufall gehalten, daher auch GOtt die ihm darunter gebührende Ehre nicht abgestattet werde. So verdrüslich aber und unangenehm auch dem Menschen die Kälte immermehr vorkommen mögte, so gehöret sie doch zu den unerkanten Wohlthaten Gottes, die uns aber durch unsere Nachläsigkeit nur unbekannt bleibet. Denn wenn man Aufmerksamkeit, Nachdenken und Vernunft brauchen will, kan man vieles davon einsehen lernen; obgleichwohl noch sehr vieles übrig bleibt, davon wir gestehen müssen, GOtt thue uns dadurch Gutes, ohne das wir es wissen. Wenn wir nur ein wenig uns umsehen nach dem, was durch die Kälte in der Natur entstehet, so kommt uns zuerst vor die Mäsigung der Hize. Wie viel dieses in der Natur zu sagen habe, verstehet man, so bald man bedenket, was die übermäsige Hize auf dem Erdboden anrichte: Mus nicht vor grosser Hize das Erdreich verschmachten; was da grünen solte, verdorren; was Früchte bringen solte, fruchtlos vergehen; Menschen und Viehe aber vor Mangel der Nahrung ersterben, wenn es sich sonst noch vor der Hize verbergen könte? Was für Wüsteneien finden sich nicht noch jezo in- und neben dem heissen Erdstriche, da ihnen doch die Abwechslung der Kälte auch gewisser Massen zu statten kommet? Wie würde es vollends aussehen, wenn die Hize in eines fortwährete, und keine Kälte sich drein mengete? In dieser Erwägung mus man gestehen, daß alles, was Leben und Wachsthum bedarf, dasselbe der durch die Kälte gemäsigten Wärme zu danken hat. Die in der Natur gewöhnlichen Grade der Kälte sind an und für sich so beschafen, daß dadurch die wachsthumlichen Dinge erhalten, oder gar zu ihrer Vollkommenheit befördert werden können. Wenn wir von der strengsten und natürlichin Kälte bis dahin, wo das Eis anfängt zu frieren, 32. bis 40. Grade rechnen, so finden wir in denselben verschiedene Gewächse und belebte Geschöpfe, die denn grünen, blühen, empfangen, und gebähren. Wem ist nicht bekannt, daß die Tannen- Fichten- Wachholder- Lerchen- Ceder- Bux- Sieben- Eiben- und andere Bäume, auch in den kältesten Wintern grünen und ihre Blätter behalten, ja ihre Tangeln erst gegen den Winter neu bekommen? Ist nicht das Hauslauch oder eine Mauerpfeffer, die Salbei, der Majoran und Thimian, der Lavendel, Ysopen, die niedrige Wermuth ꝛc. von der Art der Kräuter, die auch im Winter nicht alles Grüne verliehren? Wie vielerlei Arten von Thieren auf Erden, im Wasser und in der Luft leben nicht in der strengesten Kälte unbeschädiget? Wie viele davon sind denn nicht am besten und nahrhaftigsten? Die Marenen, Schneevögel, das Wildwerk, und anderes mehr, was im Winter auf dem Markt eifrig gesucht und theuer bezahlet wird,

sind

sind davon überführende Beispiele. Was für eine Menge von Erd- und Wasserthieren sich unter denen Weltangeln aufhalte und heke, lehren die Reisebeschreibungen. Wie viele Saamen von Gewächsen von Thieren halten nicht bei uns die heftigste Kälte ohne Verlust ihres Lebens aus? Die Raupeneier, welche Ringweise um die Aeste der Bäume, auch sonst hinund wieder gelegt und wenig oder nicht bedeket worden, haben auch in denen harten Wintern An. 1709. und 1729. ausgehalten, und zum Verdrus der Gärtner im Frühling sich lebendig gezeiget. Es ist nicht nöthig, unzehliger andern Saamen, noch derer den Winter über aushaltenden Knospen der Bäume jezt zu gedenken; noch besonders anzuführen, was für Thiere im Winter ihre Brunstzeit haben, oder ihre Junge werfen, weil davon genugsame Exempel auch dem gemeinen Mane bekannt sind. Auch die übrigen Gewächse und belebte Dinge können nur einen gewissen Grad der Wärme vertragen, und ein höherer Grad davon wird ihnen schädlich. Es mus also um der belebten Dinge willen nothwendig Kälte seyn, dadurch die Wärme dergestalt gemäsiget werde, daß sie den Grad erhalte, der sich zu eines jeden Hervorbringung, Dauer und Untergange schike. Wollen wir diese Grade der gemäsigten Witterung genauer bestimmet haben, so lehret die Erfahrung an vorgedachten Wetterglästern, daß dieselben von 33. oder 40. bis etwan an 100. gehen. Denn innerhalb diesen Graden geschiehet die Ernährung und Fortpflanzung der meisten Thiere, wie auch das Wachsen, Blühen und Früchtetragen der meisten Gewächse und Bäume, vermöge der Erfahrung. Hingegen wenn die Hize grösser wird, als es die für jede Art gehörige Grade mit sich bringen, so verschmachten, verwelken, verdorren und vergehen die Gewächse; die Thiere aber werden entkräftet, kranken und sterben. Die gemeine Erfahrung hat hierin der Kunst den Weg gewiesen, ihr nachzuahmen. Aus jener weis man genugsam, wie gefährlich z. E. allein den Menschen die Hize werden könne in hizigen Krankheiten, oder wenn sie unter die Linie kommen, da viele im Kopfe gestört werden, oder sonst in tödtliche Krankheiten verfallen. Da insgemein die Wettergläser steigen, wenn man sie mit der Hand berühret, und dadurch klar wird, daß der menschliche Cörper mehr Wärme in sich hat, als die Luft: so siehet man leicht, woher es komme, daß ihm die äusserliche Hize so empfindlich und gefährlich wird. Nemlich das Geblüte, welches sonst durch die in die Lunge geschöpfte Luft abgekühlet wird, wird alsdenn durch dieselbe noch mehr erhizet, und daher entstehet die heftige Wallung und Bewegung desselben. Wer in eine so heisse Stube kommt, dergleichen in der Zukersiederei die Trukenstube ist, darinn die Zukerhüte sehr geschwinde getruknet werden, der kommt dadurch in Gefahr der Erstikung, wenn er sich nur wenige Augenblike darin verweilet. Als in einer solchen Holländischen Trukenstube das Fahrenheitische Wetterglas 146. Grad hoch stand, und ein Sperling im Kefig zum Versuch nur eine Minute hineingesezet war, schnappete er schon ängstlich mit offenem Halse nach der Luft, und ward balde so entkräftet bei sehr geschwindem und unzulänglichem Athem hohlen, daß er vom Stok im Bauer herunter fiele, und innerhalb 7. Minuten tod war. Ein Hund, welcher zu gleicher Zeit hinein gesperret war in einem hölzernen Gegitter, rekte nach 7. Minuten schon ängstlich die Zunge heraus, nach einer viertel Stunde aber schnarchete er heftig im Athemholen, und bestrebte sich aufs heftigste aus dem Gegitter heraus zu kommen. Kurz darauf verliesen ihn die Kräfte, er hohlte immer langsamer und leiser Athem, bis er endlich gar nicht mehr zu hören war. Die ganze Zeit über gieng eine grosse Menge rothen und so heftig stinkenden Geifers vom Hunde, daß niemand den Gestank leiden konnte, und der Künstler, so näher zu ihm gieng, um das Wetterglas ihm in den Rachen zu

ste-

steken, und zu sehen, wie gros seine Hize seye, augenblitlich darüber in starke Ohnmacht gefallen. Als solches eine Weile darnach mit mehr Behutsamkeit geschahe, fand man das Wetterglas auf 110. Grad stehen. Eine Kaze, die zu gleicher Zeit hinein gethan war, fiel schon in einer Minute zu Boden, und starb fast eben wie der Hund; nur daß der Hund nicht schwizete, die Kaze hingegen vom Schweis so nas war, als wann sie aus dem Wasser gezogen wäre. Wenn also die Hize in der Natur durch die Kälte nicht gemäsiget würde, müsten die Thiere, so sonst das zäheste Leben haben, etwan in 28. Minutten, oder weniger als einer halben Stunde nicht nur sterben, sondern auch dergestalt faulen und stinkend werden, als sonst durch die Verwesung nicht geschiehet. Nun sind aber noch viel höhere Grade von Wärme nicht nur möglich, sondern auch in der Natur würklich anzutreffen, und ist also leicht zu denken, was für erstaunende Verwüstungen und Zerrüttungen auf dem Erdkreise erfolgen würden, wenn die Hize so hoch anwachsen, und nicht durch Kälte gemäsiget werden solte. Nur die Hize, dadurch das Wasser siedet, beträgt auf 212. Grade; dadurch das Quekſilber kochet, 600. Grade; dadurch einige Metalle schmelzen, andere Cörper aber in Kalk oder Glas verwandelt werden, gehet noch viel höher, und hat bisher noch nicht können bestimmet werden. Noch höher ist der Grad von Hize, den die grössesten und besten Brenngläser und Brennspiegel auf eine ganz erstaunende Art, wie bekannt ist, hervorbringen. Man erschrikt, wenn man gedenket, wie es bei dergleichen Hize um unsern Erdboden aussehen würde. Weil durch die bisher bekante stärkeste Kraft des Feuers die Cörper in Glas verwandelt werden, so ist leicht abzusehen, woher schon einige alte Naturforscher auf den Wahn gerathen sind, die Erde werde endlich in ein durchsichtiges Glas verwandelt werden, wenn sie im Feuer zulezt verbrennen werde. Woferne nun die Erde um der Gewächse, Thiere, und Menschen willen da ist; woferne durch diese die Macht, Weisheit und Güte ihres Urhebers besonders verherrlichet werden kan und sol: so bedenke einer, wie weislich die Kälte, mit ihren Ursachen, als ein zulängliches Mittel, diesen Zwek zu erreichen, in derselben angebracht worden. So viel aber dieses schon gesagt zu seyn scheinet, und so nöthig blos um deswillen die Kälte gewesen, so ist dieses doch nur was weniges von dem, was dadurch wirklich erhalten wird. Es ist noch sehr vieles in der Natur, und in der Kunst vorhanden, was hieher gehöret. In der Natur findet man, daß durch die Hize die Cörper auseinander gedehnet, zerschmolzen und aufgelöset werden; hergegen durch einen gewissen Grad der Kälte gerinnen sie, werden hart, steif und fest, und dadurch zu vielen besondern Gebrauch tüchtig. Sie denken nur an die Metalle, welche geschmolzen uns nimmermehr dazu dienen können, worzu sie uns dienen, wenn sie kalt und hart geworden sind. Es kan auch nicht unbekannt seyn, wie viel andere Cörper, ob sie gleich noch so hart und dicht sind, durch die Kälte kleiner oder zusammen gedrukter werden. Das gefrorene Wasser aber wird durch den Frost ausgedehnet, und nimmt ungefehr um ein Neuntheil mehr Raum ein, als vorhin. Denn die Luft, welche in demselben enthalten ist, aber durch den Frost nicht alle herausgetrieben wird, dehnt sich und zugleich das Eis voneinander vermittelst der Wärme, die in ihr stärker ist, als sie ausser ihr befindlich. Wodurch das Eis mehr Raum einnehmen mus, als vorhin das Wasser einnahm, daraus es entstanden: auch eben deswegen leichter als das Wasser befunden wird, oder in demselben oben schwimmet, so, daß es gemeinhin ein merkliches über das Wasser hervorraget. Die Verkleinerung der Cörper dienet zu ihrer Festigkeit und Härte, welche der Gebrauch derselben unentbehrlich macht. Was würde uns geschmolzenes Glas, ein weicher Stein ꝛc. vor sonderliche

liche Dienste thun können? Die Auseinanderdehnung aber der Erde vermittelst des in ihr gefrornen Wassers, dienet zur Lukkerheit u. daher rührenden Fruchtbarkeit derselben. Auch das Wasser selbst wird durch den Frost von der überflüssig darinn enthaltenen Luft befreiet, daß es dadurch zur Hervorbringung und Nahrung der jungen Wasserthiere im Frühejahr so viel bequemer ist. Zu geschweigen der Ausdünstung, die durch die Kälte auch aus dem Eise und gefrornen Erdreich befördert wird, und zur Zeugung des Schnees, und des reinen Wassers, so aus demselben, sonderlich zulezt aus dem Merzschnee, (wovon hier unten besonders gehandelt wordē.) entstehet, wenn er aufdauet, nöthig ist, mithin in den mancherlei Nuzen dieses reinen Schneewassers seinen Einflus hat. Daher man schon längst die Kälte nicht blos als eine Ursache der Härte des Eises, das oft den Steinen gleichet, sondern zugleich als eine Ursache der Härte aller andern Cörper auf und in der Erde, z. E. der Metalle, der Mineralien, der Salze, Schwefel, Edelsteine ꝛc. angesehen. Ja weil durch die grösten Brennspiegel alles endlich in Glas verwandelt wird, so hat man die Härte und Festigkeit aller Cörper, die wir kennen, von einer Art von Frost oder Erkältung; hergegen ihre Weiche und Auflösung von einer Art der Schmelzung und Erwärmung hergeleitet.

Von der Reinigkeit des Schnee-Wassers.

Je unreiner ein Wasser ist, je weniger ist es geschikt von andern Cörpern die Unreinigkeit gänzlich wegzunehmen; und je reiner es ist, je besser kan man sich damit waschen. Daran läst die Erfahrung niemand zweiffeln. Nun ist aber das gemeine Flus- und Brunnenwasser nicht frei von allerlei Unreinigkeit, welches offenbar wird, wenn man es lange stehen läst, daß es sich sezen kan; oder durch Fäulnis eine Scheidung drinnen vorgehet; oder wenn man es über den Helm abziehet. Ob nun gleich das Wasser so viel reiner wird, je öfter es abgezogen wird; so bekennen doch die besten Chemisten, daß sie es durch abziehen so rein nicht machen können, als es die Natur in dem reinen Merzschnee, zumal auf hohen Bergen, reichlich dargibt. Sie gestehen, daß sie es kaum so gut machen können, als das reinste Regenwasser ist. Daher wird auch solch Regenwasser nicht leichter, wenn es gleich noch distilliret wird; aber das reineste Schneewasser ist noch leichter, als das beste Regenwasser. Es ist aber der reineste Schnee zwar gemeinhin der Merzschnee; doch kan auch wohl der Hornung- oder Jennerschnee zuweilen reiner als dieser seyn: wenn nemlich jener fällt, nachdem es lange vorher still auch heiter Wetter und scharffer Frost gewesen ist; dieser aber nach schlaggigtem und stürmigtem Dauwetter einfället. Man kan auch dadurch satsam die Reinigkeit des gedachten Schneewassers einsehen, weil es unveränderlich ist, und sich viele Jahre hält. Der Nuzen eines solchen reinen Schneewassers solle demnach seyn: ein herrliches Mittel wider die Entzündung der Augen; item, zum Bleichen des Wachs, des leinen Zeugs, und Ausbringung der Fleken. Dis Wasser wird am ersten warm, auch am ersten wieder kalt. In diesem Wasser wird das geschmolzene Gold und Silber rein gekörnet, welches zu chemischen Werken, wie auch zur Scheidekunst sehr nüzlich. In dem heissen Erdstriche faulet es zwar in den Fässern und riechet übel, kan aber wieder gut und ganz klar zum Gebrauch gemacht werden. Der Schnee sowol, als das Wasser, hat dasjenige in sich, was sich durch Zerschmelzung des Schnees als eine dünne Rinde an die Erde sezet, und sie höchst fruchtbar macht. Gleichwie aber auch die Kälte wider Seuchen und Krankheiten dienet, so sollte man doch billich durch die Reinigkeit des Schneewassers fast gezwungen werden einzugestehen, daß bei der geringen Wärme, die in der strengesten Kälte noch übrig

rig ist, eine gewisse Art von distilliren oder abziehen geschehe, die ohne dieselbe nicht möglich ist, und welche vielleicht noch viel unbekandes bekand machen würde, wenn man sie durch Kunst nachahmen, und dadurch verschiedene Cörper untersuchen könte. Hat es nun gleichbishero noch nicht gelingen wollen, daß man durch Kälte etwas abziehen können, so stehet doch dahin, ob nicht künftig die Kunst auch hierinn auf die rechte Spur kommen dürfte. Allein es hat auch ausserdem die Kälte in der Arzneikunst ihren guten Nuzen. Wie würde denen hizigen Krankheiten können abgeholffen werden, wenn nicht Salpeter und andere kühlende Dinge vorhanden wären, dadurch die Hize könnte abgebrochen und gedämpft werden? Eine gar merkwürdige Cur ist es auch, welche zum Theil schon vormals üblich gewesen, vor ungefehr fünfthalb Jahren aber mit sonderbarem Fortgang in Italien von dem Herrn Michelotti wieder angebracht ist. Nemlich Blutstürzungen, oder sehr häufiges Blutauswerffen, so mit nichts zu stillen gewesen, haben sich gleichwol durch ganz kaltes Getränke, daß man in der Eismachenden Materie zubereitet, bei vornehmen Personen hemmen und endlich glüklich heben lassen, die ohn diese Hülfe einen baldigen Tod würden verursachet haben. Auch bei dem Nasenbluten hat die gemeine Erfahrung kaltes Wasser längst als ein bewährtes Mittel in Schwang gebracht. So weis man auch aus der Erfahrung, daß die heftigste Pest und andere Seuchen, für welche sonst kein Rath ist, dennoch durch die Strenge der Kälte nachgelassen oder gar gestillet worden. In Frankreich, wie ich weis, werden öfters die Gliederkrankheiten durch Anlegung eines durch Schnee gezogenen und zimlich gefrornen Hemde curiret, welches aber in Deutschland nicht angehet, indeme ein sonst wol erfahrner Medicus einen vornehmen Mann in einer gewissen Reichsstadt durch diese neue Cur ins Grab befördert hat. Es sey nun, daß durch diese Kälte die Luft gereiniget wird von dem anstekenden Wesen, oder daß die Cörper nur dadurch von der Hize und Gehrung der Säfte befreiet werden: so bleibt doch billig die Kälte in dem Ruhm, daß sie durch GOttes Gnade das ausrichte, was sonst unerhalten bliebe. Wer weis, wozu diese Bemerkung noch weiter mögte zu nuzen seyn, oder was auch die Kälte noch in andern Krankheiten vor gute Würkungen haben mögte, wenn alles besser, als bisher geschehen, untersuchet würde? Was das kalte Wasser in verschiedenen Krankheiten vermöge, davon zeigen die Nachrichten in vielen Abhandlungen vom Wasser und von den Wassercuren.

Was die Kälte ferner in der Luft vor Folgen bei Erzeigung und Darstellung der Himmelsbegebenheiten haben möge, ist offenbar genug. Wem sollte wohl zweifelhaft scheinen können, daß wir ohne Kälte keinen Reif, Hagel, noch Schnee haben würden? Alles demach, was wir diesen zu danken haben, stammet eigentlich von der Kälte her. Wenn es also wahr ist, daß etliche Arten von Kohl, und andere Erdfrüchte, Winterobst ꝛc. nicht eher wohlschmekend werden, bis der Reif über sie gegangen, so ist solches eine angenehme Frucht der Kälte zu nennen. Wenn der Hagel sowohl zur Abkühlung der Luft dienet, als zu einem sehr reinen und kräftigen Scheidewasser, wo man ihn in reine Gefässe auffängt und schmälzen lässet: so mus man auch dieses der Kälte der Oberluft, als der wahren Mutter zuschreiben. Wenn uns der Schnee die Saat und das Wurzelwerk für dem Erfrieren in der strengen Kälte behütet, die Erde fruchtbar macht, die Pest verhütet, viele Krankheiten heilet, die todten Cörper für Fäulnus und Verwesung über 30. ꝛc. Jahre bewahret: so wird niemand seyn, der nicht erkennen solte, daß solches ursprünglich von der Kälte herrühren müste. Doch dieses ist so leicht, daß es bei jedermann alsbald Beifall findet; Das aber scheinet dem ersten Ansehen nach so glaublich nicht, daß wir auch Thau und Regen der Kälte solten zu danken

haben. In der Erfahrung aber ist es gegründet, daß die Feuchtigkeiten von der Wärme in Dünste aufgelöset und vertrieben, auch die Dünste nicht verdikt werden, wo sie nicht an kalte Cörper anstossen, und durch deren Berühren in Tröpfgen gerinnen. So werden die Dünste der warmen Zimmer im Winter an den Fenstern, derer Töpfe an den Dekeln, derer Blasen und Kolben oben an den kalten Köpffen und Helmen im Abziehen versammlet und fliessen in Tropfen zusammen. Wenn also die obere Luft nicht kälter wäre, als die untere, würden die Dünste nicht so leicht verdikt werden, und in Tropfen darnieder fallen, oder sich an die Bäume und Kräuter anhängen. Von denen übrigen Lufterscheinungen, die von den wässerigten Dünsten herrühren, als Regenbogen, Kreisen oder Höfen um den Mond, Nebensonnen, Nordlichtern, und dergleichen mehr, verstehet sich eben das von selbsten. In der Kälte hat man auch in der Haushaltung verschiedene Vortheile, die man in der Wärme schon nicht hat. Die Speisen und Getränke halten sich dann weit länger, man mag sie roh oder schon zubereitet aufheben. Für Fäulnis, lebendig werden, Gestank, sauer werden, und Gehrung ist man die Kälte über sicher, da man hergegen in der warmen Zeit dadurch viel Ungelegenheit und Schaden hat. So ist man auch wegen des Korns auf denen Böden im Winter sorglos, da man hergegen im Sommer mit vielem Umarbeiten zu thun hat, daß es sich nicht entzünde, oder Würmer bekomme und davon fliege. Die Kälte macht faule Dienstboten fleisig, weil sie sich berühren müssen, um sich des Frostes zu wehren. Sie verursachet, daß die Fischer ohn Gefahr des Sturms und ohn Kahn zu Fusse die besten Züge thun können. Es tödet die Kälte auch manches Ungeziefer, welches sonst den Früchten der Erde und der Bäume, auch wohl Thieren und Menschen sehr schädlich seyn würde. Die Bequemlichkeit bei guter Schlittbahn leicht und geschwinde zureisen, auch grosse Lasten mit wenigen Kosten fortzubringen, ist auch für nichts geringes zu halten. Es hindert die Reisenden nicht Flus, nicht Teich, nicht See, nicht Morast, nicht grosse Meere; Vielmehr mus ihnen die Kälte durch den Frost beförderlich dazu seyn. Es ist was erstaunendes, daß der starke Frost nicht etwann hie und da nur eine Brüke über das Wasser anlegt, sondern alles Wasser in trukenes hartes Eis oder gepflasterte Strassen, ja gar in Spiegel verwandelt, darauf man ungemein geschwinde fahren, und mit Schritschuhen unglaubliche Dinge thun kan. Auf diese Art hat man wohl ehe von Danzig nach Elbing warmes Brod hin, und von dannen anders wieder hergebracht ꝛc. So ist wohl ehe eine Schwedische Armee ohne Schiffe über den Sund zu Fusse nach Dänemark gegangen. Und wenn auch America nie mit den andern Theilen des bewohnten Erdreichs zusammen gestossen, noch Schiffe vorhanden gewesen, hätte es doch durch dieses Mittel geschehen können, daß Leute hinüber gekommen wären. Obgleich bei uns diese vor was bekantes und unwürdiges einiger Bewunderung angesehen werden, so wird man doch die Sache bald anders fassen, wenn man sich vorstellet, daß man zu den Völkern unter dem heissen Erdstrich kommt, und an eben so unwissende und unverständige Leute unter ihnen geräth, als sehr viel hier zu Lande sind. Da wird man sich wundern, daß bei ihnen kein Winter, kein Schnee, kein Eis gefunden wird. Wenn man ihnen dann erzehlet, was bei uns im Winter geschiehet, daß das Wasser zu einem so festen Cörper werde, darauf man gehen, reiten und fahren könne mit den grössesten Lasten, ohne die geringste Gefahr; so wird man verlachet werden als ein abentheurlicher Mährleinträger, und solche einfältige Leute werden das für was unmögliches halten, weil sie nie dergleichen bei ihnen zu sehen bekommen, man es ihnen auch dort nicht zeigen kan. Solte nun ein solcher zu uns kommen, würde er

allerdings erstaunen, wenn er das zum erstenmal erfuhre. Was gibt uns nicht die Kälte im Sommer für Erfrischungen theils durch den kühlen Schatten dicht belaubter Bäume, theils durch die kühle Höhlen in der Erde, und Gebäude über der Erde? Bedienet man sich nicht der hohen Alpen und anderer Gebürge zu bequemer und kühler Wohnung, wegen der Oberluft, die darauf befindlich? Und man versichert, daß dieselbe Luft weit gesünder sey, als die dike Unterluft, auch die Leute darinn so viel länger leben. Wannenhero auch einigen Kranken nicht anders hat können gerathen werden, als daß sie die Unterluft geflohen, und eine Zeitlang auf einen sehr hohen Berg sich begeben, da sie allmählich und vollkommen wieder genesen. Auf wie vielerlei Art weis nicht die Kunst diese Erfrischungen auch in der untern Luft nachzuahmen? Die kühlenden Zimmer und Keller, die Eisgruben, allerlei kühlende Gerichte und Getränke, auch Kleider und andere Geräthe, sind davon bekannte Beispiele. Auch weis man in der Gärtnerei sich die Mäßigung der Wärme durch die Kälte wohl zu Nuze machen, und die Gewächse theils im Sommer so zu pflegen, wie es ihre Natur erfordert, theils im Winter in den Glashäusern ihnen eine Sommerluft zu machen, dadurch sie auch alsdennn grünen, blühen u. Früchte tragē. Wie viele ausländische Gewächse durch dieses Mittel bei uns bekand u. nuzbar gemacht wordē sind, ist bekant, u. würde allzuweit läuftig fallē, hier beizubringē.

Ob die blaue Farbe einen Einflus in die Gesundheit des Leibes habe?

Zu einiger Erläuterung dieser Frage, habe ich die Ehre, ein merkwürdiges Exempel bekannt zu machen: Eine Person von etlichen und zwanzig Jahren bekomt sehr oft, bei der allergeringsten Alteration oder Schreken, den Anschus, (Erysipelas) an beide Füsse. Viele Mittel werden dieses Uebel zu verhüten, gebraucht, aber alle vergebens. Endlich wird derselben gerathen, frisch mit Indigo blau gefärbte Leinwand um den Anschus und die Füsse zu legen. Von der Zeit an, da man diesem Rathe gefolget, ist gedachte Person, die anjezt wohl 70. Jahr alt ist, niemals wieder mit diesem Uebel weder an den Füssen, noch andern Theilen des Cörpers befallen. Es sind aber beide Füsse die Zeit hindurch ausnehmend dik geblieben; wie es denn ordentlich nach den Anschüssen der Geschwulst in den beschädigt gewesenen Theilen eine Zeitlang zurük zu bleiben pflegt. Sonst sind die blauen, mit Indigo gefärbten Leinwandshemder den Matrosen und Fuhrleuten sehr zuträglich, weil sie verhüten, daß niemals ein Ungeziefer an ihre Leiber kommen darf. Die Ursache aber ist blos in den effluviis des Indigo, nicht aber in der Leinwand zu suchen.

Von dem Heil. Blasio ins besondere, und von denen Heiligen überhaupt.

Im Monat Februario ist es eigentlich da, dem Calender nach das Andenken dieses Heiligen sich wieder erneuert. Viele, ob schon des Jahrs so viele Millionen Calender auch nur in Teutschland herauskommen, würden im durchblättern sich derer Heiligen nicht erinnern, wann deren Namen nicht roth gedrukt wären. Dahero auch von vielen solche Täge, die im Calender roth erscheinē, gerne gefeiert werden, um nur ihre sinnliche Absichten zu erreichen und sich lustig zu machen; Von der rechten Absicht aber, zu welchem Ende solche, wenigstens die im Calender angezeigte Feiertäge gewidmet werden sollen, wollen selbe nichts wissen. Und es wäre zu wünschen, daß einen und dem andern bessere Begriffe hievon beigebracht würdē: denn die Heiligē, welche für die Bestättigung der Lehre JEsu, ihr Leben geringe geachtet haben, sind getreue Bediente ihres Herrn und rechtschaffene Streiter gewesen. Sie haben dasjenige, was die Menschen, die den Himmel in diesen flüchtigen und vorbeirau-

rauschenden Leben suchen, oder vermeinen angetroffen zu haben, für das Fürchterlichste halten, für eine Thür zu ihrer höchsten und ewigdaurenden Glükseligkeit gehalten. Ihre Standhaftigkeit und ihr, mitten im Tode freudiges Wesen, war der Saame, woraus die besten Christen erwuchsen und in grosser Menge aufblüheten, wenn das Henkerschwerd und die möglichste Pein die geduldigsten und beherztesten Glieder Christi aufrieben. Diejenigen, welche in den bittersten Verfolgungen übrig blieben, liessen das Andenken der Märterer dergestalt im Seegen stehen, daß sie dasselbe in grosse Register einschreiben, und den Todestag derselben jährlich begiengen. Alsdann brachten die begüterten Glieder der Gemeinen JEsu Brod, Wein, Geld und andere Nothwendigkeiten des menschlichen Unterhalts zusammen, auf daß die Lehrer und die Armen dadurch versorget, auch der Zubehör des äussern Gottesdiensts davon angeschaffet werden könnte. Man fieng im 3te Jahrhundert nach der Geburt Christi schon an, an den Todestagen der vornehmsten Märterer zum Lobe derselben, die herrlichsten Reden zu halten. Man stellte den Zuhörern die wundervollen Eigenschaften und den Kampf der Märterer lebhaft für, welches dann vieles zur Verehrung und Anrufung der Märterer und Heiligen beigetragen; wie dann auch bei vielen Evangelischen zumalen in Sachsen, das Andenken vieler Heiligen durch kostbare Mahlereien oder auf eine andere Art im frischen Andenken erhalten wird. Aus der Hochachtung der Märterer stammen die Register und Kalender her, worinn die Namen derselben, nach den Tagen der Monate aufgeschrieben und verwahret sind. Diese Register werden *Martyrologia* genennet. Die Christen hatten dergleichen bereits im zweiten Jahrhundert. Tertullianus erwehnet derselben *de corona militis* c. 13. Cyprian schreibet im dritten Jahrhundert ep. 37. *Dies eorum, quibus excedunt, annotate, ut commemorationes eorum inter memorias martyrum celebrare possimus.* Man erkennet hieraus dasjenige, was in den Stiftern pflegen Memorien genennet zu werden. Augustinus sagt L. XX. contra *Faustum* c. 21. *Populus christianus memorias Martyrum religiosa solennitate concelebrat & ad excitandam imitationem & ut meritis eorum consocietur atque orationibus adiubetur.* Es ist kein älteres Martyrologium übrig, als das, so Hieronymus zu Anfange des fünften Jahrhunderts zusammen gebracht hat. Franciscus Maria Florentinus hat dasselbe mit Anmerkungen herausgegeben. Ado, welcher nachher zu Vinne unter Lion in Frankreich Erzbischof geworden, fand ein altes römisches Martyrologium zu Ravenna, als er gegen die Mitte des achten Jahrhunderts von Rom dahin kam. Er schrieb dasselbe ab, und sezte es seinem grösten Martyrologio vor. Der Pabst Gregorius, der Grosse, beschrieb das römische Märtererbuch L. VII ep. 29. am Beschlusse des sechsten Jahrhunderts, und zeigte an, daß es ein Calender sey, worinn bei jedem Tage der Name des Märterers oder Heiligen, welcher damals gestorben, nebst dem Orte, wo der Heilige gestorben, beschrieben stünde. Aus dieser Quelle sind die Namen der Heiligen in die Calender gekommen. Ado fieng zuerst an, einige Stüke aus den Geschichten hinter die Namen der Heiligen bei jedem Tage zu sezen. Er unterzog sich im Jahr 750. dieser beschwerlichen Arbeit. Er nahm seine Nachrichten aus dem Pontificali Romano, aus dem Rufino Hieronymo, und andern Kirchengeschichtschreibern. Es sezt den Märtertod des Heiligen Blasii auf den funfzehnten Tag des Hornungs. Er fügt eine kleine Märtergeschichte desselben hinzu. Welche ich, weil sie die einzige ist, so aus dem Alterthum zu uns fortgebracht ist, hier eben mit einem Kupfer von der Marter dieses Heiligen zugleich einschalten, und die Marter einiger anderer von ihme Bekehrten auch zugleich in Kupfer vorstellig machen will:

Die

N. 1

2

Die erste Platte, Lit. A. stellet den eigentlichen Martertod des Heil. Blasii vor, wovon besagter Addo folgendes aufgezeichnet hat:

„ Dieser heilige Bischof der Stadt Sebaste in klein Armenien verrichtete viele „ Wunderwerke. Endlich nahm ihm der „ Staathalter Agricolaus (*) durch mannigfaltige Marter das Leben. Er lies ihn „ 1) lange hangend schlagē, hernach in das „ Gefängnis legen, ferner 2) an ein Holz „ binden, wo sein Fleisch durch eiserne Haken hin und her zerrissen wurde. Darauf muste er zum zweitenmale in ein „ sehr scheusliches Gefängnis gehen, wohinein man eine ganze See lauffen lassen. Er ging darüber hin, und kam unversehrt davon. Andere verstehen dadurch, daß er mit einem siedenden Oel „ und andern stinkenden und breñenden „ Materien betröpfelt, und also grausam „ gepeiniget wordē seye. Der sehr unbillische Richter lies 4) denselben zuletzt nebst „ zween Knaben den Kopf abschlagen. „

* Agricolaus war ein Henker der Christen. Er übte an 40. Soldaten / so Christen waren / zu Sebaste am 11. Merz darnach / entsezliche Marter aus / welche Blasius Homil. XX. und Ado S. 117. beschrieben.

Viele Neubekehrte und Glaubige sind nach ihm noch grausamer gemartert, und weil sie Christum nicht verläugnen wolltē, getödet worden. Man hatte zu selbigen Zeiten grausame Marter erdacht, und theils durch Auseinanderziehung der Glieder und des ganzen Cörpers mit Sengen und Brennen am ganzen Leib, solche zu Annehmung der heidnischen Religion zu bringen gesucht, wie Tab. B. Nro. 1. zeiget. Theils aber sind gar Gewichter auf eine so erbärmliche Art, wie Nro. 2. zu sehen, angehenkt worden, daß nicht allein die Glieder sich zerkrümet, sondern auch solche Neubekehrte bei der ersten Application einer solchen tirannischen Marter den Geist aufgeben haben. (In dem folgenden Büchern wollen noch mehrere dergleichen Vorstellungen in Kupfer, welche sehr rar worden, mitgetheilet werden, und wollen es für dermalen bei diesem bewenden lassen.) Nur noch von der Stadt Sebaste noch was zu gedenken, so ist nöthig anzumerken, daß solche auch Sivas heiset, und in Kleinasien liegt, an der Südseite des schwarzen Meers landwärts. Plinius sezt dieselbe in das Land, Cappadocia Pontica genannt, VI. 3. Man rechnete diese Stadt nachher zu Armenien, wie aus dem Socrate II. 43. erhellet. Pompejus lies den Ort *Diospolin* nennen. Baronius machte über das römische Marterregister viele Anmerkungen. Er sezte den Blasium daselbst bei dem 15. Febr. unter die Regierung des Kaisers *Diocletiani*, mit dem Anhange, daß er damals in der zehntē grossen Verfolgung, seinen Geist aufgegeben. Allein er erkannte nachher seinen Fehler in den *Annalibus ecclesiasticis*, und sezte den Märterertod des Blasii auf den dritten Febr. des Jahrs 316. in die Zeiten der von dem Nebenkaiser Licinio erregten Verfolgung. Die Chorherren zu Frejaul, in der venetianischen Lombardei, besizen ein altes lateinisches Buch, von dem Märtererto de des Blasii. Es fängt sich mit diesen Worten an: *Passio sancti Blasii Episcopi & Martyris. Etenim in Sebastia Capadociae traditit quidam ad correptionem eos.* - - - Die Jesuiten zu Antwerpen haben diese Schrift den Actis Sanctorum 3. Febr. pag. 336. einverleibet. Jedoch wird demjenigen widersprochen, welcher ein Horn erfunden, und solches unter die Reliquien des Blasii geleget hat, gerade als ob Blasius seinen Namen vom Blasen erhalten hätte, und ein Hirte gewesen wäre. Heinrich der Löwe hatte das heilige Grab besucht. Er hatte daselbst den heiligen Blasium rühmen hören. Was Wunder, wenn er diesem Heiligen das Stift, welches er vom Grund aus änderte, widmen lies, welches noch anjezo das Stift St. Blasii genent wird. Seit der Zeit sind vielen Kirchen u. Gotteshäusern der Name des St. Blasii beigelegt wordē. Wie dann die Reliquien dieses Heiligen noch an vielen Orten gezeiget werden; und hat man ihm zu Ehren nicht allein in Teutschland, sondern auch in Frankreich und Spanien viele Kirchen erbauet.

Von

Von einigen Gewächsen, welche eine Menschen- und Thier-ähnliche Gestalt oder Bildung an sich gehabt.

Die Weisheit GOttes im Reich der Natur ist an unzählichen Geschöpfen, und jeden besondern Theil derselben so verherrlichet und offenbar, daß man in ein weites Feld der Betrachtung eingeleitet wird, wenn man nur den kleinesten und geringscheinenden Theil davon untersuchen und vorstellen wil. Das Reich der oberirdischen Gewächse hat einen solchen unbeschreiblichen Ueberflus von besondern Arten, daß nicht einer, auch nicht zehen Menschen vermögend sind, derselben weise Verfassung, Structur, Bildung und Leben zureichend zu beschreiben, dergestalt daß auch ein einziges Blat zu vielen Betrachtungen Ursach und einen Vorwurf giebt. Wenn man nur die Signaturam oder figürliche Bild- und Zeichnung vieler Pflanzen zum Augenmerk aussezet, so ist bekannt, wie viele Bemühung hierunter vorgegangen, da nicht allein das Geschäft der Einsicht und Einbildung viele solche Signaturen nahmhaft gemacht, sondern auch eine sorgfältige und mühsame Vergleichung mit einigen menschlichen Gliedmassen unternommen, ja noch mehr erweislich zu machen gesucht, daß diese Gewächse wegen solcher figurirlichen Gleichheit auch eine hülfreiche Kraft hätten, denen Gliedmassen des menschlichen Leibes aufzuhelfen, mit welchen jene Gewächse eine bildliche Aehnlichkeit hätten, davon weiter zu handeln überflüssig und wider meinen dismahligen Zwek wäre: Nur eine Anmerkung von dem figurirten Schlangenstein zu berühren, kan nicht vorbei gelassen werden, welchen ich dieser Tagen zu sehen die Gelegenheit gehabt habe. Diese Steine wachsen nicht, wie einige irrig glauben, von so ungefehr unter den oberirdischen Gewächsen in einer Thier ähnlichen Gestalt, sondern solche werden gefunden in den Kopf gewisser sehr vergifteten Schlangen mit haarigen Köpfen, welche in den Morgenländischen Indien, insonderheit zu Quamsi und Indostan, häufig anzutreffen; Ein dergleichen Stein, den ich hier in einem gewissen Hause weis, und welchen man, dem Nächsten zu dienen, gerne in Unglüksfälle hergibt, hat eine länglicht figurirte Grösse, welcher von verwunderlicher Kraft und Tugend ist. In vergifteten Zufällen, wo er aufgelegt wird, hängt er sich so feste an, daß er nicht ehender wegfällt, als bis er alles Gift an sich gezogen hat. Das Experiment, um die Würkung und den Nuzen desselben einzusehen, bestehet nachgehends in diesem, daß solcher Stein in laulichte Milch gelegt wird, wo er alles Gift wieder von sich geben solle, so daß auch die Milch gleichsam Adernweis, von der Giftmaterie colorirt wird, gleichwie solches vor einigen Jahren an einer unglüklichen Person mit Nuzen sich erwiesen hat. Es wird sowohl äusserlich bei vergifteten Bis- oder Stichen, Pestbeulen, bösen Geschwulsten, sondern auch innerlich bei Vergiftungen gebraucht, davon in dem Bericht eine weitläufige Erzehlung mit gründlichen Anmerkungen zu finden. Vielleicht haben wir Gelegenheit, auf ein andersmal hievon was Mehrers anzumerken. Da es aber dismal mein Absehen nicht ist, von Wundersteinen noch von monströsen Gewächsen was abzuhandeln, dergleichen verschiedene von fleissigen observatoribus angeführet werden; unter welchen ich nur gleichsam ein und anderes merkwürdiges Exempel in Vorbeigehen berühren will: ALDROVANDUS *de monstrorum Historia f. 669.* gedenket einer weissen Zaunrübe, welche ein menschlich Ebenbild präsentiret. *In Act. Nat. Cur. dec.* I. *anno* 2. *obs.* 51. *pag.* 89. wird ein Lungenmoos, oder Muscus pulmonarius in der Gestalt einer Menschlichen Larve beschrieben. Eben dergleichen Menschen ähnlicher Schwam oder Pülz wird daselbst *obs.* 55. *pag.* 112. auch *anno* I. *obs.* 48. *p.* 121. auch ein curieuse Rübe, welche einem fast gänzlichen menschlichen Leibe gleich gestaltet ge-

wesen, angeführet: und wie viel Schreibens ist nicht unter den Gelehrten von der Alraunwurzel Mandragora zu sehen, davon man entweder natürlich gewachsene oder betrüglich formirte Menschengestalten bezeugen wil. Es ist auch nicht mehr so gar seltsam, daß Pommeranzen- und Zitronenaepfel Finger-ähnliche Gestalten öfters zeigen. Es schreibt ERASMVS FRANCISCVS im Ostindianischen Lustgarten *Part.* I. *p.* 165. von der Adamsfeigen folgendes: „ Wenn man diese Frucht von einander schneidet, so lasse sich darinn eine „ Ader bliken, die einem Crucifix ganz „ gleich wäre; daraus die Christen selbiger Orten unter andern schliessen wollen, dieses sey die Frucht, darinn die „ erste Mutter ihr und uns den Tod an „ den Hals genaschet, und daß diese in der „ Frucht hinterbliebene Figur des Creutzes zeuge, es habe solche Uebertrettung „ durch Christi Creuz und Tod müssen gebüsset werden. „ Dabei ich nicht unberühret lassen kan den billigen Eifer, welchen CASPARVS HOFMANNVS *de medicamentis officialib.* u. SIMON PAVLI *in Q. B.* darüber gehen lassen, daß einige Botanici wegen solcher bildlichen Gleichheit einigen Gewächsen heilige und venerable, oder hingegen ärgerliche und obscœne Namen beigeleget. Z. E. Das Satyrium oder orchiden, testiculum Satyri, canis, vulpis, auch palmam Christi, Convolvulum sanctum; die pimpinellam Sanguisorbam, barbulam Dei, das litho spermum arundinaceum, Lacrymam Christi; den asterem luteum, oculum Christi; die nicotianam maiorem, herbam Sanctæ Crucis, die Violam tricolorem, florem trinitatis und andere solche Benennungen mehr, welche den göttlichen Namen und Eigenschaften misbrauchen, auch die Würde der Apostel, der Jungfrau Marien und anderer Heiligen verunehren und verächtlich machen. Unter solchen Menschen ähnlichen Gewächsen ist das bekannteste so *Orchis* oder *Satyrum* das Knabenkraut genennet wird, welche deutsche Benennung es daher überkommen, weil es nach der falschen Tradition zur Zeugung der Knäblein dienlich seyn soll, wie solches THEOPHR. *in Hist. plantar.* referirt, dahin auch ihr griechischer Namen zielet, der auf solche Glieder des menschlichen Leibes, oder auf die erdichteten, unreinen und geilen Waldgötter deutet: dergleichen Orchides führen auch den Namen *antropomorphos* auch *artropophora*, Menschengestaltig oder Menschentragend ꝛc. Es wird eine fabelhafte, aus der Phantasie formirte und mit einigen Zusäzen geschmükte Begebenheit in Breslauischen Geschichten der Natur und Kunst 33. Versuch p. 455. und 5492. mit einigen Erläuterungen erzehlt, von einem Mägdlein, das auf der Erden auf einen vegetabilischen Stengel soll gewachsen seyn: es gibt ein Corporal vor, solches auf einen Wikenaker gefunden zu haben, es wäre ohne Fus und Flügel, jedoch lebendig gewesen, habe Fleisch und Blut gehabt; präsentirte einem Menschen im Gesicht und hätte eine Weiberbrust mit zwei Goldgleichen Knöpfen besezt, die Brüste aber sollen von feinem Silber gewesen seyn ꝛc. In dieser Erzehlung findet sich accumulatio mendaciorum, und halte ich dafür, daß so viele Unwahrheiten und figmenta in solcher Fabel steken, als characteres angeführet sind. Leichtgläubige und auf seltsame Dinge unfürsichtig achtende Gemüter, sehen und nehmen solche Erzehlungen vor unzweifelhafte merveilles oder prodigia an: wissen aber nicht wohin sie monstreuse Gewächse oder Ausartungen von der Orchide, Orobange, Sedo, Buphthalmo, u. a. m. bringen und rechnen sollen, oder was eine electrisirte Phantasie vor Würkungen prästire. Was andere Gewächse betrift, welche mit einigen Thieren eine Aehnlichkeit haben, so ist von vielen Zeiten die Moscowitische Lammspflanze, welche in seiner Sprache *Baramez, Borannets, Borumez*, sonst von DEVSINGIO Agnus vegetabilis, auch Agnus Scythicus genannt wird, das Scythische

thische Lamm, davon bereits bei den Gelehrten viel Schreibens und Streitens gewesen, welches HEVCHER *in nobis probentibus Hortt. acad. Wittenberg. p. 26.* abhandelt, davon auch weitläuftiger DEVSINGIVS dissert. *de agno vegetabili* und ERASM. FRANC. *l. c. p. 167. seq.* Bericht ertheilet: es referiren alle authores, daß solche Planze aus einen Kern gezogen würde, welche den Melonenkern gleich komme; von dieser Pflanze eine kurze Nachricht zu geben, so schreibet davon der Herr von Hoberg *in Georgica curiosa P. 1. Lib. 6. cap. 22. p. 601.* folgendes: „ Boramez wächst in Tartaria, in der Landschaft Zanotha, da die Innwohner einen Kern, wie die Melonenkerne, doch ein wenig länger aussehen, woraus erwächst ein Kraut, wie ein Lamm (nemlich die Frucht am äuersten Gipffel des Stengels hangend) dem es mit Füssen, Haupt, Ohren und Wollen gleichet; die Wolle ist zart und rein, davon macht man Hauben, wie bei uns aus der Baumwollen, das Fleisch gleichet den Krebsen, ist süs und sehr wohlgeschmakt, und wann man darein schneidet, läuft Blut, oder ein rother Saft daraus; das Kraut treibet einen hohen Stengel, welcher sich an des Lammes Nabel endiget, und bleibt, so lang es ein grünes Kraut darum zu verzehren hat, (i. e. so lang daherum Nahrungssaft in der Erde ist, davon wie andere herumstehende Kräuter, also auch diese Pflanze ihr Wachsthum nehmen kan,) wenn solches vergangen, so welkt und stirbet dieses Fruchtthier, (wie sie von Herrn Harsdörffer *in delic. Math. & Phys.* beschrieben.) Andere wollen, es seye eine Art eines rauchen harichten Kürbisgeschlechts, und seye eine Fabel, daß es Gras fresse, sondern es werde das darunter stehende Gras von seinen Schatten und Blättern verdorret, also daß der Plaz unter diesem Gewächse kahl bleibe. „ Unter welche auch VERVLAMIVS ist *in Histor natural. Experim. 609.* ERSM. FRAC. berichtet ausser diesen davon: „ wenn die Frucht reif „ wird, beginnet der Stengel zu verdroknen, die Frucht aber ein rauches „ Fell zu bekommen, gleich einem Lamm, „ welches nachmahls gegerbet, und zum „ Gebrauch bereitet wird; hat sehr zarte und grause Wolle. „ Es gehöret aber dieses Gewächs unter die plantas lanigeras, wie Salix pumila, populus nigra, deren Blüte dahero Käzlein genennet werden, und wird fälschlich vor ein Thier gehalten; dahero von denen zarten Fellen, welche in Kunstkammern vor Felle dieses Thiers Boramez ausgegeben werden, KEMPHER *in Decad. observ. exotic.* meldet, daß die zarte Felle von unzeitigen Lämmern sind, welche nach der Scyther und Perser Gewohnheit denen grossen orienthalischen Schafen aus dem Leibe geschnitten und vor einen hohen Preis, zum Unterfutter grosser Herren Kleider, verkaufet werden: welches dieser autor *in fasciculo amœnitatum exoticarum* weiter bezeuget. Wie nun bei Beurtheilung solcher Gewächse die imagination einen starken Einflus hat, so hat es gleiche Bewandnis mit einigen andern, insonderheit ausländischen Pflanzen, welche derglichen haarigte und wollichte Blüten, Auswürfe und Anhänglichkeiten haben; wie absonderlich mit solchen Vergleichungen sich obbenannter *Porta* in seiner *Phythognomonica* exerciret und distinguiret; immassen man an manchen solchen wollenen Bäumen, wie RECCNVS, MARCHGRAV, PISO, HERNANDES, IONSTONVS, CLVSIVS, ERASM. FRANCISC. beschrieben, dergleichen Aehnlichkeit und Beschreibung man mit Enten und Gänsen, mit Tauben und andern geflügelten Insecten oder Thieren antrift; daher die curieuse Einfalt und Leichtglaubigkeit vorgeben kan, es gäbe ein Land in der Welt, wo Schafe Gänze, Enten, Vögel, Fliegen, Bienen,

nen, Mäuse, u. a. m. auf den Bäumen wachsen. Es allegiret DODONAEVS *in Histor. Stirp. Pemp. 2. L. 2. p. 236.* etliche Species von der Orchide an deren Blumen eine Gleichheit der Schmetterlinge, Hummeln und Fliegen zu sehen gewesen. In *Act. Nat. Cur.* wird eine orchis arachnites oder Spinnenähnlich *l. c. Bidel. An. 2. Dec. 1. obs. 41. p. 23.* ein *Satyrium castratum* oder *Eunuchum*, endlich eine *Orchis cum aviculis tab. 5. 6. & 7.* beschrieben. Endlich gedenke ich noch mit wenigen der *Granadill* oder Passionsblume, an welcher man einige Theile mit denen Werkzeugen, so bei der Passion und Creuzigung Christi gebrauchet worden, vergleichen will. Davon mehrgedachter ERASM. FRANCISCI *l. c. p. 168. seq.* unterschiedene merkwürdige Arten beschreibet: unter andern führet er *p. 174.* folgendes an: „ Der „ Venetianer PETRELLVS mahlet „ eine Art davon bei dem POSSEVI„ NO sehr verwunderlich ab: indem er „ andeutet, daß bei dem Grunde der „ mitten einstehenden Blumensäulen, „ unten fünf kleine runde und rothe „ Blättlein, wie Blutströpflein liegen; „ auch aus angeregten Seulen drei Aest„ lein wachsen, gleich dreien Nägeln, um „ welchen sich eine Crone schwinget von „ zwei und siebenzig Dornen, wie viele „ rothe Mahlzeichen in dem Schweis„ tuch, darein des Herrn Haupt nach „ der Abnehmung vom Creuz soll gewi„ kelt worden seyn. „ Wenn diese Blume ein wesentlich wahrhaftig Geschöpf u. nicht ein sich vorstellendes nicht ungleiches Gedicht wäre, wie es aus manchen Umständen sehr wahrscheinlich und verdächtig ist, so wäre sie eine besonders merkwürdige Blume. Da ich nun bisher mehrentheils in historischer Betracht- und Erzehlung solcher Gewächse mich beschäftiget, welche mit Menschen und Thieren eine figürliche Gleichheit haben, so werde ich mich nicht weiter dismahl mit der Untersuchung solcher Gleichförmigkeit einlassen, woher nemlich solche zu leiten, oder die causam efficientem anzuzeigen; noch viel weniger will ich des DIPPELII Meinung im tract. *de vita animali* untersuchen, ob die vegetabilia eine verständige und empfindende Seele hätten, welche solche Bildung nathahmen und formiren könnte, oder ob des ARTANAS. KHIRCHERI Gedanken von der zufälligen communicatione seminis animalis der Wahrheit näher komme, sondern ich beruhe und berufe mich auf dasjenige argument, was bei dismahliger Abhandlung mein Vorhaben und Zwek gewesen ist.

Ein sicherer Weg, die schlimsten und eingewurzelsten Fisteln ohne Schnitt und Beizen aus dem Grunde zu heilen.

Man hat bisher die guten sowol, als die bösen Fistelschäden auf eine grausame und den armen Kranken sehr fürchterliche Art tractiret. Ein jeder Chirurgus, er komme aus welchem Theile der Welt er wolle, ist der Meinung, daß, ohne Schnitt oder chirurgische Operation eine Fistel zu heilen, unmöglich sey. Solche starke Künstler schreiten, wie in andern, so auch in diesem Falle, sogleich zum Beizen und Schneiden. Der Patient mag sich grümmen und ein so heftiges Zetergeschrei anstellen, als er will; so mus er sich doch dieser Marter unterwerfen, und glauben, daß kein anderes Mittel, als dieses ihm zu helfen, da sey. Unverständige Angehörige sind oft eben der Meinung, und rathen manchmal eher zu der grausamen und abscheulichen, als vernünftigen, gegründeten und unschmerzhaften Art der Cur. Wie viel besondere Dinge könnte ich noch anführen, womit und wodurch solche unglükliche Patienten, die in so ungeschikte Hände fallen, gemartert, auf ihr ganzes Leben unheilbar oder wol gar unter unaussprechlichen Schmerzen vor ihrem gesezten Lebensziele in das Grab gebracht werden, wenn ich nicht etwas

nüzli-

nüzliches zu sagen hätte, und zur Sache selbst schreiten müste. Ich bin jezt willens, von einer verzweifelten und mit vielen ungewöhnlichen Nebendingen verknüpften Fisteln, und dabei von der gründlichsten und besten Art, dergleichen Schaden zu heilen, eine Nachricht zu geben: Eine unverheirathete Frauensperson von 16. Jahren, die von Jugend auf kränklich gewesen, hatte auf dem musculo pectorali sinistro, nach der axilla zu, einen kleinen harten Knoten bekommen, welcher nach und nach grösser und härter worden, bis er endlich die grösse eines Taubeneies erlangt. Die Eltern fragten einen beredeten Chirurgum um Rath. Dieser räth ohne vorhergegangene Präparation zur Oeffnung, macht eine künstliche Operation mit dem Messer mitten hinein, verfehlt aber seines Zweks, indem er zwar Blut, aber keinen Eiter heraus bringt. Darauf fängt er seine Cur an, und macht es zuerst noch etwas leidlich, im Fortgange aber so verwegen und unverantwortlich, daß die unvernünftigen Beizungen einen Fleken von der grösse eines halben Guldens nachgelassen haben. Als die Patientin diese Marter nicht völlig aushalten wollte, der Wundarzt auch nicht sahe, daß er damit etwas fruchtete: So wurde noch ein anderer berühmter Wundarzt dazu genommen. Diese beiden giengen darauf mit einander zu Rathe und unterstunden sich, mit einem verdekten Messer unter der axilla quer durch den musculum pectoralem sinistrum, einen Schnitt zu thun, wodurch sie so viel ausrichteten, daß sich die Patientin sehr verblutete, an der Fistel aber nichts gebessert wurde; ja die, durch den Schnitt gemachte Oefnung heilete binnen 10. Tagen zu, ohne den geringsten Nuzen zu schaffen. Als der bedrängte und gerührte Vater der Kranken diesem Unwesen und Elende über ein halbes Jahr zugesehen: So kam er zu mir, sich in seinem Jammer Raths zu erholen. So sehr ich nun die Cur verbat, so sehr drang er darauf, daß ich das Elende, und dem Ansehen nach unheilbare Kind besehen, und meine aufrichtige Meinung davon eröfnē möchte. Als ich die kranke Person betrachtet hatte, wurde ich sowol aus Mitleiden, als durch mein Gelübde, schwer behaftete und unheilbar scheinende Patienten zu suchen, nicht aber andern rechtschafenen Medicis das Brod zu nehmen, bewogen, mein Heil, ohne etwas Vortheilhaftes zu versprechen, zu versuchen. Wie erschrak ich nicht, als ich unter die linke Achsel sahe! Noch mehr wurde ich bestürzt, daß ich keinen Kanal durch die Sonde entdeken, und nichts erbliken konnte, als Schwammichtes und blosses wildes Fleisch, das blau, braun und roth war, und darzwischen viele Fissuren waren, woraus eine stinkende und fressende sanies flos. Endlich entdekte ich die Fistel; der Hauptkanal gieng unter dem musculo pectorali maiori, nach der Clavicula zu. Ein anderer Canal, der nicht so lang war, gieng nach dem sterno, ein anderer unterwärts nach der mamma sinistra, ein anderer abwärts hinterwärts über die Ribben, und noch ein anderer vom pectorali nach dem Arm zu. Dieser lezte war unter der Haut zwischen dem Fette. Der Arm war von der Menge des obgenannten wilden Fleisches ganz zurük gewehnet. In der mamma sinistra war ein scyrrhus, oder sogenannter Krebsknoten, von der Grösse eines Hünereies. Doch war derselbe noch beweglich und mit dem musculo pectorali nicht fest. Unter der mamma dextra lag eine verhärtete Drüse, wie wohl nur unter der Haut im Fette, welche hernach von selbst exulcerirte, auch gründlich geheilet wurde. An dem rechten Arme seitwärts, an dem musculo pectorali, nach den axillis zu, war eine Drüse von eben der Art, wie die am linken Arm, aus deren unzeitigen Eröfnung die Fistel entstanden, diese exulcerirte nicht, sondern fieng an sich unter der Cur zu zertheilen. Scropuli oder sogenannte Hagedrüsen, fanden sich auch sowol an der rechten als linken Seite des Halses, diese wurden in der Mitte der Cur diker,

und hatten die Gestalt einer Weintraube, sie exulcerirten dabei beide, und sind nachher ebenfalls aus dem Grunde geheilet worden. Die Gesichtsfarbe der Patientin war im höchsten Grade cachectisch, so, daß es nicht eine facies ex flavo alba oder lurida, sondern ex albo virideſcens war. So desperat der äusserste Anblik dieser kranken Person war, eben so gefährlich sahe es mit der innern Beschaffenheit derselben aus. Die Patientinn hatte febrem anomalam lentam ad hecticam proclivem, der pulsus war ordinair mollis & frequens, zuweilen aber mollis & celer, und man konnte also hieraus schliessen, daß febris hectica incipiens schon da sey. Zuweilen verlor sich febris anomala, zuweilen regularis auf einige Zeit, doch blieb der pulsus auch abſente febre allzeit frequens. Ehe man sichs aber versahe, stellte sich das Fieber wieder ein, und zwar ratione invaſionis, bald Tages, bald Nachts; es hielt keinen gewissen typum und war in keine Ordnung zu bringen. Die Patientinn hatte das 16. Jahr zurük gelegt, und wuste noch nicht, wie einem blühenden Frauenzimmer zu muthe ist. Nec indicia nec catamenia ipſa aderant. Es war von einem geschikten Medico, bei dem sie eine Zeitlang im Hause gewesen, alles dazu gebraucht worden, aber ohne die geringste Würkung. Endlich hatten sogar die beiden Chirurgi, welche ihr Meisterstük äusserlich gemacht, auch innerlich ihr Heil, aber mit mehr Schaden als Vortheil, versuchet. Ich könnte noch vielmehr anführen, wenn ich mich nicht in den Raum dieser Blätter einschränken müste; die Hauptumstände mit ihrer so viel möglich, gründlichen Erörterung, werden dermaleins in einem besondern Tractate abgehandelt werden. Für jezt ist nur noch mein Endzwek zu zeigen, worauf sich diese meine gründliche und bequeme Art, die desperatesten Fisteln zu heilen gründet. Daß mit den armen Patienten, die mit dergleichen Schäden behaftet werden, auf eine so grausame und schmerzhafte Art umgesprungen wird, das haben sie den Herren Franzosen zu danken. Diese haben eine besondere Stärke in der Methode, die Fisteln zu operiren, gezeigt. Sie haben allerhand Sonden, *Piſturis* und krumme Messer erfunden, die Gänge aufzurizen, und manch gräslich Angstgeschrei dadurch zuwege gebracht, auch wol zu Zeiten einen und den andern methodice dem Todengräber überliefert. Das unerträgliche Beizen haben sie dabei auch nicht vergessen; doch haben sie es in diesem Stüke nicht so grob gemacht, wie die mehresten von unsern deutschen Wundärzten, welche mit den beizenden Mitteln oft nicht verschwenderisch genug seyn können. Wie nun dieses grausaume und unmenschliche Verfahren keinem Wundarzte, noch weniger einem Christen geziemet: So habe ich mir schon vor mehr als zwanzig Jahren, Mühe gegeben, zu untersuchen, ob nicht die Personen, welche so unglüklich sind, daß sie sich mit Fistelschaden schleppen müssen, auf eine gelinde und doch sichere, gründliche und zureichende Art zu heilen wären. Es ist mir auch dieses Vorhaben und diese Bemühung durch GOttes Gnade so weit gelungen, daß ich 15. Exempel von glüklich curirten Personen anführen kan, welche alle sehr verzweifelte und zur Operation gar nicht bequeme Fisteln gehabt, indem dieselben sowol an Puls- und ansehnlichen Blutadern, oder an Nerven und Flechsen lagen, als auch wegen ihrer Tiefe und Länge, das Messer und die Beizungsmittel nicht zuliessen. Ich werde solche insgesamt, und alles was ich dabei besonders bemerket, in der oben versprochenen besondern Abhandlung beschreiben. Eine Fistel ist nichts anders, als ein, in viele Gänge sich ausdehnendes, Geschwür, in welchem entweder durch und durch Verhärtungen oder allerhand Unreinigkeiten und wildes Fleisch befindlich ist, welches eine gründliche Suppuratio oder Schwörung, worauf die völlige Genesung ankommt, beständig hindert. Diese Härte und diese Unreinigkeiten aus den Gängen zu schaffen, sind also die Wundärzte auf das

Schnei-

Schneiden und Beizen gefallen; und sie haben auch zuweilen, wiewol unter rechten Höllenschmerzen, einige zurechte gebracht, die mehresten aber, alles Schneidens und Beizens ungeachtet, dennoch ungeheilet lassen müssen, und wol gar in einen schlimmern Zustand gesezt, als sie anfänglich gewesen sind. Die, bei den Medicis sogenannte indicationes, so aus obiger Beschreibung der Fistel fliessen, habe ich bei der Cur zum Grunde gelegt; als erstlich die in den Canälen befindliche Verhärtungen und Unreinigkeiten durch eine sehr gute und balsamische, erweichende resolvirende Einsprüzung, zu erweichen u. aufzulösen, zweitens die innern Theile vor der Fäulnis zu bewahren, drittens eine gute Suppuration zuwege zu bringen, damit die stinkende, wässerige, geronnene und scharffe Materie in einen fetten, gelben und diken Eiter verwandelt werde, welcher aus Unwissenheit einiger Medicorum und Chirurgorum für etwas Schädliches, von Gelehrten und Erfahrnen aber für den Uberflus der besten lymphae nutritiae (Nahrungssaft) gehalten wird, und jedesmal eine gute bevorstehende Heilung anzeiget. Aeusserlich wird ein, aus eben solchen Theilen bestehender, auserlesener Wundbalsam auf eine nicht allzuharte Wieke gestrichen, appliciret, welcher das, um die Oefnung, wie oben gesagt, mehrentheils herum sizende wilde Fleisch wegnimt, ohne dem Patienten die geringsten Schmerzen zu verursachen. Hiebei mus ich erinnern, daß die Cur nicht so geschwinde gehet, wie man gemeiniglich wünscht, sondern es gehöret Zeit dazu. Die mehresten meiner Patienten dieser Art, haben ein Jahr, auch wohl mehr erfordert, andere sind binnen einem viertel Jahr curiret worden, wie denn oberwehntes junges Frauenzimmer im Jenner dieses Jahres genesen ist, nachdem sie sich im November 1747. in meine Cur begeben. Dagegen ist diese Methode so beschaffen, daß die Kranken, wenn sie dazu kommen können, sich selber injiciren und verbinden, oder von ihren Angehörigen solches verrichten lassen, und also nicht allezeit eines Chirurgi benöthiget sind. Noch im Febr. dieses Jahr habe ich das Glük gehabt, eine verheirathete Frauensperson von dergleichen Schäden zu befreien, welche gegen das Ende des Aprils vorigen Jahres nach dem Kindbette, einen gefährlichen Abscess am Unterleibe bekommen, welcher gleichfalls nicht allein mit einem febre hectica incipiente begleitet war, sondern auch ein so hartnäkiges ulcus nachlies, daß die Patientin nebst ihren Angehörigen öfters stark an ihrer Genesung zweifelten. Die nächsten Anverwanden haben, nach meiner Anweisung, den Schaden verbunden, aber es ist so genau nicht abgegangen, daß nicht zuweilen ein Pfuscherstreich, der die Cur verzögert, mit untergelaufen. Nachdem ich die indicationes chirurgicas abgehandelt und zum Grunde gelegt, so folgen nun die medicae: Zuförderst muste der Zuflus von dem Fistelschaden abgewendet, hiernächst das Geblüte gereiniget und endlich die se - et excretiones befördert werden. Das erste und zweite wurde sowol durch gute reinigende, balsamische Pillen zu gehöriger Zeit und in besonderer Ordnung bewirket, wobei doch aber unterschiedliche andere nüzliche Abführungen und Arzneimittel gebraucht wurde. Das dritte, nemlich die Beförderung der Se - et Excretionum u. insonderheit die Beförderung u. Berichtigung der catameniorum wurde auch auf eine gründliche und gesezte Art bewerkstelliget, welches indem oberwehntem Tractat aufrichtig und umständlich beschreiben will. Der Ausgang hat es auch bewiesen, daß diese Methode die bisherigen übertreffe, indem diese Kranke, zuerst versus tempus catameniorum fluorem album, aber ordentlich und zu rechter Zeit; von den lezten 5. Monaten aber an, ihre catamenia ordentlich lebhaft und genug gehabt, welches leztere denn zur Heilung vieles beigetragen, die gründlich geschehen und folglich beständig seyn wird. Zur Beförderung der se - et excretionum diente auch die Besorgung des oben gedachten

anfan-

anfangenden febris hecticae; diese geschahe nicht durch die berufene China Chinae, wiewol einige, jedoch ohne Grund, meynen, sondern durch diejenigen herrlichen und sichern Mittel, welche die Ursache der Krankheit gründlich zum höchsten Vortheil der Kranken heben, nicht aber die Bewegungen der Natur unzeitig zum Schaden derselben, auf eine Zeitlang unterdrüken. Ich habe so wenig 36. Chirnapulver gegeben, als 72. Ich habe die Ursache der Krankheit aufgelöset, durch Schweiß und diuresin, alvum, Brust und Nasen ꝛc. ausgeführt, die unordentlichen Bewegungen in Ordnung gebracht, und die, von dem irregulairen abmattenden Fieber geschwächte Theile gestärket, wodurch auch das grünblase Ansehen vergangen, und eine lebhafte schöne Farbe sich eingefunden. Meines Wissens hat noch keiner diese Methode gebraucht und bekannt gemacht, noch weniger die oben angeführten ausgesuchten Mittel vorgeschlagen. In dem 123. Stüke der göttingischen gelehrten Zeitungen vom vorigen Jahre, wird zwar unter dem Titel Florenz gedacht, daß Maestro, Chirurgus bei dem neuẽ Marienhospitgl daselbst, der gemeinen Meinung auch widerspreche, daß man die Fisteln ganz aufschneiden, vollsprüzen oder mit der sonde viel grübeln müsse; Er will, daß man lieber der Fistel eine kleine Oefnung lassen, als sie durch tiefes Schneiden mit Gefahr aus dem Grunde heilen solle. Allein was das Einsprüzen betrift, so behält solches allemal seine Vorzüge, wenn es eine solche injection ist, wie ich componirt habe. Das Sondiren aber irritiret freilich den Schaden, und stösst die zarten angelegten fibras carnes weg, und bei der kleinen gelassenen Oefnung sind die Patienten so unsicher, wie bei der Fistel selbst; denn wer ist ihnen gut dafür, daß die kleine Oefnung nicht wieder gröſſer wird? Es hat also Maestro wol eine gelindere Art die Fisteln zu tractiren vorgeschlagen, wie diejenige ist, deren sich die ordinairen Wundärzte bedienen. Aber da die meinige Fisteln auf die gelindeste Art aus dem Grunde curiret und bei allen Fisteln applicable ist, welches, wie oben schon erwehnet worden, mit dem Schneiden und Beizen nicht angeht: So überrede ich mich, daß dieselbe des Maestro seiner noch vorgezogen zu werden verdiene. Inzwischen masse ich mich desfals keines Ruhms an, sondern bezeuge öffentlich, daß dem allmachtigen Schöpfer allein die Ehre gebuhre, da er mich ohnmächtigen Schöpfer zu einem Werkzeuge der Erbarmung über den armen Nächsten machen wollen. Jedoch habe ich es meiner Schuldigkeit gemäs zu seyn erachtet, von diesen ausserordentlichen und gesegneten Curen einige Nachricht zu ertheilen. Und ich versichere dabei aufrichtigst, daß wenn arme Leute, die sich in diesen unglüklichen Umständen befinden, sich meiner Hulffe bedienen wollen, ich sie solcher ohne alle Absicht auf einige Vergeltung, gern geniessen lassen werde. Es soll sie keinen Heller kosten, und kan ihnen dieses Blatt desfals zur Gewahrschaft und zum Privilegio dienen. Reiche und bemittelte Personen können thun und lassen, was sie wollen. Es ist gar nicht meine Intention, hiedurch vor der Welt in Ansehen zu kommen und mir einen grossen Namen zu machen. Ich achte es mehr für ein Glük, bei Leuten, die von Gelehrsamkeit und Wahrheit nicht richtig zu urtheilen wissen, keinen Ruhm zu haben, als in ihren Augen für gros und berühmt oder wol gar für untrüglich gehalten zu werden. Ich habe unterschiedliche Anmerkungen, dunkle Meinungen in der Medicin zu erlautern, ausgearbeitet liegen; ich habe sie aber lieber wenigstens die halbe Majorennité erleben lassen, als mit dem, was ich binnen einem oder zweien Jahren gesehen und erfahren, heraus plazen und die Welt beschweren wollen. Es würde mir eine schlechte Ehre seyn, wenn ich in der Folge der Zeit entweder mich genöthiget sehen solte, schriftlich meine vorigen Saze und Meinungen zu widerrufen, oder wenn ich erfahren müste, daß mich andere gründlich überführten,

ten, wie ich in den mehresten Stüken, womit ich die Buchläden zu früh belästiget, geirrt hätte.

D. Schöpffer in Braunschweig.

Woher das Wort Baze oder Paze komme?

Die erste Schreibart dieses Wortes ist die richtigste. Denn Tschudi sagt im Chronico Helvet. T. I. p. 459. daß, weil die Stadt Bern ihr Wappen, nemlich den Bär, der wegen seiner rauhen Haare einem Schaafe gleich sieht, welches gemeiniglich ein Bäz genannt wird, auf eine ihrer Münzen, prägen lassen, so habe man diese Münze Bäzen genannt. Hernach hätten andere Münzstädte Geld von gleichem Werthe geschlagen, das denn auch diese Benennung erhalten. Eben dieses bezeugen der Herr von Sekendorf in seiner Hist. Lutheranism. p. 60. Theod. Hasäus in Biblioth. T. VI. p. 287. Hr. D. Heumann in seiner Poecile T. III. p. Frisch in seinem deutschen Wörterbuche 1. Th. S. 74. Welcher leztere noch zwo Meinungen vom Ursprunge dieses Wortes anführet: Es kan nemlich 1) herkommen von Baz, welches ein Stük von einer diken und weichen Materie bedeutet. Man sagt ein Bazen vom Tuch; ein Leimenbazen, das ist Schnellkäulchen oder Schusser von Leim oder Thon. Das Wort Stük wird noch von vielen Münzen gebraucht, als ein Sechszehngroschenstük, ein Sechspennigstük ꝛc. Weil nun die Franzosen ihr Pieçe und die Italiäner ihr Pezzo auch gern zu Münzen von allerlei Werthe zu sezen pflegen: So können auch vermuthlich die Schweizer, als Nachbarn dieser Völker, das Wort Baz in eben dieser Bedeutung genommen haben. Oder es kan 2) von dem Worte sich Bazen, se conglobare, in massam vel glebam coire, hergeleitet werden, wozu die zottlichen Haare des Bärs Gelegenheit gegeben, von denen man, wie von den Federn in den Betten u. d. g. saget: Sie bazen, oder bazen sich zusammen.

Vom Haarkräuseln, und dem der Gesundheit daraus erwachsenden Nachtheil.

Zu Würtemberg führete den 14. Febr. 1749. Hr. D. Georg August Langhuth, ordentlicher Professor der Anatomie und Botanik, den Herrn Joh. Just. Terras, von Dresden, auf das medicinische Catheder, welcher, die höchste Würde zu erhalten, eine schöne geschriebene Disputation de valetudine sexus elegantioris a coma calamistrata vertheidigte, die bei Eisfelden auf 4. und einen halben Bogen gedrukt ist. Je weniger man bei Handlungen, die man nach einer fast allgemeinen Gewohnheit verrichtet, auf die Gefahr, welche der Gesundheit dardurch zugezogen wird, zu entdeken pfleget; desto rühmlicher ist die Bemühung derer, die sie mit einer guten Einsicht und hinlänglichen Erfahrung zu entdeken suchen, und zu vermeiden lehren: Dem schönen Geschlechte sind sie diesen Dienst am meisten schuldig, weil bei einem zarten Körper eine auch nur geringe Gefahr zum gröSten Schaden ausschlagen kan. Der Herr Verfasser der angezeigten Abhandlung redet von der Liebe und Achtung der Alten, sonderlich der Griechen und Römer, gegen ein wohlgekräuseltes Haar, und zeiget dabei gar richtig, wie weit es pflichtmäSig sey, die Natur durch Kunst nachzuahmen. Diese Gränzen überschreiten diejenigen ohne Zweifel, welche die Absichten der Natur durch eine gesuchte Zierde zu nichte machen. Wie dieses bei dem Haarkräuseln geschehen könne, und was sonst der Gesundheit für Nachtheil durch das dabei gewöhnliche Brenneisen zuwachse, bestimmet der Herr Verfasser aus der Beschaffenheit des menschlichen Körpers, und den Umständen, worunter er hierbei gemeiniglich gesezet wird. Er beweiset, daß das bei dem Haarschmuk vielfältig gebräuchliche Bescheeren nicht ohne viele Verlezung des Hauptes, und ohne Hindernis des von der Natur durch die Haare zu erhaltenden Nuzens, geschehen könne; daß der nach und nach auf dem Kopfe

gesammelte Puder und Pomade, wenn sie durch das heise Brenneisen zerschmelzen, sich in die Schweislöcher des Haupts dringen, und ausser andern Ubeln das Ausfallen der Haare und Kopfschmerzen zu Wege bringen; daß endlich das Brenneisen durch den auf manche Art dabei verursachten Dampf, die Luft, welche man bei dem Kräuseln nothwendig einschluken mus, ungesund mache, durch die Hize die Haare verderbe, und, weil es nothwendig dem Scheitel und den Schläfen sehr nahe kommt, dem Haupte, nebst allen seinen Theilen, vielen Schaden zufüge, welcher noch vermehret wird, wenn man nach dem Brennen alsobald in die kalte Luft gehet. Da dem ohngeachtet an dem schönen Geschlechte ein gekräuseltes Haar eine anständige Zierde bleibt: So ist der Herr Verfasser viel zu billich, als daß er der beschriebenen Gefahr wegen das Kräuseln schlechterdings verwerfen sollte. Vielmehr zeiget er, wie durch Hülfe eines Kaminfeuers, durch fleißige Reinigung der Haut und Haare, durch den Dienst eines Kammes, der zwischen der Haut und dem Brenneisen gehalten wird, durch die Sorgfalt, sich eine gute Zeit vorher, ehe man ausgehet, den Kopf in Ordnung bringen zu lassen, und andere Mittel, der Schaden um ein grosses verringert werden könne. Jedoch schlägt er als das sicherste vor, entweder ohne Brennen die Harre kräuseln zu lassen, oder sich einer Peruque zu bedienen. Alles dieses aber, was von dem Schaden der so beliebten Krause vorher ausgeführet ist, mus man nicht von den krausen Haaren des schönen Geschlechts überhaupt, sondern nur von den durch Kunst gekräuselten Haaren, verstehen.

Vom Niesen.

Die Brüder Pagliarini haben gedrukt: Origine dell' Uso di Salutare, quando si sternuta, Discorso fatto per gli eccellentissimi Principi D. Urbano e D. Carlo Barberini, da *Simone Ballerini*, Dottore di Legge e Custode della Libreria dell' eccelentissima casa. in gros 8vo. 3. und einen halben Bogen. Es haben bereits verschiedene Gelehrte den Ursprung der Gewonheit, zu denen, welche niesen, Prosit, Gott helf, u. d. m. zu sagen, in besondern Abhandlungen untersucht, davon der Verfasser die vornehmsten anführet. Herr Morin, welcher in den Schriften der Königl. Französischen Academie der Wissenschaften seine hiervon gemachten Anmerkungen druken lassen, erzehlet, es habe Promotheus, als er das Feuer vom Himmel geholt, die gläserne Flasche, darinnen er es verwahret, geöfnet, da denn die Sonnenstralen bei dem erst geschaffenen Menschen, als sie durch die Poros der Schwammichten Knochen eingedrungen, das primum vivens, oder die Belebung der Maschine, hervorgebracht hätten. Zu Erläuterung dieser Fabel bringt er das Exempel des von Elisa auferwekten Knabens bei, der, so bald er wieder aufgelebt, siebenmal geniesset, obschon, wie der Hr. Ballarini angemerkt, die Ausleger über der wahren Bedeutung des im Hebräischen befindlichen Wortes sich noch nicht verglichen haben, und Hn. Morins Beweis also gar unzulänglich und schlecht gegründet ist. Einige Scribenten behaupten, daß zu Gregorii M. Zeiten eine pestilenzialische Seuche gewütet, und die, so von derselben angegriffen worden, sich zu Tode geniesset hätten; deswegen der Papst gewisse Gebeter, und die noch jezo üblichen Wünsche, verordnet habe. Allein, daß dieser Gebrauch viel älter sey, ergibt sich aus einem Griechischen Epigramma, und aus einer Stelle Petronii, wo erzehlet wird, daß Eumolpus dem Gitoni, als er dreimal geniesset, gute Gesundheit angewünscht habe: ja man findet auch verschiedene Spuren davon bei denen von Rom und Griechenland sehr weit entfernten Völkern. Der Verfasser glaubt also, daß man den wahren Ursprung dieser Wünsche in dem Aberglauben der Alten suchen müsse, welche, wie er aus verschiedenen Stellen der Scribenten beweiset, aus dem Niesen bald gute, bald schlimme, Vorbedeutungen nahmen, und sich deswegen zu Abwendung alles bevorstehenden Unglüks der Worte Gott helf! bedienten.

Von

Von der Bratencur.

Von der Braten-Cur, de cura Assatoria disputirte der Herr Hofrath Michael Alberti nebst seinem Respondenten, Herrn Christian Gottlob Demani, im verwichenen September. Es bestehet diese Inaugural-Disputation aus 4. Bogen und 9. §§. Die Alten hielten sehr viel auf Braten, und ward dahero denen Göttern nicht gekochtes sondern gebratenes Fleisch vorgesetzet. Nachdem aber heut zu Tage das gekochte Essen so starck Mode geworden ist, so ist die Frage, welche Art Speise dem Menschen am gesündesten sey? Der Herr Hofrath antwortet, daß man auf die verschiedene Beschaffenheit der Menschen sehen müsse. Leuten, die ein schweres, dickes fettes Blut haben, ist mehr die Hunger- als Braten-Cur anzurathen. Denen See- und Nordländern ist mit denen Speisen nicht gedienet, welche nicht wiederhalten, und Nahrung geben, sondern bald aus dem Magen und Leibe rutschen. Subjecta, die zuviel Geblüt haben, oder mit dem Krampff beschweret sind, die mögen sich der vielen gebratenen Speisen enthalten; dahingegen denenjenigen, qui ob largiorem sanguinis profusionem, non solum hujus molestam penuriam patiuntur, sed aliquali virium languore laborant, ut sunt frequentes & effusæ narium hæmorrhagiæ, hæmoptyses, hæmorrhoides, Mensium & Lochiorum fluxus, mictiones cruentæ u. d. g. die Braten sehr dienlam sind. Denen Phlegmaticis, die flüssiger, feuchter, kalter Natur sind, ist auch das gebratene Essen sehr nützlich.

Ob die Armuth oder der Reichthum mehr zum Laster verführe?

Unter vielen wunderlichen Vorurtheilen, die unter dem menschlichen Geschlechte herschen, ist dieses nicht der geringsten eines, nach welchem man dafür hält: **ein Armer seye der menschlichen Gesellschaft gefährlicher als ein Reicher.** Diese Meinung hat der Armuth unzählige Uebel zugezogen, und besonders verursachet, daß, da man aus einem billichen Mitleid sie aus dem Staube zu heben bemühet seyn soll, sich ein jeder mit äussersten Kräften bestrebet, sie in der Nidrigkeit, in welche sie das Schikfal versezzet hat, zu erhalten. Terenz / der die Laster so natürlich und lebhaft, als sie es verdienen, abschildert, kan sich nicht enthalten, von der Armut das bitterste Urtheil zu fällen. Er sagt:

> Omnes, quibus res sunt secundæ, magis sunt nescio quomodo suspicioſi.

Dieses Vorurtheil entstehet nach meiner Meinung daher, weil man gemeiniglich, obwol fälschlich dafür hält, daß ein Armer geneigter zum Laster als ein Reicher sey, und was diese Meinung am meisten unterstüzzet, ist dieses, daß die Laster eines Armen der Welt mehr in die Augen fallen; da hingegen ein Reicher hinlängliche Gelegenheit hat, die seinigen zu bemänteln, und zu verhehlen. Seit der Zeit, da diese Meinung in die Welt gekommen, hat man angefangen gegen die Armuth ein gewisses Mistrauen zu hegen, und die Gerichtsplätze, die hiervon am richtigsten denken und am billichnen urtheilen solten, sind hierinn in vielen Stükken diesem allgemeinen Wahne gefolget.

Meine gegenwärtige Absicht sol die Erörterung der Frage seyn: **Ob die Armuht/ oder der Reichtdum mehr zum Laster verführe?**

Ich mus hier zum voraus erinnern, daß wann ich von von dem einen etwas bejahen werde, ich deswegen nicht schlechterdings das Gegentheil von dem andern zu behaupten suche. Der Reichthum kan unendlich gutes stiften; aber er kan auch den Menschen zu vielem bösen verleiten. Jenem dienet er zum Mittel, die Glükseligkeit seiner Mitbürger zu befördern, und sich auf die edelste Weise zu dem liebenswürdigsten Menschen von der Welt zu machen; diesen hingegen reiset er in einen niederträchtigen Geiz, und macht ihn zu einem verachtungswürdigen Geschöpfe. Die Armuht kan den Menschen zur wahren Glükseligkeit führen; sie kan ihn aber auch in den Abgrund der Laster stürzen, deren gerechte Strafen in einer ewigen Unglükseeligkeit bestehen. In der That kommt es hier auf das Gemüthe und desselben Beschaffenheit an.

Die Seele macht ihr Glük: ihr sind die äusern Sachen.
Zur Lust und zum Verdrus nur die Gelegenheit. Haller.

Ein Herz, das von denselbigen Trieben der Tugend belebet ist, wird bei dem Besitze der grösten Glüksgüter durch lasterhafte Thaten sich derselben nie unwürdig machen, noch in der äussersten Armuth auf niederträchtige Handlungen verfallen, die ihm Schimpf, Schande und Verachtung zuziehen. So wie ein jedes von diesen beiden Dingen den Menschen zum Guten reizen kan; so gewis ist es auch, daß beide die Quellen von vielen Lastern seyn können, und da dieses die Erfahrung bestättiget, so beruhet also die Erörterung dieser Frage darauf, welches von diesen Stükken das menschliche Gemüth zum Laster mehr verführe.

Die Laster, so öfters mit der Armuth verbunden sind, sind ein liederliches Leben, Diebstahl und Verzweifflung. Es ist auch ganz natürlich, daß ein lasterhafter Armer auf eines von diesen Dingen verfallen mus. Er ist selten so glüklich eine gute Erziehung zu bekommen. Ist er von vornehmer Geburt und dabei arm, so kan es ihm doch leicht an dem Unterrichte fehlen, wie man sein Gemüthe bilden und volkommen machen sol. Ja gesezt, daß er auch diesen erhält, so werden ihm auch die Mittel mangeln, diese Vollkommenheit in ihrem Glanze zu erreichen. Die Sorge für seine zeitliche Wohlfart hindert ihn alzusehr für die Wohlfart seiner Seele zu sorgen, und befiehlet ihm mehr auf die Erhaltung seines Leibes, als auf die Volkommenheit seines Gemüths zu denken. Sein ganzes Glük ist zuweilen auf den Degen gesezzet, und wem ist wohl unbekannt, welchen grossen Gefährlichkeiten in Ansehung ihrer Sele diejenigen ausgesezzet sind, welche, ohne vorhero eine gute Erziehung genossen zu haben, ohne das Wesen der wahren Ehre zu kennen, den Kriegsstand erwählen? Religion, Glauben, Tugend sind diejenigen Dinge, welche ein solcher am wenigsten achtet. Er überlässet sich seinen rohen Begierden und wilden Lüsten, und diese machen ihn endlich zu einem solchen unseligen Geschöpfe, das er am Ende seines Lebens die Stunde seiner Geburt verfluchet.

Ist ein lasterhafter Armer von geringem Stande, so hat er auch desto weniger Gelegenheit sein Gemüth volkommen zu machen.

Seine Geburt scheinet ihm schon alle Wege versperret zu haben, zu dieser Glükseligkeit zu gelangen. Er wird gemeiniglich in der Armuth erzogen; sein Umgang ist mit geringern und pöbelhaften Gemüthern; er siehet nichts anders als niederträchtige Handlungen, er höret nichts anders als niederträchtige Reden, und diese verursachen, daß er sich nach und nach selbst ein niederträchtiges Wesen angewöhnet, und eben solche schlechte Handlungen begehet, als niederträchtig seine Gedanken sind. Hierzu kommt noch die Sorge für die Unterhaltung des Leibes, und wie oft ist nicht mit der Armuth der Müssiggang verbunden, der wiederum viele andere Laster zeuget? Was ist alsdenn wahrscheinlicher, als daß er auf

das

das Stehlen verfallen mus, und was macht in dem gemeinen Wesen gefährlicher, als eben dieses Laster? Gesezt, daß ihn die Furcht der darauf gesezten Strafe davon abschrekete, so kan ihn villeicht die Verzweiflung einnehmen, und zu einer That verleiten, die am meisten mit einer gesunden Vernunft streitet. Ich übergehe andere Laster, in welche ein Armer verfallen kan, genug man wird hieraus schon satsam ersehen, daß die Armuth den Menschen eben sowol zum Bösen verführe, als sie ihn zum Guten antreiben kan.

Ich komme auf den Reichthum, der mit Recht unter die vornehmsten Glükgüter des Zeitlichen Lebens zu rechnen ist. In so weit man zur Beförderung der Vollkommenheit des Gemüths zeitlicher Mittel benöthiget ist, sezzet er denenjenigen, welcher ihn besizzet, in den Stand, auf eine leichtere Weise als der Arme an der Vollkommenheit seiner Sele zu arbeiten. Wenn ich aber denselben auf seiner schlimmen Seite ansehe, und das Böse, worzu er den Menschen verleiten kan, betrachte, so bin ich in Zweifel, ob man ihn nicht eher ein Unglük als Glük nennen sol. Weil es hier darauf ankomt, ob der Reichthum oder die Armuth mehr zum Laster verführe, so mus ich hier nothwendig derjenigen Laster gedenken, welche gemeiniglich aus dem Reichthum zu entspringen pflegen. Diese sind der Hochmuth, die Wollust und der Geiz.

Ein Reicher wird mehr seines Geldes als seiner Verdienste wegen geehret, und die Welt ist schon so geartet, daß sie mehr Ehrfurcht gegen einen Reichen als Armen bezeuget.

Einem Reichen, der zugleich verschwenderisch ist, wird es nie an Schmeichlern fehlen, die für den Genus einer fetten Mahlzeit ihm Verdienste andichten, die er nie besessen hat, und die seine Eigenschaften und Handlungen mit Lobsprüchen beehren. Diese sind in der That seine ärgsten Feinde, zu denen man wohl eben dasjenige sagen kan, was in dem Lustspiele der verlohrne Sohn des Hrn. von Voltäre, der Bediente des verschwenderischen Euphemons sagt:

Ach! Freunde ach! wer kan euch Schelmen trauen?

Gibt er diesen Schmeicheleien Gehör, lässet er sein Gemüth von der falschen Einbildung besiegen, als ob alles wahr wäre, was man ihm von seinen vermeinten Vollkommenheiten vorschwazt, so mus er alsdenn in eine Narrheit, oder in einen unerträglichen Stolz gerathen. Er wird alsdenn alle diejenigen, so weniger Vermögen oder Kunst als er besizzen, mit geringschäzzigen Augen ansehen. Er wird den Armen als ein Geschöpfe betrachten, so der Himmel nur zur Dienstbarkeit erschaffen hat. Die ihm am Stande und Vermögen gleich sind, siehet er verächtlich an, und ein heimlicher Neid reizet ihn, es den Grossen an Pracht vorzuthun. Dieses macht ihn zu einem verhasten Menschen. Er verbannet die Triebe der Menschenliebe und der Freundschaft aus seinem Herzen. Er wil seines Guts wegen angebetet seyn. Er erwekket bei jedem ein heimliches Mistrauen gegen sich, und es ist unmöglich, daß er ausser seinen Schmeichlern und niederträchtigen Verehrern iemand gefallen kan. Was wird von diesem nichtswürdigen Geschöpfe die menschliche Gesellschaft für Vortheile zu hoffen haben, da er sonst niemand seiner Freundschaft würdiget?

Welche eine Menge von Lastern entspringet nicht aus der Wollust? Was solte ich anfangen, wenn ich selbige alle nennen wolte? Die Unmässigkeit im Essen und Trinken, die Sorglosigkeit, die Geilheit, die Verschwendung sind alle Laster, so aus dieser unerschöpflichen Quelle entspringen. Ein Reicher hat mehr Mittel seine lüsternen Begierde zu erfüllen. Der Wollüstige weidet seinen Leib mit den köstlichsten und zärtlichsten Speisen und Getränken, er ruhet in einer ahndungslosen Sicherheit auf den weichsten Kissen. Die verführet ihn zum Müs-

siggang, und macht, daß er sorglos einen Tag nach dem andern verschwinden lässet. Er macht sich durch einen viehischen Lebenswandel zu einem vernünftigen Umgang ungeschikt, und welche Leute können in einer Republic mehr ihre Mitbürger zum Bösen verführen, als eben Wollüstige?

Es wird unnöthig seyn, daß ich von dem Laster des Geizes vieles sage. Die heilige Schrift selbst nennet ihn die Wurzel alles Ubels, und dieser erhabene Ausdruk enthält alles in sich, was ich sonst mit den ausgesuchten Redensarten von der Abscheulichkeit dieses Lasters sagen könte, und er stellet uns schon alle Handlungen in einem kurzen Abrisse vor, wozu der Geiz den Menschen verführen kan. Die Begierde mehr zu haben als man braucht, kan sich bei den Reichen eher einfinden, als bei demjenigen, welcher mit wenigen vergnügt zu seyn gelernet hat. Diese Begierde lehret dem Geizigen die verfluchten Wege, durch Unrecht anderer Gut an sich zu ziehen. Betrug, Mordthaten, heimliche Vergiftungen, Verrätherei, Verschwörung und tausend andere entsezliche Verbrechen, sind alle Dinge, die ein Geiziger zu thun fähig ist.

Ich habe bisher die Laster erzälet, zu welchem sowohl die Armuth als der Reichthum den Menschen verführen kan. Wenn man beide auseinander sezzet, so wird man erst urtheilen können, welches von diesen beiden Dingen mehr zum Laster reizet. Man wird finden, daß die Laster, so aus der Armuth entspringen, so beschaffen sind, daß sie eher vermieden werden können.

Ich habe den Müssiggang, ein liederliches Leben, den Diebstahl und die Verzweiflung angeführet. Wenn ich diese Laster genau erwäge, und mir dabei einen Menschen vorstelle, dessen Gemüthe noch roh und ungebildet ist; so ist es doch eher möglich, daß, wenn er in Armuth lebet, er diese vermeiden werde, als diejenigen, so aus dem Reichthum entspringen, wenn ihm der Himmel bei seinen wilden Trieben zugleich Glüksgüter beschereet hat.

Wenn auch ein Armer schon zur Liederlichkeit geneigt ist, so ist es doch eher zu vermuthen, daß ihn die Furcht einer schmälichen Strafe, für den Lastern warnen werde, wozu ein liederliches Leben den Menschen verleiten kan. Ein Armer hat mehr Gelegenheit sich für dem Laster zu hüten, als ein Reicher. Es fehlet ihm nicht leicht an Mitteln, seinen Unterhalt zu erwerben. Ein jeder gibt auf seine Handlung acht, und dieses treibet ihn an, sich für allem Verdacht zu hüten. Die Laster, in die ein Geiziger gerathen kan, sind weit glänzender, und stellen, wenn sie den Menschen in ihr Nez ziehen wollen, ihm mehr Scheingüter vor die Augen. Der Reiche kan in Laster gerathen, die, ob sie zwar an sich dem Rechte der Natur zuwider sind, dennoch durch die bürgerliche Gesezze nicht bestraft werden können, so lange sie nicht mit andern wichtigern verbunden sind. Die Lust zu sündigen und Lasterthaten zu begehen, ist also bei ihm weit stärker, als bei dem Armen, auf den die Gesezze ein wachsames Auge haben. Ich sezze noch dieses hinzu, daß die Laster, so aus dem Reichthum entstehen, weit mehr Unglük und Verderben in dem gemeinen Wesen anrichten, als diejenigen, wozu die Armuth verführen kan, und das eben darum, weil sie nicht alle vor den Richterstuhl der Menschen können gezogen werden.

Man hat durch eine uralte Erfahrung angemerket, daß die Menschen sich eher in die schlimmen als in die guten Zeiten schikken können, mich deucht, daß man sich eben sowohl auf die Erfahrung berufen kan, wenn man behaupten wil, daß ein Mensch in seiner Armuth eher das Laster vermeiden, als bei dem Reichthum tugendhaft bleiben kan.

So eben siehet man viele Reiche, die, wenn sie entweder durch ihre eigene Schuld, oder durch Unglük in Armuth gerathen, nachmals ein tugendhaftes Le-

ben führen, und hingegen wenig Arme, die, wenn sie zu grossen Reichthümern gelanget sind, auch zugleich tugendhaft bleiben.

Alles, was ich bishero von dem Reichthum und der Armuth vorgebracht habe, kan zum Beweis dienen, daß der Reiche der Verführung zum Laster weit mehr als der Arme ausgesezzet sey; allein ich halte dieses alles noch nicht hinlänglich genug.

Es kan bei einigen Menschen Stat finden, aber doch nicht durchgehends. Es können in einer Stadt 10. Reiche seyn, unter welchen nur ein einziger seinen Reichthum misbrauchet, und sich durch denselben zum Laster verführen lässet, und hingegen 10. Arme, die alle miteinander Lasterhaft sind. Folglich scheinet daraus zu fliessen, daß mein Beweis noch nicht stark genug sey, einen algemeinen Saz zu machen, daß der Reichthum mehr als die Armuth zum Laster verführe. Alle meine angeführte Gründe dienen nur die Möglichkeit zu beweisen, und sind nicht stark genug, die Wirklichkeit gleichfals zu bestreiten. Man wird mir derowegen erlauben, daß ich den Beweis der lezteren aus der Geschichte, der Lehrmeisterin des Lebens, der Zeugin der Wahrheit nehmen darf. Ich finde ganze Völker, die, so lange sie ein armes und kümmerliches Leben geführet, die glükseligsten Zeiten genossen haben, u. so bald sie hingegen zu Ansehen und Reichthum gelanget, in tausenderlei Laster gerathen, die den Verlust ihrer Freiheit und Ruhe nach sich gezogen haben. Ich spreche ein armes Volk deswegen nicht von allen Lastern frei. Ich bin mit dem Dichter hierinnen einerlei Meininung, wenn er saget:

Vergebens rühmt ein Volk die Unschuld seiner Sitten,
Es ist nur jünger schlim, und minder weit geschritten,
Der Lappen ewig Eis, wo alzutief geneigt
Die Sonne keinen Riz zur Ueppigkeit gezeigt,
Schliest nicht die Laster aus, sie sind wie wir hinlässig,
Geil, eitel, geizig, träg, misgünstig und gehässig,
Und was liegt denn daran bei einem bittern Zwist,
Ob Fischfett oder Gold des Zweispalts Ursach ist. Haller.

So viel ist aber indessen gewis, daß die Laster, so man bei einem armen Volke findet, so beschaffen sind, daß seine Freiheit durch dieselben weniger Gefahr ausgesezzet ist. Unsere Vorfahren sind bei ihrer grossen Armuth der Völlerei, dem Rauben und Todschlagen sehr ergeben gewesen, und ich wil diese Laster bei denselben ganz und gar nicht entschuldigen, ob sie schon nicht ungestraft bleiben. Herschten aber auch unter ihnen solche Sünden und Laster, womit das weichliche Rom angefüllet gewesen; und um derentwillen der gerechte Zorn des Himmels ehedem Sodom und Gomorra vertilget hat? Sie sind strenge Bewahrer der Keuschheit, und Feinde der Ueppigkeit nebst anderer verführischen Laster gewesen, welche öfters die gröten Helden besieget, und die reichsten Länder zerstöret haben. Sie hasseten die unzäligen Arten der Wollüste des lüsternen Römers. In ihren Handlungen herrschte eine edle Einfalt und standhaftes Wesen, und ihr Mund redete nicht anders, als ihr Herze dachte. Von Stipulationen, Klauseln und andern Grillenfängereien, die wir noch bis auf diese Stunde auf das sorgfältigste beibehalten, und die Rom aus Noth erdenken muste, um den unbeschreiblich vielen Betrügereien im Handel und Wandel vorzubeugen, wusten sie nichts, und erfülleten sie ihr Versprechen freiwillig, ohne sich durch einen richterlichen Urtheilspruch dazu zwingen zu lassen.

Der dumme Bürger des wilden Kanada und des rauhen Florida ist eben so beschaffen gewesen, als man diese Gegend des nordlichen Amerika entdekket. Sein einziges Laster war rauben. Die Hurerei, die Völlerei und andere Laster hat er erst

von

von den Engelländern und Franzosen erlernet. Diese beide so liebenswürdige als kluge Nationen bedienten sich, bei den unter ihnen entstandenen Kriegen, dieser unschuldigen Barbaren stat eines Werkzeuges sich einander aufzureiben. Man lehrete sie den Gebrauch der Waffen, man gewöhnete sie an die Europäischen Getränke, und man verdarb auf diese Weise die Gesundheit ihres Leibes und die edle Einfalt ihres Herzens.

Der Peruaner hat erstlich von den Spaniern die Eigenschaft und den Gebrauch des Goldes erlernet. Der braune Einwohner des malabarischen Standes kan noch nicht begreifen, was Geiz und Diebstahl für Dinge seyn, und wenn er sich von einem Geizigen und von einem Diebe einen Begrif bilden wil, so stellet sich seine Seele ein ganz besonders Geschöpfe vor. Nach dem Bericht von den Bekehrungen unter diesem armen Volke, fället den Bekehrern nichts schwerer, als ihm das Wesen eines Geizigen und die Eigenschaften eines Diebs zu erklären. Seine Armuth hat ihn verhindert, iemals auf diese Laster zu verfallen, und es scheinet ihm eine blose Unmöglichkeit und ein leres Hirngespenste zu seyn, weil er die Ursachen nicht einsehen kan, die den Menschen hierzu bewegen solten. Der Mangel des Worts erhält also dieses gute Volk in einer glükseligen Unwissenheit. Es ist wahr, diese Wilden haben viel Gutes von uns gelernet, man hat ihnen unsern Glauben, unsere Art zu denken, unsere Künste und Handwerker beigebracht, und sie in dem Schifbau und der Kriegskunst unterrichtet; allein es ist auch nicht zu leugnen, daß sie viele Laster von uns erlernet haben, so unter ihnen vorhero ganz unbekannt gewesen.

Wohl dir, vergnügtes Volk, dem ein geneigt Geschikke
Der Laster reiche Quel den Ueberfluß versagt!
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armuth selbst zum Glükke,
Da Pracht und Ueppichkeit der Länder Stüzze nagt.

Rom, die mächtige Republik, lebte in einer glükseligen Freiheit, denn damals,
Als es die Siege noch bei seinen Schlachten zählte,
War Brei der Helden Speis und Holz der Götter Haus.
Als aber ihm das Mas von seinem Reichthum fehlte,
Trat bald der schwächste Feind den feigen Stolz in Graus.

Es würde zu weitläuftig seyn, wenn ich die glükliche Zeiten dieses grossen Staates ausführlicher beschreiben, und wie seine Macht von Jahr zu Jahr gestiegen, hier ausführen wolte. Es ist genug, wenn ich nur so viel sage, daß Rom nicht mehr das alte, das ansehnliche, das unüberwindliche Rom blieb, als es sich durch seine Reichthümer zur Wollust, zur Weichlichkeit und zu tausend andern Lastern und Unordnungen verführen lies. Dises geschahe kurz nach der Zeit, als Szipio den Untergang des stolzen Kartago von ferne weinend ansahe. Von diesem merkwürdigen Zeitpunct an ist das Ansehen des Römischen Staats von Jahr zu Jahr gefallen. Wie sehr gefält mir doch der kluge Einfal des Lacedemonischen Feldherrns Cenominis (Plutarch. Apopht. Lacon. 64.) der, als ihn jemand fragte, warum er nicht die überwundenen Athenienser völlig vertilget hätte? zur Antwort gab: Man mus sie keineswegs vertilgen, damit es unserer Jugend nicht an Leuten fehlet, die sie in einer beständigen Uebung unterhalten.

Wenn ich also in den Geschichten finde, daß die mehresten Reiche und Völker, so lange sie in der Armuth gelebet, unüberwindlich und weniger lasterhaft gewesen, und hingegen sehe, daß eben diese Staten, so bald sie zu grossen Schäzzen gelanget, in die entsezlichsten Laster gerathen, die nachmals ihren völligen Untergang befördert haben, was sol ich anders daraus schliessen, als dieses: daß, wo sogar der Reichthum ganze Länder

und Völker mehr als die Armuth zum Laster verführet, wie vielmehr ist es vermögend, bei besondern Personen dieses zu thun. Ich wil mich nicht weiter in die Untersuchung dieser Frage einlassen, meine Leser werden nunmehro bei sich selbst das Urteil fällen, ob der Reichthum oder die Armuth mehr zum Laster verführe?

J. F. E.

Erzehlung einer durch die Electrisation angestellte glüklich abgelauffene Cur in der Lähmung.

Geneve, 1748. d. 19. Febr.

Daß man in der Materie der Electricität noch immer neue Entdekungen mache, die derselben unwidersprechlichen Nuzen je mehr und mehr an den Tag legen, bezeiget nachstehendes Extractschreiben des Herrn Jallabert an den Herrn Cramer. Es lautet also: Ich habe diesen ganzen Winter durch mir viele Mühe gegeben, die Würkung der Electricität an belebten Cörpern zu untersuchen, und da ich dabei auf solche Versuche verfiel, die eine besondere Fertig- und Geschiklichkeit nöthig hatte; so habe den Herrn Wundarzt Gujot dazu gezogen. Von ungefehr sind meine Untersuchungen nuzbarer geworden, als ich selbst gedacht, so, daß ich dabei auch mein Absehen auf die Heilung unterschiedener Krankheiten richten können; denn indem ich begierig war, den Unterschied der Würkung zu finden, welchen die Electricität sowol bei toden und lebendigen Thieren als deren belähmten Theilen hervorbringen würde, so brachte man den 26. Dec. einen Schlosser, mit Namen Nogues, zu mir, welcher seit 15. Jahren am rechten Arm gelähmet war. Ausser dem, daß der Arm ohne alle Bewegung und Empfindung war, hatte er auch stark am Fleische abgenommen, und sehr zusammen geschwunden. Der erste Versuch, den wir mit ihm vornahmen, war der bekannte mit dem Wasser, und zwar so, daß die lahme Hand an das Geschirr bevestiget wurde, die gröste Hefftigkeit des Stosses empfunde derselbe jederzeit oben an dem Rüken, und man konnte ihm seine hierüber gefaste Meinung, daß ihn nemlich Herr Gujot darauf geschlagen, nicht anders benehmen, als daß man bei Wiederholung des Versuchs jenen auf eine ganz andere Stelle von ihm stellte. Da ich ihn hierauf, nachdem ich den lahmen Arm völlig entblösset, auf Pech steigen und stark electrisiren liese, auch sodann an unterschiedenen Orten Funken aus dem Arm hervorbrachte, wurden wir gewahr, daß die Mäuslein, woraus sie herkamen, gerühret, und in eine sehr hefftige krampfigte Bewegung gesezet wurden, und kurz darauf sahen wir, daß sich nach und nach bald der vordere Arm, bald die Hand, bald die Finger bewegten, nachdem wir von diesem oder jenem Mäuslein einen Funken hervorbrachten. Diese Würkung war viel zubesonder, als daß wir derselben nicht mit aller möglichen Aufmerksamkeit weiter auf den Grund sehen sollten. Ich stellte mich also gleich an die Stelle des Lahmen, und bemerke, das die Mäuslein und ihre daran hangende Theile jederzeit sich in Bewegung sezten, wenn man einen Funken aus ihnen herausspringen machte, ohne daß es in meinen Kräften stunde, diese Bewegung zu hindern, und daß zum Exempel, nachdem man von den ausdehnend- oder zusammenziehenden Muskeln der Hand oder der Finger den Funken hervorbrachte, diese entweder in die Höhe oder abwärts sich bewegten. Nachdem ich diesen Versuch an unterschiedenen Theilen meines Leibes und auch an dem lahmen Arm des Schlossers wiederholet, und untrüglich fand, so bekam ich nicht wenige Hofnung, daß durch öftere und heftigere Erschütterung der lahmen Mäuslein man ihnen villeicht ihre vorige Bewegung nicht nur wiedergeben, sondern es auch dahin bringen würde, daß die unterschiedene Feichtigkeit darinn wieder ihren ordentlichen Umlauf

bekommen könnten, und auf diese Art fahre ich beständig in meinen Versuchen mit diesem Lahmen fort, und stelle dieselben von einem Mäuslein zu dem andern an. Mit dem abziehenden Mäuslein des Daumens habe ich alleine bei grosser Kälte 5. bis 6. Tag zu thun gehabt, und wo ich nicht würklich diese Würkungen sahe, würde ich bei meinen andern vielen Arbeiten die Gedult in dieser Cur anzuhalten nicht haben. Heute hat der Lahme mit dem lahm gewesten Arm seinen Hut abgezogen, und mir mit Thränen für meine bisherige Cur gedanket; Der vordere Theil des Arms ist auch wiederum so fleischicht worden, als der gesunde, und der obere Theil desselben, mit welchem wegen allzustrenger Kälte die Versuche ausstellen müssen, hat ebenfalls schon zimmlich zugenommen. Die Handwurzel kan alle ihre unterschiedene Bewegungen machen, wenn er auch ein Seidelglas voll Wasser in den Händen hält. Ein ferner weiterer Auszug von einem andern Schreiben vom 28. Febr. giebt sogar, daß dieser lahme Schlosser nunmehro den Hut ohne Beschwerung abnehmen, ja die grossen Hammer schon wieder führen kan, so daß man die gewisse Hoffnung hat, daß er nächster Tagen wieder ordentlicher Weise wird schmieden können.

Von der Glükseeligkeit.

wider die, welche keinen Gott glaubē.

Proxima deinde tenent moesti loca, qui sibi letum,
Insontes peperere manu, lucemque perosi,
Projecere animas: quam vellent aethere in alto
Nunc & pauperiem, & duros perferre labores!
Virgil.

Einer der grösten Geister, die Frankreich und das ganze Gebiet der Gelehrsamkeit aufzuweisen hat, der berühmte und tiefsinnige Pascal, hatte in seinem Entwurf die Religion zu vertheidigen, ein besonderes Capitel ausgesezet, darinn von den mancherlei Widersprüchen zu handeln, die sich in den Neigungen des Menschen und in seiner ganzen gegenwärtigen Beschaffenheit, befinden. Es schien ihm leicht, durch Betrachtung derselben, vor dem Richterstuhl einer gesunden Vernunft, den Menschen dahin zu bringen, daß er, eine mit ihm vorgegangene Verschlimmerung argwöhnen, und auf eine noch jezo bei ihm herrschende Zerrüttung den Schlus machen müste. Es ist meine Absicht nicht, mich hierin weitläufiger einzulassen, oder diese fruchtbare Anlage zu einem Beweis für die Religion auszuarbeiten; sondern ich begnüge mich, diejenigen die hiervon mehr zu wissen verlangen, entweder zu den sogenannten Gedanken des Mr. Pascals selbst zu verweisen, oder ihnen zu sagen, daß dieser Einfall eines grossen Mannes, so glüklich gewesen ist, von dem berühmten Abbadie, in desselben vertheidigten Wahrheit der christlichē Religion, weiter ausgeführet und in Betrachtung gezogen zu werden. Mein Fürsaz ist für diesmal nur, unter so vielen widersinnigen Erscheinungen in der Aufführung des Menschen, einen einigen, aber rechten Hauptwiderspruch so zu reden, besonders vorzunehmen, und ihn einer nähern Betrachtung meiner Leser zu befehlen. Es ist dieser: der Mensch hat ein unüberwindliches Verlangen glükseelig zu werden; aber er sucht seine Glükseeligkeit oft in einem Zustande, in welchem es lächerlich ist, nur einen Schatten von Wohlergehen zu vermuthen. Die engen Schranken, die wir unsern Abhandlungen jedesmal sezen müssen, nöthigen uns, so gut wir können, vieles auf einmal abzuthun; und, wenn wir uns ähnlich bleiben sollen, so werden unsere Leser auf diesmal, mehr eine Anweisung zum weitern Nachdenken, als eine vollständige Ausführung unsers Sazes zu erwarten haben. So lange ein Mensch noch ein aus Leib und Seele bestehendes Wesen seyn wird; so lange wird es auch wohl eine ausgemachte Sache bleiben, daß er nach Leib und Seel glükseelig seyn mus, wenn er, als

ein

ein ganzer Mensch, den Namen eines glükseeligen verdienen wil. Die wahre Glükseeligkeit, so widersprechend auch die Meinungen der Menschen darüber sind, wird doch wol am Ende derjenige Zustand bleiben müssen, darinn wir eines so grossen Vergnügens, auf eine so dauerhafte und empfindliche Weise geniessen, als uns vermöge unserer Einschrenkung und Natur möglich ist. Hierin vereinigen sich die Stimmen der Natur, der Vernunft und aller derjenigen unter den Menschen, die den Namen Glükseeligkeit zu erklären unternommen haben: Der Genus eines Vergnügens ist in allen Erklärungen des höchsten Guten das lezte, wenn man aus hunter unbestimmten Worten und Begriffen, die endliche, wahre und einfache Vorstellung mühsam hervorgesucht hat. Wir sagen also daß drei Stük insonderheit uns glükselig machen können, das gröste Vergnügen, der ungestörte Genus desselben, und in dem Genusse selbst, das Bewust seyn, oder die Vorstellung, daß wir es sind, die dieses allergröste Vergnügen, in einer ungestörten Zufriedenheit besizen. Und dieses ist so ausgemacht, und durchgängig angenommen, daß wir so wenig demjenigen der eines geringen Vergnügens geniesset, als demjenigen, der im Besiz desselben alle Augenblik gestört wird, und demjenigen, der im Genus aller Wohlfarth ohne Empfindung und Bewustsein einem Schlafenden gleicht, eine wahrhafte Glükseeligkeit zuschreiben dürfen. Des allergröstен Vergnügens theilhaftig zu werden; in dem Besiz desselben, wider alle Gefahr willig gesichert zu werden, und mitten in dieser zufriedenen Ruhe auch endlich, recht bei sich selbst, recht empfindlich und recht verschlossen zu seyn, das ist der grosse Zwek aller menschlichen Wünsche; hiermit beschäftigen sich alle ihre Begierden, Anschläge und Absichten; das ist das erhabene Ziel aller ihrer Bemühungen, Ueberlegungen und Werke. Mehr hievon zu sagen, ist unserm Zweke nicht gemäs; eben daher aber auch überflüsig. Wir sind nunmehr im Stande, das Verhalten der Menschen diesem ihrem Zweke gemäs zu beurtheilen; aber was sol ich sagen? Man geräth allemal in eine Verlegenheit, so oft man sich in eine Untersuchung einlässet, bei welcher hundert Vorwürfe, gleichsam zur Rechten und zur Linken unsre Aufmerksamkeit und Betrachtung reizen; aus welchen wir aber auch nur einem einzigen, zur Abhandlung aussuchen sollen. Alles was die Menschen sich selbst gelassen, thun, lassen und leiden, entspringet aus dem ernstlichen Fürsaz sich glükselig zu machen: so viele lächerliche und ungereimte Handlungen und Bemühungen sie also unternehmen: so viel Widersprüche erscheinen in ihrem Betragen, mit dem Zweke, dem sie doch, geradezu, wie sie meinen, entgegen arbeiten. Man wird uns hoffentlich zugestehen müssen, daß heutzutage wohl kein Unglük mehr so gros erdacht werden kan, darnach nicht schon Menschen recht mühsam gerungen hätten, weil sie ihr Glük darinn gesucht haben; daß kein Zustand so unselig und betrübt auch nur ersonnen werden könne, darinn nicht schon dieser und jener, mit unermüdetem Eifer seine ganze Glükseligkeit zu finden vermeint hätte. Was für Widersprüche in der Aufführung eines vernünftigen und freien Wesens! Ich kan allen diesen traurigen Wahrheiten keine gültigere Erleuterung verschaffen, als weñ ich meinen Lesern zu erwegen bitte, daß es Leute gebe, die ihre ganze Seelenruhe darinn suchen, daß sie sich bei dem Beschlus ihres Zeitlichen Lebens, eine völlige und ewige Vernichtung für Leib und Seele zugleich versprechen. In Wahrheit, wenn der Menschlichkeit zur Schande, der Feind unserer Ehre und unserer Wohlfart, etwas erdenken wollte, uns vor den Augen aller vernünftigen Wesen lächerlich und abscheulich zu machen; so weis ich mich auf keine Thorheit und Raserei zu besinnen, die er uns mit glüklicherm Erfolg für seine Absicht schuldig geben könnte. Der Widerspruch zwischen Glükseeligkeit und Vernichtung ist ohngefehr so gros, als derjenige, daß ein Dreiek

zugleich auch ein Viereck seyn soll; nichts ist leichter zu beweisen. Die Vernichtung ist der gänzliche Verlust unsers ganzen Daseyns; wer aber nach Seel und Leib ein Nichts oder ein Unding ist, wird der glükseelig seyn können? Ich fürchte meine Leser zu beleidigen, wenn ich ihnen eine so handgreifliche Ungereimtheit noch erst erklären wollte. Soll derjenige des Nahmens eines glükseeligen schon unwürdig seyn, der, ob er gleich wirklich eines Vergnügens geniesset, in dem Genus desselben nur fühllos und ohne Bewustsein ist: wie, wird derjenige glükselig heisen können, der gar nichts ist? denn ehe etwas glükselig seyn sol, mus es zuvor etwas das ist: wirklich seyn. Hier ist demnach Ungereimheit und Widerspruch auf das höchste getrieben; hier zeigt sich die Menschheit auf der fürchterlichsten und bejammerswürdigsten Seite. Er sol, er wil, er sucht glükselig zu werden; und er sucht dieses höchste Gut, in seinem gänzlichen Untergange Statt des Genusses aller möglichen Vollkommenheiten und Vergnügen, wünscht er sich die Zerstörung seines ganzen Daseins.

Ich will hierüber noch mit wenigen folgende Anmerkung machen: Erstlich diejenigen die in einer gänzlichen Vernichtung ihres Daseins ihre Zufriedenheit suchen, können sich, wenn sie nicht allen Menschenverstand frei heraus verleugnen wollen, in diesem Zustande der Vernichtung, wenn ich es einen Zustand nennen darf, nichts versprechen als eine Sicherheit vor einem unglükseligen Leben; schlechterdings nichts wirklich gutes, kein Vergnügen, keine Glükseeligkeit; denn es ist ungereimt einem Undinge etwas wirkliches zuzuschreiben. Wünschen sie also die Vernichtung, so fürchteten sie sich vor einem unglükseeligen Leben nach dem Tode; und da werden sie in eine erstaunliche Verirrung gerathen, wenn sie als Materalisten den Grund ihrer Furcht angeben sollen. Sie leugnen entweder GOtt ganz und gar, oder doch seine Offenbarung; nichts müssen sie aber nach ihrem Lehrbegrif weniger glauben, als was uns die Schrift von einem Leben nach dem Tode sagt: wofür fürchten sie sich denn? werden sie auch gestehen dürfen, daß sich in ihnen die Stimme der Natur des Gewissens und der Religion hören lasse? Zweitens, diejenigen die sich mit ihrer Vernichtung trösten, stellen sich zwar ein Nichts vor; aber sie vergessen dabei, daß sie erst vernichtet werden müssen. Ein Nichts seyn, und zu Nichts werden, ist meiner Einsicht nach sehr unterschieden. Sein ganzes Dasein, alle Vollkommenheiten desselben, alle Vergnügen, alle Vermögen glüklich zu werden, durch einen Schlag zu verlieren; ist ganz etwas anders, als von allen diesen Vollkommenheiten und wirklichen Gütern, nichts wissen, nichts besizen und nichts besizen können. Finden sie in der Vorstellung ein nichts zu seyn, ein verworrenes und chimärisches Vergnügen; so werden sie doch ohnmöglich in den Gedanken ein nichts zu werden, ihre Beruhigung antreffen können. Ueberlegen sie auch, daß alles, wofür sie sich in der Welt fürchten, der Verlust ihres Glükes und ihres Lebens, eben deswegen ihnen fürchterlich sey; weil sie sich dadurch der Vernichtung zu nähern glauben? Klugheit, Schmerz, Betrübnis, Leid, Bahre und Gruft, sind uns nur deswegen schröklich, weil sie uns gewisser Vollkommenheiten berauben, und unserm Dasein gleichsam einigen Abbruch thun; aber wie weit übertrift alle diese Stüke, an Abscheulichkeit, die Vernichtung? Die nicht nur alles dieses in sich schliesset, sondern auch alles übrige noch hinweg nimmt, und unsern Verlust vollkommen macht? Fürchten wir uns vor Krankheiten des Leibes, halten wir es mit Recht für ein Unglük unsern Verstand zu verlieren, und dadurch der Erkenntnis der erhabensten Wahrheiten, der angenehmsten und vergnügendesten Betrachtungen unfähig zu werden; rechnen wir es für einen höchstbetrübten Verlust, an der Ausübung der Tugend gehindert zu werden, die ihren Lohn allemal bei sich füh-

führet, und die wohlgemachten Herzen so liebenswürdig ist; nennen wir uns glüklich, wenn wir uns des Umganges der besten Freunde, der liebreichsten Ehegatten, der wohlgerathensten Kinder beraubet sehen; wenn wir ausser Stand gesezet werden, uns an der Pracht und Schönheit der Natur, an der Ordnung und den Wirkungen ihrer Theile mit einer vernünftigen und menschlichen Freude zu vergnügen: wie ist es zu begreifen, daß wir an unsre gänzliche Vernichtung der Seelen und des Leibs ohne Schauer und ein tödliches Schreken gedenken können, die ein Innbegrif und ein unglükseliges Ganzes, aller dieser einfachen und fürchterlichen Zerstörungen unsers Daseins ist. Niemand wird sich unterstehen dürfen, sich seiner zukünftigen Vernichtung zu erfreuen, der nicht zugleich die Unverschämtheit hat, frei zu bekennen, daß er den Verlust, aller der angeführten Vollkommenheiten und Tugenden, für kein Unglük halte; was verdienet aber ein solcher für einen Namen? Ich gestehe daß ich mich nicht überwinden könnte, mit solchen ausgearteten Gliedern des menschlichen Geschlechts, mich in eine fernere Unterhandlung einzulassen; die, wenn sie die Wahrheit sagen wollten, würden gestehen müssen, daß sie deswegen ihre Vernichtung wünschen, weil es ihnen als Menschen unmöglich ist, ein völlig viehisches und unvernüftiges Vergnügen zu erlangen. Jedoch, können sie sich auch in der Hize ihre Lust, eine Zeitlang mit der abscheulichen Hofnung ihrer zukünftigen Zerstörung belustigen; so besorgen wir doch mit wahrhaften Mitleiden, daß einmal ein trauriger Augenblik erscheinen werde, da die Stimme der Menschlichkeit und ihres Gewissens durch alles Geräusch ihrer Zerstreuungen hindurch brechen, und die Liebe zum Leben in ihnen wieder aufweken wird, die sie bisher nur überschrien hatten. So gewis es ist, daß ein jeder Bösewicht zur Zeit seiner Schandthaten, den Verlust seines Lebens geringe achtet, der doch auf dem Richtplaze, Furcht, Reue und Verzweiflung auf seiner Stirne gemalt hat: so gewis glaube ich auch, daß an dem Tage ihrer vermutheten Hinrichtung und Vernichtung, diejenigen die in dem Rausch ihrer Lüste dieselbe gewünscht haben, lieber Verdammnis und ein unseliges Leben wählen, als in ihre gänzliche Vertilgung werden willigen wollen. Drittens diejenigen die ihre Vernichtung wünschen, haben, indem sie dies thun, sich selbst aus den Augen verloren; sie bedenken nicht daß sie, sie es sind die einmal sollen vernichtet werden. Sie plaudern zwar mit grosser Verwegenheit viel von Vernichtung; aber ich frage sie, auf ihr Gewissen, ob sie auch bedenken, daß sie selbst, das Wesen das sie selbst sind, nach welchen sie leben empfinden und denken, der eigentliche Gegenstand dieser fürchterlichen Begebenheit sind? Man betrachtet oft eine Sache unter solchen Umständen, die mit uns keine Verwandschaft haben: man malt sie sich wie es uns gut dünkt vor Augen; und dem sezt man mit grosser Leichtsinnigkeit die leeren Namen ich oder wir hinzu: aber Furcht Zittern und Angst befällt uns, wenn wir die Augen aufthun, und das bedenken was wir gered haben. Sich selbst zu lieben, ist eine natürliche Pflicht, und gleichsam die erste Grundneigung aller belebten Geschöpffe und sonderlich der Menschen: umsonst, umsonst wird sich jemand bemühen, dieselbe auszurotten. Es giebt Zeiten und Umstände, da die Stärke der sinnlichen Empfindung und Lust, alle unsre Aufmerksamkeit an sich reist, und der Verstellung von uns selbst verdunkelt; die Lust lebt alsdenn gleichsam in uns, und wir selbst wissen nicht daß wir leben: aber, kaum sind diese thierische Entzükungen dahin; so richten wir unsere Gedanken wieder auf uns selbst, wir fühlen daß wir uns lieben. Mitten in der Hize ihrer Leidenschaften und viehischen Vergnügen, da sie ihrer selbst vergessen haben, kan es den Menschen möglich seyn an ihre Vernichtung mit Gelassenheit zu gedenken; aber sobald Rauch und Schwindel vorüber ist: so mögen sie die Probe

machen, und erst an sich selbst, hernach aber an ihre Zerstöhrung gedenken. Dieses Wesen das in mir denkt, das diese und jene Vollkommenheiten an sich trägt; das ich selbst ehren mus und das von andern vernünftigen Wesen über mir und neben mir hochgeschäzet wird; das dieses und jenes reinen und vernüftigen Vergnügens geniesset und noch geniessen kan; das endlich einer unverwiederlichen Glükseeligkeit nicht nur ein unersättliches Verlangen; sondern auch die innere Möglichkeit hat dieselbe zu erlangen; das in so mancherlei angenehmen Verhältnissen der Freundschaft und einer tugendhaften Liebe stehet; das Wahrheiten Einsicht besizt, und liebet; Tugend ausübt und darinn Freude und Beruhigung findet; dieser Leib mit allen seinen Verhältnissen, Vollkommenheiten und Gütern ; ; ich ich selbst, der ich mich kenne und liebe, ich und kein Fremder sol den Tag erleben, der mich aller dieser Vorzüge berauben, der mir alle diese Vollkommenheiten entreissen, der mir alle diese Vergnügen gewalthätig nehmen, kurz der mich vernichten und unter die niedrigsten aller wirklichen Dinge herabstürzen wird? Das ist mir unerträglich. Die Abscheulichkeit, dieses Wunsches nach unsrer Vernichtung, in Absicht auf unsre Pflichten, gegen GOtt, uns selbst, und gegen den Staat der Geisterwelt darinnen wir Bürger sind, zu beurtheilen, werde ich wol nicht wagen dürfen: doch wird mir erlaubt zu sagen, daß wenn würklich ein GOtt ist und eine nähere Offenbarung; alsdenn das die geringste Strafe für uns, die wir unsre Vernichtung wünschen, seyn werde, wenn man uns als Selbstmörder ansehen und bestrafen wollte. Ich schliesse mit der Versicherung, daß sich alle diejenigen vor dieser abscheulichen Neigung zu ihrem Untergange am sichersten bewahren werden, die das stille Verlangen glükseelig zu werden, nach Anweisung der Offenbarug, dadurch zu befriedigen suchen, daß sie, GOtt, Wahrheit und Tugend sich zu ihren höchsten Gut erwählen; dergestalt aber hoffen können, daß für eine ganze Ewigkeit, Vergnügen und Glükseeligkeit genug auf sie warte.

Von den sogenannten Weidenrosen, und dem dabei entstehenden Aberglauben.

Unda dabit flammas, & dabit ignis aquas. *Ovid.*

Nach dem glüklichen Wachsthume, den die besten Künste und Wissenschafften sonderlich die Naturlehre, in unserm Vaterlande bisher gehabt haben, mus man sich billig über die Einfalt gewisser Personen wundern, die ihre Ehre darinn sezen, bei dem allgemeinen Fortgange der Vernunft zurük zu bleiben. Dem Geschrei gegen die Weltweisheit hat die gründliche und bescheidene Wissenschaft der grösten neuern Gelehrten beinahe gänzlich ein Ende gemacht, und ein altvätrischer Doctor oder Pfarrherr mus schon nach gerade etwas von seiner Achtung aufs Spiel sezen, wenn er seinen Eifer auf dieser Seite zu sehr auslässt. Die Mondfinsternissen, die Cometen und Nordscheine gehen seit geraumer Zeit ihren Gang fort, ohne Fasttäge und Casteiungen zu verursachen; die Hexen sind in Verfall gerathen, u. ich weis noch nicht recht, ob es der Wiz oder die Philosophie ist, die seit einiger Zeit auch an dem Umsturz der Gespenster arbeitet. Dem allen ohngeachtet gibt es sehr viele Köpfe, an welchen die Vernunft kein Recht zu haben scheint, und die den kalten Tiefen zwischen den Bergen gleichen, wohin selbst im Mittage kein Licht reicht. Die erste Ungereimheit ist, daß man sich geneigt findet eine Sache für ein Wunder zu halten, weil man sie nicht begreift; die zweite, daß man eine solche Sache zur Vorbedeutung macht, und die dritte, daß man die Vorbedeutung nie auf etwas gutes, sondern vielmehr immer auf das schlimmste ziehet, so sich nur denken

läßet. Man solte glauben die Menschen würden eine Thorheit am liebsten zu ihrem Vergnügen begehen; vielleicht aber ist es die Furcht eines bösen Gewissens, daß ihnen bei einer Sache, die eben sowol ein Glük, als eine Pestilenz bedeuten könnte, allemal das leztre zuerst einfält. Ich meinestheils kan vielen Leuten die seltsame Art zu denken noch nicht vergeben, die sie bei Gelegenheit der sogenannten Weidenrosen in den verwichenen Jahren geäussert haben. Man hat diese Erscheinung in vielen Gegenden Deutschlands nicht anders angekündigt, als daß die Weidenbäume ordentliche Rosen getragen, alle alte wakre Leute aber daher Krieg, Sterben, und Theurung geweissaget hätten. Weil es gegen die Jahreszeit gehet, da dergleichen vielleicht wieder zum Vorschein kommen können; so wil ich die Gedanken des Naturkündigers von dieser Sache, als ein Präservativ mittheilen. Er hat nemlich sehr begreiflich gemacht, daß diese Gewächse deren es in Thüringen, Sachsen und Schlesien eine so grosse Menge gegeben hat, und derentwegen so viele alte Mütterchen ihren Abendseegen doppelt gelesen haben, ganz sehr natürliche Misgeburten eben der Weidenstämme sind, an welchen sie wachsen.

Die Erfahrung, sagt er, lehret daß die Augen der Pflanzen, an welchem Orte sie sich auch befinden, den zarten, wunderwürdig zusammengewikelten Grundstof zu neuen Pflanzen in sich fassen, und denselben mit einer gewissen natürlichen Kraft zu unsrer Erstaunung hervortreiben. Von diesen Augen bemerket man eine zweifache Art. Einige von ihnen enthalten Blüthen und Früchte, daher sie auch Blüt- und Fruchtknospen genannt werden; andere hingegen geben den Warzeln neue Fäserchen und bringen an den Stämmen und Zweigen nur neue Sprossen mit Blättern hervor, daher sie unfruchtbare Augen genannt werden. Die Blüt- und Fruchtknospen haben eben keine so festgesezte Zeit; insgemein aber sehen wir sie im Frühlinge die Blüthen hervortreiben. Die Zeit der unfruchtbaren Knospen hingegen, in welcher sie sich auswikeln, und bei stärkerm Zuflus des Nahrungssaftes, unter Begünstigung einer mildern Luft, durch ihre eigne elastische Kraft die jungen Sprossen heraustreiben, ist festgesezter. Diesen jungen Sprossen giebt die würksame Natur eben deswegen die artige Ordnung und bequeme Vertheilung ihrer Blätter, damit sie wiederum neuen Sprossen die zugemessene Nahrung mittheilen, und dieselben zur Verschönerung des ganzen Baumes erziehen können. Zu diesen Absichten nun sind der Frühling und Sommer die bequemsten Jahrszeiten: daher wir Deutschen auch diese Auswüchse mit verschiedenen Namen, Frühlingsknospen und Sommerlatten zu nennen pflegen. Tausend und noch tausend Blumen und junge Zweige steigen in diesen schönen Jahrszeiten aus ihren eigenthümlichen Knospen hervor, und die nachfolgenden Sprossen sind immer blosse Verlängerungen der erstern. Alles dieses gilt auch von den verschiedenen Gattungen der Weiden.

Wie nun aber der ungebohrnen Frucht eines Thiers sowol von innen als aussen viele Zufälle begegnen können, welche die regelmäsige Lage ihrer Theile verrüken; so ist wohl nichts natürlicher, als daß diesen zärtlichen Theilen der Pflanzen, um die Zeit, da sie das Licht erblikken sollen, eben dergleichen zustossen kan. Wie viele Ursachen können nicht die Lage und elastische Kraft dieser zärtlichen Fiebern, woraus die festern Theile zusammen gesezt sind, verlezen? Eine Wunde, ein Riz, ein nagender Stich, eine Zusammenziehung, und wer weis was sonst noch mehr, kan verursachen, daß der Nahrungssaft in denselben nicht allenthalben gleich umläuft; daraus aber mus jedesmal eine desto grössere Unförmlichkeit erwachsen, je mehrere obiger Ursachen zusammen stossen.

Im Frühlinge folgt oftmals auf die vorhergegangenen Schmeicheleien der

Son-

Sonne eine rauhe spröde Witterung. Da nun die augenscheinlichste Würkung der Kälte ist, daß sie die Cörper zusammen zieht, so mus diese Witterung nothwendig in den zarten Gewächsen, und ihren annoch weichlichen Theilen, den Nahrungssaft den die Sonne schon in Bewegung gebracht, und an die zarten Gefäße angetrieben hatte, wieder verdiken und den fernern Lauf desselben hindern. Sogleich gehet die elastische Kraft verlohren, die zarten Fäserchen und die aus ihnen zusammengesezten eben so zärtlichen Gefässe werden zusammengezogen und erstarren, daß also weder die Sprossen noch die an denselben wachsenden Blättern ihre gehörige Länge erreichen können. Sie werden daher kürzer, diker und wachsen nicht recht aus. Sie stehen nicht in gehörigen Entfernungen von einander, sondern wachsen ordentlich und häuffig als lauter übereinanderliegende Zirkel so zusammen, daß sie die Gestalt einer Rose, obwol zimmlich unvollständig vorstellen. Denn die Würkung der alles umgebenden Luft ist auch hier wunderbar.

Die Sommerszeit ist dem zweiten Zuwachs der Sprossen gewidmet, wenn aber in derselben auf ein starkes Regenwetter plözlich eine anhaltende trokene Wärme erfolgt, so können den Gewächsen eben die Zufälle begegnen, wodurch die einzelnen Theile derselben gehindert werden, zu ihrer gehörigen Länge auszuwachsen. Die Landleute erfahren zu ihrem Schaden oft genug, daß es den Feldfrüchten so zu gehen pflegt. Die elastischen Fiebern so die Bewegung geben, werden durch diese Witterung zu geschwind troken und hart, ja zuweil werden sie durch Hagelschlag auch so verwundet, daß sie die Feuchtigkeit nicht forttreiben können. Wenn man daher an den Weiden sowol als andern Gewächsen unordentliche Hauffen von Blättern antrift, die ohngefehr wie eine Rose aussehen; so darf man sich nicht wundern, zumal wenn man die schwammigte Art der Weide dabei in Erwägung ziehet.

Uber dem sind der Frühling und Sommer die Geburtszeit für eine erstaunliche Menge von Insecten. Ob diese nun gleich nicht allezeit in gleich starker Menge hervorkommen, so giebt es doch immer genug derselben, und wir wissen daß sie mit unglaublicher Schlauigkeit ihre Eier in die Gewächse einlegen. Sie machen entweder eine kleine Wunde in die Knospen, Blätter, und andre jüngre Theile der Gewächse, und legen ihre Eier dahinein; oder sie sprüzen eine starke leimigte Feuchtigkeit an, und ziehen damit die Fiebern zusammen, oder sie schnüren endlich mit stärkren Fäden die sie aus sich selber ziehen, und mit tausend andern Künsten die Blätter zusammen und überlassen in denselben ihre Eier der Sonnenwärme, um eben damit zugleich die Versorgung ihrer auskriechenden Brut, zum grösten Nachtheil der Gewächse selbst, zu befördern. Die Beispiele so vieler Auswüchse und in Form kleiner Schläuche zusammengezogener Blätter beweisen dies an allen Bäumen häufig genug. Mein Freund hat an den vielen Weidenrosen, die er geschik bekommen, zwar dergleichen Gespinste oder anderweitige Spuren der Insecten nicht wahrgenommen, andre Gelehrte aber, haben dergleichen bemerkt, und es ist auch diese Veranlassung der Weidenrosen an sich nicht unbegreiflich.

Wenn man dies alles mit den aerometrischen Anmerkungen der Gegenden, wo diese Auswüchse sich am häufigsten gezeiget haben, zusammennimt, so lässet sich erklären, warum dieselben sich nicht zu allen Zeiten und Orten ereignen, nemlich weil die obgedachten Ursachen dazu nicht stets und allenthalben vorhanden sind. Da auch die Natur, wie in andern Dingen, also bei dem Wachsen, Geseze und Ordnung hält, so sehen wir eben daher die Augen und Sprossen der Bäume seltner an dem Stamme als an dem Wipfel und Zweigen, absonderlich aber um die Gelenke und Knötchen der Aeste hervorkommen. An eben diesen Orten finden sich auch die Weidenrosen.

Dies

Dieser Name macht übrigens diesen Gewächsen zu viel Ehre, denn man hat sie gar für keine Blumen zu halten, weil ihnen die wesentlichen Stüke einer Blume fehlen. Sie haben weder den Blumenstiel noch Kelch wodurch sonst die edlern Theile einer Blume getragen und beschüzt werden; ja sie haben selbst diese edlern Theile nicht, als den Saamenstaub die Saamenstiele (Stamina) und die Saamenmutter (vterum,) die doch zur Fortpflanzung der Alten Gattungen schlechterdings nothwendig sind.

Endlich gleicht auch ihre Farbe keiner einzigen Art von Rosen so bisher von den Blumenkennern angemerkt worden, sondern sie haben die Farbe, welche die Weidenblätter nach ihren verschiedenen Alter anzunehmen pflegen, und riechen auch wie natürliche Weidenblätter. Herman selber, der so viel von der Natur und Vorbedeutung dieser Weidenrosen geschrieben hat, gestehet, daß sie anfänglich grün, nachmals gleich den Weiden und Kirschblättern, die der Reif verlezt hat, nicht roth, sondern röthlich, nicht gelb, sondern gelblicht, und endlich in ihrem Alter dunkel, ja gar schwarz sind. Die Verschiedenheit ihrer übrigen Gestalt rührt von der Verschiedenheit der Weidenblätter her, von denen der grosse Naturforscher, Joh. Rajus Arten genug angemerket hat.

Nach diesem allen, wird, wie ich hoffe, das Wunderbare bei diesen Gewächsen aufhören, gesezt auch daß die Einbildung der Menschen sie zu Centifolien gemacht hätte. Die Vorbedeutung wird eben so bald verschwinden, es müste denn seyn, daß die Witterung, welche diese Rosen zeugt, auch zu anderweitigem Miswachse Gelegenheit gäbe, welches nicht ganz unmöglich, aber desto gewisser das einzige ist, so sie vorher sagen können. In Absicht auf den Krieg und alle moralische Veränderungen hingegen, bin ich auch Bailens Art zu schliessen völlig überzeugt, daß es Kriege ohne Weidenrosen, und Weidenrosen ohne Krieg gegeben hat, und daß man sich daher auf die Jahrbücher bei dieser Zeichendeuterei nicht wird beruffen können. Die alten Deutschen schnitten den Menschen die Leiber auf, um daraus die Zukunft zu erlernen. Diese alte Wahrsagerei ist schreklich, die neuere ist posirlich; ich bin also voller Zufriedenheit und guter Hoffnung, ich wollte lieber die Welt bereden, daß es lauter Vergnügen und Fröhlichkeit bedeute, wenn auf allen Bäumen würkliche Rosen wüchsen.

Das Vergnügen.

(Siehe Mercure & Minerve auf der 105. Seite.)

Die Neigung des Menschen zum Vergnügen ist unüberwindlich. Die rauheste Philosophie mag sich mit dem mürrischesten Wesen bewafnen, das Vergnügen stellet sich allezeit in einer lachenden Gestalt dar; der Mensch mag von dem grösten Elende gedrükket werden, so sind doch noch immer einige Augenblikke, wo er zu angenehmen Empfindungen geschikt ist, und sich denselben überlässet, ohne fast daran zu denken. Nichts ist natürlicher und rechtmässiger, als diese Neigung; aber nichts ist auch schwerer zu rechtfertigen, als dieser Saz: Der Mensch ist zum Vergnügen gebohren. Doch es giebet Vergnügen und Vergnügungen. Es gibet grobe, welche die Menschlichkeit ernidrigen: es giebet aber auch feine, die ihr Ehre machen. Um diesen Unterscheid desto mehr zu zeigen, wollen wir uns bemühen, den Karakter eines Menschen zu machen, der an dem wahrhaften Vergnügen einen Geschmak findet. Wir wollen auch die entgegen gesezte Gemüthsbeschaffenheit mahlen, weil es uns durch dieses Gegentheil leichter fallen wird, unsere Folgerungen zu ziehen, als durch trokkene Betrachtungen, die dem Leser misfallen könnten.

Lepidus scheinet desto mehr zum Vergnügen gebohren zu seyn, weil er sehr geschikt ist, andere vergnügt zu machen.

Seine Gestalt ist ausserordentlich liebenswürdig. Es herschet eine ganz besondere Anmuth in seinen Mienen und in dem Tone seiner Stimme. Er saget, wie ganz von ohngefehr, die artigsten Sachen. Man solte denken, sie entwischeten ihm, ohne den Werth derselben zu wissen: denn er überlässet es andern, die Schönheit davon zu bemerken. Die Artigkeit ist ihm natürlich. Doch es ist ihm nicht genug, geliebet zu werden; er wil sich auch durch wahrhafte Verdienste schäzbar machen, um seinem Herzen, und der Ehre seines Geschlechtes Genüge zu leisten. Er liebet weder Frauenzimmer, um die man sich allzuviel Mühe geben mus, noch auch die, welche sich uns von selbst anbieten. Er fordert, daß der Widerstand, den man ihn thun sol, natürlich sey, und aus keiner klugen Ansichhaltung komme. So bald er gekünstelt ist, erwekket er bei ihm Verachtung.

Er ist sehr für die Ehre der Personen, die er liebet, besorget, und verachtet diejenigen, die ihre eigene Ehre verachten. Er wird insonderheit von der Bescheidenheit gerühret; und er fordert, daß ein Frauenzimmer immer ein wenig bedenken sol, daß die Liebe eine Schwachheit sey, und daß sich bei ihr die zärtliche Verwirrung finden sol, die die Leidenschaft erweket. Die Frechheit und Verwegenheit sind ihm allezeit zuwider. Auch in denjenigen Augenblikken, die sonst den Verlust der Schamhaftigkeit nach sich ziehen, verlanget er noch ein schamhaftiges und verwirretes Wesen. Er kan den Geschmak derer nicht begreiffen, die sich um derjenigen Gunstbezeigungen bemühen, für die sie keine Neigung haben. Er findet darinn kein Vergnügen, wenn er die Personen liebet. Er bewundert die Schönheit; doch wird er am meisten von der Schönheit der Seele beweget.

Bei seiner Tafel ist alles prächtig, auserlesen und wohl angeordnet. Man wird daselbst durch junge wohlgemachte und hurtige Leute bedienet. Er machet es nicht wie diejenigen, die ihre Gäste gleich im Anfange durch die Zusammenraffung aller auf einmal aufgetragenen Speisen sat machen. Er entwikkelt seine Gerichte nach und nach; alle aber sind mit so vielen Blumen und andern Zieraten bestekket, daß man seine Tafel für einen Blumenstük halten solte. Er verlanget wenige Schüsseln und wenige Gäste; beide aber müssen ausgesuchet seyn, und sich wohl zusammen schikken.

Man vergisset bei seinen Reden Essen und Trinken, und doch redet man von nichts ernsthaften, sondern von artigen Versen, angenehmen Erzehlungen und andern belustigenden Neuigkeiten. Ein beissender Scherz wird dabei nicht vergessen. Er liebet ihn, und glaubet, ein Narr sey ein Geschenk des Himmels für aufgewekkte Köpfe.

Doch er verlanget einen feinen Scherz, der erheben und erniedrigen kan. Den groben Scherz hält er für ein Nachspiel, das man den Pöbel überlassen mus. Alle diese Unterhaltungen bei der Tafel werden von Zeit zu Zeit durch lustige und zärtliche Arien unterbrochen, deren Sittenlehre sich nach dem Orte richtet. Dis ist die einzige Musik, die ihm bei der Tafel gefält. Doch nach der Mahlzeit stellet er manchmal ein Konzert an von wenigen Stimmen und Instrumenten, welche nichts lärmendes an sich haben, und eine angenehme Harmonie machen.

Er kleidet sich wol. Das wesentliche davon ist sehr gemein: die Zierraten aber sind von besonders guten Geschmakke. Man bemerket an ihm nicht diese eitele Zufriedenheit mit sich selbst, welche man auf dem Gesichte der mehresten jungen Leute liset, welche mit sich selbst wol zufrieden sind, daß sie so prächtig einher gehen. Er denket nicht einmal daran, und findet an seinem Aufputze kein gröfseres Vergnügen, als an einer Blume.

Der Umgang ist sein Leben. Er findet zwar auch nicht weniger Anmuth im Lesen; doch das Vergnügen davon recht zu schmekken, hat er wol zu urteilen gelernet. Ob er gleich hauptsächlich an solchen Schriften sich belustiget, die die Leidenschaften rühren; so schäzzet er doch

das

das Vergnügen nicht nach der Anmuth der Materie, sondern nach der Vollkommenheit der Schrift. Mit einem Worte: er ist überzeuget, daß einem das Lesen nicht ehev Vergnügen machet, als wenn man selber mit seinem Geiste denket. Er schläget sich die Freude nicht ab, selber kleine Verse und Galanteriestükke zu verfertigen; aber niemand weis es als ein einziger Freund und Kenner. Er wil sich loben hören, aber ohne den Verdacht der Schmeichelei, und er glaubet, daß man auf die Art am angenehmsten seiner Ehre geniessen könne.

Die Freundschaft zählet er unter die grösten Annehmlichkeiten des Lebens. Er ist erfreuet, daß ihm andere zu gefallen suchen; allein er ist sehr bemühet, auch ihnen wieder zu gefallen. Die Ergözzungen können ihn seiner Ehre nicht vergessend machen: das hiesse sie alzutheuer erkaufen. Er schonet seinen Beutel nicht, als nur in den Verschwendungen. Wenn er sich ruiniret, so thut er es als ein Man, der zu leben weis, und durch eine edle und feine Verthuung. Er höret in dem Vergnügen auf noch vor dem Augenblikke, da er es überdrüssig werden konte. Die Erfahrung hat ihm gelehret, daß ein alzulanges und ununterbrochenes Glük uns verdrieslich mache, und daß man sich mit der Wollust nicht alzugemein machen müsse. Kurz: er geniesset des Vergnügens auf eine nachlässige Art, und als wenn er es für Kleinigkeiten hielte.

Welches sind also die gefährlichsten Lüste? Sind es diejenigen, die eine geschikte und artige Hand zubereitet, oder sind es diejenigen, in die sich die Ungezogenheit ohne Geschmak und Einsicht stürzet? Dieses ist eine Frage, die ganz natürlich aus den beiden Karacteren flieset, die wir in den vorhergehenden Blättern gemacht haben. Es scheinet anfänglich, daß die gänzliche Ergebung eines lüderlichen Lebens ein weit gefährlicherer Zustand sey, als dieser Extract der Wollust, und diese Zärtlichkeit, die das Vergnügen erst zum Vergnügen machet. Aber es ist gewis, daß weder der eine noch der andere Weg der wahre ist; aber wenn man wählen müste, so halte ich davor, daß derjenige, der nur vernünftig ist, sich zu verderben, und der die Blüte seiner Jahre nur mit Wollust zubringet, der sie mit eigenen Händen aufschmükt, um sie noch liebenswürdiger zu machen, daß er, sage ich, ihr weit mehr ergeben ist, und weit festere Bande mit ihr geknüpfet hat, als derjenige, der seinen blinden Trieben folget, und nicht kaltes Geblüte genug hat, zu urtheilen. Die Häslichkeit der groben Ausschweifungen zeiget sich nakkend und erschrekket auch die wildesten; da hergegen die artigen Laster sich in das Herz einnisten, ehe man noch einmal weis, daß es Laster sind. Der zarte Gift tödet weit geschwinder als der grobe.

Wie wollen wir aber diesen zugegebenen Saz rechtfertigen: Der Mensch ist zum Vergnügen gebohren. Bleiben uns noch welche übrig, wenn wir die vorhergehenden aus dem Register der wahren Vergnügungen ausstreichen müssen? Wir sind in diese Welt wie in den Garten zu Eden gesezzet, wenn uns nun die Vorsehung durch die damit verknüpften Ungelegenheit die Früchte untersaget, was bleibet uns zu hofen und zu schmekken übrig? Aber sind wir denn ganz körperlich, oder haben wir auch einen Geist in uns? Warum wünschen wir keine andern als sinnliche Vergnügungen? Verdienen sie etwa einen unstreitigen Vorzug vor den angenehmen Wollüsten des Geistes? Wir wollen die Vergleichung machen, und uns auf einen Augenblik die gänzlich von einander unterschiedenen und auf das höchste getriebenen Vergnügungen des Körpers und der Seele vorstellen. Sezzet also ein Wesen, welches ganz unempfindlich bei den Vergnügungen des Geistes in seinem ganzen Leben nur die körperlichen Wollüste schmekket; sezzet! daß es von aller Käntnis beraubet ist, und sich dessen nicht erinnern kan, was es ge-

nossen hat; gesezzt! daß es das Vergnügen nicht vorher sehen kan, das es genüssen wird, und daß es sozusagen in seine vier Pfähle eingeschlossen sein ganzes Glük in die blinde Empfindung sezzet, die es einen Augenblik in Bewegung bringet.

Bildet euch hergegen einen Menschen ein, der allen körperlichen Wollüsten abgestorben ist, der davor aber alle Vergnügungen des Geistes und des Wizzes zusammen nimt; ist er allein, so ergezzen ihn die Historie, die Philosophie und die schönen Wissenschafften, durch ihre Strahlen und Entdekkungen, und bezeichnen jeden Augenblik seiner Einsamkeit mit neuen Merkmahlen seines durchdringenden Geistes. Ist er in Gesellschaft, so geben ihm die Freundschaft und die Ehre, als die gewöhnlichen Gefährtinnen der Tugend, immer neue Proben der Schönheit und Grösse seiner Seele. Die Übereinstimmung mit der Vernunft, ist in dem Innersten seines Herzens der Same zu einer geheimen Freude, die nichts stören kan; es werden, wie mich deucht, wenig zum Vergnügen des Geistes und des Leibes gebohrne Menschen seyn, die, wenn sie sich, wie vormals Herkules, auf diesem Scheideweg befinden, das Schikksal eines vernünftigen Wesens nicht dem Schikksale einer Auster vorziehen solten. Lasset uns weiter gehen, und lasset uns die wahrhafte Quelle, die unaufhörliche Quelle alles Vergnügens entdekken! Dieses ist die Tugend. Wir haben in dem Sextus Empirikus einen Auszug aus einer Schrift Krantors, von der Natur des Guten. Dieser berühmte Weltweise erdichtete, daß sich der Reichthum, die Wollust, die Gesundheit und die Tugend, nach dem Exempel der drei Göttinnen, die ihre Schönheit dem Urtheil des Paris unterwarfen, allen Griechen bei den Olympischen Spielen vorgestellet hätten, damit sie ihnen, nach dem Grade ihres Einflusses in das Glük der Menschen, ihren Rang bestimmen möchten. Der Reichthum legete seine Pracht aus, und verblendete die Augen der Richter, als die Wollust vorstellete, daß die Reichthümer doch nur zum Vergnügen führten. Man wolte ihr schon den ersten Rang anweisen, als die Gesundheit erwies, daß ohne sie alles Vergnügen in Bitterkeit und Schmerz verwandelt würde. Endlich machte die Tugend den Streite ein Ende, indem sie die Griechen überzeugete, daß man auch in dem Schose des Reichthums, der Wollust und der Gesundheit, ohne ihre Hülfe, das Spiel seiner Feinde seyn würde. Man sprach ihr derowegen den ersten Rang zu, den andern der Gesundheit, den dritten der Wollust, und den vierten dem Reichthume.

Alles andere Glük kan für denjenigen ein Unglük werden, der es nicht zu gebrauchen weis. Die Weisheit allein verdienet den Namen des Guten, weil sie allein von der Beschaffenheit ist, daß man sie niemals misbrauchen kan. Sie entfernet die Traurigkeit von uns, und verschaffen uns angenehme Empfindungen. Die Reue über das Vergangene, der Kummer über das Gegenwärtige, und die Unruhe über das Zukünftige, sind drei Geisseln, die die Sterblichen am meisten plagen. Die Tugend beschüzzet uns dafür, indem sie unsere Wünsche in das Gute einschliesset, das nicht übern unsern Horizont ist, und indem sie dieselben den unveränderlichen Gesezzen unterwirft, die ein unumschränktes Wesen eingeführet hat. Die Langeweile, die so schlim als der Verdrus ist, nahet sich auch zu den Thronen. Aber sie unterstehet sich nicht, sich der Weisheit zu nahen, welche unsern Lebenslauf mit tugendhaften Beschäftigungen erfüllet, und eine Kette angenehmer Empfindung daraus machet; sie entfernet die Schmerzen von uns, die ihre Geburt der Unmässigkeit und den Ausschweifungen zu danken haben. Die Wollüste des Wizzes und des Verstandes begleiten sie bis in die Einsamkeit, und das Unglük. Sie hält uns von dem Eigensinne anderer und von der Herschaft

des

des Glükkes befreiet, und lehret uns alles aus dem Gebrauche unseres eigenen Vermögens, und nichts aus den Gütern anderer zu schöpfen.

Wohin ein tugendhafter Mensch seine Augen richtet, auf GOtt, auf die Menschen, auf seinen Nächsten und auf seine Freunde; so findet er doch allerwegen Gründe zu einer geheimen Freude; er bezeiget sich den Absichten seines Schöpfers gemäs, er verdienet die Achtung seiner Freunde, und aller die um ihn sind, sein Herz, das weder Has noch Furcht kennet, lebet nur, Wohlthaten, das ist, sein Vergnügen auszuüben; und diese Zufriedenheit machet in dem Innersten seines Herzens, nach dem Ausspruche Salomons, ein beständiges Freudenfest. Endlich bringt ihn der Tod zu einem höchstgütigen Wesen, dessen Gesezze er allezeit verehret und ihre Schönheit empfunden hat. Kan also wohl auf der Erde ein besserer Zustand seyn, als der Zustand eines Menschens, welcher in dem Schose der Tugend ein wahrhaftes und gegenwärtiges Vergnügen geniesset, und auch in der Vorstellung des Todes die Aussicht eines vollkommenen Glükkes findet?

Der Fleis.

Staub und Laster wil ich fliehen,
Und mit wirkendem Bemühen
Mich allein der Weisheit nahn.
Von dem Wahn mich zu entfernen
Wil ich von den Weisen lernen.
Was die Seele bessern kan.

Wenn die Nachbarn thrazisch lermen,
Und die lange Nacht durchschwärmen
Kühn und wild gemacht durch Wein;
Sol die Kunst der Pierinnen,
Das Vergnügen meiner Sinnen
Meiner Lehrgier Labsal seyn.

Stuzzer, die kaum frei von Schulen,
Männlich um Korinnen buhlen,
Wirken nimmer meinen Neid.
Mich entzükken schönre Triebe,
Und ein Kind von bessrer Liebe
Und von bessrer Sittsamkeit.

Siegt, und sterbt im Blut, ihr Helden!
Last der späten Nachwelt melden,
Wo eur Arm den Feind gestrekt.
Last in ewigen Trophäen
Den erstaunten Enkeln sehen,
Welchen Held dis Grab bedekt.

Liefert uns in dikken Bänden
Werke von berühmten Händen,
Schreibt euch ewig und gelehrt,
Autors! Ich kan ruhig sterben,
Wenn das Ohr des dritten Erben
Nichts von meinem Nachruhm hört.

Kan ich nur in stillen Gründen,
Weit vom Lerm der Städte, finden,
Was der Schäfer Unschuld fand;
Weisheit! kan ich deine Gaben,
Phillis! dich und Hallern haben,
Sterb ich gern und unbekant!

Kurzer Begrif von einer unbetrüglichen Fürstl. Machtkunst.

Diese gegenwärtige Schrift ist nur ein Auszug deß Hrn. Joh. Zacharias Gleichmanns alias Helmond Politic, oder längst heraus gegebenen dreizehen Proben von einer unbetrüglichen Fürstl. Machtkunst, wie er selbst in der Zuschrift an das jezt regierenden Herrn Herzogs zu Sachsenweimar Hochfürstl. Durchl. gedenket, dabei aber klaget, daß er selbst kein Exemplar dieser seiner vollständigen Politic mehr haben, noch bekommen können. Da er aber gleichwol dafür gehalten, daß höchstgedachter Prinz unterschiedliche Maximen, welche der Autor in seiner Politic einem Regenten höchst nüzlich achtet, in seiner Regierung ausübe, so habe er diesen kurzen Innhalt nicht nur verfertiget, sondern auch gedachten Prinzen in Unterthänigkeit dediciret. Wobei er denn zugleich denen Herren Verlegern eine

neue und vermehrte Auflage seiner Politic selbst anbietet. Weil denn also diese Schrift nur ein Auszug eines grössern Werks, so ist sie auch nicht gros, sondern bestehet nur aus 24. Seiten, in 8vo. Folglich kan es jeder mit leichten Kosten bekommen, und mit weniger Mühe selbst lesen. Um aber doch wenigstens etwas von dessen Maximen anzuführen, und solche dem Urtheil des Lesers sonderlich getreuer Patrioten, die weder Cammer- und Finanzstürmer, noch Blutigel der Länder seyn, zu überlassen, so melden wir nur folgendes: Es will nemlich der Herr Autor solche Mittel zeigen, 1) wie ein Landesfürst seine Macht und Splendeur vermehren, auf die Nachkommen transferiren und die Wohlfahrt seiner Unterthanen befördern, 2) wie er den Intraden ohne harte Drukung der Unterthanen auf billige und sehr leidentliche Art merklich vermehren könnte. Dabei bezeiget er seine aufrichtige Liebe zu mehrern Aufnehmen der Reiche und Staaten. Alles ist auch in so weit gut. Ja es sind würklich einige Vorschläge darunter, die diesem Vorgeben nicht zuwider; Und welche auch schon Becher, Schröter, Sekendorf, der alte Wahrmund im Tractat vom Geldmangel gethan haben. Wir haben also an den Zwek, den er seinen Miteln sezet, an sich selbst nichts auszusezen. Allein es sind auch viele andere Mittel angegeben, welche mit den Grundsäzen des seel. Herrn von Sekendorfs wol schwerlich übereinstimmen möchten. Jedoch das thut nichts zur Sache. Wir sind nicht an die Einsichten dieses Mannes gebunden. Worinne bestehen denn nun des Herrn Gleichmanns Mittel? Antwort:

1. Soll man das Recht der Erstgeburt in Fürstl. Häusern einführen.

2. Was ein Fürst ganz gewis und ohnfehlbar ersprieslich und der Unterthanen Wohlfahrt beförderlich zu seyn, bei sich empfindet, daß kan er auch mit gutem Gewissen so gar durch erlaubte Betrügerei (fraudibus licitis) hinausführen.

3. Ein Landesfürst soll Standesmäsig studiren.

4. Die Studia seines Landes und die Schulen policeimäsig verbessern.

5. Er soll seine Ritterschaft in Standesmäsigen Studiis erziehen lassen.

6. Er soll aus denen Landüblichen Rechten Institutiones derer Rechte formiren, solche publica auctoritate promulgiren und der Jugend vorlesen lassen.

7. Gewisse Ritterorden aufrichten.

8. Die Manufacturen befördern.

9. Die Handwerkszünfte oder doch die Meistereffen abschaffen.

10. Die Landesoeconomie in guten Stand sezen.

11. Die weitläuftigen und gerichtlichen Processe gänzlich abschaffen.

12. In Dörffern und Städten die Häuser nach einer vorgeschriebenen Höhe bauen lassen.

13. Vor die Beflanzung der Strassen und Felder mit fruchtbaren Bäumen sorgen.

14. Manufactur-Academien, Zucht- und Waisenhäuser, wie auch eine gewisse Art von Handlungscompagnien aufrichte.

15. Unterschiedene Religionen dulten.

16. Gewisse Land-Inspectores und Revisores sezen, die auf das Herrschaftliche Interesse beständig acht haben.

17. Allerhand Mittel brauchen, die Bettler zu vertilgen.

18. Der

18. Der Landesherr soll zu gewissen Zeiten selbst in seinem Lande herum reisen und sich nach allem erkundigen.

19. Er soll selbst regieren und keinen ministrissimum haben.

20. Seinen Erbprinzen vortheilhaft zu vermählen.

21. Das Justizwesen reformiren.

22. Eine kluge Freigebigkeit ausüben.

23. Seine Rechte vindiciren.

24. Wohlmeritirte in adlichen Stand erheben.

25. Militem perpetuum halten.

26. Selectum ingeniorum bei denen, die studiren sollen, veranstalten.

27. Die Geschichte seines Hauses und dessen Jura beschreiben lassen.

28. Die ächte Religion einführen, damit er auch seine Macht im geistlichen erhalte.

29. Das Jus Canonicum nicht gar, sondern nur in denen Gerichten und Universitäten abschaffen.

30. Die Menge der Juristen und Advocaten abschaffen, die Aemter aber mit lauter Gelehrten besezen.

31. Ein Münzcabinet anlegen.

32. Es seye nöthig durch die weltliche Bediente auf die geistlichen fleisig acht haben zu lassen, damit sie nichts wider den Staat vornehmen.

33. Er soll neue Kirchen bauen und die alten repariren.

34. Die wüsten Schlösser repariren und mit Capellen zieren.

Dieses sind seine Mittel zum ersten Zwek. Was aber die Vermehrung der Einkünfte betrift, schlägt er folgende Mittel vor:

1. Er soll das alte Recht einführen, Kraft dessen er die Güter Unmündige, sonderlich adelicher Vasallen, als Obervormund, so weit solche zur Erziehung nicht erfordert würden, nuzen könnte.

2 Er soll jeden Vasallen anhalten, seinen Cosens zur Vermählung gegen ein Stük Geld zu suchen.

3. Das Abzugsgeldrecht sol er besser nuzen.

4. Alle, die Heirathen wollen, müssen erst Consens suchen, und ein Stük Geld erlegen.

5. Mancherlei Confirmationsgelder, über allerhand Contracte, sollen vor dem Landes Herrn eingeführet werden.

6. Auf die Peruquen sol man eine jährliche Steuer legen.

7. Es sol von denen über eine bestimmte Anzahl steigenden Gerichten und Gästen, auf Ausrichtungen ein gewisses Geld gegeben werden.

8. Vor die Läutung der Gloken bei Begräbnissen, desgleichen

10. Mit denen Domainengütern sol bessere Hauswirthschaft getrieben werden.

11. Wer eine Civilcharge, Titul und Rang hat, sol jährlich einen gewissen Tribut davon erlegen.

12. Auf das halten der Chaisen, Carossen und Kutschen, sol er einen gewissen Tribut legen.

13. Nach einigen anden schon gewöhnlichen Arten, recommandiret er auch, die Heerde- und Feuerstädtesteuer, jedoch nur in casu necessitatis.

14. Ingleichen, eine Besoldungssteuer.

15. Er sol alle unnüze und überflüssige Bedienten abschaffen.

16. Gute Orangerien, in denen Fürstl. Gärten anlegen, damit das Geld dafür im Lande bleibe.

17. Es könne ein Fürst gar wohl verordnen, daß die Stadträthe nur aus halb so viel Personen bestünden, als bisher, die Salaria aber, die die Abgeschaften aus den Stadteinkünften genossen, zur Cammer jährlich zahlen lassen.

18. Er sol alle Zinsen zu Rutscherzinsen machen.

19. Es sol auch der Art. 51. L. I. des Sächsischen Landrechts gebrauchet werden, die Einkünfte zu vermehren.

20. Zur besserer Versorgung der Zucht- Arbeits- und Werkhäuser, sol von jeden Fuder Frucht in der Ernde, eine Garbe in denen Stadtthoren abgegeben werden.

21. Die Bediente, so Geldeinnahme gehabt und sehr reich worden, sollen

scharf

scharf examiniret, und als volgezogene Schwämme fein ausgedrüket werden.

22. Kein Testament sol gelden, es werde denn dem Fürstlichen Fisco ad pias causas darinne etwas vermacht.

23. Die Ehepacta gleichfals nicht, es würde denn von jeden Hundert, ein gewisses Quantum, z. E. 4. Thlr. in die Cammer bezahlet.

24. Vors Bürgerrecht in denen Städten, sol absonderlich auch der Landesfürst, etwas bekommen.

25. Er sol trachten das Recht, ohne Einwilligung der Landesstände Steuern anzulegen, wieder zu erlangen, und diejenigen Mittel brauchen, die Barclajus in seiner Argen vorschlägt, sie um dieses Privilegium zu bringen.

26. Zins, Zoll und Geleit, sol er nach dem Gehalt der alten Münzen, da ein Pfening vielmehr an Schrot und Korn hielte, einfodern lassen. Auch wird,

27. Ein besonderer Impost auf das Papier, ausser dem Stempelgelde, vorgeschlagen, und

28. Die ohne genugsame Ursachen im unehligen Stand leben, sollen mit jährlicher Contribution deshalb beleget werden.

29. Die Bergwerke sind anzubauen.

30. Der Fürst sol das Recht der Erbfolge, und zu testiren, unter entferneten Seitenverwanden einschränken, das Vermögen aber zum Fisco ad pias Causas ziehen.

31. Er sol bei wohlfeilen Zeiten Korn einkauffen, und solches bei theuren Zeiten etliche Groschen wohlfeiler, als der Markt, denen Unterthanen, solcher gestalt aber, doch mit Profit, wieder verkauffen. Dieses sind des Herrn Secret. Gleichmanns Vorschläge. Weil er aber wohl erkennet, daß dieselben vielen sehr schlim vorkommen möchten, indem solche Rathschläge verhast sind, so hat er sich zum Trost, und denen, welche diese Consilia nicht anstehen, zur Antwort die Worte Lipsii de Doct. Civil. L. IV. c. XI. welche angefangen: Invidiam metuis und sich endigen: decus posteritas rependat zum Beschlus hingesezzet. Dem allen aber ungeachtet, haben einige dafür gehalten, als ob der Herr Autor, nicht so wohl allhier vortrage, was er glaube, daß es geschehen solte, und gerecht, billich, weise und klug gethan wäre, sondern er habe nur, was bisweilen in alten und neuen Zeiten geschehen, verdekter Weise mit einer heimlichen Satyre vorstellen wollen; und damit mans desto weniger merken möchte, auch unterschiedene gute Sachen mit eingemischet. Wir unseres Orts, können diesen Gedanken nicht beifallen, sondern glauben, er meine es im Ernst. Und daher verdienen viele Vorschläge sonderlich, 1. 2. 4. 6. 8. 11. 12. 17. 18. 21. 22. 23. 24. 25. 30. und 31. unsers wenigen Ermessens, ohne Zweifel eine genaue und ernstliche Prüfung, dazu wir aber hier weder Plaz noch Zeit haben, gleichwohl hoffen wir, es werde solches dem Herrn Autori als einen Freund der Wahrheit nicht entgegen seyn.

Besondere Vortheile und Erfahrungen in allerhand Land-Hauswirthschaftlichen Geschäften, von einem nunmehro verstorbenen Grafen.

Es sind uns diese Anmerkungen von allerhand Vortheilen und gemachten Erfahrungen eines vornehmen bereits zu seiner Ruhe eingegangenen, in seinem Leben aber wegen kluger Landwirthschaft bei seinen Gütern und Vorwerken sehr berühmten Hochgräfl. Wirths zu Handen gekommen, um solche jedoch mit Verschweigung dessen Namen allhier einzurükken, uns aber dabei die Freiheit gegeben, was den Ausdruk in der Schreibart anbe-

betrift, eine Verbesserung zu machen.

Man war vor diese gnädige Communication ganz unterthänig verbunden. Und obgleich hier und da verschiedenes noch zu ändern gewesen wäre, so hat man sich doch dessen, ausser in einigen Stüken, enthalten. Denn der erlauchte Hochseelige Verfasser war kein Gelehrter, wie er sich in dem Eingang selbst deshalben entschuldiget, sondern anfänglich ein Soldat gewesen, hatte sich aber nachhero auf die Wirthschaft bei seinen wichtigen Gütern mehr als manche grosse Herren jezo thun, mit besonderen Fleisse zum Seegen seines hohen Hauses geleget. Und wenn man auch hin- und wieder die Schreibart noch mehr verändern wolte, so würde vielleicht diesen Anmerkungen dadurch etwas an ihrem Schmuk einer einfältigen Deutlichkeit abgegangen seyn. Da aber doch gleichwohl dieselben nichts als vor einfältige und ungelehrte Landwirthe eigentlich gehörige Singularia in sich halten, und wir das Glük haben, daß unsere Intelligenzzettel nicht nur von Hohen und Niedern, Gelehrten und Ungelehrten, sondern auch von einfältigen Wirthen zum Nuzen des gemeinen Bestens unserer Absicht gemäs so häufig gelesen werden, so daß wir auch die darinn verfaste Samlungen aus dieser Absicht in einem Zusammenhang mit in diese Bücher gebracht, folglich wir daher um so mehr hoffen können, es werde unsere geringe Bemühung vielleicht nicht ohne Seegen seyn und bleiben, so wir doch nicht unserer Geschiklichkeit und Arbeit, sondern lediglich der göttlichen gnädigen Vorsehung hiermit dankbarlich zuschreiben: so haben wir geglaubt, es sey am besten das meiste in demjenigen Ausdruk stehen zu lassen, wie es der Hochgebohrne Hr. Verfasser zu entwerfen beliebet hat, weil dieses eben die rechte Sprache vor Einfältige ist. Ja eben dieses ist die Ursache, warum wir auch, so viel die Sache selbst betrift, nichts davon oder dazu gethan haben, obgleich einige angegebene Vortheile schon bekannt und in denen Haushaltungsbüchern, sonderlich aber in dem allgemeinen œconomischen Lexico stehen, einige aber auch noch, wo nicht gänzlich in Zweifel zu ziehen, dennoch nur in gewissen Landesgegenden anzubringen seyn möchten. Indessen ist uns doch eine Zeile in Wirthschaftssachen, so aus eigener Erfahrung geschrieben, tausendmal lieber als 100. Zeilen, die man nur aus bloser Speculation oder aus Büchern, oder fremder Erfahrung insgemein in die Welt hinein schreibet. Daß aber der Hochseelige Herr Verfasser einer der berühmtesten Wirthe seiner Zeit unter seines gleichen gewesen, das würde der geneigte Leser sofort einräumen, wenn wir das hohe Haus nennen wollten. Denn es stehen schon verschiedene Verbesserungen in der Wirthschaft, sonderlich der Holzspaarkunst, und

wegen des tiefen Einbringens des Saamens in dem Aker unter diesen Namen in öffentlichen Schriften. Sonst ist bei dem Aufsaz selbst, wie aus dem Eingang zu ersehen, den wir aber um gewisser Ursach willen weglassen, seine Absicht gleich gewesen, daß es zum Druk und zwar sonderlich denen Predigern auf dem Lande zu gute befördert werden solte. Denn von diesen merket er an, daß die wenigsten die Wirthschaft verstünden oder sich nur einiger massen darum bekümmerten, hernach aber, um seine Worte zu brauchen, entweder gar nichts von ihrem Pfarrgute, so doch der gröste Theil ihrer Einkünfte wäre, genössen, oder doch um solches erst ex praxi zu lernen ihre Berufsgeschäffte hintansezen und dem Feldbau mehr als dem Bau der Christl. Kirche oblägen. Und Wir müssen bekennen, daß wir diesen Fehler an denen Studiosis Theologiæ ebenfalls bemerket haben, indem sie insgemein der irrigen Meinung sind, als ob sie gar nicht nöthig hätten, sich auf Universitäten um die Wirthschaft zu bekümmern und auch nur etwas davon zu lernen, wenn schon, wie es nunmehro auf verschiedenen hohen Schulen geschicht, durch Collegia dazu Gelegenheit gegeben wird. Denn man mus wissen, daß, woferne man die Wirthschaft auch nur ohne praxi einiger massen verstehet, ein solcher alsdenn nicht eben nöthig hat bei der praxi selbst viel Zeit darauf zu wenden, wenn ihm sonst sein Amt solches nicht verstattet. Massen alsdenn leicht ist, vermittelst einer guten Hauswirthin alles klüglich zu übersehen und zu dirigiren. Es meldet übrigens der Hochselige Hr. Graf, daß er hier nur diejenigen Fehler in der Landwirthschaft zeigen wollte, die er in 15. Jahren mit vieler Mühe selbst beobachtet hätte, da er sich nicht eben geschikt befände, vollständig die Wirthsschaftsreguln, wie einiger seiner Freunde von ihn verlanget hätten, aufzusezen, er auch eigentlich nicht zu bestimmen wüste, welches das Hauptwerk in derselben sey, indem eines dem andern die Hand biethen müsse. Denn er habe befunden, daß nach fleisiger Ausrechnung dasjenige, was man auf die Kuh, das Schaaf, den Akerbau ꝛc. wende, mehr austrage, als der Nuzen von diesen ausmache, wenn man ihn einzeln rechnen wolte. Und dennoch finde man, wenn alles zusammen komme, zulezt einen grossen Seegen und Uberschus. Aller massen er selbst erfahren, wenn man an seiner Treue, Arbeit und Vertrauen auf GOtt nichts ermanglen lasse, und die angezeigten Fehler vermeide, daß ein merklicher Nuzen herauskomme, und die vormals zu grossen Scheuren und Schuppen nachmals alle zu klein geworden wären. Und eben dieses ist die grosse allgemeine Wirthschaftsregel:

Trachte unter fleisiger Arbeit/ Gebet und Nachsinnen dahin/ daß alle deine besondere Wirthschaftsgeschäfte mit einander zusammen stimmen.

Denn die Vollkommenheit der Dinge bestehet in der Zusammenstim-

stimmung ihres in sich habenden Mannigfaltigen. Die Landwirthschaft hat manigfaltige Geschäfte, Objecta und Zweke in sich. Wilt du demnach zu einiger Vollkommenheit in deiner Landwirthschaft kommen, so müssen diese mannigfaltigen Dinge miteinander zusammenstimmen, d. i. einander die Hand bieten. Wir finden demnach nichts mehr hierbei im Voraus zu erinnern, als daß die Gegend, wo diese Vortheile in der Wirthschaft angebracht sind, derjenigen Landesart gleich sey, die im Erzgebürgischen und Voigtländischen anzutreffen. Ubrigens haben wir die Anmerkungen durch Zahlen unterschieden, und sie allemal mit einem Titul versehen, damit der Leser gleich finden könne, was er etwan suchet. Und obgleich die Schrift nur etliche Bogen ausmachet, so können wir sie doch nicht auf einmal einrüken, weil wir gerne alle Arten von Lesern, durch Weitläufftigkeiten nicht verdrüslich fallen wollen; Es solle aber in einem andern Theil dieser Bücher, das, was wir hier weggelassen, eingerukt werden. Indessen folget hier ein Theil davon:

1. Von rechten Miststätten.

Es wird das Verachteste, so doch das Hauptwerk meines Erachtens in der Wirthschaft, und welches der Mist oder Dünger ist, nicht wohl in Acht genommen. Denn da observirt kein Hauswirth die Miststätte dergestalt anzulegen, daß bei Regenwetter die Feuchtigkeit davon, (welches die Quint-Essenz des Mists,) nicht könne weglauffen. Dadurch aber geschiehet, daß an statt gutes tüchtigen Mists, die meisten nur vom Regen, Sonne und Wind, ausgelauchtes Stroh auf ihre Felder bringen, und das Beste läuft vorher davon zum Thore hinaus. Diejenigen nun, deren Vorfahren solche üble Miststätten angeleget, können solche verbessern, wenn sie unten an solchen Stätten tiefe Löcher machen, solche, wenn sie voll, ausschöpffen, und oben auf den dürren Mist giessen, oder in die Grasgärten tragen lassen, welches, ob es gleich Mühe oder Geld kostet, solches doch zehenfach wieder einbringt. Man mus es aber bei nassem Wetter hineingiessen, sonsten verbrennet die Schärfe vom Salpeter den Rasen auf eine Zeitlang.

2. Von der Bestellzeit.

Beim Akerbau bilden sich die erfahrenste Hauswirthe ein, wenn sie nur ihren alten Reguln folgen, darnach es ihnen etlichemal gerathen, so könne es ihnen nicht fehlen. Ich bin aber der Meinung, daß, wenn es Zeit zum Bestellen oder Säen, mans an seinem Fleis nicht mangeln lassen müsse, fällt aber Regenwetter ein, so wartet man so lange bis es besser wird, und wenn man dann wieder Zeit hat, so vertrauet man GOtt den Saamen an. Wenn ichs so gemacht, so habe ich befunden, daß ich allezeit das beste Getreide erbauet. Aber auf die Felder mus man dabei wohl Acht haben, daß, wo man nasse Felder hat, man kein Geld und Arbeit spahre, so viel Gräben zu machen, daß, sobald der Regen aufgehöret, nicht irgendwo eine Pfüze stehen bleibe, wodurch hernach der Saamen versäuffet und alle Arbeit vergebens ist.

3. Von nassen und den Fluthen unterworffenen Feldern.

Die Abführung des Wassers mus, wo möglich, fortgeführet werden, daß man das Wasser auf eine Wiese bringe, um die wegfliessende Geilheit vom Aker zu Nuzen zu bringen. Wo aber das nicht geschehen kan, so mus man, damit das Wasser die Wege nicht zerreisse, und verderbe, den Graben längst den Aker nicht

durchaus, sondern nur lauter Löcher machen, zwischen jeden Loche aber einen Abſaz laſſen. Dadurch geſchiehet es, daß, ehe dieſe Löcher alle gefüllet, (indem ſie vorher durch die Sonne ausgedroknet,) der Fluth der Hals gebrochen wird, daß ſie hernach nicht im Wege ſchaden könne. Endlich nach 1. oder 2. Jahren ſezet und ſammlet ſich die vom Aker gefloſſene Geile, welche alsdenn mit Nuzen wieder auf den Aker kan geführet werden, die man hernach 10. Jahre ſpühret, wo es hingeführet wird. Auch mus da, wo es von einem Loch zum andern flieſſet, damit es nicht bei einem Plazregen reiſe, allemal beim Ausflus ſchrege herunter Raaſen gelegt werden, auf daß das Waſſer über den Raaſen allemal in das andere Loch flieſſe.

4. Von allerhand Dünger und Streu- oder Mosrechen.

Wo es auch an Dünger mangelt, kan man mit Streurechen im Walde, der Haushaltung zu Hülfe kommen, und ſind diejenigen Forſtbediente ganz irrig, die ſolches verbieten, die Streu nicht zu rechen, weil es dem Holze Schaden thäte. Denn ich habe es aus der Erfahrung, daß wo vor dem, wegen des tiefen Moſes kein jung Holz hat aufliegen wollen, nachdem ich aus einer Stallung vor 50. Rthlr. Streu verkauft, anjezo der ſchönſte junge Anflug wieder ankommen, weil der Saamen hat einwurzeln können. Und geſezt, aber nicht zugelaſſen, daß es dem Holze etwas Abbruch thäte, ſo iſt der Nuzen, ſo man im Feldbau davon hat, gröſſer, als der Abgang am Holze. Doch hierdurch will ich denen unverſtändigen Wirthen nicht das Wort reden, die alle 4. oder 5. Jahre von denen Wurzeln faſt die Erde wegkrazen, ſondern es mus das überflüſſige Moos genommen werden. Wieder iſt ein Fehler, daß alle Wirthe, ob ſie gleich nicht Dünger genug haben, ſtets zu düngen, dennoch alle Felder nach denen eingerichteten 3. oder 4. Arten beſtellen, wodurch denn die Felder immer mehr und mehr ausgehungert werden. Ich habe mich wohl dabei befunden, daß ich nur das beſäet, ſo ich tüchtig düngen können. Da ich denn viel Saamen auf den Boden behalten, und dennoch mehr erbauet, als da ich vorhero alles beſäet hatte, habe auch hernach beſſere Gerſte erbauet, und habe die Mühe vom Pflügen erſparet. Wenn es auch an Düngen fehlen wil, ſo kan man, wo der Kalk wohlfeil, mit Kalk düngen. Aber hüte dich, daß du in 12. Jahren nicht mehr als einmal kommſt, ſonſt möchte der Vers wahr werden:

Kalk macht den Vater reich,
Die Kinder arm zugleich.

Der Kalk wird folgender Geſtalt gebraucht: auf 1. Dresd. Schfl. auszuſäen, führe ich 4. Dresd. Schfl. ungelöſchten Kalk. Es mus aber derſelbe erſt, und zwar ſo gelöſchet werden, daß er zu Mehl wird. Hernach wird er mit einer Wurfſchauffel ausgeſträuet, wie man in der Scheunen wurffelt. Doch mus man ſehen, daß er gleich ausgeſtreuet werde. Das Feld mus auch troken ſeyn. Denn viele haben ſich beſchweret, daß der Kalk nicht gut ſey, ſie hätten nichts erbauet, weilen ſie ſolchen in das naſſe Feld geſtreuet, da er denn ſchmierigt worden, und wenn das Feld wieder ausgedroknet, hat er den Effect gethan, als wie beim Maurer, da ihn denn die Sonne und Froſt erſt wieder zwingen müſſen, bis daß man nach etlichen Jahren erſt dem Nuzen geſpüret. Die Felder, denen man mit Kalk helfen wil, müſſen nicht hizige, auch nicht naſſe Felder ſeyn. Mit dem Kalk habe auch den Moos von denen Wieſen vertrieben. Allein erſt begieng ich auch einen Fehler damit, daß ich ihn ſtreuen lies, als es nas war, da er denn zu Mauerkalk wurde. Wenn er aber ausgeſtreuet wird, wenn es troken, ſo kommt hernach der Thau, und macht, daß er den Moos tödet, welcher alsdenn, wenn er faulet, die Wieſe dünget, und das Gras ſo vor den diken Moos ſteken blieben, hernach Hecheldik ſich zeiget, und die Schuppen zu klein machet.

5. Von

5. Von unnüzen Akerbau und Mangel der Wiesen.

Weiter ist auch bei vielen Wirthen ein Fehler, wenn sie nicht rechnen, daß beim Feldbau, der Saamen mus gegeben werden, das Feld 3mal gepflüget, 3mal geeget, einmal gesäet, einmal Mistgebreitet, einmal geschnitten, gebunden, getroschen, und also 14. Frohnen darzu gehören, ehe sie das Getraide auf den Boden bekommen, und da man öffters doch kaum den ausgestreuten Saamen wieder bekommt, selbige dennoch Aeker, so das schönste Braachhen geben, zu welchem sie nur das Hauen und Dürre-machen nöthig, lieber bestellen und besäen, welches doch so vielen Fatalitäten unterworffen, als Wetterschlag, rothen Loh, Frost in der Blüthe, auch an vielen Orten dem Wild schaden. Ich hingegen habe grossen Vortheil befunden, solche Aeker zu Heu liegen zu lassen, auch wohl gar zu düngen, indem ich dagegen in der Viehzucht grossen Nuzen gehabt. Denn mit einem 2spännigen Fuder Heu können 10. Schaafe durch den Winter gebracht werden, welches mit den Stroh nicht an der Rindvieh Nuzen herauszubringen, zumal da ich in 3. Jahren nur 2mal Stroh davon bekommen, welches der blosse Nuzen vom Feldbau fast alleine ist. Es wird zwar dagegen eingewendet; wo man Brod wolle hernehmen? Allein, darauf antworte ich: dazu gehören die trokenen und in die Höhe liegenden Felder, die alsdenn, wenn ich viel Heu habe, und Vieh halten kan, besser können bestellet werden.

6. Von der Fütterung des Viehes.

Ferner ist ein Fehler in der Wirthschaft, daß die meisten das Futter nicht eintheilen. Giebt GOtt viel Stroh, so mus es dieses Jahr verfüttert seyn, ratio: damit ich viel Mist mache. Es ist aber falsch. Das Schüttenstroh gehöret nur im Mist, Gersten und Haberstroh mus durch das Vieh erst durchgehen in Mist. Das erste lasse ich alle Jahre verstreuen, fehlet es hernach dran, so kommet die Streue zu Hülffe. Seithero ich diese Eintheilung gemacht, daß ich über Winters auf Küh und Ochsen 2. und ein halb Schok, auf ein Gölde stük aber nur 1. und ein halb Schok Futterstroh gegeben, so ist das Vieh allezeit besser auf die Weide gekommen, als vorhero, da die Pachter zu viel und wohl über 3. Schok Stroh, auf ein Stük durch die Bank gehabt, ratio: weilen sie es nicht eingetheilet, und rathsam damit umgegangen. Dadurch habe ich öffters zu 70. Schok FutterStroh übrig behalten, welches das andere Jahr schon zu rechte kommen, da ich sonst über 20. Stuk Rindvieh ausstossen, oder es müssen Noth leiden lassen. Ja dadurch habe auch erhalten, daß ich alle Jahre gleich viel Mist habe machen, und die Felder in gleichen Düngen habe erhalten können.

7. Von dik- und dünnen Säen.

Der gröste Fehler, so ich im Feldbau noch gefunden, ist, daß die meisten das Wintergetraide zu dike säen, und habe ich auf einen erkauften Guthe, wo sie vormahls 150. Schfl. ich aber nur 60. bis 70. Schfl. ausgesäet, dennoch 50. Schfl. mehr erbauet, und länger Korn bekmomen, ja auch, da das Schok sonst ein und ein halben Schfl. gegeben, bis 2. Schfl. aus dem Schok erdroschen. Es haben mir es andere nachgethan, das Feld aber nicht recht gedünget, solchen hat es freylich fehl geschlagen, indem sie nichts mehr erbauet, weil das Feld das Vermögen nicht gehabt, daß das Korn hat stauden können, weil keine Kraft mehr im Felde gewesen ist, wenn das Korn hat sollen reiffen, da zuvor alle Kraft in das Stroh gegangen war. Wenn auch das Korn zu dike gesäet wird, so kan die Luft nicht so durchkommen und es bewegen, welches fast das meiste zur Fruchtbarkeit cutribuirt, fällt nun darzu Regenwetter ein, so kan es die Luft nicht

durchwehen, die Vogelwiken überziehen es, und die besten Aehren, so sich gebeugt, werden taub. Da hingegen mein Korn, weil es dünne gestanden, und die Halmen, wie das kleine Rohr so tike gewesen, gleich durch den Wind empor gestiegen, und reichlich gegeben, wie etliche Jahre her nacheinander probiret, und es also meinem Nächsten anrathen kan. Ich habe auch öfters von denen armen Leuten, wenn das Korn theuer gewesen, gehöret: ich habe nur mit halben Saz zubinden müssen, GOtt hat mich doch gesegnet, daß ich so viel erbauet als sonsten. Und freilich ist alle unsere Arbeit ohne GOttes Segen vergebens, aber die dummen Leute verstunden nicht, daß es das dünne säen gemacht. Aus dem Altenb. wil ich nun meinen Saz zu bekräftigen, nur ein Exempel anführen: Als einsmals ein Knecht uneinig mit seinem Bauern wurde, so säete er ihm, als er alleine war, zum Possen auf 1. Schfl. Feld nur ein halb Schfl., da nun der Knecht solches beim Trunke einem sagte, der gescheid war, lachete er, und sagte: wenn du ihn hättest wollen einen Possen thun, hättest du sollen 1. und ein halb Schfl. hinsäen. Denn bei der Ernde hatte der Bauer auf selbigen Aker das beste Getraide. Worauf ich gegen alles Wiederrathen, beständig dünne säen lassen, und mich wohl dabei befunden habe.

8. Von Unterakern des Mistes.

Wegen Unterrakerung des Mists sind die Wirthschafter verschiedener Meinung, und kan ich hierinnen nichts aus der Erfahrung ausmachen. Doch so viel sage, daß ich glaube, wer gute Felder hat, thue besser, er pflüge ihn erst unter, wenn er zur Saat akert. Denn so nimmt ihn das Feld erst recht an, wenn das Korn abgeblühet hat, und bleibt doch noch Kraft zurükke zur Gerste. Wer aber viel Felder hat, führe den Mist hinaus, wenn der Weg gut und er Zeit dazu hat. GOtt segnet, wenn man nur aus Faulheit nichts versäumet, und ihm dabei vertrauet.

9. Von Wieswachs.

Bei denen Wiesen habe überall fast den Fehler gefunden, daß die meisten vieles Wasser vom Regen nicht in Acht nehmen, solches auf die Wiesen zu führen, und ein Tagelohn oder einige Mühe spahren, ein Gräbgen zu machen. Da ich hingegen an eine Wiese, so etwann 8. Futter gegeben, 200. Rth. angelegt, um eine Wässerung durch Anlegung eines Teichs über Felsen mit Rinnen dahin zu bringen, wodurch ich es so weit gebracht, daß ich anjezo an etliche 20. Fuder darauf erbaue, und also 200. Schaafe mehr erhalten kan, da denn meine Auslage in 2. Jahren wieder bekomen und den Nuzen vom Teich darneben habe. Wie dergleichen überal anzulegen, kan ich nicht bestimmen, oder beschreiben. Wer aber selber Verstand oder Müller in der Nähe hat, kan es gleich mit der Wasserwaage abwiegen. Es scheinet zwar etwas öffters ohnmöglich, so dennoch angehet, wenn man nur wil. Man mus aber die Mühe, es abzuwiegen, oder die Kosten, es abwiegen zu lassen nicht scheuen. Ist es auch vergebens, so schadet es doch nicht: man mus Versuche machen.

10. Von der Pflanzung der Weiden auf Wiesen.

Ferner ist dabei ein Fehler, daß die meisten ihre Wiesen, insonderheit, wo das Holz raar, mit Weiden überwachsen lassen, ratio: weilen sie solche zu Zäunen brauchen und es ohne ihre Mühe aufwächset. Damit man es aber unter das Gras nuzen könne, und doch Holz zum Zäunen habe, so seze man dafür Weiden, welche alle 3. Jahre können geköppet werden, alsdenn ziehen die Wurzeln die Geilheit, so dem Gras nicht mehr zu gute kommen kan, an sich, und man bekommt darneben doch Gras. Es siehet auch feiner aus, zumal wenn sie Alleenweise gepflanzet werden. Damit selbige aber aufkommen, mus man die Löcher mit dem Pfahleisen weiter machen als die

Saz

Saz weite dik ist, denn, da die Wurzeln aus der Rinde hervorkommen, so löset sich, wenn das Loch enge ist, die Rinde ab und kan nicht bekleiben. Dahero wundert sich mancher, daß ob er sie gleich in einen nassen Boden gesezt, sie dennoch nicht beklibet, da er doch selber Schuld daran ist, daß er die Schaale abgestossen.

11. Von der Reinigung der Wiesen.

Ferner ist auch ein Fehler, daß die wenigsten ihre Wiesen von denen Hüblen oder Hügeln recht säubern, ratio: es kostete Geld und wüchse hernach auf dem aufgehauenen Plaz kein Gras. Es ist aber lezteres falsch. Denn ich habe es aus der Erfahrung, insonderheit wenn ich denn aufgehauenen Hübel, nachdem er gefaulet und den Raasen zu Erde worden, wieder dünne drüber herstreue. Es kan mir auch ein Kerl in einem Tage mehr Gras abhauen, wo die Hübel weggeschaft sind, als sonst in 1. und einen halben Tag. Die Hübel aber kommen nicht allein von Maulwürffen her, sondern ich habe observirt, daß S. v. die Kühfladen von denen Regenwürmern und Käfern ausgehölet werden; weil nun die Ameisen gleichsam ein Gebäude mit Dach finden, so machen sie sich dahinein, und wird endlich ein grosser Hauffen daraus. Deswegen sol man denen Hirten anbefehlen, solche fleisig zu zerstossen. Denn wenn auch gleich nicht allemal ein Ameishauffen daraus wird, so bleibt mir doch der Plaz etliche Jahre bis er völlig vergehet unbrauchbar, indem das Gras, so umher davon wächset, allzufett und doch das Rindvieh nicht einmal gerne von dem Plaze frist, wo ein Rindvieh hingemistet hat, gleich wie hingegen die Pferde thun, das Rindvieh aber da gerne frist, wo die Pferde hingemistet haben.

12. Von hochstämmigen Obsbäumen in Gärten.

In denen Gärten habe gleichfalls Fehler beobachtet. Dann daß erstlich die meisten ihre hochstämmigte, Aistbäume jederzeit 8. Schritte von einander sezen, ist gar nicht wohl gethan. Daher habe ich Gärten gefunden, da in 20. Jahren die Bäume so ineinander gewachsen, daß erstlich die Sonne nicht darunter kommen, und kein Gras wachsen konnte, zweitens die Luft nicht durch kam, und also die Bäume nur oben Früchte trugen. Da ich nun etlichemal schöne alte Bäume in solchen Gärten gemessen, und befunden, daß vom Stamme, auf einer Seite bis an das Ende vom Aesten über 20. Schuh waren, so seze ich jezo, damit ich nicht nöthig, die schönen jungen Bäume, wieder auszugraben, oder wegzuhauen, jeden Baum 40. Schuh voneinander. Darauf kan nun das Gras wachsen, und ich bekomme auch gute Früchte.

13. Von Bäumsezzen.

Ferner sezzen die meisten, wenn es ihnen ankommt, einen Obstgarten anzulegen, die Bäume hin, wenn sie nur wohlfeil sind, sie mögen dik oder dünne seyn; ratio: der Garten mus heuer besezt seyn. Allein das taucht auch nichts. Denn erstlich mus ich sehen, wo der Baum her. Ins Gebürge, Leipziger oder Bamberger Bäume zu nehmen, thut eben so gut, als einen nakenden Mohren aufs Riesengebürge zu sezen. Wo er nicht gar erfriert, wird er doch das Kalte bekommen. Zweitens: wenn der Baum nicht schon unten ein wenig eine Dike hat, wird man nimmer einen guten Baum daraus ziehen, u. mus man sich mit Pfählen solche zu erhalten, wohl 12. Jahr lang plagen, welches mir selbst wiederfahren. Jezo hingegen habe ich solches nicht nöthig, da ich keinen seze, er müsse denn in der Baumschule seine Dike von 2. Daumen unten schon haben, zugeschweigen, daß man auch die Freude hat eher Früchte zu brechen.

14. Von Auspuzen der Bäume.

Die meisten fehlen auch darinnen, daß

sie

sie ihren Bäumen die untersten Aeste nicht wegsäge, so doch in so weit geschehen mus, damit man darunter weggehen könne. Denn es wird sonst ohnedem dem Herrn des Baums von den Untern Aesten durch die grössere nichts gelassen. Geschicht solches aber, so trägt der Baum besser, und das Obst wird grösser, wenn ihm die Aeste abgenommen werden.

15. Von der Düngung der Bäume.

Daß aber die meisten Obst haben wollen, ohne den Bäumen Nahrung darzu zu geben, ist auch gefehlet. Wil man also haben, daß sie tragen sollen, so grabe man sie im Herbst auf, und dünge sie ein wenig, so wird man eine reiche Obsternde haben.

16. Von Verbesserung nasser Wiesen.

Bei denen Wiesen pflegen auch die Wirthe die Kosten zu ersparen, und sie, wenn Quellen darauf befindlich, nicht aufräumen zu lassen. Es ist zwar wahr, daß das Gras an selbigen Orten der Quelle häufig wächset, unten drunter aber ist lauter saurer Gras; und wenn gehauen wird, so ist das auf der Quellen wachsende gelagert, und unterhalb verfaulet. Wenn hingegen die Quellen aufgeräumt und Furchen gezogen werden, daß das Wasser auf die trokenen Plätze geführet werde, so wird das saure Gras vergehen, und die trokenen Plätze werden gesundes Gras tragen. Und ob es auch gleich etwas weniger Heu geben sollte, so doch fast unmöglich, so ist doch solches Heu auch besser, genüsbahrer so wohl vor Rind- als Pferdevieh, da sonst das saure von selbigen halb unter den Mist gezogen wird, oder wenn sie es aus Hunger fressen müssen, dennoch nur halb so gut futtert.

Wer auch eine Stadt in der Nähe hat, und Seiffensiederasche oder Lauge haben kan, und selbige auf die moosichten, ja auch die dürresten Wiesen ausstreuet, wird durch schönen Klee, der davon wächset, sein Geld reichlich wieder bekommen, so er vor die Asche ausgeleget hat. Wo der Klee herkommt, da sonst keiner gesehen worden, darüber lasse ich andere disputiren; Genug, daß ich ihn auf der Wiese habe, wo ich es also gemachet.

17. Von den Verpachtungen der Schäfereien.

Bei Schäfereien sind die meisten Wirthschaften der Meinung, daß man selbige verpachte, und die Schaafe derer Schäfer eigen seyn sollen. Allein wenn ich ausrechne, was ich vor Heu, Stroh, Korn und dergleichen hingebe, und was ich Pacht bekomme, so wird sichs finden, daß man mehr gibt als man bekommt. Und wenn hernach eine Seuche kommt, so ist doch der Erlas ohnfehlbar zu thun und der Schäfer nicht im Stande, die Schäferei wieder zu ergänzen, die Felder aber liegen so lange ohne Ferch. Ich habe daher besser befunden, die Schäferei auf den 7tel mit dem Schäfer zu mengen, und dem Schäfer Futter zu geben, daß er gut auskommen könne, und die Schaafe vollauf zu fressen, und lieber an statt 800. Stük nur 700. Stuk zu halten, solche aber vollauf zu füttern. Da ich denn erfahren, daß die 700. Stük wohlgefütterter Schaafe, mir mehr Wolle gaben, als der Nachbarn ihre Schäfereien von 1000. Stük, Lämmer und Schaafe auch grösser geworden, und dahero beim ausmerzen mehr gegolten.

18. Vom Milchzins bei denen Schaafen.

Wenn man 1. oder 2. Gl. vom Stük Milchzins nimmt, und denen Lämmern dadurch die Milch entziehet, das ist ein grosser Fehler. Denn sie werden nicht nur dadurch geringer, sondern es schadet auch zugleich denen Alten. Und seit dem

dem ichs hier abgeschaffet, habe ich den Nuzen doppelt an der Wolle verspühret. Denn die Schäfer pflegen, um ihren Vortheil zu haben, die Schaafe bis auf den Tod auszumergeln.

19. Von denen Betriegereien bei denen Schäfereien.

Bei der Schäferei sind so viel Betriegereien, daß ein Buch Papier damit anzufüllen. Einige nur zu berühren, so mengen sie manchmal geschlachtete Schaaffelle unter die Sterblinge, welche daran zu erkennen, daß die Sterblingsfelle keine rothe Adern haben, sondern alles blaß. Wer nun nicht selber Achtung giebt, oder faule Aufseher hat, dem gibt der Schäfer an, es sey ein Schaaf crepirt, welches er doch geschlachtet, it. wo der Schäfer als ein Accidens hat die Eiderwolle, da rauft er denen Schaafen die Wolle vom ganzen Bauch hinweg. Ingleichen wo er die abgeschüttelte Wolle behält, da werffen sie andere Wolle mit unter, oder machen die Schaafe nicht rein, damit viel Schättel wieder werde; it. die Schäfer nehmen öfters, wo nicht viel Aufsicht ist, fremde Schafe auf die Weide oder ins Winterfutter. Wenn man denn einmal überzehlen wil, und nicht unversehens kömmt, so haben sie ihre Spions, und treiben die Schaafe vorher weg, ehe man kommt. Ja, wenn die Schaafe vom Schäfer sollen gezehlet werden, da die Herrschaffl. alle ganze Ohren haben müssen, so kleiben sie mit Schuhpech denen Knechtsschaafen die ausgeschnittenen Ohren zu, damit solche alsden vor Herrschaffl. passiren können. Ein Wirth und Herr observire nur allemal die besten Hämmel und Schaafe, und frage öfters darnach, so trauen sie nicht.

20. Von der Fütterung der Schaafe.

Die Eintheilung des Futters bei der Schäferei habe befunden, daß es wie bei dem Rindvieh eines der vornehmste Stüke dieser Wirthschaft, und habe ich bei einer reducirten Schäferei meiner Schäfereien, auf 700. Stük über Winters, nicht gar 70. Frohnfuder, 5. bis 6. grosse oder 9. Dresd. Schfl. Erbsen, und 2. oder 3. Schfl Wiken zur Aussaat, das Stroh darneben gegeben, und damit ist der Schäfer meistens ausgekommen. Hat aber ja etwas gefehlet, so mus der Schäfer den 7ten Theil darzu geben, welches er gerne gethan. Denn wenn man das Schaafvieh Mangel leiden lässet, so fället im Frühjahr die Wolle ab, und werden kahl. Es ist auch ein Fehler bei manchen Schäfer oder Herrn, daß sie das Salz spahren, welches sie doch gesund erhält, und die Wolle brav wachsend machet. Wie man auch an Pferden spühret, daß sie, wenn sie Salz bekommen, sich eher abhären und die Winterhaare fallen lassen. Wenn auch die Schaafe sollen gesund bleiben, mus man sie des Winters nicht lassen aus dem Bache sauffen, sondern acht haben, daß sie nicht darzu kommen.

21. Von der rechten Springzeit bei Schaafen.

Einige lassen auch im Gebürge die Stähre zeitlich unter die Schaafe, wie in denen Niederlanden. Allein es ist besser, daß man es so einrichtet, daß die Alten bald auf die Weide wieder kommen, und gleich Futter finden, denn wenn es später oder eher geschiehet, daß das Schaaf und Lamm keine Weide findet, folglich Mangel an Futter hat, so leiden die Lämmer hernach.

22. Von der Pflanzung der Obsbäume.

Beim Sezen der Obsbäume ist auch ein Fehler, 1) daß, ob man gleich an theils Orten hier und dar grosse Obsbäume findet, es doch gemeiniglich heisset, wenn die Posteritat zu faul gewesen zu continuiren, oder es nicht verstanden hat: Es kommt kein Baum hier auf, der

Boden ist zu salpeterich̃t, oder hat leimichten Boden, wie mir es zu N. ergangen. Aber es ist keine Kunst in kleinen Beeten einen Baum fortzubringen. Wilst du aber haben, daß ein Baum bei leimichten Boden auch fortkomme, so mache es also: Mache ein Loch, nicht gar so tief, die Rasen, die du herausgestochen, zerhake, lege sie verkehrt wieder hinein, thue keinen frischen Mist, sondern gute Erde dazu unten hinein, wo du etwas tod Land weggenommen hast, daß die Herzwurzel unten guten Grund eine Zeitlang finde und treibe, wenn du denn mit dem Rasen und der herbei geschaften Spahn- oder Holzerde das Loch wieder gefüllet, so seze den Baum hin, daß die Seitenwurzeln den Erdboden gleich stehen. Wenn den der Rasen und Spahnerde in ein paar Jahren gefaulet, und sich gesezet, so werden die Wurzeln sich ausbreiten und just in das fruchtbare Land kommen. Oben auf die Wurzel thue wieder etwas gute Erde, und denn oben darauf das tode ausgestochene Land, welches man Herbstszeit aushaket, und Winterszeit mit Mistgauge begiesset, so wird sie auch fruchtbar, und Gras tragen, und die Bäume werden so gut fortkommen, als meine gethan.

Daß zum 2) die Bäume anfänglich schön gewachsen, nach 3. Jahren aber die Stämme moosigt geworden, und niemals getragen, ist dieses die Ursach, sie haben sich viele Mühe gegeben, schöne tiefe Löcher gemacht, selbige mit guten Mist angefüllet, und denn die Bäume darauf gesezet, und oben darauf wieder den Rasen, und denn das tode Land weggeschaffet, wenn den der Mist gefaulet, und die Seitenwurzel sich ausbreiten wollen, so hat sich der Mist gesezt gehabt, und haben die Wurzeln in das unfruchtbare Land hineinwachsen müssen. Daher denn entstanden, daß von der unfruchtbaren Feuchtigkeit die Stämme Moos bekommen, und endlich verdorben. Daß diesem so sey, habe ich daran wahrgenommen, da ich solche verdorbene Bäume ausgegraben, nach meiner Art gesezet, und sie sind alsdenn wohl fortkommen, haben auch andere Jahre Früchte getragen. Wer aber nach meiner Art Bäume pflanzen wird, hat nicht so viel Mühe, und wird bald Freude daran erleben.

Im Baumsezen habe bishero auch 3) einen sündlichen Fehler observirt. Da unsere Jugend, wenn sie ihre Eltern durch Reisen in Schulden gesezet, und auf denen Wiesen der Französischen grossen Gärten Alleen von Linden oder andern unfruchtbaren Bäumen gesehen, hernach aber wieder nach Hause kommen, und nichts von der Wirthschaft, sondern nur Eitelkeiten verstehen, so haben die besten Wiesen herhalten, und daraus Gärten mit Aleen gemacht werden müssen, damit der junge Herr auf der Wurst darinne herum fahren können, zulezt aber, wenn wegen Abgang des Grases, die Kühe oder Schaafe abgeschaffet werden müssen, hätte Hans Wurst ohne Wurst gerne zu Fuse wieder auf der Wiese herumgehen wollen, wenn die Wiese nicht verdorben gewesen wäre. Ueberdem aber hatte er erstlich seinen lebendigen Wald, durch Aushebung der schönsten Linden, ruiniret, und wenn noch hier und da auf dem Plaz, wo die Aleen hinkommen sollen, ein schöner von Vorfahren gepflanzeter fruchtbarer Baum gefunden wurde, so muste er ausgerottet werden, da er doch gelesen, daß GOtt im Alten Testament verbotten, sogar in Feindes Landen die fruchtbaren Bäume abzuhauen. Ich habe dergleichen Exempel in einem gewissen Königreiche erlebet, daß, als ich es einem, der vordem die ganze Freundschaft in Obst regaliren konnte, die Fruchttragende Bäume nicht abzuhauen gerathen, bis seine Pigmei oder Zwerge Frucht brächten, er mich auslachte, hernach aber, als er mir nicht einmal eine Kirsche vorsezen konnte, sein Vornehmen zu spät bereuete. Hingegen habe mit Verwunderung, aber mit grossem Vergnügen, zu Wien in der Favorite observiret, daß ein so grosser Monarch, als unser allergnädigster

gnädigster Kaiser Carl VI. in seinem Garten mitten in denen Gängen die grossen fruchtbaren Bäume hatte stehen lassen, welchen ja Edelleute, Grafen und Fürsten es nicht solten vorthun wollen. Denn das kommt mir vor, als wenn ein Zaunkönig höher fliegen wollte, als ein Adler, worüber er wohl den Athem verlieren wird, wie es solchen Zaunkönigen auch gehet, daß mancher wegen des Gartens sein Gut verkauffen mus.

Ferner ist auch ein Fehler 4) daß, wie man die Wiesen also mit Aleen verderbt, sie auch die Landstrassen eben so damit besezzen, damit die gestrenge Frau im Fahren von der Sonne nicht getroffen werde, wodurch aber den Reisenden die Reisen schwer gemacht werden. Denn, wenn der Weg vom Regen verdorben, so kan weder Sonne noch Luft den Weg wieder ausdroknen, und bleibt also Jahr aus Jahr ein Schlam. Ein anders ist, wo sandigter Grund, oder gepflasterte Steinwege, wie in Holland, sind, da sind die Aleen neben her sehr angenehm und nüzlich.

23. Vom Flachsbau.

Im Feldbau habe bei dem Frauenzimmer öfters Undank verdienet, wenn ich bewiesen, daß eine Herrschaft besser thue, sie säe Gerste als Lein. Denn der Lein geräth erstlich selten, und mus mancher treu Gesinde haben, wenn man mehr Lein erbauen soll, als man aussäet. Ich habe es in 10. Jahren nicht so weit bringen können. Woferne ich nun beim Flachs, wenn er auch wohl gerathen, das Jäten, Rauffen, Aufbinden, Riffeln, Wasserbusen machen, ins Wasser fahren, EinröSten, Auswaschen, Breiten, Aufnehmen, Aufbinden, Einsteken, Brechen, Hecheln, Klengeln oder Treschen und Aussieben bezahlen sol, so kan ich gewis den Flachs besser kauffen. Ein anders ist es, wo eine Herrschafft die Frohne darzu hat, da lohnet es noch der Mühe. Doch hier kommt gleich ein weiblicher Einwurf: Die Bauern befinden sich doch wohl dabei. Es ist wahr, ratio: die Frau im Hause thut alles selbsten mit, und hat ihn unter dem Schlus, und der Bauer mus zur Frohne, und seiner eigenen sauren Arbeit viel Gesinde halten, dieses aber sässe den Winter über müsig, und er sizt hier auch selbsten bis Abends um 10. Uhr und spinnet mit. Da lohnt es endlich noch. Zur Lust lasse ich etwas passiren, daß es die Kinder lernen, wenn sie in eine Haushaltung kommen, wo sie Flachsfröhner haben, da sonderbare Aufsicht auch zu haben. Denn es ist selten ein Christlicher Bauer anzutreffen, so seine Frohne treu verrichtet.

24 Vom Rindvieh und der Eintheilung des Futters.

Ich habe die Eintheilung so gemacht, e. g. wo ich 20. St. Kühe und 15. gölde St. gehabt, da habe ich, wenn ich gleich 100. Schok Gerste und Haber erbauet, dennoch 50. Schok vor die Kühe und auf 2. oder 3. Kühe 1. Fuder Grummet oder mehr, nachdem es viel oder wenig gewachsen, ein Beed Graut aber auf 15. St. gölde Vieh und 22. und 1. halb Schok Stroh gegeben. Was übrig geblieben, habe ich aufgehoben. Denn das Sommergetraide pflegt selten gleich zu gerathen. Wie mir denn auch noch kein Stroh verdorben ist.

25. Von Wiesen / so der Uberschwemmung unterworffen.

Die meisten Wirthe, so Wiesen haben, die denen Wasserfluthen unterworffen, klagen, daß sie immer überschwemmt, und das Heu verschwemmt würde, darnach taugte das Heu nicht. Wollte mans auch um Johanne hauen, so seye es noch nicht reif und füttere nicht gut, schwinde auch zu sehr. Allein ich frage: worzu ist aber das verschlemmte sonst nüze, als das Vieh faul zu füttern oder solches in Mist zu streuen? Man mus also darauf nicht sehen, sondern, wo ich Fluthen zu besorgen, weil selbe ordinair nach Johanni

sich einstellen, da lasse ich selbige vorhero hauen. Wenn denn die Fluth kommt, so verderbet sie nichts, sondern dünget die Wiesen zu guten Grummet, wobei ich mich wohl befunden, ja wo die Wiesen beständig gewässert werden können, ist wol selbige 3mal gehauen. Solcher gestalt nuzet man vom Heu etwas, und was abgehet, wird durch das Grummet ersezet.

26. Von Wässern der Wiesen.

Das beständige Wässern derer Wiesen, die nicht beständig die Sonne haben, habe ich unrathsam befunden, und ist besser, man wässere nicht eher, bis die Sonne die Nässe ausgedroknet hat. Sonst werden die Wiesen davon mosigt werden, oder versäueren. Denen meisten thut es leid, Gräben zu machen, in der Meinung, es gehe so viel Plaz verlohren, consideriren aber nicht, daß es um die Gräben herum noch einmal so stark wächset, als an denen andern Orten.

27. Von denen Wäldern.

In Wäldern habe an vielen Orten den Fehler gefunden, sonderlich in denen Bauerhölzern, wodurch dem Holz und der Wildbahn grosser Schaden geschicht, daß sie Streu zu haken, die untersten Aeste an Tannen und Fichten ausgeschneidelt, als wie an denen Obstbäumen, da denn sein Lebtag kein tüchtiger Baum daraus werden kan. Denn es läuft das Holz dadurch hinweg, wovon der Baum sol gros werden, und die Stallungen werden lichte, daß kein Wild sich steken kan.

28. Von der Eichelmast und dem Waldanbau.

Es ist 1) ein Fehler, wo manche Herrschaften viel Eichenwald haben, wenn die Forstbedienten ihrer Herrschaft anrathen, in die Nachmast Schweine zu nehmen, (weil davon die Forstbedienten ein gewisses von jedem Schweine haben) ohngeachtet manchmal auf 2. Stunden Wegs nichts als lauter abgestorbene Eichen und Buchen zu finden, welche so lange müssen stehen bleiben, bis sie umfallen, da denn die Posterität hernach gar nichts hat. Dessen Verbesserung habe ich bei meinem Bruder observiret, welcher etliche Jahre nur die Schweine in die erste Mast genommen, die Nachmast aber gänzlich verbotten, da den die Eicheln, so noch in das ungebrochene Land gefallen, im Frühjahr aufgegangen. Er lies darauf, bis die jungen Eicheln so gros geworden, daß sie die Schweine nicht umwühlen können, keine Schweine hinein, wohl aber die Leute solche daselbst aufzulesen. Und alsdenn hat er die abständigen Eichen fällen und verkauffen lassen. Weilen aber die jungen Eichen nun überflüssig aufgegangen, hat er von selbigen herausheben und an andere Orte pflanzen und seine Blösen füllen lassen. Wenn nun ein Herr oder Forstbedienter, nach Proportion seines Forsts, alle Jahr ein gewisses Stük auf diese Weise feget, so kan er machen, daß die Nachkommen auch wieder Holz finden, woran es an vielen Orten ehestens fehlen wird. Denn ich habe an vielen Orten Forste von etlichen Meilen gefunden, da ich unter 100. Eichen kaum eine erblikte, so nicht oben verdorrt gewesen, welche dann alle Jahr immer mehr aus dem Beutel wachsen, indem sie immer tiefer faulen, und zulezt nicht einmal zu Brennholz taugen, da doch an deren Stelle, wenn es die Vorfahren recht gemacht hätten, schon wieder Masteichen da stehen könnten, die alten aber hätten können zu Gelde gemacht werden, aus welchen doch anjezo nichts zu machen ist.

2) Diejenigen, so bei dem sogenannten Schwarzen Holz ihre Holzschläge auf 40. oder 50. Jahr einrichten, fehlen weit, wo sie gedenken in 40. Jahren einen Schnittkloz, (welcher in der Wirthschaft so nöthig als das Brennholz), zu finden. Man mus sich also wohl in Acht nehmen, und wenn man Fus vor Fus abtreiben

lassen

lassen wil, wenigstens seinen Wald in 80. Theile eintheilen, sonst klagen die Nachkommen dermaleinst über uns. Auch mus man sich in Acht nehmen, nicht so abzutreiben, ehe junger Anflug schon vorhanden, denn sonst wird der Boden zu Rasen, und kan hernach des schwarzen Holzes Saamen nicht einwurzeln, wie ich dessen in der Nachbarschaft etliche traurige Exempel erlebet habe. Etliche Jahr vorher, ehe man wil Fus für Fus abtreiben, mus man Moos rechen lassen, wenn Saamen ist, so wird es gleich anfliegen. Alsdenn haue man, ehe es gros wird, so thut das Fällen nicht so grossen Schaden.

3) Wo lebendiger Holzboden von Birken, Aspen und dergleichen, mus man sich auch in Acht nehmen, daß man selbiges nicht zu klein abhaue, wenn es noch im besten Wachsthum ist, oder auch zu gros werden lasse, ausser was man hier und dar zu Bottigreiffen stehen lassen wil. Denn ie grösser die Birke worden, je weniger schlägt sie wieder frisch aus, so ich aus der Erfahrung habe. Da nun das Rindvieh, wo junge Aspen stehen, weil das Laub süs ist, oder nach ihrem Geschmak, an die Aspen steigt, und solche herunter beugt und in Stüken bricht und beist, daß man hernach auf solchen Plätzen beim Hauen kein Holz nicht findet, so lasse man kein Rindvieh hinein, und hingegen sein die Aspen stehen, und zu Schneidholz werden, ob es gleich ein paarmal keine Ausbeute giebt. Denn es kommt hernach doppelt wieder ein, weil alsdenn daselbst indessen vom Saamen aspenes oder birkenes wieder anfliegt, daß es dorten auch dichte wird. Denn das aspene schlägt nicht aus der Wurzel wieder aus.

4) Wo am Brennholz Mangel ist, kan ein Hauswirth, wie um Halle herum, sich viel helfen mit Sazweiden, welches der nuzbarste Baum, wenn er obbeschriebener massen eingesezet wird, daß die Rinde nicht abgestossen worden.

29. Vom Spaaren des Holzes und denen darzu geschikten Oefen.

Einen grossen Fehler habe auch in der Wirthschaft bei dem gar eilig nun herannahenden Holzmangel verspüret, daß man demselben nicht durch Spaarung des Holzes vorbauet. Ich habe darnach allezeit getrachtet und daher mit vielen Kosten bald Hällische bald Windoefen bauen lassen, unter allen aber nichts bessers bei Oefen gefunden, als die alte Art, die Oefen schmal zu machen und so hoch, als man sie in der Stube mannierlich in die Höhe bringen kan. Denn erstlich, wenn der Ofen schmal ist, schlägt die Glut auf beiden Seiten gleich an, und communicirt sich der Stube sofort die Hize, so nicht gleich unten durchschlagen kan, steiget auch zweitens, wenn der Ofen fein hoch, hinauf, und fällt den von oben wieder herunter in die Stube, hingegen wenn der Ofen niedrig ist, so fähret sie zum Ofenloche vergebens vornen hinaus. Die Windoefen sind zwar sehr gut, wer Achtung darauf geben kan, daß er öfters den Windfang auspuzen lässet, und wenn das Holz zu Kohlen gebrennet, allemal dem Windfang mit einem Stein zustopfet, und die eiserne Thiere vor dem Ofenloch alsdenn zumachet. Denn der hat erstlich bald und hernach auch lange eine warme Stube, menagirt aber doch viel Holz. Wo er aber das Zustopfen versäumet, frist es mehr Holz. Ein Geistlicher, so nur zwei Oefen zu heizen, kan endlich solches in Acht nehmen, aber bei Höfen, wo ein Hausknecht 10. bis 12. Oefen zu heizen, da gehet es nicht an.

Wer weite oder breite Oefen halten mus in der Wirthschaft, wegen der Ofentöpfe, so mit eingemauert werden, oder kan nicht sobald seinen Ofen ändern lassen, wegen Mangel des Geldes oder Entlegenheit der Töpfer, der mache es also, und seze unten eine Schicht Ziegel auf die hohe Kante, eine Handbreit von denen Kacheln, führe diese Röhre von der

Seite vom Ofenloch bis vornen an den Ofen, deke die Röhre oben hübsch zu, daß kein Rauch dadurch gehe, führe diese Röhre in der Eke vom Ofen in die Höhe, bis oben durch die Ofendeke hinaus, so wird, zumal wann man beim Einheizen das Holz auf die Röhre legt, daß sie bald warm wird, ehe der Ofen recht warm wird, oben zur Röhre eine solche Hize in die Stube kommen, daß man kaum die Hand darauf halten kan. Es mus aber vorhero am Gesimse des Ofens unten ein Loch gemacht werden, daß die Luft circuliren könne, so steiget die Hize, wenn die Röhre die Wärme in die Höhe treibet, die Kälte aber steigt herunter und selbige circuliret so lange durch das Loch, bis die Stube ganz warm ist. Ich halte diese Invention noch vor gesund: Denn die ungesunde Kälte oder feuchte Luft wird also in der Röhre durch die Hize purificirt. Was Mehrers hievon ist in dem ersten Band zu lesen.

30. Vom Holzsparen bei den Brauen.

Beim Brauen können auch 2. drittel Theil vom Holz menagirt werden, nach meiner neuen Invention, welche schon anderstwo im Druk weitläuftig beschrieben ist, und sind die Einwürfe, so die meisten dabei machen, recht kindisch und abgeschmakt, z. E. Das nemlich die Pfanne dadurch mehr und eher verbrenne, als bei der alten Invention. Freilich werden die Seitenblätter eher anjezo verbrennen, als sonsten, da gar kein Feuer dazu kam. Aber ich habe, seit ich die Pfanne gesezt, 364. mal darinne gebrauet, und da ich allemal 2. Klaftern Holz erspare, habe ich 728. Klaftern ersparet, jede Klafter zu 2. M. Fl. thut 1457. M. Fl. Wenn auch in 14. Jahren die Seitenwände ganz consummirt würden, so kostet es etwa 200. M. Fl. und ich hätte 2912. M. Fl. profitirt. Es zeigt sich also gleich die Absurdität ihres Einwurfs, und wäre zu wünschen, daß es von allen Potentaten einzuführen anbefohlen würde, so dürfte mancher Armer nicht Kälte ausstehen und Noth leiden, manches kostbare Handwerk aber dürfte anjezo auch nicht braag liegen oder caduc seyn.

31. Von dem Holzsparen bei den Malzdarren.

Beim Malzdarren ist auch eine Menage des Holzes und ein Mittel zur Sicherheit darneben, vor Feuersgefahr, wenn die Hurten von Drath geflochten werden. Aber es bezahlt sich nicht so bald, oder menagirt nicht so viel, als die Invention der Holzmenage bei dem Brauen. Doch bezahlet es sich bald. Denn bei einer Drathhurte kan man mit 1. Klafter bis 80. Schfl. Dresdn. malzen, bei einer hölzernen aber kan man kaum 50. machen.

32. Die Holzmenage bei der Fütterung.

Holz könnte auch menagirt werden, wenn man die Kälber darzu gewöhnete, daß sie nicht warme Bäuche bekämen. Denn an andern Orten geben die Kühe doch auch Milch und bekommen nicht warm zu sauffen. Ich zwar, weil ich auf allen meinen Vorwerken in Sächsischen und Preusischen Pächter habe, bin nicht vermögend gewesen, es dahin zu bringen. Ein Geistlicher aber, der eine wirthschaftliche Frau hat, könnte es probieren, ob die Kühe mehr Milch geben, und ob der Aufwand an Holz und Mägden, derer man mehr halten mus, nicht gröſſer als der Nuzen von der Milch. Denn hier in Sachsen, wo das Einbrühen gewöhnlich, mus ich 3. Weibspersonen halten zu 20. Kühen, da ich in Brandenburg bei 60. Kühen nur 3. halten dörffen, weil da kein Einbrühen gewöhnlich ist. Am Holz aber gehet daher so viel Holz im Sommer auf, als zur Winterszeit wegen des Aufbrühens. Allein der Mangel am Holz wird ohne Erinnerung noch manchem das Menagiren selbsten lehren. Denn man findet schon ehe 2. Advocaten als einen Schindelbaum.

33. Von

33. Von der zahmen Fischerei und Anlegung der Teiche.

Bei Anlegung der Teiche habe an vielen Orten gefunden, daß man die Erde nach einander herausgestochen und auf den Damm geführet, wie sie gekommen, da denn meistens das gute Land begraben, und das tode obenauf gekommen, auf welchem hernach in Ewigkeit kein Gras zu hoffen. Ich hingegen, wo ich sauere Wiesen habe, und dürre Ränder darneben, da habe ich den Rasen von der Bahn des Dammes zur Brust stehen, und kurz vor dem Damme nichts wegstechen lassen, sondern weiter hinaus, wo es zu hoch gewesen, daß es nicht mit dem Damme sonst hätte können überstautet werden, den Rasen aber lies ich liegen, alsdenn das tode Land hinter die Brust karren und rammeln, den Damm aber ganz schräg machen, und oben darauf den überbliebenen Rasen legen. Solcher Gestalt habe ich das 2. oder 3te Jahr darauf mehr Heu auf dem Damm, als auf dem ganzen Plaz des Teiches erbauet. Aus dem Teiche aber habe ich die dürren Ränder wässern können, und dorten erst den Nuzen vom Teich erhalten. Wer Teiche anders anleget, der fehlet. Denn Teiche machen selten reich. So aber können sie nuzen bringen. Die Dämme präservire man ja vor Bäume und lasse sie nicht aufkommen, denn verdorren selbige oder werden abgehauen, so ist der Damm, wenn die Wurzeln faulen, beständig wandelbar. Das Vieh lasse man auch nicht darauf, denn selbiges durch das Abtretten, wenn es das fette Gras langen wil, so am Damme nach dem Teich zuwächset, den Damm sehr ruiniret.

Wenn man Teiche bei Aekern so anleget, daß man den Schlamm auf selbige bringen kan, da mache man Ständer, daß man es mit Bretern ablasse, denn mit Zapfen ziehet die Gewalt des Wassers den Schlamm nicht hinaus. So aber kan man es allmählig ablassen, daß der Schlamm alle drinnen bleibt, und hernach ausgeführet werden kan. Es ist zwar kostbar, aber der Schlamm bezahlt sich reichlich im Felde wieder. Ferner.

Wo man Hutweiden hat, in welchen Quellen und Gräben sind, durch welche das Wasser wegläuft, und im Graben lauter Pinsen wachsen, so das Vieh nicht frisset, da mache man lauter kleine Teiche, so zu Schmerlen taugen, und führe zu beiden Seiten kleine Gräben heraus auf die dürren Hügel, daß wenn ein Regen kommt, zu beiden Seiten es wässern könne. Fallet aber Dürre ein, daß man befürchtet, sie möchten austrocknen, lässet man einen nach der andern ab, und den andern damit in vollem Stande zu erhalten. Es wird sich auf der Weide die Arbeit reichlich bezahlen, ohne den Nuzen von den Fischen. Denn auf solche Art wird das trokene feuchte gemacht, hingegen das ohnedem tiefe und morastige wird getroknet, und die Pinsen werden vergehen. Nur die erste Auslage kostet etwas, und der Nuzen fällt nicht sogleich in die Augen.

34. Vom Bergwerksbau.

Ein jeder Landwirthschafter hüte sich vor dem Bergbau. Denn die Ausbeute von Teichen, Feldern und Wiesen werden meistens hier zugebüsset, sonderlich weil ein ehrlicher Bergmann so rar als ein Jäger ohne Lügen ist. Bauet man im Werke alleine, und sizt dem Bergmanne nicht beständig auf dem Arschleder, so wird in der Schicht nichts gearbeitet; bauet man mit Gewerkschaften, so ist es ein Hut zu vielen Köpfen. An einigen Orten, wo ich mit gebauet, habe ich wohl gesehen, daß man die Frisgelder gefordert, wie aber das Gebäude geführet wordē, da hat niemand nachgesehen. Wer auch einmal anfängt zu bauen, der wird intensiblement fortgeführet, bis das Geld alle ist, und das lezte Wort heist: Geld oder Feld; welcher Vers manchen zu lernen theuer ankommen ist; Doch wil ich nicht allen und immer den Bergbau widerrathen. Wer aber bauen wil, thue

es

es nicht reich zu werden, sondern er baue von seinem Uberflus, den er liegen hat, damit arme Leute können erhalten werden, u. erwarte alsdenn den GOttes Seegen in Gedult, fahre aber fleisig mit aus und ein, um zu sehen, wie gearbeitet wird, lerne es aber auch verstehen, und widme nur ein gewisses Geld alle Jahre von seinem Uberschus dazu. Aus allen diesen Ursachen aber widerrathe ich es allen Geistlichen, Bergwerke zu bauen. Denn ich Exempel habe, daß mancher sein Amt darüber versäumet, und Tag und Nacht im Schacht auf und abgefahren. Der Bergbau ist ansteckend wie die Pest, zumal wenn die Bergleute künstlich fremde Stufen in das Gebürge einarbeiten, daß man schöne Proben bekommt, die in der Tiefe sich verrutteln sollen, aber hernach aussen bleiben. Crede experto Ruperto.

35. Erinnerung vom Bauen auf dem Lande.

Im Bräuen habe den Fehler bei vielen gefunden, daß sie die alte Bauerregel nicht in Acht nehmen: Alte Häuser mus man stützen, und die Gelder oder Felder nützen. Sondern, wenn sie ein hübsch Vorwerk sehen, so wollen sie ihres auch darnach bauen. Und obgleich das Vorwerk kaum 150. Rthl. abwirft, manchmal einen Pallast vor etliche 1000. Rthlr. hinbauen. Ratio: Es kommt mich nicht so hoch, ich habe ja die Frohne dazu, oder ich habe das Geld so da liegen, das mir nicht nützet. Ei Lieber! leihe es denen Armen à 2 pro Cent aus, daß sie sich damit helfen können, so hast du es hernach doch, wenn du es brauchest. Wirst du gleich von einem betrogen und nicht bezahlt, so hast du hergegen die Interesse von denen andern. Ja das, warum man auch betrogen wird, ersetzt GOtt 1000. fältig.

36. Von Einrichtung der Schweintröge und ihrer Fütterung.

Im Bauen eines Vorwerks, wo Schweinezucht ist, habe bei vielen den Fehler gefunden, daß die Schweintröge haben, da sie mit den Füssen hinein steigen können, ihren eigenen Unflat hinein machen, und das Fressen verderben. Wenn denn ein böser drunter, das steiget hinein, beisset die andern hinweg, und wenn sie satt, hofiret es darzu hinein. Wenn es nun auch gleich endlich Plaz machet, so können doch die andern wegen des Unflats nicht fressen, und verderben dabei. Sind nun die Mägde unachtsam, so giessen sie hernach zu diesen Unflat das neue Fressen, welches denn auch verderbet wird. Diesem allen nun vorzubauen, habe ich unterschiedene Ställe machen und vor die Tröge Latten, so weit forne in der Höhe, darüber annageln lassen, daß die Schweine mit denen Köpfen können durchkommen. Da sie denn, wenn sie heran wachsen, und mit den Köpfen nicht mehr durchkommen können, in weitere Ställe gebracht werden. Dabei habe aber auch dieses observirt, weil doch manche Sau auch im Loche um sich hauet, so stelle ich in einen Stall, wo 6. Löcher darinnen, nur 5. Schweine hinein, damit, wenn eine gehauen wird, die abgehauene ein offenes Loch wieder finde, und mit denen andern zugleich fressen könne, so werden sie auch zugleich fett, und kommt nichts um.

Vor die Mutterschweine aber gehen dergleichen Ställe nicht an, sonst würden die Ferkel durchkriechen, und umkommen, dahero müssen, so viel Mutterschweine vorhanden, so viel zugemachte Ställe auch gemacht werden. Vor die übrigen aber müssen die Löcher nach Proportion der Grösse und Alters gemacht werden.

37. Von Einrichtung bei denen Kühställen.

Wenn die Kühställe gepflastert und man die ablauffende Geile nicht kan zum Nuzen in die Gärten oder in die Wiesen führen, so thut man wohl, wenn man das Pflaster so machet, daß die Gauche

in

in der Mitten zusammen fliesset, daselbst machet man einen Schroth von Holz, welchen man auf den Seiten und unten mit Thon oder Leimen verrammlet, daß die Gauge nicht durchdringen könne; und wenn das Loch voll, so lässet man es aus, und auf den Mist tragen, welcher hernach unvergleichlich davon wird, indem er besser dünget, als der trokene, weil das Stroh dadurch wegen der Salpeterischen Kraft aufgelöset wird, dem Felde desto eher seine Kraft zu übergeben.

38. Wie die Stuben anzulegen.

Im Bauen, insonderheit allhier bei uns, haben sie durchgehends den Glauben, daß Stuben von Dielen wärmer seyen, als gemauerte Stuben, ohngeachtet ich etlichen das Gegentheil bewiesen habe. Denn wenn eine Steinerne Stube einmal ausgeheizet, braucht man hernach kaum den dritten Theil Holz, und wo Steine sind, kommt eine gemauerte Stube kaum so hoch zu stehen als eine von Dielen. Allein, wenn man auch gleich bewiesen hat, daß solche Stuben eben so wohlfeil als hölzerne, und besser zu erheizen sind, ja eine ewige Währe haben, so macht man endlich doch den Einwurf, daß die Steine schwizen. Allein daß ist nicht der Steine, sondern des Maurers Schuld. Denn, wenn er unter den Grund hübsch dichte und troken mit Kalk mauret, so wird keine Feuchtigkeit sich in die Höhe ziehen. Daher kommt die Nässe und Schwizen derer Mauren, daß, wenn eingeheizt wird, die Feuchtigkeit aus der Erde in den Leimen und durch den dünnen Kalkwurf durchschlägt, und nässet. Denn ich habe noch keine Mauer, so mit purem Kalk gemauret, von unten herauf nässen sehen, ausser wenn Erdreich darunter lieget. Wenn die einfältigen Leute zu überreden wären, würde viel Holz erspahret werden können, auch manche Ratte weniger seyn. Denn der Plaz zwischen der Deke und Boden vom andern Stokwerk ist ein rechtes Ratten und Mäusegehege.

Untersuchung der Ursachen, welche etwa zu denen so vielfältig trokenen Sommern, in alten und neuen Zeiten, das meiste beigetragen haben.

Wir haben in hiesigen Fluhren nun über ein Viertel Jahr keinen Landregen auch gar wenige Strichregen gehabt: nächst deme, von zwanzig und mehrern Jahren her, über allzutrokene Sommer und auch in den allerältesten Zeiten darüber meistens geklaget: welches dann den Wachsthum des Getraids gehindert; das Ungeziefer in Feldern und Gärten vermehret, und den Bäumen ihre Fruchtbarkeit entweder genommen oder doch selbige gar sehr zuruke gesezt. Bei dieser Beschaffenheit, die auch so viele andere Länder empfinden, hat man denen Ursachen nachgedacht;

Welche etwa zu denen so vielfältig trokenen Sommmern in alten und neuen Zeiten das meiste beigetragen haben?

Wir sezen zum voraus; daß der weise Schöpfer den Erdkreis in einen solchen Stand gesezzet; daß alles Land seine Befeuchtung hinlänglich haben möge. Weil ohne dieselbe so wenig einige Früchte zu hoffen, als es möglich ist, daß Menschen und Viehe, ohne Speise und Trank bestehen, wachsen, zunehmen und sich vermehren können. Da aber die oftmalige Dürre insgemein den Wachsthum hindert; so ist zu glauben; daß hieran etwas schuld seyn müsse, so den erstern Zustand des Erdcreises verschlimmert und in eine Alteration gesezzet. Wasser ist die Seele von aller Fruchtbarkeit; eben so wie das Geblüt in dem menschlichen Cörper. Da nun dieses leztere in der kleinen Welt, dem Menschen, sich durch alle Glieder des Leibes, in die Gänge der Adern und Sehnen zertheilet, an keinem Ort aber allein solches überhäufet ist; so ist die Vermuthung nun so viel sicherer; daß die grosse Welt, aus gleichen

Ursachen, eben also ausgesehen und das Wasser nicht überhäuffet, an einem Orte gestanden, als wir jezo in dem grossen Oceano oder dem sogenanten unergründlichen Weltmeer anzutreffen. Ich wil dieses sagen; daß in den ersten Zeiten und wenigstens vor der Sündfluth das Gewässer in unzähligen Meeren auf dem festen Lande gestanden, die man entweder Seen oder vom Meer, Meerische oder Morastische Sümpfe, oder, wenn sie Dämme vonnöthen gehabt, Teiche geheissen. Welche aber mit der Zeit die Menschen, mehreres Land zu gewinnen, abgeleitet, und in die grössern Meere, durch Gänge und Graben geführet, mithin eine so grosse trokene, durch das viele, vom abgezapftem Wasser, verursachte dürre Land, erweket haben. Das erstere mus erwiesen werden; das andere ergiebt sich von selbsten. Dann wie aller Regen von, aus der Erden, in die Höhe aufgezogenen Dünsten bestehet: so verstehet sich von selbsten; daß an Oertern, da alles troken und dürre, sich nichts zum Aufziehen finde; im Gegentheil wo das Land von Meeren; Seen; Teichen; Sümpfen; Morasten angefüllet, solche auch, durch die Ausdünstungen, die Luft befeuchten, und dadurch, bei entstandenen Winden, solche Dünste in Tropfen zusammen getrieben, und wiederum auf die Erden zu fallen, beschweret werden. Welches lezte dann ein Regen heisset. Dann daß kein Wasser von oben herkomme; solches ist unter andern auch dadurch klar; weil in den höchsten Gebürgen es gar nicht regnet noch regnen kan; indem sich die von Dünsten angefüllte Luft nur etliche Meilen in die höhe findet, da hingegen über solcher, eben deshalben weil daselbst die Luft allzurein; dünne und lauter ist, weder Menschen noch Viehe leben, noch sich das Geflügel dahin schwingen kan. Hieraus entstehen nun untrügliche Folgen. Und zwar erstlich; daß, wo Seen seyn, entweder die Luft allezeit feuchte, oder auch viele Strichregen, nach Beschaffenheit der Winde, kommen müssen. So berichten uns z. E. die Naturkündiger in Spanien; daß, wenn gleich daselbst wenig Regen; dannoch die Feuchte der Luft, und sogenannte Abend- und Morgenthauen diesen Abgang ersezzen, welche aus dem mit der See umgebenen Land, ohne Zweifel herkommen. Dahero auch ein kleines Exempel in der Nachbarschaft Mansfeld anzuführen; diejenige Akerleute, welche ihre Felder nächst den zweien Seen, der süssen und salzigten haben, selten über trokene zu klagen. Indem ihre Felder entweder vom Thau oder Strichregen befeuchtet zu werden pflegen. Nachgehends ist zweitens im Gegentheil dieses nicht weniger gewis: daß, wo keine Meere, Moräste, Seen, Tcheiche oder Näsſe sich befindet; nicht allein die Feuchtigkeit der Luft und die Abend- und Morgenthaue; sondern auch die Strichregen aussen bleiben müssen. Folglich wan die Westwinde keinen Landregen aus der offenbaren See bringen, bei selbigen nothwendig ein trokener Sommer entstehen müsse. Ist also nur übrig, das erstere zu erweisen:

Daß die Menschen, durch Ableitung der Meere; Seen; Sümpfe; Teiche / selbsten Ursache an den vielen trokenen Jahren seyn?

Hiebei hätte man gute Gelegenheit die folgende Säze zu behaupten; daß in dem Anfang der Schöpfung die Meere sich nicht an einem Ort befunden; daß solch vielmehr durch den ganzen Erdkreis, wie bei den Menschen durch die Adern, zerstreuet gewesen; daß der ganze Erdkreis Landwerts vor deme zusammen und aneinander gehangen, damit die in dem Paradis gezeugte Menschen, den ganzen Erdkreis auch umziehen und bewohnen können; daß kaum mit Vernunft und Sinnen zu begreiffen, wann GOtt den Menschen einerlei Heil und Heiland gegeben, diese durch den unsäglichen weiten Ocean auseinander gerissen werden sollen; dergestalt, daß die armen Ame-

rica-

ricaner von demjenigen, was in Asien mit den Juden und Christen vorgegangen, zu ihrem ewigen Heil, nichts gewahr werden können noch mögen; daß man die Americaner Adamskinder und keine Præadamiten oder Feldschwämme mit dem Lucretio seyn sollen, nothwendig folge; daß America mit einem von den übrigen Theilen der Welt Landwärts verbunden gewesen; indem die Passagen, die Grotius den Menschen angewiesen, die dortigen Thiere nicht treffen, auch selbige ohnedem allen Seeleuten zum Gelächter worden; daß vor deme entweder gar keine Ströme oder doch selbige sehr klein gewesen, aber, durch Abzapfung der Seen, solche je länger je gröſſer worden; daß der unergründete Ocean in den ersten Zeiten entweder gar nicht oder doch lange nicht so gros gewesen u. w. d. m. Allein alles dieses an seinen Ort gestellet zu lassen; so ist gleichwol dieses gewis: daß die Menschen durch Anlegung der Ströme: Ableitung der Sümpfe, Meer und Seen, das Trokene mithin auch die Dürre verursachet. Von allen nur einige Exempel zu geben; so meldet Strabo lib. I. daß in alten Zeiten die Mittländische See gar nicht in den Oceanum gegangen; sondern jene von diesem, durch die Gaditanische Meerenge gänzlich unterschieden und zugetämmet gewesen. Nachgehends daß das Euxinische Meer, nebst denen auf funfzig Meilen sich erstrekenden Maeotischen Sümpfen gar nicht in die Mittländische See gelauffen; sondern, gleich dem Caspischen und dem sogenannten ohne Abfluß gleichgestandenen mari rubro oder gefärbten oder auch todten Meer, zur Befeuchtung des Landes, stille, gestanden, und daraus das Wasser in die Höhe und durch die Regen wiederum herab gestiegen sey). Ferner ist gleiche Sage von der so genannten Ostsee oder Weissensee, dem Mari Balthico; daß erst lang hernach diese in den Oceanum durchgerissen; ehedeme aber zur Befeuchtung des Landes gleichsam stille gestanden, und mit auf- und niedersteigen des Wassers gewechselt habe. Da nun durch alles dieses eine unbeschreibliche Menge Wassers sich in den Oceanum ergossen; so ist dieses eine gewisse Folge: daß der Ocean gröſſer worden; daß er durch die Vergröſſerung viele hundert Meilen Landes in sich verschlungen und unter das Wasser gesezet; daß er so viele Kräften und Feuchtigkeit der Erden an sich gezogen und dadurch manches Land ausgedorret habe. Und auch von hieſiger Gegend nur ein kleines Wort zu reden: so hat man in denen alten Geschichten die Nachricht; daß die Saal und Elster von Merseburg bis nach Leipzig durch die sogenannte Aue, welches nichts anders, als aqua, eitel Morast, davon auch Mörseburg den Namen, und Gewässer gewesen. Ferner, daß solches Wasser auch zwischen Scope und Besen vom langsammen Ablauffen, so wie durch ein Reis oder Besen, also benennet, gestanden, und sodann noch zwischen Besen und Krellewiz oder Gibichenstein sich gleichfalls aufgehalten. Wann nun dieses noch jezo sich also befände, so würden wir über die allzuschädliche, so viele Monate anhaltende Dürre nicht so sehr zu klagen haben. Dann es würde die Luft an sich feuchte seyn und das anliegende Land erquiken; sie würde durch den Abend- und Morgenthau solches befeuchten; sie würde so offt nur die Winde kämen, das Land mit vielen Strichregen erfreuen. Wie dann die Nachbarn in der in etlichen Meilen bestandenen Aschersleb'schen See, nachdem solche vor einigen Jahren abgestochen und das Land urbar und fruchtbar gemachet worden, nicht geringere Klagen führen; daß Thau und Regen bei ihnen deswegen ausblieben. Welches alles nun auch in tausend andern Orten der Welt ausbleibet: weil die Gewinnsucht der Menschen die Meere, Seen, Auen, Ströme, durch Gräben ihren vollen Ablauf gemachet, und solche in den Abgrund des Oceans versenket haben.

Von den merkwürdigen Veränderungen, welche nach und nach die Oberfläche unserer Erde unterworffen.

Es ist gewis, daß alle Dinge und Wirkungen in der Welt nach einer uns unbegreiflichen Ordnung auf einander folgen, und alle Augenblik in andere Umstände versezet werden; obgleich unsere blöde Sinnen nicht hinreichen, die unendlichen Veränderungen zu übersehen und anzumerken, die da vorgehen. Mit der Zeit aber werden wir von den in den kleinsten Theilen der Zeit vorgegangenen Veränderungen genugsam überführet. Thiere, Bäume und das Gras siehet niemand wachsen, und dennoch zweifelt man an der Sache selbst nicht, weil man siehet, daß sie eine Zeitlang klein, und nach einiger Zeit gros sind. Gesezt, der Mensch lebte nicht so lang, daß er dergleichen Veränderungen übersehen könnte. Z. E. er lebte nur eine Stunde, so würde er auch nichts gewisses hievon wissen. Dieses haben wir insonderheit mit in Betrachtung zu ziehen, wenn uns verschiedene in der Natur sich ereignende Umstände der Dinge vorkommen, die uns seltsam scheinen, weil wir nicht begreifen können, wie sie in dergleichen haben versezt werden können.

So viel sehen wir zum voraus, daß es nicht unmöglich sey, daß sich in der Natur solche Veränderungen mit der Zeit äussern können, die ein Mensch, theils wegen seines kurzen Lebens, theils wegen Mangel glaubwürdiger Nachrichten, aus dem Alterthum zu übersehen nicht im Stande ist, und deswegen schwerlich muthmassen kan, daß dergleichen vorgegangen. Doch gibt es aber auch nicht allein Muthmassungen, sondern viele wichtige Anzeigungen von vielen wichtigen auf unserer Erde vorgegangenen Veränderungen. Die Geschichte sind voll von wunderbaren und um so viel wahrscheinlichern Nachrichten, je weniger sie von ungezwungen Vernunftschlüssen abweichen.

Es bestehet unsere Erde hauptsächlich aus einer gewissen Menge Wassers, und einer gewissen Menge fester Materien, sie hat dabei eine bei nahe kugelrunde Figur. Doch finden wir, wenn wir ihre äussere Fläche betrachten, daß sie mit merklich, über die umliegende, erhabenen Oertern, oder Bergen und tieffen Thälern, in welchen sich bisweilen das Wasser sammlet, besezt sey; ob man gleich die Tiefen und Höhen, in Ansehung der Dike der Erden, eben so wenig und noch weniger Ursache hat, in Betrachtung zu ziehen, als die kleinen Grübchen an einer von Holz gedrechselten Kugel.

Wir nehmen wahr, daß eine grosse Menge Wassers durch tiefe Canäle aus dem trokenen Lande in die Meere läuft, und daraus erkennen wir, daß das trokene Land über den Seewasser erhaben sey. Wenn wir weiter hinauf die Bahn dieser Canäle verfolgen, so finden wir, daß viele kleinere Canäle öfters an verschiedenen Orten zusammen lauffen, und in einen grossen ihr Wasser insgesamt ausgiessen. Verfolgen wir einzeln den kleinern Weg, so nehmen wir wahr, daß alle entweder aus Oertern, die merklich über den umliegenden erhaben, und aus Bergen ihr Wasser bekommen, oder aber aus Oertern, die doch höher sind, als alle diejenigen, über welche das Wasser wegfliesset.

Es entspringen also aus den Bergen, und über dem Seewasser erhabenen Oertern Quellen, und daraus kommen ganze Bäche, Bäche lauffen zusammen, und werden grosse Flüsse, die Flüsse lauffen in sehr weite und tiefe Plaze, also werden die Seen unterhalten. Wir thun nicht unrecht, wenn wir in unsern Betrachtungen den Weg wählen, auf welchen uns die Natur selbst leitet. Wir fangen also selbige von den über dem Seewasser erhabenen Oertern an. So lange diese stehen, haben wir Hoffnung unsere Quellen, Bäche und Flüsse zu behalten. Die Bäche und Flüsse werden unsere Gedanken in die See ableiten, da werden wir sehen, wie derselben Tiefe durch den

Schutt

Schutt der über selbiger erhabenen Oerter ausgefüllet, und wie derselben Raum auch auf eine andere Art, wenn eine möglich, verringert werde. Um so viel nun, als der Schutt beträgt, so in die Seen fällt, oder überhaupt der Raum, so ausgefüllet wird, um so viel müssen sich die Seen über ihrige vorige Grenzen erheben, und also müssen allmählig die trokenen Oerter der Erden überschwemmet werden. Mithin werden wir einsehen, daß an Oertern, wo vorhin Land gewesen, Seen, und wo vorhin Seen gewesen, Länder stehen können. Wenn wir so weit in unsern Betrachtungen gekommen, werden wir finden, daß wir uns zu verwundern nicht die geringste Ursache haben, wenn wir in gewissen Ländern Dinge antreffen, die nicht ordentlich in selbigen erzeuget werden, und ob man gleich den Poeten nicht leicht Ursache zu glauben hat, so werden wir doch dem Ovidio in vielen Stüken beistimmen müssen, wenn er sich in seinem 15ten Buche von Verwandelungen der Dinge folgendergestalt heraus lässet:

Wo vor ein festes Land, da sah' ich was vom Meer.
Wo vormals Wasser war, da sah' ich trokne Höhen.
Weit von der tiefen See, da lag ein Muschelheer,
Die die Natur allein erzeugt in grossen See.
Auf hohen Bergen traf man alte Anker an.
Wo vor ein ebnes Feld, da machten viele Flüsse
Ein'n ausgehölten Thal. Die Berge sahe man
Ins trokne abgespühlt durch starke Wassergüsse.
Die Pfüzen dekete ein trokner heisser Sand.
Was vormals lechzete, da sah' ich feuchte Pfüzen.
Dort, wo kein Tröpflein einst die kleinste Oefnung fand,
Springt helles Wasser aus. Hier schliessen sich die Rizen.
Man sieht, wie hie und dort ein jäher Flus ausbricht
Aus dem erschütterten Gebäude dieser Erden.
Oft bleibt er, wo er war, und kommet nicht ans Licht.
Oft aber mus er doch auch wieder sichtbar werden.
Noch weit davon, wo man den aufgesperten Schlund
Der dürren Erde sieht den Lycusstrom verschlingen,
Wird selbiger erzeugt, und läuft auf seinen Grund,
Bis man ihn noch einst sieht am andern End entspringen.
Der grosse Erasin wird eben so verschlukt
Und ins Argol'sche Feld doch wieder ausgelassen
Caicus alte Bahn, ist, wie man sagt, verrukt.
Und Mysus soll nunmehr den alten Ausflus hassen.
Antissa muste vor in stolzen Wellen seyn.
So wurde Pharus auch vom Wasser eingeschlossen,
Und Tyrus ebenfalls. Sind sie nun Inseln? nein,
Es ist von Zeit zu Zeit das Wasser abgeflossen.
Die Insel Lucas hat das feste Land berührt,
Doch endlich hat das Meer dieselbe abgeschnitten.
Nachdem die wilde Fluth die Grenzen weggeführt.
Und eben dieses hat Sicilien gelitten.
Du fragst, wo Helice, und wo nun Buris sey?
Geh', suche nur im Meer. Das Seevolk pflegt zu zeigen
Von dem verfall'nen Bau noch jezund mancherlei,
Als: daß man Mauren sieht sich auf die Seite neigen.
Bei Pithean hebt sich ein Hügel hoch empor,
Die steile Fläche prangt mit keinen grünen Bäumen.

Hier war einst ebnes Feld, jezt ragt ein Berg hervor.
Wem hat dis alles wol vor Zeiten können träumen?
Der wilden Winde Wuth, (ein Schauer kommt mich an)
Die aus der engen Kruft der Erden zu entwischen,
In eine freie Luft den Weg nicht finden kan,
Um sich mit selbiger auf einmal zu vermischen,
Die bläst die Erde auf, und macht die Eb'ne hoch,
So wie der Odem pflegt die Blasen aufzublasen.
Der Hügel bleibet stehn, die Zeit verhärtet noch
Den Bau, und will ihn auch die Nachwelt sehen lassen.

Die natürliche Beschaffenheit der erhabenen Oerter der Erden bringet es mit sich, daß alle schwere Körper, die auf derselben fliegenden Flächen ruhen, so bald sie durch äussere Gewalt von der Verbindung mit den noch erst aneinander hangenden Theilen der hohen Oerter abgesondert worden, sich herunter welzen müssen. Nun ereignet es sich, daß sie grosse Anfälle von Plazregen, Wolkenbrüchen, Sturmwinden, Erdbeben, und grossen gewaltigen Ueberschwemmungen auszustehen haben, und also ist nichts leichter zu begreiffen, als dieses, daß die Höhen allmählig erniedriget, und die Thäler und niedrigen Oerter mit den herunter gestürzten Körpern erhöhet werde müssen. Die Erniedrigung hoher Berge durch Regen und Winde ist so merklich, daß des Menschen Leben nicht zu kurz, sich bisweilen davon durch die Erfahrung zu überführen.

Plot erzehlet von einem Berge in Northamtonshire in Engelland ein solches. Kajus führet in seinem Tr. vom Anfang, Veränderung und dem Untergange der Welt eine ihm mitgetheilte Anmerkung eines glaubwürdigen Mannes an, daß der Thurn von Craich in dem Parc von Derbyshire 1672. nicht hätte können gesehen werden wegen eines zwischen gelegenen Bergs, da man nach der Zeit nicht allein den Thurn, sondern auch einen grossen Theil von der dabei stehenden Kirche hätte sehen können. Er führet weiter an, daß das Volk in dem Fürstenthum Wallis in den Thälern von Lhansberys das Land von den Steinen säubern müsse, so durch die heftigen Wasserfluthen von den Bergen heruntergestürzet würden. Der Grund des Capitolii zu Rom solle schon blos liegen, und unten an dem Fus des Berges der Triumphbogen des Septimus beinahe ganz mit Erde bedeket seyn. Die Alten haben schon angemerket, daß die Berge von Zeit zu Zeit niedriger würden. Aelianus schreibt, daß nicht allein der Berg Etna, sondern auch der Parnas und Olympus den Seefahrern sich zu erniedrigen schiene.

Je steiler die über dem Seewasser erhabene Oerter und Berge sind, je leichter lassen sie sich erniedrigen. Die Kraft, die die Cörper auf den schifliegenden Flächen erhalten soll, mus nach den Gründen der Mechanik desto gröſſer seyn, je steiler sie sind. Da nun die Kraft der natürlichen Verbindung der Theile der erhabenen Oerter mögen steil oder nicht steil seyn; so mus diese Kraft, weil sie die schweren Cörper zurük hält, daß sie auf den schifliegenden Flächen sich nicht herunter welzen, mehr einbüssen, weil die erhabenen Oerter steil sind, und weniger, wenn sie nicht so steil sind. Es müssen also hohe Berge, die eine kleine Grundfläche haben, viel eher erniedriget werden können, als die niedrigen, und die eine weite Grundfläche haben. Insonderheit hat man angemerket, daß sehr hohe Berge spizig zulauffen, weil sie mehr, als niedrige, heftigen Sturmwinden ausgesezt, welche im Stande sind, immer mehr und mehr von selbigen abzusondern, und endlich gar die Spizen herunter zu stürzen. Man siehet an verschiedenen Orten jähe und unterbrochene Felsen, die allgemach immer mehr und mehr, theils durch ihre eigene Last, theils durch

Sturm-

Sturmwinde, Regen und verschiedene andere Anfälle zerfallen. Der Revalische Dohm, der auf einen zimmlich hohen Felsen erbauet ist, zeiget ein Haus auf einem sehr untergrabenen Grunde, so daß niemand sich wird überreden können, zu glauben, daß es anfänglich auf einen so gefährlichen Grund wäre erbauet worden. Man mus vielmehr denken, daß derselbe allgemach unterbrochen sey. Einige Meilen jenseit Narva gehet die Landstrasse längs dem Seeufer weg über einen hohen Grund, der einige Faden über der Oberfläche der offenbaren See erhaben ist, und unten am Strande wachsen noch zimmlich hohe Bäume. Hier siehet es sonderlich fürchterlich aus, wenn man bemerket, daß die Wege an einigen Orten ganz durchgebrochen seyn, und daß sich grosse Stüke bis an den Flus des steilen Felsens herunter gestürzet. Die in der Schweiz gewesen, haben eine grössere Anzahl dergleichen Berge zu sehen Gelegenheit gehabt.

Das über dem Seewasser erhabene Land, und insonderheit die Berge, sind gleichsam Brüste der Erden, die das Wasser, als die Milch der Erden, nicht allein aussen v. dem geschmolzenen Schnee, oder den herabfallenden Dünsten und dem Regen bekommen, sondern zugleich, nach Varenii und vieler andern Meinung, aus den Adern der Erde selbst, die aus der See durch unterirdische Gänge sich in der Erden vertheilen. Wenn dieses so wahr ist, so wahrscheinlich es denen deucht, die die Meinung behaupten, so mus die öfters wütende See ihre Begegung dem unterirdischen Wasser mittheilen, und die über dem Seewasser erhabene Oerter untergraben. Auf solche Art müssen sie einen schwachen Grund bekommen, und also sich mit der Zeit durch ihre eigene Schwere senken.

Nebst dem ist es auch nicht unmöglich, daß die in der Erde würkende Wärme das Wasser in Dünste verwandelt, die in den Klüften der Erden eingeschlossene Luft ausdehnet, und dadurch die Hölungen der Erden, insonderheit in den Bergen, wo sie mit den Dünsten insgemein ihren Ausgang suchet, noch gröfser machet. Und sollte dieses seine Richtigkeit nicht haben, so ist doch gewis, daß das aus den Bergen herabgestürzte Wasser viele Theile von denselben mitnimmt. Dies mus nun nothwendig auch zu der Aushölung und Schwächung der Berge beitragen, daß sie den äusserlichen Anfällen noch weniger widerstehen können. Wir dürfen uns also nicht verwundern, wenn wir hören, daß Berge auf einmal einfallen, wovon man viele Beispiele aus der alten und neuern Geschichte weis, und wie sich solches noch im Jahre 1739. mit einem gewissen Berge in Crain, nicht weit von Laybach, zugetragen hat.

Plinius sagt, die Erde verzehre sich selbst, und so wäre ein hoher Berg Cybotus mit der Stadt Curide von derselben verschlungen, woraus wir sehen, daß die Alten eben das angemerket, was wir noch heutiges Tags erleben. Daß das Erdbeben mit eine Haupturſache der Erniedrigung der über dem Seewasser erhabenen Oerter sey, davon lassen sich viele betrübte Beyspiele anführen, und in den Zeitungen findet man fast alle Jahr Nachrichten von desselben schändlichen Würkung. Es ist aber auch an sich begreifflich, daß durch dergleichen Erschütterung die natürliche Festigkeit, mit welcher die Theile aneinander hangen, aufhören, und selbige getrennet werden müsse. Sie sezen sich also nach den Gesezen der Schwere herunter, und füllen die Hölungen der Erde aus, die dadurch entstanden, das die in der Erden ausgedehnte Luft und Dünste, oder die Materie des Erdbebens sich einen Weg gemacht. Die Materie, die das Erdbeben verursachet, ist nämlich eben das Feuer, so sich bei den feuerspeyenden Bergen zu erkennen giebt. Es dehnet die Luft in den Klüften der Erden mit Gewalt aus, und hat eben die Würkung, die das Schiespulver in angelegten Minen hat. Casaubonus erzehlet, daß zu seiner Zeit im

Canton

Canton Bern ein Dorf, Hyborn genannt, durch einen im Erdbeben eingefallenen, 2000. Schritt von demselben gelegenen, Berg ganz bedeket, und die ganze Gegend ein ebenes Feld worden. Ein ähnliches Schikſal hat die Stadt Plurs, im Graubünder Lande, 1618. ausgeſtanden, ſo daß man an dem Orte, wo die Stadt geweſen, nach der Zeit nichts als eine See geſehen. Kirchner gedenket eines Erdbebens, da er ſelbſt einen Zuſchauer vieler betrübten Vorſtellungen eines Trauersſpiels mit abgegeben, in welchem faſt die ganze Stadt Euphemia in die Erde geſunken. Die feierſpeiende Berge müſſen auch dadurch allgemach zu ihrem Ende eilen, daß ſie von Zeit zu Zeit viel Materie auswerfen. Strabo führet aus dem Poſidoneo an, daß eine Stadt nicht weit von Sidon in Phönicien durch ein Erdbeben verſchlungen ſey.

Was durch Uberſchwemmungen für wichtige Veränderungen in dieſem Stüke haben vorgehen müſſen, iſt leicht zu erachten. Alle kleine ausgehölte Stüke von der Erde, und übrige Körper, die von leichterer Art, als das Waſſer, und nicht ſtark genug mit den groſſen Stüken der ganzen Erden vereiniget geweſen, haben nothwendig müſſen erhoben und abgeriſſen werden. Iſt das Waſſer zugleich ſtark beweget worden, ſo hat es noch leichter geſchehen können. Rajus führet in oben angeführten Tract. einen Franzöſiſchen Geſchichtſchreiber, Vignier, an, der von einer groſſen Uberſchwemmung im Südertheil von Languedoc Meldung thun ſoll, die im Jahr 1557. ſich mit einem ſo erſchreklichen Ungewitter zugetragen, daß bei Niſmes unterſchiedliche alte Hauſen und Hügel Landes weggeführet, auch viele andere Oerter von einander geriſſen worden. Es läſt ſich wahrſcheinlich hieraus muthmaſſen, daß die groſſen Uberſchwemmungen, z. E. die Noachiſche, Ogygiſche und Deucalioniſche, die wir unter uralten Geſchichten finden, ähnliche, aber viel gröſſere Würkungen hervorgebracht. Daß aber in dergleichen Uberſchwemmung groſſe Körper, und die von ſchwerer Art, als das Waſſer, viele 100. Meilen Wegs durch die Bewegung des Waſſers ſolten weggeriſſen, und auf die höchſten Berge verſezet worden ſeyn, daran läſſet ſich noch zweifeln, ob es gleich viele gegeben, die ſolches aus unzulänglichen Anzeigungen feſt zu ſezen ſich getrauet.

Ehe wir unſere Betrachtungen weiter fortſezen, wollen wir noch kürzlich berühren, wie die beſondere Beſchaffenheit der Lagen, die man an manchen Orten über einander aufgeführet ſiehet, wenn man die Erde ausgräbet, uns beſondere Anzeigungen von den durch Uberſchwemmungen zerſtöhrten hohen Oertern gebe. Ramazini, ein Italiäniſcher Weltweiſe, giebt uns hievon eine merkwürdige Nachricht. Indem er unterſuchen will, wie die Quellen um Modena herum entſtehen, giebt er zugleich die Abwechſelungen der Lagen an, die man bei Grabung der Brunnen wahrnimmt. Erſtlich ſoll man daſelbſt Uberbleibſel oder Rudera von einer alten Stadt und Cement, darauf eine harte dichte, und denn eine ſchwarze Moraſtige mit Rohr und Schilf angefüllte Erde angetroffen haben; darauf hätte die Beſchaffenheit der Erde abgewechſelt, und wäre bald weislich, bald ſchwarz geweſen; darauf wäre man bis auf eine mit Schnekenſchalen angefüllte Lage von kreidenhafter Materie gekommen, und unter dieſer wäre wieder eine moraſtige, der vorigen nicht unähnliche, aus Binzen auch Blättern und Aeſten von allerlei Pflanzen zuſammengeſezte Schicht geweſen; darauf wäre wieder eine, wiewol nicht ſo dike Schicht von kreidenhafter, der vorigen ähnlichen, Materie gefolget; darauf eine Lage von Moraſt; darauf wieder ein Schicht von kreidenhafter Materie, die aber nicht ſo dik geweſen, wie die beiden vorigen Schichte von derſelben Materie; darauf wäre noch einmal Moraſt gekommen, und endlich wäre man auf eine weiche und ſandigte Lage gerathen, die mit Kieſelſteinen und Sachen, die die See auszuwerfen pflegte, vermengt geweſen; über dem

dem hätte man im Graben mancherlei Arten Bäume in den morastigen Schichten und dem Raum zwischen dem Gnund der alten Stadt und dem Aufang der kreidenhaften Lage angetroffen. Bisweilen hätte man im Graben auch Knochen, Kohlen und Eisenstüke gefunden. Ramazini meinet, und wir glauben eben nicht, daß wir viel zu viel thun, wenn wir es ihm zur Gesellschafft mit meinen, daß die Lagen von kreidenhafter Mater Materie von drei grossen Uberschwemmungen vor uralten Zeiten dadurch erzeuget worden, daß sie die Erde von den Bergen in die niedrigen Oerter abgestürzet, und daß von einer Ueberschwemmung bis zur andern eine lange Zeit verflossen wäre, da denn die aus Wurzeln und Blättern gewisser Pflanzen zusammengesezte Lagen, die in der Mitte angetroffen worden, nachdem sich das Wasser in die vorigen Grenzen zurük begeben, oder wieder abgeflossen, entstanden. In dieser Zeit wären nämlich viele Pflanzen und Kräuter aus der Erden hervor gewachsen und verfaulet, und also wäre allgemach eine Schicht schwarzer Erde aufgeführet worden.

Inzwischen wäre es zu weiterer Untersuchung der natürlichen Beschaffenheit der über dem Seewasser erhabenen Oerter, und zur Erkenntnis der Veränderungen, welchen sie von Zeit zu Zeit unterworffen gewesen, nicht undienlich, an verschiedenen Orten tief in die Erde zu graben, und die Abwechslungen der Lagen und ihrer Beschaffenheit genau anzumerken, dabei auf die umliegenden Gegenden Achtung zu geben. Diese Arbeit ist bis hieher hauptsächlich deswegen unterlassen worden, weil sie beschwerlich und so beschaffen, daß die Naturkündiger diese Untersuchungen nicht ohne Hülfe in ihren Zimmern anstellen können, und weil endlich der Nuzen gar zu uneigennüzig und philosophisch zu seyn scheinet, es sey denn, daß man sich um den Akerbau mit diesen Bemühungen verdient machen könne.

Der Untergang der erhabenen Oerter über der Erden, deren natürliche Ursachen am Tage liegen, drohet denen Quellen, Bächen und Flüssen nothwendig den Untergang; sintemal diese ohne jene weder entstehen noch bestehen können, weil sie aus selbigen alle Augenblik ihre Nahrung bekommen müssen. Ja die Flüsse könnten nicht einmal fliessen und Flüsse heissen, wofern nicht die ausgehölte Bahn selbst abhängig wäre, und wofern das Wasser nicht von einer Höhe herunter flösse. Ob nun gleich dieses seine Richtigkeit hat, so hat es doch nicht weniger seine Richtigkeit, daß auch Flüsse zu der Zerstörung der Berge, und also auch ihrer selbst beitragen.

Es macht sich nämlich das aus hohen Oertern der Erden gestürzte Wasser einen tiefen, und nach Beschaffenheit des Gegenstandes krummen oder weniger krummen Weg, und also ein Bächlein. Kommen viele dergleichen Bächlein zusammen; so entstehen Bäche, und viele Bäche machen grosse Flüsse, die sich endlich in die See ausgiessen. Sie ersezen das aus selbiger ausgedünstete, oder auch, wie viele meinen, durch unterirdische Gänge unter die über dem Seewasser erhabene Oerter abgeleitete Wasser, welches die Natur durch eine unterirdische Wärme in die Höhe treiben, und in die Quellen zusammen bringen soll, und versüssen die in der See und Adern der Erde zurük gebliebene Söle. Wenn wir nun die Bahn solcher Bäche und Flüsse verfolgen; so werden wir gnugsame Anzeigungen haben, und durch natürliche Schlüsse uns überführen können, daß sie, und zwar am meisten, wenn sie jähe und schnell lauffen, von dem abhangenden Grunde allmählig viele schwere Theile mit herunter reissen, auch an den Seiten vieles abstossen, und mit sich führen müssen: So soll der Rhein das Glacis zu Kehl dergestalt hinweg geschwemmet haben, daß man in aller Eil einen Damm aufführen müssen, um die völlige Uberschwemmung zu verhüten.

Es kommt also alles allmählich an die niedrige Oerter, welche eben dadurch, daß die höhern niedriger werden, erhöhet werden müssen. Es lauffen die Flüsse, wie man wahrnimmt, an allen Orten nicht gleich geschwinde, und wo die Flüsse breit sind, verspüret man eine merkliche Veränderung der Gewalt des Wassers, da lassen sich also bisweilen die schweren durch die Gewalt des Wassers herabgeführten Theile herunter, und sezen sich auf den Grund. Dahero haben wir oft mitten in den Flüssen kleine Inseln. Es geschiehet auch zuweilen, daß die Bahn der Flüsse von dem herabgestürzten und zu Boden gesezten Schlamm, Erde und Sand so hoch erhöhet wird, als der Ort selbst ist, woraus das Wasser entspringet; so hat z. E. ein Arm vom Rhein, der vor Zeiten vor Leyden vorbei in das deutsche Meer sich ergossen, schon vor einigen 100. Jahren diese Bahn verlassen. Da einige Flüsse vorhin Schifreich gewesen, in welchen anjezo durchzukommen schwer wird; so läst sich schliessen, daß ihre Bahn erhöhet worden. Die Staaten von Holland sind eben dieserwegen gezwungen, an verschiedenen Orten Anstalten zu machen, daß die Flüsse gereiniget werden, damit die darinn fahrende Schiffe fortkommen.

Man bemerket auch zu gewissen Zeiten, insonderheit wenn der Schnee anfängt zu schmelzen, und das Fluswasser zu vermehren, daß die Flüsse mit vielen Unreinigkeiten angefüllet sind, so daß man kaum das Wasser geniessen kan. Alle diese Unreinigkeiten kommen aus dem Lande, und tragen wenigstens etwas weniges zur Erniedrigung des Landes und Erhöhung derjenigen Oerter bei, wo die Unreinigkeiten sich endlich sezen müssen. Die Ausfüllung und Erhöhung der Bahn der Flüsse ist an allen Oertern nicht gleich merklich. Nachdem sie gröſſer oder kleiner, die Erde mehr oder weniger loker, worüber das Wasser fliesset, und nachdem sie einen geradern oder krummern, oder auch einen mehr oder weniger schnellen Lauf haben, nachdem mus sich ein Unterscheid ereignen. Zu der Erhöhung der Newa wird eine grosse Anzahl Jahre erfordert, und wenn gleich die darinn gelegene Inseln allmählig gröſſer gemacht würden, durch die von oben herunter geführte und sich allmählig ansezende Theile, so müsten doch vorher die meisten Flüsse, die sich in die Ladogaersee ergiessen, verstopft und erhöhet werden, oder ihren Lauf ändern, ehe es an herabfliessendem und schnell laufendem Wasser gebrechen würde, das nicht im Stande wäre, mit Gewalt sich einen Weg zu machen, und das, was ihrem Lauf hinderlich wäre, weiter in die See mit sich zu führen, oder bei dem Ausflus niederzulassen; denn wenn gleich die Flüsse durch ihren Lauf die schweren Körper mit sich zu führen, und gar in die See zu versezzen im Stande sind, so werden sie doch, so bald sie von dem Trieb des Flusses nicht weiter geleitet werden, sich herunter sezen müssen, und unbeweglich bleiben. Ja alle irdische Materien, die bei starken Fluthen und unruhigem Wasser schwimmend erhalten werden, werden sich bei stillem Wasser lezzen, und also werden Sandbänke, und endlich ganze Inseln und Länder entstehen. Wozu noch die bekannte Eigenschaft des Meers ein vieles beitragen mus, daß es alle Körper, zumal die von leichterer Art sind, als er selber ist, an das Ufer auswirft. Daß die Maas, Schelde und der Rhein ganz Holland, Seeland und ein Theil von Flandern mitten in der See aufgeführet, ist nicht unwahrscheinlich, da die Länder ganz eben, wie der Boden des Meers ungemein niedrig liegen, und so beschaffen sind, daß sie, wenn man die Sandbänke, die theils die Flüsse, theils Menschenhände, theils die See selbst durch ihren Auswurf aufgeführet, niederreissen würde, sehr leicht wieder unter Wasser gesezzet werden könnten, daher sie auch Wassergefahr unterworffen gewesen, wie den die Süderse und der Texel erst vor einigen hundert Jahren entstanden. Ja was noch mehr ist, man trift hin und wieder Sand- und Meermuschelschalen an diesen Oertern an, woraus gnugsam er-

erhellet, daß solche Oerter vorhin zum Meer gehörig, nachgehends aber durch benannte Flüsse, und auch die aus der See an den Strand ausgeworfene Körper allmählig erhöhet worden. Varenius erzählet, daß man, da man in Amsterdam 100. Fus tief gegraben, endlich eine 4. Fus dike Lage von Sand und Muschelschaalen gekommen, nachdem die obern Lagen folgender Gestalt abgewechselt: auf eine 7. Fus dike Lage Gartenerde folgete eine 9. Fus dike Lage Torf, auf diese eine eben so dike Lage weichen Thons, darauf folgete Sand und gieng 8. Fus tief, darauf Erde 4. Fus, Thon 10. Fus, Erde 4, Sand 10., Thon 2., weisser Sand 4., trokene Erde 5, Morast 1., Sand 14., sandigte Lette 3., Sand mit Thon vormengt 5., endlich Sand mit Muschelschaalen vermengt 4. Fus, und darauf folgete ein 102. Fus diker thönichter Grund, welcher sich mit einem 3. Fus diken Lage von kieslichtem Sand endigte. Die 4. Fus dike mit Meermuschelschaalen vermengte Lage, die über der 102. Fus diken Lage von Thon angetroffen ward, war ein offenbares Merkmahl, daß vorhin die Lage von Thon der Seegrund gewesen war, wie aber die übrigen Lagen nach und nach haben aufgeführet werden können, ist uns noch nicht genau bekannt. So viel liesse sich noch sagen, daß die Flüsse, indem sie durch verschiedenes Erdreich ihren Lauf nehmen, auch verschiedene Erde mit sich führen müsten, dieselbe also von dem Theil ihrer Bahn, so dem Ort, wo Amsterdam liegt, am nächsten gewesen, die erste Schicht über dem Seegrund aufgeführet, und nachdem dieser Theil der Bahn von der Erde, die von einer noch grössern Höhe herunter geführet worden, ganz bedeket gewesen, hätte von solchem nichts mehr in die See geführet werden können, und also wäre die andere Schicht, und so weiter, geleget worden. Man könnte weiter sagen, daß viele Uberschwemmungen zu verschiedenen Zeiten auch das ihrige beigetragen, und endlich, daß die Erde unter den 4. obern Lagen durch die Natur selbst, die daselbst das Gras hervorgebracht, nachdem das Wasser abgeflossen, enstanden. Endlich könnte man hinzufügen, daß die obern theils durch neue Uberschwemmungen, theils durch Menschenhände, die das Land hätten erhöhen wollen, theils durch die Flüsse wären aufgeführet worden; die alleroberste Lage aber sammt der nächst untern hätte die Natur selbst erbauet, dadurch, daß sie die Kräuter hervorgebracht, die daselbst verfaulet, und allgemach das Land erhöhet. Daß Holland, Seeland und ein Theil von Flandern in der See aufgeführet worden, daran hat man um so viel weniger zu zweifeln, da man in den höher gelegenen Provinzen, als Braband, Geldern und dem gröSten Theil von Flandern, wenn man nur ungefehr ein paar Faden tief gräbet, noch eine grosse Menge, als in Holland und Seeland, von allerhand Seemuschelschaalen und Fischgräten anzutreffen pflegt, wiewohl in Holland und Seeland am Strande ebenfalls eine grosse Menge Mermuschelschaalen liegen sollen. Rajus führet in oben angeführtem Tractat Thomas Huberts Beschreibung des Lütticher Landes an, welcher Secretair bei dem Pfalzgrafen vom Rhein gewesen. Dieser soll anmerken, daß das Meer vor Zeiten gar bis an die Mauren von Tongern aufgestiegen sey, und daß zu seiner Zeit noch daselbst die grossen eisernen Ringe vorhanden gewesen, woran die daselbst ankommende Schiffe fest gemacht worden. So meinet man auch, daß der grosse Strich Landes in Engelland, der durch Cambridgeshire, die Insel Cli und durch Nordfolk hindurch gehet, vorzeiten zum Meer gehöret, und daß die vielen Flüsse, die durch diesen Strich Landes hindurch fliessen, durch die Menge des Schlammes und Kothes, so sie zur Zeit der Fluth von den erhabenen Oertern abführen sollen, den Strich Landes erhöhet hätten. Varenius hält es für wahrscheinlich, daß China durch den Sand, den der Flus, der aus

der Tartarey durch China in die Chinesische See fliesset, und denn man den gelben Flus nennt, mit grosser Gewalt herab stürzen soll, entweder ganz entstanden, oder wenigstens angewachsen und erhöhet sey, weil er öfters, obgleich nicht alle Jahr, das Land zu überschwemmen, und so viel Sand mit sich zu führen pflege, daß derselbe fast den dritten Theil des Wassers ausmachen soll. Die seichten Gründe bei Venedig, wo die grossen Flüsse, der Po, die Etsch, Brenta, Pavia und so weiter, ausfliessen, die die Sandbänke und Inseln in dem Adriatische Meer, die ihnen entgegen liegen, und auch die, worauf Venedig selbst erbauet ist, aufführen helfen, können mit der Zeit selbst Land, und sammt der Stadt mit dem festen Lande vereiniget werden, da sie zur Zeit der Ebbe schon blos liegen. Die Sandbänke und seichten Gründe in und bei den Ausgängen der Flüsse in Ostindien sollen ebenfalls immer anwachsen, wie Louberre in seiner Reise nach Siam anmerket.

Der Nil in Aegypten überschwemmet jährlich das Land. Auf diese Art wird durch den schnellen Strom, der viel Schlamm mit sich hinunter reist, das Land allmählig mehr und mehr erhöhet. Dieses hat schon der alte Weltweise Aristoteles angemerket, indem er schreibt, daß in Aegypten, welches durch den Nilflus entstanden wäre, der Boden von Zeit zu Zeit schiene trokner zu werden; und daß man nicht genau den Anfang ihres Ursprungs wüste, käme daher, daß es mit der Erhebung des Landes aus dem Meer sehr langsam zugegangen. Nebst dem hätte man die allmählig troken gewordene seichten Oerter nach und nach zu bewohnen angefangen, ohne daß man gemuthmasset, daß endlich ein grosses weitläufftiges Land auf diese Art entstehen würde: Es wäre die Länge der Zeit und Kürze des menschlichen Lebensalters Ursache daran gewesen, daß man diese Veränderung nicht anmerken können. Wenn ganz Aegypten durch den Nil erbauet; so mus nothwendig das rothe Meer mit dem Mittelländischen zusammen gehangen, und Asien von Africa geschieden haben. Was der Nil in Aegypten gethan, eben dieses sollen die Flüsse, Ganges und Indus in Ostindien, die Rhone in Frankreich, der Flus de la Plate in America, gethan haben. Der Don und andere Flüsse führen in die Maotische See immer mehr und mehr Schlamm hinein, deswegen wird sie von Zeit zu Zeit seichter, welches der Schiffart hinderlich.

Strabo führet an, daß bei dem Ausgang des Isterstroms, oder der Donau die Oerter Stethe und die scythische Wüste entstanden, bei dem Ausflus der Phasis die Seeküsten, bei den Ausgängen der Flüsse Thermodon und Iris ganz Themiscira, die ebenen Felder der Amazonen und ein Theil von Sidene. Von dem Flus Pyramo wird von eben diesem Autore gesagt, daß er ein grosses Stük Landes an Cilicien, welches nunmehro unter Caramanien mit begriffen wird, gefüget, und dabei von einer Weissagung Meldung gethan, daß dieser Flus einen bis an Cypern reichenden Strich Landes aufführen würde. Noch ist die Weissagung nicht erfüllet, die sich eher auf eine vernünftige Uberlegung, als eine göttliche Offenbarung gegründet. Hieraus sehen wir zur Genüge, daß man schon zu uralten Zeiten eben das angemerket, was man noch heutiges Tages alle Tage siehet, denn fast alle grosse Flüsse haben bei ihren Ausflüssen hohe Oerter und Sandbänke aufgeführet.

Wenn man nun bedenket, daß das Wasser aus dem Weltmeer durch die Meerenge bei Gibraltar und das schwarze Meer sich in die mittelländische See ergiesset, und nothwendig in selbige mit der Zeit, zumal wenn es ungestümm ist, viele irdische Theile einführen mus, und wenn man dabei in Betrachtung ziehet, daß eine grosse Menge Flüsse sich in selbige ergiessen; so ist leicht zu erachten, daß alles dieses derselben Erhöhung befördert.

Auf

Auf eben diese Art müssen endlich die Ostsee, das rothe Meer, der Persische Seebusen, das schwarze Meer, die caspische See, Ladoga und alle Seen aus einerlei Grunde erhöhet und ausgefüllet werden.

Es trägt nicht allein die durch die Flüsse abgeführte Erde und der Sand zur Ausfüllung und Erhöhung des Grundes der Seen bei; es wird zugleich die Erde durch grosse Ueberschwemmungen in die See gestürzet, wie wir davon bei Modena Anzeigungen haben, da über dem Seegrund oder derselben Strand, der sich durch verschiedene aus dem Meer ausgeworfene Dinge verräth, verschiedene Lagen durch unterschiedene Ueberschwemmungen müssen aufgeführet worden seyn, wie wir schon oben dem geneigten Leser die Sache vorzustellen Gelegenheit gehabt. Ferner wird die Erde von dem Meere untergraben, und in selbiges hineingestürzet. Auf diese Art sind an der Ostsee die Cüsten von Pommern, und die berühmte Handelsstadt Vineta in die See versenket worden, da das Wasser an deren statt den Raum eingenommen. Rajus führet in seinem angezogen Tractat Carrero von Antony Betrachtung von Cornwal an, darinn dieser Autor beweisen soll, das vorhin zu diesem Lande eine Grafschaft, Liones, gehöret. Er meldet ferner, daß in der Grafschaft Suffolk fast die ganze Stadt Donewich, samt der angränzenden Gegend von dem Meer verschlungen worden. So ist auch eine uralte Meinung gewesen, daß Sicilien und Italien mit einander zusammen gehangen, und durch des Meeres Kraft von einander getrennet worden, nachdem sie ein Stük Landes dazwischen weggerissen. Einige haben vermeinet, aus wahrscheinlichen Gründen behaupten zu können, daß Engelland vorhin an Frankreich gehangen, und schon vor uralten Zeiten hat man dafür gehalten, daß die Meerenge bei Gibraltar, nachdem das feste Land zwischen Europa und America von dem Weltmeer zerstöhret worden, entstanden wäre. Die Südersee ist nur vor einigen hundert Jahren entstanden. Rajus führet an, daß bei Dordrecht in Holland, und bei Dulaart in Ostfriesland viele Dörfer bei Einreissung des Meers unter Wasser gesezet worden, so daß noch einige Schlösser und Thürme hervorragten, als unverwerfliche Zeugen einer betrübten Begebenheit.

Kirchner hat am Toscanischen Strande nicht weit von Lingorn eine ganze Stadt unter dem Wasser gesehen. Er merket an, daß gegen Pauteol über in dem Eingange von Baye auf dem Boden des Meers einige Häuser klärlich könnten gesehen werden. Camdenus führet aus dem Gyraldo an, daß Pembrokeshire vorzeiten sich bis Irrland erstreket, daher Willhelmus der Rothe gesaget, er könne von seinen Schrifften eine bequeme Brüke bauen, und zu Fusse nach Irrland gehen. Unter Heinrich dem II. soll das Land durch Gewalt eines starken Sturms so weit entdeket worden seyn, daß man viele Stämme von grossen Bäumen angetroffen, darinn man wahrgenommen, daß man mit der Axt hinein gehauen. Mit einem Worte, es soll alles mehr das Ansehen von einem vorhin daselbst gewesenen Walde, als einem Strande gehabt haben. Da man nun in neuern Zeiten eben das bemerket, was Ovidius zu uralten Zeiten angemerkt zu haben vorgibt, so hat man keine Ursache über ihn zu lachen, wenn er schreibt: Du frägst, wo Helice, und wo nun Buris sey, geh' suche nur im Meer, das Seevolk pflegt zu zeigen, von dem verfall'nen Bau noch jezund mancherlei, als: das man Mauren sieht sich auf die Seite neigen.

Diese und viele dergleichen Geschichte finden wir aufgezeichnet, wir wissen aber nicht genau, wie es damit eigentlich zugegangen. Viele muthmassen, daß an der Absonderung Siciliens von Italien ein Erdbeben Schuld gewesen; und es ist gewis, daß solches genug im Stande ist, dergleichen Veränderungen zu verursachen. Es zerstöhret nicht allein die er-

habenen Oerter der Erden, die weit von dem Meer abgelegen, wie wir oben gesehen, sondern es stürzet auch ganze Städte und Länder in den Abgrund des Meers, zumal wenn selbige durch viele vorhergegangene Erschütterungen mehr und mehr geschwächet worden. In Jamaica ist Port Royal 1692. in wenigen Minutten durch ein Erdbeben fast ganz zerstöhret, und ins Meer versenket worden. Endlich ist auch anzumerken, daß die feuerspeiende Berge viel Materie in das Meer auswerfen. Aus dem angeführten siehet man schon zur Genüge, wie durch mancherlei Kräfte das trokene Land erniedriget, und durch derselben Schutt die See ausgefüllet werde, und wie zugleich die See über das Land sich erhebe. Es trägt aber inzwischen, nach einiger Naturkündiger Meinung, das Erdbeben noch auf eine ganz besondere Art zu der Uberschwemmung des Erdbodens bei. Damit wir auf den Grund dieser Meinung kommen, wollen wir erst einige Begebenheiten anführen.

Die Portugiesen haben 1523., ohngefehr in dem Meer bei Cambaya, ein Erdbeben unter dem Wasser verspüret. Nachdem nach einer grossen Meer- und Windstille mit einmal die Wellen sich erhoben, fingen die Schiffe an zu wanken und zu knarren, als wenn sie in Stüken zerschmissen würden; da es denn nicht anderst gelassen, als daß sie irgendwo an Sandbänke angestossen wären. So bald einige mit ledigen Fässern ans Land geschwommen, wurden sie versichert, daß ein Erdbeben an dem, was geschehen, Schuld gewesen. Kirchner erlebte und fühlete selbst zu Lopicio an dem Meer 1638. ein grosses Erdbeben. Auf der Insel Stromboly stund der feuerspeiende Berg gleiches Namens vor ihm im Feuer, und bald darauf hörete man einen Knall gleich einem Donnerschlag, der allmählig stärker wurde, bis die Erde unter seine Füssen gewaltig gerüttelt ward, so daß er mit seiner Gesellschafft sich an den Zweigen der Bäume zu halten, gezwungen worden. Hieraus konnte er leicht den Schlus machen, daß es unter dem Meer Gänge geben müsse, durch welche sich die Materie, so das Erdbeben verursachet, fortbeweget. Er zeiget aber auch, daß Etna mit Stromboly und den Bergen von Calabrien eine Gemeinschaft habe, und Gassendus erzählet im Leben des Peireskii, daß der Berg Semon in Aethiopien 1633. eben zu der Zeit angefangen zu brennen, als der Vesuvius Flammen ausgeworffen. Das Erdbeben, das sich 1692. in Engelland zugetragen, ist auch in Deutschland, Frankreich, Holland und Flandern verspüret worden.

Da nun die Materie, die das Erdbeben verursachet, im Stande ist, die Erde in die Höhe zu heben, so meinen einige Weltweisen, daß es gar wohl geschehen könne, daß ein dergleichen erhabener Ort oder Berg nicht wieder zurük falle, wenn nemlich die obern Theile mit denen an der Seiten so stark zusammen hiengen, daß ihre ganze Last nicht so gros wäre, als die Kraft, mit welcher die Theile zusammen hiengen, oder wenn die obern Theile von denen an der Seite gehalten würden. Wenn nun die Materie des Erdbebens unter dem Boden des Meers weggehet, so meinen sie, daß es ebenfalls nicht unmöglich, daß sich der Boden des Meers in die Höhe hebe und stehen bleibe. Sie gehen noch weiter, und getrauen gar zu behaupten, daß auf diese Art ganze Inseln in der See entstehen könnten, welche, wenn es wahr ist, ebenfalls den Raum der See ausfüllen helfen und verursachen müssen, daß selbige über das veste Land sich allmählig erhebet. Merkwürdig ist es, daß man, wenn man diesen Begrif von der Erzeigung der Berge hat, sehr leicht begreiffet, warum sie durch unter dem Seewasser geleitete unterirdische Gänge Gemeinschaft haben. Strabo giebet das Erdbeben, das herausdringen der Winde und das schnelle Aufschwellen der mit dem Wasser bedekten Erde für die Ursachen der Erzeigung der Inseln an, und darauf erzählet er,

daß

daß in der Gegend der Stadt Methone in Peloponnes in dem Eingang von Hermion die Erde sich bis zur Höhe von 875. Schritten aufgeblähet, darauf grosse unterbrochene Felsen, wie hohe Thürne gestanden. Er sezt hinzu, daß ein schwefflichter Dampf davon die Ursache gewesen, und daß man diesen Orte wegen der Hize und schwefflichten Geruchs sich des Tages nicht nähern dürfen, des Nachts aber hätte es daselbst angenehm gerochen und helle geschienen. Die Hize soll so gros gewesen seyn, daß das Meer in der Weite von 625. Schritte gekochet, und bis 2400. Schritte trübe gewesen. Ein wenig vorher schreibt er, daß mitten zwischen Thera und Therasia, oder S. Erini, nicht weit von Candia, 4. Tage lang Flammen aus dem Meer herausgebrochen, so daß das Meer gekochet, und endlich wäre eine neue Insel in die Höhe gestossen worden, die in ihrem Umkreise 1500. Schritte gehalten. Seneca versichert, daß zu seiner Zeit die Insel Therasia auf solche Art entstanden, so daß die Schifleute solchem zugesehen. Varenius zweifelt an der Möglichkeit nicht, und würde noch weniger daran gezweifelt haben, wenn ihm bekannt gewesen wäre, daß auch in den neuern Zeiten Inseln zum Vorschein gekommen. Wie Rajus in oben angeführtem Tractat meldet, so ist 1538. nicht fern von Püzzuolo der Berg, Monte di Cinere, durch ein Erdbeben entstanden, und ohngefehr 100. Fus hoch in die Höhe geschwollen. Kirchner führet an, daß 1638. bei der Insel St. Michael in dem Atlantischen Meer eine Insel von 5. Meilen in der Breite entstanden, indem das unterirdische Feuer Steine in grosser Menge über einen Hauffen geworffen, imgleichen, daß in einer Nacht ein Berg sich mitten aus der See erhoben. Im Jahr 1707. ist eine kleine Insel durch ein zweitägiges Erdbeben, welches auf der Insel Therasia, oder S. Erini verspüret worden, nicht weit von derselben in dem Meer aufgegangen, und den 14. Junii ist sie schon 20. bis 25. Fus hoch gewesen, und hat eine halbe Französische Meile im Umkreise gehabt. Sie soll, wie die Insel S. Erini, aus lauter gebrannten Steinen zusammen gesezt seyn, wie ein Bakofen stets brennen, und einen üblen Geruch und Dampf von sich geben. Merkwürdig ist, daß Strabo vor langer Zeit erzählet, daß eben in dieser Gegend fast unter selbigen Umständen eine Insel hervorgekommen. Diese Begebenheit ist zureichend, dem Bericht des alten Strabo einen sehr grossen Grad der Wahrscheinlichkeit beizulegen. Indem nun die Sache hierdurch eine grosse Wahrscheinlichkeit bekommt, so hat es einige gegeben, die dafür halten, daß alles, was über dem Seewasser erhaben ist, und was allgemach wieder verfällt, durch ein unterirdisches Feuer über dasselbe erhoben wäre, und daß alles, was noch jezt unter demselben befände, auf diese Art in die Höhe kommen würde, daß also alles, was die Natur durch ihre Bemühungen aufbaueten, eine Zeitlang stünde; endlich aber wieder verfiele, und etwas anderes aufgebauet würde. Dem sey nun wie ihm wolle, so erhellet doch aus allen dem, was angeführet worden, zur Genüge, daß die trokenen Länder endlich mit Seewasser bedeket werden müssen, und daß einige schon würklich bedeket worden, und daß in der See neue Länder aufgeführet werden können, und bisweilen wirklich aufgeführet werden. Die Natur scheinet noch auf den höchsten Bergen, und sonst hin und wieder von dergleichen Hauptveränderungen Merkmaale nachgelassen zu haben. Einige haben wir angeführet, und einige sezen wir noch hinzu. Sicilien scheinet nicht allein von Italien abgesondert zu seyn, man findet sogar Merkmaale, daß diese Insel in dem Meer aufgeführet. Es giebt in den Sicilianischen Gebürgen viele Meermuscheln und weisröthlichten Marmor, in welchem man, wenn man ihn genauer betrachtet, wahrnimmt, daß das, was in dem Marmor weis ist, lauter Muschelschaalen sind. Auch in Italien soll es Meermuschelschalen und harte Steine geben

ben, welche aus Scheiben bestehen, die über einander liegen. Zwischen diesen Scheiblein soll man öfters versteinerte Fische antreffen. Auf den grösten Gebürgen in der Schweiz giebt es Meermuschelschaalen, daß man also Ursache zu glauben hat, daß auch diese Länder zum Meer gehöret. Ovidius schreibt, daß man Anker auf hohen Bergen angetroffen, und Swedenbourg berichtet, daß man an vielen Orten in Schweden, sogar auf den höchsten Gebürgen, Stüke Holz von Schiffen, eiserne Haken, Rinke und Klammern, wie auch grosse gegen den Horizont zu sich neigende Steine und so weiter angetroffen, woraus abzunehmen, daß vor diesem an selbigen Oertern Häven gewesen. In Touraine in Frankreich trift man an einem mehr als 36. Französische Meilen von der See abgelegenen, fast 9. gevierte Meilen weiten Plaze, eine, wenigstens 18. Fus dike, Lage von zerbrochenen Meermuschelschalen an, ohne daß Steine, Sand und andere Dinge mit selbigen vermischet seyn sollten. Es giebt auch Theile von versteinerten Seepflanzen. Z. E. von Seeschwämmen und andern Gewächsen an diesem Orte. Die Bauren bedienen sich der Muschelschalen zu Düngung ihrer Aeker. Reaumur meinet, daß dieser Plaz der Boden von einem Meerbusen, oder auch ein ausgehölter Plaz des Seegrundes gewesen, und daß die Schalen durch eine heftige Bewegung des Meerwassers dahin versezet worden, wo man sie noch heutiges Tages fände; an welchem Orte sie deswegen gesammelt worden, weil sie aus dem tiefen Plaze nicht wieder hätten zurük getrieben werden können, wenn sie einmal in selbigen gerathen. Er meinet zugleich angemerkt zu haben, daß das Land da herum wirklich höher sey, indem das Wasser allenthalben, wo man die Schalen herausgräbet, hervorzuquillen pflegte, welches ohne allen Zweifel aus den umliegenden Gegenden entspringen müste. So findet man öfters an verschieden Orten Steine, worinn ganz fremde Pflanzen gebildet sind. Jusieu traf in den Steinkohlengruben der Provinz Lionnois um S. Chaumont und Estienne herum, Steine an, worinn fremde Pflanzen abgedrukt waren, so daß er sich nicht anders einbilden konnte, als daß er in einer ganz andern Welt botanisirte. Er sahe die Steiner als botanische Bücher an, und die ganze Gegend als die allerälteste botanische Bibliothek. In Ostindien giebt es Pflanzen, da die Früchte selbst an den Blättern besestiget sind. Die Abdrüke von diesen Pflanzen hat man auch hier angetroffen, da sie auf einigen Steinen ganz deutlich abgebildet gewesen. Man findet auch Eindrüke von Palmblättern, und anderer fremden Bäume. Die Steine selbst spalten sich, wie Schiefersteine, und haben keinen Unterschied in der Farbe, ausser daß sie, wenn sie nahe an den Steinkohlen liegen, eine glänzende Schwärze haben, weil sie mit dem Steinkohlenoel getränket sind. Die weiter von den Steinkohlen entfernte Steine sind aschgrau, welchen einige Theilchen von Frauenglas das Ansehen von Metall, und oft von Silber, geben. Zwischen den Steinen steket in den Hölungen der Steine ein schwarzes Pulver, welches Jussieu für Uberbleibsel der verfaulten Pflanzen ansahe. Daß solche Pflanzen durch Meerwasser an diese Oerter versezet worden, schliesset Jussieu aus dieser besondern Anzeigung, weil nicht weit von dergleichen Pflanzen Seemuscheln ausgegraben worden. Dergleichen Bilder von Pflanzen soll man in Engelland in der Provinz Glouceſter in den Kohlengruben in Steine eingedrukt antreffen. Auch dieses ist merkwürdig, daß Jussieu Steinpflanzen, die nur im Grunde des Meers hervorwachsen, zu Chaumont nahe bei Gisorre in der Erde gefunden, welcher Ort vorhin zum Meer mus gehöret haben. Man findet noch mehr dergleichen, ja unzählige Anzeigungen von wichtigen Veränderungen unserer Erde, so daß die Natur uns eine grosse Anzahl derselben vorstellet, als wir anzumerken im Stande sind.

Worinnen der Endzwek eines rechtschaffenen Politici bestehet?

Wer nur etliche 30. Jahre auf der Welt zurük geleget, und sich um dasjenige, wie es auf derselben, und absonderlich an denen Höfen zugehet, bekümmert hat, der wird von selbsten bekennen müssen, daß heutiges Tages viele Politici Practici Schmeichler seyn, und keine andere Absicht haben, als sich bei ihrem Principal quovis modo beliebt zu machen. Bei diesem ist nun nicht des Fürstens und seines Landes Wohlfarth, sondern diesen, auch wohl offtmahls sündliche, Vergnügung des Endzwek. Denn da ist man Tag und Nacht einzig und allein darauf bedacht, daß man seines Principalen Hochmuth, Regiersucht, Ungerechtigkeit, Unzucht, Geiz, Tyrannei u. s. w. entweder secundiren und befördern, oder aber excusiren möge.

Findet man nun gleich zu unsern Zeiten auch viele solche Politicos, welche keine Schmeichler seyn, so sind sie doch gemeiniglich nur blose weltlich gesinnte Staatsdiener, die nur auf die Authorität ihres hohen Principals sehen, und solche allein, nebst der Renommé ihrer Nation zu behaupten suchen. Denn es sind wenig, die auch fragen, wie es innerlich um das Gewissen stehe! die den Fürsten fleisig an den Himmel weisen, und ihn mit Nachdruk erinnern, daß sie denselben fleisig vor Augen haben, lieben, ehren, scheuen, fürchten, und ihm sowohl von seinem eigenen, als des Volks Thun und Lassen Rechenschafft geben müssen, die nicht nur den äusserlichen Staat in einer regulirten Form zu haben, sondern auch die die Mores der Inwohner nach den göttlichen Gesezen in gehöriger Richtigkeit zu wissen trachten. Sondern man sinnet mehrentheils nur darauf, wie Potentaten und Völker ihre auswärtige Feinde aus dem Felde schlagen sollen, achtet aber unterdessen nicht, daß ihnen die innerliche Feinde, die unbändigen Affecten die Herrschaft über sich selbst aus den Händen spielen, und sie ganz unvermerkt der Sünde zinsbar machen.

Hieraus läst sich nun zur Gnüge schliesen, daß diese heutigen Politici den rechten Zwek nicht vor Augen haben. Denn so lange man nicht den Stand eines guten Gewissens mit GOtt zu dem Hauptabsehen der Staatsmaximen sezt, so lange kan unmöglich eine rechte Wohlfarth ausgesonnen und erhalten werden. Und so lange man nicht an statt der bisher gebrauchten Mittel, ausser denen nuzbaren Vorschlägen, eine Gesezmäsige Ausübung der Tugend braucht, und die gemeiniglich gar laulich und kaltsinnig getriebene Religion mit einem bessern Eifer treibet, so lange wird man auch in dem gesuchten Zwek, nemlich zu der wahren Wohlfarth, nicht gelangen können.

Man wendet zwar hier wieder ein, daß dieses eine Sache sey, die nur vor die Geistlichkeit gehöret. Denn eben darum hätten hohe Potentaten ihr Gewissensräthe, daß selbige vor die Ruhe des Gewissens sorgen und mit einer geziemenden Warnung bei Zeiten einkommen solten, wann sich etwas äussert, das den innerlichen Ruhestand verstören könte. Auf diese nun hätten sich alle weltverständige Politici zu verlassen, und könten gar wol alle Schuld von sich werfen, wenn hohe Häupter etwas thäten, wegen dessen sie von der Geistlichkeit billig bei Zeiten erinnert, und ermahnet werden solten.

Allein man hat sich auf dergleichen Gewissensräthe nicht allerdings ganz allein zu verlassen; allermassen auch unter denenselben zum öften solche Personen gefunden werden, welche ihrem Amte kein gänzliches Genüge thun, und gar wol auch vor Schmeichler und Staats-Diener pasiren können. Solte man an manchem Hofe eine genaue Untersuchung anstellen, so würde man auch Theologische Machiavellisten finden; wiewol ich auch nicht läugnen will, daß auch noch gewissenhafte Geistliche und Gewissensräthe anzutreffen seyn. Damit ich aber

nicht weiter ausschweiffe, und dem Leser vielleicht einen Verdrus verursachen möge, so fasse ich alles kurz zusammen und sage: Der Endzwek eines rechtschaffenen Politici bestehet nicht allein in dem Intereſſe Reipublicæ, sondern auch in dem Intereſſe animæ. Doch hierauf wird zum öftern gar wenig gesehen, welches einigen zu einer neuen Frage Anlas gegeben, nemlich

Ob die Welt jezo schlimmer sey, als zu denen vorigen Zeiten.

Hierauf antwortet gemeiniglich ein jeder mit Ja, u. glaubet, daß anjezo die Menschē in der äusserſten Diſſolution leben. Nun will ich zwar denen, die also denken, nicht gerne widersprechen; doch aber auch durch unterschiedene Exempel erweisen, daß es zu allen zeiten Leute gegeben, welche den Koth der Laster, wie die Raben stinkende Aaser geliebt haben, ja daß es in denen vorigen Zeiten oft weit schlimmer zugegangen sey.

Obschon die Debauchen und Sünden wider das sechste Gebot heutiges Tags auf das höchste gestiegen zu seyn scheinen, so wird man doch zu unsern Zeiten kein Exempel finden, da sich eine Mannsperson mit 2. andern Mannspersonen öffentlich verheirathet, wie jener unmenschliche Kaiser Nero gethan, der sich mit Sporo und Pythagora vermälen liese. Und dergleichen abgeschmakten, und ärgerlichen Fuchsschwänzer, als Criton gewesen, der diesen Kaiser aus solcher Heirath glükliche Erben gewünschet, wird man gewis dermalen nicht nennen können.

Haben viele grosse Herren heutiges Tages hochmüthige Gedanken, u. würdigen, gleich des Memnons Bildnis, so nur mit der Sonnen redete, geringe Personen keine Anhörung bei Vortragung ihrer Sachen, so ist doch keiner zu unsern Zeiten so insolent gewesen, daß er sich öffentlich vor einen Gott ausgegebē, und sein Bildnis auf einen Altar zur Anbetung geſezt hätte, wie der Kaiser Caligula gethan, welcher sogar um sich als einen Gott zu zeigen, auf die närrische Gedanken gerathen, daß er eine gewisse Machine verfertigen liese, mit welcher er donnern und wetterleuchten konnte, und diese gotteslästerliche Worte dabei ausstiesse: Autrume interficies, aut egote: Entweder du must mich, oder ich will dich treffen.

Man hat wol Exempel, daß grosse Potentaten geringe Leute aus dem Staube hervorgezogen, und oft unwürdige Personen auf den höchsten Staffel der Ehren erhoben. Dergleichen Ludovicus XI. König in Frankreich gethan, indem ein in Staatssachen unerfahrner Barbierer sein geheimer Rath, ein Arzt sein Canzler, ein ungestudirter Schneider sein Abgesander, und ein elender Bettler sein Spion seyn muste. Allein wer hat jemalen gehöret, daß einer eine solche Narrheit begangen, sein Pferd mit sich an die Tafel zu sezen, und dasselbe gar zu einer hohen Würde zu erheben, wie besagter Kaiser Caligula, der seinem Pferde, welches Incitatus von ihm genennet wurde, die bei denen damaligen Römern so hohe und wichtige Würde eines Burgermeisters zudachte?

Es gibt zwar heutiges Tages unbesonnene, und sich allzuviel schweichlende verliebte Leute, welche, wenn sie ein Frauenzimmer nur freundlich ansiehet, sich gleich einbilden, es sey derselben die Liebe per Posto in das Herz gefahren; allein dergleichen Narren hat die Welt sonst nie gesehen, welcher vorgegeben, daß sich der Mond in ihn verliebt habe, und alle Nacht in Gestalt einer Weibsperson bei ihm schliefe, wie der erwehnte Caligula gethan.

Die Speisen grosser Herren sind an vielen Orten sehr kostbar, und die Ausgabe übertrift zum öftern die Einnahme: Doch wird sie der unsinnigen Appetit des Kaisers Heliogabuli bei weitem nicht gleich kommen, welcher auf seiner Tafel bisweilen lauter Kämme von Hähnen.

nen speiste, zuweilen lauter Zungen von Pfauen, lauter Rebhünereier, lauter Strausköpfe, und oft nichts, als das Gehirn von Kramsvögeln, welcher seinen Hunden eitel Gänseleber zu fressen gabe, und welcher sich die Schuhe mit geschnittenen Edelgesteinen besezen, die Teiche mit wolrichenden Wassern anfüllen, und denen Pferden an statt des Strohes ganzen Safran unterstreuen liese.

Wer sich nur ein wenig auf der Welt umgesehen hat, der wird oftmals seltsame Dinge angetroffen haben; aber was kan wohl närrischer seyn, als das Festin gewesen, welches der Kaiser Domitianus dem Römischen Senat und Adel gegeben, indem er dieselben in ein finsteres und mit schwarzen Tuch behängtes Haus, und in einen Saal führen lassen, in welchen lauter Todensärge mit darzu gehörigen Leichenfakeln gestanden, auch sogar an denselben die Namen derer Gäste angeschrieben gewesen. Nach diesen sind viele nakende und schwarzgefärbte Kerl in den Saal getretten, die denen Höllengeistern nicht unähnlich gewesen und einen Todentanz gehalten haben. Als dieses geschehen, sind solche schwarze Tänzer denen bestürzten Gästen zu denen Füssen gefallen, und haben dergleichen lamentable Gestus gemacht, als ehemalen bei denen Begräbnissen der Toden gebräuchlich gewesen. Indessen ist der Kaiser Domitianus selbsten ganz schwarz gekleidet in der grösten Trauer zu ihnen gekommen, und hat mit ihnen nichts anders geredet, als von Blut und Blutvergiessen. Nach dessen Endigung hat er einem jeden erlaubt, sich wieder nach Hause zu begeben. Hierüber erfreuete sich der anwesende Senat und Adel ungemein, und fienge gleichsam an, wieder lebendig zu werden; allein diese Freude wurde gar bald wieder in vorige Furcht und Schreken verwandelt, als sich ein jeder in einer mit schwarzen Tuch überzogenen Senfte, oder Tragsessel von unbekannten Personen, deren ein jeder ein vollkommenes Ebenbild eines grausamen Henkers vorstellete, nach Hause tragen lassen muste: So bald sie nun daselbst angelanget waren, sind häßliche und entsezliche Gesichter erschienen, welche mit ihnen zu sprechen begehrt haben. Ob sich nun die bestürzten Gäste aus allen diesen fürchterlichen Umständen und Trauerceremonien kein anderes Prognosticon stellen konten, als daß sie ohnfehlbar der Grausamkeit des Kaisers zu einem blutigen Opfer abgeschlachtet werden würden, so lief doch diese so betrübtscheinende Sache viel glüklicher ab, als sie im Anfang vermeint hatten, indem diese furchtsame und denen Höllengeistern ganz ähnliche schwarze Kerl einem jeden von diesen erschrokenen Gästen im Namen des Kaisers ein kostbares Geschenk überreichten. Könnte wohl etwas extravaganters und thörichters erdacht werden, als dieses?

Daß heutiges Tages noch viele eine grosse Verschwendung spüren lassen, lehret die täglich Erfahrung; allein wo findet man jezo so gar unsinnige Verschwender, wie der grausame Nero ware, welcher seine Maulthiere mit güldenen Hufeisen beschlagen, das Meer mit güldenen Nezen fischen, und kein Kleid zweimal an seinen Leib kommen liesse.

Die Hohen der Welt bedienen sich jeziger Zeit in ihren Rescripten an die Unterthanen prächtiger Titul und Formeln; allein man lieset nirgends, als in des Kaisers Domitiani Mandaten: Unser Herr und Kaiser, und unser Gott haben dieses oder jenes befohlen.

Man findet zwar Personen, welche aus Tag Nacht, und aus der Nacht Tag machen; allein wo ist jemalen einer auf so närrische Gedanken gerathen, daß er sich des Abends einen guten Morgen, und des Morgens einen guten Abend hätte wünschen lassen, wie mehrgedachter Domitianus gethan, welcher durchaus die Nacht zum Tag, und den Tag zur Nacht machen wolte.

Wir wollen unser Seculum nicht beschreien, indem es zu keiner Zeit an Lastern gefehlt hat, und so lange die Welt stehet, so lange wird man auch noch

boshaftige und lasterhaftige Personen finden. Vitia erunt donec homines. Giebt es zu unsern Zeiten Abgötter, so ist gewis in denen vorigen Zeiten auch niemalen ein Mangel daran gewesen. Findet man dermalen viele Flucher, Schwerer, ja gar vermessene Gotteslästerer, so können uns die vorigen Zeiten gleichfals eine unzählige Menge solcher unsinnigen Personen vorstellen, welche sich nicht gescheuet haben, die göttliche Majestät zu lästern. Der alte Griegische Poet Pindarus hat sich schon zu seiner Zeit über dergleichen ruchlose Leute beklagt, und die Gefahr der Gotteslästerer erkannt, indem er saget:

Convitiosi Diis, odiosa sapientia est.

Welches im Deutschen also lautet:

Wer sich an GOtt vergreift und seinem Schöpfer flucht,
Ist ein verwegner Thor, der sein Verderben sucht.

Ist die jezige Welt mit Sabbatsschändern angefüllet, so ist in Wahrheit die vorige auch nicht davon befreiet gewesen, und ich würde eine undenkliche Arbeit über mich nehmen, wenn ich nur die merkwürdigsten Exempel davon anführen wolte. Die vorigen Zeiten können uns sowol nach dem Blut der Eltern und Præceptoren, durstende Nerones, mordbegierige Caligulas, unkeusche Sardanapalos, wollüstige Vitellios, die Unterthanen um das ihrige bringende Vespasianos und dergleichen unzählich viele lasterhafte Personen mehr vorstellen, als unser jeziges Seculum.

Indessen läugne ich keineswegs, daß die Sünden nicht auch heutiges Tages auf der Welt sehr hoch gestiegen seyn, und eine so grosse Menge Laster zu finden, daß der Tugend kaum noch ein wenig Plaz davon übrig bleibet. Ich weis gar wol, daß viele die Häslichkeit dieser Laster erkennen, und sie daher unter der Masque der Tugend zu verbergen suchen, wodurch sie aber dieselben nur desto gefährlicher machen. Ich weis aber auch gar wol, daß die Laster in dem entlehnten Kleide der Tugend von vielen vor gar keine Höllenbrut, sondern vielmehr vor etwas gutes u. ruhmwürdiges gehalten werden: und endlich weis ich auch gar wol, daß sich die meisten Menschen also zu schmüken pflegen, damit sie wie die mit schönen Steinen sich schmükende Schlangen desto mehr Unheil stiften können. Ich weis aber auch gar wol, daß ihnen die Zeit und Wahrheit die Farbe abwischt, ihnen die geborgten Kleider raubet, und uns endlich die Laster in ihrer häslichen Blösse vorstellet, da sie denn wie das von Metal abgeschabte Gold die wahre Beschaffenheit sattsam zu erkennen geben. Ein verborgenes Licht ist nichts als die Finsternis und die Tugend, welche durch ihr Beispiel keinen andern Nuzen schaft, kein besserer Schaz, und die Entäusserung der Laster, aus Mangel der Gelegenheit zu endigen ist keine Tugend; dis aber die rechte Vollkommenheit, wann man mitten unter denen wollüstigen Lokvögeln seine Ohren verstopffen, ja den Schwefel der Begierden, wie die gewissen Kräutern verwahrten Hände das glüende Eisen, ohne Beschädigung betasten kan. Die ganze Welt liegt in dem Spital der Laster krank. Doch die phisicalischen Krankheit mag der Arzt, die moralischen ein anderer heilen. Wol dem, der sich der Tugend befleisiget.

Ob man bei Hofe auch fromm leben könne?

Viele stehen in den Gedanken, daß man bei Hofe um so weniger fromm leben könne, je mehr man daselbst Gelegenheit zu allerhand Laster fände, denen man fast unmöglich so vollkommen entgehen könne, daß man nicht von einem und dem andern angestekt werden solte. Dannenhero will man auch diesen bekannten Vers des Lucani gleichsam universal machen:

- - - - - Exeat aula,
Qui voler êsse pius:

welches etwa so erkläret werden könte:

Willst du die Frömigkeit nicht hassen,
So magst du ja den Hof verlassen.

Die-

Dieser Meinung ist jener sinnreicher Italiäner, Frugoni, auch gewesen, indem er in seinem unvergleichlichen Buche, Ritratti crittici genannt, also schreibet: Bei Hofe spielen einige, einige scherzen, andere reden von der Liebe, von Essen und Trinken, aber nissun di Dio, kein Mensch redet von GOtt. Unter denen Bösen ist die Tugend verhast, schreibet der gelehrte Lipsius, und diejenige, so bei Hof lieb und angenehm seyn, auch zum Hof-Leben geschikt seyn wollen, müssen alle Frömmigkeit verschwören. Und ein anderer Politicus urtheilet also hiervon: Grosser Herren Höfe sind rechte elende Oerter, indem an solchen niemand gefunden wird, der in Frömmigkeit oder Fleis mit dem andern streiten wolte, sondern ein jeder trachtet Ehre zu erlangen. Keine Fliege strebt so sehr nach Honig, sind Worte des unvergleichlichen Lohensteins in seinem Arminio, kein Raubvogel eilt so sehr nach einem Aase, kein Igel dürstet so sehr nach Blute, keine Ameise eilet so sehr mit dem gefundenen Waizenkorne nach ihrem Lager, als sich die Hofdiener nach ihrer erbärmlichen Dienstbarkeit sehnen, welche doch von grossem Glük zu sagen haben, wenn sie sich ihr Lebetage mit dem Traume süsser Hofnung, dem Brode der Elenden speisen können. Denn der Hof ist kein Himmel, an welchem unbewegliche Glüksterne stehen, sondern er ist ein Himmel, der lauter Irrsterne hat, und ein Glükshaven, in welchem unter 1000. kaum ein beschriebener Zettel zu finden. An solchen Höfen mus man allezeit vermumte Angesichter haben, und das freudig mit machen, wovor man den grösten Abscheu hat. Ich könnte noch unzählig viele Autores anführen, welche das Hofleben auf das äusserste verachten, und schelten, wenn es die Zeit und der wenige Raum verstatten wolte. Doch kan ich nicht umhin, allhier noch mit anzuführen, auf was vor eine Art der ehemalen zu Wien berühmte Prediger, der Herr Pater Abraham von St. Clara seine Gedanken von denen Höfen durch eine und die andere allegorische, oder sonst sinnreiche Meditation eröfnet hat: Du wirst zu Hofe sehen lauter Zimmerleute, schreibet er P. I. des Erzschelms p. 41. 42. aber nur solche, die über die Schnur hauen: Fischer, die nur mit faulen Fischen umgehen: Mahler, die nur was blaues vor die Augen mahlen: Fuhrleute, aber die nur hinter das Licht führen: Du wirst sehen, daß man dort mit denen Bedienten umgehet, wie mit denen Limonien, wenn kein Saft mehr darinnen ist, wirft man sie hinter die Thür; daß allda schlechte Suppen, aber viel Löffelei; daß man die Hungrigen speise, aber nur mit Worten ꝛc. ꝛc. Ferner pag. 45. Die Treue ist zu Hofe immer neu, weil man sie gar selten brauchet. Jacobus Massenius hat in seinem Spec. Imagien m. c. 67. 765. überaus viele Emblemata und Symbola zusamen getragen, die gute und böse Beschaffenheit derer Höfe lebhaft vorzustellen.

Wie man aber nicht läugnen kan, das an vielen Höfen der Europäischen und ausländischen Welt mehr Laster, als Tugenden im Schwange gegangen, und auch wol noch gehen, so hat doch die göttliche Allmacht noch immer verhütet, daß wir dergleichen nicht von allen sagen dürffen. So wenig der natürliche Himmel immer mit Donner und Bliz schrekt, so wenig zeiget auch der politische lauter Wüteriche und Atheisten. Die Gesellschaft derer Planeten wird deswegen nicht verwerflich, weil ein murischer Saturnus oder blutdürstiger Mars sich mit untergemischt hat. Und wer will die Strasse der Sonnen, den weiten Thiercreis, um deswillen verachten, weil sie nicht allemal liebreiche Zwillinge, grosmüthige Löwen, keusche Jungfrauen, oder gerechte Wagen unter wegens antrift.

Von dem Hofe des Königs Saul machten die göttlichen Geschichtschreiber kein grosses Wunder; sein Nachfolger aber, der König David, konte mit höchsten Rechte von seinem Hofe und Regimente

im 151. Psalm sagen: Ich wandele treulich in meinem Hause ꝛc. ꝛc.

Wer will aber in Abrede seyn, daß auch unter denen Christen vieler vornehmen Herren Höfe mehr gute Zucht und Tugendschulen, als Behältnisse und Pflanzgärten der Bosheit gewesen? von Theodosio Juniore wird gerühmet, er habe die Heil. Schrifft so fleissig gelesen, daß er sie fast auswendig gekonnt, hat auch mit denen Gelehrten von Glaubenssachē nicht allein aus dem göttlichen Worte scharf disputiret, sondern auch besondere Stunden des Tags verordnet, darinnen er mit seinen Hofdienern Gottes Wort mit lesen, singen, und Gespräche getrieben, daß also sein Hof einem Closter ähnlicher, als einem Pallaste gewesen. Noch viele höchstlöbliche Stüke erzehlen C. Dietericus und Ziegler, jener in Comment. in Sapient. dieser aber in dem Schauplaz der Zeit, aus dem Nicephoro, Egnatio, Paulo Diacono, Münsteri Chronologie &c.

Fast gleiches Lob wird Constantino M. Carolo M. Alphonso, König von Arragonien, dem Churfürsten von Sachsen, Johann Friedrichen, Johanni Constanti, Johann Wilhelm, Landgrafen Philipp von Hessen, Joachimo von Brandenburg, Friderico Wilhelmo I. zu Altenburg nnd vielen andern beigelegt, zu deren Durchlauchtigsten Namen dieses Blat viel zu enge ist.

Von denen Höfen derer noch jezo lebenden glorwürdigsten Könige, Fürsten und Grafen in Europa nach dem Mase ihres höchstverdienten Lobes zu reden, untersagt mir sowohl das Unvermögen, als die gerechte Furcht, vor einen Schmeichler ausgeschrien zu werden.

Da es nun also auch gottesfürchtige und fromme Höfe gibt, so kan man freilich auch an demselben fromm nnd gottesfürchtig leben. Daher es unbillich wäre, wenn man sagen wollte, man könne gar keine fromme Hofleute finden. Es bleibt demnach allerdings wahr, was jener italiänische Poet saget, nemlich:

Chi entra in Corte, diventa tristo,
Una sol volta in Corte di Pilato
Entra san Petro e tre v. nega Christo.

d. i. Wer nach Hof kommt, der mus betrübt seyn, der Apostel Petrus kam nur ein einiges mal an den Hof des Pilati, und verläugnete Christum 3. mal.

Allein dieses ist nur von gottlosen Höfen zu verstehen. Die Heil. Schrift stellet uns viele Exempel frommer Hofleute vor Augen. Solche waren Joseph und Moses an dem Hofe Pharaonis, der Cämmerer an dem Hofe der Königin in Mohrenland, Naeman an dem Hofe des Königs zu Assyrien, Daniel, Sadrach, Mesach und Abednego an dem Hofe des Königs Darii, Abdias an dem Hofe Achabs, David an dem Hofe des Königs Saul, Johannes der Täuffer und der Königische an dem Hofe des Herodes.

Der Heil. Apostel Petrus schreibet denen Hoflenten 2. Regeln für 1. Petr. 2. Fürchtet GOtt und ehret den König. Wer dieses wohl beobachtet, der kan bei Hofe dem Himmel so nahe seyn, als in einem andern Stande. Der Herr Menantes beschreibet das Hofleben in einem Madrigal sehr wohl, und vertheitiget hernach dasselbe wieder in einem andern. Weil solche nicht in jedermans Händen, so wird mir erlaubet seyn, dieselbigen allhier zum Beschlus folgender Gestalt mit anzuführen:

Madrigal.

Was ist der Hof ein stetes Fastnachtsfest,
wo jeder sich in Masquen sehen läst,
Ein Eyland, wo kein Schif mit guten
Waaren landet;
Ein Haven, wo man strandet;
Ein Universität,
Wiewohl der Neid da hält Collegia;
Und die Verläumdung hat
Das stete Rectorat.
Doch wäre noch ein wenig Tugend da,
So ist sie ein Magnet,
Der seine Kraft verlohren.

Was

Was brauchts, der Hof mus eine Hölle seyn.
Kein Frommer reñt selbst ins Verdammnis ein.
Ist nun die Frömmigkeit dein Zwek,
So pake dich vom Hofe weg.

Madrigal le Contraire.

Was schmälst du auf den Hof,
Du Pharisäer du?
und legest ihm so schlimme Namen zu?
Der Ort thut nichts dabei,
Daß ein Gemüth gut oder böse sey.
Mus Adam nicht, der frömste Mensch vor allen
Im Paradise fallen?
Loth konte wohl in Sodoms Unflat rein,
Und Daniel zu Babel heilig seyn:
Doch musten Engel nicht den Himmel selbst vergiften.
Und Sünde drinnen stiften?
Die Frömmigkeit hat eine freie Bahn.
Darin ihr auch der Hof gar nichts benimt.
Sieh, wie ein weisser Schwan
Auf schwarzen Wasser schwimmt.

Die verschiedene Ursachen des Regens.

Gleichwie die Kälte zur Verdikung u. Herunterfallung der Dünste das ihrige thun kan, als geschiehet es auch, daß durch die Wärme viel Regen hervor gebracht wird. Beides solle hier kürzlich erwiesen werden. Wem die Drebbelianische Wasser- oder Luftgläser bekand seyn, dem wird es ohnehin leicht fallen, zu begreiffen, wie die Kälte die Dünste verdike. Es ist augenscheinlich, daß die versperrete Luft in gedachten Wettergläsern durch die Kälte in engern Raum gebracht oder verdiket; hingegen durch die Wärme ausgedehnet wird. Es mus also die Treibekraft der Luft in der Kälte gehindert werden, sich und andere Cörper so viel, als in der Wärme, auszudehnen. Nun sind die wässerigen Dünste lauter aufgeblasene Kügelchen, und was sie aufbläset, ist eine feine Luft. Treibet sie also nichts, als die darinn verschlossene Luft voneinander, so müssen sie viel kleiner werden, so viel mehr die Kälte die innere Luft hindert, sie auseinander zu dehnen. So viel kleiner sie aber werden, so viel diker und schwerer werden sie auch: so viel schwerer sie werden, so vielmehr senken sie sich nach der Erden. Und obgleich die Luft selbst auch verdiket und schwerer wird, sie also noch halten kan, so sinket sie doch zugleich mit den Dünsten nach der Erden, wo sie nichts hindert. So viel näher sie der Erden sind, so viel enger ist der Raum, darinn sie sich befinden, so viel näher sind sie folglich aneinander, so viel eher stossen sie aneinder unter sich, oder auch mit den hinzukommenden aufsteigenden Dünsten von der Erden, und werden also zu Tröpfchen. Auf welche Art viele von denen Nachttropfen, so Thau genennet werden, entstehen mögen. Jedoch weil es hauptsächlich auf das Zusammenflüssen der wässerigen Dünste und dergleichen Wärme der Luft ankommt, darinn das Wasser nicht frieret: siehet man von selbst, daß die Kälte allein den Regen nicht ausmache, sondern nur Gelegenheit dazu gäbe, und es daher nicht gleich regne, wenn es kalt seyn wird. Denn es kan kalt seyn, und die Dünste dörffen doch darum nicht sinken. Wenn nemlich die Dünste in der Luft schweben, oder nicht mehr höher steigen, sind sie mit der Luft um sie her von einerlei Schwere. Wenn nun die äusserste Luft verdiket, ihre Treibkraft auch dadurch stärker wird, als der Widerstand der Dunstkügelein, welcher theils aus der Zähigkeit und runden Figur des Wasserbläseleins, theils aus dem Trieb der darinn enthaltenen feinen Luft herrühret: so mus es ihrem Druk nachgeben, und solcher gestalt kleiner auch schwerer werden. Indem aber die verdikete Luft durch zugewehete andere kalte Luft zugleich auch so viel schwerer geworden, als wie sie die Dünste schwerer gemacht hat, kan sie nichts destoweniger die Dünste noch so gut tragen wie vorhin. Wird sie nun nicht

durch

durch diese Schwere näher zur Erden niedergedrukt, sondern die von unten zu ihr eindringende kältere Luft treibt sie wol noch etwas höher, so können in diesem Falle die Dünste nicht fallen, sondern werden wol mit der Luft höher getrieben. Bliebe ferner, bei Verdikung der Luft durch die Kälte, der Widerstand der Dunstküchelgen gröſſer, als die Treibkraft der äusersten Luft, würde die Luft schwerer, und die Dünste blieben bei unveränderter Gröſſe nur so schwer, als die vorhin leichtere Luft um sie war: so wäre es auch in diesem Fall nicht nur unnatürlich, daß sie fallen solten, sondern sie müsten vielmehr so viel höher steigen, so viel schwerer die Luft geworden. Hieraus folget nun ferner, daß die Dünste alsdenn auch niederfallen und zu Regen werden können und müssen, wenn die Luft, so sie getragen hat, durch irgend eine Ursache so viel verdünnet und leichter wird, daß sie solche nicht mehr tragen kan. Dieses kan augenscheinlich gemacht werden durch einen Versuch mit der Luftpumpe. Man bringet unter eine weite und hohe gläserne Gloke auf dem Teller derselben so viel Dünste durch angezündeten Weingeist, Papier ꝛc. oder auch ausdünstendes heisses Wasser, daß die Gloke nicht inwendig davon anläuft, und undurchsichtig wird. Wenn derselben Dünste nicht zu viele sind, sie auch der Gröſſe nach nicht merklich von ihr unterschieden sind, so sind sie unter der Gloke Anfangs unsichtbar, im entgegen gesezten Falle aber können sie auch wol gleich sichtbar darinnen seyn. Hat man aber auch Anfangs unter der Gloke nichts gesehen, und verdünnet nur die Luft darinn durch ein einmaliges auspumpen, so entstehet gleich unter der ganzen Gloke ein Nebel, welcher sich in einem Wirbel herum bewegt und zu fallen anfanget. Indem er sich also herum beweget, wird die Luft in der Gloke hin- und wieder helle, oder der Nebel sammlet sich in gewisse Striche, und beginnet zu sinken. Wenn man solches siehet, und durch den Hahn wieder von aussen Luft hinein lässet, zertheilen sich die Dünste wieder, und die Luft wird so helle, wie sie im Anfang war. Solches kan man so oft wiederholen, als man will, und siehet allemal, daß wenn die Luft dünner und schwächer wird, die Dünste in derselben fallen, wenn sie aber wieder so schwer und triftig wird, daß die Dünste sie nicht übermögen, so trägt sich dieselben, man mag sie nun darinn sehen oder nicht. Der Grund davon ist leicht zu erachten: Denn wenn die Luft durch das Auspumpen dünner wird, mus sie dadurch zugleich leichter werden, so wie sie im Gegentheil durch das Verdiken schwerer wird. Ist sie nun vorhin vermöge der Schwere im Stande gewesen, die ihr gleichscheinende Dünste zu tragen, und wird der verdünneten Luft ihre Treibkraft nicht so viel verstärket, als ihrer Schwere abgegangen ist, kan sie der überlegenen Schwere der Dünste nicht mehr widerstehen, sondern sie mus fallen. Wenn nun in der Natur die freie Luft durch irgend eine Ursache auch so weit verdünnet oder ausgedehnet wird, daß ihre Drukkraft nicht gröſſer wird, als diejenige, damit die in den Dünsten verschlossene feine Luft, nach überwundenem Widerstande der sie umgebenden Blase, gegen die äussere strebet, so müssen die Dünste, welche vorhin in ihr im Gleichgewicht schwebeten, so gros bleiben als sie vorhin waren, und doch niederfallen. Die Luft druket sie von aussen nicht mehr, als sie ihrem Druk widerstehen, daher ist kein Grund vorhanden, daß sie solten gröſſer oder kleiner werden, es mus also ihre Gröſſe unverändert bleiben. Indes weil die äusserste Luft verdünnet wird, ist es unumgänglich nöthig, daß sie auch leichter werde, und weil sie vorhin mit den Dünsten gleich schwer war, jezt nicht mehr so schwer sey, als dieselben. Ist sie aber nicht mehr so schwer als die Dünste, so müssen diese in ihr fallen, entweder bis auf die Erde, oder doch so weit herunter in die Luft, wo dieselbe ihnen gleich schwer befunden wird. Dergleichen geschiehet nun

in

in der Natur einmal, wenn ein Nebel darum fällt, daß die Luft verdünnet worden; hernach auch, wenn es aus dieser Ursach regnet. Denn es sind in einer Wolken sehr viele Dünste beisammen, dieselben aber sind nicht alle gleich gros, wie man es in einem ganz verdunkelten Zimmer, durch einen hinein gehenden Lichtstrahl aufsteigen siehet. Wan man nun allda gewahr wird, daß einige geschwinder, andere langsamer in die Höhe steigen, und die geschwinden die langsamen so auf ihrem Wege sind einholen, an sie stossen, und durch das Berühren öfters in eins flüssen: so gehet es auch im herunter fallen, daß da ein jedes Bläsechen nach Verhältnis seiner Schwere gegen die verdünnete Luft sinket, und die geschwinder fallenden auf die langsamer gehenden, oder ihnen sonst in den Weg kommenden, anstossen, mit ihnen zusammen flüssen; Indem sie solcher gestalt so viel schwerer werden, mit so viel mehrern sie zusammen stossen, wird dadurch wol gar das Bläselein zerrissen, und so fället denn Regen herunter. Wenn aber die äusserste Luft dergestalt verdünet würde, daß ihre Triebkraft schwächer wird, als der Trieb der in den Dunst enenthaltenen feinen Luft auf sie würket, so werden die Dünste sich noch dazu ausdehnen oder gröſſer werden, und dennoch herunter fallen. Daß sie gröſſer werden, oder sich ausdehnen, folget aus dem geschwächten Triebe der äussern und stärkern Triebe der innern Luft; und kan durch eine zugebundene Blase, darinn ein wenig Luft ist, erläutert werden. Denn wenn man diese über ein starkes Kohlfeuer hält, wird davon die äussere Luft um die Blase sehr verdünnet und ihr Trieb zugleich geschwächet. Die innere Luft also fängt an sich und die Blase auszudehnen, nicht anders, als wenn man sie sonst stark aufbläset. Daß sie aber herunter fallen, ist daraus klar, weil die in dem Dunstküchelgen verschlossene Luft schon weit dünner und triftiger ist, als die äussere, auch überdas noch die zähe Wasserblase ihrer Ausdehnung widerstehet. Denn um beider Ursachen willen kan sie so sehr nicht ausgedehnet und leichter werden, als die äussere Luft leichter wird. Daher bleiben die Dünstkügelein etwas schwerer, als die umher verdünnete Luft, und müssen demnach in ihr sinken. Durch dis sinken aber können sie, wie kurz vorher gewiesen, zu Tröpfchen werden u. also nieder regnen.

Nun wird man auch zu wissen verlangen, ob denn auch bei unserm seithero gewesten öfters starken Regenwetter eine merkliche Veränderung der Luft vorgegangen? Und diese Frage mus auch mit Ja beantwortet werden. Denn ob gleich, wie schon gedacht, zu der Zeit, da es bei uns regnete, die Luft wenig leichter und vielmehr schwerer geworden; so war sie doch noch den Tag vorher bis 3. Grad schwerer gewesen, und in 8. Tagen vorher, war sie bis 10. Grad schwerer gewesen. Anfangs waren die Gläser in 3. Tagen sehr merklich herunter gefallen, es folgte auch den 28. April schon darauf ein starker Regen den ganzen Tag über. Hernach blieben sie so erniedriget in gar geringer Abwechselung, da es zwar nicht bei uns, doch aber anderswo umher geregnet hat, bis sie des Tages vor dem Anfange des langen Regens allmälig noch bis 3. Grad sunken. Ist nun das sinken des Quekſilbers eine richtige Anzeige der verringerten Schwere der Luft, wie es ist; so mus die Luft damals dadurch, daß sie so viel leichter geworden, zu dem Fallen der Dünste oder anhaltenden Regen das ihre mit beigetragen haben. Kan man weiter aus der Leichtigkeit der Luft ihre Ausdehnung oder Verdünnung mit Grunde schlieſſen, so ist es auch wahrscheinlich, daß die untere Luft bei uns damals um ein grosses verdünnet worden, wozu der warme Südwind den 28. gedachten Monats das meiste konnte gethan haben. Endlich pflegt noch eine Ursache des Regens angeführet zu werden, welche von der Wärme hergenommen ist. Die Ausdünstungen geschehen durch die Wärme, und die Dünste selber sind wärmer als die Luft, indem sie durch die Wärme aufsteigen, machen auch dieselbe warm. Indem sich aber die Wärme nach

den kalten Oertern beweget, werden sie in der kalten Luft ihrer Wärme allmälig beraubet, und kommen auch in eine dünnere und leichtere Luft, je höher sie steigen. Deren weitere Zwischenräumlein zu füllen, kommen immer mehr zusammen, und werden einiger ihrer Häutchen durch Aneinanderstossen mit den andern zerrissen, und machen den andern ihre Bläslein so viel diker und schwerer. Daher können sie wegen ihrer vermehrten Schwere und Kälte zulezt nicht mehr steigen, sondern bleiben hangen. Wenn nun die Sonne von oben auf sie scheint, an Oertern, da sie sehr häufig sind, lassen sie die Stralen derselben nicht frei durch, sondern halten sie auf, brechen sie unzehligemal, vereinigen sie den Brennpuncten, und machen dadurch die obern Dünste so viel wärmer. Die Luft wird dadurch auch ausgedehnet, und treibt die vielen Dünste zum Theil aus ihren Zwischenräumlein fort. Wann dieselben nun in der Flucht sind, stossen sie mit andern Dünsten vielfältig zusammen, und gehen theils wegen der vermehrten Schwere, theils wegē der kältern und nicht so ausgedehnten Unterluft nach ihr zu, stossen dadurch je mehr und mehr an andere in derselben schwebende oder noch aufsteigende Dünste, und fallen endlich hiedurch in sichtbaren Tropfen nieder. Werden nun die Wolken auch von unten wärmer, dadurch daß sie über eine Gegend hingetrieben werden, wo viel warme Dünste in die Höhe steigen, so werden dadurch von beiden Seiten die Dünste gezwungen sich zu vereinigen, folglich schwerer zu werden, und desto eher zu fallen, je leichter dadurch die untere Luft geworden. Oder kommen sie auch in eine noch kältere Gegend der Luft, so ist diese so viel dichter, ihre Zwischenräumlein so viel kleiner, und auch dadurch können nicht so viel Dünste in ihr Raum behalten, sondern müssen weiter fortgetrieben werden, und so mit andern anstossenden zusammen flüssen. Indem sie also schwerer werden, als die Luft, müssen sie fallen, und so viel grössere Regentropfen werden, mit so viel mehr andern sie im währenden Fallen zusammen stossen. Es scheinen auch auf diese Art zu fallen, die Nebel und der Morgenthau, so weit er dem fallenden Nebel gleich zu achten. Doch wär es auch noch wol auf eine andere Art zu begreiffen, wenn die Wärme gewislich den Regen oder das Fallen des Nebels verursachen solte. Vermöge der Erfahrung, wird die Luft durch die Wärme offenbar verdünnet, aber auch je dichter die Cörper sind, je wärmer werden sie, und je länger bleiben sie warm. Nun sind die Dünste sowol den Sonnenstrahlen unterworffen, als die Luft, sie müssen also auch sowol von ihnen durchdrungen und erwärmet werden, als die Luft. Weil aber die wässerichten Bläselchen bis tausendmal dichter sind als die Luft, müssen diese auch ungefehr so viel wärmer werden, und so viel länger warm bleiben. Dadurch mus also auch die in ihnen befindliche Luft so viel wärmer werden, sie so vielmehr ausdehnen, und je geringer der Widerstand der äussern Luft wird, je mehr dadurch die Zähigkeit des Bläsechen geschwächet wird, desto eher und häufiger müssen die Bläsechen plazen. Siehet man doch, daß über Kohlfeuer eine weit stärkere Blase durch die innere Luft zum plazen gebracht wird. Sind sie aber geplazet, so lauffen sie zusamen in ein Wasserkügelchen, und das mus, weil es bis tausend mal schwer ist, als die Luft, herunter fallen. Jedoch wäre noch zu untersuchen, ob solches durch die Erfahrung genugsam könnte bestättiget werden. Vielleicht mögen die Plazregen auf diese Art bei Tage befördert werden.

Welches die allerälteste Stadt in der Welt gewesen, und was vor Merkwürdigkeiten bei solcher zu beobachten sind.

Es prangen viele Städte mit ihrem Alterthum, und anderen in und bei ihren vorgegangenen Merkwürdigkeiten, wodurch sie sich bei der Nachwelt einen immerwährenden Ruhm und Nachklang erworben. So prangte vor Alters Rom, das Haupt und die Stadt der Städte,

mit

mit den prächtigsten Triumphen bei Einführung ihrer siegreichen Helden, (daß auch Augustinus diese drei Stüke sich solle gewünschet haben zu sehen, nemlich: Christum conversantem, Paulum concionantem, & Romam triumphantem, d. i. Christum umgehend und conversirend mit den Menschen, Paulum predigend, und Rom triumphirend,) mit den auserlesensten Spielen und Comödien, wovon uns das Amphiteatrum ein unwiedersprechliches Zeugnis seyn kan; ja was nur die Welt von Antiquitäten, rares u. wunderwürdiges hervorgebracht, daß ist gleichsam als auf einem Hauffen in Rom zu finden; ihr Alterthum aber erstreket sich zwar weit, aber nicht am weitesten aus, indeme selbige erst nach Zerstörung Trojä von denen 2. Trojanischen Flüchtlingen, Romolo und Remo Gebrüder, solle aufgebauet worden seyn; dahero sie Trier in Teutschland nach dem Alterthum weit übertrift, sintemalen Trier die Stadt 1300. Jahr eher dann Rom gestanden, wesswegen sie auch in des Herrn Doct. Schambogn seiner Præfation ad Institutiones Treviris Alma genennet wird. Aber auch Trier, obschon sie eine sehr alte Stadt, dennoch nicht die älteste ist. Man möchte meinen, daß Hebron im gelobten Lande, vormals Kiriath Arba, von Arba dem Riesen, der hie geherrschet, und auch mit seinen Söhnen Achiman, Sisai, Tholmai da begraben liegt, die allererste Stadt seyn solte, weil sie eine Stadt aller Städt war, auch von Adam dem Erzvatter solle gestifftet worden seyn, wie Johannes Annius will. Wiewohl Pererius es verwirft. Rabin Salomon bringt sie auf Cham, Noä Sohn, doch ohne Grund. Josephus meldet, daß sie älter als Memphis gewesen, und bis auf seine Zeit von ihrer Stifftung 23000. Jahr verlauffen, Gen. 13. Pererius schreibt, Hebron seye 90. Jahr vor der Sündfluth, und Bonfrerius 170. Jahr gestifftet worden; lag auf dem Gebürge Juda, 5. Stunden von Jerusalem nach Hieronymo, oder 3. deutsche Meilen, war die Königliche Hauptstadt. Diese so edle Stadt hat Cerealis der Römische Feldherr in Asche geleget, und alles in ihr erwürget; heutiges Tages wird diese Stadt von denen Arabern genennet Calil. Wahrhaftig Hebron eine sehr alte Stadt; jedoch aber soll die allerälteste und allererste Stadt des Erdbodens Joppe oder Jaho im gelobten Lande seyn, auch den Namen von Japhet Noä Sohn, der sie erbauet, bekommen haben. Jepho bedeutet Schönheit, oder Zierrath; liegt am Meer, nicht weit vom Lydda, zwei Meilen von Rama, 4. Stunden von Antipatris, 40000. Schritt von Jerusalem, und soll nach Plinio, Solino und Mela vor der Sündfluth seyn gestifftet worden. Strabo meinet zwar, man könne von dannen Jerusalem sehen; aber falsch, dann es liegen viel Berge dazwischen. Hie war ein Haven ganz Indiens, und trat Jonas hier zu Schif, als er nach Tarsis flohe. Hier hat Petrus auch die Tabitham auferwekt; item, sich nach diesem Wunderwerke viel Tage im Hause Simonis des Lederbereiters, dessen Wohnung, wie Adrichomius schreibt, unter einem Felsen neben dem Meer stund, aufgehalten haben, woselbst man auch nachmalen eine Capelle gestifftet, davon aber heut zu Tag die Einwohner nichts zeigen können, sondern nur sprechen, diese Pläze steken unter den Verwüstungen der Häuser. Joppe ist oft verwüstet, als von Juda Maccabäo, welcher sie fast ganz eingeäschert, weil die Einwohner 200. Juden ersäuft hatten, wie Josephus, und 2. Maccab. 12. zeuget. Andertens ist sie vom Römischen Feldherrn Cestio noch ärger zugerichtet worden, als welcher sie erobert, die Häuser in die Asche geleget, und über 8000. Menschen getödet; doch wurde sie von etlichen Landläufern wieder erbauet; weil aber diese gewohnt waren, die Schiffe auf allen Seiten zu plündern, so schikte Kaiser Vespasianus eine Parthei Volks dahin, welche die Stadt eroberten, und sie bis auf den Grund vertilgeten, auch

über 2000. Menschen niedermachten. Zu Pompeii Zeiten bekamen die Leute Freiheit sie wieder zu bauen, da dann selbige wiederum etwas aufkam. Etliche schreiben, Noa habe die Archam hier erbauet; so soll auch Andromeda, Cephei und Cassiope Tochter, von den Nimphen auf die Klippen des Havens zu Joppe an einem Stein mit Ketten seyn gebunden, und dem Meerwunder Cete oder Wallfische vorgestellet worden, um daselbst zur Strafe ihrer Mutter, die sich aus Hofart rühmete, in Schönheit die Nereidem zu übertreffen, verschlungen zu werden. Doch hat sie Perseus erlöset, den Cete getödtet, und sie geheirathet. Mela berichtet, man habe noch zu seiner Zeit die schrecklichen Gebeine dieses Ceti gesehen. Josephus meldet daß zu seiner Zeit Kennzeichen der Andromeda gewesen; so hälts auch Plinius davor. Andere meinen, daß Andromeda sey gestohlen, und mit einem Schiffe, woran ein Cetus gemacht gewesen, weggeführet worden, daraus nachmalen die Fabel entstanden. Nicht weit von dem offen Haven, wie Lorinus meldet, wird ein grosser Stein gezeigt, auf welchem Petrus im Auswaschen seiner Neze von Christo zum Apostelamt berufen ward. Da doch dessen Beruf geschah beim Meer Genezareth, sehr weit von der Stadt Joppen, Johann 21. Die Stadt Joppe war, als die Christen das gelobte Land hatten, ein Bischoffthum. Und hiemit sey von dieser allerältesten Stadt und ihren Merkwürdigkeiten genugsam geschrieben.

Vom Holzmangel, und wie demselben abzuhelffen seye?

Geiz und Verschwendung sind 2. Klippen, woran gemeiniglich das Schif unserer Wohlfarth scheidert, und man fällt mehrentheils von einem Extremo auf das andere. Indem man die eine Klippe zu vermeiden suchet, so gerathet man auf die andere, und indem man dem Geiz entgehen will, so wird man nicht selten zu einer thörichten Verschwendung verleitet, welche eben so schädlich ist, als der Geiz selbsten. Die alten Heidnischen Poeten machen viel Geschwäzes von ihrer Scyla und Charybdi, welche dann und wann ein Schif verschlungen haben; alleine, was sind beide gegen die Verschwendung zu achten, wodurch oft ganze Städte und Wälder verschlukt werden; jenes geschiehet durch Verschwendung des Geldes; dieses aber durch unnöthige Verbrennung des Holzes, über dessen Mangel die Klage eben so gros ist, als über den Mangel des Geldes. Man solte zwar nicht meinen, daß es möglich seye, daß so viel Holz verthan würde, als wächset; dennoch aber will es nirgends nicht genug seyn. Ja man will gar aus altvätterischen Prophezeihungen sagen, es würde mit der Zeit in Deutschland an Holze und gutem Gelde fehlen; Ob nun zwar, das leztere, schon Anno 1622. erfüllet worden, da es so was seltsames um das gute Geld gewesen, daß auch lederne Münze hat Geldes Stelle müssen vertretten: so hat es, GOtt sey Dank! doch bis daher nicht so gar an Holze gefehlet, sondern vors Geld hat man zur Noth noch allezeit Holz haben können. Indessen ist es doch richtig, daß überall des Holzes weniger, mithin, wann zumal Particularinteresse darunter versiret, auch theurer, und folglich ein Holzmangel daraus gefolgert wird, der tiefer in die Beutel frisset. Dieser Mangel hat nun wieder zerschiedene Ursachen, die wir theils wol melden wollen, theils aber verschweigen müssen, ꝛc. Unsere Voreltern haben viel von Stein gebauet, oder doch nur kleine Häuser oder andere Hütten gehabt, in welchen eine einige Stube, darinn der Hausvater mit seiner ganzen Familie, um den Ofen gesessen, und sich gewärmet; aber heut zu Tage werden die Häuser erstlich gröfser, und mit mehrerm Holz gebauet, und denn auch mit mehrern Feuerstätten versehen, so daß man in grossen und kleinen Städten kaum

ein

ein Haus findet, welches nicht etliche und mehrere Stuben hat; zumalen wo viele Bedienung oder ein grosses Gewerb ist. Ob nun gleich dessen vieles verbauet, und im Winter ohne Unterlas sehr viel und öfters verschwenderisch verbrennt wird, so ist doch das noch keine Vergleichung, was auf den Feurheerden, bei gewissen Handthierungen, und bei Bergwerkern, auch öfters unnöthiger Weise gebrauchet wird; Anderer Holz zehrender Ursachen zu geschweigen. Deutschland ist volkreich, und ein jeder Mensch bedarf Holz, so wol zum Brennen als zur Arbeit; da wird so viel verbauet, und ist fast kein Handwerk in der Welt, das nicht Holz genug bedarf. Die Beker, Häfner, Ziegelbrenner, Kalkbrenner, Bierbrauer, Brandweinbrenner, Kupffer- und Eisenschmiede, Färber und alle dergleichen, verthun sehr viel Hol, und dieses wird alles verbrand; Andere, als Küstler, Drechsler, Wagner, Zimmerleute, und dergleichen, verarbeiten es; und wer will alle Professiones melden, dadurch sehr viel Holz consumirt wird. Wer in dem Erzgebürge sich ein wenig umsiehet, und Achtung gibt, was die Glashütten, Schmelzhütten, blaue Farbenwerke, Seigerhütten, und dergleichen, für eine Menge Holz zum Feuer wegfressen; und was vor Holz verkohlet wird? der erstaunet fast darüber, und mus sich bewundern, daß noch ein Baum im Walde stehen kan. Ich will das übergehen, was vor eine unglaubliche Menge Holz zu Beschlagung der Stollen und Schächte in denen Berggebäuden, zu Erhebung der so viel hundert tausend Millionen Centner Eisenstein, Zinn, Blei, Schwefel, Spisglas, Wismuth, Silber, Cobolt, und andere Erz mehr, verbraucht wird, so daß sich verständige Bergleute auch gar vermessen haben, es wäre in der Erde mehr Holz verbauet, als auf der Erden noch stände, wiewohl ich dieses nicht glaube. Nun bedenke man, wie lange doch ein recht grosser Baum zu wachsen habe, ehe er recht gros wird? Und wenn er gleich hundert Jahr Zeit zum wachsen gehabt, so wird er doch endlich in einer einzigen Stunde abgehauen, und verbrennet, oder verbauet. Ferner ist ja nicht unbekannt, wie manchmal in denen Wäldern Brand entstehet, da grosse Revieren Holz und ganze Wälder im Rauch aufgehen, allwo hernach gar schwerlich ein Baum wieder aufwächset, weil Wurzel und Stämme samt dem Saamen, auf einmal verderbet wird. Auch geschiehet es öffters, daß viele Wälder von sich selbsten eingehen, da die Bäume von Gipfeln an zu verdorren anfangen, bis die ganze Bäume verdorren, und endlich vermodern, wie dergleichen vor etlich und 40. Jahren in Schwaben sowohl als um Schlakawerda und im Egerischen Walde beim Joachimsthale, vor gänzlicher Absterbung des Sachsenlauenburgischen Stamms Herzog Friedrichs Julii, mit Verwunderung zu sehen gewesen, allwo anjezo lauter Kohlenberge und Pläze an statt voriger schönen Wälder zu erbliken sind. Auch geschiehet es in denen Wäldern, wo vieles Holz gefällt wird, daß kein junges Holz mehr anfliegt, oder aufwächset, weilen die nahe dabei wohnende Leute täglich u. stündlich in solchen Wäldern liegen, und das auf dem Boden gewachsene Moos mit eisernen Rechen aufkrazen, und es ihrem Vieh unterstreuen; da wird denn der Grund und Boden von allen Grasse und Moose entblöset, daß der abgefallene Fichten- und Tannzapfensaamen ebenfalls von denen Vögeln, Mäusen und Eichhörnlein allzuzeitlich gefunden, und hinweggefressen wird, ehe er wurzeln oder auswachsen kan. Hingegen in weit von Menschen entlegenen Wäldern wird alles gelassen, wie es ist, da fället der Saamen in das Gras und Moos, und kan so leichte nicht weggefressen werden, sondern mus zum theil auswachsen, und in dem vermoderten Gras und Moos einwurzeln. Und was wird endlich noch auf eine schändliche Weise vor Holz abgetrieben, und beim Anfliegen negligiret, so daß es, wann man all diese Ursache reiflich erwegt,

wegt, freilich kein Wunder, wenn Mangel an Holze entstehet, da wir doch in diesem wenigen Raum bei weitem anjezo noch nicht alles angeführet haben, wodurch das Holz so häufig consumirt wird.

Wie aber diesem Holzmangel, oder dieser Holztheuerung abzuhelfen seye? hierauf antworte ich, daß deswegen viele Vorschläge gethan worden, bei den wenigsten aber ein probatum est zu finden gewest ist; ja, ich weis wohl Leute, die sagen, Pest, Krieg und Verheerung der Länder könnte in kurzer Zeit das Holz wohlfeiler machen, und die jezo gebaute Felder wieder in Waldungen und Einöden verkehren, welches aber ein schlechter Trost wäre. Doch seynd wohl folgende die Zuverläslichste, welche ich in denen Leipziger Sammlungen und in denen bei nächtlicher schlaflosigkeit ausgehekten curiosen Grillen angetroffen; Und ich habe das, was ich von Andern schriftlich zu Handen bekommen, wenig brauchen können.

Es wird aber, dem Mangel und der Theuerung des Holzes abzuhelffen, erfordert:

1) Daß man auf alle mögliche Art und Weise darauf bedacht seye, das Holz künfftig besser zu menagiren, welches sowohl im Verbrennen, als im Bauen, und Anfliegen der Wälder geschehen mus, wie gleich hienunten erwiesen werden solle.

2) Die Strassen und kahle Pläze mit Bäumen zu besezen: oder trachten wo man mit der Theuerung öffters geplagt wird, Landschafften mit Waldungen zu kauffen.

3) Eine Holzcassa, oder vielmehr ein Holzmagazin anlegen; wodurch ein doppelter Nuzen erlangt wird, indem der gemeine Mann allezeit mit Holz reichlich versehen werden kan, und ein bemittelter Burger mit mehr Sicherheit sein Geld hierzu auf Interesse anzubringen Gelegenheit hat, als wenn derselbe um Capital und Interesse kommt, und öfters zugleich auf eine seithero stark bekannte unglükliche Art noch in Armuth gestürzet wird.

4) Torf- oder Torferde zu gebrauchen, welche durch Nachsinnen und Fleis fast aller Orten aufgesucht und gegraben werden kan.

Für dermalen wollen wir nur einige wenige Punten, welche dermalen am bequemsten, practicabelsten und gewis nüzlich seynd, mit wenigen berühren; Und dann erwarten, ob auch ein Anderer dem gemeinen Wesen zu lieb, hievon was schreiben, und ein- und andere Puncten uns mittheilen wird.

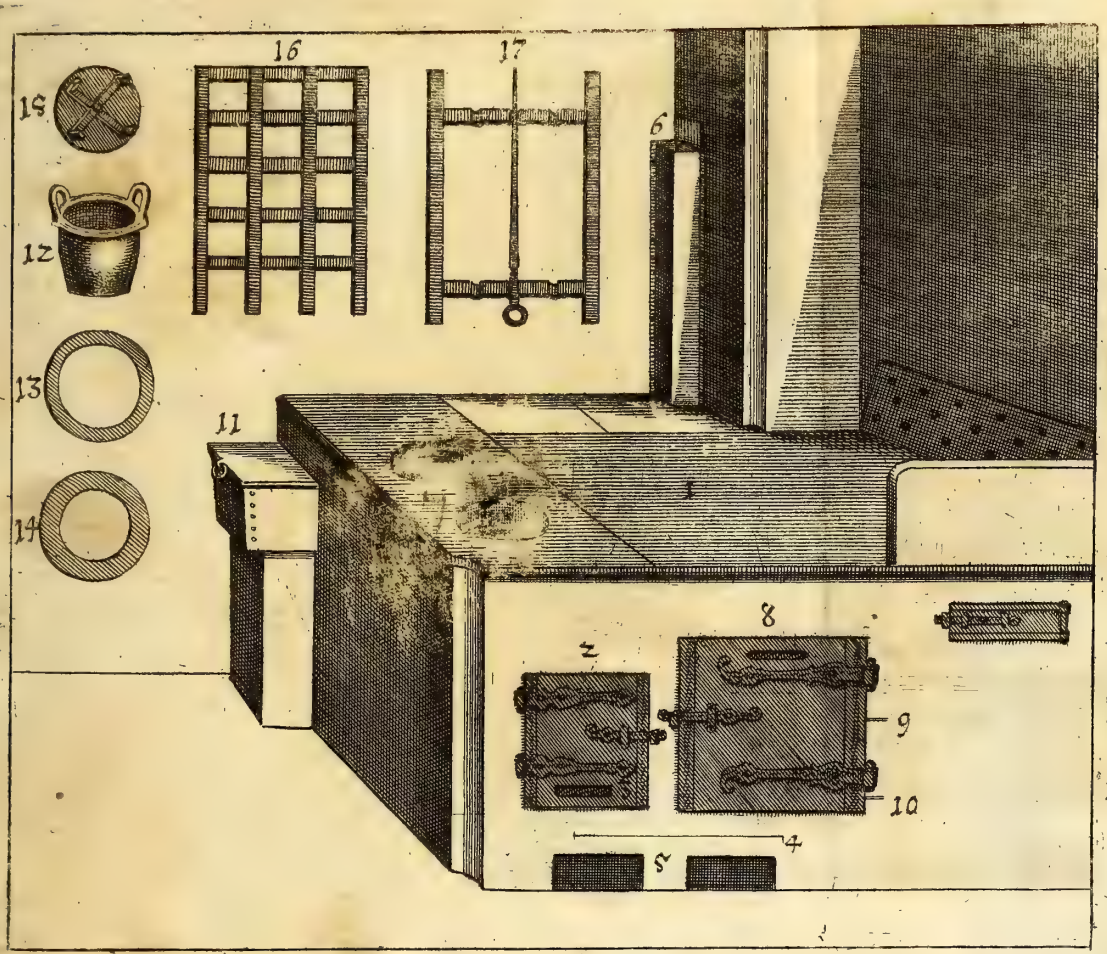
Vermuthlich, hat man in Holland, oder in denen vereinigten Niederlanden am ersten angefangen, sich des Torfs zu bedienen, weilen der Holzmangel sich am ersten daselbst mag geäussert, und die Innwohner, besonders Arme, genöthiget haben, die Wasen zu brennen; und dann vermuthlich die unter den Wasen liegende Turferde, entdekt, und zum brennen tauglich befunden worden, wie solches aus Plinio l. c. wahrzunehmen. Man verstehet aber unter Torf oder Turf eine Gattung Erde, so in Stüken, als kleine Bachensteine, 6. Zoll lang und 3. Zoll dik, auch kleiner ausgestochen, an der Luft getroknet, und in einigen Ländern statt des Holzes zur Feurung angewendet wird. Wovon eigentlich diese Art Erde erzeuget wird, davon ist bereits ausführlich in dem ersten Band oder Theil dieser Samlungen pag. 107. das nöthige gemeldet worden. Mit wenigen aber davon zu sprechen, was der Torf seye, und woraus er seinen Ursprung habe, so dienet zu wissen, daß derselbe sich gar sehr nach seiner Farbe, Consistenz und Dauerhafftigkeit im Feuer unterscheidet: Man findet dessen eine Art, welcher als von grobem Stroh oder Riedgras durchwachsen aussiehet, sehr leicht ist, bald Feuer fängt, aber auch bald verbrennet. Diese Art Torf liegt allezeit oben, und ist nichts, als ein Moos, welches halb verweset, und entweder mit seinen eigenen Wurzeln, oder einem Gewächse Heide genannt, vermischet ist; deswegen Heiturf, Heideturf genennet, und nur von denen Bekern und Bierbräuern in Holland

land gebraucht wird. An andern Orten gleichet er einer zarten, moosichten Substanz, und wird röthlich erfunden: wann er aber troken worden, so ändert er die Farbe, und fällt in das Graue, und dieser ist schwerer als der erstere. Die dritte Art ist roth, gleich als mit Gärberlohe oder Stükgen von Holz durchwachsen; diese bleibt auch bei dem trokenen röthlicht oder braun. Die vierte Gattung ist schwarz, etwas schwerer, als die vorhergehende. Wann er troken mit dem Microscopio betrachtet wird, hat er hin und her schwarze Puncte, als ob Bitumen darinnen wäre; Die Fasen oder Wurzeln seynd zärter als in den übrigen, und die ganze Massa ist überhaupt dichter und fester beisammen, als in andern vorhergehenden Arten, welcher zwar nicht so leicht anbrennet, aber, wenn er einmal erhizet, oder Feuer gefangen hat, solches lange behält, eine gute und lang daurende Kohle gibt, endlich ein wenig Asche, welche weisgrau aussiehet, hinterlässet. Nun sollte man auch sagen, was dann der Torf ursprünglich wäre, darvon aber hat man verschiedene Meinungen, welche wir bereits in dem ersten Band angeführet haben; die wahrscheinlichste unter allen sind folgende: Der Torf ist kein besonders Geschöpfe, sondern es wird derselbe mit der Zeit von verschiedenen Arten der Gewächse oder Vegetabilien, mit Beitritt eines sauren, fetten, dem Schwefel oder Erdpech gleichenden Wesens, in diese Erdart verwandelt ꝛc. Ich hoffe aus dieser vorausgesezten Beschreibung werde dem Publico auch noch ein und anderer Nuzen entstehen; nemlich man wird an vielen Orten Torf finden, woran man gegenwärtig nicht gedacht hat, und der alltäglich zunehmende Holzmangel wird endlich auch die Einwohner derjenigen Provincien, welche noch einen zimlichen Vorrath an Holz haben, aufmerksam machen, daß sie sparsamer damit umgehen; und bei welchen der Holzmangel schon würklich vor der Thür, die werden sich wohl bequemen müssen, auf andere Mittel zu denken, und sich deren zu bedienen. Es ist ein Vorurtheil als ob der Torf Kopfwehe und überhaupt krank mache. Man siehet ja in denenjenigen Ländern, wo man sich des Torfes zu der Feuerung bedienet, genug alte Leute, und habe ich in Holland wenig über Kopfwehe klagen hören; aber die Machinen, als Oefen und Camine müssen darnach eingerichtet seyn, daß sich der Rauch und Geruch davon ausziehe. Noch weniger ist zu beförchten, daß die Luft davon angesteket, und also Krankheiten verürsachet würden; ja ich glaube vielmehr, daß dieses eher ein Mittel wäre, die böse Luft zu bessern, wann anderst solches in unsern bergichten Gegenden, da die Luft allezeit gesünder als an andern Orten ist, nöthig wäre. Der Torf ist also nicht allein eine vortrefliche Feuernuzung und Holzspahrung also rohe gebrannt, sondern man hat auch Mittel gefunden, denselben zu guten festen Kohlen zu brennen, daß man sich deren zum Eisenschmelzen und dergleichen Feuerarbeit bedienen kan; besonders wann diese Torfkohlen mit andern Holzkohlen meliret werden. Becher hat bei der abgelegten Probe im Haag, den Meersand mit Torf geschmelzet, und gezeiget, daß mit selbigem die gröste Hize könne gemacht werden, und glaubt, daß, wo er den Herren Holländern sonst keine Dienste gethan hätte, so wäre diese Erfindung allein eines grossen Recompenses werth. Was dem Geruch beim Brennen des Torfs anbelangt, so ist es nur um eine kurze Zeit zu thun, und wann die Camine und Feuerherde darnach gebauet, die Oefen gut und mit einem Rost, worauf der Torf brennet, versehen seynd, so fället alle diese Ungemächlichkeit vorhin weg. Und seynd wir noch vor vielen Ländern glüklich, wann wir nur allezeit diesen haben, damit wir nicht mit denen Egyptiern und andern gar die Excrementa von Thieren, Pferden und Ochsen nehmen, mit Stroh oder Laub von denen Bäumen zusammen in Kuchen, als Gerberloh tretten, und zur Feuerung anwenden müssen.

Dis wäre nun schon ein guter Fundus,

das Holz zu erspahren, welches dann auch in Verbrennung des Holzes selbsten, sowohl in denen anderst eingerichteten Oefen, als auch auf denen Kunstheerden, wie in der Beilage zu sehen, mit grossem Nuzē geschehē kan. Hierzu gehören, ich wil eben nicht sagen, die neu-inventirte, sondern vielmehr schon anderswo lange Zeit üblich geweste sehr nüzliche Wind-oder diejenige Oefē, so schmahl und hoch seynd, davon auch nächstens der Abris in Kupfer mit einer Beschreibung unsern Lesern mitgetheilet werden solle. Dann erstlich, wenn der Ofen schmal ist, schlägt die Glut auf beiden Seiten gleich an, und communiciret sich der Stube so fort die Hize, so nicht gleich unten durchschlagen kan, steiget auch zu dem, wenn der Ofen fein hoch hinauf, und fällt denn von oben wieder herunter in die Stube; hingegen wenn der Ofen niedrig ist, so fähret sie zum Ofenloch vergebens hinaus, Die Windöfen sind zwar sehr gut, wer Achtung drauf geben kan, daß er öfters den Windfang auspuzen lässet, und wenn das Holz zu Kohlen gebrennt, allemal den Windfang mit einem Stein zustopfet, und die eiserne Thüre vor dem Ofenloch alsdenn zumachet; Denn der hat erstlich bald und hernach auch lange eine warme Stube, menagirt aber doch viel Holz. Wo er aber das Zustopfen versäumet, frist es mehr Holz. Wer aber weite oder breite Oefen halten mus in der Wirthschaft, wegen der Ofentöpfe, so mit eingemauert werden, oder kan nicht so bald seinen Ofen ändern lassen, wegen Mangel, der mache es also, und seze unten eine Schicht Ziegel auf die hohe Kante, eine Hand breit von denen Kacheln, führe diese Röhre von der Seite vom Ofenloch bis vornen an den Ofen, deke diese Röhre oben hübsch zu, daß kein Rauch dadurch gehe, führe diese Röhre in der Eke vom Ofen in die Höhe, bis oben durch die Ofendeke hinaus, so wird, zumal wenn man beim Einheizen das Holz auf die Röhre legt, daß sie bald warm wird, ehe der Ofen recht warm wird, oben zur Röhre eine solche Hize in die Stube kommen, daß man kaum die Hand drauf halten kan. Es mus aber vorhero am Gesimse des Ofens unten ein Loch gemacht werden, daß die Luft circuliren könne, so steiget die Hize, wenn die Röhre die Warme in die Höhe treibet, die Kälte aber steigt herunter und selbige circuliret so lange durch das Loch, bis die Stube ganz warm ist. Ich halte diese Invention auch vor gesund. Denn die ungesunde Kälte oder feuchte Luft wird also in der Röhre durch die Hize purificirt, wovon das Modell in Kupfer das Mehrere zeigt. Es sind jedoch auch diese Art der Heizungsmachine v. Oefen, wie es die hiesige Hafner zu machen pflegē, nicht zu verachtē, indem sie den obern Theil des Ofens mit Bakenstein quadriren u. das Rohr eines Ofens, welches wohl bequemlich, aber der Hize zum Heizen mehr hinderlich ist, herausheben, wodurch die Hize aufgezogen, in den Bakenstein erhalten, und zugleich verhindert wird, daß solche nicht mehr zu dem Ofen unvermerkt heraus schlagt, wie es bei den meisten Oefen zu geschehen pflegt; Hierdurch wird wenigstens ein Drittel Holz erspahret, und verhütet, daß kein Camin in Brand kommen kan, welches aus diesem abzumerken, weil dergleichen eingeheizte Oefen das Feuer vornen und oben ausspeien, der hintere Theil des Ofens aber kalt ist, daß man auch bei Anrührung desselben nicht spüret, daß ein Feuer im Ofen ist; welches diejenige aus der Erfahrung haben, welche hier dergleichen Oefen sich haben zurecht machen lassen; Wie dann der Kosten nicht viel über 2. bis 3. fl. ausmacht. Die Oefen hingegen von der neuen Invention, davon Herr Leutmann, p. D. in einem besondern Tractat Vulcanus Famulans, 1723. zu Wüttemberg im Druk mit vielen Kupfern herauskommen, haben bishero noch vor allen andern den Vorzug behalten, indeme dadurch nicht nur allen Incommoditäten vorgebeugt, sondern auch mit wenig Holz starke Hize gegeben wird. Ich habe denen, die von einer guten Oeconomie Liebhaber seynd, zu Gefallen, einen Abris mit der nöthigen Explication am Erde dieser Materie beitruken lassen. Was hingegen die

neue


16
17
15
6
12
13
11
14
8
7
9
10
4
5

Neue Französische Einrichtung der Heerden

anbelangt, so ist erweislich, daß hierdurch 2. Drittel Holz erspahret werden kan; wie ich dann selbsten zu Menagirung des Holzes erst kurzhin einen dergleichen habe sezen lassen, von einem Schlosser und Waagenmacher von Ulm, mit Namen Meister Joh. Vitus Buiz, mittelst welchen bei 3. ganzen oder 6. halbabgesegten Scheidlein Holz, und also bei einem Feuer in 2. grossen Häven zugleich gekocht, und neben gebraten und gebaken werden kan. Damit aber allen und jeden ein rechter Begrif hiervon gemacht werde, so habe dem Publico zu lieb das Model in Kupffer hier mittheilen wollen; wobei folgende Explication nöthig:

Explication des Kupffers.

Nro. 1. Die eiserne Platte, so eigentlich den Heerd ausmachet, worauf eben kein Holz mehr gebrennt, sondern nur die angerichteten Schüsseln u. Platten, zu Erhaltung der Wärme gestellt werden darf; Unter dieser Heerdplatten aber befindet sich ein Vacuum, wodurch der Rauch am meisten passiren, und folglich das Brat- und Bachöfelein von oben Nro. 8. heizen mus; wiewohlen der Rauch auch unten und oben des Schifleins von Nro. 11. zum rechten Zug kommt, und sich mit dem von Nro. 8. zum eisernen Rauch- und Ziehcanal Nro. 6. hinaus ziehet, und von da selbst in den rechten Camin fällt, welches so gemessen abgehet, daß niemal kein Rauch gesehen noch verspüret wird; welches wol das vornehmste seyn wird, so von andern bei Verfertigung eines solchē Kunstheerdes nicht gleich nachgemacht, und die Proportion getroffen werdē kan.

Nro. 2. Ist der Schierofen, dessen Oefnung zwar klein, die Höhe aber doch über 3. Schuh, die Breite 2., und die Länge 4. Schuh betragen mag; Es hat aber der Feuerheerd, so aus einem eisernen Rost bestehet, und der über halb mit unter das Bratröhrlein oder Brat- und Bachofen gehet, so wie der Strich bei Nro. 4. ausweiset, eine Breite von mehr als 4. Schuh; jedoch so, daß das Holz in Flammen v. Nro. 3. gegen die 2. Löcher Nro. 7. aufrecht brennen kan, das Kohlfeuer aber und die Hize sich zugleich unter das Rohr Nro. 4. erstreket, und also das Bratrohr auf allen Seiten in eine proportionirte Hize sezet, so daß alles was gebaken und gebraten wird, eine gleiche Hize und Würkung zum Bachen und Braten bekommt; Und also diese Bequemlichkeit mit dabei hat, daß das, was zum Braten an den Spies Nro. 17. angestekt werden mag, nicht umgedreht werden darf. Die Machine dabei ist zu 3. Bratspieslein gerichtet, damit 2. bis 3. Spies voll darinn gebraten werden können, welche Machine wie eine Schiene gemacht ist, die bei Nro. 9., wo innwendig 2. Fals seynd, eingeschoben werden kan, damit das zum Braten in freier Hize stehet. Unten bei Nro. 10. hat es wieder solche Fälse, darauf der Rost Nro. 16. eingeschoben wird, worauf gebakene Sachen, oder auch Karer mit Gebratenes oder Gebachenes in einer Zeit von etlichen Stunden fertig werden kan. Die obere Oefnung an dem Rohr Nro. 8. ist das Dampfloch, wo zugleich abgesehen werden kan, wenn eine Sache genug gebaken oder gebraten hat.

Nro. 3. Dienet zum Luft- und Rauchfang, damit, wann man oben den Dekel des kleinen Camins Nro. 6. zumacht, die Hize gesperret werden kan, welche sodann wenigstens noch 6. Stunden länger dauret, als wann es offen gelassen wird, welches geschiehet, wenn kein Holz mehr zugeschiert wird; widrigenfals, und wann bei dem ersten Feuer solches geschiehet, der Rauch bei diesem Luftfang heraus quillt.

Nro. 4. Ist eine bloße sinnliche Anmerkung, damit gewiesen worden, wie weit der Heerd- und Feuerrost sich erstreket, welcher durchgehends so enge gemacht ist, daß nichts als die bloße

Asche, so gros als der Rost ist, herunter in die 2. Heerd-Canal fallet, welche signirt seynd mit

Nro. 5., woraus eigentlich die Asche, welche von dem Heerde herunter fällt, genommen wird, und eigentlich darum 2. Oefnungen bekommen hat, damit das brennende Feuer, so gleichsam unter der Luft liegt, von dieser in einer Gleichheit erhalten wird.

Nro. 6. Ist der Rauchfang oder das Camin von eisen Blech, dessen Würkung und Nuzen schon oben beschrieben worden.

Nro. 7. Sind die 2. in einer besondern eisernen Platten ausgehauene 2. Löcher, worinn 2. von Erz oder Tiegel gemachte Häven zum Sieden oder Kochen gestellt werden, die gleichsam auf dem Feuer hangen, in welchem in 2. bis 3. Stunden alle Speisen fertig werden können. In diesen Löchern können auch die Pfannen und anders Geschirr zum Gebrauch gehoben werden.

Nro. 8. Zeigt den vordern Theil des Bach- und Bratöfelein an, davon oben das Nöthige schon angezeigt habe; worinn Milch und Caffée, und anderes Getränke, und auch zerschiedene Speisen, wenn nichts gebraten wird, im Fall der Noth gesotten werden kan.

Nro. 9. Bedeutet bloserdings der Fug oder die Schienen, wo die Maschine Nro. 17. zum Braten inwendig aufgesezet wird. Und eine gleiche Beschaffenheit hat es mit

Nro. 10., wo der Rost Nro. 16. mit Sachen zum Bachen oder Braten eingeschoben wird.

Nro. 11. Das Schiflein, worinn 8. bis 10. Maas Wasser immer siedend oder wenigstens immer warm zu haben ist, welches noch einige Fus weit über den Schierofen sich erstreket.

Nro. 12. Zeigt die Form der Tiegel-Häfen an, welche 15. bis 20. Jahr dauren.

Nro. 13. & 14. bedeuten die eiserne Ring, die kleiner sind, als die 2. Löcher von Nro. 7., welche dazu dienen, damit weilen solche mittelst 3. eisernen Haken auf die Löcher gesteft werden, auch mittelmäsige und kleine Häven zum Sieden und Kochen darauf eingehebt werden können. Und

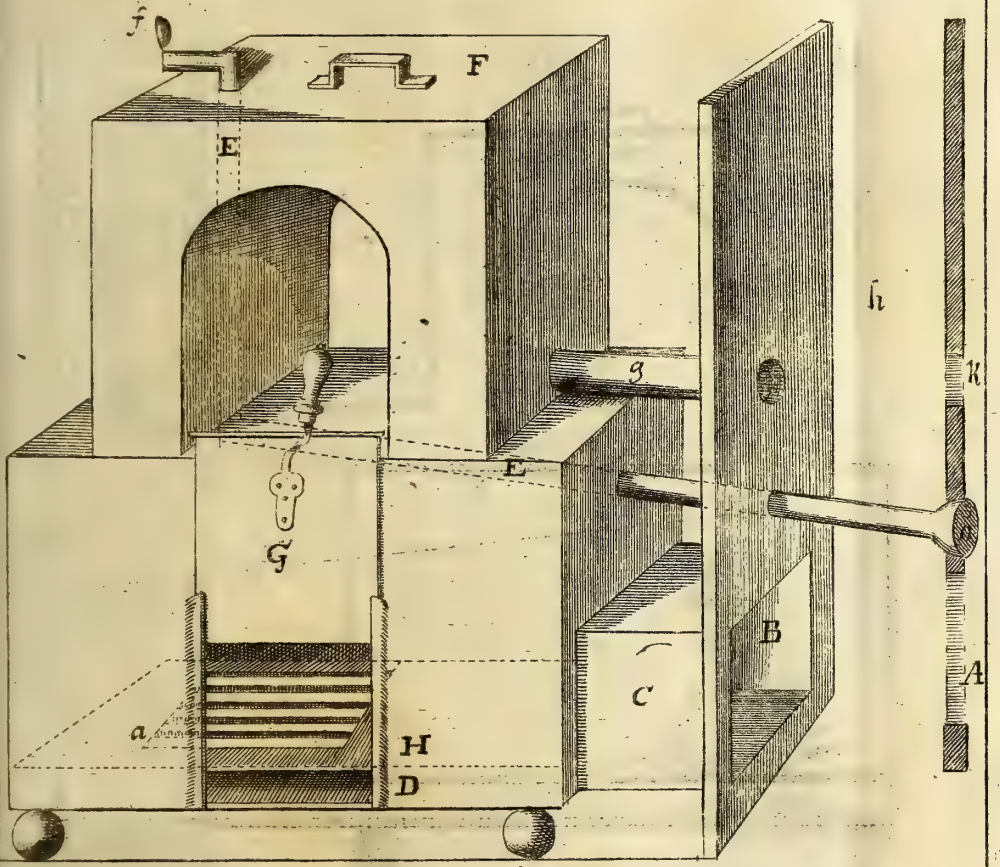
Nro. 15. zeigt den Dekel an, womit die Hize zugeschlossen werden kan, wann nur in einem Hafen gekocht und der eine ausgehoben wird.

Nro. 16. Der Rost zum Bachen u. Braten auf Blech und Kar, so bei Nro. 10. in das Rohr gestellt werden mus. Und endlich

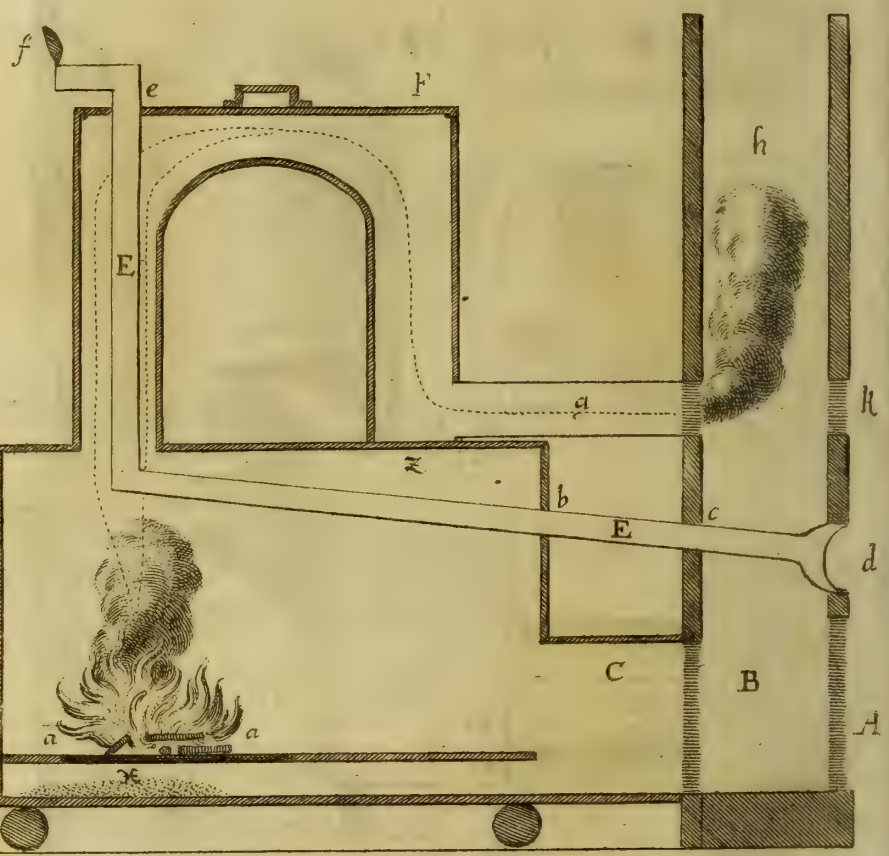
Nro. 17. die Schiene zum Braten an den Spiesen ad Nro. 9.

Den Nuzen nun, den man bei einem dergleichen Kunstheerd haben kan, ist dieser, daß man erstlich 2. Feuerer bei erspart, so man nothwendiger Weise, wenn zugleich gebraten und gebachen werden sollte, haben müste. 2) Wird nicht allein das Holz, so man zum Bachen und Braten brauchet, sondern auch 2. Drittel weiters, als man sonst beim Kochen auf einem simplen Heerd nöthig hat, ersparet. 3) Kan man die Speisen etliche Stunden früher fertig bekommen, als wenn solche bei einem blossen Heerdfeuer stehen, da die meiste Hize unnüzer Weise zerfliegt. 4) Kan keine Speise niemals rauchigt werden. 5) Man hat die meiste Zeit über einen warmen Heerd. 6) Wird niemals kein Camin in Brand kommen, weilen die Flammen verschlossen seynd. 7) Kan das Frauenzimmer von der Hize nicht incommodirt werden, welches öfters ihnen so schädlich, daß sie Kopfwehe und andere Beschwerlichkeiten davon bekommen. So kan auch auf dem Heerd selbsten noch im Fall der Noth gekocht werden; und was dergleichen Vortheil mehr seynd.

Diese Kunstheerde und vorhin erwehnte Menageöfen sind also bequem, und zugleich nuzlich, so daß es ausser Zweifel ist, daß solche bei dem jezigen Holzmangel u. der grossen Theurung zu Ersparung des Holzes gar vieles beitragen. Diesen meinen Worten einen Erweis zu geben,



II. Theil.



II. Theil.

ben, so will ich durchgehends in einer Stadt nicht mehr als 1000. Familien nehmen, und sezen, daß eine jede beim Kochen statt 2. Drittel, und bei dem Einheizen statt eines Drittels überhaupt 2. Drittel Holz ersparen. Wenn man nun das, so eine Familie in die andere gerechnet, hiebei erspart, nur zum wenigsten auf 15. fl. schäzet, (da doch) auf obige Art bei mancher Haushaltung 2. bis 3. mal mehr ersparet werden kan) so beträgt solches in 100. Jahren 15. Tonen Goldes. Nun wird niemand läugnen können, daß in einer solchen Stadt, wie Augspurg ist, weit mehr Haushaltungen zu finden, und also auch der von Holz ersparte Gewinn weit höher steigen müsse, folglich, wenn man denselben in allen teutschen Städten zusammen rechnen wollte, alle Jahr ganze Millionen Gulden ersparet werden könnten; die Markfleken und Dörfer nicht einmal gerechnet. Wollte man nun die ganze Summen bis auf 1000. Jahren hinaus rechnen, würde man viele 1000. Millionen Gulden zusamen bringen, die auf solche Art wären ersparet worden. Man überlässet also einem jeden Oeconomo oder Liebhaber der oeconomischen Policei- und Cammeralwissenschaften den Calculum und Uberschlag aus diesem, was bereits angeführet worden, von selbsten zu machen, wie viel 1000. Stämme Holz nur allein in unserem Teutschland, welches so volkreich ist, ersparet werden könnte, wenn man diesem Vorschlag, die Oefen und Feuer-Heerde zur Holzmenage einzurichten, folgen, und nicht so gar verschwenderisch mit dem Holze umgehen, sondern sich nach der Deke streken wollte, wie solches an denenjenigen Orten geschiehet, wo das Holz schwer zu haben, und folglich seltsam ist? Denn es ist ein Geheimnis der Göttlichen Vorsehung, daß in einem Lande nicht alles wächset, damit durch solchen Mangel die entfernten Völker in ein allgemeines Band und Freundschaft zusammen verknüpfet werden, welches so gar unter heidnischen Völkern heilig beobachtet wird.

Zum Beschlus dieses Capitels folget hier von den nüzlichen Oefen über beigedrukten Abris, auch eine

Explication.

A. ist das Ofenloch, so durch die Feuermauer gehet.

B. ist das Ofenloch durch die Brandmauer.

C. ist der Ofenhals.

D. ist die ordinaire Ofenblatte.

Denn mus man noch eine Ofenplatte H. eine Viertel Elle hoch ohngefehr von der untersten in den Ofen legen, die darf nur bis an den Hals C. gehen, dieselbe mus einen Rost aufgenietet haben bei a a, welcher 2. Schuh lang und 1. Schuh breit seyn kan. Durch diesen Rost fällt die Asche x auf die unterste Ofenblatte, und mus aus dem spatio zwischen den beiden Platten fleisig ausgezogen werden. Bei z mus alles fleisig zugemacht werden.

Ferner leget und bevestiget man in der Mitte des Ofens eine eiserne Röhre E. die da länglich rund oder oval und breit rund ist, sie kan 3. Zoll dike und 6. Zoll breit seyn, diese Röhre gehet bei b durch die Ofenseite durch, ferner bei c durch die Brandmauer, und endlich bei d durch die Feuermauer h heraus in die freie Luft. In dem Ofen lenket sie sich mit einem Knie in die Höhe, und gehet zwischen die beiden Wände des obern Aufsazes des Ofens bei e heraus. Da wird denn wieder ein Knie aufgesezet, welches den Ausgang der Röre forne bei f heraus leitet. Das äuserste der Röhre bei t mus man mit einem Dekel verschliessen können. Bei d aber mus sie ein weit Mundloch wie ein Trichter haben, welches mit einem eingebogenen und durchlöcherten Boden mit einem Durchschlag versehen ist, dieses deswegen, damit zwar die Luft durch die Löcher in die Röhre blasen, aber sonst nichts hineinfallen, oder Mäuse durchkriechen können.

Der Nuzen dieses Ofens bestehet darinnen: 1. Brennet das Holz leicht an,

ja wenn nur etwas Kohlen auf dem Roste, so brennet auch das nasse Hoz, welches man nachleget, die Asche aber fällt durch den Rost a und verhindert nicht die Gluth der Kohlen. 2. Die kalte Luft gehet nun stets durch das Mundloch d in die Röhre ein, und bei f gehet sie in die Stube. Weil aber das Feuer stets an die Röhre anschlägt, so wird die Luft davon warm, und kommt also nicht kalt, sondern warm in die Stube, dadurch wird die Stube bald mit warmer Luft angefüllet. Weil nun also viel Luft durch die Röhre E in die Stube kommt, so wird dadurch die äusserliche kalte Luft abgehalten, daß sie nicht durch alle Ritzen und Spalten von aussen in die warme Stube dringen und dieselbe wiederum kalt machen kan.

Es braucht dieser Ofen nur ein Drittheil Holz, wenn man in einem ordinairen Ofen 3. Drittheil haben mus, macht gesunde Stuben, wegen der steten Circulation der Luft, und ersezet in einem Jahr, wegen Menage des Holzes, die aufgewendeten Kosten, daß man die andere Jahre den Ofen umsonst hat.

Damit man nun auch die Rauchröhre g fegen und etwa alle 4. Wochen einmahl reinigen könne, wenn man stets und stark heizet, so macht man bei K ein Loch durch die Feuermauer, der Oeffnung der Röhre g entgegen. Dadurch kan man mit einer Igelshaut, so an einem starken Stab angenagelt, zu dem Loch k hinnein und durch die Röhre durchfahren, hernach mit einem Krüklein den Rus herausziehen, das Loch k aber mit einem eisernen Thürlein verschliessen.

Die Röhre E mus von starken eisernen Bleche seyn, und damit sie vom Feuer nicht so bald verbrannt werde, bestreichet man sie erstlich mit gequerleten und also zu Wasser gemachten Eierweis, streuet alsbald ungelöschten Kalk, mit gestossenem Glas und klaren Sand vermischet, darauf, läst es troken werden, thut es noch einmal, so ist sie mit einer Feuerkütte gegen die Gewalt des Feuers verwahret.

Die oberste Deke des Bogens F mus in einem Fals liegen, damit man sie alle Jahre leicht herausheben, den Ofen vom Russe reinigen, und wieder einlegen, hernach mit Leim bestreichen könne.

Man kan auch in die eine Seite des Ofens bei G eine eiserne Thüre, die man von oben einschiebet, zwischen zwei Falzen machen. Diese Thüre kan man in der Stube öfnen, wenn das Holz zu Kohlen worden, da gehet denn viel Hize von den Kohlen in die Stube, wenn die äussersten Ofenthieren verschlossen sind. Man darf nicht meinen, daß es rauchen werde durch diese Ofenthüre, die unter dem Rost stets treibende Luft führet den Rauch schon so hoch und stark, daß er zur Ofenthür nicht in die Stube kommen kan, wie ichs denn allbereits practiciret.

Kurze Untersuchung der Frage: Ob die Juden nicht zur Handarbeit und Erlernung ehrlicher Profesionen und Handwerker anzuhalten?

Man solte sich wohl anfänglich fast wundern, wie es möglich sey, daß diese Frage movirt werden möge, immassen selbige in denen kundbaren Reichsgesezen allschon klärlich beantwortet und dediciret ist;

Vid. Pol. Ordn. de 1530. Tit. 27. ibid: Damit sie aber dennoch ihre Leibesnahrung haben mögen, wer den Juden bei ihm leiden will, der soll sie doch dermassen bei ihm behalten, daß sie sich des Wuchers und verbottener wucherlicher Kauf enthalten, und mit gezimlicher Handthierung und Handarbeit ernähren, wie eine Obrigkeit dasselbe seinen Unterthanen, und dem gemeinen Nuz am nüzlichsten und erträglichsten zu seyn, ansehen und ermessen würde, hiermit alle Freyheiten, so gemeine Judenschaft dagegen hätte, oder künftig-

künftiglich erlangen würde, aufhebend und vernichtend.

It. Pol. Ordn. de 2577. Tit. 27. §. 6. ibid: Es sollen auch diejenigen, welche sie obberührter massen aufnehmen, sich dermassen halten, daß sie sich des unziemlichen Wuchers und verbottener Contracte enthalten, aber mit ziemlicher Handthierung, Handel und Arbeit ernähren mögen, auf Maas iede Obrigkeit dasselbe ꝛc. ut in præced.

Die Reichsgeseze sind also da; sie sind klar, und mithin billich zu beobachten, um so viel mehr, als

2.

Solches ohnedem dem allgemeinen göttlichen Gesez und besonders der heiligen Schrift Alten Testaments durchaus gemäs, und einem jeden Menschen, die Juden nicht ausgenommen, anbefohlen ist, sich mit ehrlicher Handthierung und Arbeit zu ernähren. Der Tempel und Königl. Residenz zu Jerusalem haben ehedem zum Zeugnis gedienet, daß dieses Volk alle andere an künstlicher Arbeit damals übertroffen habe.

3.

Es ist nicht weniger denen Regeln einer guten Policei absolute gemäs, daß eine jede Christliche Obrigkeit fleisig darauf Acht habe, wie und womit sich die Unterthanen und Eingesessene im Lande ihren Unterhalt erwerben, ob solches modis licitis oder illicitis geschehe? In Ansehung derer Christl. Unterthanen wird solches sowohl, bei deren Reception, und auch sonst, mehrentheils in Acht genommen; aber die Juden sind disfalls bei nahe excipiret, da man doch weis, daß selbige meistens sich von Lug und Trug, von Wucher und Diebstahl erhalten, ja daß es nicht anders seyn könne, weil sie nichts ordentliches arbeiten, und doch essen wollen.

4.

Gleichwohl ist es bei allen rechtschaffenen Gottesgelehrten und JCtis eine ausgemachte Sache, daß die aus dem Heidenthum gesammlete Christliche Kirche und deren Glieder, nach der Lehre, Vorbilde und Exempel des Heilandes JEsu Christi und seiner Apostel, dieses jezo, aus göttlichem gerechten Gerichte, unter dem Zorn und Mosaischer Deke dahin gehende Volk des Eigenthums, als den rechten eigentlichen Stamm, worein jene gleichsam eingepropfet ist, bis zu dessen Wiederaufrichtung, zum Eingang der Fülle der Heiden, und zum Implement so vieler klarer Verheissungē, Alten u. Neuen Testaments, mit unherzlicher Erbarmung und Mitleiden ansehe, und zu dessen Herwiederbringung, (wie denn an vielen Orten, insonderheit zu unsern Zeiten, disfalls sehr löbliche Sorge angewendet wird), und Bekehrung zu unserm hochgelobten Erlöser, allen möglichsten Fleis und Bemühung anwenden, einfolglich dasselbige bei sich dulten und tolleriren keineswegs aber verfolgen, drüken oder beschimpfen, nur aber in einer solchen Ordnung halten sollen, wodurch dessen Zurechtbringung, (welches billich der Hauptzwek aller

und jeder Christl. Obrigkeiten ist,) befördert und errichtet werden möge.

vid. instar omnium B. Semper. in seinen Theol. Bedenken P. IV. p. 87. seq. auch sonsten hin und wieder, besonders aber in seinem leztern Bedenken P. I. pag. 286. seq. addatur.

Nerreter im Juden- und Heidentempel quæst. 40. seqq.

5.

Nichts ist in diesem höchstlöbl. Zwek gemässer, als die oberwehnten heilsamen Reichsconstitutiones, nach welchen das arme, obgleich mehrentheils böse Judenvolk v. ungeziemender sündlicher und verbottener Nahrung abgezogen, und hingen zu nüzlicher Arbeit, in Gottgefälliger Ordnung, angehalten werden solle.

6.

Die vortrefflichsten Theologi unserer Kirchen stimmen damit überein, unter welchen deren hochverdienter Vater und Lehrer, der selige Luther, billig oben anstehet, welcher, ob er wol, nach Gelegenheit der damaligen Zeiten, noch jezuweilen zimlich hart von denen Jüden urtheilet, dennoch in dem bekannten Bedenken derer Giesensium Theologorum

vid. Dannhauer de Eccl. Judaica §. X.

den Rath ertheilet und haben will:

Daß man den jungen und starken Juden und Jüdinen in die Hand gebe Flegel, Axt, Barst, Spaten, Rechen, Spindel, und lasse ihr Brod verdienen im Schweis.

7.

Es wird niemand zweifeln, daß sehr viele fromme und angesehene Lehrer diesem Exempel folgen, und ich will anjezo nur ein Paar davon anführen, als

Galvör in Gloria Christi im Anhang p. m. 741. ibid.

Fünftens dienet zu ihrer Verhärtung, daß man denenselben zustehet, durch ungebührlichen Wucher die Christen auszusaugen, dadurch sie denn ohne Mühe und Arbeit der armen Christen Schweis und Blut an sich bringen, und davon reichlich leben können, welches ihnen also auch nicht wehe ankommt, da man sie doch, nach des seligen Lutheri Rath, hübsch zur Arbeit und zu ehrlichen Handthierungen antreiben solte; ꝛc.

Insonderheit ist hievon zu lesen, was der fromme Spenner davon schreibt im 4ten Theil seiner Theologischen Bedenken p. 89. 90. 97. wie auch in seinen lezten Bedenken P. I. pag. 287. Ingleichen der gelehrte Schudt in seinen Jüdischen Merkwürdigkeiten besonders Lib. VI. Cap. 6. und daselbst allegirte Theologi,

welche insgesamt darinnen übereinstimmen, daß der Wucher und Müssiggang fast die einzigen, oder Haupthinderniss sind, bei Bekehrung der Juden, indem nicht nur

a) Ein jeder Müssiggänger, er sey von was vor Religion er wolle, zur Bekehrung ganz ungeschikt, sondern auch

b) ein jüdischer Conversus, weil er sich nicht ernähren kan, und nichts gelernet hat, hernach dem Publico zur Last liegen, oder zwieder abtrünnig werden mus. Ja auch

c. die Juden nicht nur sagen, sondern auch in öffentlichen Büchern schreiben: Es sey solches ein grosses Merkmal, daß sie noch beständig in GOttes Gnade und besonderer Liebe stünden, indem sie unter die Völker, und besonders auch unter die Christen dergestalt vertheilet wären, daß sie nicht denen Christen, sondern diese vielmehr ihnen dienen müsten, so daß sie aus sonderbarer Fügung GOttes ihren Unterhalt, und zum Theil reichlich, auch ohne grosse Mühe erhielten;

Conf.

Conf. Limborech. de veritat. relig. Chriſt. p. m. 103.

Dannenhero gehet obgedachter Teologorum Anrathen dahin, daß man dieſes Volk nicht nur vornemlich zu allerlei nüzlicher Arbeit und Handwerkern anhalten ſolle, ſondern es würde auch beſonders ex Conſilio B. Sperneri gut ſeyn: Wenn ſelbiges noch hin und wieder annoch ungebaute oder wenig bewohnte Oerter, z. E. auf dem Harz, item Thüringer Walde und ſonſten eingetheilet, und zu der Lebensart ihrer Voreltern im Akerbau und Viehzucht angehalten würde; alſo könnte die Policei mehr Nuzen von ihnen haben, und ſie möchten in ſolchem Stande, wo der Leib mehr Arbeit, das Gemüth aber weniger Sorgen hätte, zur wahren Bekehrung viel bequemer werden ꝛc.

Item es hätte GOtt der HErr die Juden keines wegs um deswillen unter die Chriſtlichen Obrigkeiten zertheilet, daß dieſe Gewinnſt und Reichthum von ihnen, ſondern vielmehr, daß ſie vor ihre Bekehrung und Seeligkeit ſorgen ſolten. Da hingegen der ſeelige

Jo. Gerhard. in Loc. Theol. de Magiſtrat. Polit. n. 223. ſowol als viele andere Gottesgelehrte ſehr klagen:

Quod Magiſtratus Chriſtiani Judæos ſpongiarum loco habeant, quibus ſuboitorum pariter ac extraneorum ſuccum & ſanguinem extrahant &c. adeoque ipſi licet mediate immoderatos illos tenſus & fœnora exigant. &c.

Und in dieſem Verſtand mag es wahr ſeyn, was der ehrliche

Schuppius mit unterrichteten Studenten Part. II. ſeiner Schriften p. m. 396.

ſchreibet, und per calculum demonſtriret, daß nemlich die Juden dem Römiſchen Reiche weit mehr ſchadeten, als die Türken, eben darum, weil ſie keine Handwerke erlernten, und alſo ſich gröſtentheils nicht ehrlich nähren könten.

8.

Die vortrefflichſten Politici und Rechtsgelehrten unſerer Zeit ſind gleicher Meinung, und will ich unter vielen nur einige derer Vornehmſten hier anführen, und zwar vor allen Dingen

Bœhmerum in magnifico opere. Jur. eccleſ. Tit. de Judæis §. 28. ibid:

Mens hujus receſſus, (nemlich der gleich Anfangs oben n. 1. allegirten Policeiordnung de an. 1530) *huc redit, Judæis poteſtatem eſſe faciendam, ut ad opificia admitti poſſint. Urgent hoc ipſum ſaniores & in primis hoc ſedulo paſſim urſit.*

B. Stryck in not. MSCtis ad Myler. ab Ehrenbach. de Princip. & Stat. Imper. Cap. 6. §. 7. notanter ait:

&c. ut Judæorum liberi ad certum opificium addiſcendum adigerentur, ſic enim ad nos converſi haberent, unde viverent.

Caſp. Ziegler in Tract. de Jur. Maieſt. Cap. 41. §. 34. ibid:

potiusque eis iniungendum, ut opificiis & manuariis operis victum ſibi & amictum quærant; diſcerte hoc &c.

Ludewig von den gelehrten Anzeigen an. 1732. §. 14.

Bek von Recht der Juden Cap. 2. §. 5. pag. 25, 26.

Welchen ich auch noch ein Paar neue Anonymos beifügen mus, nemlich in denen

Leipziger Samlungen von wirthſchaftlichen Sachen im 4ten Bande p. 923. §. 13.

allwo der Verfaſſer kurz und ſehr vernünfftig davon urtheilet,

Item die freyen Gedanken zur Verbeſſerung der menſchlichen Geſellſchaft, in der erſten Samlung pag. 12.

9.

Alles kommt am Ende darauf an, daß eine Chriſtl. Obrigkeit das Jüdiſche Volk

a) un-

a) unter sich zu dulten, und nicht aus ein oder andern kleinen Ursachen so fort zu verstossen.

b) Aller gewaltsamen Mittel der Bekehrung, als welche ohnedem denen Grundsäzen und Verfassungen unserer Evangelischen Kirche schlechterdings zuwider, sich zu enthalten, hingegen

c) durch die Geistlichkeit diejenigen Methoden und Wege, die von obbelobten und andern Christlichen Theologis disfalls an die Hand gegeben werden, fleisig beobachten zu lassen, immittelst

b) denen Juden ihren Gottesdienst, jedoch daß man auf ihre Gebeter Acht habe, und ihnen weder durch das Alenu, noch sonst eine Gotteslästerung nachlasse, ungestört zu gönnen, und zu verstatten, auch

e) ihnen keine Kränkung oder Schmach zuzufügen, noch etwas, daß dem Jüdischen Gesezе in der That zuwider, und also einem gewissenhafften Juden mit Recht anstösig seyn könnte, anzusinnen, darneben aber

f) intuitu status politici, darauf zu sehen und zu veranstalten habe, damit vor allen Dingen die Judenkinder nur nach ihrer Art und absque habito respectu ad religionem, zum gemeinen Besten erzogen, mithin zeitig im Lesen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen ꝛc. unterrichtet, insonderheit die Knaben zu rechter Zeit zu Handwerkern und Künsten oder zu anderer Handarbeit, auch nach Gelegenheit zu Erlernung der Deutschen und Lateinischen Sprache, Vernunft- und Sittenlehre und andern Studiis, die Mädgen aber zum Nähen, Striken, Leinen- und Wollenspinnen, item Waschen und andern weiblichen Verrichtungen, alles nach Beschaffenheit und Proportion derer Subjectorum, angeführet und

g) von allem Müsiggange und wollüstiger Lebensart abgehalten, zu solchem Ende auch insonderheit

h) das allzu frühzeitige Heirathen, wie in denen Königlich-Preusischen Landen schon vor vielen Jahren rühmlichst geschehen, bei ihnen abgeschaffet, und ferner

i) die bereits Erwachsene und alte Judenpersonen immittelst, nebst einer erlaubten Handlung und Gewerbe, zu einer proportionirten Handarbeit, gegen gebührlichen Lohn, auch Frohndiensten und dergleichen angewiesen, nicht weniger

k) denen Juden selbst die Gerechtigkeit und Billigkeit alles dessen behörig beigebracht und begreifflich gemacht, endlich aber auch

l) über diese und dergleichen Anstalten ernstlich gehalten werde.

10.

Was könnte wohl einer Christl. Obrigkeit rühmlicher, was könnte dem gemeinen Wesen vorträglicher, was dem Jüdenvolk selbst nüzlicher seyn, als die würkliche Beobachtung eingangs erwehnter, dem Wort und Willen GOttes sowol, als den Regeln einer gesunden Politic gemässer Reichsgesezе und Ordnungen? Und wie betrübt ist es nicht hingegen, daß eben die obangeführten und viele andere stattliche Theologi und Politici insgesamt sehr klagen und bedauren, daß solches bisher leider! unterblieben? Die Christlichen Unterthanen werden und zwar mit allem Recht directe & per indirectum zur Arbeit angehalten, und da sie nicht verhungern wollen, so müssen sie wohl, wenn man ihnen das Stehlen und Betteln verwehret, zur Arbeit greifen, wo hingegen wir Christen uns kaum entbrechen können, aufrichtig zu gestehen, (wie in denen Leipziger Sammlungen loc. alleg. und auch an andern cordaten Scribenten geschiehet, daß

wir

wir auf ſolche Art an dem Wucher der Juden und an unſerm Schaden, den wir davon empfinden, ſelbſt indirecte Schuld ſind, und ſelbige eben dadurch gleichſam zwingen, ſich auf Schacherei, Wuchern, Müſſiggang, ja Raub und Diebſtahl zu legen. O! wenn man doch dieſen armen und ohne dis unglüklichen Menſchē nur noch dieſe Barmherzigkeit erzeigen wollte, ſie mit Güte und Ernſt, ja allenfalls mit Ruten und Schlägen, zu ihrem zeitlichen Wohlergehen, als unvernünftige und boshaffte Sünder, zu nöthigen, Zumalen da

11.

Die Application zur Arbeit überall, und inſonderheit zu Künſten und Handwerkern dem Jüdiſchen Volke und deſſen politiſchen Verfaſſungen ehedem, oberwehnter maſſen vor allen andern Völkern, ſo zu ſagen, eigen geweſen, wovon in denen allegirten Ludewigiſchen Anzeigen verſchiedene nüzliche Umſtände angeführet ſind. Es wird auch wol niemand zweifeln, daß der gerechte göttliche Ausſpruch Gen. 3. 19. ganz univerſal, und die Juden davon nicht ausgenommen ſind, als welche ſolches ſelbſt billich bekennen, wie z. E. Rabbi Mayer, und Rabbi Simeon, Ben Elieſer in der Gemara Kiddulchim ſagen:

> Der Menſch ſoll beſtändig ſeinem Sohn ein reines Handwerk lehren ꝛc.
>
> Iſt dahero unſere Arbeit den Schweis des Angeſichtes austreiben müſſe ꝛc.
>
> Item Rabbi Jehuda: Ein jeder, der ſeinen Sohn kein Handwerk lehret, iſt gleich, als wenn er ihn die Rauberei lehret ꝛc.

Der gelehrte Grotius hat ad Evangel. Matthæi Cap. 13. 15. wie auch ad Acta Apoſtol. Cap. 18. 3. dieſe vortreffliche Anmerkung:

> *Mos erat ſane laudabilis inter Hebræos, ut & doctiſſimi etiam illi, quibus res lautior eſſet, adverſus omnes fortunæ caſus, opificium aliquod addiſcerent, unde, ubi res ferret, ſe ſuſtentarent &c.*

Die Söhne der Könige Fürſten und Hohenprieſter waren davon nicht eximiret; und daher lieſet man in der Gemara immer die Beiwörter: Rabbi Schuſter, Rabbi Kirſchner, Rabbi Schneider ꝛc. denn von ihren Handwerkern muſten ſie ſich ernähren. Die Studia trugen nichts ein. Der ſehr gelehrte Apoſtel Paulus, welcher nicht nur in ſeinen väterlichen Geſez, ſondern auch in der heidniſchen oder griechiſchen Weltweisheit vortrefflich wohl unterrichtet war, und ſogar in den griechiſchen Poeten fleiſig ſtudiret hatte, war zugleich ein Teppichmacher, und davon ernährete er ſich ꝛc. Joſeph, der Vatter unſers Heilandes JEſu Chriſti, aus Königl. Stamm, war ein Zimmermann; Und die heilige Maria unterhielte ſich von Nähen, oder dergleichen Handarbeit wie Tertullianus es ausdrüket; folglich erhellet aus dieſen alle

12.

Hoffentlich klar genug, daß ganz ohne Grund von einigen vorgewendet werde, als ob die Juden ſelbſt um deswillen ſich auf keine Handwerker, oder andere ſchweistreibende Arbeit, appliciren wollten, weilen der Feldbau und Handwerke im Talmud nicht nur ſehr verachtet, ſondern gar verbotten wären.

Vid. Gerſonſ. Innhalt des Talmuds Cap. 23. p. m. 207. ſeq.

Eiſenmengers Judenthum P. II. p. m. 993.

Denn zu geſchweigen, daß eben daſelbſt auch

auch die Medici und Chirurgi, welche doch bei denen Juden in guten Ehren sind, verächtlich angezogen werden: So ist auch der Talmud, und sonderlich die Gemara, keineswegs vor ein Gesez derer Juden zu achten; wird auch von denen meisten und vernünftigsten unter ihnen nicht davor erkannt, und möchte wohl keine Thorheit in der Welt zu ersinnen seyn, die nicht aus dieser abgeschmakten Sammlung von Rabbinischen Absurditäten zu unterbauen wäre. Übrigens aber ist aus

Schudts Jüdischen Merkwürdigkeiten Lib. VI. Cap. 12. p. m. 169. 172. &c.

und denen daselbst allegirten, auch andern Büchern bekannt, daß die Karäer und andere Juden in Holland, Moscau, Persien, Abysinien, Marocco ꝛc. allerdings Handwerker treiben, und sie können ebenfalls, der Gemara ohngeachtet, darzu wohl angehalten werden.

13.

Etwas näher möchten diejenigen kommen, die das Impedimentum a parte Judæorum, und zwar in ihrer grossen Faulheit, Maliz und Bequemlichkeit suchen.

Vid. Ayrer de Jur. recip. Judæos Cap. 1. §. 6. ibi: Pauciſſimi ad artes ſellularias apti ſunt, ſed plerumque fugaces rerum, molles & impatientes laborum, fatui, inſulſi, tardique &c.

Und es kan wohl seyn, daß sie die ihnen nicht unbekannte, und noch bevorstehende grosse göttliche Verheissung anjezo schon auf eine fleischliche, wollüstige, unartige, und in sündlichen Müssiggange ihre Nahrung findende Art und Weise suchen und geniessen wollen. Es ist aber schon von

Bœhmero und Bekio ll. alleg.

gar wohl gewiesen worden, daß dieses Argumentum nicht hinlänglich sey. Denn da die Juden wissen, daß sie ex mera gratia recipiret werden, so müssen sie sich auch allerdings wohl gefallen lassen, auf Obrigkeitlichen Befehl Handwerker und andere Handarbeit zu lernen und zu treiben. So ist auch die Cretensische Krankheit, Tit. I. 12. nemlich Bosheit und Faulheit keineswegs, wie der Aussaz, ein Morbus particularis Judæorum, sondern ein Morbus universalis generis humani, adeoque proh dolor! etiam Christianorum. Die Christenkinder sind eben so von Natur geartet. Da nun die Juden vollends im Müssiggang von Jugend an gelassen, und nicht von zarten Alter an zur Arbeit gewöhnet werden; so ist sich über diese Unart bei ihnen um so viel weniger zu verwundern: und endlich würden sie sich wohl accomodiren, ja mit der Zeit in einer ordentlichen Lebensart selbst mehr Vergnügen finden.

Vid. Holbergs Jüdische Geschichte Cap. ult. p. m. 716. ibid: Wenn man die Juden mit den andern Unterthanen gleich hielte, so ist es glaublich, daß sie auch im Handel und Wandel billicher und gerechter verfahren würden. Denn die Bosheit rühret oft von der Unterdrükung her.

add. Mosers Staatsrecht P. IV. pag. 91. §. 46. ibid: So zweifle ich nicht, daß, ohnerachtet derer Juden erhaltenen Kayserl. Privilegien, die Reichsstände befugt seyn, gleichwie die Juden anzunehmen, also auch, nach Belieben, selbige wieder emigriren zu heissen ꝛc. Übrigens habe ich gefunden, daß zwar die Judenschaft zu Mühlhausen bei dem Kaiserl. Reichs-Hofrathe um ein *Privilegium de non ejiciendo* eingekommen ist, ich weis aber nicht, daß sie solches erhalten hätte ꝛc.

Vid tamen dissentientes. Vitriarius in Jur publ. Lib. II Tit. 17. §. 82. & 86. ibique Pfeffingerus.

Bek von Recht der Juden Cap. 3. §. 5. ibique allegat.

Gund-

Gundling ad A. B. Cap. IX. p. 641. alii.

14.

Darinnen ist fast unanimis consensus vorhanden, daß das Impedimentum principale, warum die Juden von denen Handwerkern zurük gehalten werden, bei denen Zünften und Collegiis opificum selbst zu suchen seyn. Denn ohnerachtet dieses Volk niemals vor unehrlich geachtet oder erkläret worden;

Vid. Bœhmerus l. c. §. 27.

So scheinet es doch als ob die Christl. Zünfte ihrer Ehre nachtheilig zu seyn glauben wollen, daß sie Juden unter sich dulten solten. Wie seltsam und unvernünftig aber dieser Wahn sey, wird ein jeder leichtlich einsehen, wenn er nur die wahre Bewandnis, ohne vorgefaste Meinung, erweget. Es ist kein Künstler, noch Handwersmann, der nicht willig und gern vor die Juden alle Arbeit verrichtet, wenn es nur bezahlet wird; Und also sind sie alle miteinander denen Juden vors Geld bedient.

Vid. Ludevvig de opifice Exule in pagis Differ. I. c. 3. §. 1. ibid: In vulgi certe sermonem ivit: qui alteri operas locat, ille est Servus alterius.

Aber daß diese vor sich selbst, oder vor die Christen, vor Bezahlung arbeiten solten, das wäre der Christen ihrer Ehre nachtheilig. Alles Geld, was unsere Künstler und Handwersleute von den Juden lösen, das haben sie uns durch Wucher und Betrug, (weil wir ihnen ja keinen andern Erwerb verstatten), vorhero entzogen, und abgeschrepffet; betropffen uns also, wie man im Sprichwort saget, mit unserm eignen Fette. Aber dieses achten wir uns für keine Schande. Und wenn es wahr ist, was man zu sagen pfleget, daß nemlich der Schuldner des Gläubigers Knecht sey; O! was vor eine Menge grosser und kleiner schuldiger Diener haben die Juden nicht unter den Christen? Aber das ist unserer Reputation nicht zuwider. Die Juden werden Doctores Medicinæ. Grosse Herren und Potentaten nachen sie zu ihren Agenten, und conferiren ihnen ansehnliche Ehrenstellen, distinguiren sie auch sonsten nach Gelegenheit gar sehr. Sie führen zum Theil einen solchen Saat und eine Tafel, daß es wenige nachthun können; Aber Schuster und Schneider zu werden, dazu sind sie zu schlecht und zu unwürdig. Man sagt sonst im Scherz: Es könnten zwei Medici einander ohne Lachen nicht ansehen; und es ist leicht zu ermessen, auch oben §. 7. lit. c.) bereits angezeiget, daß sich die Juden über unsern point d' honneur was rechtes zu gute thun. Gleichwie man aber aus der Erfahrung weis, daß es bei den Handwerkern mehr, als sonsten in der Welt, eintrifft: Sat pro ratione voluntas, so hat mehrbelobter grosser Mann

Bœhmerus d. l. §. 30.

die Glorie der Zünffte durch einen guten Vorschlag bereits völlig salviret, nemlich man solle die Heberäer, wie auch an vielen Orten bereits geschiehet, in einer Vorstadt, oder sonst an einen gewissen Ort zusammen steken, als welches auch sonsten, wegen anderer Ursachen, ganz vorträglich seyn würde.

16.

Ich kan nicht umhin, hierbei zu erinnern, daß die Juden ehedem, und auch noch lange nach ihrer Zerstreuung brave Soldaten abgegeben, und unter vielen heidnischen Völkern davor gedienet haben. Die Römer hatten ganze Kriegshere von Hebräischen Officiers und Gemeinen. Jezuweilen wurden sie durch besondere Privilegia und Begnadigungen von der obligatione ad cingulum militare

litare exmiret. Unter denen ersten Christlichen Kaisern haben sie ebenfalls nicht nur ansehnliche Ehrenstellen bekleidet, sondern auch Kriegsdienste geleistet. Warum aber? auch wie? und wenn sich diese Umstände geändert haben? ist aus dem vorhergehenden gar bald zu finden. Heut zu Tage haben sie keine Entschuldigung oder Privilegium wider die Werbung; Aber man siehet doch bei einer Armee keinen Juden, als etwa bei Lieferung von Pferden, Proviant ꝛc. wovon sie ihren grossen Profit und Gewinn haben; Wenns aber zum Treffen kommt, so ist kein Jude mehr da. Es werden disfalls und warum selbige sich nicht unter die Soldaten schiken, verschiedene Ursachen angeführet, z. E. Sie hätten einen übeln Geruch, und stänken so sehr, daß man sie nicht wohl leiden könte; Item sie schiken sich, wegen ihrer Fasten, Feiertäge und übrigen Religionsumständen, nicht unter die Soldaten ꝛc. Die Hauptmodiven sollen seyn, weil sie keine Courage hätten, und auch die Christen ihnen nicht trauen, noch sich auf sie verlassen können. Gleichwie aber, so viel dieses leztere betrifft, diese Leute vielleicht hier und dar dergestalt, daß sie gewis durch Untreue keinen Schaden thun, sondern sich ihrer Haut wehren müsten, zu placiren, wie auch zum Schanzen, Miniren und dergleichen Feldarbeit zu gebrauchen wären; Also wäre zwar kein Wunder, wenn sie bei ihren izigen Umständen etwas furchtsamer würden, und den Muth verlöhren, woran es ihnen in vorigen Zeiten nicht gefehlet hat. Man siehet aber doch, daß es noch bis izo ihnen nicht gänzlich daran ermangele, da fast keine gefährliche und verwegene Entrepriſe von Raub, Mord und Diebstahl zu vernehmen ist, dabei nicht ein und mehr Juden ihre bravour bezeiget haben, um ihren Unterhalt, und noch etwas übriges dadurch zu erlangen. Immittelst pasiren sie nicht ungerne vor Mazetten, und lassen uns bei der Meinung, daß sie zu furchtsam wären, damit sie ihr Gewerbe in Friede und Ruhe treiben können. Denn sie wissen, daß sie doch nicht glüklicher seyn würden, wenn sie gleich Löwen zerreissen, und Philister schlagen könnten, wie Simson. Immitelst ist es gleichwohl ganz richtig, hodie Judæi non militant.

Vid. omnino de hac materia Gruberi Disp. Hal. 1723. hab. de Judæo milite, pert tot.

Ludewigische Anzeigen an. 1734. p. 997. it. an. 1732. p. 380. not. 4.

Und ich wollte auch nicht gern einem Officier rathen, daß er einen Juden commandiren solte. Die Christen haben das Privilegium, einander zu massacriren, und sich unter einander krum, lahm und tod zu schiessen. Die Heberäer sind hierzu viel zu gering? obwol manchmal vielleicht eine ganze Armee von eines Juden Commissariat dependiren kan. Doch will ich mich in diese Sache nicht gänzlich einlassen, weil sie nicht von meinem metier ist, und ich vor mein erstes Gesez halte, mich nicht in Sachen principaliter zu meliren, die ich nicht verstehe; Und also mus dieser Articul denen artis peritis anheim gestellet bleiben.

17.

Vieleicht will ich zum Beschlus noch ein angebliches grosses Impedimen-

mentum legale, warum die Juden zu keinen opificiis und Handarbeit zu lassen, kürzlich beleuchten. Denn es fehlet leider! nicht an Männern, die im Ernst davor halten, daß solches denen Reichsgesezē selbst entgegē sey. Sie beruffen sich zu dem Ende bekannter massen auf das vom Kaiser Carolo V. denen Juden insonderheit im April 1544. ertheilte, und von einigen Kaisern nachhero confirmirte Privilegium, welches

Wagenseil in Telis igneis Satanæ pag. m. 36.

bei einem Fürthischen Juden in authentico gesehen zu haben, beschreibet, und von Heringio und andern, unter einem unrichtigen dato, Extracts-Weise allegiret; Im Moserischen Deutschen Staatsrechte aber loco cit. aus

Lünigs Reichsarchiv. P. gener. P. Ip. 574. & seq.

allwo alles in seinem Zusammenhang zu befinden, gleichfalls extrahiret ist, und will ich den passum concernentem aus dem Lünig pag. 579. hieher sezen:

„Und nachdem auch die Juden und „Judinen, des mehrentheils in allen „den Reichsanlagen und Hülffen, „mit Leib, Haab und Gut, um ein „viel höheres, den die Christen, be„leget und angeschlagen werden; und „aber darneben weder liegende Gü„ter, noch andere Handthierung, „Aemter und Handwerke bei denen „Christen haben und treiben, da„von sie solche Anlage erstatten, und „ihre Nahrung bekommen, ausser„halb das, so sie von ihren Baar„schaften zu wege bringen, so lassen „wir zu, und gönnen denselben Ju„den und Jüdinnen, daß sie hinwie„derum in Gleichnis und nach Maas „und Gestalt ihrer Verlagen, damit „sie also, wie oben stehet, angehal„ten und beleget werden, ihre Baar„schaft und Zins und sonst zu ihren „Nuzen und Nothurft, um so viel „höher, und etwas weiters und „mehrers, denn den Christen zuge„lassen ist, anlegen und wenden, „und ihnen solches gedultet werden „möge ꝛc.

Aus diesen will nun inferiret werden, daß

1) denen Juden die Handwerks- und derleichen Nahrung völlig versagt, an dessen statt aber
2) ihnen ein übermäsiger Wucher verstattet, und hierdurch
3) die gleich anfangs n. 1. allegirte Reichs-Institution de a. 1530. wiederum abgeschaft und aufgehoben worden sey. Gleichwie aber

ad 1) dieses Assertum gänzlich fasch ist, und nur in facto supponiret, und vor bekannt gleichsam angenommen wird, daß die Juden keine Handthierung und Handwerker treiben, (welches aber freilich auch nicht hätte geschehen, sondern vielmehr selbige darzu in Conformität des Reichsschlusses de an. 1530. angehalten werden sollen), und ihnen also pro ratione status corrupti etwas nachgelassen werden müssen, und mithin

ad 2) dieses ein sehr unbindiger und gefährlicher Schlus ist:

Weil die Juden keine Handwerker noch Handthierung, wozu sie gleichwol, nach der Policeiordnung de an. 1530. anzuhalten wären, wirklich treiben oder treiben wollen; so sollen sie an jeder stat usurariam pravitatem exerciren ꝛc.

Also stehet hingegen

ad 3) Diesem Kaiserl. Privilegio oder Privilegiis die ausdrükliche clausula cassatoria mehrerwehnter Policeiordnung de an. 1530. in verbis:

Alle Freiheiten ꝛc. künftiglich erlangen würden ꝛc.

schlechterdings entgegen, als wodurch sich die Status Imperii und ihre Unterthanen gar weislich prospiciret haben. Im übrigen ist freilich dieser und andere passus privilegii dem Jüdischen Genie so gemäs, als ob es ein Rabbi selbst aufs

gesezt hätte. Dahero auch in dem vortrefflichen

Moserischen Staatsrecht l. c. §. 54. überaus wohl angemerket wird:

„Es enthielten diese Privilegia zu„weilen Sachen, welche sich schwer„lich mit denen Reichsgesezen und „Reichsherkommen conciliren las„sen ꝛc. Und wie es in der Juden„schaft Freiheiten heisset, es solle „kein Privilegium dagegen gelten, „so heisset es gerade umgekehrt öf„ters auch in denen Privilegien der „Stände, daß keine Jüdische Frei„heiten dagegen gültig seyn sollten.

Und es ist auch endlich wohl eine ausgemachte Sache, daß die Kaiserlichen Privilegia denen Reichsgesezen keinen Abbruch thun mögen. Ein guter Deutscher, der in der Christlichen Liebe, auch selbst die Juden in rechter Art liebet, kan unmöglich ohne Gemüthsbewegung und Aergernis lesen, was einige von den ältern Juristen in diesem Stük raisonniret haben, als wenn z. E. die Frage:

„An Principes permittere possint Ju„dæis, contra Christianos, exer„cere lucrum inde capiendo, quod „in suis ditionibus eo, ferant?

affirmative beantwortet, und zu solchem Behuf angegeben wird: quod

„1) hoc probetur per autoritates plu„rium Doctorum,

„2) hanc esse communem & æquio„rem opinionem, ad evitandam ma„ius malum, (welches ich zwar nicht „sehen kan): &

„3) hanc esse legem in Privilegiis Cæ„sareis, sc. Caroli V. &c. supra alle„gatis; imo

„4) quod permissum etiam illud ipsum „sit, postea per sanctionem Impe„rii id satis liquere ex R. I. 1577. „Tit. 20. §. von Juden, (dieser pas„sus ist oben n. 1. allegiret, bewei„set aber vielmehr das Gegentheil, „und daß die Juden arbeiten sollen), „modo

„5) usuræ non sint excessivæ, immen„sæ & immoderatæ;

„6) Mundum non regi hodie absque „usuris, cum

„7) Charitas refriguerit, & dilectio „mortua sit;

„8 Erasmum in Adagiis Chil. I. Cent. „9. adag. 12. scribere, quod hoc de„fendi possit, &

„9) multo minus hoc exulceratissimo „& egentissimo seculo possibile esse, „cunctas actiones humanas ad amus„sim Decalogi & mandata Christi „conformare;

„10) mores hodiernos non posse in „melius mutari, quia, cum vitia pro„sunt, peccat, qui recte facit &c.

Wenn es etwa schwer fallen möchte zu glauben, daß ein gelehrter und berühmter JCtis also philosophiren können, der kan alles dieses fast verbotenus nachlesen beim

Heringio de Fideiussor. Cap. 30. num. 33. seqq.

Und wie leicht wollte ich auch wohl ex ordine Teologorum einige finden, die nicht weit davon abgehen.

18.

Dieses sind die betrübten und dem gemeinen Wesen höchstschädliche Folgen, wenn man die Anfangs proponirte quæstionem nicht affirmative decidiren will.

Gedanken vom Kartenspiel. aus der vernünftigen Tadlerin.

Es ist ein starker Misbrauch, daß an Sonntägen, Feier- und andern Heil. Tägen mit Spielen, sonderheitlich aber mit dem Kartenspiele zugebracht werden. Diese Belustigung müssiger und gewinnsüchtiger Leute ist unter uns so gewöhnlich, daß man sich darüber wundern mus. Es kommt fast keine Gesellschaft zusammen, da man nicht nach wenigen Unterredungen vom guten Wetter, und dergleichen

wich-

wichtigen Dingen mehr, seine Zuflucht zu dieser Zeitverkürzung nehmen solte. Insonderheit haben die Festtage das Unglük, daß man sich an denselben am meisten berechtiget zu seyn glaubet, die Nachmittagsstunden mit allerhand Gattungen von Kartenspielen hinzubringen. Kein Geschlechte, kein Alter, kein Stand, und keine Lebensart der Menschen ist hievon ausgenommen. Mann und Weib, Reich und Arm, Alt u. Jung, Hoch und Niedrig liebet diesen Zeitvertreib: und es scheint also, daß ich mich fast zu viel wage, indem ich mich unterstehe etwas wider diese so sehr eingerissene und fast allgemeine Gewohnheit zu schreiben. Was das Kartenspiel überhaupt anbelanget, so dünket mich immer, daß nichts läppischer und kindischer sey als dieses Päkgen von Papierblättern. Es ist ein Ueberbleibsel von denen ungereimten Einfällen der alten Gothen, Zelten und Longobarden, dessen wir uns heute zu Tage billich schämen solten. Was sind es nicht vor abgeschmakte Figuren, damit man seine Einbildungskraft beschäftigen mus, wenn man spielet? Und könnten wol phantastischere Bilder erdacht werden, als diejenige, so wir auf den Karten wahrnehmen? Wir rühmen uns, wie in allen freien Künsten, also auch in der Malerei eines guten Geschmakes, und können doch solche ungeschikte Misgeburten eines halb unsinnigen Künstlers vor unsern Augen sehen, ohne ein Misfallen darüber zu bezeigen. Wäre das Kartenspiel bei uns unbekand gewesen, und man hätte es irgendwo in der neuen Welt, oder bei andern barbarischen Nationen zuerst gefunden: wie sehr würden wir nicht über diese albere Völker triumphiret haben? Wie lächerlich würden uns die seltsamen Gestalten, und wunderlich untereinander gemischten Farben vorgekommen seyn? Und was hätte uns thörichter geschienen, als die unordentliche Ordnung, so unter diesen Hirngespenstern angetroffen wird? Ja man stelle sich vor, daß etwa ein Chineser zu uns käme, dem man von der Klugheit der europäischen Nationen sehr viel erzählet hätte, und man führte ihn etwa am Sonntage durch manche Häuser, wo er allezeit eine Spielgesellschaft nach der andern anträfe, die mit aller möglichen Aufmerksamkeit, Fürsichtigkeit und Nachsinnen etliche steiffe Papiere in Händen hielten, dieselben bald vertheilten, bald untereinander würfen dabei bald lacheten, bald zankten, bald vergnügt, bald zornig auseinander giengen; was meinet man, was ein solcher Chineser vor ein Urtheil von denen klugen Europärern fällen würde?

Was ich jezo von allen Karten insgemein gesagt habe, das gilt so wol von denen Französischen als Deutschen. Keine hat vor der andern einen Vorzug; beide haben was unvernünftiges in sich. Daher dörfen unsere Nachbarn, die sich sonst in allen Stüken einen Sprung voraus zu haben rühmen, gar nicht denken, daß sie in diesem Stüke gescheiter wären als wir. Ihre Piken sind nicht um ein Haar vernünftiger als unsere Lauben und so weiter. Ist ja einiger Unterscheid wahrzunehmen: so mus es dieser seyn, daß die Ordnung ihrer sogenanten Matadore und aller Karten überhaupt, um ein gutes Theil verwirrter ist, als bei uns Deutschen; woraus man abnehmen kan, daß ihre Karten einen grössen Phantasten zum Urheber gehabt. Gesezt, daß es keine Schande für ein Volk wäre, das bisweilen ein abentheuerliches Gehirn darunter gefunden würde: so wäre doch dieses einer Nation keine Ehre, daß sie dergleichen Thorheiten eines allgemeinen Beifalles gewürdiget, und die läppische Erfindung eines Aberwizigen sich zu einer Richtschnur hätte dienen lassen.

Siehet man die spielenden Personen: so finden sich eine solche Menge von Betrachtungen, daß man etliche Bogen damit anfüllen könnte. Wenn irgend lauter Kinder, die noch nicht recht zu Verstande gekommen wären, mit einander spielen möchten: so könnte man es ihnen eben so wenig verdenken, als daß sie auf bunten

Steken

Steken reiten. Wie man es aber erwachsenen Leuten nicht an einem lauten Gelächter würde mangeln lassen, wenn sie zur Lust auf einem hölzernen Pferde durch die Strassen traben wolten: also scheinen sie bei dem Kartenspiele eben drrgleichen Spott zu verdienen; ob sie gleich durch die eingeführten Sitten davor gesichert sind. Ich befand mich einst an einem Ort, wo drei angesehene Männer beisammen waren: Männer, die theils Academische, theils serieuse Bedienungen verwalteten, und vor die vernünftigsten des Ortes gehalten wurden. Ich freuete mich diese 3. Stüzen des gemeinen Wesens, so ich Nestor, Ulysses und Likurgus neñen will, auf einmal bei einander zu sehen: denn ich vermuthete, daß sie die allerwichtigsten Unterredungen zu ihrem Zeitvertreibe machen würden. Allein ich ward sehr betrogen. Man brachte einen Lombertisch, gab Karten dazu, und nöthigte sie, Plaz zu nehmen. So sehr ich mich über iher Bereitwilligkeit diesem Anerbieten zu folgen verwunderte, so begierig ward ich mich an ihnen zu rächen. Ich zog meine Schreibtafel hervor, trat ans Fenster, und schrieb jedes Wort auf, welches in währender Zeit des Spiels von ihnen geredet ward. Anfänglich merkte man meine Beschäftigung nicht, und ich hatte das Vergnügen etliche Seiten anzufüllen, ehe mich Nestor in dieser Arbeit störete, indem er die Frage an mich that: was ich denn so tiefsinnig da stünde, und was ich mir so sorgfältig aufzeichnete? Ich sahe mich genöthiget zu antworten, und sagte daher mit einer bescheidenen Mine! Ich habe mir eine geraume Zeit her gewünschet, in Gesellschaft einiger grossen Männer zu seyn, die an der Wohlfahrt des Vaterlandes mitarbeiten: darum habe ich mich heute glüklich geschäzet, meinen Wunsch erfüllet zu sehen. Ich glaubte aber, daß ich dieses Glükes ganz unwürdig gewesen seyn würde: wenn ich mir nicht die Unterredungen solcher ansehnlichen Leute mit Fleis gemerket, und zu meiner sonderbaren Erbauung aufgeschrieben hätte. Sie fiengen alle drei an zu lächlen, und Lycurgus verlangte, daß ich mein Verzeichnis ablesen möchte. Ich that es auf diese Erlaubnis ganz willig, und es lautet folgender massen:

Coupez. Ich gebe zu erst. Voila. Est il permis? Oui Mr. Von Herzen gerne. Quatre en Treffle. Es bleiben fünfe. Jouez. Cœur. Encore. A tout. Triomphe. Tenez. Weiter heraus? Warum lassen sie es? Es ist mir zu hoch. Trumpf. Da haben wirs. Trois Matadors. Cinq premier bezahlet. Die Karte war nicht gut gemischt. Jezo solls besser gehen. Spielen Sie? Je passe. Ist es erlaubt? Parlez plus. Dismal nicht. Ich spiele en carreaux. Ich kaufe sechse. Und ich die übrigen. Sie spielen aus. Das war vor Cinq premier. Pike. Ich mus mich revangiren. Cœur. Das sind zwei Stiche. Trumpf. Trumpf. Trumpf. Votre Serviteur. Sans prendere. Sie hatten ein stark Spiel. La. La. Allons. Sie geben iezo ꝛc.

Was diese meine verwegene Unternehmung in dem Gemüthe dieser grossen Leute vor eine Würkung gehabt, werden meine Leser leicht schliessen können, wenn ich ihnen sagen werde, daß sie sich untereinander angesehen, die Karten hingeworffen und aufgestanden; da ich dann nachmals die Ehre genossen, mich etliche Stunden mit ihnen zu unterhalten. Haben diese wakere Männer darinnen keinen Vorzug gehabt, daß sie eben sowol als andere unverständige auf das Kartenspiel verfallen: so haben sie ihn doch hierinnen, daß sie sich durch einen heimlichen Verweis von einem schwachen Werkzeuge zur Erkänntnis bringen lassen. Denn welcher Unvernünftige würde mich nicht als eine Närrin verlachet haben?

Von denen gewinnsüchtigen Spielern zu reden ist jezo mein Vorhaben nicht. Es ist längst von andern dargethan, daß es eine sehr lasterhafte Begierde sey, wenn man den andern um das seine zu bringen trachtet. Man hat auch längst dem Einwurfe geantwortet: daß demjenigen kein Unrecht geschehe, der sein Geld willig aufs Spiel sezet, und sich also der Gefahr

fahr dasselbe zu verlieren unterwirft; wenn man es ihm gleich abgewinnet: indem man gezeiget hat, daß erstlich fast nirgends ein solcher Spieler zu finden sey, der sein Geld in der Absicht dasselbe zu verlieren dahin sezet, und also den erlittenen Schaden mit völliger Gelassenheit ertragen kan; ob sich gleich viele so zu stellen wissen. Im Falle es aber dergleichen Leute geben solte: so wäre es doch von ihrer Seite die alleroffenbarste Verschwendung, welche sich der andere nicht ohne Sünde zu Nuze machen kan. Denn gesezt, daß jemand mir das Messer in die Hand gebe, und seinen Hals hinstrekete, mit dem Begehren, ihm dasselbe durch die Gurgel zu stossen: würde ich deswegen von dem Morde losgesprochen werden, wenn ich seinem Verlangen ein Genügen gethan hätte? Ich will also nur hinzusezen, daß diese Gewinnsucht am allerthörichsten in denen Spielen sey, wo nichts auf die Kunst der Spieler, sondern auf den blinden Zufall, oder auf das Glük ankommt. Dergleichen ist das unsinnige Bassetspiel, in welchem kein Fünkgen Verstand wahrzunehmen ist, weswegen es auch von der Hohen Obrigkeit in vielen Ländern scharf untersaget worden.

Einerlei Art von Spielern mus ich noch hie anführen, nemlich: wenn Personen von beiderlei Geschlecht mit einander spielen. Ist irgends eine Menge von Eitelkeiten wahrzunehmen; so ist es hierinnen. Der verliebte Amyntas spielet mit seiner Amaryllis. Er wirft die besten Trümpfe weg, so er in Händen hat, er handelt wider alle Regeln des Spieles, damit nur seine Gebieterin das Vergnügen haben möge, sein Geld zu gewinnen. Seine Thorheit ist offenbar: ihre hingegen kan auch leicht entdeket werden. Amaryllis mus sehr einfältig seyn, wenn sie sich in einem Spiel ergözen kan, da ihr Gegenpart muthwillig blind ist. Was vor Ehre hat ein Soldat, der einen Feind erleget, welcher ihm ohne Gegenwehr in die Waffen gelauffen kommt. Und was bildet sie sich mit dem Gewinnste ein, den ihr Amyntas freiwillig überlassen hat. Sie würde sich ohne Zweifel geschämt haben, ihren Anbäter um ein Geschenke anzusprechen: weil dieses einer Bettelei gar zu ähnlich gewesen seyn würde. Und hie schämet sie sich nicht einige Groschen zu nehmen, zu welchen sie nicht das geringste Recht hat. Hernach bedenket sie nicht, daß sie mehr verlieret als gewinnet. Amyntas wird doch vor sein Geld was suchen. Ja freilich! höre ich sie antworten: er suchet meine Gewogenheit. Und wenn er diese gleich erhält, so erstreket sie sich nur auf ein freundliches Gesichte; auf das Vergnügen etliche Viertelstunden mit mir zu schwazen; und wenn es hoch kommt, auf die Erlaubnis meinen Handschuh zu küssen. Wie ich sehe, so ist Amaryllis sehr artig gegen ihre Liebhaber, und doch zugleich sehr behutsam. Ein so unschuldiger Umgang mit Mannspersonen ist nicht zu tadeln. Doch eins fällt mir ein: Sie verkauffet doch zum wenigsten solchergestalt ihre Gewogenheit. Biethet aber ihre Gunst um etliche Groschen feil? Sie wird es ungern gestehen, indessen ist es doch wahr. Wie nun alle Dinge ein Verhältnis unter einander haben: so wird auch ihre Zueignung sich vergrössern oder verringern, nachdem sie viel oder wenig gewinnen wird. Bezeiget sie sich vor einen Thaler, den er sich abgewinnen lässet, nur einiger massen gefällig: so wird ein Ducaten schon doppelt so viel zu würken vermögend seyn. Und wer weis, ob dieses nicht so hoch steigen könnte, daß sie endlich mehr dabei verlöhre, als mit allem Gelde zu bezahlen ist. Zum wenigsten wird ihre ganze Tugend sich nach dem Beutel ihres Verehrers richten: wie sich denn dergleichen Leute dieses zu einer Regel gemacht, daß von einem Frauenzimmer alles zu hoffen sey, die sich durch Geschenke, oder kleine Spielgewinnste auch nur zu der allergeringsten Gewogenheit bewegen läst. Ich schweige jezo von derjenigen Thorheit, wenn Rappacia selbst falsch spielet, allerlei Griffe

und Pratiken machet, und dabei verlanget, daß ihre Spieler entweder blind oder tumm seyn sollen. Dann ein jeder begreiffet, daß nichts in der Welt so niederträchtig sey, als eine gewaltsame Gewinnsucht. Dörfte doch Rapacia ihrem Buhler das Geld nur aus den Händen reissen, so bald er es aus der Tasche ziehet: dörfte sie doch nur sagen, wie viel sie von ihm fordert, und ihn bei aller ihrer Ungunst bedrohen, dasselbe herzugeben. Das würde in der That eben so viel seyn, als wenn sie wider alle Regeln des Spieles handelt, und dadurch ihre unvernünftigen Begierden sonnenklar an den Tag leget.

Zum Beschlus seze ich noch das Schreiben eines gewissen Frauenzimmers her, welches sie kurz nach ihrer Hochzeit an ihre Mutter ergehen lassen.

Allerliebste Mama!

WEnn ich nicht wüste, daß mein Vater auf meine neuliche Vermählung am schärffesten gedrungen hätte: so würde ich deroselben vielleicht alles Unglük auf den Hals wünschen; weil sie mir einen so geizigen Kerl zum Manne gegeben. Er will mir alle Monate nur 10. Rthlr. Spielgelder geben; da ich doch mit diesem Bagatelle unmöglich auskommen kan. Ich habe vor 6. Wochen Hochzeit gehabt, und in währender Zeit schon von dem Meinigen 5. Thaler zulegen müssen. Wo will das hin? der filzige Lauser hätte sich zum voraus bedenken sollen, ob er auch eine Frau zu ernähren vermögend sey? Ich dachte zwar in meinem Brautstande, er wäre der freigebigste Mensch von der Welt. Ich habe ihm bisweilen in einem Abend 5. 6. bis 7. Ducaten abgewonnen; aber der falsche Hund hat sich jezo ganz geändert. Hätte ich das gewust! nimmermehr solte er so glüklich geworden seyn, ein Weib zu bekommen, die sowol zu leben weis. Ich bitte also meine wertheste Mama durch dero Vermittelung meinen Mann (ich schäme mich fast, daß ich ihn so nennen mus) dahin zu vermögen, daß er mir zum wenigsten 6. Thaler monatlich zulege. Sie kan ihm dabei zu verstehen geben, daß er sehr unvernünftig handeln werde, wenn er mirs abschlägt. Denn wahrhaftig, ich will ihm das Leben so sauer machen, daß er mit seinem Schaden erfahren wird, was vor ein rechtschaffenes Weib ihm meine wertheste Mama erzogen habe, an

Ihrer
gehorsamsten Disipatrice.

Gedanken von der Erzeigung der Steine in dem menschlichen Cörper.

Es gehen in dem menschlichen Cörper, so lange als er lebet, beständig Veränderungen vor, und diese sind entweder natürlich oder widernatürlich. Die widernatürliche Veränderungen, die sich in dem menschlichen Cörper ereignen, haben ihren Grund enweder in den festen oder flüsigen Theilen desselben, oder in beiden zugleich. Wenn die widernatürliche Veränderungen des menschlichen Cörpers in den flüsigen Theilen sizen, so mus entweder ihre Menge oder Beschaffenheit oder Bewegung widernatürlicher Weise beschaffen seyn. Die flüsigen Materien des menschlichen Cörpers bestehen aus festen Theilgen von verschiedener Gattung, welche in dem flüsigen Theile derselben in einer gewissen Proportion enthalten sind. So lange nun als die Theile, welche eine flüsige Materie des menschlichen Cörpers ausmachen, in der gehörigen Menge und Proportion gegen einander vorhanden, so lange hat auch die flüsige Materie ihre natürliche Mischung, und folglich ihre gehörige Beschaffenheit, als welche sich auf ihre natürliche Mischung grüudet. Gesezt hingegen, daß eine gewisse Art

der

der Theile, welche eine flüsige Materie ausmachen, die Oberhand bekäme: so verlieret sie ihre natürliche Mischung, und folglich auch ihre natürliche Beschaffenheit, und es ist klar, daß, nachdem diese oder jene Theile die Oberhand bekommen, die natürliche Beschaffenheit der flüsigen Materie auf diese oder jene Art verändert werde. Gesezt ferner, daß die dichten oder tartarischen Theile einer flüsigen Materie, welche einen Stein zu erzeigen geschikt sind, sich von dem übrigen flüsigen Theile, mit dem sie vermischet sind, absonderten, wohin sezten, und miteinander zusammen hiengen, so wird an dem Ort, wo dieses geschiehet, ein Stein erzeuget, welcher desto gröser wird, je mehrere Theile sich anhängen. An allen denjenigen Orten also, wo dergleichen flüsige Materien sich aufhalten oder hingebracht werden, können Steine erzeuget werden, und eben daher kommt es, daß fast kein Theil des menschlichen Cörpers ist, in dem nicht Steine wären gefunden worden. Man solte kaum glauben, daß dergleichen feste Cörper in dem menschlichen Cörper entstehen können, wenn nicht die Erfahrung solches bestättigte. Das Alter verwandelt oft die Pulsadern in Knochen, in den Höhlen der Adern entstehen nicht selten Gewächse, und bisweilen werden gar lebendige Thiere, Würmer in dem menschlichen Cörper erzeuget. Ist es also Wunder, daß auch Steine in dem menschlichen Cörper wachsen? Die Steine führen sehr viele schlimme und schmerzhafte Zufälle bei sich, und man hat dahero auf Mittel gesonnen, ihrer Erzeugung vorzubeugen, oder dieselben, wenn sie schon vorhanden sind, wegzuschaffen. Das leztere ist weit schwerer als das erstere zu erhalten, und erfordert entweder eine Chirurgische Operation, oder den Gebrauch solcher innerlichen Mittel, welche die Kraft besizen, die Steine aufzulösen oder zu zermalmen. Das allerbeste aber ist, daß man lieber der Erzeigung der Steine vorzubeugen suchet. Es hat dahero der berühmte Doctor der Arzeneiwissenschaft und Königl. Preusischer Hofrath, Herr Ernst Ant. Nicolai, in einer zu Halle abgelegten Abhandlung, welche in der gelehrten Regenspurger Zeitung recensiret worden, dargethan, daß die Vollblütigkeit zur Erzeugung des Grieses oder Sandes in den Nieren Gelegenheit gebe, und dieser den Grund entweder zu einem Nieren- oder Blasenstein lege. Man findet auch dieses würklich in der Erfahrung gegründet, indem sie lehret, daß diejenige Personen, welche vollblütig sind, zumal wenn die Bewegung des Blutes eine solche Richtung bekommt, daß es stärker nach den Nieren hingehet. Wird nun der Vollblütigkeit bei Zeiten vorgebeuget: so entstehen auch alle die Folgen nicht, welche von ihr herrühren. Die Art und Weise, wie dergleichen Steincuren durch innerliche Arzeneien gehoben werden können, ist sehr gründlich von dem gedachten Hn. Hofrath, in seiner Abhandlung beschrieben worden, welche Carl Hermann Hemmerde zu Halle 1749. verlegt hat.

Sendschreiben von einem Mittel wider den tollen Hundsbis an Menschen.

Hoch-Edel-Geborner ꝛc.

EW. ꝛc. haben die denenselben zugeschikte Nachricht von der Cur des tollen Hundsbisses an Hunden deroselben beliebten und nüzlichen Sammlungen einzuverleiben beliebet. Da nun bekannt, wie viel Unheil oft ein wütender Hund unter Menschen anrichtet, und was vor gefährliche Folgen bei denen von einem solchen rasenden Thiere angefallenen und gebissenen Menschen entstehen, und aber sonderlich auf dem Lande nicht so bald, als nöthig, die Hülfe eines Arztes zu erlangen stehet: So glaube den Leser, besonders dem Landmanne, eine nicht ge-

ringe Gefälligkeit zu erweisen, wenn demselben aus des an besagtem Orte angeführten D. Robert James Abhandlung, von der neuen Art die Hydrophobie zu heilen, dasjenige hier kürzlich mittheile, was er nicht nur selber, sondern auch andere Englische Aerzte an Personen, so mit dergleichen Uebel behaftet, bewährt befunden haben. Nach einigen Versuchen, die besagter Doctor an den Hunden gemacht, ward dieses Mittel von einem Apotheker, der von Doctor James davon benachrichtiget worden war, zuerst bei den Menschen gebraucht. Folgender Zufall gab hierzu Gelegenheit: Ein achtzehenjähriger Jünglig ward von einem tollen Hunde gebissen; die Wunde überzog sich mit einem braunen Grinde; der Kranke ward nach einigen Tagen tiefsinnig, verlohr den Schlaf, hatte fürchterliche convulsiones, und fiel in völlige Raserei. Der Apotheker gab ihm Anfangs 4. Loth Brechwein (vini benedicti) und nach dem drei Abende nacheinander folgenden Bissen (Bolum):

Rec. Turpeth. Miner. gr. XIII.
Lapid. Contrayerv. 1. Drach.
Ther. Androm. q. s. f. Boli 3.

Auf jeden von diesen dreien Bolis trank der Kranke vier Löffel Julep. Es fand sich alsobald, nachdem er dieses Mittel zum erstenmal gebrauchet, der Schlaf wieder, und mit demselben ein starker Schweis, auch des folgenden Tage, da er den Abend zuvor den Bolum genommen, allemal etwas stärker zeigten. Den vierten Tag fiele der Grind von der Wunde, welche auch, nachdeme eine dike reife Materie herausgelauffen, zuheilete, und der Jünglig befand sich besser, brauchte das kalte Bad, und erlangte seine vorige Gesundheit. Der Herausgeber Herr Linden macht hierbei diese Anmerkung. „Die Engelländer sind zu dem Baden im „kalten Wasser sehr geneigt, und es wird „in allen hartnäkigten lang anhaltenden „Krankheiten als ein Hülfsmittel verordnet und gebrauchet; ob es aber in der „That gut sey, und sich zu der Natur „schike, will ich gewisse Aerzte beurtheilen lassen.„ Doctor James zeiget durch angeführte Zufälle, daß man das Turphet minerale als ein Erhaltungsmittel gegen diese erschrekliche Krankheit gebrauchen könne. Ein Mädigen von vierzehen Jahren wurde am diken Beine gebissen, so, daß der Wundarzt genug zu thun hatte, den kalten Brand zu verhindern. Es ward ihr ein Brechmittel von Turpetho minerali gegeben, welches man in sechs Tagen zweimal wiederholete, darauf die Kranke bei guter Gesundheit geblieben. Nach verschiedenen andern beigebrachten Versuchen, die Doctor James selbst allemal mit erwünschtem Erfolge angestellet, giebt er von einigen an ihn abgelassenen Schreiben Abschrift. Es würde zu weitläuftig fallen, von allen diesen Sendschreiben einen Auszug mitzutheilen, und ich will nur einige der vornehmsten anführen. Thomas Toundrow berichtet folgendes: Einem zehenjährigen Knaben wurden 4. Löcher in das Dike eines seiner Beine gebissen. Herr Toundrow befand sich also genöthiget, ausser dem Turpetho minerali, die Wunden mit einem Digestiv zu verbinden, und einen Umschlag von Methridate daranf zu legen. Robert Wilson schreibet dieses an Doctor James: Ein achtzehenjähriger Jüngling hatte seit der Zeit, da er gebissen worden, wenig Schlaf. Starke Convulsiones und eine heftige Tiefsinnigkeit war damit vergesellschafftet, und es waren bereits 6. Tage verflossen, ehe er die Hülfe eines Arztes vor nöthig erachtete, und zu dem Herrn Wilson kam. Dieser gab ihm augenbliklich, wie folget.

Rec. Vini benedicti 2. Unz.
Rec. Das oben beigebrachte Recept.
Rec. Aqua rutæ 6. Uz. Ther. 2. Unz.
Elix. Camphor. Gutt. 50.
Syrup. Poen. C. 2. Uz. Tinit. Castor.
1. Scr. M.

Hierauf lies er ihn fünf Morgen nacheinander in kaltem Wasser baden, den vierten Tag, da er badete, fiel der Grind von der Wunde an der Hand ab, und

aus

aus derselben lief ein reifer Eiter. Gesalzener und harter Speisen muste sich der Kranke einen ganzen Monat über enthalten, und man verfuhr übrigens bei dessen Cur in allen Stüken auf eben die Art, die man bei dem obigen Jüngling gebrauchet, und es zeigten sich gleiche Würkungen. Ein adeliches Fräulein von 5. Jahren ward von einem gressen Hunde auf eine ganz ausserordentliche Weise angefallen. Doctor James verordnete ihr Pillen, so von meccurio crudo gemacht, und mit Terpentin und Pillulis Ruffi vertheilet, weil das mit Campher versezte Turpeth minerale, ungeachtet ihr nur eine ganze geringe Quantität gegeben worden, sie zu stark angegriffen. Nachdem sie hierauf das kalte Bad eine Zeitlang gebrauchet, blieb sie frisch und gesund. Ich übergehe vor diesesmal das übrige, und verbleibe mit aller Hochachtung

Ew. ꝛc. ꝛc.

N. den 7. Oct. 1747. N. N.

Beschreibung von den Römischen Jubeljahren.

In dem anjezo zu Rom zu dem bevorstehenden Jubiläo grosse Präparatorien gemacht werden, so wird es der Mühe werth, und einem curieusen Leser nicht unangenehm seyn, wenn wir demselben v. denen Römischen Jubeljahren folgenden ausführlichen Bericht mittheilen, uns aber bei denen gewöhnlichen Ceremonien und Solennitäten, welche dabei vorgehen, und denen meisten schon bekannt seyn, im geringsten nicht aufhalten:

Der Urheber und Stiffter derselben ware der Papst Bonifacius VIII. welcher solche zur Imitation der annorum secularium der alten Kaiser durch eine Bulle, die in Extravagant. de poen. & remiss. c. antiquorum zu finden, eingesezt, und An. 1300. zu erst gehalten, und denen, so denselben andächtig beiwohnen würden, einen vollkomenen Ablas bewilliget hat. Wie dann auch von dieser Einsezung eine alte zerstimpelte Schrift auf einem Stein auf dem St. Peters Kirchhofe in Rom zeigt, wovon noch folgendes zu lesen:

Bonifacius ad certitudinem præsentium - - - ut b - - - P. P. Apostoli nos de omnip. Dei misericordia & - - - confisi - - - omnibus - - - in præsenti anno millesimo trecentesimo sequituro ad Basilicos ipsos accedentibus R. V. pœnitet confessus 30. diebus forensibus 15. nulli Romæ P. N. ann. VI.

Man hat auch eine Medaille, auf deren einer Seiten des Papsts Bonifacii Bildnis, auf dem Revers aber eine Thür, auf welcher Christi Bildnis und bei beiden Pfosten 2. Leichter mit brennenden Lichtern stehen, nebst der Umschrifft: Justi intrabunt per eam. Die Gerechten werden durch sie eingehen. Allein diese Münze hat nach Bonifacii Zeiten jemand anders prägen lassen. Dieses Jubiläum hat Jacobus Cardinalis S. Gregorii ad vellum aureum in einem Carmine und dessen Historie in prosa beschrieben, deren Autographora zu Rom in der Bibliothec aufgehoben wird. Es ist aber dieser Jacobus des Papsts Bonifacii vertrautester Rath gewesen, u. hat alles, was er geschrieben, mit seinen eigenen Augen angesehen.

Zu denen Zeiten dieses ersten Päpstlichen Jubeljahrs kam eine solche Menge Menschen aus allen Orten der Welt nach Rom, daß ihnen die Gassen zu enge wurden, wie gros und weit auch diese Stadt ist, wie solches Platina in vita Bonifacii VIII. bezeuget, und Philippus Brietius meldet in seinen Annalibus Mundi, es wären damalen über 200000. Menschen nach Rom gekommen, die doch alles in einem billichen Preis hätten erhalten,

daß also die Vorsorge GOttes offenbar zu spüren gewesen sey, welcher, indem diese Menschen für das Heil ihrer Seelen gesorget, vor ihrem Leib Sorge getragen habe.

Der Papst Clemens VI., welcher in der Französischen Grafschaft Avignon residirte, wollte das Jubeljahr nicht wieder auf 100. Jahr ankommen lassen, sondern befahl solches alle 50. Jahr zu feiern, welches An. 1350. zum erstenmal geschahe, da dann eine so grosse Menge Volks zusammen kame, daß daher eine Pest entstunde, welche Italien so erschöpfte, daß von 100. Menschen kaum 10. bei Leben blieben. Albericus de Rosate berichtet, der Papst seye durch ein Gesicht hierzu bewegt worden; andere aber sagen, es hätten die Römer begehret, er solle das Jubeljahr bei ihnen halten, damit ihre Stadt mit des Papsts Gegenwart beehret werden möchte. Es schikten auch die Römischen Bürger Stephanum Columnam und andere vortrefliche Männer an ihn deswegen ab, mit Bitte, er möchte doch Rom, den Siz des Heil. Apostels Petri besuchen, worauf er antwortete: Er wolle zwar gerne/ könne aber noch nicht. Ja alle Italiäner hätten seine Reise nach Rom gerne gesehen, daher sie unter andern auch den berühmten Redner Petrarcham an ihn schikten, wie er solches selbst in einem Schreiben an den Papst Urbanum V. erwähnet; allein auch dieser konte mit aller seiner Beredsamkeit nichts erhalten. Gedachter Papst Clemens VI. veränderte also die Bulle des Papsts Bonifacii VIII. und verkürzte die Zeit des Jubilæi auf 50. Jahr, damit diejenigen, so alt würden, dieser Gnad zweimal theilhaftig werden könnten. Er befahl auch in einer Bulle neben St. Petri und St. Pauli Kirchen die zu St. Johann in Lateran zu besuchen.

Man soll damalen von Weinachten bis Ostern 1200000. fremde Leute in Rom, um Himmelfarth und Pfingsten 800000. und hernach 200000. gezehlet haben, von denen, wie Brietius berichtet, wegen der grossen Hize, und daher entstandenen Pest kaum der 10te Theil ihr Vaterland wieder gesehen, welches auch Petrarcha bezeuget.

Es ware also keine so gute Anstalt, als zu denen Zeiten Bonifacii VIII. welcher vorher Benedictus Casetanus hies, und v. dem Irrländischen Propheten, Malachia, den Lobspruch bekame: Ex undarum Benedictione. Er ertheilte damalen denen, so nach Rom kommen, und die Kirchen deren Heil. Aposteln Petri und Pauli besuchen würden, einen vollkommenen Ablas, vermöge einer Bulle, welche sich mit diesen Worten anfängt: Antiquorum habet fida relatio &c.

Als dieses Jubiläum seinen Anfang nahme, erschiene der Papst Bonifacius VIII. den ersten Tag in sehr prächtigem Ornat. Es ware dieser Papst von Natur sehr scharf, wodurch er auch verhindert, daß bei einer so grossen Menge Volks, welches zu verwundern, keine Unordnungen vorgiengen, dergleichen sonsten bei dergleichen Fällen zu geschehen pflegen, und auch zu denen Zeiten Clementis VI. geschahen, wie wir schon angemerket haben.

Urbanus VI. der mit seinem Gegenpapst, Clemente, viel zu thun hatte verlegte das Jubeljahr von dem 50. auf

das

das 33te Jahr, weil Christus auch 33. Jahr auf Erden gelebet habe; er starb aber, ehe er es ins Werk richtete An. 1389, und muste es seinem Nachfolger überlassen.

Bonifacius IX. begienge nicht allein das von Urbano VI. 1390. ausgeschriebene Jubeljahr, sondern stellte auch An. 1400. noch ein anders an, auf welchem sich eine ungeheuere Menge Franzosen einfanden, ob schon ihr König scharf hatte verbiethen lassen, nach Rom zu reisen. Es celebrirte also dieser Papst in 10. Jahren 2. Jubeljahre, und man besuchte auch damalen nebst denen 3. andern Kirchen St. Maria Magiore, wie der Papst Gregorius IX. verordnet hatte, welches zwar andere Urbano VI. oder Paulo II. zuschreiben. Er gab auch denen Ansuchungen Richardi, Königs in Engelland und Johannis in Portugall statt, dieses Jubeljahr in ihren Ländern zu halten. Vergönnete ingleichen An. 1391. denen Longobarden es in Mayland, und denen Meissnern An. 1393. von Ostern bis auf St. Andreæ zu feiern.

Nicolaus VI. folgte Clementi VI. in Celebrierung des 50. jährigen Jubilæi nach, und feierte es A. 1450. mit grosser Pracht.

A. C. 1500. celebrirte der Papst Alexander VI. das grosse Jubilæum seculare An. 1524. gab Clemens VII. eine Bulle, darinnen das folgende Jubeljahr angekündiget war, welche Lutherus widerlegte. Es wurde auch auf dieses Jubeljahr eine Münze gepregét, welche den Papst mit einem Hamer vorstellet, wie er die Pforte eröffnet, mit dieser Umschrift: Sunt & portæ cœli apertæ: i. e. Die Pforten des Himmels sind gleichfalls eröffnet.

An. 1590. wollte der Papst Paulus III. das neunte Jubeljahr halten, und liesse bereits deswegen eine Bulle ergehen, und eine Münze schlagen, welche die St. Peters Kirche zu Rom vorstellete, nebst der Umschrifft oben her: AN. JOBILÆO MDL. unten aber: PETRO APOSTOLO PRINC. c. auf dem Revers sahe man eine zugemauerte Pforte, und diese Beiworte: Hæc porta Domini: i. e. Dis ist die Pforte des HErrn, und unten Roma c. oben aber: Justi intrabunt per eam: i. e. Die Gerechten werden durch sie eingehen. Allein der Tod eröffnet ihm den 10ten November die Pforte des Grabes. Es eröffnete also sein Nachfolger Julius III. nachdem er vorher die von Paulo III. ergangene Bulle bekräftiget hatte, die Pforte an der Kirchen des Heil. Petri zu Rom an dem Fest St. Matthiæ.

Das 10te Jubeljahr celebrirte der Papst Gregorius XII. An. 1595. mit einer ungemeinen Zubereitung, und liese solches durch eine eigene Bulle an dem Feste der Himmelfarth Christi, und an einem Sonntage des Advents kund machen, welche Camillus Borghesius abgelesen, und Martinus Azpilcueta mit Anmerkungen herausgegeben hat.

An. 1600. celebrirte der Papst Clemens VIII. das grosse Jubilæum seculare, und liesse bei diesen grossen Solennitäten eine ungemeine Demuth spühren, verrichtete allerhand rühmliche Werke der Barmherzigkeit, hörte in der heiligen Woche selbst Beicht, und theilte das Heil. Sacrament selbsten aus, welche Ehre auch Calvino, nachdem er, wie einige davor halten, wieder zu der Römisch-Catholischen Kirche getretten, wiederfahren seyn soll.

Allein es scheinet, als wenn hier der Theologus Calvinus mit dem Juristen gleiches Namens confundiret werde. Denn dieser, welcher sonst auch Kahle genennet wird, und Professor zu Heidelberg gewesen, ist niemalen von der Römischen Kirchen getreten, wohl aber von der protestirenden, da er sich denn den Zunahmen Baronium beigeleget hat. Sonsten hat er sich mit dem in Folio herausgegebenen Lexico Juridico: der Themide Hebræo-Romano und andern gelehrten Schriften bekañt gemacht. Hæc obiter.

Diesem Jubilão haben unterschiedene hohe Personen selbsten mit beigewohnet, und man hat damalen über 300000

Frem-

Fremde in Rom gezehlet; und es sind auch einige Türken, als sie die grosse Demuth dieses Papsts gesehen, bewogen worden, sich tauffen zu lassen.

Das zwölfte Jubeljahr celebrirte der Papst Urbanus VIII. 1625. und als er die Pforte wieder zumauerte, diese Worte in Stein hauen liesse: Urbanus VIII. Pontifex maximus portam sanctam reseravit & clausit anno Jubilæi 1625. i. e. **der Papst Urbanus VIII. hat die Heil. Pforte in dem Jubeljahr 1625. auf- und wieder zugeschlossen.**

Das 13te Jubeljahr wurde 1650. von dem Papst Innocentio X. gehalten.

Das 14te von dem Papst Clemente X. An. 1675. dem unterschiedene teutsche Fürsten, und viele andere hohe Personen beigewohnet haben.

Das 15te Jubiläum intimirte der Papst Innocentius XII. An. 1699. den 18. Mai durch eine besondere Bulle, und fieng es den 24ten December an, kunte aber wegen Unpäslichkeit die Heil. Pforte nicht selbsten eröffnen, sondern muste solches durch den Cardinal von Bouillon, als damaligen ältesten Diacono des Cardinals-collegii verrichten lassen, wie dann auch gedachter Papst mit Tod abgieng, ehe noch einmal das Jubiläum zu Ende ware. Den güldenen Hammer, womit die Ceremonie wegen Eröffnung der Heil. Pforte verrichtet wurde, hatte der Grosherzog von Florenz dem Papst verehret, und er ware mit denen kostbarsten Jubelen versezt.

Das 16te Röm. Jubeljahr wurde An. 1724. den 24. Dec. von dem Papst eröffnet, wobei der damalige Churprinz zu Baiern, nebst seinem Herrn Bruder, dem Herzog Ferdinand zugegen waren, denen der Heil. Vater eine Crone von in Gold gefassten Glasursteinen, einen Particul vom Creuz Christi, eine ganz Crystallene Urna und ein Haupt nebst andern Reliquien verehrte.

Es ist aber zu merken daß die Päpste auch sonsten, wenn sie den Römischen Stuhl bestiegen haben, auch Jubiläa auszuschreiben pflegen, welches auch zum öftern bei andern ausserordentlichen Fällen geschiehet. Also schrieb Paulus III. 1542. dergleichen aus, um einen glüklichen Ausgang des Concilii zu Trient zu erbitten, Paulus IV. An. 1545. um Engelland wieder in den Schos der Römischen Kirchen zu bringen, und Paulus VI. An. 1617. um GOtt zu erbitten, daß er die Catholische Waffen zu Ausrottung derer Protestanten seegnen wolle. An. 1628. wurde wegen eben dieser Ursache ein Jubeljahr promulgiret. Doch sind solche von denen ordinairen Römischen Jubeljahren in vielen unterschieden.

Daß man schon vor Alters von denen Jubilæis Nachricht gehabt habe, und daß auch denen Juden von GOtt befohlen worden, ein Jubiläum zu feiern, sehen wir Exod. XXIII. v. 11. und Lev. XXV. 2. ff. Denn GOtt hatte denen Juden vorgeschrieben, das Land, so er ihnen gegeben hatte, 6. Jahr nach einander zu besäen, und anzubauen, im 7ten aber es ruhen zu lassen. Dieser Jubeljahr waren bei denen Juden zweierlei Circule, 1.) alle 7. Jahr, welcher Circul immerdar umwalzete, und nach 7. Mond-Sonnen-Jahren das Jubiläum wiederbrachte. Der gröste Circul, welcher eigentlich der Jubelcircul genennet wurde, bestunde aus 7. kleinen, machte also 49. Mond-Sonnen-Jahre, der sich auch unausgesezt umwälzete.

Den Anfang des Cycli der Sabbatischen Jahre Historisch zu betrachten, fället in die Zeit, da nach der Einrükung der Kinder Israel in das gelobte Land solches besäet, und die Früchte einzusamlen angefangen worden, ist gewesen das 46ste Jahr nach ihrem Auszug aus Egypten, und die Zeit, da denen Stämmen Israel durch das Los das Land Canaan eingetheilet worden, wovon sie das erste Jahr zu zehlen angefangen, und folgends eine richtige unfehlbare Zahl der Jubeljahre halten können, welches nicht geschehen wäre, wenn zum Anfang ein anderer Grund wäre erwählet worden.

Bei

Bei dem Claviso befinden sich in seiner Rechnung die ungezweifelten Sabbathjahre, welche, allhier anzuführen, uns wenig nüzen würden, weswegen ich sie mit Stillschweigen übergehe, und nur so viel melde, daß An. 1602. nach der jüdischen Zeitrechnung ohnstreitig ein Jubeljahr gewesen, dergleichen An. 1700. ware.

Der Name Jubel kommet von Jobel, und bedeutet eine Trompete, oder, wie andere wollen, von Jobal, welches Vergebung heisset. Cajetanus deriviret es von Jubal, welches eine Frucht bedeutet, und Massius von Jubal, dem ersten Erfinder der Künste. Am besten wird Jobel oder Jubel, welches einen Wieder bedeutet, deriviret, weil dieses Jahres feierliches Gepränge mit einem Horn von einem Wieder ausgeblasen, und verkündiget wurde.

Die Heiden hatten auch ihre Jubiläa oder ludos seculares, welche sie dem Appollini und der Dianæ, oder dem Diti, d. i. Plutoni und der Proserpinæ zu Ehren alle 100. Jahr hielten, die von einem Herold also ausgeruffen wurden: Venite ad ludos, quos nemo mortalium vidit, neque visurus est: d. i. Kommet zu dem Spiel, die kein sterblicher gesehen, noch sehen wird. Der Kaiser Philippus hat solches auf das prächtigste begangen, als er das 1000ste Geburtsjahr der Stadt Rom feiern liese. Denn man sahe damals ein unbeschreibliches Hezen und Morden unter denen Thieren, indem viele Elephanten, Elendthiere, Löwen, Leoparden, Panther, Tieger, wilde Pferde und dergleichen in ein weites Feld ausgelassen wurden, um daselbst miteinander zu kämpfen, welches auch 1000. paar Klopffechter auf Leib und Leben verrichten musten. Des Ringelrennens und der Commödianten wurde man fast gar nicht müde, wie dann das Volk 3. Tage und 3. Nächte nicht schlieffe, sondern dem unmäsigen Hochmuth und Verschwendung begierig zusahe. Daher an allen Orten der Stadt die Nacht durch Wundlichter und Fakeln erleuchtet wurde. Die Feuersbrunst aber, so dabei entstunde, und den Pompejanischen Schauplaze, darinnen 50000. Menschen ganz bequemlich zuschauen kunten, samt denen weit herum gelegenen Gebäuden einäscherte, verursachte, daß man keine Fakeln vonnöthen hatte, indem die dunkeln Schatten der Nacht in dem hellen Glanze dieser wüten den und tobenden Flammen vergraben wurden.

Ansonsten begehet man gleichfalls ein Jubelfest nach zurük gelegten 100. Jahren wegen Fundirung derer Städte, Academien, Gymnasiorum, Kirchen, der erfundenen Kunst der Buchdrukerei, und s. w. So ist auch das Jubiläum denen Evangelisch-Lutherischen bekannt wegen der Reformation der Augspurgischen Confession und des Concordienbuches, welches Jubiläum aber von den Römisch-Catholischen ganz unterschieden ist. Vid. Mülleri Disputatio de Jubilæo Lutherano. Die Reformirten haben auch ihr Jubiläum wegen ihrer eingeführten Religion. Vid. cirat. Mülleri Disputat. de Seculo §. 25. Jedoch von allen diesen Jubilæis wird hier nicht gehandelt, sondern allein von dem, welches die Römisch-Catholische Kirche alle 25. Jahr zu halten pfleget, und welches mit dem Ausgang dieses Jahrs seinen Anfang nehmen wird. Der Herr von Moreri meldet, daß solches von dem ehemaligen Jubeljahre derer Juden, dessen Levit. XXV. gedacht wird, seinen Ursprung habe, wiewohl der Herr von Mezeray in seiner abregé Chron. de Histoire de France durchaus behaupten will, daß die Institution des Römischen Jubiläi von denen ludis secularibus derer alten Römer herrühre. Denn ob schon das Heidenthum zu Rom ausgerottet worden, so wären doch noch allemal in dem ersten Jahr eines Seculi die Leute von vielen Orten her dahin gekommen, und hätten bei solcher Gelegenheit ihre Andacht bei denen Gräbern derer Heil. Apostel Petri und Pauli nebst andern verrichtet. Die prächtigen Ceremonien, so dabei vorgehen, sind mehrentheils bekannt, und

allezeit einerlei, weswegen wir uns auch nicht dabei aufhalten, sondern nur noch dieses zum Beschlus melden wollen; daß An. 1600. über 300000. Fremde in Rom, und darunter über 24000. nur allein von der Französischen Nation gewesen.

Von dem Alter und Gebrauche der Wörter Durchlauchtigster und Durchlauchtigkeit.

Das Alter und den Ursprung gewisser Wörter aufzusuchen und zu entdeken, ist eine Bemühung, die oft einen geringern Nuzen hat, als man sich einbildet, die aber, das ungeachtet, in gewisser Absicht und nach Beschaffenheit der Umstände nicht ganz verwerflich; ja zuweilen unentbehrlich ist. Was insonderheit der Ursprung des Alters und Gebrauchs obbemeldeter Wörter für ein Werth beizulegen sey, mus ich dem billichen Urtheile meiner Leser und desjenigen Herrn, der durch seine Aufgabe mir hierzu Gelegenheit gegeben hat, überlassen. Ich habe Oldenburgers *Limnaeum enucl.* worauf sich der Verfasser der angeführten Aufgabe beruft, nicht bei der Hand, um dasjenige nachzuschlagen und zu prüfen, womit er etwa seine Meinung, daß die Herzoge von Baiern das Wort Durchlauchtigkeit erst im 17ten Jahrhundert aufgebracht hätten, bestättiget. Es scheinet, als ob des Herrn Johann Heinrich Zedlers Universallexicon zu dieser Aufgabe Anlas gegeben habe, wo unter dem Articel Durchlauchtigst und Durchlauchtigkeit unter andern folgendes stehet: Dieses Wort kömmt aus Italien, und ist der Titel Chur- oder Fürstl. Gnaden, bis *anno* 1610. Maximilianus, Herzog in Baiern, diesen Titel angenommen, welchem Exempel Oesterreich, Brandenburg und andere alte fürstl. Häuser gefolgt. Hierbei wird Oldenburgers Limn. enucl. II. 18. §. 8. zu Zeugen angeführt. Allein es ist gewis und kan mit mehrern, als hundert, Zeugen bewiesen werden, daß das Wort Durchlauchtiger oder Durchleuchtiger, wie es nach einiger Mundart ausgesprochen wird, älter sey, als das 17. Jahrhundert. Wenn wir Johann Leznern in seiner *Historia Caroli Magni*, die zu Hildesheim 1602. in deutscher Sprache herausgekommen ist, glauben könnten, so wäre der Kaiser, Carl der Grosse, schon Durchleuchtigster genannt worden. Denn das Schreiben desselben an seinen Sohn Pipinus, welches Lezner in dem bemeldeten Buche anführet, fängt mit diesen Worten an: Carolus der Durchleuchtigst Augustus von GOtt gekrönet, der grosse und friedfertige Kaiser ꝛc. Allein Lezners Worte sind aus dem Lateinischen übersezet. Die wahre Lateinische Urschrift findet man in Conrings Buche *de origine Iuris germanici* cap. 12. edit. lec. pag. 33. Daher will ich aus sichern Gründen das Alter dieser Wörter zu zeigen mich bemühen, und für jezt in das 16. Jahrhundert zurüke gehen. In demselben wird der Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, Heinrich Julius, im Jahr 1585. wie auch der Fürst zu Anhalt, Georg, im Jahr 1555. ingleichem der Marggraf zu Baaden, Carl, im Jahr 1557. Durchlauchtiger genannt.

Daß zu den Zeiten Anton Corvins, eines vormaligen Conventualen des Klosters Riddagshausen (*Meibom.* scr. rer. german. T. III. p. 384.) dieses Wort auch schon in plattdeutscher Sprache gebräuchlich gewesen sey, siehet man aus Corvins Buche, daß 1535. gedrukt ist u. folgenden Titel hat: Korte Vthlegginge der Evangelien, so up alle Sondage/ dorch dat ganze Jar geprediget werden. Nach einer kurzen und nachdrüklichen Vorrede des Doct. Luthers folget die Zueignungsschrift an den Landgraten Philipp, welche mit diesen Worten anfängt: Dem dorchlüchtigen hochgebornen Förssten vnd Heren, Heren Philipsen, Landgreuen tho Hessen, Greuen tho

Catthen

Catthen Elebogen, Ziegenheim, Diez vnd Nida, mynem gnedigen Heren, Gnade vnd Frede van Godt, dorch unsen Heren Jhesum Christum: Und folgenden Worten sich endet: Jck hebbe dem hilligen Euangelio tho eeren solcke Arbeit J. F. G. thogeschreuen, vnde bidde yn Vnderdänicheit, J. G. F. willen myn gnedige Here syn. Godt beware vnde leide J. F. G. alletidt selichlick, tho Loff vnd Prise vnses Heilandes Christi, tho Heil der ganzen Christenheit, vnd tho J. F. G. Selicheit, amen. Dathum tho Wizzenhusen, Anno 1535.

J. F. G.

Vnderdeniger

Antonius Coruinus.

Es ist also unstreitig, daß dieses Wort nicht erst im 17ten Jahrhunderte seinen Ursprung genommen habe. Eben so gewis scheinet es fast zu seyn, daß dieser Titel noch lange vor dem 16. Jahrhunderte gebräuchlich gewesen sey, welches Jemand, der ältere Bücher und Schriften hat, als ich, mit Exempeln gar leicht beweisen könnte. Ich habe inzwischen der bemeldeten Aufgabe ein Genüge gethan. Ob aber Sereniſſimus, oder Illustriſſimus zu dem deutschē Worte, Durchleuchtigster, Gelegenheit gegeben habe, das kan man wohl mit keiner völligen Gewisheit entscheiden. Der so gelehrte, als berühmte Hr. Doct. Heumann scheinet in seinen progr. de titulo Sereniſſimi pag. 10. der ersten Meinung nach günstig zu seyn.

Das hiervon abstamende Wort Durchlauchtigkeit ist sonder Zweifel gleiches alters. Wenigstens ist es älter als das 17. Jahrhundert. Ich beweise dieses aus der deutschen, im Jahr 1597. herausgekommenen, Uebersezung des Buchs, das Philipp Mornæus von der Wahrheit der christlichen Religion geschrieben hat, wo die Zueignungsschrift an den Fürsten zu Anhalt und Askanien, Christian, von dem Uebersezer mit diesen Worten beschlossen worden:

E. F. Durchleuchtigkeit.

undertheniger, gehorsamer Diener

Ioh. Franc. Castillioneus.

Die lateinischen Wörter *Sereniſſimus* und *Serenitas* sind zuerst im 4ten Jahrhundert von dem Kaiser Theodosius gebraucht worden. (*Cujatius* in Obſerv. lib. 16. c. 23.) Seine Söhne, Honorius und Arkadius, haben sich eben so genennet. (*Heumann* progr. de tit. Serm. p. 10. 11.) im 5ten Jahrhundert haben die Kaiser, Zeno und Anastasius, ein jeder seine Gemahlin Sereniſſimam genant. Ihre Worte hat *Becmann Notit. dignitatum illuſtrium* diſſ. I. c. 4. §. 6. angeführt. Der ordentliche Titel der Kaiser war Clementiſſimus und Clementia. Weil aber die Könige und andere grosse Herren, sich dieses Titels auch zu bedienen anfiengen: So nahmen die Kaiser zu ihren Unterscheidungstitel Sereniſſimus und Serenitas an. (*Heumann* l. c. p. 6.) Im 6ten Jahrhundert lies sich Justinianus gemeiniglich Serenitas veſtra nennen. (*Caſſiodorus* lib. 10. ep. 24.) Daß Carl der Grosse, im 8ten und 9ten Jahrhundert sich Sereniſſimus genannt habe und von andern genannt sey, ist ausser Streit. Denn alle, von Conring gesammlete Briefe, die der Papst Leo III. an denselben geschrieben hat, fangen mit diesen Worten an: Domino Piiſſimo & *Sereniſſimo*, Victori ac Triumphatori, Filio &c. Daß im 10ten Jahrhundert Heinrich der Vogler so genannt sey, zeiget, Kettner *Hiſt. Eccleſ. Quedlib. pag. 4. ſeqq.* Also war Sereniſſimus anfangs ein vorzüglicher Titel der Kaiser und nachher der Könige. Leonhard Aretin nennet den König Alphonsus in seinen Briefen Sereniſſimum. (Lib. 7. ep. 2. 6. *Heumann* l. c. pag. 8.) mit was für Rechte nun dieser Titel den Churfürsten und deutschen Herzogen beigeleget werde, hat Cäſarinus Fürſtenerius, (d. i. Leibniz) *de iure ſuprematus principum*

Germaniae c. 24. 44. 45. gewiesen. Nachher ist dieser Titel bei den grossen Herren bis auf unsere Zeiten gemein geworden.

In einem kleinen Beitrag habe noch folgendes gefunden, welcher diese Aufschrift hat: „Rethorica vnd Formulare, „Teutsch, derleichen nie gesehen ist, bey„nach all Schreiberei betreffendt, von vie„lerlei Episteln, Vnder- vnd Ueberschrif„ten, allen Geistlichen vnd Weltlichen, „vnd vilerley Supplicationes ꝛc. Getrukt „zu Tübingen, Vlrich Morhart ꝛc. „Die Zeit des Druks ist nirgend angezeigt, das davor stehende Privilegium Carls des V. aber ist 1528. den 24. Jun. datirt, und die im Werke selbst vorkommende Namen vieler Fürsten, welche um gedachte Zeit zugleich gelebt, bestättigen es, daß solches in dem ersten Viertheil des sechzehenten Jahrhunderts geschrieben und gedrukt worden. Der Verfasser nennet sich erst auf den zweiten Blatte. Er heisset mit seinem völligen Titel: „Alexander „Hugen, vilieriger Stattschreiber zu „mindern Basel, auch zu Pfortzheim in „der Marggraueschafft Baden, vnd zu „Calw, im Fürstenthumb Wirtenberg.„ Dieser hat nun auch, aus andern Büchern, wie er schreibt, vnd sein selbs geübten Erfarung, die damals gebräuchliche Titulaturen und Aufschriften, versamlet; und es lauten solche Fol. XXI. verglichen mit Fol. V. IV. a) an den Röm. Kaiser: Dem allergrosmächtigsten, durchleuchtigsten, (in den weiter unten folgenden Beispiel auch wol: allerdurchleuchtigsten) allerchristlichsten vnüberwindlichsten Kaiser ꝛc. b) an den Röm. König: Dem allerdurchleuchtigsten, grosmächtigsten. Doch Fol. IV. will er haben, daß einem jeden König, dem man mit unterworfen ist, der Titel gebühre: Allerdurchleuchtigster, grosmächtigster König. Die 3. geistlichen Churfürsten heissen, hochwürdigste, durchleuchtigste, hochgeborne Fürsten ꝛc. die weltlichen: Durchleuchtige hochgeborne ꝛc. und eben so auch Herzoge, Fürsten, und Marggrafen. In der Verbindung schrieb man, nach Hugens Fürschrift, an Erzherzoge, Churfürfürsten und Herzoge, auch wol an Patriarchen: Ewer Durchleuchtigkeit; aber an einen Fürsten, der nur ein Herzog ist: Ewer Gnaden; an einen Kardinal, päpstlichen Legaten, Erzbischof oder gefürsteten Bischof: Ewer Hochwürdigkeit; an eines Röm. Kaisers oder Königs hochgeachten Canzler, oder einer grössern Stadt ihre Oberkeiten vnd Rete oder andere fürnemste Personen, die nit Edel seynd: Ewer erleuchten Verrümptheit, hochgeachten Fürnemkeit; Ewer fürnemen löblichen fürpreuslichen Weisheit; oder Ewer ersamen verrümpten, wolgelümpten Weisheit; an geistliche Leute, die nit achtbarlich gewirdigt seind: Ewer berümpt Geistlichkeit, Andechtigkeit, Ehrsamkeit, Tugendt, Günstlichkeit; Deiner Theurheit, Gutheit, Berümptheit, Mannheit, Dapferkeit, Frömmbkeit, Zucht, Tugendt, Werdheit, Lobsamkeit ꝛc.

N. N.

Höchstnöthige Warnung vor alle Menschen, sonderlich aber vor diejenigen, die im wirthschaftlichen Stande leben, sowohl gegen den Müsiggang als die unmäsige Leibes- und Seelenarbeit; Nebst einem Auszuge aus der unter dem Vorsiz des hochberühmten Arztes und öffentlichen Lehrers in der Arzeneikunst, Hrn. D. Plattners zu Leipzig, von Hrn. D. Haaken gehaltenen Diss. de negotiosa Actione propter valetudinem circumcidenda. Verfertiget von G. v. R.

DEr Mensch ist zur Arbeit geboren, wie der Vogel zum fliegen; Das ist ein alter bekannter Saz, allein keine Sache kan den Müsiggang

gang weniger ohne ihr gänzliches Verderbē, als alle Arten der Wirthschaft vertragen, weil dieser ihre Natur in Geschäften der Kräfte des Leibes und der Seelen bestehet, daran GOtt die nothdürftige und bequeme Erhaltung des leiblichen Lebens, hiernächst aber auch die Erlangung eines Vorraths in zeitlichen Vermögen zur Ausübung der Liebe, ich meine die Erlangung des Reichthums, gebunden. So gewis aber auch dieses ist, so sehr sind doch auch einige Menschen zu einer höchst schädlichen Ausschweiffung in der Leibes- und Seelenarbeit geneigt, gleichwie hingegen andere unter dem Vorwand der Ruhe auf einen schnöden Müsiggang verfallen. Beide schaden nicht allein der Wirthschaft unmittelbar, sondern auch vornemlich dadurch, weil sowohl der Müsiggang als eine unmäsige Arbeit die Kräfte des Leibs und des Gemüths zu Geschäften, und also auch zu wirthschaftlichen, untüchtig machen, beide in grosse Krankheit stürzen, und endlich das Leben verkürzen. Allein sowohl das eine als das andere erkennen viele Menschen nicht, oder, wenn sie es ja überhaupt erkennen, so sehen sie es nicht überzeugend ein, und wissen weder in dem einen noch in dem andern Masse zu halten. Was aber daraus vor ein grosser Schade endlich in dem Ganzen eines gemeinen Wesens und in einzeln Wirthschaften von allen Arten, sowohl auf dem Lande als in denen Städten entstehe, das ist nicht zu beschreiben, ob es gleich unter die unerkannten Fehler entweder allzustrenger, harter und Gewinnsüchtiger, oder liederlicher und leichtsinniger und allzu commoder Hausväter, Hausmütter, Wirthe, Gelehrter und Ungelehrter, Landleute, Künstler, Handwerker, Manufacturieurs und Kaufleute gehöret. Ja es ist noch etwas, so diesen Fehler sehr beschwerlich machet, nemlich daß die Policei demselben nicht füglich recht in der Nähe und unmittelbar beikommen kan. Einige Arbeits und Gesindegeseze, einige Eintheilung der Zeiten, einige Zuchtanstalten und Strafen wider den Müsiggang, oder wider die Grausamkeit, womit andere die strenge Arbeit von denen Dienenden fordern, oder sich selbst tödten, sind zwar etwas. Allein sie reichen nicht zu, und haben wiederum auf der andern Seite viel üble Würkungen. Wenn aber die Leute auch in diesem Punct recht erzogen, oder alle von der Schädlichkeit sowohl des Müsiggangs als der unmäsigen Arbeit sattsam überzeuget und unterrichtet werden könten und würden, so möchte solches noch etwas helfen. Wenn man es aber endlich auch wegen des Müsiggangs glaubet, so will doch das andere, nemlich unmäsige Arbeit zu fliehen, vielen nicht ein. Arbeitsame Liebhaber, des fleises sonderlich, beten öfters ohne Verstand und Grund das Sprüchlein vor: Niemand stirbt von der Arbeit; welches doch kein allgemeiner Saz ist. Die-

se Sammlungen werden von vielen gelesen, vielleicht kan man dadurch auch etwas beitragen, die Menschen zu unterrichten und zu überzeugen, daß sowohl Müssiggang als unmässige Arbeit ihnen selbst am nächsten, hiernächst aber dadurch dem gemeinen Wesen höchst schädlich sey.

Eine gelehrte Abhandlung, welche auf der hohen Schule zu Leipzig unter dem Vorsiz des berühmten Lehrers in der Arzeneiwissenschaft, Hrn. D. Plattners daselbst, ohnlängst in diesem Jahre von dem damahligen Herrn Doctorando Haaken, de negotiosa Actione propter valetudinem circumcidenda gehalten, soll mir jezt die Gelegenheit und die Materie zu diesem Zwek geben, indem ich nur Auszugsweise aus diser gelehrten Dissertation denen zu gefallen anführe, wie schädlich der Müssiggang, sonderlich aber unmässige Arbeit, der Gesundheit des Leibes und der Seelen, die doch zu aller Wirthschaft so nöthig ist, welche kein Latein verstehen, und sich sonderheitlich in das lezte bei vielen Fällen, sowohl vor sich als in regard anderer, die vor sie arbeiten, nicht finden können. Denn der Endzwek des Herrn Verfassers ist zwar sonderlich anzuzeigen, wie nöthig ein rechtes Mas bei der Arbeit in Ansehung der Gesundheit sey. Jedoch berühret er auch die Nothwendigkeit derselben und die Pflicht zu arbeiten, den Nuzen der Arbeit überhaupt, und endlich auch den Schaden des Müssiggangs in Ansehung des Leibes und Leben, welchen die Müssiggänger doch insgemein auch nicht erkennen, wann sie gleich seinen Schaden in der Wirthschaft, den er unmittelbar hat, gestehen müssen. Er hat sonderlich diesen Irrthum im 2. §. gleich zu widerlegen gesucht, und hierzu viele Zeugnisse und Anstalten der Alten zu mässigen und ergözenden Leibesübungen zur arte gymastica und sofort gebrauchet. Doch dieses übergehe ich. Nur aus dem 3. §. führe ich billich die Erklärung, was Arbeit sey, an. Er nennet sie mit dem Celso ein mühsames oder beschäftigendes Thun, welches andere durch Handlung, Beschäfftigung oder Arbeit geben, und beschreibet sie mit denen Worten des Ciceronis, daß es eine Beschaftigung entweder des Gemüths oder aber des Leibes mit einer ernsthaften Verrichtung oder in einem Amte sey. Und hieraus leitet er den Unterschied zwischen der Arbeit des Gemüths und derjenigen her, so nur vermöge des Leibes geschiehet, wobei er im Vorbeigehen den gemeinen Irrthum derer Unverständigen oder vielmehr Unwissenden berühret, die dafür halten, als feyerten diejenigen von aller Arbeit, die eben nichts mit ihren Händen verrichteten, worunter denn sonderlich diejenigen leiden müssen, welche sich auf die Studia legen, welche doch mit dem Scipione Africano zu reden, alsdann am wenigsten müsig seyn, wenn sie am müssigsten zu seyn scheinen. Und hierauf wendet er den 4, 5, 6. und 7ten §. an, den Nuzen der Arbeit des Leibes und der Seelen in Ansehung der Gesundheit, theils mit Zeugnissen derer Alten, theils aus Vernunftsgründen, vorzustellen, und den grossen Schaden, den beide Leib und Seele von dem Müssiggange zu erwarten haben, zu zeigen. Die verständigsten Aerzte, sagt er, haben meistentheils durch Verordnung einer gemässigten Arbeit und beobachtenden Diät ihren Kranken mehr geholfen, als durch andere gewöhnliche Arzeneien. Allein sie erfordern auch, daß diese Arbeit alsdann ungezwungen und mit Lust geschehen müsse, wo sie anderst zu Herstellung der Gesundheit etwas beitragen solle. Das Wohlbefinden derer jenigen, die, wofern es nur zu ihrer Vergnügung gereichet, die stärksten Fatiguen ausstehen, ohne davon einige Beschwernis zu empfinden, zeige solches; Dahingegen andere, welche ohne Unterlas zu einer beschwärlichen Arbeit und zwar wider Willen angehalten werden, solches keineswegs aushalten könnten.

Son-

Sonderlich merket er von der Gemüthsarbeit an, daß dieselbe zur Gesundheit des Leibes und seiner Kräfte allerdings viel beitrage. Er unterscheidet aber das Bemühen der Seelen. Denn da in diesen zweien Stüken alles bestehet, wodurch unser Gemüth nur afficiret werden kan, indem daraus die Affecten bestehen, und hernach auch alle Gedanken, welche dem Regiment des Willens unterworfen, und nach dessen Befehl herfürgebracht, unterhalten und wiederum abgebrochen werden, so wird von beiden gemeldet, was dadurch dem Leibe genuzet oder geschadet werde, sonderlich aber, was die Gemüthsbewegungen dazu beitragen. Aus dem Schaden der heftigen Gemüthsbewegungen erweiset er aber darauf, daß nur ein gemäsigtes Thun und Würken der Seele dem Leibe allein ersprieslich sey, insbesondere aber eine beständige Zufriedenheit und mäsige Freude des Gemüths grossen Nuzen habe. Was aber der Müsiggang vor Schaden habe, davon lässet er den weisen Heiden Cicero reden, welcher spricht: Der Müssiggang und die Einsamkeit bringen eine Ermattung und Schwächlichkeit zuwege. Ja man habe Exempel, daß diejenigen, welche gänzlich ohne Bewegung gewesen, dadurch dergestalt furchtsam und niedergeschlagen worden, daß sie gleichsam allen Muth verlohren, und sich sowohl aus Kummer über die gegenwärtigen, als aus Furcht für die zukünftige Zeiten gar nicht haben zufrieden stellen wollen und können. Und daran sey nichts anders schuld, als gedachte ihre völlige Entschlagung aller Arbeit. Denn indem sie nichts anders zu thun hätten, so pflegten sie auf dasjenige, so ihnen am nächsten ist, und sie allein nur angehet, zu fallen, darauf zu denken, und sich darüber zu bekümmern, so gar, daß sie sich aus der geringsten Kleinigkeit unüberwindliche Beschwernis machten, und öfters die leidlichsten Schmerzen oder kleinsten Anfälle einer Unpäslichkeit, womit sie etwan befallen werden, für unträglich, und untrügliche Anzeigen ihres Endes achteten und ausgäben, wodurch sie gleichwohl nichts ausrichteten, sondern öfters ihr Ubel nur vergröserten und der Herstellung ihres Wohlbefindens immer neue Hinderniss in Weg legeten: Dahingegen aber würden diejenigen, so sich zur Arbeit gewöhnet, und darinne mäsig fortführen, oftmals die schwersten Krankheiten vermittelst ihrer guten Natur grösstentheils überstehen. Indessen so gehet doch bei allen diesen der Schlus des Hrn. Verfassers §. 8. dahin, daß weder die Arbeit des Leibes, noch auch die, so die Seele verrichtet, der Gesundheit könne zuträglich seyn, woferne nicht beiden gewisse Gränzen gesezet würden. Anfänglich zeiget er dannenhero solches von der Arbeit des Leibes, hernach aber der Seele. Was die Leibesarbeit anbelanget, so erweiset er, daß, wofern dieselbe allzustark und unmäsig getrieben würde, solches den Tod verursachen könnte, als wovon man traurige Beispiele zur Genüge aufgezeignet fände. Die Art und Weise, wie solches geschehe, erkläret derselbe nachmals sehr gründlich, und wenn es ja sich zutrüge, daß es scheine, als ob andere Nebenursache mit daran schuld gewesen wären, als eine schwache Constitution des Leibes, zärtliche Erziehung, ein innerlich verborgener Schaden, allzugrosse Hize oder Kälte und dergleichen, welches auch gar wohl seyn könnte, so bliebe doch gewis, daß die allzuheftige Bewegung des Leibes das Ihrige dazu fürnemlich beitragen, und diese traurige Würkung nach sich gezogen hätte. Dieses zeiget er nicht allein überhaupt, sondern auch §. 9. in Ansehung vieler Krankheiten insonderheit, die daher zu entstehen pflegen. Denn der Cörper wird durch eine allzuunmäsige Bemühung zu sehr erhizet, dadurch aber das Geblüte ausgetroknet, und folglich untüchtig gemachet, seine ihm gesezte so subtiele Wege, als die fast unsichtbaren unzehligen Aederlein des Leibes sind, gehörig zu durchlaufen, welche, wenn sie, wie daraus erfol-

erfolgen mus, endlich verstopfet werden, eine Entzündung verursachen und grosses Ubel anrichten. Dieses nun zu verhüten, soll man sich sonderlich in acht nehmen, daß man weder nach etwas heftiger Bewegung sogleich gänzlich davon und zwar auf einmal nachlasse, noch bei dergleichen starken Erhizung weder durch die freie Luft oder kaltes Getränke sich abzukühlen suche. Und solte auch gleich keine so gefährliche Entzündung so bald in gedachten Umständen und aus gemeldeten Ursachen entstehen, so lehret uns doch der Herr Verfasser §. 10. daß noch mancherlei anderer Schaden daraus gar leicht erfolgen könne. Der Schweis, als eine unzertrennliche Würkung einer jeden starken Bewegung, so heilsam er auch denen seyn mag, welche durch dieses Mittel sich derer unnüzen und verderbten Säfte zu entledigen suchen, so schädlich ist er doch einem Cörper, dem nichts fehlet und über dieses nicht zu klagen hat. Und wann er auch dienen möchte, wie er denn auch würklich in erstgedachter Entzündung nüzet: so leiden doch, wann anderst die Zufälle nicht vorhanden sind, die mehresten und besten Säfte darunter, indem diese sowohl als die bösartigen (so es an diesen fehlet, wie in Gesunden dafür zu halten ist), mit abgeführet werden, da dann nur die groben Erd- und öhlichten Theile zurük bleiben, welche, wenn sie sich miteinander vereinigen, neues Uebel verschaffen. Dieses ist kürzlich der Schade, den die flüsigen Theile durch übermäsige Leibesbewegung und das dadurch verursachte Schwizen leiden. Was aber die festen Theile betrift, so handelt er davon im 11. §. sqq. Denn da diese Theile aus jenen so zu sagen bestehen, und von jenen gleichfalls genähret und unterhalten werden, so kan es leicht kommen, daß die flüsigen durch die starke Kraft des Herzens und desselben allzuhefftiger Bewegung, worein er vermittelst der Erhizung geräth, einen oder mehrere derer festen Theile zersprengen, und damit eine der gefährlichsten Blutstürzungen erregen oder noch vielerlei andere Unheil anrichten. Dahingegen gehören auch die Schmerzen, welche Ermattete von grosser Arbeit zu empfinden pflegen. Denn eben diese entstehen von dem stehenbleibenden Geblüte in dem kleinen Geäder des Leibes, von welchen anzumerken, daß sie noch heftiger werden, wenn man gleich nach grosser Ermattung sich zur Ruhe begiebt, hingegen nachgeben, so man nach und nach von der Arbeit ablässet. An Exempeln fehlet es auch sowohl zu unsern als ehemaligen Zeiten nicht. Im 12. §. wie sonderlich Silenus angeführet, dessen bereits Hippocrates gedenket und von ihm bezeuget, daß er von allzuvieler und grosser Arbeit gestorben sey. Sonderlich aber gehet diese Warnung auch dem weiblichen Geschlecht an, sich einer unmäsigen Arbeit und stark angreiffender Bewegung des Leibes zu enthalten, indem ihnen daraus mancherlei sehr gefährliche Zufälle zustossen, ja wohl selbst der Tod erfolgen könne. Und es fehlet nicht an betrübten Fällen, die solches bestättigen. Allein ist eine unmäsige Arbeit und Bewegung des Leibs gesunden Leuten schädlich, so ist solches denenjenigen nach dem 13. §. dieser Abhandlung viel gefährlicher, die bereits mit einiger Unpäslichkeit behaftet sind. Und hingegen gehören alle die, so von Natur schwächlich und zart sind, oder an besondern Theilen ihres Leibes, was für welche es auch seyn mögen, etwas empfinden, absonderlich aber die, welche keine gute Lunge haben. Ferner ist allzugrosse Arbeit auch insbesondere denen schädlich, welche sich nicht mit Speise und Trank sattsam wieder erquiken und erholen können, oder aber vor der Arbeit nicht genugsam damit versehen gewesen. Endlich merket der Herr Verfasser an, daß schwere Leibesarbeit, absonderlich zu Pestzeiten sehr gefährlich sey; ja die Patienten dieser Seuche müsten sich auch vor der kleinesten Ermattung überaus hüten. Weil aber doch die Leibesarbeit sehr wohl auch zu dem Zwek

gebrau-

gebrauchet und angewendet werden kan, damit man theils das Zutheils das Abnehmen des Leibes, als welches beides nach Unterscheid der menschlichen Gesundheit zuträglich ist, befördere, so kan man folgende Regeln merken:

1) Wer abnehmen will, bewege sich geschwinder,
2) Arbeite nüchtern und
3) Esse gleich, wenn er von der Arbeit gleichsam keuchend kommt.
4) Wer aber zunehmen will, mus sich langsam bewegen,
5) Nicht nüchtern arbeiten,
6) Nicht gleich nach der Arbeit essen.

Sonst aber ist die schwere Leibesarbeit sonderlich denen, die mit dem Kopfe arbeiten, höchst schädlich, so sehr auch sonst eine gemäsigte Bewegung und Bemühung die schwächlichen Cörper derer Gelehrten erquiken und stärken kan. Und überhaupt schadet unmäsige Leibesarbeit denen Gemüthskräften, und machet sie zu solchen Verrichtungen, welche vermittelst der Seelen allein geschehen, untüchtig. Wer übrigens nach dem 14. §. mit dem Stein behaftet, einen starken Durchfall hat, dem der Mast davon ausgetretten, welche mit der Ruhr behaftet, oder Mängel an der Lunge, als Geschwüre und dergleichen haben, denen ist nichts schädlicher als starke Arbeit und unmäsige Anstrengung derer Kräfte des Leibes; Ja wer äusserlichen Schaden an Füssen, oder wenn das Frauenzimmer dergleichen üble Umstände an Brüsten, absonderlich den Krebs haben, als welcher durch viele manchen Weibern unumgängliche Bewegung derer Arme nur schlimmer wird, daher sie auch für andern zu beklagen sind, wenn sie bei dergleichen Zufällen nichts desto weniger gezwungen sind, ihnen selbst und denen Ihrigen Nahrung und Kleider durch ihre eigene Hände zu verschaffen. Dann dadurch kan leichtlich geschehen, daß sie sich die ganze Zeit ihres Lebens mit dergleichen Krankheiten schleppen müssen, indem die Cur wegen der beständigen Arbeit fast unmöglich ist. Daß aber die Ruhe denen nöthig sey, welche sich etwan Arme oder Füsse zerbrochen, oder auch nur ausgefallen haben, wenn sie wieder curiret werden sollen, ist einem jeden bekannt. Der 17. §. handelt von einigen besondern Leibesübungen oder sogenannten Exercitiis, und zeiget, wenn dieselbe diesen oder jenen Menschen in gewissen Umständen schädlich sind; Dahin gehöret 1) das Wiegen der Kinder, wenn sie ihre Zähne bekommen wollen und daran krank sind. Es ist aber auch von andern schon angemerket worden, daß das Wiegen mehr zur Gemächlichkeit derer Wärterinnen als zum Vortheil derer Kinder gereiche, sonderlich wenn es nicht auf eine sehr sanfte Weise, sondern mit Gewalt, Rumpeln und Stauchen der gemeinen Wiegen geschicht. Denn das Gehirn und die zarten Nerven der Kinder werden dadurch erschüttert, Schwindel und Tumheit verursachet, daher man auch von einem Menschen sagt: Er sey tumm geboyet. Zum 2) schadet das laute Lesen oder Sprechen derer, so sich vor dem Schlagflus zu fürchten haben. 3) Das Reiten, Fechten, Ball schlagen und dergleichen hefftige Ubungen, so den Leib angreiffen, denen so eine schwache Brust haben; das Reiten insonderheit, wie es auf Reitschulen im Creis herum getrieben wird, ist denen so zum Schwindel geneigt, höchst schädlich; ja alles Reiten schadet überhaupt denen Podagricis, und denen, so aus verschiedenen Ursachen die Füsse geschwollen sind. Gleichwie nun bis hieher nur die Rede gewesen von der Arbeit des Leibes allein, und wie alles Ubermas in selbiger der Gesundheit schädlich sey: also betrachtet der Herr Verfasser auch vom 18. §. an das andere Stük, welches die Arbeit der Seelen betrift, und suchet von selbiger ebenfalls darzuthun, daß, woferne ihr keine gewisse Gränzen gesezet werden, sie sowohl als die des Cörpers, in Ansehung der Gesundheit, gefährliche Folgen habe. Das Leben einiger Gelehrten, welche ohne Unterlas unter ihren

Büchern, so zu reden, begraben gewesen, hat im Ausgang bewiesen, was ihnen solches für Schaden, in Betrachtung ihres Gemüths selbsten gethan, da sie eigensinnig, hart, aufgeblasen, ja fast Leutscheu worden, so, daß sie mit niemand und auch keiner mit ihnen mehr umgehen wollen. Unter diejenigen, welche dieser Gefahr am meisten unterworfen seyn, durch allzuviele Arbeit des Gemüths sich zu schaden, müssen auch diejenigen sonderlich gezehlet werden, welche vor andern viele Geschäfte abzuwarten haben, die solcher Beschaffenheit sind, daß sie die Kräfte der Seelen sehr angreiffen und mitnehmen, worunter hauptsächlich die mathematischen Ausübungen u. die darunter begriffenen sehr beschwerlichen und tiefsinnigen Ausrechnungen gehören. Der Herr Verfasser zeiget auch im 19. §. die Art und Weise, wie solches zugehe. Denn durch die Anstrengung der Kräfte der Seelen werden alle Säffte des menschlichen Cörpers verzehret oder doch verdiket; welches aber nur das geringste ist, so man daher zu befürchten hat, sintemal durch das starke Denken nicht nur jene Flüssigkeiten, sondern auch, was das meiste machet, die Lebensgeister selbst, von welchen alle Empfindung und Bewegung einig und allein abhanget, erschöpffet werden. Unter allen Krankheiten aber, so allzuviele Gemüthsarbeit in uns erregen kan, rechnet der 20. §. vornemlich die Hauptkrankheiten, als Schwindel, Blödigkeit des Gesichts, ja die Schwäche aller Sinnen insgemein, nebst allerhand besondern Zufällen an denenselben. Vornemlich entstehet aber nach der Anmerkung des 21. §. der Mangel des Gehörs oder die Taubheit, ingleichen allerhand Brausen und Gluken der Ohren bei denen, die sehr viel mit dem Gemüthe beschäftiget sind. Wie denn deswegen die meisten arbeitsamen Gelehrten, sonderlich wenn sie alt werden, diesen Zufällen unterworffen sind, nachdem sie in der Jugend sich unmäsig darinn gehalten haben. Jedoch die unmäsige Gemüthsarbeit ruiniret nicht nur den Leib, sondern auch die Kräfte der Seelen. Es ist in dieser nüzlichen Abhandlung alles mit vielen würklichen Fällen und Begebenheiten, und also durch derer Herren Aerzte Hauptgrund, die Erfahrung, als auch durch den gezeigten Zusammenhang derer Ursachen und Würkungen, mithin durch die Vernunft bestättiget. Es erlaubet aber die Kürze nicht, solches allhier anzuführen: Vornemlich aber bleibet er doch im folgenden 22. §. bei denen übeln Zufällen einiger Theile des Leibs, so durch die Arbeit des Gemüths verursachet werden. Denn da sie alle, insbesondere aber der Magen, mit dem Haupte in genauer Verbindung stehen, so kan es auch nicht anderst kommen, als daß wenn jenes leidet, auch diese Theile dadurch gefährlich afficiret werden. Ja es ist nach des Herrn Verfassers Meinung fast kein widriger Zufall, der den Magen wiederfähret, welcher nicht aus allzuvieler Arbeit des Gemüths kan hergeleitet und erwiesen werden. Daher diejenigen sehr wohl thun, welche, wenn sie mit vieler Arbeit überhäuft sind, destoweniger geniessen, und zwar nur von gesund und leicht verdaulichen Speisen, darneben aber sich eines guten ihnen zuträglichen Getränkes bedienen. Die besondere Ursache dieser grossen Schädlichkeit der vielen Arbeit des Gemüths wird billich im 23. und folgenden §. gröstentheils daher geleitet, weil sie vielfältig und zwar am meisten sizende verrichtet wird. Denn diese Stellung ist dem Leibe keineswegs nüzlich oder vortheilhaft, indem einige Theile, als der Magen und die übrigen Eingeweide, dadurch verdruket, und also an derjenigen Würkung, so ihnen vermöge des Baues des Menschlichen Cörpers obliegt, verhindert werden, daraus dann nichts anders als Unordnung und mancherlei Krankheiten nothwendig erfolgen müssen. Aus diesen allen nun folget von selbsten, daß diejenigen, so ihre Gesundheit lieb haben, und darinnen alt zu werden begehren, zwar

den

den gänzlichen Müssiggang meiden, aber auch beständige und allzuheftige Arbeit, sowohl eine beständige ruhige und mäßige Lebensart, als eine beständig fortdaurende und ununterbrochene Beschäfftigung des Leibes und der Seelen fliehen müssen. Es lobet daher derselbe diejenigen, so die Mittelstrasse gehen, denn diese ist hierinn die beste. Sonderlich rühmet er nicht ohne Ursache den grossen Nuzen, welchen eine klüglich eingetheilte Abwechslung der Arbeit und der Ruhe, ingleichen eines mäßigen und erlaubten Vergnügens, die Verwechslung schwerer Studiorum mit leichtern, vieler wichtiger öffentlicher und Privatgeschäfte mit einer dem göttlichen Gesez gemässen Ruhe, Erlustigung und Vergnügung unserm Cörper zuwege bringen, die Beispiele älterer Zeiten des Socratis, des Agesilai, des Scævolæ, und einiger anderer, so man in diesem § angeführet und erkläret findet, dienet durch ihre Erfahrung zur Bekräftigung dieses Sazes. Diese Männer schämeten sich nicht, sich unterweilen auch fast kindischer Ergözlichkeiten zu Veränderung zu bedienen. Wann aber die unmäßige Seelenarbeit allemal schädlich ist, so kan sie noch vielweniger in gewissen Zeiten und Umständen dienlich seyn, sondern mus durch den Beitritt derselben noch schädlicher werden, z. E. Wenn man gleich nach der Mahlzeit, es sey nun solches des Mittags oder auch des Abends, mit derselben arbeitet, studiret und sofort. Der Herr Verfasser erinnert solches im 25. §. sehr wohl, und zeiget hiernächst, wie schädlich es sey, wenn man über grosser oder langer Arbeit gar des Schlafes vergisset, und von der dem Cörper so nöthigen Ruhe etwas abbricht. Es ist auch eine nöthige und gegründete Regul der Studirende und Kopfarbeiter, ja nicht sogleich zu einer ernsthafften Sache zu schreiten, wenn man vorher eine heftige Bewegung des Leibes gehabt, indem es selten alsdann gut von statten gehet. Dieses erläutert der 26. §. mit mehrern, und bemerket sonderlich, wie schädlich es sey, wenn man von scharfer Gemüths- oder Kopfarbeit zur Vermischung mit dem andern Geschlechte, oder von dieser Beschäftigung zu jener schreite, ingleichem wie sehr unmäßige Kopf- und Gemüthsarbeit die Triebe dazu dämpfe, hiernächst aber wenn sie kurz vor her gehe, in der ehlichen Vermischung die Erzeigung elender und schwächlicher Kinder verursache. Daher käme es auch, daß die gelehrtesten und doch sehr beschäftigten Leute nicht selten tumme und stupide Kinder nach sich liessen. Der Herr Verfasser erkläret und beweiset solches allhier aus der Natur des Geschäfts der Kindererzeigung zwar kurz, aber gründlich. Im 27. §. bemerket der Herr Autor einige Krankheiten, bei welchen, wenn ihnen soll abgeholffen werden, alle Arbeit sowohl des Leibes als der Seelen mus vermiethen werden; dahin dann gehören 1) alle diejenige Krankheiteiten, so aus dieser Ursach erst entstanden. 2) Diejenigen, welche das Haupt, das Gehirn und die Nerven angreiffen, sie mögen auch von der gar zu vielen Arbeit oder aus andern Gründen seyn erreget worden. Es mus auch keine allzulang anhaltende Arbeit 3) bei Kopfschmerzen oder 4) hefftigen Schnupffen vorgenommen werden, indem beides dadurch noch ärger wird; Vom Schwindel und einigen Magenzufällen nichts zu gedenken. Einige Krankheiten können zwar nach dem 8. §. eine gemäßigte Arbeit des Leibes und dessen Bewegung vertragen, allein es mus bei ihnen alle Arbeit des Gemüths unterlassen werden. Darunter gehören 1) einige Brustkrankheiten, z. E. die Catarrhe, Blutsturz, Schwindsucht, 2) einige Magenkrankheiten, und 3) nach dem 29. §. die Fieber, 4) der Stein, 5) viele arten von Gliederschmerzen, ja bei und gleich nach dem Gebrauch gewisser Arzeneimittel ist auch nach dem 30. §. viele Arbeit sehr schädlich, weil die Kräfte, so durch die Würkung derer Mittel schon mitgenommen worden, noch mehr erschöpffet werden, da denn der Mangel

derselben alle Krankheiten noch gefährlicher und zur Heilung beschwärlicher machet. Absonderlich müssen dieses diejenigen beobachten, die sich der Brunnencur mit Nuzen bedienen wollen. Jedoch bei dem allen ist doch sehr nöthig, daß man die Gewohnheit eines Menschen in Betrachtung ziehet. Im 31. §. wird davon viel nüzliches angeführet; diese trägt allerdings vieles bei, daß einer mehr oder weniger von Arbeit ausstehen kan, als der andere, daher oftmals einer nach seiner zur starken Arbeit des Leibes oder auch des Gemüths gewöhnten Natur, mehr ohnbeschadet darinn thun kan, als derjenige, so zärtlich und der Arbeit ungewohnet ist. Es nuzet daher ungemein viel, wenn man nach denen vernünftigen Regeln etwas gewohnt zu werden, d. i. mit Beobachtung der verschiedenen Kräfte, natürlicher mehrerer oder wenigern Fähigkeiten, eines gewissen Maases und allmähligen Anstrengens die Kinder fein von Jugend auf zu solcher Arbeit gewöhnet, wozu sie sich schiken. O wie heilsam würde solches nicht nachhero kraft dieser Anmerkung der Aerzte in einem Staate seyn, um allerhand Art von lauter Leuten zu bekommen, davon jeder in seiner Art der Arbeit gewohnt ist, und dahero weder leicht Müssiggang treiben, noch auch von starker Arbeit dieser und jener Art so leicht Schaden haben würde. Auf diesen Punct der Kinderzucht, und daß die Policei dazu antreibe und Anstalten mache, kommt eigentlich die rechte-Cur derjenigen Übel an, die von Müssiggang oder unmäsiger Arbeit derer Leute im gemeinen Leben entstehen. Ohne dieses Mittel scheinen die andern Mittel meist Palliativ-Curen zu würken. Sonst erhellet der obige medicinische Saz auch aus dem Beispiele einiger, welche, wenn sie zu einem etwas hohen Alter gelanget, und fast die ganze Zeit ihres Lebens mit Beschäftigung häufig beladen gewesen, sich zu ihrer Erleuchterung derselben auf einmal entschlagen wollen, darüber aber in ihrer Gesundheit grosse Aenderung gelitten, und vielerlei Beschwerlichkeiten ausstehen müssen. Angewöhnte Sachen, wenn sie ja schädlich werden, müssen indessen nicht plözlich nachbleiben, sondern nach und nach unterlassen werden. Wenn dieses solche Personen mit der gewohnten Arbeit gethan hätten, würden sie dergleichen Ungemach nicht verspüret haben. (Im dritten Theil dieser Sammlungen wollē wir hievon ausführlicher handeln.)

Von der Nothwendigkeit der Gebetsformuln.

Die Unterredung mit einem grossen Freunde verfiel neulich auf diese Materie. Damals erlaubte die Kürze der Zeit nicht, demselben meine Gedanken hiervon weitläuftiger mitzutheilen. Ich habe also diesen Blättern gegenwärtigen kurzen Versuch davon einverleiben wollen.

Es ist schon längst über diese Sache unter den Christen, niemals aber mit gröserer Heftigkeit, als nach der Reformation, gestritten worden. Insonderheit hat die presbiterianische Kirche in Engelland, welche mit der bischöflichen einen immerwährenden Streit unterhält, alle Gebetformuln schlechter Dings verworfen. Und so machen es viele andere. Der bekannte Gottfried Arnold, gehet in diesem Stuke gar zu weit, daß er sich überredet, die Gebetsformuln geben den sichersten Beweis von dem Verfall des Christenthums ab. Es ist wahr, vor dem vierten Jahrhundert hat man dieselben nicht gehabt; die Merkmale von ihrem Ursprunge finden sich erst nach den Tagen Constantin des Grossen. Es wäre aber zu wünschen, daß dieser Streit, so wie viele andere, stets mit der gehörigen Klugheit, Sanftmuth und Liebe, die der Erlöser fodert, möchte geführet seyn. Einige haben die Geseze hievon so weit überschritten, daß sie das Beten nach Formuln und Büchern als ein Kennzeichen unwiedergeborner Christen angegeben. Wer siehet nicht, daß dieses viel zu weit gegangen sey? Soll das Beten von der Art

ein

ein solches Merkmal heissen, so müssen tausend und noch tausend Menschen, deren Umstände dasselbe erfodern, bei ihrer Gottseligkeit irre werden, ob sie sonst schon die rechte Bahn betreten.

Allein die Bestreiter der Gebetsformuln sind nicht alle einerlei Art. Es sind auch solche Männer, die den Ruhm der Gelehrsamkeit, Aufrichtigkeit und einer wahren Gottesfurcht schon längst behauptet haben. Männer, die es mit dem Reiche des Erlösers, dem sie dienen, redlich meinen, und folglich dasjenige, was demselben zum Nachtheil gereichet, auf alle Weise abzuwenden suchen. Und selbst ihr Wunsch von der Verbannung des Gebets nach gewissen Vorschrifften, ist von dieser Art. Sie erkennen den Schaden, der hieraus entspringet. Sie finden Ursache, sich zu beklagen, daß bei vielen eine Laulichkeit in dem Christenthum, aus diesem Grunde entstünde, da sie ohne Aufmerksamkeit, ohne Andacht und Inbrunst, sich blos nach dem Buchstaben, der ihnen vorgedrukt wäre, zu bäten sich angewehnten. Ist dieses, und welches nicht überhaupt darf geleugnet werden, wahr und richtig: So haben diese Männer gros Recht, uns zu rathen, die Gebetbücher bei Seite zu legen, hingegen uns zu bemühen, mit Seufzern, die unser eigen Herz gezeuget hat, vor jenen Thron, wo Gebet und Flehen erhöret wird, zu tretten. Es lässet sich auch hören, was man ferner wider die Gebetsformeln einzuwenden pfleget, daß nämlich die verschiedenen Umstände, welche die Sterblichen nach dem Winke der alles regierenden Fürsicht treffen, oft selbst hierwider streiten. Wie, heist es, können unzehlige Menschen, die ihrem Stande nach so weit von einander unterschieden leben, sich nach einerlei Art zu beten richten: Da sie öfters das, was ihnen nicht noth ist, in ihrem Gebetbuche weitläuftig vorfinden, und hingegen dasjenige darinnen umsonst suchen, warum sie eigentlich GOtt anruffen müssen? Wird es also nicht vielmals geschehen, daß sie ihrem Zustande ganz und gar zuwider beten? Wiederum ein Einwurf, der nicht gering ist!

Diese beide Umstände, welche ich mit Willen nicht zu kurz anführen wollen, überzeugen uns hinlänglich, daß es allerdings besser sey, aus eigenem Herzen und mit eigenen Gedanken zu GOtt zu rufen; und daß folglich die Lehrer unserer Kirchen Fug und Recht behalten, ihre Zuhörer zu ermnern, sich durch eine würdige Bereitung auf ein eigenes Gebet geschikt zu machen. Allein, man findet auch bei der Parthei, welche für die Beibehaltung der Gebetbücher streitet, die wichtigsten Gründe. Eine grosse, ja die gröste Anzahl der Menschen ist viel zu träge und schläfrig, als daß sie sich an ein Gebet ohne Formel gewehnen sollten. Man kan im Gegentheil sicher annehmen, daß noch viele durch ein, von andern schon aufgesezтes Gebet zu dieser nothwendigen Pflicht ermuntert und angetrieben werden. Derjenige, welcher vor GOtt tretten will, mus doch einige gesunde Begriffe von demselben, von sich und seiner Noth haben. Wie gros ist nicht die Unwissenheit und Einfalt auch öfters unter denen, welchen das seelige Licht der Wahrheit ganz helle scheinet? Die wenigsten unter den Christen, ich versündige mich nicht durch diese Meinung, besizen das nöthigste Erkentnis von GOtt, von ihrem Elende und dem entgegen gesezten Heile, und wissen folglich nicht, was und wie sie beten sollen. Und da sie aus ihrem eigenen Herzen hierzu keinen Stof nehmen können, aus einem Gebetbuche aber nicht entlehnen sollen: So ermüden sie und unterlassen das Gebet selbst desto leichter. Solcher Art Leute müssen zugleich für die Worte, worinnen sie ihre Wünsche GOtt entdeken wollen, mit Sorge tragen. Ich bescheide mich gar wohl, daß hier keine Beredsamkeit, noch weniger eine Vielheit der Worte erfordert werde; ich mag aber so einfältig und so kurz beten, als ich will, so mus ich dennoch entweder gewisse Worte

denken, oder sprechen; anderst liefes auf eine Quietisterei hinaus. Man verwechsele dieses nur nicht aus Uebereilung mit dem Gebete des Geistes. Eine feurige und fruchtbare Einbildung ist vielmals schon vermögend, ein freues und kühnes Gebet hervor zu bringen, welches die Heuchelei und der Betrug nachgehends als andächtig und inbrünstig will angesehen wissen. Und wie nöthig ist es also, daß, indem man die Menschen für den einen Abweg warnet, man auch darauf bedacht sey, wie sie vor dem andern sicher bleiben? Wenn wir die Gebet- und Gesangbücher, denn diese sind für einerlei zu rechnen, ohne Ausnahme verwerfen wollen; so entreissen wir zugleich der Einfalt die besten Stüzen, worauf sich ihre Andacht gründen mus. Noch mehr: Dergleichen Art Bücher geben unwissenden Leuten oft den besten Unterricht in ihrem Christenthum. Eine Predigt verschaft ihrem Verstande denjenigen Nuzen nicht, den sie aus einem vorgeschriebenen Gebete schöpfen können. Man merket nicht selten bei ihnen, daß sie sich auf ein solch erbauliches Gebet, oder auf einen Vers eines wohlgesezten Gesanges, gleichsam als auf den Grund ihres Wissens beruffen, wenn sie etwas in ihrem Glauben erweisen sollen. Will man hievon gewisser überzeuget seyn: So trette man vor die Bette der Kranken und Sterbenden: Wie kräfftig wissen sich diese derjenigen Sprüche und Gebeter zu erinnern, die sie ehemals getasset haben? Es ist überdem ein Geist, der die Andacht bei denen, die solche Bücher u. Formeln schriftlich aufgesezt gewürket hat, und der noch jezt unsere Seelen belebet. Wie andächtig und mit welchem Feuer seufzet ein Arndt, ein Rambach, ein Schmolk, ein Kreuzberg und viele andere? Es ist aber leicht, daß der, welcher selbst erwekt redet oder schreibet, eine Seele in eben die Verfassung, worinn die seinige ist, versezen könne.

Was aber den andern Punct betrift, daß nämlich die verschiedenen Umstände der Menschen nicht verstatteten, sich gewisser Gebetsformeln zu bedienen: So wird auch dieser nicht mehr so gültig bleiben, wenn man nur auf die mancherlei Arten von solchen vorgeschriebenen Gebetern Achtung geben will. Es finden sich 1) Dinge, welche allen Christen schlechterdings nöthig sind. Dahin gehören vornemlich die geistlichen Gaben: Busse, Glauben, Vergebung der Sünden, Erneuerung ꝛc. wie auch die Hülfe und der Schuz GOttes, die Erhaltung, ein seliger Tod ꝛc. Wer darf von diesen allgemeinen Stüken sagen, daß er derselben entbehren könne? Von den besondern Umständen aber, welche sich im menschlichen Leben zu äussern pflegen, sind die mehresten auch in den Gebetbüchern, welche nicht gar zu klein gerathen sind, zimlich genau angemerket worden. Von ganz ausserordentlichen Zufällen stehet dieses freilich nicht zu behaupten. Wer nun hiebei nicht einmal so viel Einsicht hat, daß er diejenigen unter der Anzahl dieser Gebeter erwählet, welche sich für ihn und seinen Zustand schiken, der wird das Vermögen, aus eignem Herzen, vernünftig zu beten, gewis noch weit weniger besizen.

Unser seligster Erlöser, der allervollkommenste Lehrer, gibt uns mit dem Vater Unser Matth. 6. selbst eine Gebetsformel an die Hand. So wenig, wie es sich dahier schliessen lässet, daß man ohne eine solche Vorschrift und Formul nicht beten dürfe: Eben so wenig lässet es sich auf der andern Seite behaupten, daß das Vater Unser nicht als eine solche Formel könne angenommen werden. Sowol in den ältern, als neuern Zeiten haben sich gelehrte Schriftausleger bemühet, dieses leztere erweislich zu machen. Augustin, Calvin, Bugenhagen, Grotius und einige andere sind dieser Meinung zugethan gewesen. Und aus dem, was wir schon erinnert haben, ist leicht zu verstehen, warum sich alle Presbiterianer zu eben dieser Meinung bekennen. Aber, sowohl aus dem Anfange,

als aus den Bitten und dem Schlusse des Vater Unsers erhellet offenbar, daß dasselbe als eine Gebetsformul anzunehmen sey. Wenn Christus die Materie zu einem Gebete, oder dasjenige, warum wir beten dürfen, hierdurch nur allein hätte anzeigen wollen, warum hätte er GOtt in Person angesprochen, und warum hätte er stets *optative* oder wunsch- und bittweise fortgeredet? Man überlege dieses nur ohne Vorurtheil, und gehe auf solche Weise alle Bitten in der Reihe durch.

Bei dem Schlusse dieser Vorstellung merke ich also 1) noch einmal an, daß es besser sey, mit eignen Gedanken vor GOtt zu tretten, weil wir demselben unser Anliegen sowohl eigentlicher, als auch vielmals aufmerksamer und andächtiger vorstellen, daß es aber 2) wegen der Schwachheit der mehresten Menschen, die da beten sollen, in unsern Zeiten unmöglich sey, alle Gebetsformuln abzuschaffen, wofern das Christenthum selbst nicht auf gewisse Weise hierdurch Noth leiden soll. Man ist vielmehr denjenigen Männern, die nach dem Masse ihrer Gaben, durch ein erbauliches und vernünftig geordnetes Gebetbuch das Ihrige zu dem Bau des Reichs Christi beitragen, für solch heilsames Bemühen Dank schuldig. Bei dem öffentlichen Gottesdienst kan vornemlich solcher vorgeschriebenen Gebeter, deren Verordnung ad jura Principium circa sacra bei uns gehöret, nicht entbehret werden. Denn ob schon der Prediger Erlaubnis hätte, öffentlich aus freiem Kopfe zu beten, so würde doch eben dieses Beten des Predigers in Betrachtung der Gemeine, die ihm nachsprechen mus, zu einer wirklichen Formel werden. Ich erinnere hierbei, 3) daß es eben so leicht möglich sey, im Unglauben aus blosser Gewohnheit zu beten, ob man schon kein Buch dieserwegen in die Hand nimt, als dieses möglich ist, wenn man sich nach vorgeschriebenen Gebetern richten will.

R. H. G. Rüdemann.

Neue Entdekung von der Ebbe und Flut.

Zu Berlin ist ein in Französischer Sprache sehr wohl geschriebenes Buch in 8vo. 1. Alphabet stark abgedrukt worden, darin man die wahre Ursache der Ebbe und Flut zu erklären bemühet ist. Der Titel ist: La veritable cause du Flux & Reflux de la Mer decouverte par *Caspar Binninger*. 1749. Der Herr Verfasser eröffnet darinn verschiedenes. Er zeiget zuerst den bewundernswürdigen innern Bau der Erde und das wunderbare, welches sich in ihr alle Augenblik erzeuget. Zum zweiten findet man darinn sehr anmerkungswürdige Beweise, welche entdeken, daß das Meerwasser sich unter der Erden durcharbeite; durch das unterirdische Feuer gereiniget werde, und auf die Art hernach die Quellen zubereite. Zum dritten prüfet der Herr Binninger das unterirdische Feuer besonders. Er redet davon, als von dem Grunde der Bewegung, dadurch die bewundernswürdige Wirkung derselben geschehen, welche zugleich erkläret werden. Er handelt viertens von den unterirdischen Wässern und Winden, als nöthigen Stüken, daraus die Zusammensezung des Ganzen entstehet. Zum fünften wird bewiesen, daß das Wasser der Quellen gar nicht von der Ausdünstung komme, sondern von dem Meer unter der Erde. Darauf wird zum sechsten der wahre Ursprung der Quellen, und die Weise wie das unterirdische Gewässer welches von dem Meer kommt, bis auf die Berge erhoben wird, um daselbst die Quellen und Flüsse zu machen, gezeiget. Und endlich wird zum siebenden die Ursache von der grossen Erscheinung in der Natur, der Ebbe und Fluth erkläret.

Es werden sonst überhaupt in dieser Schrift viele anmerkungswürdige Dinge erörtert; als die Erzeugung der bewundernswürdigsten Stüke in dem Unterirdischen; der wunderbare Weg eines guten Theils des Occeans, von einem Pool zum andern unter der Erde; die Verbin-

dung

dung und erstaunliche Zusammenstossung der Meere durch grosse unterirdische Canäle, welche die Schwürigkeit völlig aufhebet, die den Philosophen sehr viel zu schaffen gemacht hat, in Betrachtung des Caspischen und Todten Meers, welche beständig eine unbeschreibliche Menge Wassers von den grossen Flüssen empfangen, ohne daß sie dadurch aufschwellen sollten; ohnerachtet man uns nicht von aussen einen Weg gezeiget, wodurch es wiederum abgeführet wird.

Man entdeket auch in diesem Tractat, was aus den entsezlichen Klumpen Salz wird, welche mit dem Seewasser unter der Erde fortgehen, und dadurch die Quellen entstehen, auch warum das Meer von seinem Salze nichts verlieret, ohnerachtet dasselbe unter der Erde eine so grosse Menge Salz läst, und die Flüsse demselben nichts als süsses Wasser mittheilen.

Der Herr Binninger entdekt auch die Ursach warum gewisse Quellen, welche beim Ausflus sogleich grosse Flüsse werden, nur im Sommer flieſſen und im Winter aufhören; andere nur im Winter flieſſen; und endlich warum andere 6. Tage in der Woche und den Sabbathstag nicht flieſſen. Er weiset ferner, warum der Berg Vesuvius so erschreckliche Ballen und flüssiges Feuer zu der Zeit da die unterirdische Stadt, welche man im Königreich Neapolis entdeket hat, durch die Erde verschlungen worden, ausgeworfen hat. Wir übergehen viele andere besondere Anmerkungen. Der Vortrag ist deutlich und angenehm zu lesen.

Wir halten uns verbunden anzumerken, daß dieser Tractat, nicht nur von dem hochberühmten Herrn Präsidenten der Academie der Wissenschaften hieselbst sey gebilliget worden, sondern auch von mehreren Philosophen, welche solchen im Manuscript gesehen haben.

Der Herr Verfasser hat solchen auf seine Kosten in Halle druken lassen, und ist erbötig die Exemplare zusammen, oder einen Theil derselben, auf die billichste Art andern zu überlassen.

Beweis, daß die Aerzte Freimaurer seyn.

Zu Ingolstadt ertheilte im Monat Junii dieses jezt lautenden Jahs die alldasige berühmte Universität s. Licentiatis Medicinæ, die alle geborne Landeskinder sind, die Doctorwürde. Die v. dem Hrn. Rath D. u. Prof. Joh. Jacob Freiling, bei diesem feierlichen Actu gehaltene und bei dem Universitäts Buchdruker, Joh. Paul Schleig, auf 2. Bogen in 4to. abgedrukte Inaugurations-Rede erleutert und behauptet den Saz: Optimus Medicus sanioris Libero-Murariæ Societatis socius esse potest & debet. Vor 6. Jahren kam ohne Benennung der Zeit und des Orts ein Tractat in Französischer Sprache unter dem Titel: Secret des Francs Maçons heraus, welchen der gleichfalls unbenannte Autor einem Doctri medico unter dem Namen Procopii, als einem venerablen Mitgliede der Freimaurer und Meister oder Vorsteher von 22. in Paris errichteten Logen, zugeeignet hat. Wenn die in besagter Schrift denen Französischen Liedern vorgesezte moralische Regeln die wahren Principia der F. M. enthalten, so wäre zu wünschen, daß nicht nur jeder Medicus, sondern auch ein jeder Christ ein Freimäurer wäre, oder ein solcher zu werden suchte. Allein der Herr Doct. will bei dieser Societät so viel verdächtiges und höchst gefährliches gefunden haben, daß er gleich anfangs mit dem Anathema auf die Mitglieder, Patronen und

Vers

Vertheidiger derselben losbricht. Wenn man dem gemeinen Ruf und dem Teufel selber, wenn er aus denen Besessenen redet, glauben darf, so sind die Freimäurer fæx hominum qui Societatem aut potius hæresin profitentur, qua pestilentiorem magisque abominandam nec orcus unquam excogitavit. Kurz, es sind Leute, welche in benemoratis urbibus & orthodoxis provinciis vi & jure non tantum prohibentur, ne conventicula, quæ sicut noctuæ in tenebris sine arbitris extraneis celebrant, ullo in loco constituant, sed ne quidem, si manifesti & convicti sint, utpote sacro Jovis Romani fulmine percluſi tolerantur. Gleichwohl können und sollen die 5. neue Herren Doctores Freimäurer werden, aber NB. in saniori sensu. Sie sollen das Gebäu des menschlichen Leibes, welcher ein Haus der unsterblichen Seele ist, aufrichten, und die Gesundheit entweder erhalten, oder wenn sie zerstöhret, wieder herstellen. Sie haben das Glük, daß sie würklich Frei und sicher sind, und dörffen ihre Regeln, welche ihnen rühmlich sind, vor niemand verhelen. Sie können sich auch das Wappen der F. M. billich zueignen. Die 2. Säulen Jachin, directio, sc. omnium regularum & actionum ad finem suum, hominis nempe sanitatem, und Boos, fortitudo schiken sich vor sie, und ist die leztere einem Medico nöthig ad difficultates in praxi superandas, tum ad eventus siniſtros, tum ad Collegarum & æmulorum maledicentias, injurias & odia superanda. Mit welch n 2. Säulen auch garwohl die 2. fulcra medicinæ dogmaticæ, Ratio und Experientia mögen verglichen werden. Der zwischen den 2. Säulen stehende Triangel mit der Ueberschrifft: Omnia æquat, erinnert den Medicum sowohl armen als reichen Patienten mit gleicher Liebe und Fleis beizuspringen; der Zirkel, daß er zu Haus im Studiren und drausen in der Praxi beständig seyn müsse. Das rechtseitige Winkelmaas deutet auf die regelmäßge Art seiner Curen. Die Herren Medici können ihren Eid, nachdeme man ihnen die Puncte, darüber sie schwören sollen, darunter auch der: celanda non revelabo mit gehöret, deutlich vorgelesen, mit guten Gewissen abschwören. Wider den Eingrif, welcher den Medicis von Weibspersonen geschicht, die doch von der Freimäuresgesellschafft allerdings ausgeschlossen sind, wird die Freimäurerische Regel: Fer mala, aus obgedachtem Tractätlein bestens recommendiret.

Satire wider die falsche Ehrsucht.

Mein Sohn, bist du wie ich, so geh den Weg der Ehren,
Und las dir nichts den Muth zum Kriegsthrone stören:
Sprach ein bejahrter Greis, der an dem Tagus sas,
Und voller Majestät von Bettelbroken as
Sein Wahn klang hoch genug; doch waren seine Grillen
Bei steter Hungersnoth mit Brode noch zu stillen:
Wer aber tilgt in uns das Fieber der Vernunft?
Ein jeder Tag vermehrt die kluge Narrenzunft.

Je mehr wir der Natur zum Untergange blasen,
Je mehr sieht man die Welt vor Ehrbegierde rasen.
Die dennoch, wenn sie sich in ihren Werken weist,
Von rechter Ehre kaum ein halber Schatten heist.

Ich untersuche nicht die Thaten wilder Fürsten
Die schon nach Menschenblut im Mutterleibe dürsten,
Die eher in den Krieg als in die Schule gehn.
Und auf in jedes Wort zum Schlagen fertig stehn.
Das Blutvergiessen ist doch nun zur Tugend worden,
Der ist ein schlechter Held der nicht auch kan ermorden,
Es wird den Kindern schon von Eltern eingeprägt;
Es ist der erste Trieb der hohe Seelen regt.
Man kauft die Mörder auf durch ausgepaukte Gelder;
Der Menschenjäger streicht durch Strassen und durch Felder,
Und schleppet mit Gewalt der Wittwen leztes Pfand,
Das dennoch seine Zeit viel besser angewand,
Zum Würgeplaze fort; wo man mit ganzen Haufen
Das längst erstorbne Herz zum Sturme zwingt zu lauffen,
Und durch ein Marterfeuer, das Pluto kaum entdekt,
Oft lebend und umsonst in Pulvergrüfte senkt.
Wer wollte dieser Wuth durch Sittensprüche wehren?
Die Erde müste vor nicht Christen mehr gebähren,
Europa müste vor durch Bliz und Hagelstein
Zerstöret, und die Welt voll Lappenländer seyn;
Sonst wenn der Heiland auch von Himmel selber käme,
Wenn er die ganze Zahl der Patriarchen nähme,
Und mit der Jüngerschaar, mit halb gesenktem Knie,
Die Lieb ist das Gesez! aus vollem Munde schrie:
So würde man ihn wohl mit einer Losung ehren,
Doch nun und nimmermehr auf seinen Willen hören.

Drum las ich, was sich schon zur Sünde frei gemacht:
Wer hat den Saz der Schwärmer doch erdacht,
Die sich aus Eigensinn noch über Fürsten heben,
Durch ihr Rebellenherz den Rechten widerstreben,
Und um ein einzig Wort, daß auf zwo Silben kriecht,
Das nach dem Hunde schmekt, und nach der Mutter riecht,
Ihr Leben, das sie doch für Länder sollten wagen,
Wie Gaukler, ohne Noth, der Welt zur Marter tragen?
Wer hat uns doch gesagt, daß tode Prahlerei
Der Tugend höchster Grad und dieses Ehre sey,
Wenn man ein Wappenheer von vielen Ahnen zählet,
In welchen öffters doch der Vater selber fehlet,
Und die, so kurz vorher den neuen Stam gebahr,
Ein bloses Nebenweib des geilen Fürstens war?
Wer hat uns doch gelehrt, daß man von edlem Blute
Die Tugend so erlangt, wie man von einem Gute
Die Schaf und Rinder erbt? daß dieses hohe Blut
Die hohe Würkung nur an Standes Töchtern thut,

Und

Und gleichwohl seine Kraft nicht in der Mutter stirbet,
Wenn sie sich heimlich gleich um Bürgertrost bewirbet?

Woher kommt der Betrug, wenn man der Jugend Zeit
Durch theuren Müssiggang in Karten hingestreut,
Daß man für seinen Ruhm durch leere Titel sorget,
Und wie der Mond sein Licht von fremden Lichte borget:
Und doch von jedermann sich hochgepriesen hält,
Wenn man den Adel nur im Gelde vorgestellt;
Auf Federbüschen trägt, und von geschmierten Zungen
Durch freien Tafeltrunk ein falsches Lob erzwungen.
Wie kommt es, daß ein Mann, den sonst der Kram ernährt,
Und dem der Pfefferstaub noch aus der Nassen fährt,
Durch einen Adelsbrief, den sein Betrug erhandelt,
Sich augenbliklich so, wie Protheus dort verwandelt,
Und sein nunmehr durch Geld Hochwohlgebohrner Sohn,
Von Bürgern voller Schmach, von Rittern voller Hohn,
Schon wie ein Ritter spricht, den Jason aufgeschrieben.
Als ihn das güldne Vlies nach Colchos hingetrieben?

Durch was vor Zauberei mag es doch wohl geschehen,
Daß, wenn ein Bücherfuchs den Titel nur gesehn,
Ihm sein erhizter Geist den Kragen so beweget,
Daß er ein ganzes Buch mit Donner niederschläget?
Daß ein gelehrter Narr, der voller Mängel stekt,
Doch fremde Mängel stets durch seinen Wurm entdekt?
Und alles was er schreibt, so lachend kommt gesprungen,
Ob hätte sein Verstand den Phöbus gar verschlungen?
Was treibt denn Wucher Balg wenn er den Geiz gestillt,
Und durch so langen Raub die Kästen angefüllt,
Daß er nach Hofe lauft und sich mit Sorgen plaget,
Das kaum erpreste Gut auf leeren Wechsel waget,
In fremde Schulden sinkt, durch Banquerott verdirbt,
Und als ein Märtirer von Complimenten stirbt?
Und was sucht eine Frau, die wenn sie pralen wollte.
Der Ehre gröstен Theil vom Manne borgen sollte,
Daß sie nach neuer Art der Alten Pflicht vergist,
Und ihren ganzen Ruhm nach fremden Lippen mist?
Daß sie das Richteramt dem Spiegel anvertrauet,
Aus der geschminkten Haut ihr einen Tempel bauet,
Und dann erst ruhig schläft, wenn ihr das halbe Land
Der Herzen erste Kraft zum Opfer zugewand?

Die Ehre treibet sie; die Ehre! wirst du sprechen:
Daß man der Ehre doch die Knochen müste brechen,
Eh sie zu Stande kommt! wenn sie sich so verliert,
Daß sie aus Menschentalk nur Affenzeug gebiehrt,
Wie glüklich bist du doch, o David, nicht gewesen,
Daß GOtt zu solcher Zeit zum Fürsten dich erlesen,
Da Wahn und Thorheit noch den Zepter nicht erlangt,
Und man den wahren Ruhm der Tugend nur gedankt.

Wie niedrig würden doch jezt deine Tathen klingen;
Man wird ein ein Spötterlied auf allen Gassen singen.
Ist dieser, spräche man nun Fürsten zugezählt,
Der lieber schnelle Pest als Schwerd und Krieg erwählt?
Soll der ein Musterbild der grösten Helden heissen,
Der sich mit Steinen läst von Akerknechten schmeissen?
Man sieht wohl, daß der Thron die Trägheit nur verdekt,
Daß ihm das Hirtenblut noch in den Adern stekt;
Daß er den Goliath durch Schäferlist erkniket,
Und Joab ihm mit Recht die Thränen vorgerükket.
Was wäre Salomo bei dieser wilden Zeit?
Ein Schulgelehrter Mann, der Grillen ausgestreut.
Der Fürstenkinder will nach Bürgensitten messen,
Und bei der Poesie den Degen gar vergessen.
Hätt er zu rechter Zeit den Unterthan gedrükt,
Des Pöbels Raserei die Federn ausgepflükt,
So hätte nicht sein Sohn der klüger war gebohren,
Zehn Theile von der Macht des Königreichs verlohren.
Wo blieb jezt Ahasver mit seiner Bürgerbraut?
Sarmatiens Piast, der noch der Pflug gebaut,
Und wo ganz Asien, da, was der Hof belohnet,
An Aemtern, aber nicht auf Richtersizen wohnet?
Da durch des Vatters Tod der Adel auch vergeht,
Und nichts, als nur der Weg zur Tugend offen steht.

Da sich ein Krämer nicht mit neuen Namen kleidet,
Die Kriegeskunst den Held und Bürger unterscheidet;
Und alles was der Fleis zu hohen Stuffen treibt,
Auch sein Verdienst sogleich ins Buch der Ehren schreibt.
Wo bliebe Sokrates, der bei so vielen Wissen,
Wie unsre Weisen doch kein Marterbuch erkrissen?
Der jeden Punct der Zeit nicht ohne Müh erspart,
Und ein lebendig Buch durch sein Exempel ward?
Und wo nun jene Frau, die als der König fragte:
Wer an der Tafel doch am meisten ihr behagte?
Zur klugen Antwort nur acht Worte liest ergehn:
Sie hätte weiter nichts als ihren Mann gesehn?

O Närrinn! hör ich schon, o blinde Närrin! schreien!
Wer will bei Tafeln sich an alter Kost erfreuen?
Der Mann ist für die Noth des Hauses wohlbestellt,
Nicht aber durch ein Bild das immer wohlgefällt.
Das alte Testament ist nunmehr aufgehoben,
Da Weiber nichts gethan als Kuchen eingeschoben.
Dort striech der Männer Ruhm den Weibern Farben an,
Jezt sieht man, daß ein Weib auch Männer machen kan,
Wenn sie des Fürsten Sinn durch ihren Wiz ergezet,
Den halb verzagten Mann auf Ehrenstüle sezet,
Die grobe Bürgermilch durch Ritterblut erhöht,
Und von geborgter Kraft mit Helden schwanger geht.

O rasender Poet! hör ich noch weiter rufen,
Bau dir ein Narrenhaus auf deine Tugendstufen;
So lange sich der Kreis der Erden nicht verkehrt,
So bleibt der Degen wohl der Ehre Richterschwert.
Viel besser als ein Mann der Höllen zugestorben,
Als mit der feigen Schaar das Himmelreich erworben.

O bettlender Poet! läst sich ein Jude hören,
Den kluge Dieberei doch endlich noch zu Ehren,
Und an den Hof gebracht: Was gehn dich Wechsler an,
Durch die ein König erst als König leben kan?
Willst du des Glükes Fall am Nächsten nicht erdulden?
So geh und sammle Geld und zahle deine Schulden!
So lern das Einmal Eins, und tilge nach und nach,
Durch wuchrende Vernunft dein langes Ungemach.

Die Freigebigkeit.

Liberalitate liberalitas perit.
S. *Hieron.*

Es ist schwer die Gränzen zu bestimmen, wo sich Freigebigkeit und Verschwendung scheiden. Die Freygebigkeit ist eine Tugend, und die Verschwendung ein Laster. Die eine rühret von dem Trieb einer edlen Seele her, die andre aber verlezet durch ihre Unordnung die heiligsten Gesetze der menschlichen Gesellschaft. Die Freigebigkeit wird, sobald sie das vorgesteckte Ziel überschreitet, zur Verschwendung; und die Verschwendung kan niemals ausgeübet werden, ohne sich selbst, oder andern zu schaden.

Es ist eine thörigte Empfindlichkeit, wenn man nicht leiden kan, daß man uns geizig schilt; die Leute, die von uns haben wollen, oder welche sehen, daß man diejenigen Misbräuche nicht mit macht, die ihnen vortheilhaft sind, werden uns immer des Geizes beschuldigen. Wo würden uns die Urtheile dieser Leute hinbringen, wann wir nach ihrer Sittenlehre unsre Haushaltungen und Ausgaben einrichten wolten? Wir würden nicht ehender ihren Beifall gewinnen, als bis sie uns eben so niederträchtig und so bedürftig sehen solten, wie sie sind. So lang wird die Freigebigkeit heraus gefordert, bis man nichts mehr hat, freigebig zu seyn.

Laset uns, weil so viel in der Welt darauf ankommt, die Eigenschaft dieser Tugend etwas genauer untersuchen. Unter dem Wort Freigebigkeit verstehen wir eine solche Handlung, da wir durch freiwillige Gaben und Gutthätigkeiten, andre zu erfreuen suchen. Sie entstehet aus Liebe, aus Grosmuth, aus Mitleiden: sie hat allezeit einerlei Endzweck dem Nächsten Gutes zu thun. Die Liebe richtet ihre Triebe auf das Vergnügen andrer Menschen. Die Grosmuth sezt ihren eignen Nuzen hintan und das Mitleiden beweget uns, den Armen und Nothdürftigen beizustehen. Sie ist also eine Tugend. Ist

sie eine Tugend, so mus sie durch die Vernunft regiret werden: ihre Würksamkeiten müssen nicht allein nach ihrem Endzwek eingerichtet seyn, sondern sie müssen auch diejenigen Ausschweiffungen vermeiden, denen sie mehr als andre Tugenden unterworffen ist.

Wer eine wahre Freigebigkeit ausüben will, der mus seinen Stand und seinen Beruf prüfen: er mus seine Pflichten kennen: er mus wissen, in welcher Verbindung er mit andern Menschen stehet, und wie weit ihm alle diese Umstände erlauben, freigebig zu seyn. Man ist nach dem Trieb der vernünfftigen Natur, welchen die Religion billiget, verbunden, alle Gesezmäsige Mittel zu gebrauchen, um seinen Zustand so viel zu berbessern, als es möglich ist. Aus diesem Bestreben flieset die Fähigkeit ein rechtschaffener Vater, ein getreuer Ehegatte, ein nüzlicher Freund, ein Wohlthäter der Armen und überhaupt ein guter Bürger zu seyn. Ein Verschwender kan keine wahre Freigebigkeit ausüben; dann indem er dasjenige, was er hat, liederlich und ohne Vernunft hingiebt, so sezt er sich in Gefahr, selbst bedürftig und dem gemeinen Wesen zur Last zu werden. Er versorgt die Seinigen nicht. Er bringt sein Hauswesen in Unordnung. Er macht noch Schulden dazu, und stirbt, ohne sie zu bezahlen. Man sagt, er habe sich durch Freigebigkeit, ruiniret; allein man sollte dieses keine Freigebigkeit sondern eine Narrheit, einen lächerlichen Hochmuth, eine schwermende Prahlerei und dergleichen nennen.

Man solte sagen, die Freigebigkeit sey nur allein eine Tugend der Reichen und Wohlhabenden. Denn wer nichts hat, der kan auch nichts geben. Allein es ereignen sich Umstände, wo solche auch die geringste Menschen ausüben können. Ein armer Bauer ist freigebig, wenn er einem Umsonst eine Arbeit verrichtet, oder einen Gang thut; denn sein Leib und seine Gesundheit sind seine Güter; wenn er damit einem andern ohne Entgeld dienet, so ist er freigebig, wann er einem ein Ehrengedichte umsonst verfertiget; und ein Soldat ist freygebig, wann er sein Leben für das Vaterland waget, oder freiwillig für seinen Freund oder für seinen Fürsten die Waffen führet.

Die wahre Freigebigkeit ist selten eine Tugend der Fürsten, denn sie mus von uns selbst und unserm eignen Gut herkommen; sie mus uns etwas kosten, sie mus aus Liebe, aus Grosmuth, oder aus Mitleiden herrühren. Die meisten Fürsten aber bedrängen ihre Unterthanen. Die müssen alles herbeischaffen, er entbehret deswegen nichts. Perdere multi sciunt, donare nesciunt: sagt Tacitus. Dergleichen Fürsten sind nicht im Stande, eine wahre Freigebigkeit auszuüben, so lang sie dem menschlichen Geschlecht

nicht

nicht Recht wiederfahren lassen, und dasselbe schüzen, an statt solches zu verderben. Folgendes Exempel wird uns von der Freigebigkeit eine nähere Erläuterung geben.

Sophronime und Bellander waren zwei Brüder, von gleicher Fähigkeit, aber von ungleicher Gemüthsart. Sie hatten reiche Eltern, und wurden von ihnen unter der Aufsicht eines Hofmeisters auf Universitäten geschikt; dieser war, nach Art dieser Leute, einer von den falschen Grosmüthigen, dessen Verdienste darinnen bestunden, daß er seine beide Untergebene von dem schädlichen Laster des Geizes zu bewahren, und sie in lauter solche Gesellschaften von jungen Leuten zu bringen suchte, wo man derjenigen Eltern spottete, die aus zäher Sparsamkeit nicht wissen, was sie mit ihrem Gelde machen sollen. Seine Untergebene beflissen sich also einer weit erhabnern Sittenlehre; sie suchten bey Spiel und Wein die Verachtung der Reichthümer frühzeitig zu lernen. Die alte Mutter, welche die Welt nicht kante, wünsche sich heimlich Glük, daß ihre Söhne so einen rühmlichen Ehrgeiz hatten, und sich vor andern durch ihre lebhafte Aufführung hervor zu thun wusten. Sie hielt das Geld für glüklich angewandt, welches sie ihnen mit starken Wechseln übermachen lies. Die jungen Herren giengen darauf auf Reisen: sie machten ihrem vornehmen Hause allenthalben Ehre. London und Paris waren Zeugen von ihrer glänzenden Aufführung und von ihren Freigebigkeiten. Jederman bewunderte bei ihrer Zurükkunft ihren Pracht, ihre Artigkeit und ihre französischen Manieren.

So glüklich hatte der Herr Hofmeister ihnen den Punct der Ehre beigebracht. Dieser aber kam so oft und viel, daß sich die Einkünfte daran stiesen.

Es ereignete sich bald ein Geldmangel, der den Sophronime aufmerksam machte. Er sah, daß wo er noch ein paar Jahre seine Ausgaben und Freigebigkeiten auf gleiche Art fortsezen würde, sie von sich selbst ein Ende nehmen dürften. Diese Vorstellung rührte ihn. Er rettete was er konte, und kaufte sich ein Gut.

Sophronime hatte etwas sehr geselliges und angenehmes: der benachbarte Adel, den der Müssiggang und die Faulheit drukte, suchte ihn in seine Bekantschaften mit einzuflechten: Immer Zuspruch, immer Gäste; alles kehrte bei ihm ein, alles sah hier hungerich, rostig und hochadelich aus; alle Arme, alle Bettelleute, alle Landstreicher meldeten sich bei dem gnädigen Herrn. Er wolte die Einsamkeit erwehlen, und Wirtschaften lernen. Er hatte es übel getroffen. In der Stadt machte ihm seine Freigebigkeit Ehre, hier auf dem Lande war sie eine Schuldigkeit. Er

Er liebte eine reiche Wittbe bei Hofe, sie heirathete ihn und brachte ihm einen einträglichen Dienst zuwegen. Sie war eine gute Haushälterin, damit war Sophronime gerettet. Seine Frau hies geizig: sie wiedersezte sich den gemeinen Misbräuchen, und lies sich schelten. Ihr Mann hatte das Herz, ihr nachzuahmen. Sie hatten Kinder, die ihre Sorgfalt und Liebe auffordeten; sie sparten als Eltern und beobachteten dabei einen wahren Wohlstand, als ehrliche Leute. Sie machten keine Schulden, zahlten alles baar, hielten ihr Gesinde wohl, thaten den Armen Guts, und erwiesen ihren Freunden so viel Höflichkeit, als es ihre Umstände litten: sie waren es aber nur bis auf einen gewissen Grad, wo diese Tugend keinen grossen Schein hatte, weil dabei nichts ausschweiffendes war. Vernünftige Leute musterten ihre Haushaltung nach der ihrigen. Prahler und Windmacher aber, die nicht leiden können, daß andre Leute weniger bedürftig sind als sie, wezten an ihnen ihre stacheligten Zungen: sie konten solches leiden, dann es ist ein süsser Vortheil Leuten zu misfallen, deren Hochachtung man fürchten mus. Sophronime lebte also in einem glüklichen Wohlstand, und hatte keinen Verdrus gehabt, wann ihm sein liederlicher Bruder solchen nicht gemacht hätte.

Dieser, nemlich Bellander, gieng ganz andere Wege, nachdem er das Seinige durchgebracht, machte er Schulden: Seine Glaubiger trieben ihn von einem Ort zu dem andern. Er hatte Kriegsdienste genommen, und einige Feldzüge mitgethan. So reich an Schulden, als Ehrntiteln heirathete er eine Gräfin, die in gleichen Umständen war: sie brauchten beide hundert Ränke Gelder aufzunehmen. Die neue Schulden machten die alten vergessen; um sich sicher zu sezen, daß man beide nicht frevelhaft ihm abfordern möchte, lies er sich zu einem Grafen machen, und sich dabei den Titel eines Generals geben. Es spendiren keine Leute besser, als die das Geld dazu borgen: dieses sind die rechten Freigebigen, welche die ganze Welt auslachen. Ein paar so hogebornes Volk, welches ein gleiches Schikfaal und gleiche Neigung vereiniget, haben einen doppelten Verstand die Leute zu hintergehen. Was der Prasser verdirbt, mus der Bösewicht schaffen.

Bellander irrete mit seinem vornehmen Weibe allenthalben herum. Allenthalben hies es, daß der Graf wichtige Verrichtungen hätte: Allenthalben lebte er auf Unkosten seiner Glaubiger. Wollte man ihn zur Zahlung anhalten, so schüzte er seinen Caracter vor; mahnte man ihn mit Höflichkeit, so schwur er aufrichtig, daß er nicht bei Geld wäre, und doch unterdessen Standesmäsig leben müste. Drohete ein Glaubiger ihn zu verklagen, und nahm sich dabei ein wenig Freiheit im Reden, so schmis er ihn ohne Complimenten die Treppen hinunter. Wie es aber keine Möglichkeit war, eine solche Lebensart in die Länge, ohne die geringste Einkünfte fortzusezen, so wusten sie endlich nicht mehr, wohin sie sich hinwenden sollten. Sie nahmen also ihre lezte Zuflucht zu dem Bruder, dem in ihrem Sinn so sehr verachteten und geizig gescholtenen Sophronime. Dieser, der bisher seinem liederlichen Bruder nur zum Gespött gedienet hatte, sollte ihn nun mit Weib und Kind bei sich aufnehmen, und ihnen forthelfen. Er

dachte

dachte nicht, daß Bellander so unverschämt seyn würde, ihm wieder vor die Augen zu kommen, da er ihm selbst noch eine nahmhafte Summa schuldig war.

Was hatte Sophronime hier zu thun? Sollte er sich eines nichtswürdigen Bruders halben eine unglükliche Ehe mit seiner Frauen machen, welche sich allem Beistand, die er ihm leisten möchte, vernünftig widersezte? Sollte er den Nuzen seiner eigenen Kinder, der Betrachtung eines liederlichen Menschen aufopfern? Sollte er seinetwegen seine Ruhe, seine Ordnung, seinen guten Nahmen, seine Freunde, seine Gemächlichkeit, und sein mühsam erworbenes Gut Preis geben? dieses wäre wider alle Gerechtigkeit. Die Laster würden herrschen und die Tugend der Gottlosen Sclave seyn. Sophronime glaubte demnach, daß das Band, womit er seiner Frauen, seinen Kindern und seinen Freunden verbunden wäre, weit heiliger sey, als dasjenige des Geblüts, welches weder seine Neigungen gewehlet, noch die Tugend geknüpfet. Er glaubte, daß er bei sogestalten Umständen seinem Bruder nicht mehr, als die allgemeine christliche Liebe schuldig sey. Er schenkte ihm so viel, daß er an einem andern Ort kommen konnte, und überlies ihn dem Schikfal, welches er sich aus Muthwillen und Gottlosigkeit selber über den Hals gezogen hatte.

Anmerkung vom Windmachen und der Aufschneiderei.

Die Tugend ist eine Schwester der Wahrheit; denn als sich der Verstand mit der Freiheit vermählete, haben sie diese beiden wunderschönen Töchter gezeuget. Die Wahrheit ist die älteste, und siehet mehr ihrem Vater, als ihrer Mutter ähnlich; die Tugend ist jünger, und hat sich nicht nur der Anführung ihrer Eltern, sondern auch der Gesellschafft ihrer Schwester von Jugend auf bedienen können. Ja man kan sagen, daß sie ohne dieselbe nicht denjenigen Namen verdienen würde, den man ihr beigeleget; oder daß die Tugend ohne Wahrheit keine Tugend mehr seyn würde. Diese beide Schwestern sind unzertrennliche Gespielinnen: kein Zufall kan ihre genaue Freundschafft unterbrechen, viel weniger gar aufheben. Beide lieben keine Pracht oder einen weitgesuchten Putz; Sie sind mit ihrer natürlichen Annehmlichkeit zufrieden. Sie wollen zwar beide geliebet seyn; aber von keinen andern, als die mit ihrem Vatter Freundschaft gemachet, und sich in seine Weise schiken gelernet. Zu allem Glüke sieht auch sonst kein Buhler nach ihnen; weil ihre Schönheit durch keinen äussern lichen Glanz in die Augen fällt. Nur diejenigen, die mit ihren Eltern eine Zeitlang vertraut umgegangen, lernen ihr lebenswürdiges Wesen nach und nach kennen. Das sonderlichste ist, daß keine Eifersucht bei ihnen herrschet; vielmehr will die eine nicht ohne die andre geliebt seyn. Hat jemand die Wahrheit lieb gewonnen, so wird sie ihm selbst die Schönheiten ihrer Schwester der Tugend so lange anpreisen, biß er sie gleichfalls zu ehren und zu lieben anfängt. Die Tugend hergegen will von niemanden verehret seyn, als der vorhin ihre ältere Schwester geliebet.

Ich kenne noch eine andere Familie, worinnen sich der Herr von Argliſthausen mit einem Fräulein von Begierdendorf verheirathet hat. Keines ist dem andern recht getreu; sondern wie er seinen verschmizten Kopf nicht besser zu brauchen weis, als wenn er seine Ehegattin betrüget; so unersättlich ist sie in ihrer Leidenschaft. Sie trägt kein Bedenken einem jeden, und wenn es auch ihres Mannes geschworner Feind, der Herr von Dummburg, seyn solte, ihre Vertraulichkeit anzubieten. Doch hat ihr Ehestand ein paar würdige Proben ihrer Liebe aufzuweisen. Das Fräulein von Lügenheim ist ihr ältestes Kind, welchem sie diesen Namen von einem besondern Landgute gegeben, allwo selbiges das Tageslicht zuerst erblikt,

und nachmals allezeit erzogen worden. Ihren Sohn aber haben sie den Herrn von Windau zu nennen beliebet, weil die Frau Mutter ihn an einem mit unzehlichen Windmühlen bebauten Orte zur Welt gebracht. Ich weis nicht, ob die Beschaffenheit der Oerter, wo man gebohren wird, einen Einflus in die Gemüther der Menschen hat: so viel weis ich, daß das Fräulein von Lugenheim eine geschworne Feindin der Wahrheit, Herr von Windau aber ein vollkommener Windmacher ist.

Am wahrscheinlichsten ist es wohl, daß die Auferziehung der Eltern das meiste zu der Unart dieses Geschwisters beigetragen habe. Die Tochter hatte bereits die Eigenschafften ihres Vaters und ihrer Mutter in sich vereiniget, als der kleine Sohn seiner Sinne und seiner Einbildungskraft ein wenig mächtig wurde. Seine gute Gestalt und seine fertige Zunge spornten den Fleis ihrer Eltern noch mehr an, alle Mühe anzuwenden, um einen rechten Weltmann aus ihm zu machen. Von der Mutter lernte er, allen seinen Lüsten den Zügel schiessen zu lassen: von seinem Vater fassete er die Kunst durch allerhand listige Streiche zu seinen Absichten zu gelangen; und von seiner Schwester ward er im Stellen und Verstellen, im Prahlen und Leugnen unterrichtet. In kurzer Zeit ward der Knabe ein Jüngling, und befand sich im Stande auf Academien zu ziehen.

In dem nechsten Dorfe von seiner Vaterstadt war er schon kein Edelmann mehr; sondern ein Baron, und als sich sein Diener in diesem neuen Titel ein paar mal versahe, gab er ihm seinen Abschied, und nahm sich einen andern. Wenn er in Gasthöfen unter Weges jemanden antrafe, der ihn um seine Reise befragte, gab er Antwort, daß er durch Italien, Frankreich, Engelland und Holland eine Spazierreise thun, als ein Nebenwerk aber die Staatsmaximen aller Höfe sich bekannt machen wolle. Sagte man ihm, daß zu einer solchen Reise viel Geld gehöre: So gab er zur Antwort: ausser der Goldbörse von 500. Ducaten, die er bei sich hätte, hätte er in Frankfurt am Main einen Wechsel von 2000., in Venedig einen von dreitausend, in Rom, Neapolis und Mesina desgleichen; hernach in Florenz, Genua und Turin nicht weniger; Zu Genf und Paris aber noch weit mehr zu heben. London anlangend, so wäre er daselbsten an einen grossen Minister adresiret, der ihm bei Hofe einen Zutritt verschaffen würde. Mit solchen Reden ergözte er sich bis an das Thor derjenigen Stadt, wo die für ihn bestimmte Hohe Schule war. Ohngeachtet er kaum Lateinisch lesen konte, so sagte ers doch keinem Menschen, daß er jezo allererst auf die Universität käme. Es hiese, er käme nur die Academie zu besuchen, nachdem er schon auf jener 3., und noch auf einer andern 2. Jahre zugebracht, und das Seinige in allen Stüken gethan hätte. Der beste Gasthof war ihm noch viel zu kleinstädtisch; wiewohl sich sonst Grafen und Fürsten darinnen mit Vergnügen aufgehalten hatten. Alle Bedienten im Hause, die ihm etwas bestelleten, oder sonst behülflich waren, bekamen einen, auch wohl 2. Gulden zum Trinkgelde. Dem Barbier, welcher ihn zuerst bedienete, warf er einen Ducaten auf den Tisch. So währete seine Lebensart etliche Wochen; und als jederman sich einbildete, daß seines Geldes kein Ende werden könnte, fieng Herr von Windau an zu borgen. Er fluchte aber unzehliche mal dazu, und schwur, daß er den andern Tag, als er angekommen, gleich 50. Thaler im Spiele verlohren, und drei Tage darauf durch einen Diebstahl mehr als 300. eingebüsset hätte. Wenn er eine Mahlzeit vor wenig Groschen gegessen, und ein leichtes Bier dazu getrunken hatte, gieng er Nachmittage aufs Caffeehaus, und beschwerte sich über das viele Nöthigen

zum

zum Trinken, dergleichen ihm bei den vornehmen Hofbedienten wiederfahren wäre, wo er zu Mittage zu Gaste gewesen. Der Ungarische Wein wäre so überflüssig hineingegossen worden, daß sein Kopf, der sonst den Trunk noch ziemlich vertragen könte, ganz wüste davon geworden.

Kommt er in Gesellschafften von den Leibesübungen zu reden, so sind alle Tanz- Fecht- und Stall-Meister des dasigen Ortes nur Kinder in seinen Augen. Er erzehlet, wie er auf seinen Reisen von vier mit Ober- und Untergewehr versehenen Banditen überfallen worden wäre. Alsofort hätte er durch eine gewisse Kunst ihre Flinten besprochen, so daß keine einzige losgegangen. Und als die Räuber darüber ganz rasend geworden, und mit der grössesten Gewalt auf ihn zugestürmet, habe er seinem Kerle nur befohlen, hinter seinen Rüken zu treten, und sich selbst zu vertheidigen, aber durchaus den Feinden keinen Schaden zuzufügen. Hierauf habe er alsobald vom Leder gezogen, zwei von seinen Räubern die Klingen vor der Faust weggehauen, dem dritten die rechte und linke Hand verletzet, daß er den Degen nicht halten können, und den vierten im Augenblike entwaffnet, so daß er ihn, auf den Knien liegend, um sein Leben bitten müssen. Wer sich nur ein wenig zweifelhaft bei diesen Erzehlungen anstellet, der beweget ihn gleich, tausend Eyde und Flüche zur Bekräfftigung hinzuzusetzen.

Im Schiessen rühmt er sich einer besondern Fertigkeit. Er erzehlt, wie vielmal er ein halb Stok Karpfen nacheinander im Wasser erschossen habe, ohne einen einzigen Schus vergebens zu thun: Ja er schlägt eine Wette an, fünfzehn Tauben-Eyer, die man rings um ihn in einem Zimmer auf die Erden legen soll, mit so viel Pistolen-Schüssen zu treffen, und kein einziges zu verfehlen. Im Fechten hat er schon unzehliche Proben vor sich, wie er selbst sagt, und wenn man ihn auf eine Duelle kommen läset, so weis er kein Ende in seinen Erzehlungen zu finden. Neulich war er in einer Gesellschaft von Frauenzimmer, und als es die Gelegenheit gab, von der Voltigier-Kunst zu sprechen, so hebt Herr von Windau an: Parbleu! mes Dames diese Kunst hat mir und einem charmanten Kinde einmal das Leben gerettet. Ich war in einem Hause, wo par hazard eine Feuersbrunst entstand. Die beiden untern Etagen waren schon ganz mit Rauch und Flammen rempliret, und ich lief ganz desperat aus einem Appartement in das andere, aber envain. Endlich weil alle Treppen brannten, so lief ich in ein Zimmer, dessen Fenster nach der Strasse giengen. Par bonheur traff ich eine Demoiselle aus unserm Hause darinnen an, die sich auch weder zu rathen noch zu helffen wuste. Morbleu! ich hatte commiseration mit dem pauvren Kinde, und resolvirte mich kurz, machte das Fenster auf, embrassirte sie, und was meinen sie, was ich gethan habe? Sie werden sichs nicht leicht einbilden. Enfin, ich machte eine Volte zwei Stokwerk tief herunter auf die Strasse, und zwar so glüklich, daß ich mit dem Frauenzimmer für mes deux pieds zu stehen kam. Hätte ich da nicht voltigiren können: Diable m'emporte! ich hätte miserablement crepiren müssen.

Da ich an das Frauenzimmer gedacht habe, kan ich nicht vergessen, was er von seinen Liebesbegebenheiten vor Dinge erzehlet. Er scheuet sich nicht, ein langes Register von Frauen und Jungfern zu machen, die ihm ihre Gewogenheit antragen lassen, ja er erzehlet weitläufftige Historien von sich, die schon in etlichen alten Romanen stehen. Trifft es sich, daß jemand selbige gelesen, so wird er nicht einmal roth darüber, und schwöret dazu, daß er eben derjenige Ritter seyn müsse; der Verfasser des

Romans (der doch länger tod ist, als Herr von Windau gelebet hat) müsse von ihm gehöret haben. Er lernet Verse auswendig, und giebt sie hernach vor die seinige aus. Z. E. Er geht mit jemanden über die Strasse, und als er ein Frauenzimmer im Fenster gewahr wird, fragt er seinen Gefährten, wie ihm dieser Vers gefalle:

Das grosse Brennglas schmelzt Metall zu Staub und Erden,
Allein ich weis ein Glas, das bessre Proben hält;
Denn wenn die Sylvia sich hinters Fenster stellt,
Mus jede Scheibe gleich ein zündend Brennglas werden.

Der gute Mensch bewundert den schönen Einfall, und den reinen Vers, und fragt, ob Herr von Windau ihn vielleicht selbst gemacht habe? Ja, versezet dieser, es ist ja nur eine Bagatelle. Als jener aber einem andern guten Freunde den Vers des Herrn von Windau vorsaget, so schlägt ihm dieser in Philanders verliebten Gedichten die 106te Seite auf, wo er mit eben so viel Worten stehet.

Als er schon so viel Schulden gemacht hatte, daß er innerhalb etlichen Wochen davon zu gehen entschlossen war, breitet ers in allen Gesellschafften aus, daß sein Vetter, der eines vornehmen Teutschen Fürsten Gesandter in Regenspurg ist, an ihn geschrieben, und ihm die Secretairstelle aufgetragen habe, welche sehr viel eintragen soll. Der Mann sezt er hinzu, hat mich mein Lebenlang nicht gesehen, nur mein Papa hat ihm die Bilder von meiner Schwester und von mir überschiket. Und gleich darauf schreibt er mir, daß ich zu ihm kommen solle; denn er hätte es aus meinem ehrlichen Gesichte schon gesehen, daß ich capacité genug habe, sein Secretaire zu werden. Kaum hat sich dieses Gerüchte auf allen Wein- und Cavee-Häusern ausgebreitet, als Herr von Windau unsichtbar wird. Man hört nach einem halben Jahre nichts weiter von ihm, als daß er ein vollkommener Windmacher gewesen.

Es ist eine wunderliche Sache, daß junge Leute sich einbilden, durch dergleichen Künste ihr Glük zu machen. Es ist wahr, daß sehr wenige so gar unverschämt seyn, als der Herr von Windau. Seine Auffschneidereien waren unerträglich, ja er redete fast kein wahrscheinlich Wort. Allein ich halte davor, daß auch der allergröste Grad der Windmacherei nicht mit der wahren Tugend bestehen könne. Windmachen heisset nichts anders, als sich vor vollkommener ausgeben wollen, als man in der That ist. Diese Vollkommenheit mag er nun entweder im Verstande, oder im Leibe, in der Ehre oder in Gütern an sich zu zeigen suchen, so wird er nichts als Schande von seiner Verstellung haben. Es wird sich bald zeigen, daß er derjenige nicht ist, davor er sich ausgiebet, und dann ist es aus mit ihm. Glüket es ihm, sich in dem ersten Gespräche bei jemanden beliebt zu machen: So wird doch das andere oder dritte seine Schwäche deutlich verrathen. Was hat nun ein solcher Windmacher vor ein Glük in der Welt zu hoffen.

Von Pflanzung wilder Bäume, und wie dadurch Waldungen nüzlich und in weniger Zeit anzulegen.

Es ist in den mehresten Landen Europens die Klage über den Geldmangel; Ob nun wohl das Geld gleichsam die Seele in dem Handel und Wandel zur menschlichen Nothurft ist, und man also Ursache hat, auf dessen Einkommen und Circulirung zu sehen, so findet man dannoch andere hinlängliche Mittel, diesen Mangel zu ersezen: Aber dem an allen

Orten

Orten hervorscheinenden Holzmangel ist auf keine Art und Weise genugsam zu begegnen.

Dann ob schon hin und wieder Vorschläge und Verordnungen deswegen geschehen, so seynd solche dannoch an denen wenigsten Orten zur Ausführung gebracht worden. Se. Majestät der hochseelige König von Preussen, Friederich Wilhelm, haben unterm 21. Jun. 1719. besondere Briefe mit angehängter Instruction zu Holzplantagen ergehen lassen; Und daß denenselben in denen Königl. Preussischen Provinzien nachgelebet worden, zeuget der Augenschein: Dann man findet schöne Tannen- und Fichtenwälder, so von Saamen gepflanzet worden. Die junge von Eicheln erzogene Bäume seynd theils Orten zu solcher grösse gediehen, daß man sie mit Vergnügen ansiehet, zumalen eine besondere Ordnung in deren Verpflanzung in Obacht genommen worden.

In Holland siehet man die schönsten Plantagien von wilden- besonders Eichbäumen. Engelland hat gleichfalls die Tannen- und Fichtenbäume mit gutem Succes zu pflanzen angefangen, und Würtemberg kan sich rühmen, daß von dem dortigen übersanden Saamen ein schöner junger Wald angewachsen.

Diese Holz- und Waldpflanzung ist auch in Frankreich in Vorschlag und theils Orten würklich zum Effect gekommen, und in denen Memoires der Königl. Französischen Academie, des Jahrs 1742. pag. 314. Holländ. Edition, findet man die Experimenta, welche Mr. Buffon über diese nüzliche Sache gegeben.

Man hat zwar wilde Bäume auch in andern Ländern angefangen zu pflanzen; weilen aber die rechte Methode dabei nicht beobachtet worden, indeme man die junge Bäume an denen Orten der Wälder, wo man geglaubet, daß selbige zu dichte aneinander stünden, ausgegraben und an andere versezet, wodurch einige an denen Wurzeln zu viel verlezet, andere aber, welche aus schattichten Orten in die freie Luft und Sonne gekommen, mithin zu Grund gegangen; als hat man davon mehr Schaden als Nuzen gehabt.

Vor das beste aber ist erfunden worden die Bäume von ihrem Saamen oder Kernen zu ziehen, und dieses, ob es schon lang- und mühsam zu seyn scheinen, so ist es doch nur von Anfang, und würde der Nuzen in 50. ja in weniger Jahren klar an dem Tage liegen, gleichwie solcher auch in obgemeldeten Ländern augenscheinlich zu sehen.

Eine Eiche, wann sie in dem Wald entweder von den Wurzeln ausschlägt, oder von der abgefallenen Eichel aufwächset, hat eine sehr lange Zeit, und nach Beschaffenheit des Erdreichs, und der Situation bis 100. Jahre zu ihrem vollkommenen Wachsthum nöthig; wann sie aber gepflanzet wird, so kan sie in 50. Jahren zu einer schönen Grösse gelangen.

Wann nun bekannt, daß unter denen wilden Bäumen die Eiche in diejenige Classe gehöret, welche zum menschlichen Leben und Bequemlichkeit vieles beitragen; Als ist wohl auch nöthig, daß man auf deren Pflanzung vorzüglich bedacht seye.

Ich wollte fast behaupten, daß unter den wilden Bäumen keine nöthiger und nüzlicher seyen, als eben die Eichen: Woher wollten wir ein bequemeres Holz zu unsern Wein-, Bier- und andern Fässern bekommen? Wenigstens ist mir keines bekannt, woraus man Gefässe von solcher Grösse und Dauer, welche zugleich Wasser halten, machen könnte, als das Eichen Holz, welches wegen seiner besonderen Beschaffenheit und Tüchtigkeit, uns den nemlichen Nuzen präsiren könnte. Die Grösse, Dike und Länge dieser Bäume machen, daß sie zu den meisten Stüken, wo man Holz braucht, können angewendet werden. Dann ob wir schon, wo es gerade und lange Tannen- und Fichtenbäume gibt, die Eichen nicht zu Sparren und Balken gebrauchen, noch die Schiffbauleute selbi-

ge zu Mastbäumen anwenden können, so thun sie uns doch in andern Stüken ungemein grosse Dienste: sowohl zur Schönheit in dem Bauen, als auch zur Dauer und Vestigkeit. Besonders schiket sich das Eichenholz zu Gebäuden im Wasser, als zu Mühlwerken, Brüken, Dämmen ꝛc. ja die auf dem Meer und grossen Strömen schwimmende hölzerne Vestungen und Schlösser, die Kriegs- und Kaufmannsschiffe meyne ich, könten ohne Eichenholz nicht bestehen, und gar nicht erbauet werden, weilen kein Holz, wie oben gedacht, in der Welt gefunden wird, welches sich in allen so gut dazu schiket, dauerhafter ist, auch der Fäulung und eindringenden Nässe zu widerstehen vermag, als das Eichenholz.

Die starke Hize, welche es bei dem Brennen von sich giebt, macht solches zu der Feuerung recommendable, obschon, weil es einen scharfen, beissenden Rauch von sich stösset, und nicht so helle brennet, die Köche es nicht gerne haben.

Die dauerhaffte Werkzeuge der Handwerksleute, Wägen, Pflüge und dergleichen, werden von Eichen Holz gemacht, und zu allem, was in dem Wetter und Wasser dauren solle, und worzu man Holz nöthig hat, wird das Eichenholz erwehlet.

Der Nuzen, den uns das Eichenholz gibt, erstreket sich noch weiter, als mancher denken möchte: Die schwarze Farbe an Seiden, Wollen- und Leinengeräth, kommt meistentheils von den Eichen. Die in der menschlichen Gesellschaft so nüzliche Sache, die Dinte, haben wir von den Eichen. Wie viel Säke und Schefel gut Getreid, so die Menschen geniessen, oder womit man andere Thiere zu füttern pfleget, würden zur Schwein-Mastung aufgehen, wo uns nicht die Eichbäume den Nuzen mit ihren Früchten, den Eicheln, schaffeten; dieser Nuzen ist um so viel gröser, als nicht allein das gute Getreid dardurch erspahrt, sondern auch das Fleisch und Spek von der Eichelmastung viel besser wird, als von irgend einer andern Frucht und Getreid.

Ich will nicht gedenken, was dem Wild vor grosser Nuzen durch der Eichen Frucht, die Eicheln, zufliesse, so, daß wo keine Eichwaldungen vorhanden, auch keine gute Jagen gefunden werden.

Die Rinde des Baums dienet denen Rothgerbern zu Bereitung des Leders. Die von dem Stich einer besonderen Gattung Schlupfwespen entstandene und aus denen Eichen hervorwallende Galläpfel, dienen nebst dem Holz, der an feuchten Orten wachsenden, sogenannten Farbeichen auch zur Färberei.

Das Laub oder Blätter, ja so gar das Moos können uns so wohl grün oder frisch, als auch troken oder dürr, nicht allein in der Arzneikunst, sondern auch in der Haushaltung gute Dienste thun. Ja mancher armer Mann würde auf der harten Bank und Stroh schlaffen müssen, wann er nicht einen Sak mit Eichen-Laub gefüllt, unter dem Leibe hätte, und zugleich in Ermanglung des Strohs seinem Viehe ein Lager sowohl zur Reinlichkeit als auch zur nöthigen Düngung des Feldes von Eichenlaub bereiten könnte.

Es wäre von dem Nuzen der Eich-Bäume noch gar viel anzuführen, aber der Raum erlaubt es vor jezo nicht; so wollen wir auch unseren Lesern nicht gleich in dem ersten Stük beschwerlich fallen, und dardurch den Appetit zu mehrerem verderben. Wer Belieben trägt, hievon mehrers zu lesen, der kan aufschlagen: Aldrovandi Dendrologiam Dieser hat dem Eichbaum und seinem Geschlechte die erste Stelle unter allen Bäumen angewiesen, und führt die ganze Historie durch alle Classen aus.

So wollen wir auch den Eichbaum dismahlen nicht nach der Kräuterkunstverständigen Art untersuchen, sondern

durch

durch vorstehendes nur den Nuzen, welchen entweder eigene Wälder haben, oder welchen von grossen Heern die Aufsicht über die Waldungen anbefohlen ist, und Cameralisten mit Recht heissen wollen, aufmuntern, auf die Pflanzung dieser so nuzlichen Bäume bedacht zu seyn.

Herr von Carlowiz, Königl. Pohlnischer Cammerrath und Oberberghauptmann zu Freiberg, hat zwar allbereit in seinem schönen und nuzlichen Buch, Sylvicultura Oeconomica, oder Anweisung zur wildenbaum Zucht, welche erst A. 1732. wieder neu aufgelegt, und von Herrn Julio Bernhard von Rohr, Domherrn der Stifftskirche zu Merseburg, mit einem Anhang oder Historia naturali arborum & fruticum sylvestrium Germaniæ vermehret worden, hierzu gute Anleitung gegeben; Weilen aber dieses Buch nicht in jedermanns Händen, auch diesem noch ein und anderer dienlicher Vortheil beizusezen seyn möchte, so habe sowohl aus diesem, als auch aus denen Königl. Preussischen, in denen Breslauischen Natur- und Medicin-Geschichten befindlichen Verordnungen, und aus Relationen wakerer Leute, welche die Sache würklich practicirt, ein und anders beifügen wollen.

Wenn man Gewächse fortpflanzen will, so bemühet man sich vorderist um guten Saamen. Will man Eichbäume erziehen, so mus man gute, gesunde und frische Eicheln haben. Die Eicheln werden erst spat im Herbst vollkommen reif, und trift also dieselbe vielmalen der Frost, wodurch ihre wachsende Kraft, wo nicht gänzlich verderbt, dennoch sehr geschwächt wird.

Dahero ist nöthig, daß man vollkommen zeitige oder reiffe Eicheln, welche freiwillig von den Bäumen fallen, samle, dieselbe auf eine Bühne, oder andern trokenen Ort, wo ihnen der Frost nichts thut, ausbreite, damit die überflüssige Feuchte austrokene: alsdann kan man selbige auf einen Hauffen zusammen schlagen, und bei entstehendem harten Frost mit Stroh oder Betten wohl bedeken, bei nachlassender Kälte etliche malen umschlagen oder lüften, bis der Frühling, und mit demselben die Zeit der Pflanzung herankommen; da man solche in ein grosses Gefäs mit Wasser schüttet, die obenschwimmende als untauglich wegnimmt, die andern aber in das hierzu bereitete Land verpflanzet.

Oder man sammlet die Eicheln, wie vor gedacht, thut selbige in einen leinenen Sak, und versenkt sie entweder in einen Bronnen oder Teich, wo es nicht bis auf den Boden frieret, lässet selbige bis zur Pflanzungszeit darinn liegen, und verfähret übrigens damit wie oben gemeldet worden.

Man könnte zwar diese Eicheln gleich im Herbst, oder von dem Winter in das darzu bereitete Land bringen; weil sie aber dardurch allerhand Zufällen, als dem Ausgraben der wilden Schweine und der Krähen, oder auch dem Frost selbsten ausgesezet seyn, öffters zeitlich auskäumen, und im Frühjahr erst verfrieren; Als thut man besser, daß man deren Verpflanzung bis in das Frühjahr verspahre, da dann folgender Gestalt damit verfahren wird:

Man lässet ein Stük Landes umakern, oder, welches noch besser ist, umgraben, und wohl düngen; alsdann ziehet man entweder kleine Furchen, oder schlägt eine Schnur an, und macht nach derselben mit einem Pflanzholz 2. bis 3. Zoll tiefe Löcher, übers Creuz, daß allezeit jeder Eichelpflanzen 12. biß 16. Zoll in das Gevierte Plaz bleibet.

In diese Löcher leget man die aufbehaltene frische Eicheln nur über die Quer, damit wann dieselben bei dem untern spizigen Theil austreiben, sie sowohl die Wurzel absenken, als auch dem Keimen über sich schiken können. Bedekt sie wieder mit lokerer Erde, und erwartet derselben Hervorkommen, welches nach Beschaffenheit der Witterung und des gu-

ten

ten Erdreichs in 4. bis 5. Wochen geschiehet.

Je besser Erde oder Land man darzu angewendet, je eher kommen die junge Eichbäume hervor, und je besser wachsen dieselbe, wordurch man sehr viel profitirt, und schöne junge Pflanzen bekommt.

Diese junge Baumpflanzen mus man von dem Unkraut und Gras, welches sie erstiken möchten, fleisig reinigen, und, damit sie besser wachsen können, die Erde, doch ohne Beschädigung der Wurzeln und zarten Stämme, auflokern.

Auf solche Art lässet man sie 4. bis 5. Jahre stehen, alsdann kan man ein ander Feld wohl gebessert, zurichten, die stärkste Bäumlein ausheben, und weil sie, wie alle Kernbäume, meistentheils nur eine einige so genannte Stechwurzel haben, schneidet man dieselbige bis auf 5. bis 6. oder 8. Zoll schrege, wie einen Rehfus, mit einem scharffen Messer ab, und verpflanzet sie wiederum in das zubereitete Land. Aber nunmehro müssen sie wenigstens 2. Fus weit von einander bleiben, damit sie einander die Nahrung nicht rauben, und wohl fortwachsen können.

Man hält darvor, man solle diese junge Bäumlein nicht beschneiden, sondern also, wie sie aus der ersten Baumschule kommen, wieder einsezen. Es ist wahr, die rauhe Winde oder Sonnen-Hize thun diesen gleichsam verwundeten Baumpflanzen weh; Aber wann sie nicht beschnitten werden, so wächset das Bäumlein nur zu einem Busch, und nicht in den Stamm: Deswegen mus man selbige doch von denen untern Aesten befreien, und also in die Höhe ziehen. Ja man darf auch einige oben stuzen, dann dardurch treiben sie besser in die Wurzeln, und bekommen alsdann auch besseren Trieb in die Höhe; Das Stuzen aber mus nahe bei einem Auge geschehen, damit der Stamm bald wieder überwalle, und der Baum gerad aufwachse.

Auf diese Art lässet man sie in der Baumschule stehen, reiniget sie aber von Zeit zu Zeit von dem Gras oder herumwachsender Unkraut, damit ihnen die Nahrung dardurch benommen werde.

Das Abstuzen der Wurzel ist darum nöthig, damit dieselbe neben heraus treibe, und zu ihrer künfftigen Verpflanzung an Ort und Stelle dauerhaffter gemacht werde.

Nach dieser zweiten Verpflanzung lässet man sie noch 3. bis 4. Jahr stehen, in welcher Zeit, wann die Witterung gut, und die Erde oder Land fruchtbar, dieselbe bis in die Höhe von 5. bis 6. Fus aufschiessen, und zu weiterer Verpflanzung dienlich seyn: Man thut aber besser, daß man diese junge Bäumlein genugsam erstarken läset, und sie alsdann erst zum zweiten mal versezet, als daß man dieselbe zu bald verpflanzet.

Damit es aber denenselben nicht allzu ungewohnt thue, wann sie aus einer guten Erde in geringere versezt werden, als ist nöthig, daß man auch diesem vorkomme; Deswegen lässet man an dem Ort, wo selbige sollen hingesezt werden, 2, oder 3. Jahr vorhero die Löcher in der behörigen Weite graben, die Erde heraus werffen, und sie neben oder bei denen Löchern liegen, also füllen sich die Löcher bis zur Zeit, daß die junge Bäume sollen darein gesezt werden, mit Laub oder Gras, und die herausgeworfne Erde wird ebenfalls durch den Schnee und Regen gebessert, daß der Baum bald erwächset, und freudig fortschläget.

Die Löcher zu denen Eichbäumen müssen wenigstens 30. Fus von einander entfernet seyn; man kan aber doch, wann man will, zwischen dieselbe, noch über das Creuz entweder junge Kirschbäume, oder auch allenfalls von Birn- oder Aepfelkern erzogene junge Pflanzen sezen.

Lässet

Lässet man den Pflug über das gantze Land gehen, wo die Baum-Schule soll angelegt werden, und es ist Waidung in der Nähe, so wird der Wind von den Birken und Aspen Saamen genug bringen, daß bald von selbst ein Busch erwächst; doch mus man allzunahe an denen verpflanzten Bäumlein nichts aufkommen lassen, damit denenselben die Nahrung nicht benommen werde.

Will man von Zeit zu Zeit, damit das Gras nicht überhand nehme, und die junge Bäume dardurch in ihrem Wachsthum verhindert werden, wegräumen, und die Waasen verkehrt bei denen versezten Bäumlein legen, so wird man in etlich Jahren einen schönen jungen Wald haben.

Da aber das Wild diesen jungen und zarten Baumpflanzen sehr nachgehet, so wäre es gut, daß ein Graben darum geführt, oder dasselbe durch andere Mittel, als Federspiel und öfters Schiesen, davon abgehalten würde.

Noch eine Ungelegenheit ist, daß die Bäumlein, wann sie stark wachsen, nur in die Höhe aufschiessen, folglich sich nicht selbsten gerad halten können; dahero, wo es seyn kan, und Pfäle ohne allzugrossen Nachtheil der Waldungen zu haben, thut man wohl, wann man sie anbindet, und also aufrecht erhält, bis sie erstarket sich selbsten halten, und dem Wind widerstehen können.

Die Eichbäume kommen in sandigtem Boden nicht gut fort, daher mus man auch einen ihnen anständigen Grund erwählen, welcher sandschüssig-schwarzen oder auch rothen Letten hat, doch ist der erstere allezeit besser; und je besser der Grund, je besser schlagen die Bäume fort.

Wann man, wie oben gedacht, den Pflug über das Feld gehen läset, oder alles, gleich denen Weingärten, umhaket, so könnte man zwischen den jungen Eichbäumen, auch Kirschen- und wohl reiffe Aepfel- und Birn-Kerne einstreuen; Doch ist besser, wann man denen Eichen auch freie Luft und Plaz lässet, und dergleichen klein Holz besonders ziehet

Mit dem Buchenholz oder Erziehung der Buchenbäumlein wird es eben also, wie mit den Eichen gehalten; diese aber dörffen enger gesezt werden, ja, wo der Grund gut ist, macht man nur ein Jahr zuvor Löcher in der Weite von 16. biß 20. Schuhen, nachdem das Erdreich beschaffen; Dann je besser der Boden, je weiter sollen die Bäume voneinander stehen, damit sie zur tüchtigen Grösse gedeihen: Will man aber Stangenholz haben, so kan es bei 12. oder wohl 8. Schuh bleiben.

Wann nun die Erde sich in diesen Löchern durch eingefallenes Laub oder Waasen gebessert, so steket oder leget man in ein jedes Loch 2. 3. bis 4. wohlzeitige Buchekern, da man, wann zu förchten, daß sie zu dik kommen, allezeit ein oder zwei von den jungen Bäumlein ausziehen und anderswohin versezen kan; oder man kan es damit auch halten, wie bei denen Eichbäumen in vorhergehendem gemeldet worden.

Mit dem Nadelholz hingegen, d. i. mit denen Tannen-Fichten- und Forch-Bäumen, hat es eine ganz andere Bewandnus, dann dieses läset sich nicht gern versezen, oder wird doch sehr in dem Wachsthum aufgehalten, dahero mus man solches gleich dahin säen, wo es bleiben solle.

Der grösste Schade ist es denen Nadel-Holz-Waldungen, daß man die Stöke von dem abgehauenen Holz nicht zugleich mit ausreutet; dann so lange die alte Stöke stehen, so lange wird daselbst kein ander Holz aufwachsen, und in etlich Jahren nichts als Farnkraut, Brombeer und ander wildes Gesträuch ausschlagen, welche sodann gar verhindern, daß der Baumsaamen nicht mehr in die Erde kommen, und folglich der Wald wohl gar abgetrieben wird.

Dahero, wo die Herrschaften Bau-

Holz abgeben, soll es allezeit mit dem Beding geschehen, daß derjenige, so solches erhält, auch die Stöke aus dem Boden räumen solle. Dardurch erhält man zwei Vortheile: der Plaz wird leer, daß wieder andere Bäume daselbst wachsen können, und der Boden wird da zu gleich durch das Ausgraben der Stöke geschikt gemacht, daß er wieder andern Baumsaamen annehmen, und alsobald wieder einen Wald anfliegen kan.

Man siehet in dem Schwarzwald grosse Pläze von vielen Morchen, wo schon vor 6. 8. und mehr Jahren das Holz gehauen worden, und doch wegen der alten Stöke kein junger Baum daselbst aufkommen können, sondern an deren Stelle sich nichts als Farnkraut findet. Dafür wäre dieses das beste Mittel, daß man um dergleichen Plaz einen 6. Fuß breiten Graben aufwürfe, welches in dem Sand gar leichtlich mit wenigen Kosten geschehen kan, sodann in diese Pläze hin und wieder nach dem Wind Feuer anlegte, und also den Grund reinigte.

Die Zeit zu solchem Geschäft wäre in dem Herbst oder Frühjahr die beste, und würde die Sache gar practicable seyn, wann man zu Unterhaltung des Feuers durch etliche Männer die alte Stöke abspalten, die Dornen und Kräuter abhauen, und etliche Tage troknen liesse, so brennen auf solche Art die Wurzeln aus; ja wann man den Graben herum tief und breit genug machet, daß das Feuer nicht weiter lauffen kan, als man will, so kan dieses Anzünden der alten Stöke mitten in dem Sommer geschehen, wann das Gras und die Dörner zuvor etliche Tage abgehauen, und von der Sonne getroknet worden.

So können auch im Sommer etliche Mann Tag und Nacht bei dem Feuer bleiben, und demselben forthelffen, dabei man sowohl vor Schaden und Muthwillen böser Leute sicher ist, als auch daß der Brand in der Ordnung fortgehet und erhalten wird.

Man kan sich leichtlich selbsten vorstellen, daß man einen solchen grossen mit alten Stöken gleichsam besäeten Plaz nicht auf einmal und an allen Orten anstekken darf, ob es schon in solchen Orten, wo keine Waldung in der Nähe ist, und also kein Schade geschehen kan, das beste wäre: dann je stärker das Feuer auf einmal, je tiefer werden die alten Wurzeln ausgebrannt, und der Boden zum neuen Anwachs der jungen Bäume präparirt. Der Graben, den man um den Plaz herum ausschlägt, dienet auch nachgehends für einen Zaun, den jungen Wald zu beschirmen.

Es werden auf diese Art in America die gröste Pläze gereiniget, und Holz und Stöke auf dem Ort, wo sie gestanden, nachdem sie etliche Tage zuvor von der Sonnenhize getroknet, verbrannt, wodurch der Boden nicht allein gereiniget, sondern auch fruchtbar, und zu Erbauung ihres Brods, der Wurzel Mandioca, geschikt gemacht wird.

Dann weil man allda nicht genug Viehe, um Besserung zu haben, halten oder bekommen kan, so wird durch die Asche von dem verbrannten Gebüsch der Aker gedünget, und wann er 3. Jahr oder länger, nach Beschaffenheit des Landes, seine Früchte getragen, lässet man ihn wiederum mit Holz anfliegen, und tractirt selbiges noch etlich Jahr wie zuvor. Es gehet in dasigen warmen Ländern um so leichter an, weilen gar bald wieder ein Busch anwächset, und daß man Landes genug hat, auch nicht so viel Holz zur Feurung braucht.

Wann die Stöke noch gut und nicht verfault seyn, so ist das beste, daß man selbige neben herum aufgrabe, die grosse Wurzeln abhaue, und sodann durch angelegte eiserne Haken oder Ketten, vermittelst zwei angesezter Winden von Grund heraus hebete; man könnte diese Baumstöke und Wurzeln zum bessern Nuzen anwenden, und entweder wann sie zerspalten und getroknet, zur Feuerung gebrauchen oder gute Kohlen daraus bren-

brennen. So hätte man auch wegen des Feuers, welches mit denen Wurzeln unter der Erde fortlauffet, nichts zu beförchten, der Plaz würde zugleich umgegraben, gereiniget, zum neuen Holzanwachs geschikt gemacht, und die ausgegrabene Stöke bezahlen die Unkosten.

Hat man also den Plaz von den alten Stöken gereiniget, so kan man selbigen umgraben, und den Saamen sodann einstreuen, mit einem Rechen einhaken, oder mit einem Ast von einem Baum einegen; doch daß selbiger nicht hoch mit Erde bedekt, und dadurch an seinem Aufgehen verhindert werde.

Der Saame mus gesammlet werden, daß man von allen gesunden Bäumen die Conos oder Zapffen, wann sie recht reif seynd, schneiden lässet, dann wann sie selbsten abfallen, so ist auch der Saame, wenigstens der beste, allbereit fort. Die bequemste Zeit Zapfen zu sammlen ist im Martio. Zum Abschneiden hat man eine lange Baumscheere; oder wann man ohnehin dergleichen Bäume fällen mus, so thut man es zu solcher Zeit, da der Saame von denen Zapfen noch nicht ausgefallen, und bekommt also deren mit geringer Mühe genug.

Diese Zapfen werden auf ein Tuch in die Sonne gelegt, oder auch, wo man derselben viel hat, auf einen grossen gesäuberten Plaz, so thun sich die Schuppen von selbsten auf, und lassen den Saamen fallen, welchen man dann sammlet, und bis zur Säe-Zeit an einem trokenen aber nicht warmen Ort aufbehält.

Die beste Säezeit hierzu ist spät im Herbst, da hingegen die Buchen und Eicheln besser im Frühjahr gelegt werden; dann diese werden den Winter durch von den Krähen und Wild ausgegraben, bei dem Tannensaamen aber hat man dergleichen nicht zu beförchten, und keimet er sodann gleich im Frühjahr hervor, und die Winterfeuchte contribuiret zu seinem baldigen Wachsthum. Das Nadelholz kommt in sandigtem Grund lieber fort als im starken, dahero auch dergleichen Erdreich hierzu soll erwählet werden.

Man thut wohl, daß man Tannen, Fichten und Foren (Forchen) untereinander säet, ob es schon scheinet, als ob diese leztere lieber allein wachsen, wovon die Probe zu machen. Weil aber die Forchbäume nicht so tief wurzeln, als die Tannen und Fichten, einfolglich von denen Sturmwinden ganze Wälder niedergelegt, oder die hohe Bäume abgebrochen werden, als wäre es meines Erachtens besser, daß man diese drei Arten Bäume untereinander säet, so hielte und beschüzte einer den andern; obschon nicht unbekannt, daß die Forchen sandigten Boden lieben, und die Fichten stärkern oder mit Letten vermischten haben wollen.

Diese Bäume haben nicht nöthig, daß man ihnen durch Schneiden in die Höhe hilft, dann sie puzen sich selbsten, können es auch nicht wohl vertragen, daß man an denselben viel schneide, weilen durch die Wunde der harzigte Saft, worinnen des Baums Leben und Wachsthum bestehet, heraus lauft, welches verursachet, daß der Baum abstehet, oder doch wenigstens an den geraden Fortwachsen verhindert wird.

Unter den Tannen oder Fichtensaamen mus man keine andere Art von Holz sezen oder säen, dann dadurch werden diese abgetrieben.

Die Birke gibt ein sehr gutes Brennholz, ist denen Wagnern dienlich, und denen Kiefern wegen der starken langen Reiffe, welche man daraus machen kan, fast unentbehrlich; des guten Dienstes, welchen sie zu Reinigung derer Zimmer, und zu Besserung böser Kinder leisten, nicht zu gedenken, dahero ebenfalls vor deren Fortpflanzung zu sorgen, um so mehr, als dieser Baum an allen Orten, ja wo auch sonsten kein anderer fortkommen kan, aufwächset, und wegen der Bitterkeit seiner Zweige und Laubes vor dem Gewild sicher ist. Sie tragen besondere Knöpflein, worinnen der Saa-

men enthalten, welcher zu Ende Augusti oder im September reif wird.

Man schneidet zu seiniger Zeit diese Knöpflein zusammt denen Reisern, woran sie hängen, ab, bringet sie an ein trokenes Ort, damit sie nach und nach dürre werden, da man sie alsdann ausdreschen, und den Saamen in das zubereitete Land aussäen kan.

Man mus sich in Obacht nehmen, daß der Saame, weil er klein, nicht zu tief unter die Erde komme, dahero gehet es nicht an, daß man mit der Ege darüber fahre, ein hölzerner Rechen mit etwas kurzen Zähnen kan das beste thun.

(Hievon was Mehrers in dem 3ten Band.)

Von der Sommerdiät, oder wie man sich bei der Hize verhalten, und deren Schaden an der Gesundheit verhüten solle?

Da ich jezo das zur Gesundheit nöthige Verhalten bei der Hize kürzlich zeigen will: so hoffe ich nicht unrecht zu thun, wenn ich zuförderst etwas von dem Nuzen der Wärme und dem Schaden der Hize gedenke. Und zwar was das erste betrift, so ist nach den Gründen der Arzeneigelahrheit zu Erhaltung des menschlichen Lebens unumgänglich nöthig, daß das Geblüt in seiner ordentlichen Bewegung bleibe. Soll nun dieses geschehen: so mus es gehöriger massen flüsig seyn. Diese Flüsigkeit aber, wird besonders durch die Wärme erhalten, welche in einer schnellen Bewegung der Feuertheilgen bestehet, und also eine grosse Kraft hat, die Theile der Cörper zu trennen, und folglich auch das Geblüte zu verdünnen, oder das stärkere Zusammenhängen der Theile desselben zu mindern: gleichwie wir im Gegentheil von der Kälte wahrnehmen, daß sie die Feuchtigkeiten gerinnend macht. Nun pfleget zwar selbst die Bewegung des Bluts, indem sich die Blutkügelgen an den Häuten der Adern reiben, eine Wärme hervor zu bringen, und diesen jezgedachten Nuzen zu gebähren. Weil sich aber dem ohnerachtet in der kalten Luft, wenn sie uns äusserlich umgiebt, die Wärme leicht verlieren, und sonderlich denenjenigen Theilen bald entgehen würde, die davon am meisten betroffen sind, so ist allerdings nöthig, daß uns auch von aussen eine gemäsigte warme Luft umgiebt, und also verhindert, daß die in uns durch den Umlauf des Bluts erzeigte Wärme nicht so bald in der kalten Luft zerstreuet werde.

Da aber auch nächst diesen der vornehmste Grund unseres Lebens und der Gesundheit darauf beruhet, daß die festen Theile des Cörpers weder zu sehr gespannet, noch die Schweislöcher, durch welche die im Cörper gesammleten Unreinigkeiten gröstentheils wegdünsten sollen, zu sehr zusammen gezogen oder gar geschlossen sind: so ist leicht zu erachten, wie nöthig uns auch zu diesem Endzwek die Wärme seyn müsse, welche uns in solchen Fällen fürtreflich zu statte komt; welsie die Haut schlaf machet, u. die Schweislöcher erweitert. Man siehet auch daher, daß zu Ende des Frühlings u. im Anfang des Sommers, oder auch in diesen selbst, wenn er gemäsigt ist, die beschwerlichsten und hartnäkigsten Krankheiten ohne sonderliche medicinische Beihülfe nachlassen, und glüklich gehoben werden: welches keineswegs geschehen würde, wenn nicht von aussen die wärmere Luft den vorbesagten Nuzen in Ansehung der vermehrten Ausdünstung zuwege brächte.

Weil nun gewisser massen von der Wärme der Umlauf des Geblüts, und von diesen nicht nur das Leben, sondern auch die Zueignungskraft, das Wachsthum, und alle übrige natürliche Handlungen im Cörper unterhalten werden: so ist abermals klar, wie nöthig und nüzlich dieselbe zu diesen allen seyn müsse. Denn also wird man z. E. von der in uns erzeigten Wärme, die aber doch ohne die äussere keineswegs bestehen kan, un-

ter

ter andern eines besondern Vortheils gewahr, den sie bei der Zeugung der Menschen erweiset. Denn sollen wir gezeuget, in Mutterleibe gebildet und ernähret werden: so mus das Geblüt der Mutter einen solchen Umlauf haben, der eine zur Empfängnis und Nahrung des Kindes erforderliche Wärme zuwege bringen kan; da man hingegen die zum Kinderzeugen ungeschikte Weiber nicht uneben im gemeinen Sprüchworte einer kalten Natur zu beschuldigen pflegt.

Ueberhaupt aber ist hier wohl zu merken, daß ich hier von einer dem Cörper natürlichen Wärme rede, und sie der Hize entgegen seze; ingleichen, daß nicht bei allen und jeden Personen einerlei Grad der Wärme erfordert werde; ohnerachtet es richtig und ausgemacht ist, daß ein jeder nach seinem Temperament, und nach der Beschaffenheit des Ortes, den er bewohnet, eine sowohl innerliche als äuserliche gemäsigte Wärme zur Gesundheit nöthig habe, sie mag nun entweder in Ansehung unserer stärker oder geringer seyn. Denn widrigenfalls würde man schlimm bestehen, wenn man den in Nordischen Ländern dienlichen Grad der Wärme nach dem unsrigen abmässen; oder auch vor alle Menschen ohne Unterscheid einerlei Grad derselben zuträglich halten wollte.

Doch, so heilsam eine mäsige Wärme zu Erhaltung des Lebens und der Gesundheit ist, so schädlich ist hingegen die äussere Hize, welche nur dem Grade nach von jener unterschieden ist. Denn es wird dadurch, weil der Druk der äussern Luft gemindert wird, die Luft im Blute, und also das Blut selbst in unsern Adern allzustark ausgedehnet, daß sich diese hernach allzusehr erweitern, und ihre zusammenziehende Kraft verlieren. Nicht minder aber werden auch dadurch die Schweislöcher zu sehr eröffnet, und mehr Feuchtigkeiten zu denselben herausgetrieben, als die Luft in Dünste verwandeln kan, die sich denn hernach in Tropffen samlen, und den Schweis ausmachen. Da nun aber solchergestalt nicht nur blos diejenigen unüzen Feuchtigkeiten, die mittelst der unsichtbaren Ausdünstung wegrauchen sollten, durchgehen, sondern auch zugleich mit dem starken Schweise viele nüzliche Säfte mit ausgetrieben werden: so ist es daher kein Wunder, wenn dem Cörper viele nöthige Säfte entgehen, und ihn eine ungemeine Mattigkeit befällt, die sich, wie die Erfahrung lehret, wohl gar in eine würkliche Ohnmacht verwandeln kan, wenn durch das allzusehr ausgedehnte Blut das Herz und die Pulsadern ausser Stand gesezet werden, das Blut nach dem Kopfe hinlänglich genug hinzutreiben: wie denn von eben dieser übermäsigen Ausdehnung, und der dadurch verhinderten freien Circulation dessen durch die Lunge, die grosse Beängstigung um die Brust, und das schwere Athemholen hergeleitet werden müssen. Ja da auch endlich von dem in schnellern Lauf gebrachten Blute viele schweflichte Theile und scharfe Salze erzeuget werden: so darf man sich ebenfalls nicht wundern lassen, warum bei allzugrosser Hize es sehr öfters geschieht, daß hizige Fiber, Gallenfieber, Bauchflüsse und dergleichen mehr zum Vorschein kommen.

Da nun an dem Nuzen der Wärme und Schaden der Hize im geringsten nicht zu zweifeln ist: so fragt sichs nur, wie man doch wohl in heissen Sommertagen oder in sehr hizigen Ländern diesen Schaden bestmöglichst abwenden, oder verbessern wolle? Ich antworte: man mus 1) zuförderst die allzugrosse Hize, so wie sie bei hohen Mittage, oder zu derjenigen Zeit ist, die dem Mittage am nähesten kommt, bestmöglichst meiden; Worinne uns die Innwohner der mittäglichen Länder mit einem guten Exempel vorgehen, die sich die Stunden über, da es sehr heis ist, gemeiniglich inne halten, und keine mühsame Geschäfte vornehmen, sondern wohl gar diese Zeit dem Schlafe wiedmen. Nächst dem mus man 2) weil die Hize an sich schon schwächet,

die Leibesbewegung etwas gelinder, als sonst anstellen, schwere Arbeiten unterlassen, und die verlohrnen Kräfte durch genugsamen Schlaf und Ruhe zu ersezen suchen; dabei aber auch 3) heftige Gemüthsaffecten, und zwar vornemlich den Zorn, bestmöglichst vermeiden, weil sonst das Blut in allzustarke Aufwallung geräth, und nicht selten dadurch hizige Gallen- und Entzündungsfieber erreget werden. 4) Sind stark gewürzte Speisen und hizige Getränke sehr mäsig zu geniessen, indem sie das Blut zu sehr ausdehnen, und in schnelle Bewegung bringen: dagegen aber mus man kühlende Getränke, unter welchen ein reines gutes Wasser das Vornehmste ist, zu sich nehmen, und solches zuweilen, wie bei der bekannten Limonade, mit Citron- oder Pomeranzenfafft, ingleichen mit einen wohlbereiteten Kirsch- und Himbeersaft ꝛc. vermischet, oder es auch mit abgeschelten Mandeln zu einer Mandelmilch machen, und sich nur überhaupt dabei vorsehen, daß man dergleichen Kühlungstrank nicht etwa in grosser Menge, und sogleich nach starker Bewegung in den erhizten Magen einschüttet: wie man denn auch dieserwegen mit dem Gebrauch des Eises sehr behutsam verfahren mus, womit man sonst die Speisen so wohl, als die Getränke im Sommer kälter zu machen pflegt. Sollte aber ja etwa von dem unzeitigen Genus dieser Dinge, oder von äusserlicher Erkältung auf die Hize, ein Schade an der Gesundheit, nemlich eine Verdikung und gefährliche Stokung des Bluts in den kleinsten Gefäsgen der innern Theile zu besorgen seyn, so mus man das Geblüte wieder in ordentlichen Lauf zu bringen, und den zurükgetriebenen Schweis zu befördern suchen; welches zum besten durch Theetrinken geschehen kan, wozu einige Aerzte besonders die Gänseblumchen (flores bellidis) anzurathen pflegen. Weil aber auch 5) die schleunige Abwechslungen von Kälte und Hize der Gesundheit sehr nachtheilig sind: so hat man sich vor allen Dingen mit macht zu nehmen, daß man den erhizten Leib nicht erkältet, welches sehr öfters durch kühlende Abendluft geschiehet, wenn man sich zumal vor derselben nicht verwahret, und in leichten Sommerkleidern bleibet, wie solches die in Ungarn und Italien gewöhnliche Krankheiten der teutschen Soldaten ausweisen, die nicht sowohl, wie man immer geglaubet, den hizigen Weinen, als vielmehr den daselbst üblichen kalten Nächten zuzuschreiben sind; Daher man auch diese beiden Länder den Kirchhof der Teutschen zu nennen pflegt. Endlich kan auch 6) bei vollblütigen Personen das vor der Hize angestellte Aderlassen guten Nuzen schaffen, weil dadurch ein Theil des überflüsigen Bluts weggenommen wird, daß sich hernach das übrige in den Gefässen freier ausdehnen und circuliren kan.

Wenn wir endlich noch die besondere Art wissen wollen, den schädlichen Würkungen der Sommerhize zu entgehen; so müssen wir solche von den Leuten lernen, die in heissen Ländern leben, wie von den Italiänern, deren ihre Aerzte insonderheit das Lob haben, daß sie alles nach der Diät einrichten. Sie pflegen aber in dieser Absicht folgende gute Gewohnheit zu haben: daß sie nemlich 1) Fenster von Pappier und dünnen Holz, oder von Stroh und Holz geflochten führen, weil das Glas zu sehr hizet, 2) daß sie den Fusboden fleisig mit Wasser besprengen, oder mit frischen Gras und Blumen bestreuen, 3) im Sommer mehr in untern Zimmern als in der Höhe wohnen, auch mehr solche Stuben beziehen, wenn es ihre Umstände zulassen, die gegen Morgen und Mitternacht gelegen sind. 4) Ist es in den wohleingerichteten Städten, wie in Neapolis, geordnet, daß in den heissesten Stunden des Tages Wasserfässer in Strassen herum gefahren werden, die aus ihren Oefnungen, wie eine Gieskanne, den Erdboden befeuchten, und einiger massen abkühlen, und 5) pflegen sie auch in den Stuben eine gewisse Art von Windwedeln aus

fla-

flachem Holze zu haben, die oben an der Decke angemacht sind, durch deren Hin- und Wiederbewegen sie kühle Luft machen: welches die Wirthe geschwind thun, wenn sie einen Gast bekommen, und nicht gerne haben wollen, daß er vor Hize wieder fortgehen soll.

Dieses wären nun die vornehmsten Lebensregeln, deren man sich zu Mäßigung der Sommerhize zu bedienen hätte: und ohnerachtet sie sich nicht vor alle Leute schiken, und von ihnen können ins Werk gerichtet werden: so kan man sie doch bei grossen Herren anbringen, denen es an Vermögen und Gelegenheit dazu nicht fehlet. Daher auch bereits viele unter ihnen, auf Anrathen ihrer Leibärzte, die löbliche Vorsorge vor ihre Gesundheit tragen, daß sie z. E. gewisse Sommer- und Winterpallaste, oder doch vielmals im Sommer andere Zimmer, als im Winter beziehen, die nemlich so gelegen sind, daß sie sich zu Abwendung des von der grossen Hize zu befürchtenden Nachtheils an der Gesundheit wohl schiken.

** ** **

Zum Nuzen des Publici und Verhütung des etwanigen Betrugs liefern wir folgendes aus denen Braunschweiger-Nachrichten:

Besonderes Beispiel von Verfälschung des Zinnes nebst einem Fürschlage, wie solches zu erforschen und derselben vorzubeugen.

Im verwichenen Hornung erhielte ich folgendes Schreiben:

Ew. Hochedelgeb. habe ich die Ehre, hiedurch zu melden, wie mir von einem gewissen ansehnlichen Magistrate aufgetragen worden, einen vermuthlichen Betrug eines Zinngiessers zu untersuchen, der den Verdacht auf sich hat, daß er das englische Zinn mit sehr vielem Blei vermische, und damit es die Härtigkeit und den Klang wieder bekomme, mit dem Regulo Antimonii verseze, und demnach eine geraume Zeit und verschiedene Jahre hindurch die davon verarbeitete Schüsseln, Teller und sonstige Haus-Küchen- und Tischgeräthschaften, für veritables englisches Zinn, verkauft und sich bezahlet haben lassen solle. Denn es ist dasselbige nicht allein sehr schwer, in Entgegenhaltung des ächten englischen Zinnes, sondern auch gar nicht so lange zum Gebrauche dauerhaft, indem es gar bald blind oder unglänzend wird, und vom Scheuren oder Reinigen sehr leicht zerbricht. Bei welchen Umständen sich also doppelter Betrug befinden würde, indem sich fürs erste der Zinngieser das Blei für wirkliches englisches Zinn bezahlen lässet, und ihm folglich fürs andere, weil es nicht lange brauchbar ist, desto eher und öfter, aufs neue viel Macherlohn wieder bezahlet werden mus. Ob nun dieselbe auch noch, ausser dem Blei und Regulo Antimonii, oder mit beiden zugleich, die Marcositam oder das Bismutum mit dazu thue, mus man dahin gestellt seyn lassen, bis sich Gelegenheit findet, diesen Betrug und die Verfälschung aufs genaueste in qualitate & quantitate ausfündig machen zu können.

Aldrovandus in Museo metallico und andere berühmte Auctores Metallurgiæ, die ich habe, führen zwar an, daß mit obgemeldeten Dingen, die Verfälschung des englischen Zinnes geschehen könne und zu geschehen pflege; Sie geben aber dabei keine Anweisung, wie man diese oberwehnten betrüglichen Zusäze durch die Kunst wieder auseinander sezen, und von dem Zinn, und zwar ein jedes besonders, separiren solle, um also das Gewicht von der Verfälschungszusäzen offenbaren zu können. Zwar hat ein ungenannter in einem Werkchen: Der wohlerfarne Scheidkünstler, welches zu Nürnberg 1708. in 8vo herausgekommen ist, auf der 249. Seite, eine Methode angegeben, wie das Zinn zu probiren, ob Zusaz dabei, und wie viel desselbi-

selbigen sey. Man soll nemlich zwo Kugeln von gleicher Grösse giessen, eine von veritablem englischen, und die andere von dem vermuthlich verfälschten Zinne; da denn die Kugel von der verfälschten Sorte schwerer seyn würde, als jene, welches nachgewogen, und also, nach Proportion, der verfälschte Zusaz ausgerechnet werden könnte. Ich halte aber dafür, daß diese Probe gar zu allgemein, und zur specialen Ausforschung und überzeugung nicht zureichend sey, und dagegen eingeworfen werden möchte, daß das Zinn aus den unterschiedlichen Bergwerken einen Unterschied an der Schwere habe; wiewohl diese Einwendung auch nicht Bestand haben würde, indem das veritable englische Zinn durchgehends an der Schwere keinen Unterschied hat, sondern nur dasjenige Zinn, was hin und wieder aus den Bergwerken in Teutschland, Frankreich ꝛc. erhalten worden, in Ansehung der Schwere unterschieden, folglich auch nicht so gut sey, als das englische Zinn.

Da ich nun weis, daß Ew. Hochedelgeb. eben dero starken praxi medica, sich auf viele curiöse und nüzliche Wissenschaften, und besonders auf die Metallurgie geleget, auch mit dergleichen Personen Bekanntschaft haben, welche die Schmelz- und Scheidekunst der Metalle aus dem Grunde verstehen: Ich aber auf dergleichen Sachen (ausser was die Chymie, in so weit ich selbige ad praxin medicam zuweilen gebrauche, betrifft) mich nicht geleget habe: So habe ich dieselbe hierdurch dienstergebenst ersuchen sollen, mir desfalls entweder selbst, oder durch iemand anders, mit einer schriftlichen speciellen Anweisung, so bald möglich, an die Hand zu gehen, damit man fürerst gegenwärtigen Betrug mit der Verfälschung in qualitate & quantitate ausfündig machen, und ins künftige quartaliter auf eine gründliche und überzeugende Art untersuchen, folglich den unbeschreiblich grossen Schaden des Publici abwenden könne.

Auch wollen Ew. Hochedelgeb. belieben eine zuverläßige Nachricht einzuziehen, wie, womit und welchergestalt die Magistrate und Aeltesten der Zinngiesser, die Verfälschung des Zinns bei den Zinngiessern untersuchen lassen, und mir solche zugleich zu communiciren. Ich beharre ꝛc.

M. d. 13. Jun. 1749. M. D. Phys. in M.

Kurze Untersuchung, welches Temperament das beste, und zum langen Leben am geschikte-sten sey?

Weil die vornehmsten Wünsche der Menschen gemeiniglich dahin abzielen, daß sie gerne lange am Leben bleiben, und ein recht hohes Alter erreichen wollen, und dieserwegen ohne Zweifel viele zu wissen begierig seyn: ob sie eine solche Leibes-Verfassung besizen, die ihnen die Erreichung dieses innigsten Verlangens gewähren könne? so hoffe ich nicht unrecht zu thun, wenn ich in gegenwärtiger Abhandlung kürzlich zeige, welche Personen wohl, vermöge ihres Temperaments, vor andern zu einem langen Leben geschikt sind.

Das Temperament nennet man im medicinischen Verstande, ein gewisses Verhältnis der festen und flüssigen Theile des Cörpers gegen einander, woraus hernach eine gewisse Art der Geblüts-Bewegung und aller davon herrührenden Handlungen entstehet. Wenn man nun untersuchen will, welches Temperament zu einem langen Leben unter andern bequem eingerichtet sey: so

wird man zusehen müssen, bei welchen Personen sich ein solches Verhältnis der festen und flüsigen Theile gegen einander befindet, daß davon ein langes Leben zu erwarten stehet. Damit aber dieser Saz und der darunter gesuchte Endzwek desto deutlicher erhelle: so finde ich nöthig, desselben Inhalt noch etwas genauer zu bestimmen. Unser Leben, Gesundheit, und alles damit im Cörper verknüpfte Gute, rühret ursprünglich von einem gehörigen und freien Umlaufe des Geblüts, und der übrigen Säfte durch den ganzen Leib, und dessen sämtliche Theile her. Da aber dieser einig und alleine von dem gebührenden Verhältnis der festen Theile des Cörpers gegen die flüsigen, und dieser hinwiederum gegen die festen unterhalten wird, dieses Verhältnis aber in verschiedenen Cörpern unterschieden ist: so folgt daher, daß auch der Umlauf des Geblüts, und das Temperament bei verschiedenen Personen unterschieden seyn, und dieserhalb nothwendig eins dem andern in gewissen Stüken vorgezogen werden müsse, weil sie doch unmöglich alle in gleichem Grade vollkommen seyn können.

Wir wollen dieses nach der bekandten Eintheilung der Temperamente selbst betrachten, da sichs denn am deutlichsten zeigen wird. Diejenigen, so ein melancholisch Temperament besizen, haben in Vergleichung gegen andere, zimlich dichte und harte Fleischzasern, und ein dikes Blut, woraus ein langsamer Umlauf desselben entstehet. Weil nun bei zunehmenden Jahren, wie die Erfahrung bei Menschen und Thieren ausweiset, die festen Theile nicht nur an sich dichter werden, sondern auch das Blut selbst verdiket, und zum freien Fortgange durch die kleinsten Röhrgen unbequemer gemacht wird: so folget, daß die Melancholici, gegen andere Personen betrachtet, in ihrem Cörper und dessen natürlichen Verfassung keinen so grossen Grund zu einem langen Leben haben, als diejenigen, bei denen sich das Gegentheil befindet. Die Choleriſchen Leute haben zarte, doch sehr aufgespannte Fleischzasern, die von einer grossen zusammenziehenden und nachlassenden Kraft (vis elastica) vor andern belebet werden: daher die Geblütsbewegung bei ihnen munter, hurtig und geschwinde geschiehet, und alle Handlungen etwas schneller zu seyn pflegen. Da sie aber gleichwohl ungemein empfindlich sind, und durch den geschwinden Lauf des Geblüts viele Feuchtigkeiten verlieren; so ist leicht zu schlüssen, daß ihr Geblüte leichte dike, und seiner gehörigen Feuchtigkeit beraubet werden könne: daher denn vielerlei Unheil entstehet, welches die Hofnung zu einem betagten Alter öfters sehr zweifelhaft macht. Die phlegmatischen Personen haben ein sehr schwammigtes und schlappes Fleisch, klei-

ne Adern / schwache Nerven und ein mit vieler wässerigen Feuchtigkeit angefülltes Blut. Wannenhero die festen Theile keine hinreichende Kraft haben, die flüssigen ohne Widerstand fortzutreiben, und die überflüßige Feuchtigkeit gebührend abzusondern, sondern gar leichte der Gesundheit nachtheilige Beschwerungen daraus erwachsen: wie denn überhaupt alle phlegmatische Leute träge, las und schwächlich zu seyn pflegen.

Nun sind noch die Sanguinei übrig, deren ihre feste Theile weder zu sehr gespannet, noch zu sehr schlapp sondern überaus gemäßiget sind. Ihr Geblüte hingegen hat seine gehörige Flüßigkeit, und kan in die kleinsten Gefäßgen füglich eindringen: daher die ganze Circulation desselben recht erwünscht, und weder zu geschwinde, noch zu langsam von statten gehet; oder kurz zu sagen, recht nach denen von GOtt geordneten Bewegungsgesezen eingerichtet ist. Woraus sich also zur Gnüge ergiebt, daß das sanguinische Temperament an sich betrachtet, allerdings das beste sey, und also denen, die es besizen, eine nicht geringe Hofnung zum langen Leben gebe. Denn da bei ihnen weder das Geblüte zu leichte dike, noch die festen Theile zu geschwinde dicht, harte und zur Bewegung ungeschikt werden: so mus nothwendig der Umlauf des Bluts und aller Säfte, der davon eigentlich unterhalten wird, desto länger bestehen, und folglich auch das Leben desto länger gefristet werden können.

Alleine, hier könnte man mich eines Versehens beschuldigen und sagen, daß man doch gleichwohl kein Temperament alleine betrachten könne; weil kein einiges vor sich bestünde: sondern vielmehr jedesmal eine Vermischung derselben angetroffen würde. Nun gebe ich dieses zwar gerne zu; melde aber zugleich zur Nachricht, daß, indem von einem Temperamente alleine geredet wird, ich keineswegs dessen Vermischung mit andern läugne: sondern es vielmehr als einzeln betrachte, in soferne es in einer Person vor einem andern Temperamente die Oberhand hat, und in soferne daraus eine solche Geblütsbewegung entstehet, die mehr z. E. einem sangvinischen Menschen, als einem andern zukommt, oder eigen ist.

Doch, damit ich nichts schuldig bleibe, und mich von diesen gemachten Einwürfen vollkommen rette: so will ich annoch diese Untersuchung hinzu thun: welches wohl unter den vermischten Temperamenten das beste sey? Nun mag man, nach dem vorhin gegebenen Unterrichte, die Temperamente zusammen sezen, wie man will, so wird doch meines Erachtens kein besseres, als dasjenige herausgebracht werden können, welches man sangvineo-cholericum,

oder

oder cholerico-sanguineum nennet. Denn die damit versehen sind, haben ziemlich weite Gefässe, darinne die Säfte frei circuliren können, etwas dichte, und vermöge ihrer Elasticität zur Forttreibung eines flüssigen Bluts sehr geschikte feste Theile, und mithin also einen muntern Umlauf des Geblüts, und vermöge desselben ausnehmend gute Gemüths- und Leibes-Kräfte. Gleichwie aber dieses alles zu einem gesunden und langen Leben allerdings beiträgt: so wird man daher auch kein Bedenken tragen dürfen, zu behaupten: daß dieses jezt beschriebene Temperament zum langen Leben besonders aufgelegt sey.

Hier mögte aber wiederum nicht unbillig die überzeugende Erfahrung entgegen gesezet werden: indem nemlich die allerwenigsten Sanguinei und Sanguineo-cholerici ein hohes Alter erreichen. Alleine, daß dieses gemeiniglich geschieht, rührt nicht so wohl von ihrer natürlichen Leibesbeschaffenheit, sondern vielmehr von andern Ursachen her. Denn weil dergleichen Personen meistentheils zu schädlichen Ausschweiffungen geneigt sind, und die heilsamen Lebensregeln nicht eben so beobachten, wie sie wohl sollten: so ist nicht zu verwundern, daß andere Personen, die eben kein so glükliches Temperament von der günstigen Natur erhalten haben, öfters mehrere Jahre erreichen, wenn sie sich der Mäsigkeit befleisigen, als diejenigen, die bei ihren sonst herrlichen Temperamente ihren Kräften allzuviel zutrauen, und in Tag hinein leben. Wenn aber im Gegentheil die Sanguinei, und Sanguineo-cholerici so leben, wie sie leben sollen; so ist es im geringsten kein Zweifel, daß sie allerdings älter werden können, als die, so ein ander Temperament besizen, wenn sie schon ihre Lebensart auch so einrichten, wie es die Gesezе der Diät erfordern. Und überdem habe ich in dieser Ausführung nur eigentlich darauf mein Absehen gerichtet, in so ferne nemlich ein Temperament an sich betrachtet zu einem langen Leben geschikt sey; keinesweges aber, was es damit vor eine Bewandnis habe, wenn es in tausend möglichen Fällen verändert, und durch vielerlei Ursachen geschwächet wird. Denn wenn z. E. ein sanguinischer Mensch durch allzunahrhafte Speisen und übrige Gemächlichkeit überflüssiges Blut, wozu er ohnedem sehr geneigt ist, erzeuget, oder sich an hizigem Getränke zu tode säuft, oder auch mit einem tödlichen Gewehr beschädiget wird: so dürfte ihm sein Temperament, und wenn es noch so herrlich wäre, gar wenig helfen; ohnerachtet er ein weit ausgestektes Lebensziel würde haben erlangen können, wenn diese schlimme und zufällige Ursachen nicht dazwischen gekommen wären, und ihm vor der Zeit den Lebensfaden abgeschnitten hätten.

Es entspringt jedoch zugleich hieraus

aus vor diejenigen, die eben kein solch Temperament besizen, als wir zum langen Leben erfordert haben, ein besonderer Trost, daß sie nemlich fast eher, als andere, dereinst ehrwürdige Greissen werden können, wenn sie sich einer gemäsigten Diät und ordentlichen Lebensart befleissigen.

Anmerkungen von der Erfindung der Uhren.

Die allerersten Uhren, da sie nichts als Sonnenweiser gewesen, verstehe ich eigentlich nicht allhier, denn diese verdienen bei nahe nicht einmal eine Machine genennet zu werden. Man sucht aber sonst insgemein ihren Ursprung in Egypten, und wie Varro berichtet, so soll die erste Sonnenuhr im ersten Punischen Kriege erbeutet, und aus Sicilien von dem Bürgermeister M. Valerio Messalla nach Rom gebracht, daselbst aber an einer Säule auf dem öffentlichen Plaz, wo Cicero so viele schöne Reden gehalten, und welcher pro Rostris hies, seyn aufgestellet worden. Nächst diesem erfand Scipio Nasica die erste Wasseruhr im 595sten Jahre nach der Erbauung der Stadt Rom, wiewol der vortrefliche Baumeister Vitruvius im 9. Buch de Archit. anmerket, daß Ctesibus von Alexandria die Wasseruhren am ersten erfunden. Und diese sind auch zu Rom noch Ciceronis Zeiten, wie aus seinem Buche von der Natur der Götter, und im 2. Buche seiner Tusculanorum, zu sehen, allein im Gebrauch gewesen. Wenn und von wem aber endlich die aus zähnigten Rädern und Gewichten zusammen gesezten Uhrwerke erfunden worden, davon hat man keine Nachricht. So viel ist gewis, daß man noch später darauf als auf die Wasseruhren sowol als auf die Sanduhren, welche man am ersten von dem schönsten und kläresten Egiptischen Sande machete, gefallen seye, vermuthlich aber die Italiäner die Erfinder, und die Erfindung selbst anfänglich sehr einfältig gewesen, bis daß man nach und nach immer mehr hinzu gethan, und sonderlich 1) die grossen Uhren durch 2. Stüke verbessert, hernach aber 2) auf die kleinen viel künstlichern Taschenuhren gekommen seye. Jezt gedachte zwei Stüke bestunden sonderlich darinnen, daß man 1) nicht nur die Stund daran sehen, sondern auch den Lauf und die Bewegung der Planeten, der Sonne und des Monden nach denen damals angenommenen Grundsäzen des Ptolomæi vorgestellet, erbliken konnte. 2) Daß man an statt derer Gewichte elastische Federn brauchte, um die Machine in Bewegung zu sezen. Diese zwei Stüke nun an denen grossen Uhren sind zwar am ersten in Teutschland an das Licht getretten, keinesweges aber von einem Teutschen, sondern von einem Franzosen, erfunden worden, der zulezt einer der berühmtesten Päpste und Besizer des Bischöflichen Stuhls zu Rom wurde. Und also haben die grossen Uhrmacher die Ehre selbst

einen

einen Papst und Fürsten der Röm. Cathol. Kirche in dem Verzeichnis ihrer berühmten Meister zu haben. Dieses ist es, was ich mir allhier einiger massen zu erläutern, und vielleicht beiläufig einige historische Irrthümer zugleich anzumerken vorgenommen habe. Es hies derselbe aber Gerbert, und war in Frankreich aus der Grafschaft Auvergne, einem Theil der Provinz Lion, gebürtig. Sehr arme und geringe Eltern gaben ihm fast am Ende des 10. Jahrhundert das Leben. GOtt hatte ihn aber mit ganz besondern natürlichen Gaben eines zum Studiren aufgelegten Kopfes versehen. Und eben dieses waren die Ursachen, warum sich dieses armen Kinds der Abbt Gerhard zu Orillac in Auvergne an und selbiges noch ganz jung in sein Closter aufnahm, woselbst er endlich ein Benedictinermönch wurde. Daselbst legte er sich nun mit solchem Fortgang auf die Wissenschaften, daß er, wie du Chesne in dem Leben der Päpste berichtet, nicht nur bald seines gleichen, sondern auch seine Lehrer übertraf. Als ihn dannenhero im Closter niemand nichts mehr lernen, und seine Begierde sättigen konnte, so bekam er von seinen Vorgesezten die Erlaubnis zu reisen. Denn zu selbiger Zeit waren recht gelehrte Leute rar, und nicht so leicht zusammen in einem Lande anzutreffen. Die meisten sogenannten Gelehrten lagen in einer finstern Barbarei. Einige scholastische Grillen waren es, worinnen ihre meiste Kunst bestand. Die Mathematique und Naturkunde lagen, so zu reden, unter der Bank, oder wurden als die grösten Geheimnisse nur bei einigen gefunden, von wenigen nur ihrem Werthe nach geschäzet, von denen meisten Ignoranten aber so gar dasjenige, was man mit Hülffe derer selben zuwege brachte, vor Zauberei und solche Würkungen angesehen und ausgeschrien, die nicht ohne teuflische Magie bewerkstelliget werden könnten, sonderlich wenn dergleichen Leute sich zugleich auf die Astrologie geleget hatten, worunter dazumal auch die Weisagende hoch geachtet wurden. Ditmar in seinem Zeitbuche und das Chronic. Belg. ex Guidone, aus diesen aber der gelehrte Jesuit P. Maimbourg in Histoire de la Decadence de l'empire, P. I. berichten dannenhero, daß sich der junge Gerbert, ohne sich durch diese Würkungen der Unwissenheit abschreken zu lassen, und, um alle Wissenschaften zu lernen, nach Spanien gewendet, den Unterricht der Arabischen Gelehrten genossen, sich daselbst sonderlich auf die Astrologie und Physique geleget, aus Spanien nach Italien gereiset, die Mathesin daselbst studiret, wie auch sonst andere Gelegenheit aufgesuchet habe, wo er etwas lernen können. Endlich aber kam er nach Teutschland, woselbst es vor andern Ländern dazumal noch sowohl in Sitten als Wissenschaften und Künsten sehr wüste aussahe, und

besonders gelehrte Leute sehr rar waren. Er wurde also daselbst durch seine grosse Gelehrsamkeit als ein gelehrter Benedictinermönch gar bald vor andern bekannt und berühmt, daß ihm der andere unter den Sächsischen teutschen Königen und Kayfern Otto II. die Erziehung und den Unterricht seines Erbprinzens, des nachmaligen Kayfers Ottonis III. anvertrauete, mit dem er sich also eine zimliche Zeit zu Magdeburg aufhielte. Und hier war es, wo dieser Gerbert am ersten diejenigen grossen Uhrwerke erfunden, welche durch elastische Federn in Bewegung gesezet werden, und die Bewegung des Himmels und derer himmlischen Cörper nebst denen Tag- und Nachtstunden vorstellen. Daher dergleichen Uhren am ersten zu Magdeburg gesehen und verfertiget worden. Ja man hat, wo ich nicht irre, eine der ältesten noch daselbst auf dem Dohm. Nachmals wurde er Abbt zu Bobio im Mailändischen, bis daß er wieder nach Frankreich in sein Vatterland gieng, und daselbst die Ehre erlangete, den andern grossen Prinzen unter denen gecrönte Häuptern damaliger Zeiten zu erziehen und zu unterrichten. Dieses war der Prinz Robert, ein Sohn des damaligen Grafens Hugonis Capeti, der bald darauf König in Frankreich und der Stamm-Vatter derer Capetingischen Königs-Linie, wie eben gemeldeter Robert, dieses sein Nachfolger, auf dem Französischen Thron wurde. Und solchergestalt sind die beiden grösten Prinzen der Christenheit, die am Ende des X. und im Anfang des XI. Seculi, das Römische Teutsche Reich und Frankreich beherrschet, und sich durch viele vortrefliche Eigenschaften berühmt gemacht haben, in denen Händen und der Schule dieses gelehrten Mannes erzogen worden. Man hat noch Brieffe von ihm, die er sonderlich mit dem Kaiser Ottone III. und andern gewechselt, woraus man seinen Geist sowol, als auch verschiedene Umstände von diesen allen, gleichwie aus dem Chronico Ditmars, eben dasselbe erkennen kan. Die Gräfin Adelheid, als die Mutter des erst gemeldeten Prinzen Roberts, thate diesen gar nach Reims in die Schule der dasigen Marien-Kirche, und daselbst wurde derselbe eben unter der Aufsicht und in dem Unterricht von dem gelehrten Gerbert erzogen. Ja eben daselbst insinuirte sich dieser bei dem damaligen Erzbischof Adalberon dergestalt, daß er ihn zum Priester weihete, und den Entschlus fassete, ihm die Nachfolge auf den Erzbischöfl. Stuhl zuzuwenden. Es wissen auch alle diejenige Geschichtschreiber, die zu derselben Zeit gelebet haben, nicht genug Rühmens von seiner Tugend, GOttesfurcht, grossen Gelehrsamkeit und gründlichen Lehre zu machen, als deren Zeugnisse Ciaconius in vit. Sylv. zusammen getragen, und damit diejenigen widerleget hat, die erst lange darnach gelebet, und

diese

diese Person, nachdem sie unter einem andern Namen, und einem Stande, der bei ihrem geringen Herkomen den Neid erweken konnte, in der Welt bekañt wurde, ungemein blamiret habē. Ob nun gleich damals diese Absicht, ihn zum Nachfolger in dem Erzbisthum zu Reims zu machen, nicht erreichet wurde, sondern Arnolphus dazu gelangete, so wurde doch nahhero, dieser wegen einer an dem König Hugo begangenen Verrätherei in einer zu dem Ende, wiewohl ohne des Papst Joh. XV. Wissen und Willen, beruffenen Versammlung der Französischen Geistlichkeit, abgesezet, und der gelehrte Abt Gerbert auf den Erzbischöflichen Stuhl erhoben. Der Papst verwarf zwar diese Wahl, und ruhete nicht eher, als bis er wieder herunter war, der ohne seinen Willen abgesezte Arnolphus aber wenigstens nach dem Ausspruch der Geistlichkeit wieder eingesezet wurde. Denn es gelangete dennoch dieser Abgesezte nicht eher wieder zu seiner Freiheit und zu dem Erzbischöflichen Siz, als bis ihm eben dieser Gerbert, als Papst, mit der grösten Generosität dazu wiederum verhalf. Indessen muste doch der Abbt Gerbert weichen. Er wendete sich dannenhero aus seinem Vatterlande weg, und zu dem Kaiser Otto III. als seinen ersten durchlauchtigsten Discipul, wurde aber hernach desto besser versorgt. Z Mainz empfieng ihn der Kaiser mit Freuden, als er eben im Begrif war, dem Papst Joh. XV. zu Hülffe und zur Aufrechthaltung derer Kaiserl. Rechte, wegen derer Unruhen, die der Rebell Crescentis zu Rom machete, mit einer zahlreichen Armee zu ziehen, und sich daselbst crönen zu lassen. Papst Johan. XV. starb zwar sowol als sein Nachfolger Joh. XVI. gar bald, und der Kaiser wurde erst von seinem Vetter Herzog Brunone, welcher unter dem Namen Gregorius V. Papst wurde, gecrönet, von welchem Papste man insgemein die Fabel bei den Scribenten und dem Cardinal Baronio in Annal. selbst findet, daß er die 7. Churfürsten eingesezet habe, die der P. Maimbourg, c. l. p. 105.--120. sehr wohl widerleget. Allein dieses ist gegründet, daß Gerbert von diesem Kaiser und Papst zum Erzbischofthum zu Ravenna erhoben, nach dem Tode Gregorii V. aber endlich durch Vermittelung dieses Kaisers zum Papst erwählet, und Silvester der andere genennet wurde.

Von dem Schaden der in neuern Zeiten aufgekommenen Lebensart in Essen und Trinken.

Wenn wir den Zustand der heutigen Welt etwas genau betrachten: so befinden wir, daß leider! so viele Menschen in so grosse Versuchungen ihrer lüsternen Kehle fallen, daß sie oft selbst nicht wissen, womit sie ihren Geschmak küzeln sollen. Man thue nur seiner Selbstliebe ein wenig Gewalt, und stelle eine kleine Probe an, so wird man balde finden, wohin uns unsere Begierden treiben, und wie diese bei den meisten nicht sowohl abals zunehmen. Denn wie sehr in den neuern Zeiten der unzeitige Appetit der Menschen gestiegen sey, läst sich daraus zur Gnüge abnehmen; weil nicht nur täglich mehr und mehr von allen Enden der Welt unzählich viele, und unsern Vorfahren ganz unbekande Speisen zugeführet werden; sondern auch solche Leute in Menge vorhanden sind, die sich blos darauf legen, wie sie den Läkermäulern ein Gnüge thun mögen. Und eben dieses ist auch bei dem Getränke zu merken. Denn hat nicht die verderbte Unart der Menschen in kurzer Zeit eine so grosse Menge fremder Weine bei uns eingeführet, daß wir dieselben fast selbst nicht alle zu unterscheiden wissen? Und wer weis endlich nicht, daß erst seit einem Jahrhundert der Thee und Caffee Mode worden, und nunmehro so gemein ist, daß man sich deren nicht mehr als einer Arznei, sondern gleichsam statt des ordentlichen Getränkes bedienet.

Doch will ich hier keinen Sittenlehrer abgeben;

abgeben; sondern nur mit wenigen darthun, daß die anjezo, sonderlich bei vornehmen und bemittelten übliche Lebensart in Essen und Trinken schade, und zu vielen, auch zum Theil ganz neuen Krankheiten, Anlas gebe. Sieht man nun die jezige Zubereitung der meisten Speisen an: so bemerket man, daß diese hauptsächlich da hinaus geht, wie man einen säuerlichen, etwas scharfen und gelinde anziehenden Geschmak, oder, mit den Franzosen zu reden, einen haut gout zuwege bringen wolle. Man pflegt daher nicht nur mehr Wein, Essig und andere saure Säfte, sondern auch allerhand Zwiebelgewächse, ziemlich viel Salz, verschiedene Sorten von Erdschwämen, und was das meiste ist, auch viele Gewürze an die Speisen zu thun. Es sind daher erst in Frankreich, und nachgehends auch in Teutschland so viele Arten der Zurichtungen von kräftigen Suppen, fricasées, ragôuts, Pasteten und dergleichen entstanden, die man fast nicht zu zählen weis, und davon unsere Vorfahren gar nichts gewust haben. Ja ich glaube, wenn man den alten Teutschen einen nach heutiger Manier bereiteten Pastetendekel vorgesezet hätte, daß sie denselben eher vor eine Sturmhaube, oder vor ein Kriegsschild würden angesehen, als gegessen haben.

Alleine, nun fragt sichs, 1) ob und 2) wie die gegenwärtige Veränderung in Speisen schade? Was das erste betrift: so darf man daran keinesweges zweifeln, wenn man nur erweget, wie unter den jezt angegebenen Speisen solche Dinge vornemlich befindlich sind, die sich zur Vermischung unsres Geblüts, wenn sie anders gehörig beschaffen seyn soll, gar im geringsten nicht schiken, worunter z. E. vieles Salz, Säure, und allerlei Gewürze billig zu rechnen sind. Sodann ist es eine unter den Aerzten bekandte, und durch die Erfahrung sattsam bestätigte Wahrheit, daß je schlechter, einfältiger und ungekenstelter die Kost ist, desto besser sie dem Cörper bekomme. Wir sehen dieses nicht nur an den gemeinen Leuten, und an denjenigen Völkern, die sich noch wie die Schweizer, einer alten schlecht und rechten Lebensart bedienen, und insgemein von gesunder und starker Natur zu seyn pflegen; sondern es ist auch allerdings wahrscheinlich, daß die Väter alten Testaments, ausser den vor der Sündfluth genossenen reinern Elementen ihr langes Leben einer einfältigen schlechten Lebensart zu danken gehabt haben.

Was hiernechst die Art zu schaden anlangt: so bemerken wir, daß dergleichen Speisen, weil sie die Kehle schmeicheln, gemeiniglich in grösserm Ueberfluß, als andere, genossen werden; daher denn entweder der Magen geschwächet; oder doch viel Blut erzeuget wird, davon hernach alle die Krankheiten und gefährliche Zufälle entstehen können, die von der Vollblütigkeit sonst pflegen erreget zu werden. Doch hierbei bleibt es bei weitem nicht alleine; sondern was das vornemste ist, die allzusehr gesalzenen Speisen pflegen das Blut mit allzuvieler Schärfe anzufüllen, und die vielen Gewürze, wenn es zumal solche sind, die, wie Zimmt und Nelken ꝛc. ein hiziges Oel bei sich führen, pflegen es allzustark zu erhizen und in schnelle Bewegung zu sezen. Was Wunder also, wenn solche Krankheiten, die sich auf ein hiziges und scharfes Blut gründen, daraus entstehen, und heut zu Tage auch in unserm zimlich gemäßigten climate, so sehr gemein sind, als hizige Fieber, Gicht, Podagra, Schwindsucht, Blutstürzungen bei beiderlei Geschlechte, sonderlich aber das Friesel, die güldene Ader, und die damit verknüpften Zufälle, davon man vor diesen wenig gewust oder selten gehöret hat. Denn daß das Friesel insonderheit unter die neuen Krankheiten gehöre, ist bekandt;

weil

weil es nur etwa seit einem Jahrhunderten aufgekommen ist, und daß auch die in neuern Zeiten eingerissene veränderte Lebensart dazu beigetragen habe, läßt sich nicht nur aus der vorhergehenden IX. Abhandl. füglich schliessen; sondern ich werde auch in folgenden noch etwas davon mit beibringen. Was aber den güldnen Aderflus betrift: so wird man ebenfalls nicht in Abrede seyn können, daß er in den gegenwärtigen Zeiten viel gemeiner sey, als vor diesen; indem es noch viele betagte Leute giebt, die gewis versichern, daß sie in ihrer Jugend wenig, oder fast gar nicht darüber hätten klagen hören, und fast sich ehedem jederman geschämet hätte, auch nur davon zu sagen.

Und hieraus ist zugleich begreiflich, daß man jezo, allerdings mehr, als sonst Ursache habe, durch gehöriges Aderlassen dem aufwallenden Geblüte Luft zu machen, wenn man sich nicht durch deren Unterlassung allerhand schwere Krankheiten, wie hizige Fieber, Blutstürzungen, Schlag- und Stikflüsse u. s. w. zuziehen will. Ja es läst sich auch zum Theil füglich daraus der Schlus machen, daß diese neue Lebensart, weil sie das Blut sehr anhäuft und erhizet, allerdings auch die Wollüste vermehre, und also gewisser massen mit Ursache sey, daß die venerischen Krankheiten gegenwärtig so sehr in Schwange gehen.

Nun läugne ich zwar keinesweges, daß die Gewürze, und selbst das gemeine Küchensalz, in der Diät ihren grossen Nutzen haben; indem sie allerdings zur Verdauung der Speisen, zu Wegnehmung des etwa davon zurük gebliebenen zähen Schleims, und zur Leibesöfnung, sehr vieles beitragen: sondern ich behaupte nur, daß sie nicht eigentlich zu unsrer Leibesmischung und Nahrung gehören; sondern vielmehr als solche Mittel anzusehen sind, welche die Speisen verbessern, und einen guten Speisesaft mit bereiten helfen. Wannenhero sie nothwendig mäßig, und zur Nothdurft gebrauchet werden müssen; widrigenfalls allerding statt des verhoften Nuzens Schade angerichtet, und das Geblüte, wie gedacht, theils in Wallung gesezet, theils aber mit vieler Schärfe angefüllet wird.

Zu mehrerer Bekräftigung dessen will ich nur ein einig Exempel anführen, daß uns davon überzeugen kan. Pfeffer und Ingber sind zur Verdauung die besten Gewürze; weil sie nicht so, wie die andern, ein sehr hiziges Oel bei sich führen, und damit das Blut in Bewegung bringen; sondern nur vornemlich ein scharfes fixes Salz besizen, welches den Magen gelinde angreift und erwärmet, den darinne vorhandenen Schleim losweichet, und die Ausziehung eines guten Speisesafts befördern hilft. Dem ohnerachtet ist gewis, daß auch diese sonst heilsame Gewürze, wenn sie häufig gebrauchet, und mit ins Geblüte getrieben werden, dasselbe allerdings scharf machen können. Denn ich weis nicht nur aus glaubwürdiger Erfahrung, daß diejenigen, die sich stark daran gewöhnet, vielfältig davon ein Juken in der Haut, oder einen frieselhaften Ausschlag bekommen haben; sondern man kan es auch unter andern an denen abnehmen, die Fontanelle an sich tragen; indem diese gemeiniglich ein Brennen und Beissen an demjenigen Orte, wo das Fontanell liegt, empfinden, wenn sie ofte oder viel Ingwer und Pfeffer gegessen haben. Da nun diese beiden Gewürze, die doch nicht so leichte ins Geblüte gehen, dergleichen Würkung zuwege bringen: so mus man noch vielmehr von den übrigen, als Zimmet, Nelken, Cardamomen, Muscatennus und Blumen ꝛc. zugestehen, daß sie das Geblüte erhizen können; weil sie nemlich, wie man aus der Destillation erweisen kan, viel hizig es Oel bei sich haben, das nothwendig Hize im Blute verursachen mus.

Hiernächst ist auch kein Zweifel, daß der allzuviele Genus der sauren und säuerlichen Speisen schädlich sey: Denn ob sie zwar den Appetit erweken, und die Verdauung befördern, auch sonderlich den Cholerischen Leuten nicht uneben zuschlagen, wenn sie zuweilen mäßig genommen werden: so findet man doch im Gegentheil, und zwar hauptsächlich bei phlegmatischen, melancholischen, und einer sizsamen Lebensart ergebenen Personen, daß deren Ueberflus allerhand üble Folgen nach sich ziehet; indem nemlich der Milchsaft leichte gerinnet, das Geblüte verdikt, und zur freien Circulation durch die kleinsten Gefäsgen ungeschikt gemacht, mithin also nothwendig zu allen davon herrührenden Beschwerungen der Grund geleget wird. Noch vielmehr aber kan dieses geschehen, wenn nach der unter den Vornehmen heute zu Tage üblichen Mode vielerlei Speisen, die öfters, wie z. E. Milch und Säure, einander ganz zuwider sind, über einer Mahlzeit ohne Unterschied genossen werden.

Nicht minder ist auch nicht ohne Ursache zu muthmassen, daß die verschiedenen Arten der Erdschwämme, deren man sich jezo ungleich stärker, als ehedem an dem Essen bedienet, der Gesundheit nachtheilig sey. Denn wir haben bekandter massen unzählich viele giftige Schwämme, und die Arzneigelehrten haben vorlängst erwiesen, daß alle Arten derselben, und also auch diejenigen, die wir vor unschädlich halten, wenn sie schon nicht würklich giftig sind, dennoch etwas scharfes bei sich haben. Da nun scharfe Sachen das Geblüte nicht nur mit Schärfe anfüllen, sondern auch die Blutgefässe selbst anreizen, daß sie stärker in das Blut würken, und dessen Trieb vermehren: so läst sich ebenfalls hieraus zum Theil schlüssen, daß auch dadurch denen erwehnten und jezo gewöhnlichen Krankheiten, Nahrung und Unterhalt gegeben werde.

Eben dieses gilt auch von allerhand Zwiebelgewächsen. Denn obschon deren mäsiger Gebrauch im Herbst und Winter bei nas-kaltem Wetter, und bei feuchten schleimigen Naturen allerdings zuträglich ist: so gilt dieses doch nicht zu andrer Jahreszeit und bei andern Temperamenten; oder wenn sie in Uebermasse an Speisen gebraucht werden. Nun läugne ich zwar nicht, daß unsre Alten die Zwiebelartigen Speisen ebenfalls gnug mögen gegessen, und auf die Zeit oder die Natur wohl wenig Acht gehabt haben. Alleine, wenn sie dieselben gebrauchet: so ist es doch nur dann und wann geschehen; und sie haben es für ein ganzes Gerichte gerechnet, welches sie wohl schwerlich alle Tage werden aufgetragen haben; keinesweges aber dürfte erwiesen werden können, daß sie es so wie wir gemacht, und alltäglich, oder zu sagen, an alle Speisen, zu Erhebung des Geschmaks, die Zwiebeln sollten gethan haben.

Ausser dem allen aber ist hier annoch zu bemerken, daß auch das allzustarke Essen, wozu man heute zu Tage nicht nur durch die Zubereitung, sonderlich durch die Verschiedenheit der Speisen gereizet wird, ofte eine Vollblütigkeit, zuwege bringe, und zu vielen daraus entspringenden Krankheiten den Weg bahne. Denn man darf ein paar hundert oder wenigere Jahre zurüke gehen, so wird man inne werden, daß auch unter den Vornehmen damals bei weiten nicht so viele verschiedene Gerichte sind aufgesezet worden, als jezo. Denn wenn man noch die damaligen Küchenzeddel grosser Herren betrachtet: so heist es ohngefehr: Der Fürst will ein Gerichte Fleisch, einen Braten, etwas Gebakenes, und einen Fisch, wenn er zu haben; und das war fürstlich, in der That aber auch weise, und nach der Gesundheit tractiret, da man hingegen die Gerichte fast nicht zählen kan, die ein jeziger

ziger Küchenzeddel in sich fasset. Wer aber hiervon nähern Unterricht haben will, darf nur unter andern Wekens Beschreibung der Stadt Dresden aufschlagen, allwo hin und wieder die Speisen benahmet sind, womit man in ältern Zeiten bei hohen Beilagern und andern Solennitäten die Churfürstliche Tafel bedienet hat; da er denn die damals übliche Lebensart, und den Unterschied derselben gegen die jezige, zur Gnüge erkennen wird. Wie es aber in diesen Stüken immer nach und nach unter grossen Herren gestiegen ist: so hat es auch unvermerkt unter andern bemittelten und vornehmen Leuten zugenommen, und man wird, wie gesagt, auch bei diesen eine Menge verschiedener Speisen, und folglich auch meistentheils einen mehrern, und der Gesundheit schädlichen Genus derselben antreffen. Denn daß ich hier nicht von unsern Bauren und andern gemeinen Leuten rede, wird jederman leicht begreifen; weil ich sonst etwas behaupten würde, das ganz ungegründet wäre, und bei ihnen gar nicht eintrift.

Nun ist noch die Betrachtung der Getränke übrig, in soferne solche entweder an sich, oder in Ansehung ihres veränderten Gebrauchs von der Diät der Alten abgehen. Daher ich auch von Bier und Brantewein, weil diese vor diesen eben so, wie jezo Mode gewesen sind, nichts gedenke: ich müste denn dieses erwehnen, daß man aus dem Brantewein jezo mehr wohlschmekende Aquavite bereitet, und dadurch vielleicht viele zu mehrern Brantweintrinken verführet. Vielmehr wende ich mich zu andern Getränken, und zwar zuerst zum Weine. Dieser ist zwar schon seit den Zeiten des Loths gemisbrauchet worden, und es ist gewis, daß es auch nach ihm bis auf unsere Zeiten manche Helden im Saufen mag gegeben haben. Dem ohnerachtet aber, sieht man doch aus allen Umständen, daß der Misbrauch desselben vor diesen bei weiten nicht so gemein gewesen als jezo. Denn unsere Vorfahren, wenn wir einige wenige ausnehmen, bedienten sich dessen nur zur Gesundheit, oder wenn sie alt waren, zur Stärkung, oder an hohen Festtagen, und bei ansehnlichen Gastmahlen. Jezo aber lernt man gleich von Jugend auf Wein trinken, man geniesset ihn alltäglich, und so zu sagen zum ordentlichen Getränke; ja man trinket auch so vielerlei Sorten, die vor dem ganz verborgen gewesen. Mus man denn also nicht eingestehen, daß das Geblüte nicht nur mehr erhizet; sondern auch von dem stärkern und geschwindern Umlaufe schärfer gemacht, und also allerhand Unheil, insonderheit aber das Friesel und die güldne Ader, erreget werden könne?

Sieht man hiernächst die warmen Getränke, wie Thee und Caffee an: so sind dieselben zwar in vielen Stüken der Gesundheit sehr zuträglich, wenn sie recht gebrauchet werden, weil sie das Geblüte verdünnen und flüssig erhalten, die höchstnöthige Ausdünstung der Haut befördern, und folglich viele Krankheiten von uns abwenden. Da sie aber bei so einer Diät genossen werden, die ohnedem schon das Blut flüchtig macht, und man sich noch dazu, nach der heutigen sehr schlimmen Mode, ohne Unterscheid allzuhäufig geniesset: so pflegen sie bei denen, die zum Aergernis geneigt, und verstopften Leibes sind, oder die sonst viele Galle und Schärfe bei sich haben, dieselbe aus dem Unterleibe ins Geblüte und in die Glieder zu treiben; daher denn bei solchen Personen Gichtschmerzen, Schwäche der Nerven, und Unreinigkeit des Bluts entstehet, die hernach, wenn sie in die Haut stärker hineingetrieben wird, und die Schweislöcher nicht genugsam eröfnet sind, um ihr einen Durchgang zu verstatten, allda sizen bleibt, und endlich das Friesel zuwege bringet.

Besonders aber ist der Caffee geschikt,

dergleichen Schaden zu verursachen. Denn er hat ein schweres Oel, mithin viele schweflichte Theile bei sich. Wenn er nun bei Verstopffung des Leibes stärker ins Geblüte gehet, oder von cholerischen Leuten häufig getrunken wird, die ohnedem schon mit vielen schweflichten Partikeln versehen sind: so wird nothwendig ihr Blut noch mehr damit angefüllt, und wenn solche in denen von äusserlicher Erkältung zusammen gezogenen Schweislöchern der Haut steken bleiben, um so mehr dadurch das Frieseln erreget. Wie denn der seel. Herr Geh. Rath Hofmann in einer besondern Dissertation mit vielen Gründen zu zeigen gesuchet hat, daß dem häufigen Gebrauche des Caffees, wenn er zumal zu sehr gebrennet, oder zu stark gemacht würde, insonderheit die Schuld mit beizumessen sey, daß die Frieselkrankheiten heute zu Tage zu sehr um sich griffen, davon man vor ohngefehr 80. und mehr Jahren noch nichts gewust hätte. Weil aber auch das in dem Caffee befindliche Oel, wenn man ihn zu stark röstet, leichte widrig und stinkend wird, und deshalb die Nerven schwächet: so ist kein Wunder, wenn auch hiervon allerhand Nachtheil an der Gesundheit verursachet wird.

Die Choccolade, welche ebenfalls heute zu Tage sehr gemein ist, hat wegen ihrer fetten und schleimigen Theile eine nährende Kraft, und lindert zugleich die Schärfe; daher sie keinesweges zu verachten ist. Wird sie aber von vollblütigen Personen oft getrunken: so vermehret sie das Blut zu stark, und hänget sich bei vielem Gebrauch, wegen ihrer Fettigkeit in den Falten des Magens und der Gedärme an, daß davon der gebührende Zuflus der Dauungssäfte (succi salivales) verhindert, der Magen geschwächet, und wohl gar das kleine Geäder verstopfet wird; wie dieses mit vielen Exempeln erläutert werden könte. Um so mehr aber pflegt dieses zu geschehen, wenn man sie mit Milch bereitet, oder kein Wasser nachtrinket. Da sie nun auch überdem öfters mit vielen Gewürzen gemacht wird; so verursacht sie noch dazu Hize, und hilft solche Krankheit mit erzeugen, die davon herkommet.

Aus diesen allen wird man nun hoffentlich zur Gnüge einsehen können, daß die in neuern Zeiten eingerissene Lebensart in Essen und Trinken nicht nur der Gesundheit allerdings schade; sondern auch solche Krankheiten zum Theil hervor bringe, die vor diesen, da man eine andere Diät gehalten, nicht bekandt gewesen, aber doch nicht vielfältig vorgekommen sind. Doch ist wohl zu merken, daß ich andere Ursachen nicht gänzlich ausschliesse, wenn ich die jezige Diät beschuldige, daß sie allerhand Krankheiten verursache.

Die scheinheilige Frau.

Decipies alios verbis vultuque benigno.
Mart.

Neulich fiel die Frage vor: Ob ein Mann unglüklicher sey, wann er eine verliebte, oder eine zänkische, oder eine scheinheilige Frau habe? Erast war der Meinung, die erste sey unter diesen am erträglichsten, weil der Mann noch zu gewissen Zeiten von der gefälligen und aufgeräumten Gemüthsart seiner Frauen einigen Genus hätte, folglich in seinem Ehestand doch manche Annehmlichkeiten, welche eine Frau von einem so gütigen Herzen mit sich führte, ihm könnte empfinden machen; die sogenannte Liebhaberinnen, fuhr er fort, sind insgemein solche Weibsbilder, die nicht leicht verdrieslich werden, sondern sie befleissen sich vielmehr, bei jedermann durch ihre Gefälligkeiten sich angenehm zu machen, und vergnügte Stunden zu haben. Da im Gegentheil eine zänkische Frau, wenn sie auch sonst alle gute Eigenschaften von

der

der Welt besizet, doch einen ehrlichen Mann keinen Tag in Ruhe lässet, sondern ihn bald über dieses, bald über jenes Sandkörnichen zur Rede sezet, und ihn beschuldiget, daß er ihr solches in Weg geleget hätte. Der Mann ist dabei nicht Herr in seinem Haus, und mus sich immer ängstigen, wenn ohngefehr ein paar gute Freunde bei ihm zusprechen, oder wann er sich sonst eine Veränderung machen will. Hat er einmal einen guten Dienstboten, so jagte sie ihn mit ihrem steten Keiffen und Schelten wieder zum Haus hinaus. Bei Tische lässet ihm das zankſüchtige Weib keinen Bissen ruhig hinunter schluken. Ihr unaufhörliches Hadern macht ihm auch den besten Wein zu Essig und Galle. Mit einem Wort, beschlos Erast, ein zänkisches Weib ist das gröste Uebel, so einem Mann in der Welt zustossen kan.

Ich bin zwar ihrer Meinung, erklärte sich darauf Organt; allein ich halte doch das Ubel noch gröſſer, wann auch die Scheinheiligkeit sich zu der Zankſucht geſellet. Ich habe davon ein Exempel erlebet, welches ich erzehlen will:

Melton, ein Edelmann, der viel Mittel besas, und von einem stillen und eingezogenen Wesen war, konnte sich lange nicht entschliessen, zu heirathen. Die Schönen schienen ihm allzueitel und ausschweiffend zu seyn. Er liebte die Ordnung und die Ruhe. Er fürchtete sich vor nichts mehr, als vor solchen Weitläufftigkeiten, davon ihm schier alle Haushaltungen der Verehligten traurige Beiſpiele zeigten. Sein Beichtvatter, ein andächtiger Mann, wann je einer war, sprach ihm unterdessen öffters von dem Seegen und der Glükſeeligkeit des Ehestandes. Melton hielt ihm die Erfahrung entgegen; er sagte, daß man allzuwenig glükſelige Ehen entdekte; daß ein ehrlicher Mann allzuviel wagte, wenn er sich entschlösse, eine Frau zu nehmen, und endlich, daß er mit seinem Zustand zufrieden lebte. Ja, erinnerte der fromme Mann, ein solches Leben aber himmelt nicht. So mus man sich also entschliessen, erwiederte Oront, eine Frau zu nehmen, um durch Creuz und Leiden in den Himmel zu kommen? Ich sage dieses nicht, erklärte sich der Geiſtliche, man mus sich im Heirathen vorsehen: GOtt hat ihnen ein schönes Vermögen gegeben, sie können damit ein frommes Kind glüklich machen, und zugleich mit ihr ein GOtt wohlgefälliges und vergnügtes Leben führen. Wie ein frommes Kind! unterbrach Oront. Wissen sie ein solches? Der Geiſtliche nannte hierauf die junge Gellia. Sie war ein Exempel der Eingezogenheit und der Frömmigkeit, sie verſäumte keine Kirche, sie richtete die Augen darinnen nur nach der Canzel und nach dem Altar, sonsten schlug sie solche immer aus Blödigkeit nieder, und sahe keinen Mannsmenschen nicht an. Sie hatte sich dem Closter gewidmet, und wenn man ihr vom Heirathen sprach, so jagte die Schamhaftigkeit ihr alles Blut ins Angesicht. Ihr Zustand hatte ihr die Bescheidenheit, und ihre Verstellung den Schein der Tugend beigelegt. Sie hatte keine Mittel, und lebte nur von der Gnade eines ihrer nahen Anverwanden. Gewisse Leute, die eine besondere Freude haben, Heirathen zu machen, brachten mit Hülffe des Beichtvaters den Oront und die Gellia zusammen. Sie wurden ein Paar. Gellia war gleich im ersten Jahr mit allerhand Fantasien herum getrieben. Bald war ihr die Music zuwider, welche ihr Mann liebte. Bald erklärte sie nach ihrer Weisheit alle Leute, die eine Karte in die Hände fasseten, für unwiedergeborne. Im übrigen aber erklärte sie alle Lust für sündlich und böse. Ihr Mann war bei ihr nur ein natürlicher Mensch, der von der Wiedergeburt noch nichts wuste. Wie er sich auch aus Gefälligkeit für sie erklärte, so traf er es übel. Sie liebte alle Menschen, nur ihren Mann nicht. Er konte es ihr in nichts recht machen. Gieng

er aus, so war er zu weltförmig: blieb er zu Haus, so störte er sie in ihrer Andacht. Bat er gute Freunde zu sich, so waren es Weltkinder, die nur sündliche Gespräche führten. Sie wollte nur mit geistlichen und frommen Seelen umgehen, und durch sie ihren Mann catechisiren lassen. Eine solche gezwungene Frömmigkeit vertrieb endlich alle Ruhe, alle Freude, alle Ordnung aus dem Haus. Gellia bekümmerte sich um nichts: sie nahm lauter andächtige Schwestern und Brüder zu ihrem Gesinde: Diese hatten wieder andere Schwestern und Brüder, denen sie Gutes thaten. Niemand sorgte, wo das Geld herkam. Melton liebte den Frieden, und lies seine Frau machen, was sie wollte. Er wurde ein Spiel ihrer Fantasien, und ein Märtirer einer falschen Andacht. Sein grosses Vermögen verschwand, ohne daß er wuste, wie es zugieng. Er wollte deswegen seiner Frauen einreden, sich der Haushaltung besser anzunehmen; allein, sie war bekehrt, und warf ihm vor, daß er nur den Mammon für seinen GOtt hielte. Der ehrliche Mann wuste nicht, wie er daran war; er wollte gleichwohl auch nicht den Namen haben, daß er keine Religion hätte. Nein, er war in der That fromm; seine Frau misbrauchte seiner Gutheit: sie verdarben beide. So grosmüthig sie auch das Geld verachtete, so konte sie doch ohne Geld nicht leben: sie musten also ihre Güter versezen; dieses war nicht genug: Sie borgten als gute Christen, und hörten auf ehrliche Leute zu seyn, indem sie nicht bezahlten.

Wir haben hiebei zwei Anmerkungen zu machen, 1) Ein Frauenzimmer, welches von armen Eltern gebohren ist, und niemahls gewohnet war, eine Haushaltung zu führen, pflegt insgemein unfähig zu seyn, ein grosses Gut zu verwalten, wenn sie durch eine reiche Heirath dazu gelanget. Sie hat keine Begriffe von der Art, wie man eine Eintheilung macht, wie man etwas verwahret, schonet, aufhebet, und nüzlich anwendet: sie weis nicht, wie man die Ausgaben mit den Einnahmen vernünftig überschlagen, die eine gegen der andern abmessen, und den Wohlstand eines Hauses besorgen mus; sie ist dabei nicht hergekommen. Ihre Eltern lebten von Hand zum Mund: hatten sie viel, so verthaten sie viel; hatten sie nichts, so behalfen sie sich, wie sie konten. Dieses gibt schlechte Haushälterinnen. 2) Die zweite Anmerkung ist diese: Eine falsche Andacht, welche die Einbildung mehr mit einem geistlichen Hochmuth, als das Herz mit Einfalt und Demuth erfüllet, macht nichts als Unruhe, Verwirrung und Zwietracht in der menschlichen Gesellschaft.

GOtt ist ein GOtt der Ordnung, und wie er alles durch Mittel regiret, so will er auch, daß der Mensch in allem seinem Betragen sich darnach richten soll. Er verlangt von uns keine andere Andacht, und Frömmigkeit, als die mit dieser Ordnung übereinstimmet. Wer sich einbildet, GOtt werde in Betrachtung der geistlichen Uebungen, denen er sich ergiebet, und darüber er das Zeitliche versäumet, die natürliche Folgen dieser Versäumnis verändern, und also seinetwegen ausserordentlich würken, der macht seine geistliche Uebungen zu einer Art des Verdienstes; der erwartet von GOtt, daß er seinetwegen den Lauf der Dinge unterbrechen und Wunder thun soll. Er führet GOtt in Versuchung, und zeigt seinen Unglauben, indem er vermeinet glaubig zu seyn. Der Seegen, den wir von GOtt erwarten, sezet Mittel voraus, die wir anwenden müssen, etwas, das wir wollen, zu erhalten. Und wenn GOtt auch in Ansehung unsrer ausserordentlich zu würken scheinet, so geschiehet solches doch nach der beständigen Ordnung seiner Absichten. Wir sind auf Mittel gewiesen, und der Ordnung der Natur unterworfen. Bitten wir GOtt um etwas, so bitten wir zugleich um die Mittel; nicht, weil GOtt nach seiner Allmacht nicht ohne Mittel würken könnte, sondern weil er nach seiner Ordnung nicht will.

Von

Von merklichen Veränderungen in Krankheiten und so genannten critischen Tagen.

So wie der Mensch in natürlichem Zustande des Cörpers vielen merkwürdigen Veränderungen zu gewissen Zeiten unterworfen ist, also besonders in wiedernatürlichen, von deren genauen Beobachtung die Wohlfahrt des Kranken, und das Urtheil des Arztes von erwünschten oder mislichen und tödlichem Ausgang der Krankheit mit abhanget.

Sowohl die Aeltesten als Neuere nennen *crisin* eine schnelle Entscheidung, und mit ausserordentlichen Zufällen zu gewissen Zeiten entweder zum Leben oder Tode des Patienten sich äusserende Veränderung der Krankheit. Denn obgleich nicht nur in geringen, sondern öfters auch sehr gefährlichen Zufällen durch blose und vereinigte Kräfften der Natur, in einem dem Grad der Krankheit gemässen Zeitlauf, aller möglicher Widerstand und erwartete heilsame Würkung geschiehet: so ist dennoch nach verschiedenen Umständen die Bewegung in denen festen Theilen nicht allezeit fähig, denen Ursachen der Krankheiten zu widerstehen, ja selbst der Arzt ohnerachtet aller angewanden Mühe und Sorgfalt öfters ausser Stand gesezet, dieselben zu heben; daß dahero kein Wunder, wann mit zunehmendem unordentlichen Triebe unvollkommene crises, ja bald darauf gefährliche und tödliche Zufälle erfolgen.

Dergleichen notable Veränderungen stellen sich nun hauptsächlich in hizigen Krankheiten nach vorhergegangenen mannigfaltigen Verwirrungen an gewissen bestimmten Tagen ordentlich ein, verzögern sich aber in langwürigen, als welche, da sie nach und nach, doch aber auf gelindere Art abnehmen, pflegen *lyses* genannt und oberwehnter *crisi* gemeiniglich entgegen gesezet zu werden, ohnerachtet andere nach des Baglii und Sydenham Meinung in beiderlei Arten wider-natürlicher Zufälle ebenfalls crises zulassen, und in Erwegung derer langwürigen zwar eine länger daurende Aenderung, hingegen in Ansehung deren öftern Anfälle eine regulaire crisin, wahrgenommen haben.

Soll nun dadurch eine Krankheit gehoben werden, so erfordert solches eine gänzliche alteration und Wegschaffung der nächsten Ursache, wovon dieselbe eigentlich entstanden. Hierzu concurriret nun die Vermehrung des Triebwerks in den festen Theilen, oder die Kräfte der Natur, das ist das Vermögen derer Theile des menschlichen Cörpers zu Verrichtung aller der Structuren desselben conformen möglichen Bewegungen. Wie aber natürlicher Weise bei einer mäsigen Bewegung derselben ein ordentlicher Umlauf des Blutes erhalten, und vermittelst dieses in langwüriger Krankheit mehr, als wie mit der Menge der Arzeneimittel ausgerichtet wird: so kan zugleich bei Verstärkung des Drukwerkes und daher vermehrten Gegendruk des Blutes und geschwindern Zuflus nach dem Herzen zufälliger Weise zum Heil des Kranken Nuzen geschaffet werden, als dadurch die flüsigen Theile unter sich verändert, verdünnet, unreines abgesondert und zum Durchbruch tüchtig gemacht, mithin verstopfte Röhren wiederum eröfnet werden. Es ist demach der zureichende Grund einer solchen nothwendigen und merklichen Veränderung in Krankheiten nicht weiter als nur blos in denen natürlichen Kräften des menschlichen Cörpers, also weder in der Direction eines mit unsern Leibe vereinigten unsterblichen Wesens, noch viel weniger ausser uns, in dem Lauf des Monden und Gestirns, zu suchen.

Die vielfältige doch aber ordentliche Abwechselungen, so in Krankheiten vorgehen, und wovon wir täglich überzeuget werden, daß durch selbige ohne die

allerge-

allergeringste Beihülfe dann und wann die schweresten hizigen Krankheiten selbst gehoben werden, lehren einen Zuschauer, so die Krankheit völlig einsiehet, selbst die Verhaltungsregeln, zugleich aber auch die Einsicht des Schadens, der verursachet werden kan, wenn man, ohne Absicht auf die Krankheit, derselben Ursache und Würkung in critischen Tagen, blos auf einen oder den andern Fall die Hülfsmittel einrichtet, nicht die nöthige Würkung der Natur überläst, deren Kräfte auf die Auswürfe aller zuvor bearbeiteten Säfte durch alle nöthige Ausgänge abzielen, oder wenigstens derselben zu Hülfe kommt, sondern vielmehr durch ganz contraire Mittel die nothwendige Bewegungen und die davon herrührende Veränderungen deren flüsigen Theile störet, mithin den Zustand des Kranken entweder verwirrter, oder durch Verlängerung und Verschlimmerung zu Zeiten gefährlicher macht.

Doch zielet dieser Saz nicht auf denjenigen allzuheftigen Trieb, welcher eine gänzliche destruction unser Machine zum Grunde hat. Denn wie überhaupt ein vernünftiger Arzt bei der Cur auf alle Bewegung, sowohl in festen als flüsigen Theilen eines jeglichen Cörpers, sein Augenmerk richten mus: so lernet derselbe nach vorhergelegter gründlichen theorie durch tägliche Erfahrung den Schaden und Nuzen derselben einsehen, und besonders aus denen Kennzeichen derer Bewegungen des natürlichen Lebens erkennen, in wie fern gewisse merkliche Veränderungen zu Tilgung einiger Krankheiten und derselben Ursache nothwendig und nüzlich, oder dem menschlichen Cörper nachtheilig, schädlich und tödlich seyn können.

Oberwehnte crises aber äussern sich in Krankheiten, nach der einmal bestimmten Ordnung zu gewissen Zeiten und Tagen, und haben ihre besondere Merkmahle, so aus dem Pulsschlagen, Luftschöpfen, Ruhe und Unruhe des Gemüths und Leibes, Schlaf, Wachsamkeit, allen natürlichen Bewegungen und Auswürfen müssen hergeleitet werden, um zu erkennen, ob die Verarbeitung im Cörper bereits geschehen? das ist, ob die verdorbene überflüsige stokende Feuchtigkeiten, als materielle Ursachen der Krankheiten, so durch verschiedene offenstehende Gänge des Leibes abgeleitet werden müssen, vermittelst Verstärkung der elastischen Kraft in festen Theilen, von guten Säften abgesondert, und zum Durchbruch durch die kleinesten Röhren tüchtig gemachet worden? Solchergestallt kommt hiermit der Begrif des Wortes, als einer gehörigen Absonderung, wie bei dem Durchsieben zu geschehen pfleget, völlig überein.

Hierbei ist noch überhaupt zu erinnern, daß wenn alle Zufälle in einerlei Grade verbleiben, oder mit Zunahme derselben sich verschlimmern, die Ursachen derer Krankheiten entweder zugenommen, oder wenig verändert, und also zur Trennung und Wegschaffung nicht reif gemachet worden: deswegen auch zu solcher Zeit keine crisis erfolgen kan, vielmehr hat man bei Verschlimmerung der Krankheiten, corruption derer Säfte, zunehmender Schwäche des Cörpers, und Erschöpfung nöthiger Kräfte, einen gefährlichen tödlichen Ausgang, wenigstens recidive, und in die Länge sich ziehende beschwerliche Zufälle zu besorgen. So ferne aber in der gröften Kraft der Krankheit mit ausserordentlichen Veränderungen und neuen Anfall, der Pulsschlag sich versteket, geschwinde Bewegung in der Brust, mit Vermehrung der Hize und schmerzhaften Empfindung sich äussert, zugleich eine Müdigkeit nebst zerschlagenem Wesen in allen Gliedern zurük läst, auch den Kranken am Leibe und Gemüthe empfindlicher macht, und darauf ein hell-

und

und hochrother Urin sich anfängt zu verändern, trübe zu werden und ein starkes sediment zu sezen; überdem sich mannigfaltige excretiones, als Schweisse, Durchfälle, Erbrechen, fliessender Schnupfen, Auswürfe, und andere blutige Reinigung, ausserordentlich ohne gegebene Ursache, von sich selbst einfinden: so erhellet, daß mit Zunahme derer Bewegungen die völlige crisis auf dem Wege, ja bereits durch gehörige evacuation gleichsam gekochter und abgesonderter Materie würklich geschehen sey, die alsdann bei einer darauf folgenden Erleichterung, Abnahme des Fiebers, Zunahme natürlichen Schlafs, Appetits und der Kräfte, von angefangener Besserung und erwünschten Ausgang der Krankheit einen völlig vergewissert.

Selbst der Entscheidungstage sind nach verschiedenem Grade hiziger Krankheiten unterschiedlich. SYDENHAM rechnet zur Reinigung des Bluts dreihundert und sechs und dreisig Stunden, wenn anders dergleichen Krankheiten ungestört dem Lauf der Natur überlassen würden. Da aber bei dem Anfall, und einige Tage darauf, entweder plözlich, oder etwas später mit getheilten Kräften, die Bewegungen zu gewissen Zeiten sich zu vermehren pflegen, als ein bekanntes Mittel die schädlichen Ursachen und Würkungen derer Krankheiten zu tilgen: so kommen bereits HIPPOCRATIS und GALENI Anmerkungen mit der Erfahrung überein, daß unter die drei Hauptentscheidungs termine der siebende, vierzehende und ein und zwanzigste Tag zu zählen. Indessen haben schon in ältesten Zeiten nicht nur verschiedene Aerzte solches bereits angefochten, sondern unter den neuern finden sich auch einige Widersprüche. So bezeiget CAELIVS AVERLIANVS, daß ASCLEPIADES der erstere gewesen, welcher zur Entscheidung derer Krankheiten gar keine critische Tage zulassen wollen; dem auch CELSVS, HELMONTIVS, LANGIVS, und andere beigetretten. WALDSCHMID verwirft in hiesigen Ländern vollkommene *crises*, und behauptet mit BAGLIV, daß, obwohl in Griechenland wegen elastischer warmer und verdünneter Luft, dergleichen in hizigen Krankheiten (die ohnedem in heissen Ländern gewöhnlicher) ordentlich sich zuzutragen pflegten, sie doch in Mitternächtigen kalten Ländern nicht erfolgten, weil in selbigen die Luft mit vielen feuchten unreinen und groben Theilchen angefüllet, die Säfte im Cörper mehr verdike, verunreinige und gleichsam zum Abschäumen, wie in der crisi geschicht, und Durchbruch stark verschlossener Gefässe untüchtig mache. Merken wir aber überhaupt auf die vier Zeiten, nemlich den Anfall, Zunahme, Stillestand und Abnahme derer Krankheiten, und die in selbigen vorfallende bemerkungswürdige Begebenheiten, stellen uns darbei zugleich mit vor, wie zu Hervorbringung gewisser Würkungen sowohl in der grossen als kleinern Welt ein determinirter Grad, Ordnung und Reihe aufeinander folgender Bewegungen erfordert werde, und sind hauptsächlich von der Gewisheit und Würklichkeit merklicher Veränderungen zu gewissen Zeiten in Krankheiten nach Einsicht des HIPPOCRATIS täglich überzeuget worden: so fället aller Zweifel von sich selbst weg, zumalen wir nach denen verschiedenen Graden der Krankheiten auch verschiedene Terminen observiren können, in welchen die Entscheidung derselben geschiehet, als da sind hettig anfallende hizige Fieber, ſ^ in vier und zwanzig Stunden, oder drei bis vier Tagen sich schnelle ändern, andere so bis den siebenten, neunten und vierzehnten Tag dauren; hartnäkichtere aber, die sich zum ein und zwanzigsten, hingegen sehr selten bis zu dem sieben und zwanzigsten und ein und dreisigsten Tag verzögern. Die ungeleiche Tage also in hizigen Krankheiten, so besonders müssen beobachtet werden, sind gemeiniglich der erste, dritte, siebente, neunte, eilfte, siebzehnte und ein und zwanzigste Tag.

Was nun die Tage betrift, so vornemlich in hizigen Krankheiten eine bevorstehende *crisin* anzeigen sollen, so werden unter die Anzeigungstage derer drei haupteritischen Termine der vierte, eilfte und siebenzehnte gezählet. Alle crises, die ausser gesezter Zeit durch verschiedene Auswürfe sich ereigneten, wurden von Alters her nicht für heilsam, sondern nur zufällig und unvollkommen angesehen, und sind deshalb bei dem HIPPOCRATE einige Stellen werkwürdig, mit welchen auch GALENVS, so von critischen Tagen weitläuftiger geschrieben, völlig übereinkommt: Selbiger hat davon folgendes lib *de dieb. judicat. Judicatur febres quarta die, septima, undecima, decima quarta, decima septima & vigesima prima, quædam etiam trigesima & quadragesima.* Desgleichen Sect. II. *aphor. 23. 24. Acuti morbi in quatuordecim diebus judicantur, septimæ quartæ index est. Alterius hebdomadis octaua principium est. Considerandæ vero est undecima; hæc enim quartæ est secundæ hebdomadis. Deinde rursus considerandæ decima septima; ipsa enim est quarta quidem à decima quarta, septima vero ab undecima.*

Nächst dem sind nach Erinnerung des HIPPOCRATIS diejenigen Tage für höchstgefährlich allezeit anzusehen, so unmittelbar vor denen critischen hergehen, und also nach denen drei Hauptzeiten, der sechste, dreizehnte und zwanzigste hierunter begriffen. Ueberhaupt erkläret sich selbiger Sect. II. aph. 13. folgendermassen: *Quibus crisis fit, nox ante exacerbationem grauis est: subsequens vero lebior plerumque.* Denn da zu dieser Zeit in der Natur des Menschen sich eine seltsame und ausserordentliche Veränderung äussert, deren Kräfte auf die euacuation der präparirten Materie gerichtet: so ist kein Wunder, wann dadurch in allen natürlichen Lebensbewegungen und zugleich in denen Vorstellungen unserer Seele die gröste Verwirrungen zuwege gebracht werden. Geschicht es nun, daß bei den Leidenschaften schandhafter nobelsten Theile, entweder wegen widernatürlicher disposition stokendes Blut nicht durchdringen kan, oder aber ein allzusehr verstärkter Trieb eine Zerreissung gewisser Blutgefässe nebst Ausflus und Versammlung des Blutes hin und wieder verursachet: so mus unter dieser Arbeit der Patiente unterliegen. Ist aber die Materie so beschaffen, daß nicht etwan, wie zu Zeiten bei malignischen Fiebern, durch Zurükschlagung heimlich schleichender subtilen Materie von neuen gichterische Bewegungen mit Stokungen des Bluts verursachet werden: so sind zwar bei dem bevorstehenden Durchbruch, diese Tage als Tirannen anzusehen, weil gleichsam hiebei ein ordentlicher Kampf der Natur mit der Krankheit vorgehet, mit derselben die grösten Beschwerden verknüpft sind, mithin an selbigen die Patienten öfters in äusserster Schwachheit ohne Hofnung darnieder liegen; hingegen aber die darauf folgenden Entscheidungs-Tage desto heilsamer, da wider Vermuthen eine Erleichterung mit augenscheinlicher Besserung des Kranken erfolget.

Hieraus erhellet demnach, daß zu solcher Zeit ein Arzt weder zu sicher noch zu furchtsam seyn müsse, sondern seine ganze Absicht auf Beförderung der critischen Materie und dienlicher Besänftigung allzusehr ausschweifenden Triebes richten, dabei denen Umstehenden alle mögliche Fälle vorstellig machen, damit bei Verschlimmerung demselben nichts zur Last könne geleget werden. Denn bekannt ist es, daß die Ungedult und das sehnliche Verlangen des Kranken zu Erhaltung einer dauerhaften Gesundheit, öfters denselben auch die Umstehenden zu Veränderung der Aerzte und Arzneimittel verführet. Hat nun in diesem Fall der ordentliche Arzt, (als in dessen Kräften es nicht stehet, die critischen Tage aufzuheben oder zu verkürzen) die meiste

Vorar-

Vorarbeit bereits gethan, der ausserordentliche aber ist desfalls glüklicher, daß er gegen die Entscheidung oder während selbiger seine Cur angetretten, so wird in Ermangelung nöthiger Einsicht nach dem gemeinen Begrif, dem ersten unverschuldet alle Schuld, hingegen leztern unverdienter Weise das gröste Lob beigeleget.

Doch dieses hat auch seine gehörige Ausnahme, indem sich es vielfältig zuträget, daß durch übele Diät und Anordnung undienlicher hiziger und heroischen Mittel, der Arzt selber schuld seyn kan, an Verschlimmerung, Verwirrung und Verzögerung der Krankheit. Ob nun dieses zwar noch zu rechter Zeit eingesehen wird: so fällt es dennoch schwer, ja zur Zeit unmöglich, dasjenige wieder zu verändern, was bereits verdorben worden. Dahero diejenigen weit glüklicher zu schäzen, welche bei sogestalten Sachen gar nichts gebrauchen, sondern nebst guter Diät den Lauf der Krankheit blos der Natur überlassen, als solche, denen zum Nachtheil die einmal bestimmte Ordnung und Lauf der Krankheit durch undienliche und überhäufte Mittel gestöret worden.

Philipp Adolph Böhmer.

Anmerkungen über die Spinnen.

Die ausserordentliche Farbe und Gestalt einer gewissen Art von Spinnen, welche ich einmal in dem Garten zu Toulon, unter den Blumen der Tuberosen, welche daselbst in grosser Menge waren, antraf, machte mich neugierig, dieser Spinne, und hernach auch aller Arten derselben, welche ich habe antreffen können, äusserliche Gestalt sorgfältig zu untersuchen. Ich habe mich eines Vergrösserungsglases bedienet, gewisse Theile zu entdeken, welche man mit blossen Augen nicht sehen kan; und ich habe sie gröser zeichnen lassen, als sie in der Natur sind, damit ich sie so vorstellen könnte, wie ich sie durch das Vergrösserungsglas gesehen habe.

Ich werde hier nur sechs Hauptarten dieser Insecten, welche ich gesehen habe, und zu welchen alle die übrigen, welche mir bekannt sind, gerechnet werden können, beschreiben.

Die sechs verschiedenen Arten sind 1) Hausspinne, das ist, diejenige Spinne, welche ihr Gewebe an den Mauern und in den Winkeln der Gemächer macht; 2) die Gartenspinne, das ist diejenige Spinne, welche ein rundliches, nicht gar enges Gewebe in der freien Luft macht, und den Tag über in dem Mittelpuncte dieses Gewebes sizet; 3) die schwarze Spinne in den Kellern, oder welche sich in den Löchern alter Mauren aufhält; 4) die herumschweifende Spinne, oder diejenige, welche sich nicht ruhig in einem Neste aufhält, wie die andern; 5) die Feldspinne, welche sehr lange Füsse hat, und welche man gemeiniglich den Schnitter nennet, und 6) die rasende Spinne, oder die berüchtigte Tarantul.

Ich habe geglaubt, daß es dienlich sey, anfangs eine Beschreibung zu geben, welche überhaupt allen Arten von Spinnen zukommt, und hernach die besondern Kennzeichen einer jeden Art derselben, welche ich genennet habe, zu bestimmen. Ich verspreche hier nicht eine genaue Beschreibung des Baues aller äusserlichen Theile dieses Insects zu geben; ich werde nur von dem Nachricht geben, was man an ihr durch das blosse Ansehen, und ohne Hülfe des Vergrösserungsglases nicht entdeken kan.

Der ganze Cörper der Spinne kan in dem Vordertheil, in dem Hintertheil und in die Füsse eingetheilet werden. Der Vordertheil bestehet aus der Brust und dem Kopfe, und der Hindertheil ist der Bauch. Diese beiden Theile hängen durch einen sehr kleinen Ring zusam-

men. Bei den meisten Spinnen ist das Vordertheil oder der Kopf und die Brust mit einer harten oder schuppigten Rinde bedekt, und der Bauch, oder das Hintertheil, ist stets mit einer biegsamen Haut überzogen. Die Füsse hängen an der Brust, an, und sind hart, wie der ganze Vordertheil. Diese Structur ist von der Structur der meisten andern kriechenden und fliegenden Insecten unterschieden. Zum Exempel, bei den Jungfern, und vielen andern, sind der Bauch und die Brust blos durch eine Zusammenfügung, ohne Canal, vereiniget, ohngeachtet die Brust mit einer harten Rinde, und der Bauch mit einer biegsamen Haut, bedekt ist; aber ihr Kopf hängt mit der Brust durch einen sehr engen Canal zusammen. Bei den Ameisen, Wespen und den meisten Fliegen hängt die Brust an dem Bauche durch einen Canal, und der Kopf hängt an der Brust durch einen andern Canal.

Alle Spinnen sind, sowohl auf ihren harten als weichen Theilen, mit Haaren bedekt.

Sie haben auf verschiedenen Oertern des Kopfs viele wohlgezeichnete Augen von verschiedener Grösse, verschiedener Anzahl und verschiedener Lage.

Diese Augen sind alle ohne Augenlieder und mit einer harten, glatten und durchsichtigen Rinde bedekt.

Sie haben an dem Fördertheile des Kopfs eine Art von Klauen, oder Zangen, welche einigermassen denen Klauen und Füssen der Krebse gleich sind, und welche Zangen mit der Stirne dieses Thieres das ganze Fördertheil des Kopfs ausmacht. (Siehe die 1. 2. und 3. Figur.) Diese Zangen bestehen aus zwei etwas platten Theilen, welche mit einer harten Rinde bedekt sind. Sie sind, vermittelst einer zarten Haut, welche ihnen zur Bewegung oder zum Gelenke dienet, diese Zangen auf und zuzumachen, senkrecht an dem untern Theile der Stirne befestiget. Diese beiden Theile haben an den zweien Randen, wo sie gegen einander stehen, sehr harte Spizen. Sie dienen, den Raub anzupaken, und ihn an das Maul zu halten, welches hinter der Zange ist, um dasjenige davon zu nehmen, was der Spinne zur Nahrung dienet.

An jedem untersten Ende der Theile der Zangen ist eine hakigte Klaue, welche einigermassen den Klauen der Kazen ähnlich ist. Diese Klauen sind gros, sehr hart und in Gliedern eingetheilet, so daß sie die Spinne von oben nach unten, und von unten nach oben bewegen kan, ohne daß sie nöthig hat, die Theile der Zangen selbst zu bewegen. Es scheint, als ob diese Klauen dienten, die Zangen unten fest anzusezen und den Raub zu umfassen, damit er ihr nicht entkomme. Denn vermittelst dieser Klauen macht die Oeffnung der Zangen einen auf allen Seiten geschlossenen Triangel, welcher ausser dem nur zwo Seiten haben würde. (Siehe die 3. Figur). Da die Klauen Gelenke haben, so können sie auch dienen, den Raub, welchen die Spinne mit der Zange hält, hoch und niedrig zu halten.

Alle Spinnen haben acht Füsse, mit Gelenken, wie die Füsse der Krebse. An dem Ende eines jeden Fusses, zwischen den beiden Klauen, ist ein Knollen wie ein etwas feuchter Schwamm, welcher demjenigen ähnlich ist, den man an den Enden der Füsse der Fliegen wahrnimt. Dieser schwammigte Knollen dienet wahrscheinlicher Weise zu eben der Absicht, wozu das bei den Fliegen dienet, nemlich damit sie mit den Füssen über sich gekehrt, an Cörpern, welche so polirt sind, wie eine Spiegelscheibe, wo sie die Haken an den Enden ihrer Füsse nicht brauchen können, gehen können:

aber

zu pag. 220.

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

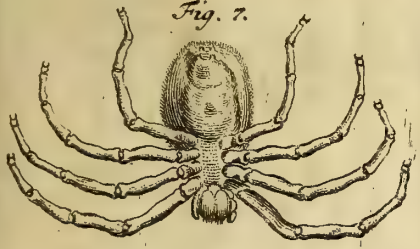


Fig. 6.

Fig. 1. Stellt die Augen und die Freßzange der Hausspinne vor.
Fig. 2. Die Gartenspinne, welche sich in der Mitte ihres Gewebes in der Luft aufhält.
Fig. 3. Die schwarze Spinne, welche in den Loechern der alten Mauern wohnet.
Fig. 4. Die herum schweifende Spinne, welche sich in keinem gewissen Neste, wie die andern Spinnen aufhält und nach Fliegen und andern Insecten auf die Jagt geht.
Fig. 5. Der Kopf und die Augen der Feldspinne, insgemein der Schnitter genannt.
Fig. 6. Die Tarantul, oder die rasende Spinne.
Fig. 7. Eine umgekehrte Spinne, welche die Warze an ihrem Hintern zeiget, deren sie sich zum spinnen bedienet.

aber da aus diesen Schwämmen ein etwas klebichter Saft geht, so sind sie geschikt genug, sie daran anzukleben. Dieser klebigter Saft vertroknet sowohl bei den Spinnen als bei den Fliegen, wenn sie alt werden, so, daß sie alsdenn nicht lange am Spiegelglase hinauf gehen können; und sogar, wenn eine alte Spinne oder eine alte Fliege ohngefehr in einen etwas tiefen porcellänenen Napf gefallen ist, so kan sie nicht wieder heraus, und mus vor Hunger darinne sterben.

Fast eben dieses begegnet den Spinnen mit der Materie, woraus ihre Gewebe wird. Eine alte Spinne hat keine solche Materie mehr in ihrem Leibe, und wenn ihr Gewebe zerrissen oder weggenommen worden, so kan sie es nicht wieder herstellen; sie mus eine schwächere Spinne von ihrer Art verjagen, wenn sie ein Nest wieder finden will, wo sie wohnen kan, welches ich öfters wahrgenommen habe. Vielleicht ist der Saft an den äussersten Faden der Füsse mit dem, woraus sie das Gewebe machen, einerlei, oder vielleicht ist er ihm ähnlich, weil jede dieser beiden Arten des Safts bei nahe auf einerlei Art mit dem Alter vertroknet. Wir wollen an seinem Orte weitläuftiger hiervon reden.

Die Spinnen haben auser den acht Füssen, von welchen wir izo geredet haben, und mit welchen sie gehen, noch zwei andere Füsse näher bei dem Kopfe, mit welchen sie nicht gehen, deren sie sich aber an statt der Armen und der Hände bedienen, ihren Raub, welchen sie mit ihren Freszangen halten, gehörig zu stellen und herum zu drehen, damit sie ihn auf alle Arten und nach verschiedenen Seiten zum Munde bringen können, welcher unmittelbar hinter ihrer Freszange ist. Dieses fünfte Paar Füsse, oder diese Armen sind nicht an allen Arten von Spinnen von einerlei Art. Bei einigen sind sie den andern Füssen vollkommen ähnlich, und bei andern sind sie gänzlich von ihnen unterschieden. Wir wollen ihren Unterschied bemerken, wenn wir die besondern Kennzeichen einer jeden Art von Spinnen beschreiben werden.

Es sind um den Hintern einer jeden Spinne vier kleine musculöse, gegen ihre Grundfläche breite, und gegen ihre äussersten Enden zugespizte Warzen. (Siehe die 7te Figur.) Die Warzen haben eine freie Bewegung nach allen Seiten. Mitten zwischen diesen Warzen geht der klebigte Saft, woraus der Faden wird, und womit sie ihre Gewebe und Nester machen, gleichsam als durch ein Zieheisen, heraus. Dieses Loch, woraus der Saft geht, hat einen Sphincter, wodurch es geöfnet und geschlossen wird, damit sie gröbere oder dünnere Faden spinnen können; und wann die Spinne in der Luft an diesem Faden hängt, so bleibt sie hängen, wenn sie das Loch schliest, und fällt, durch eigene Schwere, weiter hinunter, wenn sie das Loch öfnet.

Auf folgende Art machen die Spinnen ohngefehr ihre Gewebe. Wenn eine Spinne dieses Werk in einem Winkel eines Zimmers macht, und sie mit leichter Mühe an alle Oerter kommen kan, wo sie ihre Faden anmachen will, so thut sie ihre vier Warzen, von welchen wir geredet haben, voneinander, und zu eben der Zeit erscheinet an der Oeffnung des Fadenlochs ein sehr kleiner Tropfen von dem klebigten Safte, welcher die Materie der Fäden ist. Sie drükt diesen kleinen Tropfen stark an die Wand, welcher, wegen seines ihm natürlichen klebichten Wesens, daran fest hängt. Hierauf geht die Spinne von diesem Orte weg, und läst den ersten Faden des Gewebes, welches sie machen will, durch das Fadenloch gehen.

Wenn sie an den Ort der Wand, bis wohin die Grösse ihres Gewebes reichen soll, gekommen ist, so drükt sie mit ihrem Hintern das andere Ende dieses Fadens an, welches eben so anklebt, wie sie das erste Ende angemacht hatte. Alsdenn gehet sie ohngefehr eine halbe Linie weit von dem ersten gezogenen Faden. Sie klebet daselbst einen zweiten Faden, welchen sie mit dem ersten parallel zieht. Wenn sie an dem andern Ende des ersten Fadens angelanget ist, so befestiget sie den zweiten an der Wand, welches sie, auf diese Art, so lange fortsezet, bis das Gewebe seine ganze Breite hat, welche sie ihm geben will. Man könnte alle diese parallelen Fäden die Kette dieses Gewebs nennen. Hierauf geht sie Creuzweise über diese neben einander geordneten parallelen Fäden, und befestiget auf gleiche Weise das eine von den beiden Faden an der Mauer, und das andere Ende perpendicular auf den ersten Faden, welchen sie gezogen hatte, und läst also die eine Seite ihres Gewebes ganz offen, daß die Fliegen daselbst frei hinein kommen können, damit sie sie fangen kan. Man könnte diese Faden, welche Kreuzweise über die ersten parallelen Fäden, die wir die Kette genennet haben, weggehen, den Einschlag des Gewebes nennen. Da diese Faden, wenn sie nur gesponnen sind, an allem ankleben, was sie berühren: so kleben sie Creuzweise übereinander an, wodurch dieses Gewebe seine Festigkeit erhält; anstatt daß die Festigkeit derer Gewebe, welche wir zu unserm Gebrauche machen, in der Einschiebung und Ineinanderwikelung der Fäden des Einschlags und der Faden der Kette bestehet; welches ein mehr vernünftmäsiges Werk ist.

Damit die Fäden, welche creuzweise übereinander gehen, desto fester auf einander ankleben, so betastet die Spinne mit den vier Wärzen ihres Hintern alle Oerter, wo sich die Fäden creuzen, und drükt sie von allen Seiten zusammen, nachdem sie einen über den andern legt. Sie macht die Fäden, welche den Rand des Gewebes ausmachen, dreifach oder vierfach, sie fest zu machen, und zu machen, daß sie nicht leicht zerreissen.

Eine Spinne hat zwei- bis dreimal Materie, ein neues Gewebe zu machen, wenn sie nicht das erste mal ein allzugrosses gemacht hat, welches die Materie zu diesen Fäden erschöpfen könnte. Wenn es ihr hernach an Geweben fehlt, so mus sie entweder das Gewebe einer andern Spinne mit Gewalt in Besiz nehmen, oder ein verlassenes Gewebe aufsuchen. Denn die jungen Spinnen verlassen ihre ersten Gewebe, neue zu machen, und wenn die alten Spinnen, nemlich die Hausspinnen, keine finden, so müssen sie umkommen; denn ohne Gewebe können sie nicht leben. Aber es giebet einige andere Arten von Spinnen, welche dieselben nicht so nöthig haben.

Dieses ist nun von den Geweben in den Winkeln der Gemächer zu merken. Aber was die Gewebe in den Gärten, welche in freier Luft sind, und bei welchen die Oerter, welche sie unterstüzen, nicht so gelegen sind, daß die Spinnen leicht dahin kommen können, anlanget, so schiken sie sich auf folgende Art dazu an, sie zu verfertigen. Die Spinne sezt sich bei stillem Wetter auf die Spize eines Baumzweiges oder auf einen andern Cörper in der freien Luft. Daselbst hält sie sich nur mit sechs Füssen fest an, und mit den beiden hintersten zieht sie aus ihrem Hintern nach und nach einen Faden, zwei oder drei Ellen lang oder noch länger. Diesen Faden läst sie in der Luft schwänken, bis ihn der Wind an etwas festes getrieben hat, wo er sich alsbald durch seinen ihn natürlichen Leim anklebt. Die Spinne zieht zum öftern diesen seidenen

denen Faden, zu erfahren, ob das Ende, welches in der Luft schwänket, sich wo angehangen hat, welches sie, indem sie an dem Faden zieht, an dem Widerstande desselben merket. Hernach spannet sie ihn ein wenig, und befestiget ihn mit den Warzen ihres Hintern, an dem Orte, wo sie ist. Dieser Faden dienet ihr zu einer Brüke oder Leiter, auf welcher sie zu dem Orte geht, wo sich der Faden von ohngefehr angehangen hat. Auf diese Art macht sie diesen ersten Faden doppelt, oder dreifach, oder vierfach, und dieses nach ihrem natürlichen Triebe, oder vielmehr nach der Länge des Fadens, nach deren Beschaffenheit sie ihn stärker oder schwächer macht. Hierauf sezt sie sich bei nahe auf die Mitte dieses Fadens, und zieht mit ihren beiden hintersten Füssen aus ihrem Hintern einen neuen Faden, welchen sie, wie den ersten, in der Luft herum schwänken läst; und wenn sie merkt, daß dieser neue schwänkende Faden an einem Orte angehangen hat, so spannet sie ihn ein wenig, und befestiget mit ihren Warzen das Ende, welches sie hält, so perpendicular, als sie kan, an die Mitte des ersten Fadens, und macht ihn fest, indem sie ihn doppelt, oder dreifach macht, so, wie sie den ersten Faden gemacht hatte. Dieses thut sie so oft, bis die Mitte des ersten Fadens ein Mittelpunct wird, von welchem viele Radii bis zu dem äussersten Ende der andern Radiorum gehen kan. Hernach macht sie einen neuen Faden in dem Mittelpuncte an, welchen sie die Länge an einem von den Radiis hinziehet, und in der Mitte eines Quärfadens mit ihren Warzen befestiget. Auf diese Art macht sie so viel Radios, als sie für gut befindet. Wenn alle Radii gemacht sind, begiebt sie sich in den Mittelpunct. Daselbst macht sie einen neuen Faden, welchen sie in einer Spirallinie auf den Radiis, von dem Mittelpuncte an bis so weit, als sich ihre Gewebe erstreken soll, auflegt und befestiget. Wenn dieses geschehen ist, so sezt sie sich in den Mittelpunct ihres Gewebes, und hat stets den Kopf unter sich gekehrt; vielleicht, sich vor der grossen Helle des Himmels zu verbergen, weil sie keine Augenlieder hat, selbige zu mäßigen; oder vielmehr, damit sie sich stüzen und mit ihrem grossen Leibe auf der breiten Grundfläche ihrer Brust ruhen könne, an welcher die Füsse befestiget sind, die das ganze Thier tragen; da sonst, wenn sie den Kopf über sich hielte, der Leib, welcher sehr gros ist, nur an einem kleinen Faden hängen würde, mit welchem er an die Brust angehänget ist, welches ihr beschwerlich seyn könnte.

Die Spinne ist nur bei Tage in dem Mittelpunct ihres Gewebes. In der Nacht, oder wenn es regnet, oder bei grossem Winde verstekt sie sich in ein kleines Behältnis, welches sie sich aussen an ihrem Gewebe, unter dem Blatte eines Baumes, oder einer Pflanze, oder an einem andern Orte, welcher mit etwas dichterem bedekt ist, als ihr Gewebe ist, und in welchem sie vor dem Regen sicher seyn kan, gemacht hat. Sie erwählet hierzu ordentlich einen Ort gegen das erhabene Theil ihres Gewebes; ohne Zweifel deswegen, damit sie im Falle der Noth geschwind hinein entfliehen könne; denn die meisten Spinnen können sehr leicht, und viel geschwinder aufwärts laufen, als niederwärts.

Die Spinnen erwarten Fliegen oder einige andre Insecten, welche sich in diese Gewebe verwikeln, und welche ihnen zur Nahrung dienen. Wenn die Fliege klein ist, so fasset sie die Spinne mit ihrer Freszange, und trägt sie in ihr Nest, sich davon zu nähren. Aber wenn die Fliege in Ansehung der Spinne ein wenig gros ist, und selbige sie mit ihren Flügeln und Füssen hindern kan, so umwindet und umhüllet die Spinne dieselbe mit sehr vielen Fäden, welche sie aus

ihrem

ihrem Hintern zieht, die Fliege dadurch zu binden und fest zu halten, so lange, bis sie weder die Flügel, noch die Füsse mehr regen kan. Weit gefehlt, daß sie alsdenn diese Fliege mehr einwikeln sollte! vielmehr macht sie die Spinne los, zerreist das Gewebe an dem Orte, wo die Fliege hängt, und wirft sie heraus, und bessert alsbald ihr zerrissenes Gewebe aus, oder macht ein neues.

Alle Männchen bei den Spinnen sind kleiner, als die Weibchen in ihrer Art. Dieser Unterschied ist so gros, daß ich fünf bis sechs Männchen von den Gartenspinnen gegen ein Weibchen von eben dieser Art habe legen müssen, ehe beide gleich viel gewogen haben. Dieses ist bei den meisten Insecten was sehr gemeines und ganz etwas anders, als bei den vierfüsigen Thieren, bei welchen die Männchen grösser und stärker sind, als die Weibchen.

Die Spinnen von allen Arten legen Eier, mit diesem Unterschiede, daß einige eine grosse Menge Eier legen, als die Gartenspinnen, und diejenigen, welche man insgemein Schnitter nennt, andere aber ihrer wenig legen, als die Hausspinnen, u. a. m. Sie legen ihre Eier auf einen Theil ihres Gewebes, welchen sie in einen Ball zusammen wikeln und in ihren Nestern bebrüten. Wen man sie, indem sie brüten aus ihren Nestern jagt, so fassen sie diesen Eierball mit ihren Freszangen, welche wir oben beschrieben haben, und tragen ihn mit sich fort. So bald als die Jungen ausgebrochen sind, fangen sie an zu spinnen, und sie werden gleichsam zusehends gros, ohne, daß ich habe entdeken können, daß sie Nahrung zu sich nehmen. Wenn ihnen ohngefehr eine sehr kleine Müke in den Wurf kömmt, so fallen sie auf dieselbe, und thun, als ob sie etwas davon genössen. Wenn ihnen aber ein oder zwei Tage über, oder länger, nichts vorkömmt, so wachsen sie doch eben so gut, als wenn sie Nahrung zu sich genommen hätten. Nemlich sie werden im Anfange ihres Alters jeden Tag mehr als zweimal grösser, ohne merklich Nahrung zu sich zu nehmen.

Die besondern Kennzeichen einer jeden Art Spinnen bestehen in der verschiedenen Lage ihrer Augen. Wir werden nicht unterlassen, auch andere beträchtliche Untersuchungszeichen zu bemerken, welche aber nicht so gemein sind.

Die Hausspinne, welche die erste Art ist, hat acht auf ihrer Stirne oval herum gesezte Augen. Diese Augen sind klein und bei nahe von einer Grösse. Diese Spinne macht ein grosses und breites Gewebe in den Winkeln und an den Wänden der Gemächer. Ihre Arme sind ihren Füssen vollkommen ähnlich, ausgenommen, daß sie ein wenig kürzer sind, und daß sie sich niemals auf die Erde sezt. Diese Art häutet sich, oder verwechselt die Haut alle Jahre, auch selbst an den Füssen, wie die Krebse; welches ich an keiner Art von Spinnen, als an dieser beobachtet habe. Sie lebt lange. Ich habe eben dieselbe Spinne 4. Jahre durch gesehen. Ihr Leib wuchs nicht viel, aber ihre Füssen wurden viel grösser. Diese Art von Spinnen bekommt zuweilen eine Krankheit, welche macht, daß sie scheuslich aussehen. Sie werden nemlich voll Schuppen, welche nicht platt übereinander liegen, sondern wie Borsten in die Höhe stehen. Zwischen diesen Schuppen hält sich eine grosse Menge kleiner Insecten auf, welche fast die Figur der Fliegenläuse haben, aber viel kleiner sind. Wenn diese kranke Spinne ein wenig hurtig läuft, so schüttelt und wirft sie einen Theil dieser Schuppen und kleinen Insecten ab. Diese Krankheit ist in unsern kalten Ländern selten; ich habe sie nirgends, als in dem Königreich Neapolis, wahrgenommen. Die Spinne bleibt bei diesem Zustande nicht lange auf einer Stelle, und wenn sie eingesperret ist, so stirbt sie gar bald.

Die

Die zweite Art ist die Gartenspinne, welche ein grosses rundes Gewebe in der freien Luft macht, in dessen Mitten sie sich ordentlich stellet. Sie hat vier grosse Augen, welche in Form eines Quadrats mitten auf der Stirne stehen, und zwei kleinere an jeder Seite des Kopfs. Die Weibchen von dieser Art haben die grösten Bäuche, welche ich an den Spinnen gesehen habe. Die Männchen sind viel kleiner. Sie haben verschiedene Farben. Gemeniglich sind sie von todter blattgrüner Farbe, und weis und grau gesprengt. Bisweilen sind sie ganz weis, wie diejenigen, welche ich zu Toulon auf den Blumen der Tuberosen gefunden habe. Ich habe ihrer auch von verschiedener grüner Farbe gefunden. Sie sind nicht von einer Grösse. Die grünen sind die kleinsten, die weissen sind grösser, und die grauen sind die grösten unter allen. Ich habe Brandwein über diese Art Spinnen gegossen: ich habe aber nicht gemerkt, daß er sie beunruhiget hat, desgleichen auch das Scheidewasser und das Vitriolöl: aber von dem Terpentinöel sind sie den Augenblik gestorben: Dieses habe ich offt vorgenommen, die Nester der jungen Spinnen von dieser Art zu zerstören, in welchen ihrer zuweilen hundert auf einmal sind, und welche in wenig Tagen den ganzen Garten einnehmen und viele Pflanzen zu Schanden machen.

Die dritte Art ist die Kellerspinne, und die Art derjenigen, welche ihre Nester in den alten Mauren machen. Ich habe nicht mehr, als 6. Augen an ihnen gesehen, da alle die übrige Arten acht Augen haben. Zwei von diesen Augen stehen mitten auf der Stirne, und an jeder Seite des Kopfs sind ihrer noch zwei, und alle sechse sind beinahe von einer Grösse. Alle Spinnen von dieser Art sind schwarz und sehr haaricht. Sie haben kurze Beine, und sind stärker und böser, und leben länger, als die meisten andern Spinnen. Wenn man eine anfasset, so wehret sie sich, und beisset in das, womit man sie hält; und wenn man sie durch den Bauch gestochen hat, so lebt sie zuweilen noch länger, als zweimal vier und zwanzig Stunden; da alle andere Spinnen gleich sterben, wenn man ihnen den Bauch durchstochen hat, und niemals sich wehren und beissen, wenn man sie angefasset hat. Anstatt des Gewebs, womit die Spinnen sonst Fliegen fangen, ziehen diese blos 7. bis 8. Zoll lange Fäden, welches aus ihren Nesten wie Fäden heraus gehen, und welche um die Mauer, an das Loch herum, in welchem sie wohnen, bevestiget sind. Wenn ein Insect an dieser Mauer geht, und an einen von diesen Fäden antritt, so erschüttert es ihm ein wenig, welches die Spinne im Loche merket, da sie denn den Augenblik mit der grösten Geschwindigkeit heraus gelaufen kommt, und das Insect mit fort trägt. Ich habe von einer Spinne dieser Art, eine sehr muntere Wespe wegtragen gesehen, welche die andere Spinnen nicht anrühren, sowohl wegen ihrer Stacheln, als wegen der harten Schuppen, mit welchen der ganze Leib der Wespen bedekt ist. Aber da der Fördertheil und die Füsse der Spinne mit einer überaus harten Rinde bedekt sind, und der Hindertheil oder der Bauch mit einem diken und sehr dichten Leder versehen ist, so scheinet es, daß sie sich vor dem Stachel der Wespen nicht fürchten, und da die Freszange dieser Spinne sehr stark und sehr hart ist, so können sie damit die Schuppen der Wespe zerbrechen.

Die vierte Art der Spinnen sind diejenigen, welche wir die herumschweifende genennet haben, weil sie nicht in ihren Nestern sizen bleiben, wie alle übrige Spinnen, welche ruhig warten, bis ihr Raub kommt, und sie findet, anstatt daß diese ihren Raub suchen gehen und ihn mit vieler List und Verschlagenheit jagen. Sie haben zwei grosse Augen mitten auf der Stirne, zwei kleinere an den äussersten Enden der Stirne zwei,

eben so grosse an dem Hindertheil des Kopfs, und zwei sehr kleine zwischen der Stirne und dem Hintertheile des Kopfs. Die Spinnen von dieser Art sind von verschiedener Grösse und Farbe. Ich habe weise, schwarze, rothe, graue und gesprengte gesehen. An einem Theile ihres Cörpers sind sie von allen andern Arten unterschieden. Dieses ist das äusserste Ende des fünften Paares der Füsse, welche wir ihre Arme genennet haben, welches ein Federbüschel ist; an statt daß sich dieselbe bei allen andern Spinnen mit zwo Klauen endigen, wie die andern Füsse. Dieses Federbüschel hat ordentlich mit dem Leibe der Spinne einerlei Farbe, und ist zuweilen so gros, als der ganze Kopf. Diese Spinne bedienet sich derselben, sie auf die Flügel der Fliege zu werfen, welche sie angetroffen hat, damit sie die Bewegung derselben hindere, welche ihr sehr beschwerlich seyn würde, weil sie nicht die Mittel der übrigen Spinnen, sie zu verwikeln und mit Fäden, welche sie nicht macht, fest zu halten, in ihrer Gewalt hat.

Die fünfte Art sind die Feldspinnen, welche man gemeiniglich Schnitter nennet. Das Vördertheil dieser Art, oder der Kopf und die Brust, sind horizontal platt und bei nahe durchsichtig, und mit einer sehr zarten, glatten und weislichten Rinde bedekt, auf dem Kopfe ist ein grosser schwarzer Flek, welchen ich für das Gehirn halte, und welcher durch die durchsichtige Rinde, welche sie bedekt, durchschimmert. Diese Spinne hat acht Augen, welche eine besondere Lage untereinander haben. Zwei sehr kleine stehen mitten auf der Stirne sehr nahe beisammen, so daß man beide zusammen genommen für einen kleinen ovalen Cörper ansehen könnte. An den äussersten Enden der Stirne zur Rechten und zur Linken sind zwo kleine Beulen, und auf der Spize einer jeden dieser Beulen stehen drei Augen in Form eines Kleeblats sehr nahe beisammen. Diese Augen sind grösser, als die mittelsten beiden. Sie haben eine sehr erhabene, weisse und durchsichtige Hornhaut, ob schon der Grund derselben schwarz ist, anstatt daß die beiden Augen in der Mitten ganz und gar schwarz sind. Es gehet aus einem jeden dieser Beulen sowohl, als aus den beiden Augen in der Mitten, ein sehr merklicher Canal. Diese drei Canäle gehen in den schwarzen Flek, welchen ich für das Gehirn halte. Nach dem Maase, als sich diese Canäle von den Augen entfernen, nähern sie sich einander, so daß sie fast an einem Orte in das Gehirn hinein gehen. Diese Canäle fassen wahrscheinlicher Weise die Sehnerven in sich, und sind ihre Scheiden. Die Füsse dieser Spinnen sind sehr dünne und nach Proportion viel länger, als die Füsse anderer Spinnen: aber ihre Armen sind überaus kurz und sehr fleischicht, und sind den Füssen im geringsten nicht ähnlich, wie bei den meisten andern Spinnen. Ihre Füsse sind voll Haare, daß sie durch das Vergrösserungsglas wie Schreibfedern aussehen.

Die sechste Art der Spinnen ist die so bekannte Tarantul. Sie hat fast das Ansehen und die Gestalt unserer Hausspinnen: aber sie ist in allen ihren Theilen weit grösser und stärker. Ihre Füsse und die Unterseite ihres Bauchs sind schwarz und weis gesprengt: aber die Oberseite ihres Bauchs und ihr ganzer Vördertheil sind schwarz. Ihr Kopf und ihre Brust sind mit einer einzigen schwarzen Rinde bedekt, welche einer kleinen Schneke vollkommen ähnlich siehet. Die Spinnen von dieser Art haben acht Augen, welche ganz und gar von den Augen der andern Arten von Spinnen unterschieden sind, sowohl ihrer Farbe als übrigen Beschaffenheit nach. Alle Augen der andern Spinnen sind schwarz oder schwarzroth, und mit einer harten und durchsichtigen Rinde bedekt, und bleiben auch also nach dem Tode: aber dieser ihre sind mit einer feuchten und zarten Hornhaut bedekt,

wel-

welche nach dem Tode welk und schlapp wird. Die Farbe desselben ist etwas goldgelb, weis, glänzend und funkelnd, wie die Augen der Hunde und der Kazen, wenn man sie im Finstern sieht. Viere von diesen Augen stehen in Form eines Quadrats mitten auf der Stirne, und viere in einer horizontalen Linie. Diese leztern machen den untern Rand der Stirne unter den vier erstern, und stehen unmittelbar über der Wurzel ihrer Freszange. Sie sind an Grösse unterschieden. Die vier erstern sind fast gleich gros, haben ungefehr eine Linie im Durchmesser, und sind ohne Vergrösserungsglas wohl zu sehen: aber der leztern ihr Durchmesser ist nur halb so gros, als der ersten ihrer. Die Tarantuln sind sehr böse und beisen von freien Stüken, wenn sie im Zorne sind. Ich habe ihrer zu Rom gesehen; aber man fürchtet sich daselbst nicht vor ihnen, weil man kein Exempel hat, daß sie daselbst jemand Ungelegenheit gemacht hätten. Aber in dem Königreich Neapolis richten sie viel Böses an, vielleicht weil es daselbst wärmer ist, als in Rom. Die Zufälle, welche diejenigen bekommen, welche von ihnen verwundet worden sind, sowohl als die Heilung, sind wunderselsam. Sie sind von vielen Italiänischen und Französischen Schriftstellern beschrieben worden; und obschon die Geschichte derselben etwas fabelhaftes bei sich zu haben scheinet, so ist sie indessen doch wahr und was sehr sonderbares. Herr Geoffroy hat uns eine Beschreibung davon gegeben, davon in die Geschichte der Academie von dem Jahre 1702. ein Auszug eingerüket worden, welchen wir im 3ten Theil dieser Sammlungen mittheilen wollen.

Einige nüzliche Anmerkungen, von der Schwindsucht.

§. 1.

Weil ich hier keinesweges die Schwindsucht ordentlich abhandeln; sondern nur einige nüzliche Anmerkungen darüber machen will: so wird hoffentlich niemand von mir verlangen, daß ich hier alle deren Ursachen, und die dagegen üblichen Hülfsmittel weitläuftig anführen soll; sondern es wird genug seyn, wenn ich nur von ihrer wahren Beschaffenheit einen deutlichen Begrif gebe, und einige heilsame Regeln beibringe, worauf es bei der Cur hauptsächlich ankommt.

§. 2.

Ehe ich aber dazu schreite: so kan ich nicht unerinnert lassen, daß der Begrif von der Schwindsucht und Hectik gemeiniglich mit einander verwechselt wird, vermuthlich deswegen: weil man in beiden Fällen eine Auszehrung des Cörpers wahrnimmt; Alleine, ob es schon an dem ist, daß die Schwindsüchtigen an der Hectik sterben: so darf man doch im Gegentheil diesen Saz nicht umkehren, und sagen, daß wer die Hectik hat, auch an der Schwindsucht krank sey, oder seinen Geist daran aufgebe. Denn wenn man recht eigentlich reden, und nicht etwa eine jede Abzehrung des Leibes überhaupt die Schwindsucht nennen will: so ist allerdings ein Unterschied unter dieser und der Hectik zu machen. Die wahre Schwindsucht sezet nemlich im medicinischen Verstande allezeit voraus, daß sich ein würklicher Fehler an der Lunge befinde, und daß dieselbe entweder zu schwach und schlap, oder durch verhärtete Knoten (scirrhosa tuber-

cula) verstopft, oder gar mit einem Geschwür versehen, das ist, kurz zu sagen, verdorben sey. Die Hectik hingegen ist ein Fieber, welches sich als ein Zufall endlich zu allen denjenigen Krankheiten geselle, die sich auf geschwächte, verhärtete, und mit Eiter angefüllte Eingeweide, oder auf allerhand schlime Geschwüre gründen. Da wir nun mehrere Eingeweide, als die Lunge haben, die auf diese jezt beschriebene Weise verlezet werden können: so mus sich auch nothwendig dasjenige auszehrende Fieber, welches wir die Hectik nennen, mit weit mehreren Krankheiten vereinigen können, und also nicht nur blos mit der Schwindsucht, oder mit einer verderbten Lunge, verknüpft seyn.

§. 3.

Wir sehen auch dieses durch die Erfahrung sattsam bestätiget. Denn die z. E. an der Verstopfung der Leber und des Gekröses, und der daraus entstandenen unheilbaren Wassersucht, an Nierenblasen- und Muttergeschwüren, an Krebs, Fisteln und andern schlimmen Schäden zu Grabe gehen, die sterben allesamt an der Hectik; indem nemlich, wenn in den übel beschaffenen Eingeweiden die zur Nahrung und Unterhaltung der Kräfte höchst nöthigen guten Säfte nicht mehr gebührend abgesondert werden, der Cörper nothwendig abnehmen mus; da zumal alsdenn die innerliche Hize immer mehr und mehr überhand nimmt, und den noch übrigen guten Nahrungssaft vollends verzehret, oder mit dem Urin, Schweis- und Stuhlgang ausjaget. Die Hize aber mus sich freilich einfinden, weil das Geblüte, wenn es durch gewisse verstopfte Theile nicht frei durchgehen kan, sich hernach in den übrigen Gefässen desto stärker drenget und an einander reibet, oder weil es durch die beigemischte eitrige Materie in eine gleichsam gährende Bewegung gesezet wird. Ja, daß die Schwindsucht und Hectik nicht einerlei sey, kan man nächstdem auch daraus erkennen; weil vernünftige Aerzte selbst behaupten, daß zu der Schwindsucht, als einer Brustkrankheit, zuerst einschleichendes Fieber (febris lenta) schlage, welches sich endlich in die Hectik verwandele. Welches sich aber nicht sagen könnten, wenn sie beides vor einerlei hielten. Es stekt also der ganze Irrthum darinne, daß man das Wort Schwindsucht, bisweilen in allzuweiten Verstande nimt, und überhaupt die Auszehrung des Cörpers, die man Hectik nennet, darunter verstehet, nicht aber besonders, wie es doch billig seyn sollte, diejenige abzehrende Brustbeschwerung darunter begreifet, die von einer verdorbenen Lungen herrühret. Wollte man aber ja Schwindsucht und Hectik vor eines nehmen: so müste man sich billig um ein anderbequemes Wort bekümmern, welches die mit einer Abnahme des Leibes verknüpfte Brustkrankheit (phthisis) verständlich anzeigte, un. ich

sollte

sollte meinen, das Wort Lungensucht würde sich dazu am besten schiken.

§. 4.

Nächstdem wird mir zu desto besserer Erkänntnis der Schwindsucht erlaubt seyn, annoch eine kleine Anmerkung von ihrer wesentlichen Beschaffenheit beizubringen; weil ich wahrnehme, daß man sie so wenig einsiehet. Die meisten Medici stehen nemlich in den Gedanken, als wenn die Schwindsucht nur blos in einen Lungengeschwüre bestünde, wodurch die Lunge zerfressen und nach und nach, unter beständiger Abnahme des Cörpers, verzehret würde. Alleine, ob ich, schon nicht in Abrede bin, daß dieses die gemeinste und vornehmste Ursache der Schwindsucht sey: so ist es doch nicht die einige; sondern es giebt noch mehrere, wie ich bereits §. 2. kürzlich angezeiget habe; jezo aber noch deutlicher erklären will. Man findet nemlich, daß bisweilen eine blosse Schwachheit der Lunge an der Schwindsucht, und an allen damit verknüpften üblen Zufällen Schuld ist, und diese ereignet sich sonderlich nach vorhergegangenen langwierigen Husten, es mag nun derselbe erreget worden seyn, wovon er will, und betrift hauptsächlich diejenigen Personen, die wegen ihres phlegmatischen Temperaments mit vielen Flüssen und Schnupfen geplaget sind, und diesen etwa nicht abgewartet, oder unzeitig vertrieben haben. Daher man auch bereits in den Schriften der alten Aerzte verschiedentliche angemerket findet, daß sie die Schwindsucht von einem lange daurenden Husten und Catarrh, oder von Flüssen und schlimmen Feuchtigkeiten, die vom Kopfe auf die Brust gefallen wären, hergeleitet haben.

§. 5.

Und in der That läst sichs auch leicht begreifen, daß sich auf diese Art die wahre Schwindsucht entspinnen könne. Denn wenn durch allzu vielen Husten, oder durch überflüsige Feuchtigkeiten die natürliche Kraft der Lunge zu sehr geschwächet wird: so wird der freie Umlauf des Geblüts durch dieselbe verhindert, es sondert sich immer mehrere Feuchtigkeit davon ab, und fliesset auch immer mehrere, nebst andern guten Säften beständig zu, die denn theils mit dem Husten sehr häufig ausgeworffen wird, theils aber der Lunge zur Last fällt, und daher zu schweren Odem hohlen und Engbrüstigkeit Anlas gibt. Weil nun solchergestalt den übrigen Theilen des Leibes viele gute Nahrungssäfte entzogen werden: so mus der Cörper nothwendig an Fleisch und Kräften abnehmen, und zwar um so mehr; weil bei solchem Zustande die Verdauungskraft des Magens zugleich abnimmt, und daher weder ein guter Speisesaft erzeuget, noch auch derselbe in der einmal geschwächten Lunge, wie es doch billig geschehen sollte, in gutes nahrhaftes Blut verwandelt wird, bis endlich aus

denen §. 3. angegebenen Ursachen eine schleichende, oder hectische Fieberhize dazu, kommt, den wenigen Nahrungssaft vollends verzehret, und endlich das Garaus machet.

§. 6.

Eben so pflegen auch öfters verhärtete Knoten der wahre Grund der Schwindsucht zu seyn. Nun nehmen zwar diese auch diejenigen an, die nur die Lungengeschwüre zur Ursache angehen; indem sie meinen, daß solche mit der Zeit in eitrigte Materie verwandelt, und alsdenn erst dadurch die Schwindsucht zuwege gebracht würde. Alleine unerachtet ich gar gerne zugebe, daß dergleichen Knötgen öfters zu Geschwüren (vomica) werden: so halte ich doch aus gegründeten Ursachen davor, daß jemand, dessen Lunge damit besezt ist, deswegen doch die wahrhafte Schwindsucht haben könne, wenn diese Verwandelung in Eiter schon nicht geschiehet. Dergleichen ereignet sich sonderlich alsdenn, wenn die Schwindsüchtigen, nebst Herzensangst, kurzen Odem und andern gewöhnlichen Zufällen, einen immerwährenden troknen Husten haben, welcher dadurch eigentlich erreget wird, weil die in der Lunge verborgenen Verhärtungen die empfindlichen Luftbläsgen ohne Unterlas pressen, und in solche Bewegung sezen, die den Husten zu erregen fähig ist, bis endlich von der heftigen Erschütterung die Lunge selbst schwach wird, die Feuchtigkeiten häufiger abgesondert werden und zufliessen, und zulezt auch wohl ein schleimiger Auswurf erfolget. Da es nun bei so bewanden Umständen ebenfalls an guten Blut und Nahrungssäften fehlen mus, und nicht minder auch ein hectisch Fieber dazu schlägt: so ist klar, daß man auf diese Art eben sowohl die Schwindsucht haben, und daran zu Grabe gehen könne. Und was insonderheit die Hectik betrift: so sehe ich gar im geringsten nicht ab, warum sich dieselbe nicht sowohl bei einer verstopften Lunge, als bei einem Geschwüre derselben sollte äussern können. Denn wenn sie sich, wie niemand läugnen wird, bei Verstoptungen der Leber, des Gekröses, der Mutter und so weiter ohne Geschwürung einfindet: so kan es ja auch füglich bei der Lunge geschehen, wenn sie verstopfet, oder verhärtet ist.

§. 7.

Ausserdem allen aber, was ich bisher zum Beweise meiner Meinung angeführet habe, beziehe ich mich annoch auf diejenige Erfahrung, da man nemlich Schwindsüchtige nach ihrem Tode geöfnet, und gar im geringsten kein Lungengeschwür gefunden, sondern nur dieses entdeket hat, daß die Lunge ungemein schlapp, oder mit harten Knoten angefüllt gewesen. Wenn nun die Schwindsucht, und die nachgehends dazu kommende Hectik nur von einem Geschwüre entstehen

könnte:

könnten: so würde sich dergleichen nicht zugetragen haben.

§. 8.

Alleine, ich kan mir leicht einbilden, warum man auf ein Geschwüre hauptsächlich gefallen ist. Denn eines theils ist nicht zu läugnen, daß dieses am allermeisten den Grund abgiebt; andern theils aber wird auch in derjenigen Art Schwindsucht, die von einer allzu schwachen, oder mit Knoten besezten Lunge herkömmt, vielfältig ein solcher Schleim ausgeworfen, der wie Materie aussieht; in der That aber keine ist. Und also ist man vornemlich durch den Schein betrogen worden, da man noch dazu gemeiniglich eine falsche Eiter Probe, nemlich mit dem Einwerfen desselben in Wasser angestellet hat, da man doch am besten die würkliche eiterigte Materie aus dem üblen und stinkenden Geruch erkennen kan, wenn man sie auf brennende Kohlen wirft. Daß aber der Schleim öfters die Farbe und Art des Eiters bekömmt, rühret davon her, wenn derselbe in der Lunge, wo er einmal abgesondert ist, etwas länger stehen bleibt, und nicht sogleich ausgeworffen wird, da er denn von der dazu kommenden Luft und Wärme dergleichen Gestalt annimmt, wie wir z. E. an dem Schleim aus der Nase wahrnehmen, der ebenfalls aus dieser Ursache öfters bei den gesündesten eine dem Eiter ähnliche Farbe hat, deshalb aber doch von niemanden davor gehalten wird.

§. 9.

Sonst läst sich aus dem, was bereits gesaget worden, zugleich füglich einsehen, warum man in den Schulen der Aerzte fast durchgehends zu lehren pflegt, daß sich die Schwindsucht vielmals eher curiren, als erkennen lasse. Denn wenn man einmal die Meinung von einem Geschwür, und von einem würklich eiterigen Auswurf, feste in Sinn gefasset hat: so kan man freilich hernach nicht einsehen, daß die Schwindsucht auf dem Wege, oder schon zugegen sey, wenn sie von einer geschwächten, oder mit Knoten versehenen Lunge herrühret, und keine Anzeigen eines vorhandenen Geschwürs zum Vorschein kommen. Da sich aber doch dergleichen, nach §. 5. 6. 7. öfters ereignet: so kan sie folglich, wenn man die Lunge in Zeiten stärkt, und ihre Verstopfungen wieder eröfnet, allerdings eher curiret, als erkannt werden.

§. 10.

Doch ich schreite nunmehro zur Cur, und mache dabei ebenfalls einige nüzliche Anmerkungen. Die Aerzte theilen die Schwindsucht gar recht ein, in die angehende, und überhand genommene, von welcher ich hier vornemlich handeln, und einige Erinnerungen beibringen will. Jener steht noch zu helffen, weil man darinne füglich noch dienliche Mittel zu Wegnehmung derjenigen Ursachen anbringen kan, die daran Schuld seyn. Denn wenn z. E. die

unzeitig

unzeitig vertriebene Kräze einen heftigen Husten erreget, der nach und nach die würkliche Schwindsucht verursachen kan, und man dieselbe auf Zeiten wieder heraus treibet: so kan man deren Anwachs verhindern. Wenn sie aber bereits tief eingewurzelt ist: so läst sich dergleichen nicht mehr thun; sondern man mus nur suchen, die schlimsten Zufälle klüglich zu lindern, und die täglich zunehmende Entkräftung und Abnahme des Cörpers durch gute Nahrungsmittel bestmöglichst zu ersezen; oder kurz zu sagen, man mus sehen, daß man die Patienten nur noch einige Zeit am Leben erhält, und ihnen ihren siechen Zustand einiger massen erträglich macht. Alleine so wahr dieses ist, so wenig wird es gemeiniglich in acht genommen. Denn wie gemein ist es nicht, daß man auch in derjenigē Schwindsucht, die bereits zu einem zimlichen Grad gediehen, und schon mit einem schleichenden, oder gar hectischen Fieber versehen ist, annoch solche Hülfsmittel in Gebrauch ziehet, die man nur im Anfange gebrauchen sollte, wenn es noch möglich ist, die verstopften Gefässe zu eröfnen, und das stokende oder geronnene Geblüte zu zertheilen. Man verordnet dahero vielmals ohne alles Bedenken in Pulvern, Tränken und Essenzen, z. E. die Arnik, die Aronspimpinell-Alantwurzel, Gichtrübe und dergleichen. Da aber diese Dinge, und andere von solcher Art, sehr scharf und hizig seyn, und das Fieber leicht vermehren: so halte ich vor rathsam, dieselben im Fortgange der Krankheit sehr behutsam, oder lieber gar nicht zugebrauchen. Welches ebenfalls von den stark angreifenden Gesundbrunnen, als dem Pirmonter-Eger- und Carsbaaderwasser billig zu sagen ist. Zwar wird solchergestalt nach der Kunst curiret; alleine es wird auch der Kranke nach der Kunst desto eher zum Tode reif gemacht, und auf den Kirchhof geliefert. Es ist auch nicht zu läugnen, wenn man in allen Krankheiten die Ursachen zu jeder Zeit recht angreiffen dürfte, daß viele Menschen würden erhalten werden, die sonst ihr Leben drüber einbüssen. So aber wissen erfahrne Medici mehr als zu wohl, daß solches nicht allemal angehet, und daß es besser sey, bisweilen einen geduldigen Zuschauer abzugeben, und mehr auf die Linderung der Krankheit zu denken, als dieselbe durch angreifende und den Ursachen entgegen gesezte Mittel zu verschlimmern.

§. 11.

Ferner kan man auch mit den sonst gelinden und dem Ansehen nach unschädlichen Mitteln, und zwar insonderheit mit denjenigen Pulvern, die man zu Dämpfung der scharfen Feuchtigkeiten, zu Verdünnung des zähen Schleims, und zu Tilgung der innerlichen Hize zu rathen pflegt, in der That den grösten Schaden anrichten, wenn man sie allzu häufig brauchet; und ich würde

würde gewis diese Erinnerung nicht beibringen, wenn ich nicht aus vielen Exempeln überzeugt wäre, daß man dergleichen schlechtes Verfahren öfters vernehme. Es schadet aber der Ueberflus von diesen Arzneien vornemlich deswegen, weil sie den Magen und dessen Verdauungskraft, die ohnedem schon bei Schwindsüchtigen geschwächt ist, noch mehr entkräften, und wenn es also an dem Zuflus eines guten Nahrungssaftes fehlet, dem Cörper endlich dasjenige Mittel benommen wird, wodurch er erhalten, und die Krankheit überwunden werden sollte. Ja es geschieht dieses um somehr, weil sich dergleichen viele Pulver nach und nach in den Gedärmen anlegen, und die kleinsten poros, wodurch der Speisesaft ins Geblüt geführet werden sollte, verstopfen: daher man auch nach dem Tode bei Oefnung der verblichnen Cörper öfters wahrgenommen hat, daß die Gedärme mit einer aus Schleim und Pulvern zusammen gebakenen Rinde gleichsam überzogen gewesen sind. Und eben so hat man sich auch vor dem übrigen Gebrauch der kühlenden Mandelmilchen billig zu hüten, weil diese ebenfalls den Magen schwächen, den Durchlauf erregen oder vermehren, und üble Folgen zuwege bringen.

§. 12.

Ich verachte also zwar diese jezt erwehnten Mittel nicht etwa ganz und gar, wenn sie nemlich zu rechter Zeit und in gehöriger Masse gebrauchet werden: sondern ich misbillige nur deren Misbrauch, der gewislich sehr gemein ist, und halte überhaupt davor, daß man gar wenige und gelinde, stark angreifende Dinge aber, wie §. 10. erwehnet worden, gar nicht verordnen müsse, wenn das Uebel erst überhand genommen hat. Wenn aber ja ausser dem einige Medecin statt findet: so dienen heilende Tränke aus guten Wundkräutern; insonderheit aber ist in allen Arten der Schwindsucht 1) auf den Magen zu sehen, und derselbe durch gelinde balsamische Sachen zu stärken, da denn unter andern folgendes temperirtes Magen- und Brust-elixir anzurathen ist: Rec. extracti card. bened. scordii, myrrhæ electæ, salis tartari ana drachmas duas, croci drachmam semis, aquæ fœniculi vncias viij. M. digere & coque leni calore, filtra, davon 70-80. Tropfen eine halbe Stunde vor, oder nach dem Essen einzunehmen. 2) So ist, wenn die Krankheit von Verstopfungen in der Lunge herrühret, vor allen Gesundbrunnen das Selzerwasser mit Milch dienlich, und wenn eine allzugrosse Schwachheit, noch vielmehr aber ein Geschwür der Lunge vorhanden ist: so pflegt der sogenannte Mirrhenzuker, weil er reiniget, stärket und heilet, sehr heilsam zu seyn, der aus 1. Quintl. guter pulverisirter Mirrhe 3-4 Loth

gestossenen Zukercand bestehet, oder also bereitet wird: nimm 2. Loth auserlesene Mirrhe, salis tartari 2. Quintl. koche beides in 1. Nössel fliessendem Wasser, da sich denn das Gummi darinne auflöset, das Harz aber auf dem Boden zurüke bleibet, wovon man, wenn jenes abgegossen worden, 1. Quintl. mit 3-4. Loth gestosnen Zukercand zu Pulver macht, und nach Befinden täglich etliche mal, sonderlich wenn etwas warmes getrunken wird, ein paar gute Messerspizen nimmt. Es kan auch nach Beschaffenheit der Umstände mit etwas Schwefelblumen und Safran vermischt werden, und es ist fast das einige Mittel, womit sich mein ehemaliger Lehrmeister, der seel. Herr Geheim. Rath Hofmann, bei seiner Schwachen Brust so lange erhalten hat. Das übrig gebliebene Mirrhenwasser aber kan man ebenfalls zum Gebrauch aufheben, und davon zuweilen statt eines Magen-elixirs einen Löffel voll nehmen lassen.

§. 13.

Da man aber bei der überhand genommenen Schwindsucht die Ursachen nicht mehr angreifen kan, sondern es nach §. 10. am allermeisten darauf ankommt, daß man den Cörper einigermassen nähret: so thun daher vernünftige Medici billig wohl, wenn sie nahrhafte Sachen verordnen. Es müssen aber dieselben, weil der Magen nicht wohl dauet, nothwendig so beschaffen seyn, daß sie ihn nicht beschweren, sondern sich leicht in einen guten Speisesaft verwandeln lassen, folglich balde ins Geblüte gehen und zur Nahrung dienen, worunter bekannter masen gute Brühen mit dienlichen Kräutern und Wurzeln abgekocht, oder die gewöhnlichen Kraftbrühen, die Suppen aus dem so genannten Chinesischen Manna, die Milch, süsse Molken, Hirschhorngallerte, allerhand leichte mehligte und schleimige Speisen, wie Graupenschleim, Habergrüze u. s. w. zu rechnen sind. Insonderheit aber pflegt der Reis wegen seiner nährenden Kraft gut zu thun, wenn er theils in Milch und Brühe genossen, theils auch ein Getränke daraus also bereitet wird, indem man nemlich eine Portion desselben mit Wasser abkochet, hernach durch ein Tuch presset, und das ausgepreste Wasser mit etwas Zukercand nach eignen Belieben vermischet. Denn dieses Reiswasser nähret, mildert die Schärfe der Säfte, und lindert also zugleich den Husten: welches ebenfalls auch eine gute und mit Wasser gemachte Choccolade thut, wenn von derselben bisweilen zur Abwechselung ein paar Schälchen getrunken werden. Oder ich weis auch, daß folgende Schwindsuchts-Choccolade gut bekommen ist, die also bereitet wird:

Man nimmt 1. Pfund vom besten Reis, der, wenn er mit heissem Wasser abgewaschen, und wieder getroknet ist, in einem Tiegel gelbbräunlich geröstet, darauf gestossen, und immer durchgesiebet wird, bis er zu einem klaren Mehl worden.

1. Pfund mit heissem Wasser abgeschälte Mandeln, die man unter stetem Umrühren, über Kohlfeuer gleichfalls gelinde röstet.

2. Pfund bräunlich geröstet und durchgesiebtes Rokenmehl,
2. Pfund gestosnen feinen Zuker,
4. Loth gestosnen Zimmet, und
1. Loth pulverisirten Safran.

Sodann wird Reismehl, Rokenmehl, Zuker, Zimmet und Safran unter einander

ander gemenget; die Mandeln aber werden in einem Mörsel klein gerieben und gestossen, und von dem Mehle werden immer nach und nach ein paar Löffel voll darunter gethan, daß sie nicht im Mörsel anhängen, bis denn alles zusammen gemischt ist, und zum Gebrauch verwahret werden kan. Von diesem Pulver nun nimmt man ein Loth, oder auch mehr, vermischt es mit einer Eidotter, thut es zusammen in ein Rössel kochend Wasser, oder Milch, und querlt es über dem Feuer wohl ab. Doch können die Mandeln auch füglich wegbleiben, und von Zimmet, damit er keine Hize macht, mag man gar wohl weniger nehmen.

§. 14.

Nächst dem ist bekannt, daß man überhaupt in der Schwindsucht die Eselsmilch, auch unter den nährenden Mitteln, vor allen andern zu rathen pflegt. Alleine, ob ich sie schon gewisser massen vor ungemein dienlich erachte: so finde ich doch nöthig zu erinnern, daß man sie mit mehrerer Behutsamkeit, als gemeiniglich zu geschehen pflegt, gebrauchen müsse. Denn da sie vor andrer Milch besonders wässrig ist: so schikt sie sich zwar im Anfange, die Verstopfungen in der Lunge zu heben, die zähen Feuchtigkeiten zu erweichen und zu verdünnen, und den Leib zu öfnen; wenn es aber nicht mehr sowohl hierauf ankommt, als daß hauptsächlich der Cörper genähret, und die viele Schärfe der Säfte gemildert werde: so kan sie meines Erachtens, wenn ich ihr gleich die nährende Kraft nicht absspreche, alsdenn füglicher wegbleiben. Ja, wenn bereits ein hectisch Fieber zugegen ist: so weis ich aus vielen Exempeln, daß sie in der That mehr geschadet, und die Zufälle vermehret, sonderlich aber mehrere Durchfälle, Blattern auf der Zunge, und schleunigere Entkräftung, zuwege gebracht hat. Es gedenket auch daher der seel. Hofmann, der sonst ein grosser Patron von der Eselsmilch war, in seiner davon gehaltenen disputation §. 18. non tamen omnis omnino phthisis lacte asinino persanari potest, sed principiis maxime obstandum, & tum hoc auxilium in vtum est trahendum, quando vlcera non adeo colloſa, si cavitas & erosio non profundior & amplior, neque febris continua, sine vlla intermissione, vel remissione vrget. Das ist: alle und jede Schwindsucht kan man mit Eselsmilch nicht curiren; sondern man mus sie in Zeiten gebrauchen, ehe noch die Verstopfungen zu sehr verhärtet, und die Geschwüre zu gros und tief seyn, oder ehe noch ein beständig auszehrendes Fieber vorhanden ist.

§. 15.

Nicht minder ist auch unter den Brühen, die man von Hünern bereitet, billig nach Beschaffenheit der Umstände einiger Unterschied zu machen; indem es zur Nahrung gar nicht einerlei ist, ob sie von alten, oder jungen Hünern gekocht seyn. Gemeiniglich pflegt man eine alte fette Henne dazu zu nehmen, und sich in dem Stüke nach dem Exempel der Alten zu richten. Alleine, obgleich die ältesten und besten Aerzte, als Mesues cap. 23. de simpl. purgant. Dioscorides lib. 2. cap. 43. und viele andere mehr, die aus alten Hünern bereiteten Brühen den Kranken sehr angepriesen haben: so ist es doch keinesweges in blosser Ansehung ihrer nährenden Kraft, sondern wegen dieser heilsamen Würkung geschehen, daß sie den Leib öfnen, und die zähen Feuchtigkeiten im Cörper vollends losweichen und abspülen sollten. Wenn man also im Anfange der Schwindsucht diese gute Absicht erreichen will; so kan man dergleichen Brühen zwar füglich geniessen lassen. Wenn man aber vielmehr der Auszehrung dadurch zu steuren, und die scharfen Säfte zu dämpffen sucht: so schiken sich die Brühen von jungen Hünern, die aber doch ihr gehöriges Wachsthum

erreichet haben, ungleich besser; da man zumal alsdenn die Leibesöfnung meistentheils eher mäsigen, als befördern mus. Daher auch Galenus lib. II. simpl. ausdrüklich meldet: die Brühe von jungen Hünern habe die Kraft, den Leib einigermassen anzuhalten, gleichwie ihn im Gegentheil die von alten eröfnete; und verbietet deswegen, daß man jene vor völlig geendigten Purgieren nicht geben solle. Daß man hierinne den Alten immer nachgeredet hat, kommt daher, weil man sie nicht recht verstanden, und ihre Meinung von den medicinischen Kräften der alten Hünerbrühen auf die Nahrung hauptsächlich gezogen hat. Der gelehrte *Primerosius* hat in seinem schönen Tractat de vulgi erroribus in medicina im 8. Capitel des dritten Buchs eine besondere Abhandlung von diesen Brühen, und schliest dieselbe endlich also: ex quibus patet, non ad nutriendum, sed ad medicamentosas vires veterem gallum vsurpari. Quare imposterum melius facient, qui ægris ad alendum juniorum juscula præbebunt. Man sieht aus allen angeführten Umständen, daß sich alte Hüner zwar zu allerhand medicinischen Gebrauch, nicht aber ausdrüklich zur Nahrung des Cörpers schiken. Dahero man in Zukunft wohl thun wird, wenn man den Patienten zu ihrer Nahrung lieber Brühen von jungen Hünern nehmen läst. Welches ich hiermit ebenfalls anrathen will.

§. 16.

Sonst besteht bei der Schwindsucht, wenn sie erträglicher gemacht werden soll, die gröste Klugheit eines Medici darinne mit, daß er insonderheit den Auswurf, er sey nun von Schleim, oder Eiter, in seiner Mäsigung zu erhalten, und ihn nach Befinden bald zu befördern, bald aber wieder anzuhalten weis. Denn bleibt er zurük: so nehmen die Beklemmungen auf der Brust, nebst dem ängstlichen Husten zu; geht er aber zu stark: so werden in der Lunge so grosse Höhlungen gemacht, welche die eindringende Luft nicht ausfüllen kan, und also wird das Athem hohlen schwer, die Kräfte gehen zugleich mit weg, und die Patienten kommen desto geschwinder von der Welt. Wenn also der Auswurf allzu schwer hält: so lasse ich zwar die süssen Säfte und sonst gewöhnlichen Fettigkeiten bisweilen gelten; Weil sie aber den Magen zu sehr schwächen, dürfen sie nicht zu häufig gebrauchet werden: sondern es ist rathsamer, wenn man alsdenn äuserlich die Brust mit einer Fettigkeit warm schmieren, oder eine mit warmer Milch gefüllte Blase auflegen läst; innerlich aber etwas Thee trinken, und von Fenchelwasser, worinne ein wenig succus liquiritiæ mit Zukercand aufgelöset ist, nehmen läst; wie denn auch alsdenn, wegen des trokenen und krampfartigen Hustens, ein temperirpulver mit einem gelinden Opiat, als der massa pilularum de styrace, oder de cynoglossa versezt, nicht zu verachten ist. Geht er aber zu stark: so kan er durch einen Thee aus gelinde anziehenden Kräutern, oder durch einen Trank aus 3. Theilen Sassafras, und 1. Theil süssen Holz mit Wasser abgekocht, oder auch durch den bekannten kühlenden Trank aus getrokneten und mit den Kernen gestossenen Sauerkirschen, ingleichen durch Schwefelblumen, Armenischen bolus, Chaccarille &c. mit den gewöhnlichen Pulvern vermischt, gemindert werden. Ja es können auch alsdenn die sonst üblichen Brustpflaster eher statt finden.

§. 17.

Endlich weis ich auch, daß Ziehpflaster und Fontanelle, wenn sich die Krankheit von zurükgegangenen Unreinigkeiten der Haut, von unzeitig zugeheilten Schäden u. d. gl. entsponnen hat, bisweilen gute Dienste erwiesen haben. Wenn aber schon die Brust zu sehr verdorben, oder die Hectik da ist: so helffen solche

Mittel

Mittel nichts, und es ist unrecht, die Patienten ohne Ursache annoch mit beschwerlichen Curen zu martern, und sie also mit gedoppelten Ruthen zu peitschen.

Von der unempfindlichē Ausdünstung mit zerschiedenen neuen, den Medicis sowohl als einem jeden Menschen seine Gesundheit zu erhalten, und wann sie verlohren, wiederum zu erlangen, sehr dienlichen Entdekungen.

Viele unter den Medicis bemühen sich zur Genesung der Krankheiten, und Erhaltung der Gesundheit, nur die in die äussere Sinne lauffende Feuchtigkeiten und Unreinigkeiten, wann sie ihrer Meinung nach überflüssig, durch Medicamenten abzuführen: Daher ist bei ihnen des purgierens, vomierens, aderlassens ꝛc. kein Ende; Sie wissen aber nicht, daß die verhinderte Ausdünstung unserer Gesundheit den gröſten Schaden zuwege bringe: Daher wird diese von ihnen hindangesezet, und die Krankheiten unterhalten: Das hinbeifügen, worunter Essen und Trinken zu verstehen, wird oft gar zu stark beobachtet: Indem der Mensch, obschon er einen Tag ohne Essen und Trinken zubrächte, dadurch keinen Schaden an seiner Gesundheit leiden würde: Da hingegen die vermittelst der Erkältung verhinderte Ausdünstung, gar bald Fieber, Flüsse, Verstopffungen und mehr andere Plagen verursachen. Derjenige allein, der da weis, wie viel und zu welcher Zeit der Leib unempfindlicher Weise mehr oder weniger ausdünste, wird auch ergründen, wie viel und zu welcher Zeit man zur Erhaltung und Herstellung der Gesundheit, etwas zu sich nehmen und ausleeren müsse. Solches nun genau zu erfahren, hat ein berühmter Italiäner, Namens Sanctorius à Sanctorio, eine Art eines Sessels und Waagschaale erfunden, mittelst diesen beiden Stüken derselbe genau wissen hat können, wie viel er täglich durch die Schweislöcher oder subtile Röhre des Leibes ausdünstet. Nach des Timmii in Druk herausgegebenen Tractat, Transpiratio Sanctoriana, und nach der dabei befindlichen Abbildung in Kupffer wird, die Waagschaale über dem Getäfer des Zimmers befestiget. Wann man dann durch das, was man geneust, zum gehörigen Gewicht gekommen, wird der äusserste Theil der Wagschale ein wenig in die Höhe gezogen, und der Stuhl gehet alsdann zugleich ein wenig hinunter, woraus man abnimmt, daß man so viel Essen und Trinken, als vonnöthen, genossen habe. Aber, wie viel gesunde Nahrung oder Schwere in einem jeden erfordert werde, und wie stark die unsichtbare Ausdünstung in einem jeden Cörper seyn müsse, solches wird aus dem so hierin verhandelt wird, gar leicht abzunehmen seyn. Die unempfindliche Ausdünstung geschiehet entweder durch die Schweislöcher des Leibes, als welcher ganz durchlöchert, und mit der an allen Oertern wie ein Fischernez mit Löchern versehenen Haut umgeben ist; Oder durch die Ein- und Ausathemung, so mit dem Munde geschiehet, welche sich in einem Tage ungefehr auf ein halb Pfund beläuft, und an den Tropffen, die sich am Spiegel sezen, wann man ihn vor den Mund hält, zu erkennen ist.

Wer in einem Tage acht Pfund an Speise und Trank zu sich nimmt, der verlieret ungefehr fünf Pfund durch die Ausdünstung. Weil einige Speisen und Getränke aber aus dichtern Theilen zusammen gesezet sind als andere, die meisten Cörper auch sehr voneinander unterschieden sind, als kan hievon überhaupt kein richtiger Schlus gemachet werden: Indessen wird es doch mehrentheils eintreffen.

Die Vielheit desjenigen, so durch die

unempfindliche Ausdünstung verlohren gehet, wird bisweilen durch die verschiedene Beschaffenheit der Natur, Zeit, Krankheiten, Essen und Trinken, Gelegenheit der Länder, und anderer nicht natürlichen Dinge, verändert.

Dann wann man seinen Leib, des Morgens, vor und nach der natürlichen Entlastung wieget, so kan man leicht wissen, wie viel die Nacht über durch die Ausdünstung und in die Sinne fallende Ausleerungen verlohren worden.

Wann das Gewicht des Leibes ungewöhnlich zunimmt, unerachtet der Mensch nicht mehr wie sonst isset und trinket, die merkliche Ausleerungen auch nicht verstopffet sind, ist es ein Zeichen der verhinderten Ausdünstung.

Wann man durchs Wägen befindet, daß die Ausdünstung gehemmet worden, so finden sich in den folgenden Tagen entweder eine stärkere Ausdünstung, oder eine ungewöhnlich starke sichtbare Ausleerung auch wohl die Merkmahle der Cachexie, oder ein Fieber, ein. Das lezztere wird durch die Erfahrung bekräftiget; Dann wir sehen gemeiniglich, daß Leute, die sehr plözlich an Schwere des Leibes zunehmen, unerachtet die sichtbare Ausleerungen bei ihnen nicht aufhören, entweder wassersüchtig werden, oder wenigstens eine sehr böse Beschaffenheit des Leibes erlangen, aus welcher diese Krankheit gar leicht entspringen kan.

Diker Stuhlgang und dabei ungewöhnlich viel Harnen oder schwizen mit weniger Ausdünstung ist schädlich, weil alsdann keine rechtschaffene Däuung vorhanden, und die zur unsichtbaren Ausdünstung gehörige Gänge verstopfft sind.

Wann man gähe Oerter hinauf steiget, und sich alsdann leichter als man gewohnt ist, befindet, so kan ein solches Gewicht für die Richtschnur der Gesundheit gehalten werden. Diese Leichtigkeit im Hinaufsteigen, gibt gehörige Kräfte der *musculosen* Zäserlein, ordentlichen Einflus der Lebensgeister und einen richtigen Umlauf des Bluts zu erkennen, welche würklich alle mit einander verknüpft sind.

Es gibt zweierlei Gattungen der unempfindlichen Ausdünstung; Eine fällt alsobald nach dem Schlaf vor, und hiedurch werden die Kräfte vermehret; Die andere Gattung kommt, wann wir wachen: Und diese wird von dem ungekochten Saft erwket, verursachet aber, daß der Leib samt den Kräften abnimmt: Es wird aber mehr oder weniger Heftigkeit dabei verspüret, nachdem das Wachen mehr oder wenigere Bewegungen verursachet.

Bei derjenigen Dünstung, welche ein grosses und unnüzes Gewicht aus dem Leibe bringet, fällt kein schwizen vor: Wann man aber im Winter in einem Tage bei die 50. Unzen dieses unsichtbaren Dampffs ausdunstet, solches erhält die Gesundheit.

Je subtiler die unempfindliche Ausdünstung, fürnemlich wann kein Schweis dabei, desto besser ist sie zur Gesundheit.

Flüssiger Stuhlgang machet den Menschen in Betrachtung der Menge, viel leichter, als harter und diker Abgang.

Flüssige Speisen sind auch schwerer; Feste hingegen leichter; Demnach ist Brod und Fleisch leichter, als Wein und Suppen.

Wann der Leib durch die Leibes- oder Gemüthsbewegungen am Gewicht abnimmt, vergehen ihm die Kräffte bald: Welches nicht geschichet, wann er nach dem Schlaf, wann die Däuung geschehen,

hen, leichter wird. Der Verlust so dem Leibe durch die Gemüthsbewegungen zugebracht wird, bestehet in den besten Säften, aus welchem das Abnehmen der Kräfte nothwendig entspringen mus; Was aber im Schlaffe unsichtbarer Weise durch die Ausdünstung verlohren gehet, machet den Leib zwar leichter, benimmt ihm aber nichts an seinen Kräften, weil die guten Säfte so dann zurük bleiben, und die schädliche Theile heraus getrieben werden.

Wann der Leib sowohl an Kräften als Schwere abnimmt, und sich alsdann eine Mattigkeit spüren läst, solches pflegt bei einigen gefährlich zu seyn: Dann das Gewicht ist eine Gattung der Stärke. Die Schwere ist eine Gattung der Stärke, weil sie anzeiget, daß das Blut in gutem Stande: Hingegen wann der Mensch leicht geworden, gibt es zu erkennen, daß das Blut nicht allein, sondern auch die übrigen Säfte ihre gehörige Mässigkeit nicht haben, und also den Leib nicht gnugsam ernähren können, welches die Mattigkeit herfür bringt.

Wann die Natur in der Durchdünstung verhindert wird, beginnet sie alsobald in vielen Stüken abzunehmen; Weil die Ausdünstung zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit ein grosses beiträgt.

Beim Hauptwehe pflegt der Leib so gleich weniger auszudünsten, und schwerer zu werden. Die Hauptschmerzen verursachen durch ihre unangenehme Empfindung eine grosse Unordnung im Umlaufe des Bluts, wie auch in der Absonderung und Abfertigung der Lebensgeister, und anderer Theile, wodurch dann auch die Ausdünstung verhindert wird.

Mit denen am Fieber darniederliegenden wird es alsdann so wohl ärger, wann ihre Ausdünstung von einem unerfahrnen Medico durch zur Unzeit gebrauchte Hülfmittel gehemmet wird, als durch die Fehler der Kranken selbst. Aus diesem Articul sehen wir nicht undeutlich, was für grobe Irrthümer diejenige *Medici* begehen, die ihren *Patienten* fast nichts als Purgiermittel und kühlende *Medicamenten* verschreiben, wodurch sie die so nothwendige Ausdünstung verhindern, und ihre Kranken in Lebensgefahr stürzen, da sie doch schon längst eines bessern überzeuget seyn müsten; Aber, was thun die vorgefassete falsche Meinungen und der Eigensinn nicht, wodurch mancher auch die offenbareste und nothwendigste Wahrheiten zu verwerffen, angetrieben wird?

Ein jeder Leibschmerze, oder eine jede Arbeit verhindert, daß die ausdünstende gekochte Materie nicht hindurch kommen kan; Weil die Gefässe durch die Pein zusammen gezogen werden, welches die Ausdünstung verhindert.

Jede Verkältung (wann sie gleich noch so geringe) die uns des Nachts im Schlafe überfällt, ist an der Ausdünstung hinderlich. Im Schlaffe ist die Ausdünstung am stärksten; Wann man sich aber im Bette hin und her wirfft, komt die äussere Luft, und ziehet vermittelst ihrer Kälte die Gefässe zusammen, wodurch die Ausdünstung zurük gehalten wird.

Das öftere herumwerffen des Leibes im Bette, ist eine der gemeinesten Ursachen, wodurch die Ausdünstung im Sommer verhindert wird.

Gar zu schwere Kleidung ist an der Ausdünstung hinderlich, weil sie die Kräffte schwächet; Weil die zur Ausdünstung gewidmete Röhren dadurch zusamen gepresset werden.

Unser Leib dünstet nicht alle Stunden auf einerlei Weise aus; Indem er nach dem

dem Essen innerhalb fünf Stunden ungefehr ein Pfund von der ausdünstenden Materie los wird; Zwischen der fünfften und zwölfften Stunde aber, bei die drei Pfund; Und zwischen der zwölfften und sechszehenden Stunde (in welcher Zeit man Gelegenheit hat, den Leib zu nähren, oder Medicamenten zu gebrauchen) kaum ein halb Pfund.

Die meisten Leute pflegen in einem Tage so viel unempfindlicher Weise auszudünsten, als in fünffzehn Tagen nicht durch den Stuhlgang fortgehet. Die Ausdünstung kommt durch alle, (wenigstens weiche und flüssige) Theile des Leibes, darum gehet sie in solcher Menge ab; Da hingegen der Abgang der Gedärme nur ein Uberbleibsel weniger Pfunden, der in den Magen gebrachten festen Speise ist.

Wer des Nachts mehr als gewöhnlich ohne Schwizen und Beschwerlichkeit ausgedünstet hat, der kan von einer sehr guten Gesundheit überzeuget seyn.

Die Leiber gesunder Männer so eine sehr mässige Diæt gebrauchen, werden alle Monat ein bis zwei Pfund schwerer, als gewöhnlich: Aber bei Endigung des Monats, bekommen sie ihr voriges Gewicht wiedrum, wie beim Frauenzimmer; Solches geschiehet aber durch eine ausserordentliche Würkung der Natur, entweder durch die Entlastung sehr häufigen Urins, oder daß der Urin etwas trüber, wie sonst, aussiehet. Daß sich die Natur auch bei Mannspersonen verschiedentlich entlastet, ist eine ausgemachte Sache; Indem einige zu gewisser Zeit durch den güldenen Aderflus, andere durch Ausschwizung einer röthlichen Materie unter den Armen, noch andere durch fast stetige Nässe oder Schweis an den Händen und Füssen gereiniget werden, welches man gar wohl unter die *Criſes* oder heilsame Ausleerungen der Natur rechnen kan; Zumahlen da solche Leute alsdann krank werden, wann solche Reinigungen aufhören oder unterdrüket werden.

Aeusserliche Ursachen, so die Ausdünstung hemmen, sind kalte, dike und feuchte Lufft: dike und zähe Speisen, Unterlassung der Leibes- und Gemüthsübungen, und bei starken Leuten eine gar zu starke Enthaltung vom Beischlaffe; Weil die Schweislöcher durch die Kälte verstopffet, und also der Ausflus der dünstenden Materie gehemmet wird: Wobei noch dis kommt, daß die Würkung des Bluts alsdann vermindert, und gedachte Materie nicht in genugsamer *Quantitat* bereitet wird.

Aeusserliche Erkältung verhindert die Ausdünstung in schwachen Leibern, weil bei solchen die Wärme dadurch zerstreuet wird: In starken Cörpern aber wird sie vermehret. Dann die Wärme ziehet sich sodann nach unten, wird verdoppelt und die Natur nachhero gestärket, welche darauf das Gewicht der verhaltenen ausdünstenden Materie augenbliklich verzehret, so daß der Leib leichter wird. Bei schwachen Leuten wird die Ausdünstung durch die Kälte gehemmet, weil deren Gefässe und übrige feste Theile dadurch zusammen gezogen werden, und keine gnugsame Kräfte haben, sich wiedrum auszudehnen: Da hingegen in starken Leuten diese Ausdehnung und Eröfnung der Schweislöcher durch den Einflus der Lebensgeister wiedrum hergestellet wird, so daß ihre vorhergeschehene Unterdrükung dadurch ersezet, und der Leib in der That leichter wird.

Was ausdünstet, hat zwei Theile, nemlich einen leichten und einen schweren. Nemlich die feinsten, so am ersten ausdünsten, und die gröbere, welche hernach folgen.

Der

Der schwere Theil fliesset dermassen zusammen, daß einige Thiere, als Wandläuse, Läuse und mehr dergleichen Ungezieffer daraus gezeuget werden. Daß die gröbere Ausdünstung zur Ausbrütung des Ungezieffers Anlas geben könne, ist wohl gewis; Auf was Art es aber geschehe, ist noch nicht ausgemachet, und schwer zu ergründen, weil es unstreitig, daß lebendige Thiere aus neiem Saamen kommen müssen.

Von dem schweren Theil der Ausdünstung entstehet es, daß die, so bei einander in einem Bette Schlaffen, sich anstekeu; Dann der leichte Theil verflieget, das schwereste aber sezet sich fest, und verursachet die Anstekung.

Bei denen die ausdünstende Materie ihren Weg in der grösten Sommerhize nicht ungehindert nehmen kan, selbigen fällt die Wärme beschwerlich: Die aber ganz ungehindert ausdünsten können, verspüren keine Beschwerde davon. Dis mus allerdings folgen, weil alsdann die innere Bewegung des Bluts und der übrigen Säfte stärker als gewöhnlich ist.

Wann die Alten viel ausspeien, erhalten sie dadurch ihr Leben; Dann weil dasjenige, so auf gedachte Art ausgeworffen werden mus, weder verdauet noch aufgelöset werden kan, darum folget die Erstikung und der Tod darauf.

Das Alter ist würklich eine Krankheit, wird aber lange Zeit hingehalten, wann der Leib ausdünsten kan.

Die Alten befördern ihren Tod durch den Beischlaff, Erkältung des Leibes, übermässiges Trinken, starke Mahlzeiten, hefftigen Zorn, und gar zu starke Leibesübungen. Weil weder das Blut noch die übrigen Säfte in ihnen kräfftig gnug sind, sondern immer schwächer werden: Wobei noch dis kommt, daß ihre festen Theile nicht biegsam, sondern steif sind.

Wann die unempfindliche Ausdünstung gänzlich unterbrochen ist, es möge nun an dem edelsten Theil des Leibes oder an einem der geringsten vorfallen, bringt es den Tod zuwege; Was die edlen Theile anbetrifft, so erweket es im Gehirn den Schlag, im Herzen das Herzklopffen, in der Leber eine übermässige Blutmachung, und in der Bährmutter die Erstikung; Aber in den geringen Theilen erwekt es eine anfangende Ersterbung.

Die Feuchtigkeiten derer, so am Podagra laboriren, sind sehr dike, und werden nur durch die Verwandlung in einen Dunst aufgelöset.

Wann die Knie warm gehalten werden, so erkälten die Füsse nicht; Man schläfft des Nachts wohl, hat eine stärkere Ausdünstung, und lässt weniger Urin. Weil die Gefässe durch die Knie so wohl nach oben als zu die Füsse lauffen, wird durch die Entblössung der Knie der ganze Leib, fürnemlich aber die Füsse, weil sie am weitesten vom Herzen entlegen sind, dadurch erkältet.

Der Durchlauf wird durch solche Mittel gehoben, so die Ausdünstung vermehren, dergleichen das Bad ist. Fürnemlich wañ der Durchlauf von Erkältung entstanden; Daher sehen wir auch, daß die Erwärmung des Unterleibes durch reiben mit geräucherten Tüchern, und andern, die verstopfften Gädge eröfnenden Mitteln das meiste zur Genesung dieses Zufalls beitragen.

In der Wassersucht des Unterleibes wird das Wasser desselben nicht aufgelöset, weil seine Trukne und Härte die Durchdünstung verhindern. Das ausser seinen Gefässen befindliche Wasser der Wassersüchtigen

tigen ist alsdann kalt und zähe, so daß es zum Ausdünsten unbequem: Die Gefässe hingegen, weil sie leer, sind so zusammen gezogen, daß sie das Wasser nicht annehmen können.

Wann den hizigen Feuchtigkeiten, so in einen Theil zusammen geflossen, mit hizigen zertheilenden Mitteln begegnet wird, werden sie eben wie durch die unempfindliche Durchdünstung aufgelöset. Kühlende Mittel verstopffen die Schweislöcher, verdiken die Säfte, und hemmen also die Ausdünstung, so daß diejenige Krankheiten, so von hizigen Feuchtigkeiten entstanden, dadurch nur schlechter werden.

Bei Geschwulsten ist die Durchdünstung dienlich, wann sie entweder von selbst, oder durch dienliche Mittel zuwege gebracht wird: Sonst verhärten sie, indem sich das dünne zertheilet, das dike aber sizen bleibet. Wann in Geschwulsten solche Mittel gebrauchet werden, so die Schweislöcher verschliessen, und also die Ausdünstung verhindern, kan gar leicht (fürnemlich in drüsigen Theilen) ein *scyrrhus* daraus werden.

Ein mit Blut oder einer andern Feuchtigkeit angefüllter Theil, wie bei Geschwulsten, und selbst bei Seitenstichen vorfällt, mus nicht erkältet werden, weil die entlastete Materie von selbst kalt wird. Verkühlende Mittel auf hizige mit Blut angefüllete Geschwülste zu legen, ist sehr schädlich, weil dadurch die Schweislöcher noch mehr verstopfet, und die Ausdünstung nothwendig gehemmet werden mus: Welches dann zu harten Geschwären, ja noch zu ärgern Schäden Anlas gibt: Auflösende und die Schweislöcher eröffnende Mittel sind hierinn die beste.

Wann der an der hypochondrie Laborirenden ihre Leiber zum Ausdünsten kommen, und sie sich einer feuchten Lebensart bedienen, werden sie gesund.

Cörper, so unempfindlicher Weise viel ausdünsten, werden weder purgieret noch zur Ader gelassen. Purgieren und Aderlassen sind bei solchen *subjectis* unnöthig, weil die Ausdünstung weit mehr wegnimmt als jene beide.

Woher kommen die Fleken in den Flekfiebern? Weil die Durchdünstung des bösartigen Eiters verhindert wird. Die rothe Fleken entstehen von rohen zum ausdünsten unbequemen Theilen, die sich ihrer Grobheit halber in den Schweislöchern der Haut fest sezen, und gedachte *Couleur* herfürbringen.

Durch die Blähung wird sowohl die nüzliche als unnüze Materie aus dem Leibe gebracht: Wann sich aber die Kräfte nach dem Schlaf wiederum sammlen, kömmt allein das Unnüze heraus. Hieraus ist zu ersehen, daß man in allen Krankheiten am meisten auf die unsichtbare Ausdünstung zu sehen habe.

Die Ausdünstung, so nicht in die Sinne fällt, ist natürlich, und zeiget die Kräfte an: Das Gegentheil aber verspüret man von dem Schweis. Weil die gesundeste Leute am meisten ausdünsten, das Schwizen hingegen in einigen Krankheiten, als der Schwindsucht ꝛc. sehr schädlich, so folget hieraus, daß jenes natürlich sey, dis aber die Kräfte hinweg nehme; Wiewohl dennoch das durch *Medicamenten* erwekte schwizen in einigen Krankheiten sehr dienlich ist.

Wann der Leib im Sommer ungedekt lieget, wird die Durchdünstung verhindert. Daher entstehet sodann eine Beschwerung des Haupts und Abmattung des Leibes.

Nichts ist in bösartigen Geschwüren schädli-

schädlicher, als dasjenige, wodurch die Ausdünstung verhindert wird, als Schmeer, Oel, Wap, ꝛc.

Wann die Ausdünstung im Naken gehemmet ist, alsdann wird die Empfindung des Hirnschaalhäutleins betäubet: Wie aus dem Sphacelo (kalten Brande) desjenigen, so im Wind und Regen gegangen hatte, zu ersehen ist. (Ist ein Articul von grosser Wichtigkeit, und verdienet wohl von denjenigen aufgemerket zu werden, die sich gar zu viel auf ihre gesunde Leibes-Constitution verlassen, und deswegen die Entblössung des Nakens für nichts Schädliches halten, welches sie aber bisweilen, wiewohl zu spate, bereuen müssen.)

Nichts ist besser wieder die Fäulung als eine starke Bewegung der im Leibe befindlichen Theile, so nicht allein durchs Einathemẽ, sondern auch vermittelst der unsichtbaren Gänge geschehen mus.

Erkältungen zeigen in hizigen Krankheiten den Tod an: (wie am Hermocrate) Dann sie räumen die Ausdünstung aus dem Wege.) Darum sind verkühlende Mittel sehr schädlich, wann sie nicht mit solchen Theilen, so die Schweislöcher eröffnen, versezet sind.

Aber diejenige Lebensart, die von uns nicht täglich erwogen wird, bringt uns bis auf das Alter des Philippi; Weil eine gar so sorgfältige Lebensart, weil sie mit vielen Gemüthsbewegungen verknüpfft ist, oft mehr Schaden als Vortheil an der Gesundheit verursachet.

Die mit der Pest beschmizte Sachen steken so lange an, als die nächste und entfernte Ursachen dauren; Wann aber nur eine unter diesen Ursachen ihre Kraft verlieret, so höret das Gifft auf, wie die Bewegung einer Uhr, welche, wann nur ein Zahn an den Rädern verlezet ist, aufhöret. Er will hiemit sagen: Daß die Ansteckung der Pest alsdann aufhöret, wann die Ausdünstung, wodurch sie geschehen mus, gebrochen oder verändert ist.

Von der Pest werden wir nicht durchs berühren, sondern durch das Einathemen der mit der Pest beschwängerten Lufft, oder aus dem Hausgeräth kommenden Dampf angesteket; Welches auf folgende Weise geschiehet: Der Lebensgeist wird von der Lufft angesteket; Vom angesteten Lebensgeist gerinnet das Blut, welches, wann es nach aussen gepresset wird, Pestkohlen, schwarze Blattern und Beulen verursachet: Bleibt es inwendig, so bringt es den Tod zuwege: Kommt es aber ganz heraus, alsdann genesen wir davon. So lange die innere sowohl feste als flüsige Theile des mit der Pest beschmizten, nicht vermögend sind, die beschädigende oder pestilentialische Theile nach aussen zu treiben, ist noch Hoffnung der Genesung vorhanden: Bleiben sie aber im Blute, so ist es mit dem Patienten geschehen, weil die Kräffte durch dis im höchsten Grad bösartige Fieber so dann in gar kurzer Zeit übern Hauffen geworffen werden.

Die Manier, wie die Pest zu bezwingen sey, ist zweierlei; Daß nemlich die Gesunde von den Kranken abgesondert, und die angesteke an andere Oerter gebracht, und vertheilet werden: Bei diesen leztern ist wiederum zweierlei anzumerken: 1. Daß man sie an keine ihnen verdriesliche Oerter bringe. 2. Ihr Hausgeräth nicht verbrenne.

Die, so ein ander Hülfsmittel gegen die Pest vorschlagen, als die Flucht, sind entweder unwissende oder Geldbegierige Leute.

Darum sehen wir auch, daß fast kei-

ner unter den Edelleuten durch Medicamenten; Hingegen viele geringe Leute ohne denselben genesen werden. Weil reiche Leute in Pestzeiten sehr um ihr Leben bekümmert sind, indem sie ihre Güter ungern verlieren: Darum werden ihre Lebensgeister durch die Furcht gar leicht übern hauffen geworffen, so daß sie bei Ankunfft der Pest, ihr zu widerstehen, untüchtig sind; Dahingegen geringe Leute, die nicht viel dabei zu verlieren haben, gutes Muths sind, und den angestekten Ort leicht verlassen können, weil sie mit dem *Bias* alles ihrige bei sich führen: Wozu bei Reichen oder Edelleuten noch dis kommt, daß sie durch starken Gebrauch der so genannten *præservi*renden oder Pestmittel ihr Geblüt so in Regung sezen, daß es bei Ankunfft der Pest dem Gift nicht widerstehen kan, und die Kräfte in kurzem verlohren gehen.

Warum dauret die Pest lange? Weil das Hausgeräth in der Pestzeit gereinigt wird, welches nach dem von den Dieben gestohlen und unter die Leute gebracht wird: Wann die Pest vorbei, stekt es nicht weiter an: Sonst wäre diese Seuche immerwährend. Weil alsdann, wann die von der Pest Angestekten sich aus der Stadt zu begeben, gezwungen werden, einige unter ihnen nicht von einander getrennet werden: Daher nimmt die Pest überhand. Weil dem Volk nicht verbotten wird, die Kirchen zu besuchen; Da jedoch der Gottesdienst billig unter freiem Himmel verrichtet werden muste. Weil sie fremde Chirurgos erwählen, denen es am liebsten ist, wann die Pest sehr hefftig wütet. Weil sie die gesunden nicht von den Kranken absondern und in ein anders Haus bringen. Weil sie innerliche Mittel gebrauchen, welche jedoch alle schädlich sind. Weil sie den Kauff und Verkauff junges Federviehes verstatten, welches von den Angestekten betastet wird, die sodann von den Gesunden wiedrum berühret werden, und diesen das Gift also mittheilen.

Schwer Wasser, wie auch trübe und schwere Lufft, verwandeln die unsichtbare Ausdünstung in eine scharffe wässerige Feuchtigkeit, welche, wann sie behalten und nicht aufgelöset wird, grossen theils zu einem verdorbenen Zustand der Säffte Anlas gibt.

In gesunder kalter Lufft wird die Ausdünstung ebenmässig gehemmet, und die Röhren des Leibes gedrüket; Es werden aber die Fiebern dadurch gestärket, und das Gewicht des Ausdünstenden verursachet keine Verlezung, wird auch nicht empfunden.

In diker Luft wird die Ausdünstung gehemmet, die Gänge werden zwar angefüllet, aber nicht dicht, die Zäserlein verschlappen, und werden nicht gestärket, das Gewicht der ausdünstenden Materie ist schädlich, und man empfindet sie. Die dike Luft verhindert die Ausdünstung durch ihre Schwere, wodurch sie dieselbe zurük hält: Die Gänge werden zwar mit der ausdünstenden Materie angefüllet, haben aber keine Kräfte heraus zu treiben, weil die Fiebern durch die feuchte Luft verschlapffet und geschwächet sind.

Wann die kalte Luft auf die warme folget, so pflegt derjenige, so nicht wohl mit Kleidern versehen, in einem Tage ungefehr zwei Pfund weniger wie sonst auszudünsten; wovon er aber gar keine Beschwerung spüret.

Angenehme und etwas kühle Luft, schadet den warm gewordenen Leibern mehr als gar zu kalte Luft oder Wasser: Dann jene machet den Leib nicht leichter wie sonst, sondern verstopffet und machet ihn lüker: Diese aber verstopffet

zwar,

zwar, aber stärket auch zugleich: Und daher werden die Cörper leichter.

Schwache Leiber verwandeln die verhaltene ausdünstende Materie am besten im Winter, starke hingegen im Sommer in Urin.

Eine Eventaile verhindert die Ausdünstung, und machet das Haupt schwerer und hiziger.

Gemässigte Cörper sind im Sommer ungefehr drei Pfund leichter als im Winter.

Im Sommer spüret man Mattigkeit des Leibes; Nicht deswegen, weil der Leib alsdann schwerer ist, sondern weil er weniger Kräfte hat.

Wir werden im Sommer von der Hize geplaget, nicht hauptsächlich wegen der Lufthize; Dann ein jeder Theil des Leibes ist wärmer als die Sommerluft, sondern weil es in der Sommerluft so kalt nicht ist, daß die natürliche Wärme gnugsam zusammen gehalten werden kan, welches sodann verursachet, daß die also zerstreuete Luft, die von der Natur warme ausdünstende Materie unempfindlicher Weise heraus zu treiben, unvermögend sey; Wodurch das Verhaltene scharff wird, und verursachet, daß uns die Hize sehr plaget.

Indem die Leiber in der Sommerhize wegen dem Nacht- oder Tagesschlaf überflüssig ausdünsten oder schwizen, werden sie dadurch leichter und von keiner Hize geplaget.

Der Herbst ist nicht gesund, theils weil die Ausdünstung von der ankommenden Kälte verhindert zu werden pflegt, theils auch weil dasjenige, welches alsdann nicht hindurch kommen kan, scharff und beissend wird.

Die ungewöhnliche Schwere des Leibes mus nicht im Frühling, sondern im Herbst hinweggeschaffet werden, dann ist die darauf folgende Kälte schädlicher als die schwere.

Wer sich im Herbst mit warmen Kleidern rechtschaffen gegen die Kälte wafnet, und alsdann Harn treibende Mittel gebrauchet, wird alsdann von keiner Krankheit geplaget werden, und bei vorigem Gewichte bleiben. Das erste ist eine nüzliche Lebensregul; Daß auch die Harn treibende Mittel dienlich zu gebrauchen sind, hat seinen zureichenden Grund, weil sie selbst auf die subtileste Gefässe würken, und das überflüssige aus dem Leibe führen.

Die im Winter gewohnt sind, von solchen Krankheiten, die aus Menge der Feuchtigkeiten entstehen, geplaget zu werden, müssen im Herbst, nicht aber im Frühling gereinigt, und wiedrum zu eben demselben Gewicht gebracht werden, das sie im Sommer gehabt.

Wann aber die Krankheiten von böser Beschaffenheit der Säfte entspringen, müssen die Leiber im Frühling, nicht aber im Herbste purgieret werden: Dann im Sommer wird die Bösartigkeit solcher Leibesbeschaffenheit mehr gestärket als im Winter.

Die im Anfange des Frühlings ihre warme Kleider gar zu frühzeitig verwechseln, und sie im Herbst zu langsam anziehen, verfallen des Sommers gar leicht in Fieber, des Winters aber in flüssige Krankheiten.

Gar zu kalte, feuchte oder windige Luft verhindert die Ausdünstung: Daher sehen wir, daß diejenige, so zu Hause bleiben, wie das Frauenzimmer zu thun pflegt, weder von Husten, noch von Flüssen oder Entzündung der Lunge geplaget werden. Sie müssen sich aber im Hause so verhalten, daß sie von einem durch das Haus streichenden Winde nicht gefasset werden können,

welches sonst schädlicher wäre, als wann sie in die freie Luft kämen.

Die Luft in den Städten ist nicht so gut als die Landluft, weil jene diker und nicht gnugsam von den Winden durchwehet wird: Daher benimmt sie auch den Appetit zum essen. Sie ist nicht allein diker, sondern auch feuchter als die Landluft wegen vielfältiger Ausdünstungen, fürnemlich von kranker Menschen *Excrementen* ꝛc. und weil die so nahe aneinander gebauete Häuser den freien Durchzug der Winde verhindern.

Ein voller Leib, der nicht verdäuet, dünstet fast so viel aus, als ein nüchterner Magen, der nichts Verdäuliches in sich fasset.

Starke nährende Speisen, ausgenommen Hammelfleisch, pflegen in den Stunden zwischen der Abend- und Mittagsmahlzeit nicht mehr als 18. Unzen auszudünsten. (Nahrhaffte Speisen sind Grüze, Reis, Fleischsuppen ꝛc. Daß diese aber nach der Aussage *Sanctorii* von der Abend- bis an die Mittagsmahlzeit nur 18. Unzen ausdünsten, kommt daher, weil die nahrhaffte Speisen viele öhlige oder zankige Theile in sich fassen, welche zur Ausdünstung nicht gar zu bequem sind, sondern die Ausendungen der Pulsadern oder die Nahrungsgefässe vielmehr anfüllen, dieselbe erweitern, grossen theils darinn bleiben, und folglich den Leib fetter und schwerer machen: Da hingegen diejenige Speisen, worinnen viele wässerige Feuchtigkeit enthalten ist, als Erd- und Baumfrüchte oder die so genannte Gemüse, wegen ihrer dünnen Theile besser ausdünsten können.)

Gewöhnliches und dünstiges Essen erhält den Leib leichte.

Blähungen sind nichts anders als ungekochte ausdünstende Theile. Müssen weit gröber und roher als die Ausdünstung seyn, sonst würden sie mit dem übrigen durch die gewöhnlichen Wege und Schweislöcher ihren Durchgang nehmen.

Ein starker Magen verzehret die Menge der Speisen durch die unempfindliche Ausdünstung: Ein schwacher Magen thut es durch die Verderbung des Nahrungssaftes.

Wann man nicht zu Abend isset, ungeachtet der Magen ledig und kein paroxysmus vorhanden, so wird das Ausdünstende zurük gehalten, und die zurük gehaltene Materie scharf: wodurch der Leib zu hizigen Krankheiten vorbereitet wird.

Ungekochte Speise machet den Leib nicht allein durch ihre Menge, sondern auch durch ihre böse Eigenschaft, schwerer, indem sie die Ausdünstung hemmet.

Erdschwämme und Schweinfleisch essen ist schädlich; Zum theil weil sie nicht ausdünsten, theils weil sie auch denen übrigen Speisen so zugleich gegessen worden, in ihrer Ausdünstung hinderlich sind. Weil Schweinfleisch nicht so saftig ist, wie ander Fleisch, und darum nicht viel Ausdünstung zuwege bringen kan: Was die Erdschwämme anbetrifft, selbige geben fast gar keine Nahrung, machen derowegen das Blut scharf, und sind schwachen Leuten sehr schädlich, oder es müssen saftige Speisen dabei genossen werden.

Wer Schweinfleisch und Erdschwämme isset, dessen Leib dünstet mehrentheils ein Drittel weniger aus, als er gewohnt ist.

Die Melonen dünsten nur so wenig aus, daß sie ungefehr den vierten Theil der gewöhnlichen ausdünstenden Materie abführen. Weil sie gar zu verkühlend sind, hemmen sie die Däuung des Magens, verkühlen das Blut, und bringen einen verkehrten Umlauf deß-

selben

selben zuwege: Und durch gedachte Verdikung der Säfte schleppen sie einen Theil derselben mit sich, treten in Form eines Dampffes in die Blase, und gehen mit dem Urin fort.

Die Menge Speisen schadet den müssigen mehr als arbeitsamen Leuten; Dann in der Ruhe werden die Eingeweide durch das Gewicht der Speisen beschweret, und hingegen durch die Arbeit davon befreiet.

Dasjenige Gewicht der Speisen ist am gesündesten, wann man seine Geschäffte nach der Mahlzeit eben so hurtig als bei nüchternem Leibe verrichten kan. Ist ein Zeichen, daß die Speisen voller Säfte und leicht zu verdäuen sind, so daß der Magen von ihnen nicht beschweret wird.

Wann die Natur eines Thieres im Stande wäre, hundert Pfund an Essen und Trinken zu verdäuen, es bekäme aber nur 99. so müste es mit der Zeit davon absterben. Weil alsdann so viel nicht hiebei gefüget als abgenommen würde: Welches lezte mit der Zeit eine gar wichtige Abzehrung des Leibes zuwege bringen müste.

Wer gegen seine Gewohnheit nur einmal im Tage was geniesset, bringt sich selbst allgemählich um die Gesundheit; Er möge gleich wenig oder viel essen. *Sanktorius* schreibet nicht ohne Ursache, daß die, so wieder die Gewohnheit nur einmal im Tage Mahlzeit halten, sich allmählich verderben; Dann wer sich wenigstens 2. mahl im Tage zu essen gewöhnet hat, mus nothwendig in Gefahr krank zu werden, gerathen, wann er seine Lebensart auf solche Art verändert: Weil sowohl die feste als flüssige Theile dazu gewöhnt sind, und durch solche Veränderung die Däuung und Ernährung des Leibes, samt dem Umlauf des Bluts, und die Ausdünstung in ihren Würkungen merklich gestöret werden.

Vom Genus vielerlei Speisen entspringen, dreierlei Böses; Man isset zu viel, die Speise wird wenig verdauet, auch ist die Ausdünstung nur gering.

Die in der Jugend gar zu unmäßig essen und trinken, erweitern ihren Magen zu stark; Daher können sie hernacher nicht ohne grosse Beschwerde einer mässigen Lebensart geniessen. Kommt daher, weil der Magen durch die überflüssige Nahrungstheile zu stark ausgedehnet wird, so daß er hernach niemals wiedrum zum rechtschaffenen Maas einer guten Däuung kommen kan.

Wer sich ohne sonderliche Mühe zur mässigen Lebensart in Essen und Trinken begeben will, der bediene sich nur solcher Speise, die wenig nähren; Alsdann wird der Magen, weil er sich ihrer geschwind entlediget, seine übermässige Erweiterung verlieren und etwas enger werden. Dis ist ein sehr guter Rath, wird aber von den wenigsten angenommen, weil den meisten der angenehme Geschmak lieber ist als die Gesundheit.

Wann einer nach vielem Trinken entweder schwizet, oder viel Urin von sich gibt: Solches zeiget eine grosse Stärke der Natur oder eine wichtige Schwachheit an.

Wasser trinken hemmet die unempfindliche Ausdünstung, vermehret aber die sichtbare.

Nach übermässiger Leibes- oder Gemüthsübung alsobald zu speisen, ist nicht gut; Dann ein müder Leib dünstet nicht gerne aus.

Die meisten Leute dünsten ungefehr vier Stunden nach der Mittagsmahlzeit kaum ein Pfund aus, hernach um die 9te Stunde 2. Pfund; Aber zwischen der neunten und 16den Stunde kaum ein Pfund.

Wann

Wann aber das ungewöhnliche Gewicht, so durch das späte Sauffen vorriges Tages verursachet worden, weder von der Kraft der Verdäuung, noch durch die Fäulung am folgenden Tage gehoben wird, alsdann findet folgende Lebensregul statt. Wer voriges Tages zu viel Wein getrunken, und sich nicht davon wohl befindet, der seze am folgenden Tag wiedrum an, so wird ihm besser werden. Wann der Wein des ersten Tages wegen vieler im Leibe angetroffenen fremden und schleimigen Theile eine Aufwallung verursachet, da wird die ausdünstende Materie dadurch in ihrem Durchzug gehemmet: Welche aber folgenden Tages ihren ordentlichen Weg findet, wann die *spirituosen* Theile des alsdann wiedrum getrunkenen Weins sie heraus treibet.

Ein Most, der noch weniger massen trüb ist, dünstet, wann er im Magen gekochet wird, nicht allein aus, sondern kommt auch der Ausdünstung anderer Speisen aus der massen zu Hülff: Eben solche Kräffte besizen auch hizige und blähende Sachen.

Zwiebeln, Knoblauch, Hammelfleisch, Phasanen, und am allermeisten der Eirenische Saft kommen den schwer ausdünstenden Speisen am besten zu Hülffe.

Wenige Speisen verursachen eine stärkere Ausleerung der ausdünstenden Materie, weder die Arzneien; Als welche die sichtbare Ausleerung zwar befördert, aber die unempfindliche Ausdünstung ableitet. Wenig Essen machet ein dünn und scharffes Blut, worauf die leichteste und feineste Säfte verfliegen; Aber das purgieren (welches er hier unter den *Medicamenten* verstehet) hindert die Ausdünstung, und machet den Leib schwerer, thut aber der Natur Schaden.

Wann der Magen, weil man nicht zu Nacht gespeiset hat, leer geworden ist; So kommt bei schleimigen Temperamenten das trokne Essen, z. Ex. Zwiegebakenen Brods, sehr zu statten. Der übermäsige Schleim vermenget sich sodann mit der troknen und lukern *Substanz* des Zwiebaks, so, daß sowohl die Ledigkeit des Magens dadurch ersezet, als auch die überflüssige Feuchtigkeit und Schleimigkeit verbessert wird.

Wann alte Leute nach dem Exempel des Antiochi 3. mal im Tage speisen, ist es sicherer vor ihnen, als wann es nur 2. mal im Tage geschiehet, so wird die Ausdünstung dadurch ungemein verhindert.

Warum as der Antiochus keine Fische in der Abendmahlzeit? weil sie die Ausdünstung verhindern: Nach dem Schlaf ist die Ausdünstung nüzlich. Wann sie aber aufgehalten wird, bringet sie Verlust der Kräffte zuwege. Fische machen einen schleimigen *Chylum*, welcher die Säfte verdiket, und die Ausdünstung zurük hält.

Durch den Saft der Cucumern wird die Kälte und Verdikung in den Adern unterhalten: Ja auch andere böse Säfte, obschon sie leicht zu verdäuen sind, verursachen bösartige Fieber, indem sie die Ausdünstung verhindern. In den Cucumern ist wenig Nahrung, sondern vielmehr ein rauher verkühlender Saft, welcher das Blut verdiket, zum Umlauf unbequem machet, die Ausdünstung zurük hält, und also zu bösartigen Fiebern Anlas gibt.

Wer mit verdrüslichem Gemüthe zu Abend isset, dessen Verdäuung ist weit schlechter, als wann einer geruhig und frölich ist. Weil alsdann die Lebensgeister in Unordnung gerathen, wodurch die übrige Verrichtungen des Leibes ebenfalls Noth leiden, so daß in solchem Fall weder Essen noch Trinken Vortheil thun kan.

Ju

In einem kalten Cörper ist der Honig nüzlich, weil er ernähret und ausdünstet; Aber in einem hizigen Leibe schadet er, weil er die Galle vermehret. Ist also darum schädlich, weil er Blähung, Erbrechen und mehr andere verkehrte Bewegungen im Leibe verursachet: Daß aber die Galle dadurch vermehret und gezeuget werde, ist noch nicht ausgemachet.

Nichts schadet der Ausdünstung mehr, als wann man alsdann trinket, wann der Nahrungssaft gemachet wird.

Zwei Dinge sind der Gesundheit sehr schädlich; Nemlich den Leib gar zu viel ruhen lassen, und essen, ehe das vorige verdäuet ist.

Ein Schlaffender dünstet innerhalb 7. Stunden unvermerkt, heilsam und ohne Gewaltsamkeit zweimal so viel aus, als ein Wachender.

Die mit vielem Schwizen begleitete Ausdünstung eines Schlaffenden ist nicht stärker, als eine jede unempfindliche Ausdünstung ohne Schweis. Stark Schwizen ist ein Zeichen schwacher Leibes-*Constitution*, verhindert auch die Ausdünstung noch viel mehr, als daß sie dieselbe befördern sollte, weil sich das Ausdünstende mit dem Schweis vermenget.

Unruhiger Schlaf pflegt den dritten Theil der gewöhnlichen Ausdünstung zurük zu halten. Weil durch die Unruhe die Schweislöcher verstopffet werden, (welches die Ausdünstung zurük hält; Zu geschweigen, daß bisweilen auch Träume dabei sind, die einen Menschen so sehr abmatten, als wann er wachend sehr stark arbeitet.

Im ruhigen Schlaf ist die Ausdünstung bisweilen gröſſer, als in einer starken Leibesbewegung.

Die, so mit entblöſſeten Hüften und Füssen schlaffen, machen dadurch, daß in einer Nacht ein Pfund ausdünstender Materie zurük bleibet. Und durch die Verkältung wird das Blut träger in seinem Umlauf gemachet, die Schweislöcher werden verstopffet und die Ausdünstungen zurük gehalten.

Gallsüchtigen Leuten, so zu Bette gehen, wann der Magen ganz leer ist, wird der Bauch und das Haupt mit rohen Dünsten angefüllet: An den Schläffen spüren sie ein Klopffen, das Fleisch fällt ihnen vom Leibe, um die Arme und Hände spüret man Spannungen: Bisweilen läſſt sich Herzdrüken, Schwindel und die fallende Sucht spüren, wie dem Diodoro begegnet ist. *Cholerici* haben von Natur ein beweglich Blut, wann diese nun mit ledigem Magen zu Bette gehen, mus das Blut, weil sein Verlust nicht ersezet worden, nothwendig schärffer werden: Das dünneste gehet verlohren, und das übrige wird zäher und zum Umlauf unbequem: Hieraus entstehen die in gegenwärtigem Lehrsaz erzehlete Zufälle.

Von der Veränderung des Bettes entstehet unruhiger Schlaf und wenige Ausdünstung; Dann was man nicht gewohnt, obschon es besser ist, verlezet sowohl den Leib als das Gemüth. Die lehret uns die Erfahrung: Die Ursache hievon ist, weil man in einem ungewohnten Bette das sonst gewöhnliche Lager verändern mus, indem ein solches Bette nicht so beschaffen ist, wie mans gewohnet: Wodurch der Umlauf des Bluts verändert wird, welches Unruhe, öffters Umwerffen des Leibes im Bette und darauf entstehende verhinderte Ausdünstung zuwege bringt.

Die in einem ungewohnten Bette schlaffen, träumen mehr, als wann sie sich des gewöhnlichen bedienten.

Die da schlaffen und nicht träumen,

dünsten gut aus; Hinwiederum die wohl ausdünsten und nicht träumen, schlaffen gut. Die nicht träumen, liegen geruhig und werffen sich im Bette nicht herum, welches eine ungehinderte Ausdünstung verschaffet; Hingegen beweget ein Träumender seinen Leib gar oft, ist auch gemeiniglich mit hizigen Gemüthsbewegungen beschäftigt, wodurch die Lebensgeister nicht weniger in ihrem Einflus gestöret werde.

Der Schlaf ist ungefehr vier Stunden nach der Mahlzeit am besten; Dann alsdann ist die Natur mit der ersten Däuung weniger beschäfftigt, stellet dasjenige wiederum her, was verlohren ist, und kommt der Ausdünstung besser zu statten.

Durchs Gehnen und Ausstreken der Glieder dünsten die Leiber in einer halben Stunde mehr aus, als sie sonst in drei Stunden nur thun würden. Weil wir im Gähnen mehr Luft, als gewöhnlich ist, einziehen, wodurch das Blut stärker gepresset, und die Ausdünstung befördert wird.

Der Schlaff ist im Winter dienlicher als im Sommer; Nicht darum, daß die Leiber alsdann von aussen wärmer anzugreiffen sind, und der Schlaff länger dauret; Sondern weil die Leiber im Winter der Würkung nach hiziger sind, und deswegen sehr stark ausdünsten, da sie hingegen im Sommer kälter sind. Weil wir uns des Winters warm zudeken, und also die Ausdünstung besser befördern als im Sommer, worinn die genaue Bedekung des Leibes durch die Wärme der Luft verhindert wird: Welche aber in der Morgenröthe so kühl ist, daß der gemeiniglich im Schlaffe einiger massen entblöste Leib dadurch erkältet, die Schweislöcher verstopffet werden, und die Ausdünstung gehemmet wird.

Die Reinigkeit der Aussprache und Hurtigkeit des Leibes nach dem Schlaf deuten an, daß der Leib in selbiger Nacht mehrentheils drei Pfund ausgedünstet hat.

Im Schlaffe werden die Feuchtigkeiten zusammen gezogen, die angebohrne Wärme wird mit der einfliessenden vereiniget, der Durst wird gehoben, wann die Galle die Oberhand nicht hat, aus dem Blut werden die übrige Feuchtigkeiten gezeiget, und die Leiber werden sodann leichter.

Durch gar zu starken Schlaff erkälten sowohl die innere als äussere Theile; die Feuchtigkeiten verdiken, werden unbequem zur Ausdünstung und schwerer.

Gallreiche Cörper werden durch gar zu starken Schlaff hefftig beschädigt, nicht deswegen, weil die Ueberbleibsel der dritten Kochung nicht ausdünsten können, sondern, weil sie sehr beissig sind, und das Haupt sammt andern Eingeweiden angreiffen.

Ungewöhnliches Wachen machet die Leiber in den ersten Tagen immer schwerer und schwächer: Schwerer, weil, nachdem die ausdünstende Unreinigkeiten, sowohl vor sich selbst als zufälliger Weise ausgeleeret sind, ein schwerer roher Safft zurük bleibet; Schwächer, weil daselbst, wo sich Rohigkeit finden lässt, keine nüzliche Verwandlung der Säffte geschehen kan, und folglich die Kräffte abnehmen.

Ungewöhnlicher Mittagsschlaff beschädigt alle Eingeweide und schwächet die Ausdünstung. Weil durch die verhinderte Bewegung des Leibes der Umlauff des Bluts träger, und dadurch die innwendige Theile geschwächet werden, welches alles die Ausdünstung zurük hält.

Mattigkeit nach dem Schlaff wird durch solche Mittel gehoben, so die Ausdünstung leichter machen, als fasten,

Leibes-

Leibesübung Wachen und Zorn. Das Theegetränk ist in solchem Fall das beste, weil dadurch das Blut verdünnet und zum Umlauff bequem gemachet wird, welches die Ausdünstung zuwege bringet, und alles wiedrum herstellet: Wie dann auch die Erfahrung lehret, daß durch dis Getränke öffters das hefftigste Kopffwehe genesen wird.

Wann der Leib ausgestreket wird, ist der Schlaff schädlich, wird er aber zusammen gezogen, so hilfft er: Weil die zusammen gefügte Eingeweide eine leichte, die ausgedehnete hingegen, schwere Verdäuung verursachen. Wann die Glieder zusammen gezogen sind, wird der ganze Leib dadurch erwärmet, weil die Wärme alsdann so leicht nicht zerstreuet wird.

Fröliche und zornige Leute werden viel weniger durch eine lange Reise abgemattet, als furchtsame und traurige; Dann jene dünsten gesunder aus als diese.

Durch die Leibesübungen werden die Leiber leichter; Dann alle Theile, fürnemlich die Musculn, werden dadurch vom Auswurff gereiniget. Das Ausdünstende wird zur Ausdünstung befördert, und die Geister werden alsdann verdünnet. Weil die Bewegung des Herzens und der Umlauf des Bluts dadurch sehr angestrenget werden, welches einen grossen Verlust der feinsten Theile im Blut zuwege bringet.

Wann der Leib nach dem Abendessen 10. Stunden im Bette ruhet, wird er sehr wohl ausdünsten: Wird er aber noch länger ruhen, so wird alsobald sowohl die merkliche als unvermerkte Ausdünstung vermindert werden. Weil nach solcher langwürigen Ausdünstung keine Materie mehr übrig.

Es gibt zweierlei Ubungen, nemlich des Leibes und des Gemüths; Durch jene werden die Unreinigkeiten des Leibes entlastet. Diese aber thut ihre Würkung vielmehr unempfindlicher Weise, fürnemlich aber am Herzen und Gehirn, wo die Seele ihren Siz hat.

Gar zu grosse Gemüthsruhe verhindert die Ausdünstung mehr als die Leibesruhe.

Gemüthsbewegungen, wodurch die Geister am meisten zur Ausdünstung gebracht werden, sind Zorn, Furcht, Traurigkeit ꝛc. Zorn und übermäsige Frölichkeit bringen eine hefftige Bewegung ins Blut, und treiben also die Lebensgeister häuffig aus dem Leibe: Aber Furcht und Traurigkeit halten sie zurük, so daß ihr Einflus gehemmet wird.

Hefftige Leibesübung nimmt das Gewicht der in die Sinnen fallenden Excrementen von einem mit Essen oder roher Feuchtigkeit angefülleten Cörper weniger als gewöhnlich, hinweg; Und von den unsichtbaren Excrementen fast nichts. Weil dasjenige, welches am meisten beweglich im Blute ist, durch die starke Arbeit hinweg getrieben wird, welches verursachet, daß die rauhe Theile nicht verzehret werden können, und die unsichtbare Ausdünstung zurük bleibet.

Den Leib an einem Ort, wo der Wind wehet, stark bewegen, ist schädlich.

Das Reiten würket nur auf die Ausdünstung der über die Lenden gelegenen Theile des Leibes: Aber unter die Arten des Reitens ist der Zeltergang am gesundesten, da hingegen das Traben gar schädlich ist. Die über den Lenden befindliche Theile werden im Reiten mehr geschüttelt, als diejenige, so unter ihnen gelegen sind; Was aber die Arten des Reitens anbetrifft, so ist der Trab, weil die Därme dadurch gar zu stark geschüttelt werden, nicht so gut als ein leiser Schritt und der so genannte Pas. Weil durch diese zwei lezte Gattungen die Theile des Leibes nur ganz gelinde beweget werden.

Das Fahren im Wagen ist am strengsten unter allen. Dann dadurch wird nicht

allein die ungekochte Ausdünstung heraus getrieben, sondern es werden auch die festen Theile des Leibes und fürnemlich die Nieren dadurch beschädigt. Durch die gar zu starke Erschütterung beim fahren (fürnemlich auf den mit Steinen gepflasterten Wegen) werden so wohl die ausdünstende als auch die feinsten Theile des Bluts heraus getrieben.

Tanzen ziehet erst die Kräfte einwärts, und treibet sie nach dem mit Ungestümm heraus, so daß sowohl das Gekochte als Ungekochte verlohren gehet. Ist von den Pohlnischen und Baurtänzen, bei denen stark gesprungen wird, zu verstehen; Dann sowohl eine *Menuette* als andere Französische Tänze können ohne starkes Springen gar wohl verrichtet werden, und sind demnach dem Leibe sehr gesund.

Mässiges und ohne Springen geschehendes Tanzen kommt am nächsten zum Lobe der mässigen Bewegung, weil es die gekochte Ausdünstung mässig heraus treibet.

Die sehr lange, wie junge Leute, gut aussehen wollen, müssen sich hüten, daß sie nicht schwizen, oder von Hize gar zu viel ausdünsten.

Von verhinderter Ausdünstung werden die Häute der Augen dunkeler; daher wird das Gesicht durch sehr klein-Oefnungen, dergleichen in kleinen Krebsen befindlich, verrichtet: Die Brillen vereinigen die Vorwürffe in einem Punct, so daß man dadurch nur durch einen Ort deutlich sehen kan.

Von unmässigem Beischlaf wird die natürliche Wärme vermindert: Hieraus entstehet dann die verminderte Ausdünstung, welche Blähungen und Herzklopffen herfür bringt.

Von mässigem Beischlaf werden alte Leute schwerer und kälter; Junge Leute aber leichter und wärmer. Alte, werden deswegen schwerer, weil die zur Erhaltung des Lebens gehörige Theile bei ihnen zusammen gehalten werden; Dahingegen die Wärme abnimt, weil die Lebensgeister durch den Beischlaf zum Theil verlohren gehen; Aber junge Leute werden dadurch leichter und wärmer, weil sie zwar auch einige Lebensgeister im Beischlaf verlieren, die übrigen aber ihren Einflus um so viel leichter verrichten können, welches den Leib hurtiger machet.

Der von der Natur erwekte Beischlaf ist nicht schädlich; wird er aber durch Gemüthsbewegungen erweket, so verlezet er das Gemüth und Gedächtnis.

Furcht und Schreken machen, daß das Leichteste ausdünstet und das Schwereste zurük bleibet. Aber die Frölichkeit und Zorn treiben beiderlei heraus. Weil die erste beide Gemüthsbewegungen die Bewegung des Bluts einiger massen zurük halten, darum werden desselben Theile nicht zerstreuet, so daß nur die feine Ausdünstung fortgehet, nicht aber das Schwere, folglich der Leib schwerer bleibet: Das Leztere ist schon in vorigem erkläret.

Darum sind furchtsame und traurige Leute den Verstopffungen, Verhärtungen der Theile und der Hypochondrie unterworffen. Weil die Röhren in dergleichen Fällen leichter zusammen gezogen werden.

Die auf der Reise zornig oder frölich sind, verspüren alsdann keine Mattigkeit: Dann ihre Leiber dünsten die dike Ausdünstung leicht aus: welches nicht geschiehet, wenn sie traurig oder furchtsam sind.

Nichts machet die Ausdünstung freier, als ein frölicher Muth. Weil der Leib

alsdann

alsdann in seinen Verrichtungen nicht gehemmet wird.

Wann die Traurigkeit lange dauret, machet sie kalt Fleisch; dann sie verhindert, daß die dike und kalte Theile der ausdünstenden Materie nicht ausdünsten können.

Die Schärffe der wegen Traurigkeit verhaltenen ausdünstenden Materien wird durch die Frölichkeit gemächlich aus dem Wege geräumet: dann die gesunde und liebliche Feuchtigkeiten werden sodann aufgelöset, und hernach das Gewicht samt der Schärffe hinweg geschaffet.

Zorn und Hoffnung räumen die Furcht aus dem Wege; Aber Frölichkeit verbannet die Traurigkeit: Dann die Gemüthsbewegungen lassen sich nicht durch Arzeneimittel sondern durch andere Gemüths-Bewegungen überwinden: weil dasjenige was denselben zuwider seyn soll, ihre Eigenschaft an sich haben mus.

Die traurig zu Bette gehen, dünsten des Nachts wenig aus: und folgendes Tages bleiben ihre Leiber schwerer als gewöhnlich.

Die Melancholei wird auf zweierlei weise überwunden; Entweder durch die freie Ausdünstung, oder eine stetige Gemüthsruhe.

Wann alsobald nach dem Zorn die Gemüthsruhe folget, oder nach der Gemüthsruhe der Zorn kommt; Alsdann werden die Leiber, wann der Mensch eben so viel Speisen zu sich nimmt, als er gewohnet ist, leichter, als wann der Zorn und die Traurigkeit allein anhielten. Was die heftige Gemüthsbewegung hat sizen lassen, wird durch die folgende fortgetrieben.

Wann einer sich ohne Ursache bessers Muths wie sonst zu seyn, verspüret, solches entspringet von der mehr geöfneten Ausdünstung: daher auch der Leib folgendes Tages leichter verspüret wird.

Unvermuthete Freude thut mehr Schaden als die, so man vorher gewust hat; Dann sie beweget nicht allein die Ausdünstung der Unreinigkeiten der dritten Däuung, sondern auch die Ausdämpffung der Lebensgeister. Weil die Gefässe dadurch auf einmal gar zu stark erweitert werden, wodurch die innwendige Verrichtungen des Leibes so allgemählich geschehen müsten, gehemmet werden.

Petersilien und die übrigen eröfnende Mittel machen frölich; Aber Hülsenfrüchte, fett Fleisch und andere verdikende und die Höhlen der Gänge anfüllende Dinge bringen Traurigkeit zuwege. Die Petersilie verdünnet die Säfte, und eröfnet die Schweislöcher; Hingegen sind die übrige aus diken und groben Theilen zusammen gesezet, folglich verhindern sie die heilsame Verrichtungen im Leibe.

Denen, die zum Zorn geneigt sind, schadet die unmässige Übung sehr; dann solcher ihre Gänge und Röhren werden sehr schleimig hohl, und mit Ungestümm wiederum angefüllet; Darum hält Hipp. das Reiben der Theile und die Fechtschule für schädlich. Weil das Verlohrne so bald nicht wiedrum hergestellet werdē kan, und sich an dessen Statt andere gröbere Theile wiederum einfinden.

Ohne Gemüthsbewegungen würde der Leib austruknen und im Müssiggang vergehen: Hingegen würde das Gemüth nicht verlezet werden, unerachtet sich der Leib nicht bewegete.

Die eine sehr grosse Begierde haben, etwas durchs Spiel zu gewinnen, müssen nicht spielen; dann wenn sie schon allezeit glüklich im Spiel wären, würden sie doch für Freuden nicht geruhig schlaffen, wodurch sie endlich die Ausdämpffung der ausdünstenden gekochten Theile verlieren müsten.

Bei Veränderungen der Gemüthsbewegungen wird das Studiren oder Nachsinnen länger fortgesezet, als wann keine Gemüthsbewegungen dabei wären: Dann die Ausdünstung wird dadurch mäsiger und gesunder. Weil die Gemüthsbewegungen ein wichtig Mittel zur Veränderung sind; Woraus das Sprüchwort entstehet: Daß der Mensch durch die Veränderungen und verschiedene Gemüthsbewegungen sein Leben unterhalten müsse.

Das Nachsinnen, so ohne aller Gemüthsbewegung geschiehet, dauret kaum eine Stunde; Mit einer einzigen Gemüthsbewegung kaum 4. Stunden; Aber wann sich Veränderungen der Gemüthsbewegungen dabei finden lassen, wie im Würfelspiel vorfällt (wobei die Spielende sich bald über ihren Gewinn erfreuen, bald wiederum ihres Verlustes halber betrübt sind) kan es Tag und Nacht fortgesezet werden.

Die bald traurig, bald frölich, bald zornig, bald furchtsam sind, geniessen einer weit gesundern Ausdünstung als diejenige, so immer einerlei Gemüthsbewegung haben, obschon selbige gut ist.

Gedanken von den Sommerfäden in der Luft.

Wir sehen jezo täglich viele weisse, seidenähnliche, zusammengeschlungene, zarte Fäden in der Luft fliegen. Es ist dieses eine in allen Frühlingen und Herbsten gewöhnliche Erscheinung. Weil sie vor dem Sommer vorhergehet und auf denselben folget, so nennet der gemeine Mann diese Fäden den Sommer, und sagt im Frühlinge, der Sommer komt gezogen, und im Herbst, der Sommer ziehet weg. Ich führe dieses nur an, dasjenige, was ich vortrage, durch bekannte Ausdrüke deutlich zu machen. Diese jährliche Begebenheit hat schon längst die Aufmerksamkeit der Naturkündiger, ja auch des gemeinen Mannes, an sich gezogen. Es sind daher verschiedene Meinungen von dem Ursprunge dieser Fäden zum Vorschein gekommen. Einer von denjenigen Gelehrten, welche ihre erste Einfälle als Wahrheiten bekannt machen, hält dieselbe für die Zinkblumen aus den Gebürgen. Ich mus dieses etwas deutlich machen. Wenn man den Zink, welcher ein weises Halbmetall ist, schmelzt, und, wenn er geschmolzen ist, ihm mit dem Feuer immer noch stark zusezet, so fängt er endlich an zu brennen, und giebt eine überaus schön anzusehende hellblaue und lichtcitrongelbe Flamme. Durch dieses Brennen wird er in einen Kalk verwandelt, welchen man die Zinkasche nennet. Bei dem Brennen steigen sehr dichte weise Dämpfe, welche wie eine Menge sehr subtiler seidener Fäden zusammen hängen, in die Höhe, und bleiben auch also beisammen hängen, sowohl in den thönernen Aufsäzen, welche man Aludeln nennet, als auch unten an der Zinkasche. Wenn man diese zusammenhängende Dämpfe etwas ziehet oder bewegt, so bekommen sie leicht vollends die Gestalt der weissen Fäden, welche man den Sommer nennet. Nun hält erwähnter Gelehrter diese Fäden für nichts anders, als für die Zinkblumen; so nennet man die gedachten Dämpfe. Er glaubt, daß sie von den Gebürgen, wo Schmelzhütten und Röste sind, aus welchen sie in die Höhe steigen, herkämen. Aber wegen der Aehnlichkeit der Sommerfäden und der Zinkblumen sind sie einander deswegen noch nicht gleich. Man darf nur beide gegen einander halten, so wird man sehen, daß die Zinkblumen viel zu zart sind, als daß sie durch die geringste Bewegung in der Luft nicht voneinander getrennet werden, und die Gestalt der Fäden völlig verlieren sollten. Ferner wenn die Sommerfäden aus den Gebürgen kämen, so könnte man keine Ursache angeben, warum sie nur im Frühlinge und Herbste, und nicht das ganze Jahr durch, ziehen? Denn es wird daselbst Jahr aus, Jahr ein ge-

schmol-

schmolzen und geröstet. Endlich so wäre nicht zu begreifen, wie diese schwachen Fäden auf 30. bis 40. Meilen in der Luft fortziehen könnten, und nicht an Bäumen und Häusern in den ersten Meilen hängen bleiben, oder sonst durch Wind, Regen und viele andere Zufälle, die ihnen auf ihrer langen Reise begegnen müssen, zerrissen und zerstreuet werden solten? Doch ich halte es für unnöthig, diese wunderliche Meinung weitläuftiger zu widerlegen. Ihr ganzer Grund beruhet auf der grossen äusserlichen Aehnlichkeit der Zinkblumen mit den Sommerfäden. Wenn man aber alle Säze auf solche Annehmlichkeit gründen will, so kan man auch behaupten, der Himmel wäre ein grosser Durchschlag; weil es, wenn es regnet, gerade so aussiehet, als wenn das Wasser durch einen Durchschlag läuft. Andere, welche die Sache ganz zuverläßig zu wissen vorgeben, aber zu derjenigen unnüzen Classe der Naturkündiger gehören, welche ihren ganzen Vorrath phisicalischer Einsicht aus lauter unrichtigen und unbestimmten Begriffen ausspeculiret, niemals aber die Natur selbst betrachtet, und Versuche und Erfahrungen zum Grunde ihrer Wissenschaft geleget haben, halten die Sommerfäden für geronnene klebichte Materien in und auf dem Erdboden. Es ist wahr, wenn man aufgelöste Harze und andere klebichte Materien mit der Fingerspize ziehet, so kan man lange Fäden, wie Seide, daraus machen. Aber wo sind denn eigentlich diejenigen klebichten Materien, woraus diese Fäden entstehen? wie entstehen sie denn? und warum entstehen sie nur im Frühling und Herbste? Alle diese Fragen können die Erfinder dieser Meinung nicht beantworten; denn sie haben keine kleibichte Materie und keine Fäden daraus entstehen sehen: und was sie davon sagen, das sagen sie nur, weil sie es so denken, nicht aber wissen. Diese Meinung wird also, als eine leere Erdichtung, zu verwerfen seyn, wenn man diese Sache auf eine andere Art erklären, und auf die Erfahrung gründen kan. Eine etwas vernünftige Meinung, als die beiden vorhergehenden, ist diejenige, nach welcher einige diese Fäden für Spinnenester halten, in welchen die Spinnen, als auf Luftschiffen, nach einem ihnen bequemen Winteraufenthalte, segelten. Man hat zuweilen Spinnen darinnen gefunden; und dieses hat Anlas zu dieser Meinung gegeben. Aber wenn es Spinnennester wären, so müste man sie doch auch ausser der Luft, an Bäumen, Sträuchern, Häusern, Wänden u. d. g. sehen. Man findet aber nirgends dergleichen Spinnennester. Und wohin trügen denn die Nester die Spinnen? Sie ziehen mit dem Winde, und dieser würde sie eben so oft in kältere, als in wärmere Gegenden, führen; des grossen Wegs zu geschweigen, welchen sie nehmen müsten, wenn sie in eine merklich wärmere Gegend kommen sollten. Überhaupt haben die Insecten nicht nöthig, wie die Störche, im Winter in wärmere Länder zu ziehen, weil sie klein genug sind, sich in viel tausend überal vorhandene Löcher, Höhlen, Rizen u. d. g. zu verbergen. Die Störche würden es auch so machen, wenn sie so klein wären, wie die Insecten. Ob ich nun gleich die Sommerfäden nicht für Spinnennester halte, so glaube ich doch, ja ich behaupte, daß sie von den Spinnen kommen. Im Herbste, da die Witterung den Feld- und Gartenspinnen zu rauh wird, kriechen sie unruhig hin und her, und spinnen sich einen Gang nach dem andern. Sie befestigen, wie gewöhnlich, ihre Fäden an die Blätter der Bäume und Sträucher. Diese aber fallen ab, und reissen die Fäden mit herunter; daher sie häufig an den Bäumen herunter hängen. Bei unfreundlicher Herbstwitterung kriechen die besagten Spinnen nach ihren Rizen und Höhlen. So bald die Sonne hervor komt, und sie die Wärme merken, kriechen sie wieder hervor, fangen emsig an zu spinnen; durch das öftere Anfangen und Aufhören aber entstehen sehr viele unordentlich

lich gezogene Fäden. Man gehe nur im Herbst auf dem Felde über die Stoppeln, so werden bald die Schuh mit Spinnenfäden, wie mit weisser Seide, überzogen seyn. Man sehe die Wände, Zäune, Geländer, Stämme an den Bäumen, und die Aeste der Bäume und Sträuche selbst an, so wird man alles mit Fäden von Spinnen überwebt finden. Diese Beobachtung mache ich täglich bei meinem Spaziergange um die Stadt, an den Linden und an den Geländern um dieselben. Da finde ich öfters viele Spinnenfäden, welche der Wind losgewehet hat, und die sich vereiniget haben, und vollkommen die Sommerfäden zeigen. Ich finde auch die bekannte Feld- und Gartenspinne öffters dabei. Die im Herbste und Frühlinge gewöhnlichen starken Winde wehen natürlicher Weise diese zusammengeschlungene Fäden los, und führen sie in der Luft fort, und da bekommen die Spinnengewebe den grossen Namen des Sommers. Wie leicht können nun nicht da zuweilen die Spinnen mit fortgeführet werden? Weil die Spinnen in warmen Tagen nur spinnen, so siehet man diese Sommerfäden gemeiniglich nur an solchen Tagen ziehen. Im Frühlinge kommen die Spinnen wieder aus ihren Winterquartieren hervor; und daher folgt diese Erscheinung auch im Frühlinge.

Der junge Prinz.

Ein junger Prinz, der sich des Oheims Gunst empfohlen,
Bekam von ihm zweihundert Stük Pistolen,
Mit der Ermunterung, damit wohl umzugehn.
Er lies nach einger Zeit sich wieder vor ihm sehn.
Indem daß nun der Oheim mit ihm redte:
So fragt er ihn zu gleicher Zeit,
Ob er das letzte Geld wohl angewendet hätte?
Hier, sprach der junge Prinz erfreut,
Hier hab ich meine ganze Casse;
An den zweihunderten fehlt nicht ein einzig Stük.
Der Oheim nahm den Augenblik
Das Geld, und warf es auf die Gasse.
Lernt, Prinz! fieng drauf der Oheim an,
Die Kunst, das Geld nuzbarer anzuwenden;
Ein Prinz hat darum viel in Händen,
Damit er vielen dienen kan.

Von der Hexerei.

Es sind die Hexen schon längstens aus der Mode gekommen, und für sie wird kein Scheiterhaufen mehr angezündet. Will man ein boshaftes Weibsbild, welches durch Kräuter und andere natürliche Mittel andern Leuten Schaden zufüget, eine Hexe nennen: so wird man damit keine Sünde begehen; nur verschone man sie mit dem Verständnisse mit dem Teufel. Meine Meinung hievon habe in dem curiosen Dollmetscher unter dem Artikel Lamicæ angegeben, für jezo will ich nun auch dasjenige, was andere sowohl in ältern als neuern Zeiten, hievon geschrieben, hier anführen, und dann am Ende von der sogenannten Hexe an dem Parfüsser Thurn, mit der daran befindlichen Abbildung, zugleich etwas in Kupfferstich, mit einruken.

Was

Was eigentlich die Hexerei sey, kan man überhaupt so genau nicht beschreiben, nachdem man dis Wort in verschiedenem Verstand gebraucht, und solches bald im engern, bald in weiterm Sinn genommen, wie man denn auch so viele Nahmen hat, womit man die Hexen beleget, die sich aber zum theil auf die Hauptsache, so darunter anzudeuten, nicht schiket. Von den Hebräischen Wörtern, welche aus dem alten Testament hier appliciret werden, vorjezo nichts zu gedenken; so gebraucht man 1) das Wort lamia, welches einige vor lateinisch, andere vor griechisch ausgeben, wovon Gesnerus und andere sagen, daß es eine irrdische Creatur, oder einen gefräßigen Fisch, wie auch ein Gespenst bedeute, und thun hinzu, daß es eine Creatur mit einem Frauen-Gesichte, und mit Pferde- oder Eselsfüssen sey, dergleichen aber weder jezt, noch jemals in der Natur gewesen, sondern nur die Kinder zu erschreken erfunden worden: 2) strix, da die Hexen in vielen Büchern striges heissen. Eigentlich aber bedeutet strix einen Nachtvogel, welcher denen Ziegen die Milch, und den jungen Kindern das Blut auszusaugen pfleget. Es soll eine Art von Eulen, etwas gröſſer denn eine Amsel, doch nicht gar zu gros als ein Kukuk seyn, s. Grotium de auib. lib. 3. pag. 241. Sie sind am Tage blind, fliegen aber des Nachts mit einem entsezlichen Geschrei umher, sind um Rom, in der Schweiz uñ. in der Insel Candia zu finden. Daß man nun den Hexen diesen verblümten Nahmen beileget, soll deswegen geschehen seyn, weil sie des Nachts meistentheils ihre teuflische Künste ausübten, und die jungen Kinder bezauberten, da sie solche anrührten, oder ihnen Milch aus ihren Brüsten geben, welche gesuchte Gleichheit aber etwas gezwungen ist, indem auf solche Weise alle gottlose Leute, die des Nachts andern Schaden zufügen, und die keine Hexenmeister oder Hexen sind, striges zu nennen wären: 3) pflegt man das Wort sortilegus auf die [illegible] zu ziehen, welches eigentlich einen solchen bedeutet, der das Glük durchs Loos erkundiget und anzeiget; da man denn wieder nicht sehen kan, was das Werffen, oder der Gebrauch des Looses vor eine Gemeinschaft mit der Hexerei hat. Denn obgleich das Loos, wie es in den besten Sachen zu ergehen pflegt, kan gemisbrauchet werden, so ist es doch nicht an und vor sich böse, und hat auch in dem gemeinen Leben seinen Nuzen, wie denn dessen Gebrauch Prov. 16. v. 33. und Actor. 1. v. 26. gedacht ward: 4) saga, welches eine der gewöhnlichsten Lateinischen Benennung der Hexen ist, und von sagire, d. i. etwas gleich merken, den Braten riechen, kommt, daß folglich saga eigentlich nichts anders bedeutet, als eine weise und verschlagene Frau, damit man denn die Hexen deswegen benennet, weil sie viele künftige Dinge vorher wissen könnten, so aber auch nicht auf die Hauptsache, oder auf das Bündnis mit dem Teuffel gehet; 5) bedienet man sich der Worte veneficus, venefica und veneficum, welche in ihrer eigentlichen Bedeutung und Ursprung aus dem Lateinischen nichts mehr heissen, als ein Giftmischer, Giftmischerin, Giftmischung, und kan seyn, daß man diese Nahmen denen Hexenmeistern, Hexen und Hexereien darum beigeleget, weil man sagt, daß sie heimlich und doch plözlich einem Menschen vergeben können. Doch es kan jemand Gift mischen, solches auch aus Trieb des Satans andern zum Schaden brauchen, ohne durch ein Bündnis mit dem Satan verknüpft zu seyn; 6) werden hieher gezogen die Lateinischen Wörter: fascinum, fascinatio, fascinator, fascinatrix. Fascinatie wird zuweilen vor Neid und Bosheit genommen, und man sagt, daß die Hexen einer Creatur mehr, als der andern, durch ihr bitter und neidisches Gemüth zu schaden trachteten, und dahin wird eine Art der Zauberei mit den Augen, wodurch verursachet werde, daß die Kinder ganz abnehmen und schwinden, wenn sie von bos-

haftigen Leuten flämisch und verwendet angesehen würden, gerechnet; bisweilen werde auch diese Art der Zauberei von denen gesagt, die rothe und ungesunde Augen haben, und von welchen man fürgibt, daß sie damit auch andern schaden könnten. So bedeutet auch fascinatio oftmals solche Art der Beschwerung, welche durch Kraft etlicher zauberischer Worte wundersame Dinge ausrichtet. s. Webster in der Untersuchung der vermeinten und so genannten Hexereien cap. 2. §. 5. 7) das gewöhnliche Wort, so die Teutschen haben, ist Hexe, oder wie einige schreiben wollen, Häkse, von dessen Ursprung allerhand Meinungen zu finden. Einige sagen, daß dieses Wort von Heza, einem Nahmen einer gewisen Königin der Amazonen, so die Zauberei wohl verstanden, abstamme. Andere glauben, daß Hexe so viel als Hecateia, von Hecate, welche Perses, der Sonnen Sohn gezeuget, und die sich auf Verfertigung und Zubereitung tödlicher Gifte geleget. So meinen auch etliche, daß der Ursprung dieses Worts von der Hecuba, von welcher die Poeten gedichtet, daß sie ein boshaftiges Weib gewesen, und nachgehends in einen Hund verwandelt worden, herzuleiten, welches grammatische Muthmassungen sind, die, wenn sie auch alle vor richtig angenommen würden, zur Sache nichts beitragen noch beweisen, daß der Nahme Hexe die eigentliche Idee der Hexerei ausdrüke: 8) nennet man dergleichen Leute auch Unholden Gabelreiter, Milchdiebe, böse Leute, Wettermacherinnen u. s. w. welches ebenfalls solche Benennungen sind, die nur gewisse Eigenschaften, nicht aber das Wesen solcher Leute ausdrüken.

Durch die eigentliche Hexerei nun, sofern solches Wort in engerm Verstand gebraucht wird, verstehet man dasjenige Verbrechen, da ein Mensch mit dem Satan, der sich entweder in einer viehischen, oder menschlichen, oder ungeheuren, allezeit aber sichtbarlichen Gestalt sehen läst, ein Bündnis eingehet, kraft dessen der Teuffel seiner Wollust, Geiz, und Hochmuth ein Gnüge thun, und er hingegen mit ihm fleischliche Unzucht treiben, an einen gewissen Ort, mit Hülffe des Satans, der die Zauberer durch die Luft dahin führet, erscheinen, auch daselbst nebst andern seinen Consorten denselben anbeten, tanzen und schwelgen, ja eben durch dessen Beistand Menschen, Vieh und Früchte durch Wettermachen, oder auf andere übernatürliche Weise beschädigen, und endlich nach Verfliessung einer bestimten Zeit mit Leib und Seel des Satans seyn, und in Ewigkeit bleiben wolle, s. Thomasium de crimine magiæ §. 12. de origine ac progressu processus inquisitorii contra sagas §. 4. Gottfried Wahrliebs Vorstellung der Nichtigkeit der vermeinten Hexereien cap. 1. §. 11. Es wird auch sonst das Wort Hexerei, wie Wort Zauberei, im weitern Sinn genommen, daß man darunter überhaupt dasjenige Verbrechen verstehet, wenn die Menschen ungewöhnliche Dinge zum Schaden anderer vermittelst abergläubischer Gebräuche vornehmen, ohne daß sie in einem leiblichen Bündnis mit dem Satan stehen. Doch die erste Bedeutung ist die gewöhnlichste, daher wir auch jezo bei derselben bleiben, und die angegebene Definition ausführen, hierauf aber die Frage: ob dergleichen beschriebene Hexerei zu finden? untersuchen wollen.

Es kommt aber bei der berührten Definition die Hauptsache auf das Bündnis, so die Hexen mit dem Teuffel aufrichten, an, da denn die gemeine Lehre dahin gehet: Es erschiene der Teufel in einer leiblichen, doch unterschiedenen Gestalt, indem er bald in Gestalt eines Viehes, bald eines Menschens, bald auf eine andere ungeheure Gestalt daher käme, und würde also mit ihm ein Bündnis aufgerichtet, welches aber auf unterschiedene Weise geschehen könnte, sowohl öffentlich,

fentlich, als privatim. Oeffentlich würde dieser Pact in Gegenwart anderer Zauberer und Hexen in einer von dem Satan sonst bestimmten Zeit aufgerichtet; privatim aber, wenn solches allein unter beiden Paciscenten, ohne daß jemand anders zugegen wäre, geschähe. Andere theilen dieses Bündnis in ein ausdrükliches, welches entweder öffentlich oder privatim gestiftet würde, und in ein stillschweigendes, wenn man sich nur durch Angelobung und Versprechung dem Teuffel verbinde. Delrio in disquisitionibus magicis sagt, daß diese Verbindung auf eine dreifache Art geschehen könnte; einmal, wenn der Teuffel in einer leiblichen Gestalt zugegen wäre, und das Pactum mit ihm in Gegenwart der andern Zauberer und Hexen, als Zeugen mit Beobachtung gewisser Solennitäten aufgerichtet würde: hernach vermittelst einer Supplic, welche dergleichen Leute dem Teuffel überreichten, und drittens durch einen abgeordneten Zauberer, wenn sich etwa die Person, welche mit dem Teuffel ein Bündnis machen will, ihn anzusehen, oder mit ihm zu reden, scheuete. Hiebei gibt man für, daß der Satan denjenigen, mit welchem er ein Bündnis schliesse, gewisse Mahlzeichen, Beulen und Gewächse an ihren Leibern verursache, welche, wenn man hinein steche, unempfindlich wären, und kein Blut geben, von denen etliche behaupten, daß sie bei allen, nach anderer Meinung aber nur bei denen, bei welchen sich der Teuffel befürchte, daß sie dürften bundbrüchig werden, anzutreffen, davon mit mehrerm Spizel in expugnatione orci p. 232. 277. seqq. nachzusehen. Die Handschrift, welche sie dem Satan ausfertigen müssen, sollen sie sehr oft mit ihrem eigenen Blut unterschreiben, und die Sachen, worüber sie ein Bündnis machen, giengen zum Theil den Teuffel, zum Theil ihre eigene Person an. Auf Seiten des Teuffels müste man sich ihm mit Leib und Seel als eigen verschreiben, daß er nach einer gewissen Zeit die völlige Besizung davon nehme, mithin dem Bund, welchen man mit GOtt in der heiligen Tauffe aufgerichtet, gänzlich absagen; insonderheit aber verbänden sich die Hexen 1) mit ihm fleischliche Unzucht zu treiben, so der Teuffel wohl thun könnte, in Ansehung daß er einen Leib annehmen, oder andern den Saamen entwenden, und sich dessen bei der fleischlichen Vermischung bedienen könnte, welches zwar ein Punct, den auch viele, die sonst die Hexerei sehr vertheidigen, in Zweiffel ziehen, ja gar läugnen, wie bald soll gezeiget werden: 2) an einem gewissen Ort mit Hülffe des Satans, der die Zauberer durch die Luft dahin führe, zu erscheinen, auch daselbst nebst andern seinen Consorten denselben anzubeten, zu tanzen und zu schwelgen. Dieses geschehe nun zuweilen wahrhaftig, daß sie der Teuffel leiblicher Weise wohin führe; zuweilen aber machte er ihnen nur ein Blendwerk für, und bethöre sie, daß sie sich einbildeten, als wären sie untereinander lustig und tanzeten. Ja Johann Bodinus hat fürgegeben, daß bisweilen die Seelen der Hexen von dem Teuffel wohin gebracht würden, und der Leib bliebe zu Hause. Die Zeit dieser Hexen-Zusammenkunft und des Hexentanzes wird mehrentheils auf Walpurgis, welches der erste Mai ist, gesezet, da denn einsame Oerter in einem Wald, oder auf einem Berg, oder unter der Erden darzu erwählet würden, und ist bei uns deswegen der Bloksberg benannt; die Fuhr aber geschähe auf Besemen, auf Ofengabeln, Harken, Böken, und was dergleichen Weiber-Histörgen mehr sind. Auf Seiten der Zauberer aber und Hexen verbinde sich der Satan, erstlich ihren bösen Neigungen des Hochmuths, Geizes und der Wollust ein Genüge zu thun, daß er diejenigen, welche sich mit ihm in ein Bündnis einliessen, bald zu grossen Ehren, bald zu grossem Reichthum, bald zu allem Vergnügen, in was für Fällen sie es wolten, bringen

würde; hernach lehre der Teuffel die Hexen allerhand Zauberstükgen, sowohl was die wahrsagende Zauberei anlange, daß sie die bevorstehende Ungewitter wissen, auch wenn was verlohren oder gestohlen worden, denjenigen, der es gefunden oder gestohlen habe, anzeigen könnten; daher man zu sagen pflegt: man wolte desfalls zu einer weisen Frau gehen; als auch, was die practische Zauberei betreffe, daß sie könnten verwandeln, und andere ausserordentliche und die menschliche Kräfte übersteigende Dinge zum Schaden der Menschen und unvernünfftigen Creaturen thun, dergleichen das Wettermachen, die Vergifftungen, die Lähmungen der Glieder, das Augenausschlagen, und dergleichen wären. Dergleichen Hexenhistorien und Exempel in dem malleo maleficarum, Bodini dæmonomania, dem theatro de veneficis, Delrionis disquisitionibus magicis, Torreblancä vier Büchern de magia, Remigii dæmonolatria, und andern solchen Schrifften zu finden, zu geschweigen der besondern Nachrichten von einzeln Personen, wohin des Fausts Leben gehöret, und was man bei andern Scribenten hie und da zerstreuet antrift, davon wir bald mehrers sagen wollen. Wer aber die allerseltsamsten Begebenheiten der Zauberer und Hexen unter der Gestalt eines Hexenromans lesen will, dem wird die Historie des imaginations extravagantes de Monsr. Ouste gros Vergnügen geben, woraus man viele thörigte Einbildungen und Aberglauben erkennet, und daher sehr zu recommandiren ist. Der Auctor soll der Abt Bordeloo seyn, und man hat von diesem Buch auch eine teutsche Uebersezung, die zu Danzig 1712. in 8. gedrukt ist. Aus dem Nahmen Ouste kommt durch ein gar ungezwungenes Anagramma das Wort le fou heraus.

Nun ist die Frage: ob es eine solche Hexerei gebe, wie sie jezo beschrieben und erkläret worden? Die gemeinste Meinung spricht ja: doch sind auch andere, die nein dazu sagen. Bei den Juden war unter andern eine Fabel bekannt, wie sich die Geister mit den Töchtern der Menschen, Genes. 6. v. 2. fleischlicher Weise vermischet, und haben auch sehr viele Kirchenlehrer durch die Kinder GOttes Geister verstanden; unter den heidnischen Philosophen waren vornemlich die Phitagoräer und Platonici, welche von den Geistern lehreten, daß ihnen ein subtiler Leib zukäme, daß man mit ihnen könnte bekannt werden, und in ihre Gemeinschaft kommen, wodurch sie zur Ausübung der Zauberei vermittelst allerhand abergläubischen Ceremonien Anlas gaben. Was man aber davon bei den Poeten und unter andern beim Ovidio findet, wie gewisse Menschen in Vögel und andere Arten unvernünftiger Thiere verwandelt worden, solches sind Gedichte, dabei man sich zu verwundern, daß das Volk sich solche abgeschmakte Dinge hat bereden lassen, und sich eine so ungereimte Kraft der magischen Künste einbilden können. Doch die heidnischen Zeugnüsse haben wohl so viel nicht auf sich, und hat man dabei zu untersuchen, was sie vermöge ihrer Principien in der Geisterlehre von den Zauberdingen gehalten haben, und was bisweilen einer hie und da entweder aus einer guten Intention, oder auch aus einem besondern Affect wider den allzugrossen eingerissenen Aberglauben gesagt, oder geschrieben hat; In Ansehung dessen vielmehr die neuern Zeiten anzusehen sind. Gottfried Wahrlieb, hat ohnlängst eine Schrift unter dem Titel: deutliche Vorstellung der Nichtigkeit der vermeinten Hexereien und des ungegründeten Hexenprocesses ediret, darinn vieles von Wichtigkeit anzutreffen. Das erste Capitel handelt von der Historie der gegenwärtigen Streitfrage, und worinnen sie eigentlich bestehe? das andere von den Beweisgründen, daß es eine solche Hexerei gebe, nebst deren Widerlegung:

legung: das dritte von den Beweisgründen daß es keine solche Hexerei gebe: das vierte von der Nichtigkeit des Hexenprocesses: und das fünfte von der allgemeinen Schädlichkeit und zunehmenden Abstellung des Hexenprocesses. Der Herr Auctor nimmt darinne Thomasische Lehrsäze vom Laster der Zauberei an, hat auch eine Vertheidigung derselben wider den Auctorem der Untersuchung vom Kobold beigefüget, einiger andern, die Grapius in theologia recens controuersa part. 2. cap. 3. qu. 9. p. 82. anführet, zu geschweigen. Uebrigens hat Gabriel Naudäus apologie pour ses grands hommes soupçonnés magie 1653. ediret, welche 1712. 8. wieder gedrukt, auch wie kurz vorher erwehnet, in die teutsche Sprache übersezet worden. Er gehet darinnen viele gelehrte Leute durch, welche man der Zauberei wegen beschuldiget, als den Zoroastrem, Orpheum, Pithagoram, Democritum, Empedoclem, Apollonium, Raimundum Lullium, Arnoldum de Villa Nova, Petrum de Apono, Paracelsum, Henr. Cornel. Agrippam, Nostradamum, Trithemium, Albertum Magnum und andere, die er denn entschuldiget und zeiget, daß sie ohne Grund in dergleichen Verdacht gerathen, führe auch dabei die Ursache an, woher solche falsche Beschuldigungen kommen.

Nachdem wir diese historische Nachricht voraus gesezet, so wollen wir nun bei der Partheien Gründe anführen, und erstlich überhaupt sehen, ob eine solche Hexerei, die auf ein sein mit dem Satan geschlossenen Bündnis beruhet, sey? hernach aber insonderheit untersuchen, ob die Hexen sich mit dem Teuffel fleischlich vermischen, ihre gewisse Hexentänze anstellen, sich in andere Arten der Creaturen verwandeln können? In Ansehung des ersten, so führen diejenigen, welche statuiren, daß es würklich dergleichen Hexen gebe, theils die heilige Schrift, theils die Erfahrung als Beweisthümer an. Denn obschon einige noch auf eine andere Art ihre Meinung zu befestigen gesuchet, und unter andern vermeinet, weil der Satan als eine würkende Ursach der Zauberei vorhanden wäre, so könne es auch nicht an Hexereien fehlen, wie Danäus in dialogo de venefic. p. 42. schliesset, oder die Sache wäre so klar, daß sie keines Beweises bedürffe, welches die Gedanken des Thomä Erasti in dem dialogo de lamiis & strigibus p. 51. n. 138. sind, oder es bekräfftigten dieses doch gleichwohl viele Kirchenvätter, als Tertullianus, Augustinus, Hieronimus und andere; so siehet man doch gar leicht, daß dergleichen Gründe gar keinen Stich halten. Aus der Schrift werden unterschiedene Stellen angeführet, welche die Hexerei beweisen sollen, und zwar 1) aus dem Exod. Cap. 7. v. 8. 9. seqq. das Exempel der Aegyptischen Zauberer, daß, wenn die Zauberer des Pharao durch Kraft und Beistand des Teuffels ihre Stäbe in Schlangen, und das Wasser in Blut haben verwandeln und Frösche hervorbringen können, warum solten nicht auch die Hexen durch die Kraft und Beistand des Teuffels sich selbst und andere Dinge in eine fremde und andere Gestalt verwandeln, und auch das andere, was man von ihnen ausgibt, thun können? 2) heisse es Exodium 22. v. 13. Die Zauberinnen solte man nicht leben lassen, und Levit. 20. v. 27. Wenn ein Mann, oder Weib ein Wahrsager oder Zeichendeuter seyn werde, die solten des Todes sterben, man solte sie steinigen, ihr Blut solte auf ihnen seyn: wohin auch die Worte Devter. 18. v. 10. 11. 12. zu ziehen wären; woraus denn zur Gnüge abzunehmen, daß dieses ein sehr grosses Verbrechen müsse gewesen seyn, weil GOtt eine so harte Straffe darauf gesezet habe: 3) beziehen sie sich zum Theil auf die Historie von dem Bileam im 4ten Buch Mose, daraus sie erstlich schliessen, daß er sich gottloser und teuflischer

Weissagungen bedienet habe, und mit Worten entweder habe segnen oder verfluchen können; hernach machen sie auch den Schlus daraus, es hätten die Engel durch Bileams Eselin geredet, dannenhero könne auch der Teuffel durch einen Hund oder Kaze zu einer Hexe reden: 4) zeige die Historie mit dem Saul und dem Weibe zu Endor 1. Sam. 28. deutlich an, daß dieses Weib eine Gemeinschaft mit dem Teufel gehabt, denn Saul habe mit dem Samuel geredet, welcher ihm aber nicht wahrhaftig erscheinen können, weil sein Leib zu Rama gelegen, und die Seele sich in der ewigen Seeligkeit befunden, gleichwohl aber, die Sache als einen grossen Betrug des Weibes anzusehen, wolten die historischen Umstände, die dabei erzehlet würden nicht zugeben; Denn man werde sich wohl so leicht nicht einbilden, wie dis alte Weib Samuels Stimme so ähnlich nachgemacht, daß Saul, wenn er gleich noch so bestürzt gewesen, den Betrug nicht gemerket; zu dem habe sie ja den König nicht gekannt, und ihm also auch kein Blendwerk machen können, das sich auf ihn und seinen Zustand geschiket: ja es sey die Prophezeiung Samuels richtig eingetroffen, und habe eben deswegen von dem Weibe nicht herrühren können, weil ihr die künfftigen Zufälle nothwendig unbekannt gewesen, woraus denn vor sich der Schlus folge, daß der Teufel mit im Spiel gewesen, mit welchem das Weib in einer Gemeinschaft gestanden: 5) führet insonderheit Torreblanca de magia lib. 2. cap. 1. die Worte Esaiä cap. 21. v. 15. an: wir haben mit dem Tode einen Bund und mit der Höllen einen Verstand gemacht, und will daraus schliessen, daß die Menschen mit dem Teufel ein Bündnis machten, folglich wäre auch eine Hexerei, wie er denn in eben diesem Ort aus der Versuchung Christi darthun will, daß der Satan gar geneigt sey, sich mit den Menschen ein Bündnis einzulassen, weil er sich unterstanden, dem HErrn Christo gewisse conditiones anzubieten, wenn er zu ihm gesagt: dis alles will ich dir geben, wo du niederfälleſt und mich anbeteſt, Matth. 4. v. 9. 6) beruffen sich auch einige auf das Exempel des Simonis Magi, welcher Zauberei getrieben, und das Samaritische Volk bezaubert habe, in den Act. Cap. 8. v. 9. ingleichen 7) auf die Worte Pauli in der Epistel an die Galater Cap. 3. v. 1. o ihr unverständigen Galater! wer hat euch bezaubert, daß ihr der Wahrheit nicht gehorchet? woraus man zu schliessen pfleget, wenn zu den Zeiten des Apostels keine Hexerei wäre bekannt und gebräuchlich gewesen, so würde er sich dieser Redensart nicht bedienet haben. Was die Erfahrung betrift, da besondere Exempel der Hexen sind bemerket worden: so ist solche entweder eine eigene, wenn man dergleichen selber erlebet, oder eine frembde, wenn uns von andern allerhand Hexenhistorien aufgezeichnet und erzehlet werden, folglich gründet man sich hier auf den historischen Glauben, bei dem man sowohl auf die Zeugnüsse selbst, als auf die Umstände der erzehlten Geschicht zu sehen, so er seine Richtigkeit und Würkung in der historischen Wahrheit haben soll. Bei den Zeugnüssen erinnert man, daß solches nicht allein so viele Historienschreiber und Obrigkeitliche Personen, sondern auch die Hexen selbsten durch ihr eigenes Bekänntnis abgeleget, und sey gar nicht zu vermuthen, daß so viele Personen, welche weit voneinander gewesen, und so zu ungleicher Zeit gelebet, durchgehends miteinander wären betrogen worden, oder sich beredet, andern Leuten einen blauen Dunst vor Augen zu machen, welches gar nicht hätte angehen können, und wenn gleich vieler Betrug, viele falsche Einbildungen dabei untergelauffen, welches auch kein vernünftiger Mann läugnen wird, so könte man doch nicht sagen, daß dieses von allen und zu aller Zeit geschehen sey. Zu den Umständen dieser Geschichten wird gerechnet

rechnet a) daß die Aussage einer Hexe von sich mit dem übereinstimme, was eine andere gleichfalls von sich bekenne oder nicht, daß also die Hexen, sie mögen examiniret werden, wann oder wo sie wolten, immer einerlei Unthaten von sich erzehlten: b) daß ihre Aussagen öfters mit andern unläugbar geschehenen Dingen auf das allergenaueste eintreffen, z. Ex. wenn Inquisiten bekennet, daß sie vor einem Vierteljahr jemanden eine Kuh, und einem andern etliche Wochen hernach ein Kind getödtet, und man forsche, ob sie die Sache so zugetragen? so werde man befinden, daß es geschehen sey: c) daß sie gewisse Mahlzeichen, Beulen und Gewächse an ihren Leibern hätten, die, wann man hinein steche, unempfindlich wären, und kein Blut von sich geben: d) daß der Satan die Hexen und Hexenmeister mit allerhand Präsenten beschenke, da sie zwar meineten, sie hätten etwas sehr kostbares von Geld oder dergleichen bekommen, wenn sie aber über eine Weile nachsehen, so hätten sie Steine, Blätter, Sand oder gar Unflath aufgehoben, woraus denn zu schliessen, daß würklich ein Geist bei den Leuten gewesen, der ihnen solche Dinge gegeben, welches Argument sonderlich Heinrich Morus in antidot. aduerf. atheism. lib. 3. cap. 6. sect. 5. urgiret: e) daß die Zauberbücher, davon man hie und da Nachricht findet, genugsam anzeigeten, wie allerdings Leute gewesen, welche daran ein Belieben gehabt, ja daß würklich eine Hexerei sey.

Doch, es ist auch die Gegenparthei, welche saget, es gebe keine solche beschriebene Hexerei, zu hören. Erstlich wendet sie verschiedenes wider die angebrachten Beweisgründe ein, und da dieselbe vors erste aus der Schrift genommen würden, so meinet sie, daß daselbst weder in einer deutlichen Stelle, noch in einem Exempel was von der teuflischen Zauberei und Hexerei zu finden. Denn was anlanget 1) die Aegyptischen Zauberer; so meinet unter andern Webster in der Untersuchung der vermeinten und sogenannten Hexereien cap. 7. §. 37. seqq. daß alles, was dieselben gethan, vernünftig und wahrscheinlich durch natürliche Magie, oder Practiquen und Behendigkeit, ohne einem andern Beistand des Teufels ausser dem geistlichen in ihrem Gemüth wegen ihres bösen Endzweks, Most zu widerstehen, sey bewerkstelliget worden, daher sie auch præstigiatores, das ist Gaukler, welche durch Geschwindigkeit wunderbare und seltsame Dinge ausrichten könnten, genennet würden. Er will auch weisen, wie es zugangen, daß die Schlangen hervor gebracht worden, nemlich der Gaukler sey gemeiniglich vorher versehen mit einem Drat, der also gebeuget und gewunden wäre, daß man ihn mit dem kleinen Finger in der Hand zusammen drüken könne, lasse man ihn aber wieder los, so springe er wieder auseinander, und bewege sich recht artig auf dem Tische; es sey auch ein proportionirter Schlangenkopf daran, und sey dabei mit einer wohlgemahlten Leinwand überzogen, daß es also einer Schlangen vollkommen mit Augen und allen gleich sehe, dieses Ding nehme er in die rechte Hand zwischen dem kleinen Finger und dem Ballen: in der linken Hand aber nehme er einen kleinen weissen Steken, so auf dem Tische läge, von welchem er dem Volk weis mache, daß er damit alle seine Künste mache. Hierauf erzehle er ihnen eine Historie, um sie damit aufzuhalten, und spreche, er wolle wie Moses und Aaron diesen Steken in eine Schlange verwandeln. Bald darauf fange er an, sich stark umher zu sehen, und fremde und nichts heissende Worte heraus zu stossen, als ob er einen Geist, oder Kobold rieffe, und practicire dabei alsofort seinen Steken entweder in seinen Schoos, wenn er sizet, oder wenn er stehet, in seinen Ermel, und lasse alsdenn die Schlange, so er in der Hand hält,

los,

los, und werffe sie hin, welche denn wegen des auseinander springenden Drats und der hurtigen Bewegung seiner Hand eine ziemliche Eke auf dem Tisch fortschiesse, worinn er ihr dann weiter helffe, indem er sich stelle, als ob er sie mit der einen Hand am Naken ergreiffen wolle, unterdessen sie aber mit der andern Hand weiter fortstosse und drehe, und sie am Schwanz fasse, da er denn mittlerweile so künstlich zu zischen wisse, daß die Umstehenden denken, es sey die Schlange selbst, sie darauf augenbliklich aufnehme, und in seine Tasche practicire. Was die Verwandelung des Wassers und Herfürbringung der Frösche betrifft, so meinet Webster, daß sie es auch gar leicht nachmachen können, und §. 49. erinnert er noch, daß wenn der Teuffel diesen Zauberern beigestanden, so würden sie nicht erstaunet seyn über das Wunderwerk, da aus dem Staube Läuse wurden; denn warum hätte das der Teufel nicht auch thun können, wenn durch seine Kraft die vorigen Thaten geschehen wären? ihre Gaukelkunst würde ihnen nicht gefehlet haben, wenn dieses nicht unversehens und unvermuthet ihnen begegnet wäre, weil sie sich damals nicht darauf geschiket, alle ihre Künste zu machen, sondern nur etliche wenige, worauf sie sich versehen hatten; damit sie aber ihre Ungeschiklichkeit desto besser entschuldigen möchten, so hätten sie aus Exod. 8. v. 19. geschrien: Das ist GOttes Finger! Der Herr Thomasius behauptet auch de crimine magiæ §. 15. 16. daß bei diesen Zauberern nichts teuflisches vorgegangen. Denn daß man erstlich einwenden wolte, wenn es natürlich damit zugegangen, so wären Mosis Thaten keine Wunder, sondern Werke der Natur gewesen, dieses hiesse nichts, indem einmal noch nicht ausgemacht sey, was vor ein Unterscheid zwischen den Wundern und zwischen den ordentlichen Werken der Natur sey; hernach folge es keinesweges, die Zauberer des Aegiptischen Königs Pharao hätten aus verborgenen Kräften der Natur ihre Werke gethan, also müsten Mosis seine Werke auch natürlich gewesen seyn. Sagte man aber vors andere, wenn es durch eine künstliche Magie geschehen, so liesse sichs nicht einbilden, daß es möglich seyn könne, durch blosse Hinwerffung der Stäbe aus denselben nachmals Schlangen zu machen; so wüste man ja, daß wir uns vielmal ein Ding, daß es durch Kunst möglich sey, nicht einbilden können, da es doch nachmals, wenn es uns gewiesen werde, ganz leicht sey. 2) Auf die in den Büchern Mosis den Zauberern und Zauberinnen dictirte Straffe wird geantwortet, daß diese Stellen nicht von solchen Hexenmeistern und Hexen handelten, die mit dem Satan einen Bund gemacht, und mit ihm einen leiblichen Umgang gehabt, sondern die Rede sey von andern, die theils durch natürliche Künste den Leuten ein Blendwerk gemacht, theils sonsten sich allerhand Gaukelei und abergläubische Mittel zu verbottenen Dingen bedienet, und dadurch das Volk von dem wahren GOtt und dem Vertrauen auf denselben abtrünnig gemacht. Also wären sie abgöttische Leute gewesen, die in der jüdischen Theocratie, da der HErr selber Regente war, damit ein ordentliches crimen læsæ majestatis begangen, das am Leben zu bestraffen gewesen, s. Gottfried Wahrlieb in der Vorstellung der Nichtigkeit der vermeinten Hexereien cap. 2. §. 3. 3) bei der angeführten Historie von dem Bileam wendet Webster cap. 1. §. 51. seqq. ein, daß er ein wahrer Prophete gewesen, und nicht mehr gesagt, als ihm GOtt eingegeben; und obgleich dieser Prophet in abscheuliche Thaten und erschrekliche Sünden verfallen, so könne man doch aus dem allen noch nicht schliessen, daß er sich deswegen teuflischer Prophezeiungen bedienet, oder daß er dasjenige, so er geweissaget, nicht aus göttlicher Offenbarung gehabt habe. Es könnten auch

die

die Hexenpatronen von der Eselin des Bileams keinen Schlus machen, indem GOtt grosse Ursach dieses Wunder zu verrichten gehabt, und hiesse auch: der HErr habe der Eselin den Mund aufgethan. 4) die Historie mit dem Weibe zu Endor legen sie vor Betrügereien aus, und sagen, daß diese Wahrsagerin eine Bauchrednerin sey gewesen, und also selber können sagen, oder durch einen andern reden lassen, was der abergläubische König von dem todten Samuel zu hören vermeinet, ohne daß er den Betrug merken können. Da nun sowohl der Grundtext als die griechische Uebersezung der siebenzig Dollmetscher sich gar wohl von einer Bauchrednerin erklären lasse, anbei die ganze Erzehlung zeige, daß Saul nur reden hören, aber nichts gesehen, sondern blos der Wahrsagerin geglaubet, daß jemand in Samuels Gestalt und Kleidung herauf steige, hiernächst der 21. Vers anzeige, daß das Weib inzwischen nicht bei Saul in einem Zimmer, sondern in einem besondern Gemach gewesen, so könne diese Auslegung wohl statt finden. Die oben berührte Umstände suchen sie auch ganz leicht zu beantworten. Denn wende man ein, a) daß das Weib Samuels Stimme nicht so accurat nachmachen können, so sey noch nicht erwiesen, daß solche so accurat eingetroffen, und wer wisse, ob der erschrokene König, der den Propheten lange nicht mehr gehöret gehabt, so genau darauf Achtung gegeben, oder auch eine vollkommene Gleichheit erfordert, und sich nicht vielmehr eingebildet, er müsse nun einen seiner Meinung nach göttlichern und durchdringendern Thon, der sich durch Kunst wohl zuwegen bringen lasse, von ihm hören, als er in seinem Leben gewohnt gewesen. Zu dem sey es ja nichts übernatürliches, daß ein Mensch andere Sprachen so vollkommen nachmache, daß sie kaum zu unterscheiden: b) sagt man, daß die Wahrsagerin den König nicht gekannt, und ihm also auch kein Blendwerk machen können, das sich auf ihn und seinen Zustand geschiket; so wird geantwortet, daß solches nur eine Verstellung von ihr gewesen, und sie gar wohl gewust, daß es Saul sey, der sie um Rath frage. Denn einmal sey nicht zu vermuthen, daß dergleichen listige und fürwizige Leute einen König, der so oft im Lande herum gereiset, und in Person zu Felde gegangen, nicht solten gesehen haben, hernach habe sie es aus Sauls Rede schliessen können, da er ihr vers. 10. schwur, die Wahrsagerei solte ihr nicht zur Missethat gereichen, welches niemand anders als der König thun könte. So hätte sie es ja drittens genung zu erkennen gegeben, als sie v. 12. sagte: Du bist Saul, ehe noch der König oder der vermeinte Samuel ein Wort geredet, und viertens wäre Saul, weil er eines Hauptes länger, als alles Volk war, einem jeden beim ersten Anblik kenntlich gewesen: heist es c) daß die Prophezeiung richtig eingetroffen, und daher nicht von dem Weibe herrühren könne, weil ihr ja die künftige Begebenheiten nothwendig unbekannt gewesen, so begegnet man diesem Einwurf damit, daß man sagt, das Weib habe allerdings diese Sache wissen können. Denn daß GOtt dem Saul das Reich nehmen, und solches David geben würde; habe ganz Israel gewust, nachdem GOtt durch den Samuel es vorlängst verkündigen und David bereits zum Könige salben lassen. Daß die Philister das Heer Israel schlagen würden, habe sie leicht daher errathen können, weil die Philister den Israeliten überlegen, diese unter sich selbst uneinig, der König, der selbst General war, in der gröstен Angst und Verzweifflung gewesen, auch GOtt schon vorher von ihm gewichen, und nun durch Rathfragung der Wahrsagerin aufs neue beleidiget. Da dieses seine Richtigkeit habe, und hiernächst Jonathans Tapfferkeit sowohl, als Sauls gewöhnliche Bravour und gegenwärtige Desperation bekannt waren, auch endlich vermuthet wurde, daß allenfalls David selber an Hinrichtung der übrigen Söhne Sauls

gelegen seyn würde, so hätte es das Weib wagen, und dazu sezen dürffen, daß Saul nebst seinen Söhnen morgen umkommen würde, da denn das Wort Morgen eine unbestimmte künftige Zeit bedeute. Endlich sey eben nicht alles haarklein in der heiligen Schrift aufgezeichnet, was GOtt durch seine Propheten jemals vorher verkündigen lassen, und stehe also noch dahin, ob nicht auch der Untergang Sauls und aller seiner Söhne schon vorher aus einer göttlichen Offenbahrung im Lande einiger massen bekañt gewesen, s. Gottfried Wahrlieb Vorstellung der Nichtigkeit der vermeinten Hexereien Cap. 2. §. 4. seqq. Webster in der Untersuchung der vermeinten und so genannten Hexereien Cap. 8. 5) auf die Worte aus dem Esaia cap. 28. v. 15. wir haben mit dem Tode einen Bund, und mit der Höllen einen Verstand gemacht, antwortet Thomasius in disp. de origene & progressu processus inquisitorii contra sagas §. 7. daß der Prophet verblümt rede, und könnten seine Worte weder von einem stillschweigenden, noch weniger von einem ausdrüklichen Pact verstanden werden; sey auch noch zweiffelhaftig, ob in dem Hebräischen nicht vielmehr von dem Grabe geredet werde, wie der Context ausweise, und so wenig wie man einen ausdrüklichen Bund mit dem Tode daraus beweisen könne, so wenig gienge solches mit dem Pacto von dem Teufel an; was aber die Versuchung Christi anlange, so sey ja noch nicht zur Gnüge erwiesen, daß der Teufel dem HErrn Christo leiblicher Weise erschienen sey: 6) auf das Exempel Simonis Magi wird geantwortet, daß er keinesweges ein solcher Zauberer gewesen, der mit dem Teuffel einen Bund gehabt. Denn erstlich sagt der Text Actor 8. v. 9. er habe vorgegeben, er sey etwas grosses, das ist er könne ungemeine Künste, welches seine Aufschneiderei genugsam anzeige, und ein Kennzeichen eines Betrügers sey. Zu dem habe er nicht mehr als einige geringe Taschenspielerstükchen, Beschwerungen u. d. g. zu machen vermocht, indem er sich verwundert, als er die Zeichen und Thaten, die da geschahen, sahe, siehe Webster c. l. cap. 2. §. 25. 7) erkläret eben dieser Scribent cap. 8. §. 24. die oben angeführte Worte aus der Epistel an die Galater cap. 3. v. 1. von der natürlichen Fascination, wenn Leute, die eine anstekende Krankheit haben, durch ihre Ausflüsse ansteken, darauf Paulus ziele, und so viel sagen wolle: wer hat euch mit seinen giftigen Meinungen angesteket, daß ihr der Wahrheit nicht gehorchen könnet? Doch man sucht auch die Erfahrung, welche der bejahende Theil anführet, über einen Hauffen zu stossen. Denn was anlange 1) die Zeugnisse selbst, und zwar erstlich der Historienschreiber, so wären selbige nicht glaubwürdig, weil sie zum Theil leichtgläubig, zum Theil interessiret gewesen, und müsse man sich verwundern, daß die Gelehrten solche Fabeln nachgeschrieben. Nicht gewisser könne man sich auf die Nachrichten verlassen, die in den Acten der geführten Hexenprocesse vorkämen, indem diese ebenfalls zum Theil seltsame Einbildungen, zum Theil selbst erdachte Unwahrheiten zum Grund hätten, womit sich bald die Richter, bald die Inquisiten selbst, bald aber die Zeugen geholffen hätten. Wie wir gleich unten am Ende dieses Capitels durch ein angeführtes merkwürdiges Exempel einen Beweis von der Ungerechtigkeit und Grausamkeit einiger ehmaligen Hexen-Processe beibringen wollen, so aus der Bibliotheca magica genommen. Der Autor hievon bezeiget in dem andern Theil, daß vielmals die Executionen der Hexen nichts anderst als eine Geldschneiderei gewest: Denn man confiscirte die Güter der Verurtheileten; Und die Inquisitores, wie D. Walch in seinem Philosophischen Lexicon, p. 1437. davon schreibet, wusten ihr Privatinteresse dabei zu beobachten, und ja dahin zu sehen, damit fein viel Hexen und Zauberer verbrannt

brannt werden möchten, weil es ihnen sonst gar wenig würde eingebracht haben, s. Wagstaf von der Hexerei im 3. Capitel. Hiernächst habe man auch manchen, welchem ein oder der andere Richter nicht gut gewesen, aus Rachgier aufopfern lassen. Den Aussagen der Hexen, oder Inquisiten könnte man deswegen nicht trauen, weil sie erstlich unsinnige Menschen wären, indem die Sachen, die sie bekenneten, von keinen andern redlichen und vernünfftigen Leuten gesagt würden, daher sie denn nothwendig Lügner seyn müsten, es auch unmögliche Dinge wären; und wer dergleichen aussage, der sey nicht gescheut, hätten auch keinen guten Endzwek, warum sie solche Sachen aussageten: vors andere weil sie aus keiner tüchtigen Ursach dazu angetrieben würden. Denn viele sagten dergleichen Sachen aus, blos der Tortur und leiblicher Straffe zu entgehen, oder auch zuweilen gegentheils blos um von dem gegenwärtigen Elend eines innerlichen betrübten und elenden Lebens los zukommen. Bisweilen würden sie auch wohl mit Gewalt, List und Kunst, in Hoffnung, Pardon und das Leben zu erhalten, genöthiget, solche Dinge auszusagen, welche ihnen die Inquisition selbst, oder ihre Agenten nach ihrer gottlosen Intention unter den Fus gegeben, um dadurch eine falsche Lehre, Aberglauben und Abgötterei in Schwang zu bringen. Ja das vornehmste Absehen, welches der Teufel dabei habe, sey die Gewalt und Ehre seines Reichs zu befördern, und hiedurch die Menschen in Lügen und Irrthümer zu stürzen, und darinnen zu behalten. Drittens könnte man den Aussagen der Hexen keinen Glauben geben, weil sie solche Dinge von sich bekenneten, die garstig wären, keine Wahrscheinlichkeit in sich hielten, nicht in der Macht des Teuffels stünden, und deren Falschheit unzehlich mal entdekket worden. Viertens weil die Hexen nach dem Exempel ihres Vatters, des Satans, nichts als Lügen vorbringen könnten, s. Webster c. l. cap. 5. §. 9. 18. Endlich könnte man auch nicht auf die Aussagen der Zeugen bauen. Denn es wären entweder solche, die gleichfalls Hexen, oder Zauberer, oder doch Canditaten dieser schönen Profession, die sich zu dem Ende von dem alten würklichen Meistern und Meisterinnen einnehmen lassen, seyn sollen, oder andere unbescholtene Leute. Die leztern könnten von einem leiblichen Umgang mit dem Satan nichts eigentliches sagen, weil sie nicht dabei seyn, wenn die Hexen ihren Sabbath hielten, und mit dem Satan einen Bund machten. Also komme es bei ihnen alles auf ein hören sagen an, oder sie zeugten von andern Dingen, die man vor Würkungen eines teufelischen Bunds aufgebe, von welchen aber allhier die Frage nicht sey. Uberdem wäre ihre Zeugnisse wegen der bekannten Suggestionen, damit sie von den Richtern gleichsam gestimmet worden, was sie sagen sollten, verdächtig. Zeugten aber diejenigen, die man selbst für Hexen und Zauberer halte, wider andere; so sey es wider alle Vernunft, ihnen Glauben zuzustellen. Denn wenn man sie für die ärgsten Bösewichter halte, die in den Striken des Erzlügners, des Teufels, gefangen liegen; so könne man ja nicht vermuthen, daß sie die Wahrheit sagen würden, s. Wahrliebs Vorstellung der vermeinten Hexereien cap. 2. §. 39. 40. Ausser dem wird auch 2) wider die oben angeführten Umstände verschiedenes eingewendet. Der a) Umstand war die Gleichheit der Aussagen der Hexen unter einander, daß was eine sage und bekenne, das thäte auch die andere, welche Uebereinstimmung aber geläugnet wird, oder wenn man zugebe, daß sie accurat einerlei aussageten, so geschehe dieses ganz natürlich, entweder aus einer verdorbenen Phantasie, oder auch aus einer vorsezlichen Erdichtung, die sich mehrentheils nach der gemeinen Leier

richte. Der b) Umstand war die Übereinstimmung der Hexenbekänntnis mit dem was würklich geschehen, worauf der Auctor der cautionis criminalis quæst. 38. §. 17. " die Antwort giebet warum " solte die Inquisiten nicht wissen, was " ein ganzes Dorf, ja die Kinder auf " der Gassen wissen, daß dem Andreas " um selbige Zeit eine Kuh niedergegan- " gen, daß dem Schulzen sein Kind ver- " dorret und gestorben, und was sich " dergleichen im Dorf zugetragen? als " sie nun für eine Zauberin angegriffen, " gefoltert, gepeiniget, und woran sie " sich vergriffen, oder was sie bezaubert " hätte, befraget worden: so zeigte sie " solche Dinge an, welche sie wuste, daß " sie geschehen wären. Ist denn das et- " was besonders oder ein Wunder? Der c) Umstand mit den Mahlzeichen habe auch keinen Grund. Denn viele würden fälschlich erdichtet, andere bilde man sich fälschlich ein, ja wenn sie auch solche an ihren Leibern hätten, so wären sie doch nicht vom Teufel, als der keine Ursach haben könnte, warum er sie zeichne, und wenn er dieses zu thun im Stande wäre, so sehe man nicht, warum es allein an den Zauberern und nicht eben sowohl aus Bosheit andern gottlosen Menschen, ja an den frommen selber geschehen solte. Endlich sey es was ganz natürliches, daß die Leute Warzen und dergleichen Gewächse hier und dar am Leibe tragen, die keine Empfindung haben, und kein Wort von sich geben. Was man bei dem d) Umstand wegen der Präsenten erinnert, wären Theils Einbildungen, Theils durch die Folter ausgepreste Aussagen, Theils Betrügereien, und e) wegen der Zauberbücher könnte man wohl zugeben, daß es würklich solche Bücher gebe, die keine andere verborgene Geheimnüsse in sich halten, noch anders zu verstehen sind, als daß man daraus soll Hexen lernen, aber es folge noch nicht, daß die Leute auch würklich haben Hexen gekonnt, confer. Wahrlieb c. l. cap. 2. §. 45. seqq. Wie man nun die Beweisgründe derjenigen, welche sagen, daß Hexen wären, zu beantworten gesuchet, also hat man vors andere auch nicht ermangelt, durch besondere Gründe die verneinende Meinung zu bestarken. Erstlich legen sie die Idee sowohl des Teufels, als des Bündnisses, wodurch die Hexerei vollzogen wird, zum Grund, und ziehen aus der Beschaffenheit beider Ideen gewisse Schlüsse für ihre Meinung. Die Idee des Teufels anlangend, so betrachten sie ihn einmal an und vor sich, hernach in Relation auf das Bündnis. Der Teufel an und vor sich betrachtet, sagen sie, könne 1) keine Wunder thun, welches GOtt allein zukomme, woraus denn fliesse, daß er die Hexen und Zauberer nicht durch die Luft führen könte. Denn die Ordnung der Bewegung, die GOtt in der Natur geleget, bringe mit sich, daß ein schwerer Cörper, der in einem leichten Fluido sey, niedersenke. Da nun unsere Luft, wie stark sie auch mit Dünsten angefüllet sey, dennoch ungleich leichter, als ein Mensch, so könne sie unmöglich denselben tragen, daß er nicht niederfallen solte. Ferner flösse daraus, daß der Teufel den Hexen keine ungesunde Speisen ohne Schaden geben könnte, welches wieder ein Wunder wäre, und gleichwohl sage man, daß den Hexen tode Kinder, faule Aeser, Kröten fürgesezt würden, die den lieblichsten Geschmak hätten, und den Unholden ganz wohl bekamen. Drittens sey daher zu folgern, daß der Satan die Hexen oder Zauberer in keine unvernünftige Thiere verwandeln könte: 2) könne er keine controdictorische und ganz unmögliche Dinge vollbringen, als wenn eine Hexe jemanden eine ganze Schüssel voll Hechtzähne in das Gehirn soll gehexet haben. Eine Schüssel voll Hechtzähne bestehe in solchen Cörpern, die einen grossen Raum nothwendig erforderten und ausfülleten, in dem Gehirn aber eines lebendigen Menschen sey wenig Platz übrig: 3) könne er die Kraft und Ordnung

rung der unsichtbaren Natur nicht hindern und aufheben, folglich kein Wetter machen, keinen Menschen durch die Luft führen, welches auf eins mit dem ersten hinaus kommt, daß der Teufel keine Wunder thun könne, und zwar, wie sie selbst diese Worte verstehen. Und wie der Teufel vor sich zu solchen Dingen ohnmächtig, also könne man auch nicht sagen, daß ihm GOtt die dazu nöthigen Kräfte verleihe, weil solches Theils mit seiner Gütigkeit, Theils mit seiner Weisheit streiten würde, ja wer dieses glaube, der würde gewis dem Reich der Finsternis eine gröſſere Macht beilegen, als es sich gezieme, wenn gleich unserm HErrn GOtt die Freiheit, sie im Zaum zu halten, dabei vorbehalten würde. Werde aber vors andere der Teufel betrachtet in Relation auf das Bündnis, so sey zum voraus gewis, daß niemand einen leiblichen Bund mit dem andern schlieſſen könne, wenn er keinen Cörper habe. Nun so sey ausgemacht 1) daß der Teufel vor sich keinen Leib habe, weil er ein Geist; ein Geist aber nach Christi Ausspruch Luc. cap. 24. v. 39. nicht Fleisch, noch Bein habe: 2) daß er auch keinen Leib annehmen könne, und zwar erstlich keinen toden, indem er hierinnen GOtt, der die Todten auferwecke, nicht in sein Amt greiffen dürffe; die andere Meinung aber nichts als einen piam fraudem, zum Grund gehabt; hernach könne er das Bündnis auch nicht vermittelst eines lebendigen Leibes, oder einer leblosen Creatur schlieſſen. Man könne sich indessen auf kein Exempel besinnen, da solches gewis geschehen, wenn man zum höchsten die Säue der Gergesener ausnehme, von welchen man aber wegen der besondern Erlaubnis, die der HErr JEsus den bösen Geistern zu dem Ende gegeben, damit seine Wunderthat desto mehr bekannt und verherrlichet werden möchte, auf ihre ordentliche Kraft nicht schlieſſen könne. Dem sey aber wie ihm wolle, so überstiege es die Macht des Satans, mit ihnen etwas wunderthätiges und mehrers vorzunehmen, als die natürlichen Kräfte auch ohne ihn vermöchten, wenn sie durch andere Ursachen in eine gleiche Bewegung geriethen, als diejenige wäre, zu welcher er sie antreibe, wie denn auch die Gergesenischen Schweine nichts anders gethan, als daß sie sich von der Höhe in die See gestürzet, welches ein jedes Schwein, wenn es auf eine natürliche Art toll gemacht werde, ebenfalls thun könne. Also möchte der Satan in so viele Böke, Schweine und dergleichen fahren, als er immer wolte, so würde er doch dadurch nicht in den Stand kommen, mit den Menschen zu reden, und Bündnisse zu schlieſſen. Drittens könne er keinen neuen Cörper machen, daß er weder sein unsichtbares Wesen darein verwandeln, noch einen Schöpffer abgeben, und sich eine leibliche Gestalt aus nichts verfertigen könne, darüber auch niemals gestritten worden. Wolte er den Leib aus den in der Natur bereits befindlichen Cörpern zusammen sezen; so würde er entweder etwas recht festes, das sich mit Händen begreiffen liese, oder nur eine subtile Gestalt, die sich dem Auge darstellete, aber von der Solidität nicht wäre, daß man es fühlen könnte, herfürbringen. Das erste lieffe schnurstraks gegen Christi oben angeführten Ausspruch, wie auch das andere, so noch über zweier Ursachen wegen nicht angienge. Denn einmal würde eine solche flatterichte Machine, die keine Solidität hätte, auch nothwendig stumm seyn, und keine Rede hervor bringen können; vors andere würden die Zauberfabeln nichts damit gewinnen, weil sie den bösen Geistern keine solche, sondern rechte solide Cörper zulegten. Doch sie nehmen auch noch die Idee und Natur eines Bündnisses zu Hülffe, und meinen, es streite mit derselben das fürgegebene Pactum des Satans mit dem Menschen. Denn auf Seiten der Hexen könnte ja kein Glaube statt haben, daß der

Teufel, der ein Lügner und ein Vater der Lügner sey, und von dem sie ohnstreitig wissen müsten, daß er in dergleichen Fällen schon viele, die ihrer Meinung nach auch einen Contract mit ihm geschlossen hätten, betrogen habe, sein Versprechen treulich halten werde, und wenn er sie nun gleichwohl betröge, so könne niemand ihren Schaden wieder gut thun, noch den Teufel seinen Contract zu halten zwingen, weil er nirgends zu belangen oder zu verklagen sey, und wenn es auch mit allen Dingen seine Richtigkeit hätte, so wären ja keine Zeugen dieses sichtbaren Pacts da, und was man nicht mit genugsamen Zeugen beweisen könne, solle man niemals glauben, zu geschweigen, daß die vermeinten Hexen gemeiniglich ganz arm und elend wären, welche, wenn eine solche Hexerei wäre, vom Teufel Reichthum verlangen würden. Auf Seiten des Teufels aber hülffe ihm dergleichen Pact auch nichts, weil er sich keine freiwillige Treue versprechen, und daraus kein Recht erlangen könne, auch die Abführung der Menschen von GOtt schon durch andere Sünden geschehe. Ausser dem gibt man noch für, wenn die gemeine Meinung von der Hexerei richtig seyn solte, so müsten noch viel grössere, und weit erstaunende Würkungen sich äussern, als sie in der That geschehen, wie davon mit mehrern Gottfried Wahrlieb in der Vorstellung der Nichtigkeit der vermeinten Hexereien cap. 3. nachzusehen, der alles, was desfalls zur Verneinung der Hexerei dient, zusammen getragen hat.

Schlüslich können wir nicht umhin, von der sogenannden Hexe an dem Barfüsserthor allhier zu Augspurg eine Anmerkung zu berühren, die, weil sie sich ohnedem zu diesem Capitel schiket, besonders hier einen Plaz verdienet; zu besserer Erläuterung wollen wir nicht allein diese vermeinte Hexengeschichte mit einer wahren Abzeichnung in Kupferstiche hier begleiten, sondern auch dasjenige anführen, was wir in denen von D. Haubers im Druk herausgegebenen Actis magicis hiervon erklärter gefunden haben, folgendergestalt mittheilen:

An dem Closter der Minnenbrüder allhier zu Augspurg wird an einem Thurn ein Gemählde gesehen, welches eine Geschichte vorstellet, die zu Augspurg durch eine mündliche Erzählung von alten Zeiten her gebracht ist. Es solle nemlich dem Attila, der Hunnen König, als er mit seiner Armee bei Augspurg über den Lech gehen wollen, eine Frau in fürchterlicher Gestalt und auf einem Pferde reitend, begegnet seyn, und ihm mit grimmiger Stimme dreimal zugeruffen haben: Retro Attila! zurük *Attila!* zurük *Attila!* zurük *Attila!* dadurch dieser grosse Sieger also erschroken seyn soll, daß er würklich mit seiner Armee zurüke gezogen.

Carolus Stengel in seinem *Commentario Rerum Augustanarum* part. 1. cap. XXIII. schreibet bei dem Jahr 451. " Es " erzählen die besondere Augspurgische " Jahrbücher, daß die Stadt zu derselben Zeit in den Zügen des Attila, sehr " verwüstet und das Kirchlein bei dem " GOttesaker der heiligen Afræ angezündet worden, aber weiter erzählen " sie nichts. Nicolaus Olaus aber schreibet noch ferner: Man gebe auch vor, " wie der *Attila* aus Italien zurük " kommen, so habe ihm, als er über " den Lech sezen wollen, eine begeisterte Frau, *mulier fanatica*, zu " Pferde sizend, dreimal mit grimmiger Stimme zugeruffen: *Retro* " *Attila!* " Diese Historie, fähret Stengel fort, ist zu unserer Zeit abgemahlet an dem Thurn bei der Kirche der Minnenbrüder dermaligen Barfüsserthurn.

Weil nun diese Frau von dem gemeinen Volk zu Augspurg insgemein für eine Hexe gehalten wird, so suchet der Herr

Stridbekh

Stridtbekh in dem 3. Capitel seiner vorgedachten Dissertation, in dem 6. porisma zu zeigen, daß diese Frau nicht wohl unter die Hexen gerechnet werden könne, sondern vielmehr für eine sehr zornige und böse, oder aber eine in dem Krieg wohlerfahrne und herzhafte Frau zu halten, und unter die Amazones zu rechnen sey.

Für eine Hexe wird diese Frau wohl sehr unbillig und ohne Grund gehalten, da sie so wohl in der Aufschrift des Gemähldes, als in der Erzählung des Nicolai Olai mulier fanatica, nicht aber Saga, genennet wird. Wann diese Erzählung anders wahr und nicht in den neueren Zeiten erdichtet ist, so zweifle ich gar nicht, daß es eine gleiche Beschaffenheit damit habe, als mit dem Gespenst, welches dem Römischen General Drusus erschienen, als er über die Elbe sezen wollen.

Der Herr Stridtbekh hat seiner Dissertation, an gedachtem Ort, auch noch nachfolgende Teutsche und Lateinische Verse beigefüget, in welche Heupoldus diese Geschichte verfasset hat, und die wir ebenfalls hieher sezen wollen:

Anno quater centesimo
Quartoque quinquagesimo,
Partum Sacræ post virginis
Audax, furensque fœmina
Perterrefecit Attilam
In transitu celeris Lici,
Ubi vires recolligit,
Ter clamat alto murmure
Fugam capesse, o Attila.
Res ut vides hæc integra
Hominum duorum nititur
Nempe Attilæ, atque fœminæ.
Ut nunc canam, fundamine.
Oenotrium postquam solum
Furens reliquit ultimo,
Ibat domum cum milite,
Præterque spem sic accidit,
Occurrit illi percita
Oestro, caballo fœmina,
Clamore rumpens sidera,
Magno terrere consonans
Dilecte nobis Attila,
Fugam salutem quærito,
Omnes abominabili.
Hoc territi sunt omine,
Velut viatoris lepus
Transversa tentat limine
Sibi viator autumat,
Instare casus pessimos.

Das heist auf Teutsch fast ungefahr
Vierhundert fünfzig und vier Jahr
Nach Christi des HErren Geburt,
Als damalen gezählet wurd.
Ein unsinnig Weib böser Art,
Den Attilam erschreket hat,
Als er wolt über den Lech sezen
Bei Augspurg sich seins Leids ergezen,
Schri sie dreimal greulich allda:
Weich hinter sich, o Attila.
Die ganze Historia wie du sihst,
Auf zwo Person gegründet ist.
Den Attilam, und einem Weib,
Davon ich jezund weiter schreib.
Als aus dem Land Italia.
Das leztmal zog der Attila.
Nach Haus mit seinem ganzen Heer,
Ihm ist damals ohn all's Gefähr,
Begegnet auf einem stolzen Ros,
Ein rasend Weib unsinnig gros,
Die mit gar erschrecklicher Stimm
Dreimal die Wort zuschrie ihm:
O du mein lieber Attila!
Weich hinter sich zurük allda.
Das hielt nun, nach laut der Geschicht,
Für ein bös Zeichen männiglich,
Als wenn noch einem dieser Zeit
Ein Haas läuft über den Wegscheid.
Hält mans für ein Præsagium.
Ja für ein böse Weissagung.

Merkwür-

Merkwürdiges Exempel und Beweisthum von der Ungerechtigkeit und Grausamkeit der ehemaligen Hexenprocesses.

Ich habe die nachfolgende Geschichte schon vor vielen Jahren in einem Buch gelesen, und dieselbe hat mir fast zuerst die Augen aufgethan, die Wahrheit zu erkennen, und die erschrekliche Ungerechtigkeit, die in dem ehemaligen Hexenprocess vorgegangen, einzusehen. Da ich aber damals doch noch nicht daran gedachte, diese Sache mit Fleis zu untersuchen, vielweniger in einer eigenen Schrift abzuhandeln, also habe ich auch das Buch wieder aus der Acht gelassen, in welchem ich selbige gelesen habe.

Wie ich aber hernach durch andere Veranlassung auf eine umständliche und gründliche Untersuchung dieser Sache geführet wurde, so hätte ich zwar gerne solches Buch gehabt, und diese Geschichte noch einmal und mit der nöthigen Sorgfalt gelesen, ich konte mich aber nicht mehr entsinnen, was es für ein Buch gewesen sey? Nachgehends dünkte mich zwar, daß es Erasmi Francisci höllischer Proteus sey / darinnen ich diese Geschichte gelesen habe; ich konnte aber solches Buch nicht zur Hand bekommen.

Nachdem ich aber solches Buch ohnlängst von einem guten Freund erhalten habe, so habe ich solche Geschichte darinnen aufgesucht, und will sie um ihrer Merkwürdigkeit willen hier beifügen. Sie bestehet daselbst Num. XVI. pag. 108. 122. und der Autor meldet, daß selbige seines vollkommenen Erinnerns ungefehr vor 40. Jahren geschehen sey zu N.N. und seine Erzehlung lautet ferner also:

Einem Bügersmann daselbst fiel sein Pferd bei Nacht plözlich um und verrekte: Darauf ging er hin zum Scharfrichter, und erholte sich Raths bei demselben, wie er doch die Teufelshexe erfahren möchte, welche ihm sein gutes Ros hätte umbracht. Dieser Lehrmeister sagte, er sollte einen Hanf mit Fleisch zum Feuer sezen, und das Fleisch mit etwas, das ich nicht ganz ausschreibe, bestechen: alsdenn müste die Trude kommen und bitten, daß er den Kopf mit Fleisch vom Feuer wegthäte; also könnte er sie dann wohl ins Gesicht fassen und kennen.

Jener gehorchet solchem Rath, und bringt um Mitternacht, wie dann alle solche Händel von der Nacht, und keinen Kindern des Lichts anständig seynd, das Fleisch zum Feuer. Indem solches anhebt zu sieden, komt eine alte erbare verwittwete Matrone, von ohngefehr 70. Jahren, dahergeschichen, bittet, der Mann wolle den Topf mit dem Fleisch vom Feuer abnehmen, sie aber werde schon das Pferd zahlen, und ihm also den Schaden ersezen.

Er, der nicht anderst sich einbildete, als die wahre leibhafte Person vor sich zu sehen, die er sehr wohl kante, kunte sich nicht genug verwundern, daß eine solche Frau, so der fürnehmsten eine in der Stadt, dazu einen äusserlich-frommen Wandels, ehrlichen Gerüchts bei jedermann, auch in der Kirchen ein Licht der Andacht und Gottesfurcht, mit Hexerei sich besudelt haben sollte. Sagte derhalben; Ob ich zwar eure Person, lie-

be Frau, jezo hier zu sehen, nimmermehr hätte vermuthet, als von welcher ihm wohl niemand dergleichen Gedanken machen sollte: will ich euch doch nicht mehr quälen; weil ihr mir die Erstattung versprechet. Wann ihr das thut, was ihr versprecht, und mir also meinen Schaden gut macht; so geht mich hernach eure Sache weiter nichts an; und begehre euch keine Ungelegenheit zu machen. Ich mus 40. Reichsthaler für mein Pferd haben: und wann ihr mir die Morgen gebt; so hab ich schon ein Maul, das schweigē kan. Sie versichert ihn folgenden Tags zu vergnügen: er solle doch nur aber gleich alsfort den Hafen vom Feuer wegnehmen. Welches er thut.

Nachdem der Morgē angebrochen, kam der Mann zu ihr ins Haus, und begehrte das versprochene Geld.

Die lies sich sein Anbringen höchlich befremden; nahm es auf für eine grosse Schmach, Ehrenrührische Verleumdung, und Beschimpfung, daß er das Herz genommen, nicht allein zu ihr ins Haus hereinzu plazen, sondern noch dazu eines solchen Handels sie zu zeihen, für dergleichen sie GOtt in allen Gnaden sollte behüten. Alles Hausgesinde sagte, sie könnte ihr zeugen, daß sie keinen Tritt über ihre Hausschwellen gethan. Daneben lies sie sich bedraulich vernehmen, er sollte von dergleichen Handel ihr nur nicht zweimal sagen, und sehen, womit er umgienge; oder man würde ihm durch Gericht und Recht die Augen dermassen öffnen, daß ihns gereuen müste: Sie sey ein redliches Weib: GOtt solle sie für solchen Künsten bewahren; er aber sich zum Hause hinaus trollen, oder sie werde zur Obrigkeit schiken, und ihn zur Straffe ziehen lassen. Er, dem das nächtliche Bild noch immer gleichsam vor Augen stund, wollte sich damit nicht abweisen, noch wegschreken lassen, sondern protestirte, im Fall sie ihn nicht bezahlte, so müste er es anderst suchen; wiewohl ihm mit ihrem Blut nicht gedienet wäre; entstünde Weitläuftigkeit, und eine ihrem Leben schändliche Blame daraus, so wollte er entschuldiget seyn.

Aber sie gab nichts darauf; sondern schändete ihn, mit Bedrohung des Gerichts, zum Hause hinaus.

Also gieng er voller Zorn und Ungedult, graden Wegs, dem Stadtgericht zu: klagte, nebst Erzehlung des ganzen Verlaufs, die Frau an, als eine Hexe, und Erwürgerin seines Pferds.

Die Schöpfen des Landtstädtleins waren solche Leute, welche sich besser auf den Feldbau, als auf einen solchen schweren Hexenproceſs, verstunden: Doch gleichwohl in ihrer Einbildung, verständig genug, ein peinliches Halsgericht zu halten, über eine Frau, deren verstorbener Mann ehedessen der fürnehmste unter ihnen gewesen war. Daher sie sich auch viel zu klug dünken liesen, als daß sie einen wohlgegründeten Rechtsgelehrten hätten zu Rath ziehen sollen: wie sonst noch wohl andere kleine Städte, in dergleichen Fällen, zu thun pflegen, sondern liesen, auf dieses Anbringen des Klägers und dessen schönen Beweis, zur Stunde die Frau: deren Namen ich sowohl als den Ort, um der Nachkömmlingen willen verschweige: gefänglich einziehen; auch, weil sie durchaus nichts gestehē wollē, aufs Wasserwerfen; in der festen Einbildung, solche Wasserprobe sey ein unbetrüglicher Spiegel, darinn man richtig erkennen könne, welche eine oder keine Trude sey: Wie man denn dafür hält, daß die Unschuldigen zu Grunde gehen, die Schuldigen aber oben schwimmen.

Wo ich mich in diesem Stük sonst noch recht erinnere, so ist sie das erste mal auf dem Grund gesunken; das andere mal aber oben geblieben: und das galt diesen erbaren Schöpffen so viel, als ob

der perfecteste Jurist erwisen hätte, das Weib wäre eine Zauberin; also, daß man nicht ungeschikt sagen mögte, diese Leute hätten ihr Urtheil aus dem Wasser geschöpft.

Inzwischen wird diese Verfahrung, auf ihr Begehren, von etlichen Freunden, ihrem in einer fürnehmen Reichsstadt damals lebenden Eidam zugeschrieben: welcher nicht allein von seinem Handel ehrlich bemittelt, sondern auch, von der alten, über das noch eines ziemlichen Erbes gewärtig war. Derselbe macht sich eilends auf, mit einem Grundgelehrten und treflich wol practicirten Juristen (welchen ich gleichfalls gekannt, und nicht allein aus seinem Discurs, sondern auch aus denen mir damals zum Durchlesen communicirten schriftlichen Acten des ganzen Verlaufs unterrichtet bin) und hält bei dem Rath des Städtleins an, man wolle doch in der Sache fein ordentlich gehen; würde alsdann seine Schwieger, nach rechtmäsiger Behandlung, und Gerichtlicher Erörterung der Sachen, eine Hexe erfunden, so wollte er selber den Holzstos dazu spendiren.

Sie wollten sich aber nicht weisen lassen; beriefen sich auf ihre Wasserprobe, bei welcher sie wäre zu leicht erfunden, und oben geblieben.

Der Schachwalter widerlegte ihnen diesen falschen Wahn; sagte, daß solche Proben weder Christlich, noch in den Kaiserl. Rechten pasirlich, noch an sich selbst gewis? sondern betrieglich, falsch, und abergläubig.

Er erzählet dabei ein Exempel, welches er selbst hatte erfahren.

Aber sie verachteten das alles, wolten ihnen durchaus nichts einreden, noch ihr Wasserexamen verwerffen lassen; sondern eilten alsofort mit der Gefangenen an die Folter; liesen hingegen den Kerl, welcher den Hanf zum Feuer gesezt, samt seinem Rathgeber, dem Scharfrichter, ohne einigen Verweis, pasiren.

Ob derselbige, oder ein fremder Scharfrichter, die strenge Frage verrichtet habe, ist mir entfallen, so viel aber noch bewust, daß sie nach zweien Zügen, sich endlich für eine Trude bekennet, doch, gleich nach der Peinigung wiederruffen, und protestirt habe, ihre Bekänntnis wäre falsch, und durch den unleidentlichen Schmerzen erzwungen.

Hierauf lies man sie durch einen Geistlichen des Orts ermahnen, mit einer freiwilligen Bekänntnis heraus zu gehen, und sich von dem Satan los zu wirken, damit nicht etwan bei der dritten ihr annoch bevorstehenden Folterung, ihr, als einer vorhin Alters halben, fast Kraftlosen Frauen, die Seele, vor der Versöhnung mit GOtt, v. der zeitlichen in die ewige Pein führe. Da solle sie, wie der Schachwalter, und auch ihr Eidam, erzähleten, anfänglich gegen diesem Geistlichen der Zaubereizeihung, hart widersprochen und geklagt haben, die grosse Marter hätte sie überwunden, und zu einer falschen Aussage genöthiget; der Geistliche aber demnächst mit scharfer Bedrohung in sie gesezt haben, wofern sie nicht bald bekennete, würde ihr Meister Hans bald wieder auf die Haut kommen, und ihr die Zunge lösen: worauf sie endlich gestanden, das Pferd umgebracht zu haben; aber hernach ihrem Eidam, als derselbe sie, nach erhaltener Erlaubnis in Beiseyn etlicher darzu verordneten Personen besucht, und gleichfals darum gefragt, ein ganz widriges angezeigt. Und wie dieser ihr beweglich zugeredet; sie sollte ihn doch nicht in vergebliche Unkosten, noch ihre Seele, durch Hinterhaltung der Wahrheit in die ewige Verdammis führen; sondern GOtt zu Ehren, und ihrer armen Seele zur Erhaltung, mit der reinen Wahrheit heraus

heraus gehen; hat ſie ihm geantwortet: Sie wolle ſich lieber laſſen brennen, und ſterben, weder noch einmal ſo grauſame Pein leiden: welches ihr wiederfahren würde, wann ſie auf ihrer Unſchuld beharrete.

Hierauf reiſet ihr Eidam ſamt ſeinem Advocaten, hin zu dem Oberamtman, der ein fürnehmer hochangeſehener von Adel und Ritter, und bei ſeinem Könige in hohen Gnaden war; beſchwert ſich, gegen demſelben, über das unordentliche Verfahren des Stadtgerichts, und ſupplicirt um ein Inhibitorial, daß das Gericht möge einhalten, bis man vor die Sache recht unterſuche, und nach Ausweiſung ſowol der peinlichen Halsgerichtsordnung, als auch den beſchriebenen Rechtsbelehrungen verſtändiger und berühmter Rechtsgelehrten, behandle.

Der Oberamtmann, ſo den Advocaten, als einen guten und grundgelehrten Juriſten, der ihm ſehr wohl bekannt, hoch und werth achtete, verhies den Fortgang zu hemmen; lies auch würklich an das Stadtgericht einen Befehl ſchriftlich ergehen: welchen der Eidam des Weibs ſelber inſinuirte, und hernach wieder heimzog, an den Ort ſeiner Behauſung, als welcher nur 5. oder 6. Meilen von dannen; der eingebildeten Hofnung, der Proceſs ſollte von nun an anders eingerichtet werden.

Er war aber kaum hinweg, da würkten ſie bei dem Oberamtmann ſo viel aus, durch deſſelben Secretaire, (welcher, wie verlauten wollte, von ihnen beſchenkt worden) daß er ihnen, welche ſich höchlich damit beſchimpft achteten, wann man, beſorgter maſſen, die Sache von ihnen ab, an das Königliche Landgericht ziehen ſollte, die Gerichtliche Verfahrung wieder los gab, jedoch mit ſolchem Vorbehalt, daß ſie nicht ſollten zur Execution ſchreiten, bevor er von der Sache weitern Unterricht eingenommen hätte.

Weil er aber gleich folgenden Tages, eine Reiſe zum Könige thun muſte, und alſo einen fernen Weg ziehen: lieſen ſie dem Weibe, ſo lieber das peinliche Urtheil, als die peinliche Folterung (wie man ſagte) ausſtehen wollen, den Tod ankündigen, auch alſofort das Heil. Abendmal reichen, und gleich des dritten Tages nach des Oberamtmanns Abreiſe, ſie auf den Scheiterhaufen lebendig verbrennen.

Der Eidam gab vor, er hätte gewiſſe Nachricht, daß ſie unter der Ausführung etliche mal proteſtirt, ihre geſchehe Gewalt und Unrecht, ſie ſey unſchuldig; Aber ob ſolches gewis, kan ich nicht verſichern; ſondern nur ſoviel, daß ſelbige ungelehrte und grobe Leute ſolches proteſtiren im geringſten nicht angeſehen haben würden; wann es gleich würklich ſollte geſchehen ſeyn.

Wie der Oberamtmann bei ſeiner Rükreiſe erfährt, daß das Weib ſchon in Aſche verwandelt ſey, erſchrikt er nicht wenig; beſorgend, es dörfte am Königlichen Hofe, ſo fern der Eidam das höhere Gericht ſuchte, ihm einiger Verweis daraus entſtehen. Denn es wolte verlauten, daß er mit etlichen Edelleuten ſich damals eben luſtig gemacht, als das Stadtgericht um Relaxirung des Proceſſes gebetten: weswegen ihn, bei nüchtern Muth gereuet, was er bei berauſchtem, durch des Secretairs Antrieb, verwilliget hätte: welches ich aber gleichfalls nicht verbürge; ſondern allein dieſes, daß er ſehr darob erſchroken, als der Advocat ihm ſolches verwieſen. Doch, weil es einmal geſchehen, und ſeine Reputation dabei intereſſirt war; hat er ſich hernach des Stadtgerichts angenommen, als ſolches von dem Eidam der verbannten angefochten worden.

Dieſer verklagte die Stadt bei der Königlichen Regierung; des gänzlichen Schluſſes, alles das Seinige daran zu

ſezen, daß er die Stadt um den Gerichtszwang, und um ihre Freiheit, ſeine Schwieger aber wiederum in ein ehrliches Gerücht bringen mögte: unangeſehen ſie ſchon verärſchert und verraucht war. Bei welchem Fürſaz er auch ſo feſt ſich erhärtete, daß ihn des Oberamtmans leuchtende Authorität, und groſſes Anſehen am Königlichen Hofe nicht erſchrekte.

Daraus erwuchs ein langer vieljähriger Proceſs, der gewaltig viel Geld fras: wobei viel vortrefliche Leute, und unter andern ein Königlicher Tanzler, deſſen Feder zu der Zeit der berühmteſten und gelehrteſten einer war, zu Gericht geſeſſen.

Nichts deſtoweniger verzogs ſichs mit dem Beſchlus. Denn ob gleich zweimal der Stadt, (oder vielmehr, wie man vermuthete dem Oberamtmann) zur Gunſt, ein Urtheil ergieng: proteſtirte doch Kläger dagegen, und erwies, durch ſeines erſten, inzwiſchen verſtorbenen, Advocatens hinterlaſſenen ſehr geſchikten, in Rechten Grundgelehrten, und überaus beredten Sohn, daß man widerrechtlich (contra omnia jura) geurtheilet, widerlegte, vor öffentlichem Gericht, gedachten Tanzler aus ſeinen eigenen gedrukten Büchern, ganz augenſcheinlich. Und als derſelbe ſich darüber entfärbend, nichts anders darauf, als dieſes ſagte: Ey! der Herr iſt noch zu jung, ſolche meine Schriften anzuziehen! antwortete der unerſchrokene junge Advocat mit einer höfflichen Reverenz: Ihre Excellenz verzeihen mir! Sie waren, als ſie dieſes geſchrieben, und in Druk gegeben, nicht älter, als ich jezo bin.

Hierauf dräuete der Tanzler, mit einem Arreſt. Aber der Advocat, welcher unter ſeiner Jurisdiction nicht, ſondern aus einer fürnehmen Reichsſtadt war, lies ſich ſolches nicht abſchreken; ſondern ſagte: Wann ihre Excellenz mich in Arreſt nehmen; ſo verſichere ich, Ihro Majeſtät, der König, welcher ein gerechter Potentat iſt, werden bald hiernächſt erfahren, daß ſein Regierungscanzler zu N. N. mich darum in Arreſt genommen, weil ich aus ſeinen eigenen Schriften, und zwar mit behörigen Reſpect, meine Sache defendire.

Er fuhr folgends fort, aus unterſchiedlichen bewerthen und anſehnlichen Juriſten, deren Schriften ſein Principal, und deſſen Diener, auf den Armen hielten, das Urtheil zu widerlegen. Worüber ſich beſagter Canzler heftig alterirte.

Endlich ſprach der Gerichtspräſident, ſo ein führnehmer Gelehrter von Adel, auch Königlicher Staathalter und dieſem Advocaten, ſeines treflichen Kopfes halber, gar geneigt war, man ſolte nur abtretten, und ein wenig in Gedult ſtehen. Nachmals lies er den Advocaten allein zu ſich fordern, und verſprach ihm, daß das Urtheil von den Acten weggethan werden ſollte. Wie auch geſchahe.

Alſo gieng der Handel von neuem wieder an. Alle Rechtsvortheile, ſo zu erdenken, wurden zu beiden Seiten gebraucht: darüber ſich die Sache, von einem Jahr zum andern, verlängerte: bis der König mit Tod abgieng, und deſſen Prinz zur Regierung kam. Dieſer untergab die Sache dem geſamten Geiſtlichen Conſiſtorio. Welches endlich (exceptis excipiendis) die allbereit vor 15. oder 16. Jahren ergangene Execution gerechtfertiget. Und das war dieſes langwierigen hoch koſtbaren Proceſſes Ende: mit welchem ſich auch des eifrigen Klägers Vermögen endigte.

Anmerkung über die vorhergehende Geſchichte.

Erſtlich iſt zu merken, daß dieſes nicht eine ungegründete und ungewiſſe Erzählung, ſondern eine wahrhaftige Geſchichte ſey, die ſich würklich zugetragen hat, und wie Franciſci zu einigen malen meldet,

det, daß ihm ſolche genau bekannt geweſen, und er dieſe Nachricht von unterſchiedenen Perſonen, die gründlich davon unterrichtet geweſen, erhalten, und die Namen des Orts und der Perſonen nur, um derſelben Ehre zu ſchonen, verſchwiegen habe, alſo iſt die Wahrheit der Geſchichte auch aus andern Gründen bekannt.

Ob aber wohl Franciſci deutlich anzeiget, daß er die verurtheilte Frau unſchuldig gehalten, ſo iſt doch die Erzählung deſſelben alſo abgefaſſet, wie es ſich gebühret hätte, wann die Sache Hiſtoriſch oder Juriſtiſch hätte beſchrieben werden ſollen. Und es wird wider die Geſetze einer richtigen Hiſtoriſchen Erzählung, aber nach der Art aller Erzählungen von dergleichen Zauber- und Teufelsgeſchichte, die Erzehlung des Anklägers dabei zum Grunde geleget, und deren Richtigkeit zum voraus geſezet.

Um nun meine Leſer um ſo mehr in den Stand zu ſezen, von dieſem überaus merkwürdigen Hexenproceſs, der noch in den neuern Zeiten vorgegangen iſt, ein geſundes und gegründetes Urtheil zu fällen, ob ich wohl nicht zweifle, daß alle verſtändige Leſer bereits aus der Erzählung ſelbſt, ſo wie ſie lautet, genugſam erkennen werden, was ſie davon zu urtheilen haben, ſo will ich hier den Caſum und die ſpeciem facti alſo vortragen, wie ſie billich hätten nach den Regeln einer Hiſtoriſchen oder Juriſtiſchen Erzählung abgefaſſet werden ſollen:

Zu N. einer Stadt in N. war eine ehrbare und angeſehene Wittwe, deren Mann der erſte unter den obrigkeitlichen Perſonen der Stadt geweſen war, ſie hatte einen guten Namen bei jederman, in Anſehung ihres bürgerlichen und Chriſtenwandels. Zu dieſer kam einmal ein Bürger der Stadt, der von ihren Nachbarn war, und forderte mit Ungeſtümm, ſie ſolte ihm die 40. Thaler geben, die ſie ihm ſchuldig ſey. Die Frau verwunderte ſich hoch über dieſe Forderung, und antwortete dem Mann, ſie ſey ihm nichts ſchuldig. Er erwiderte aber, ſie ſey ja in der lezt vergangenen Nacht zu ihm gekommen, als er, um die Hexe zu erfahren, welche ihm ſein Pferd durch Zauberei getödet, ein Stük Fleiſch auf dem Feuer gehabt, und ſolches mit ††† beſtochen, da ſey ſie gekommen, und habe ihn gebäten, er ſolte doch nur den Haven von dem Feuer thun, ſie wolle ihm den Schaden erſezen, und das Pferd bezahlen, und habe ihm verſprochen, Morgen 40. Thaler dafür zu geben, die wolle er nun haben, oder ſie als eine Hexe anklagen.

Die Frau iſt von allem dieſem nichts geſtändig, und bezeuget mit ihren Hausgenoſſen, daß ſie in der verwichenen Nacht nicht aus ihrem Hauſe kommen, hält den Ankläger für einen Verläumder, und drohet ihm, ſich über ihn, wann er nicht abliese, bei der Obrigkeit zu beſchweren.

Weil nun dieſer ſeine Abſicht nicht erreichen und die 40. Thaler von der alten Wittwe nicht bekommen kan, ſo gehet er hin zu dem Gerichte, und klaget die Frau als eine Zauberin an, die ihm ſein Pferd tod gehexet habe.

Nun frag ich alle vernünftige und ehrliche Menſchen, und wer nur gedenken kan, ob die bisherige Erzählung einen zureichenden Grund zu einer Anklage, zumalen wider eine ſonſt untadelhafte und ehrbare Perſon, habe geben können, und ob die Richter ſolche Anklage haben annehmen ſollen? Sie haben aber ſolche nicht nur angenommen, ſondern ſie haben ſogleich die gefängliche Haft der unglükſeeligen Frau erkennet, dieſelbe alſo-

bald auf das Wasser sezen, und als sie solche gottlose, unvernünftige und abergläubische Probe nicht immer ausgehalten, an die Folterbank bringen lassen.

Wann es genug ist, und nicht mehr Beweis erfordert, eine Forderung an jemand zu machen, als zu sagen, derselbe sey um Mitternacht, vermuthlich durch verschlossene Thüren, in eines Haus gekommen, als in solchem diese oder jene abergläubische Handlung vorgenommen worden, und habe versprochen, er wolle des folgenden Morgens, so oder so viel Reichsthaler bezahlen, und wann solcher Beweis einem Richter genug ist, die beschuldigte Person zur Bezahlung, oder gar zum Tode zu verurtheilen, wer wird seines Vermögens und seines Lebens sicher seyn?

Und dieses ist nun ein Muster eines Hexenprocesses, und zwar in den neuern Zeiten, und in einem Evangelischen Lande. Nun bitte ich meine Leser zu bedenken, wie solche Processe in den ältern Zeiten beschaffen gewesen seyn müssen?

Geschichte des Hanswurstes.

Die Überschrift dieser Abhandlung wird manchen von meinen Lesern und Leserinnen kurzweilig vorkommen, und sie werden allerlei Betrachtungen über dieselbe anstellen. Allein ich mus ihnen vorher melden, daß mir einerlei sey, ob sie selbige loben oder tadeln werden, ja ich kündige ihnen zugleich an, daß die gegenwärtige Abhandlung nur ein Grundris ist. Ich halte den Hanswurst von Geburt für einen Deutschen, ob ich schon den Ort und das Jahr seiner Geburt nicht bestimmen kan. Das leztere scheinet mir indessen in die ältesten Zeiten zu fallen, wie ich aus vielen alten Chroniken, worinnen seiner mit Ehren gedacht wird, erlernet habe. Unsere Vorfahren müssen ein melancholisches Temperament gehabt haben. Sie werden uns wenigstens als ernsthafte und trokene Leute beschrieben, die alles mit sauren Mienen angesehen haben. Man kan sich hierbei leicht vorstellen, daß sie schlechte Freude der Ergözlichkeiten und des Scherzes gewesen seyn. Sie trunken keinen Wein, der das menschliche Herz ermuntert und frölich macht. Man hat inzwischen eingesehen, daß es nöthig wäre, ihnen Ergözlichkeiten zu verschaffen, und weil sie selbsten dazu nicht aufgelegt gewesen, so hat man diese Mühe einer von Natur wizzigen und lustigen Person aufgetragen, und sie Hanswurst genennet, die durch ihre kurzweilige Reden und spashafte Bezeigen zum Lachen und zur Frölichkeit ermuntern muste. Die erste Aufführung des Hanswurst fand einen allgemeinen Beifall. Man hielt es nach der Zeit für nöthig, daß bei allen öffentlichen Feierlichkeiten Hanswurst mit zugegen seyn muste. Hielte eine hochlöbliche Bürgerschaft ihren jährlichen Aufzug bei dem Anfang des sogenannten Freischiessens, so muste Hanswurst voran und Luftsprünge machen. Hielte eine Zunft ihren Aufzug, muste Hanswurst abermal erscheinen. Legte man den ersten Grundstein zu einem öffentlichen Gebäude, muste Hanswurst den Aufzug der Handwerksleute anführen, ja ich kan mich noch wol besinnen, daß ich es selbst mit angesehen habe, als eine gewisse Stadt einen Galgen bauen lies, und den sogenannten Bau mit einem feierlichen Aufzug der Handwerksleute eröffnete, daß Hanswurst seine Rolle ganz unvergleichlich dabei spielte; und kurz, ich könnte aus so vielen Chroniken, die ich alle miteinander durchgegangen bin, eine ganze Reihe von öffentlichen Gepränge, so in den ansehnlichsten Städten von Deutschland gehalten worden, anführen, aus welchen man allein sehen würde, welch eine nothwendige Person der ehrliche Hanswurst jederzeit gewesen sey; allein ich will diese Sammlungen mit Anführung vieler Schriftsteller nicht anfüllen. Der Geschmak, den man an den Hanswurst gefunden, ward allgemein, es ist ihm gelungen

lungen an den Hof zu kommen; ja er ist endlich gar eine der vornehmsten Personen auf dem Schauplazze geworden, allein leider von demselben in unsern eklen und eigensinnigen Zeiten vertrieben worden. Hier werde ich ein ganzes Heer fürchterlicher Kunstrichter mir auf den Hals laden, wenn ich behaupte, daß dem guten Hanswurst ein grosses Unrecht wiederfahren sey. Allein, Geduld meine Herren! urteilen sie nicht vor der Zeit, am Ende wird man erst sehen, wer von uns beiden recht behält. Zwei Dinge haben den Hanswurst vom Schauplazze vertrieben. Eines theils seine Grobheit, unflätige und unanständige Reden, andern teils der Eigensinn der Kunstrichter, welche die Meinung eingeführet haben, als müsten alle Schauspiele nach den Reglen der Griechen und Römer eingerichtet seyn. Was das erste betrift, so mus ich ihn für unschuldig erklären, und alle Schuld den elenden Verfasser solcher liederlichen Theaterstükken beimessen. Was aber den andern anbelanget, so hat man hierinnen unrecht geurteilet, und dieses mus ich jezzo beweisen.

Eine jede Nation hat ihren besondern Geschmak, die Griechen und Römer unterscheiden sie hierinnen für den neuen Völkern. Der tiefsinnige Britte ergözzet sich, wenn auf dem Schauplaz eine Hinrichtung vorgestellet wird, und er hält ein Trauerspiel tadelswürdig, wenn dieser Umstand in demselben ausgelassen ist. Hat sich nicht Volkäre selbst in dieser Zaire nach dem Geschmakke der Engelländer gerichtet? Der schlaue Italiäner vergnüget sich an der List und den Betrügereien des Scapins. Der muntere Franzose ist für seinen Harlekin eingenommen. Der ernsthafte Deutsche ward von jeher durch das kurzweilige Bezeigen des Hanswursts zum Lachen beweget. Eine jede Nation hält ihren Geschmak für gut und volkommen, u. sie empfindet ein würkliches Vergnügen, wenn sie demselben frei nachfolgen darf. Ist es nicht unbillig, wenn man von ganzen Völkern verlangen will, sie sollen sich nach den Geschmakke der alten Völker richten, da sie doch von der Sache selbst ganz anders denken, als die Griechen und Römer dachten. Man sagt, es wäre nicht erlaubt, daß eine Person unter den Namen des Hanswursts so frei mit vornehmen Personen auf dem Schauplaz reden solte, und man nennt das unnatürliche. Allein ist nicht der Schauplaz eine Nachahmung der Natur? Ist es nicht von jeher in Deutschland im Gebrauch gewesen, daß hohe Herrschaften an ihren Höfen solche lustige Personen gehalten und besoldet haben? Wo stekt also das unnatürliche, wenn man sagt, der Hanswurst schikke sich nicht auf den Schauplaze? Gewis, es ist weit unnatürlicher, wenn man jezzo einen ungeschliffenen Laquaien auftretten und mit seiner Herrschaft grobe Reden führen lässet; als wenn man eine Person aufführet, die deswegen bestellet und besoldet wird, daß sie eine Gesellschaft durch ihre wizzige Einfälle belustigen sol, und der man ihrer Bedienung wegen schon gewohnt ist, einen freien Scherz zu gute zu halten.

Ob unter den Dünsten sich auch Erdstäubchen befinden.

Niemand wird seyn, der nicht sollte bemerket haben, daß ein unreines Wasser trüber ist als ein reines. Weil nun der Staub, wenn er in die Luft getrieben wird, dieselbe undurchsichtig machet, und sich wie eine Wolke von der Erde erhebet: so wäre kein Zweifel, daß er auch in der Oberluft Scheinwolken verursachen könnte, wenn er so hoch in derselben hinankäme, und in diesem Fall gleichsam Wolken von dem aufsteigenden Staube entstehen würden. Ich will nicht untersuchen, ob auf diese Art etwan von einem hohen Lande oder Berg so viel Staub könne in die Oberluft gebracht werden, daß dadurch gleichsam Wolken entstanden wären; sondern ich will nur soviel sagen, daß der Staub darum eine

Wolke

Wolke vorstellen würde, weil er als Erde das Licht nicht so ungehindert durchfallen läst, als die Luft, oder die dünnen wässerigen Dünste. Daher siehet man die Sonnenstäubchen auch einzeln in der Luft schweben, wenn man von wässerigten Dünsten keinen darinn erblikt. Ob nun gleich so viel Staub in die Oberluft vielleicht nie kommen mag, daß sie davon so getrübet würde, als die Unterluft; wenigstens der grobe Staub nicht länger da bleiben würde, als ihn etwan der Sturmwind in die Höhe treiben und tragen mögte: so ist doch nicht zu läugnen, daß sowohl die unreinen als reinen Oerter und Gewässer ausdünsten und dadurch viel Erden mit den Dünsten in die Höhe kommt. Wie Salz, Schwefel, Salpeter, Harz, Kupfferwasser, und dergleichen Dinge mehr in der Luft und den Dünsten derselben befunden werden: so ist kein Wunder, daß auch allerlei Erdstäubchen mit den Dünsten in die Höhe gehen. Am Schüspulfer siehet man, daß der Kohlenstaub guten Theils mit dem Rauch in die Höhe gehet. Wollte jemand unter das reinste Wasser von der feinesten Erde mischen, dieselbe erst auf einer scharfen Waage abwägen, hernach am gelinden Feuer das Wasser alle ausdünsten lassen, und die Erde hernach wieder wägen, würde sich finden, wie viel davon mit ausgedünstet. Und das aufgefangene reinste Regenwasser sezet, wenn es lange gestanden, unten die grüne Erde an, wovon die Pflanzen genähret werden. Andere Gründe jezt nicht zu gedenken. Wenn aber die Dünste mit vielen Erdstäubchen vermischet sind, ist es natürlich, daß sie selbst undurchsichtiger seyn müssen, als die Dünste von reinem Wasser, und deswegen auch die Luft undurchsichtiger machen müssen, wenn sie in grosser Menge zusammen kommen.

Gesezt auch dergleichen Dünste von Erden, und andern harten Cörpern machten nicht gleich Anfangs die Luft trübe, sondern liesen sie sowohl durchsichtig, als das Regenwasser, darinn sie niederregnen: so könnte doch leicht durch andere hinzukommende Dünste eine solche Verdikung oder auch Gehrung entstehen, dadurch die Luft trübe werden müste. Ich will jezt nicht gedenken des Aneinanderstossen des Dünstbläseleins, wodurch sie leicht in eines zusammen flüssen, wodurch nicht nur die Haut des Dunstküchleins, das ganze bleibet, verdiket und undurchsichtiger wird, sondern auch mehr von den Erd- und andern harten Theilen dran kleben und versammlet werden müsten. Ich will mich nur auf das beziehen, was man auch bei dem Wasser findet. Wenn man in dasselbige ein wenig Tartaroel oder in der Luft zerlassenes Weinsteinsalz tropfet, so wird es sobald anfangen das Wasser trübe zu machen, wofern sie einiges saures Salz darinn befindet. So viel mehr sich darinn befindet, so viel trüber und molkichter wird das Wasser. Umgekehrt, wenn von diesem Tartarsalz im hellen Wasser ist, und es kommt etwas saures, als gemeines Salz, Alaun, Salmiac, Salpeter ꝛc. hinzu, wird es eben wie vorhin getrübet. So können ja auch wohl in der Oberluft dergleichen verschiedene Salze zusammenstossen, und in der Luft, welche sowohl ein flüsiger Cörper ist, als das Wasser, eine Verdikung in demselben verursachen, dadurch sie undurchsichtig wird, folglich dadurch auch Wolken in ihr entstehen können. Man hat auch noch andere Arten des Ursprungs der Wolken: Denn es ist geölträuketes Papier durchsichtiger, als es vorher war, da seine Zwischenräumlein die Lufft einnahm; und eine nasse Leinwand ist durchsichtiger als eine trokene: weil in beiden Fällen alsdenn ihre Zwischenräumlein von einer ihnen an Dichtigkeit nähern Materie eingenommen werden. Mögten also die Dünste in der feinen oder erhizten Oberluft, oder auch in der unterwarts durch eine Gehrung sehr verdünneten Luft zu hängen kommen, würde dis ihre Durchsichtigkeit zuwege bringen oder doch vermehren helffen.

Vom

Vom Thurnbau zu Babel.

Das Geschlecht der drei Söhne des Altvaters Noah breiteten sich in kurzer Zeit fast auf eine unglaubliche Art aus, und diese ganze Menge lebte unter den unterschiedenen Häuptern der Stämme in einer einzigen Gesellschaft. Die Einwohner des ganzen Erdbodens lebten wie ein einziges Volk. Die Geschichte ihrer Geselligkeit ist uns in der H. Schrift ungemein kurz beschrieben. Wir sehen, daß sie unter ihrer Obrigkeit gelebt, und daß Nimrod sich ein Königreich errichtet habe. Es scheinet wahrscheinlich zu seyn, daß er durch die nüzliche Erfindung der Jagd sein Volk ihm auf eine ausserordentliche Art verbindlich gemacht habe. Er lehrte die sich ausbreitenden Menschen die wilden Thiere bekriegen, und die Waldungen sicher machen, und schaffete ihnen zugleich dadurch einen neuen Vorrath von Speisen. Die kriegerische Uebung der Jagd machte ihn vielleicht etwas rauh, und sezte ihn dadurch in die Verfassung, bei seinem Stamm die patriarchalische Oberherrschaft etwas absoluter und moralischer zu machen, als sie vorher war; und seine zu aller Arbeit, Witterung und Gefahr abgerichteten Jäger dieneten ihm, sich bei seinen Unterthanen und Benachtbarten furchtbar zu machen.

Indessen wuchsen neben den alten täglich neue Völker heran, und sie konten leicht absehen, daß ihnen in kurzem eine Entfernung bevorstund. Sie wollten derselben vielleicht, so viel möglich, vorbeugen, oder doch wenigstens das sich dereinst zertheilende menschliche Geschlecht nicht ganz aus aller geselligen Verbindung lassen. Sie entschlossen sich daher, eine Stadt und einen grossen Thurn zu bauen, welcher ihres Namens Gedächtnis stiften, und wol die Hauptstadt der ganzen Welt seyn sollte, damit bei derselben sich jederman ihrer gemeinschaftlichen Ahnherren erinnern möchte. Vielleicht wollten sich die Stammväter in derselben sezen, und eine gemeinschaftliche Regierung aller Völker von da aus verwalten; es sollten auch wohl ihre Kinder sich nach und nach rings herum von derselben entfernen, und so die Welt ganz langsam besezen. Sie hatten daher im Sinn, einen sehr hohen Thurn zu erbauen, der in dem weiten und ganz ebenen Lande von allen angränzenden Gegenden aus, so weit das menschliche Auge reichet, gesehen werden könte. Mir deucht, daß dieses der natürliche Verstand der Worte Mosis sey, der uns so viel sagt: Es hatte aber alle Welt nur einerlei Zunge und Sprache: da sie nun gezogen gegen Morgen, funden sie ein eben Land, im Lande Sinear, und wohneten daselbst; und sprachen unter einander: Wolauf, lasset uns Ziegel streichen und brennen; und nahmen Ziegel zum Stein, und Dohn zu Kalk, und sprachen: Wolauf, lasset uns eine Stadt und Thurn bauen, des Spize bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen; den wir werden vielleicht zerstreuet in alle Länder. Es würde ihr Name in allen Ländern genennet worden seyn, wenn sie von da aus die Regierung der Welt würden verwaltet haben; und auf solche Art würde auch die Zerstreuung sehr lange seyn hintertrieben worden. Denn, da sie der gefürchteten Zerstreuung, und darauf erfolgenden Vergessung ihres Namens zuvorkommen wollten, erhellet daraus, weil sie die Möglichkeit der Zerstreuung als den Bewegungsgrund dieses Baues anführen, und weil GOtt diesen vermutheten Zufall plözlich beförderte.

GOtt billichte dieses Vorhaben nicht, und die Ursachen seiner Misbillichung, und die Weisheit seiner Absichten ist so schwer nicht zu errathen. Sie liegen alle in den weisesten Mitteln, die Geselligkeit zu befördern. Da es dem ersten Ansehen nach fremde scheinen möchte, daß

GOtt zur Hauptabsicht gehabt, die Geselligkeit zu befördern, und deshalb die Völker voneinander zerstreuet habe: so wird es nicht überflüssig und unangenehm seyn, wenn wir die göttlichen Ursachen anzeigen.

Erstlich, je länger dieses allgemeine Band würde ausgedehnet worden seyn, desto dünner hätte es werden müssen; es wären also die nähern Nachbarn nicht so feste miteinander vereiniget worden. Wie man es an den weit ausgedehnten Familien ersiehet, die einander je fremder werden, je weiter sie voneinander entfernet sind. Die allgemeine Verbindlichkeit eines jeden gegen alle, würde der besondern Verbindlichkeit unter den Nachbarn Eintrag gethan haben, und die Menschen würden ihre Verwandschaft ganz aus den Augen gesezet haben, weil sie die Gränzen derselben nicht übersehen können. Ich werde dieses zu beweisen, einen Einfall des Auffsehers oder Zuschauers borgen. Je mehr wir uns vor andern und den übrigen Menschen unterscheiden, je näher sind wir mit denen vereinigt, die diesen Unterscheid nicht besizen. Die Kinder eines Vaters, und die Zweige eines Anherrns, sind also auf das genaueste verbunden; darauf folgen die Einwohner eines Orts, die Kinder einer Landschaft, die Unterthanen einer Obrigkeit, und endlich die Bewohner eines Welttheils. Wenn ein Spanier und ein Teutscher in Paris zusammen kommen, so gehen sie einander so wenig an, als ein Pommer und Magdeburger in Berlin: lasset aber den Pommer und Magdeburger, und einen Bürger aus Memel, in London sich antreffen, so halten sie sich für Landesleute. Ein Holländer ist ein Landsmann eines Tyrolers in Batavia. Der Teutsche und Spanier sind Landsleute in Brasilien; und wenn ein Iroquese, ein Moor aus Guinea, und ein Schwede, in irgend einem Planeten zusammen kommen solten, so würden sie sich als Landsleute umarmen. Ich mache den Schlus, daß die Verschiedenheit, welche in andern Welten verschwindet und gesellig macht, indeme sie aufhöret, in einer, und eben der Welt zur Geselligkeit nothwendig sey; denn wir würden uns an einem und eben demselben Ort nicht so genau verbinden, wenn wir von andern Einwohnern der Welt nicht unterschieden wären. Meine Meinung wird vielleicht deutlicher werden, wenn ich meinen Leser bitte, zu überlegen, ob GOtt nicht durch die Trennung eines Volks von dem andern die nähere Verbindung und eine genauere Geselligkeit der Glieder jeglicher Völkerschaft untereinander errichtet habe. Je weiter sie von den andern sich entfernen, je näher musten sie unter sich zusammen rüken: die Vereinigung eines Stammes zu einem besondern Zwek, vereinigte ihre Gemüther vester mit einander: so ward die innerliche Geselligkeit befördert, ohne der allgemeinen hinderlich zu seyn, als welche durch diese Trennung nicht aufgehoben ward.

Zum andern, hatte der Schöpfer den Reichthum seines Segens, welcher für einen Welttheil viel zu gros war, in alle Gegenden der Welt reichlich ausgetheilet. Diese Güter solten zur Bequemlichkeit des Lebens dienen; derselben aber hätten die Menschen noch viele Jahrhunderte hintereinander entbehren müssen, wenn sie so langsam ihre Wohnungen würden ausgebreitet haben. Durch die schnelle Trennung bekamen aller Welt Enden Einwohner, und lernten die Güter kennen und gebrauchen, die sie vor sich fanden; ja sie wurden noch überdem in den Stand gesezet, durch den Tausch und Handel einander zu Hülfe zu kommen: welcher Umstand die getrenneten Völker, durch allerseitige Nothdürftigkeit, näher miteinander vereinigte, als wenn sie bei einander geblieben wären. Es beförderte auch diese Zerstreuung.

Zum dritten, die Künste und Erfin-

dun-

dungen, welche zum grossen Vortheil des menschlichen Geschlechts gereichen, ohne deren Beihülfe die Welt ein tausend und mehr Jahre sich kümmerlich und mühselig hätte behelfen müssen.

Zum vierten, wären die bei einander gebliebenen Geschlechter zur Erlernung der Wissenschaften und Uebung der Kräfte ihrer Seele viel später, zu ihrem grossen Schaden, gelanget. Das ganze menschliche Geschlecht hätte aus lauter Gliedern bestanden, die nicht vor die Hausthür gekommen wären.

Zum fünften, ist es bekannt, daß, je grösser ein Volk ist, desto gefährlicher auch der Aufruhr in demselben sey. Es fanden deswegen die Weltbezwinger für gut, Nationen zu trennen, und sie anderswohin zu versezen, um solchen Unruhen vorzukommen. Welch ein allgemeines Blutbad hätte die Menschen aufgerieben, wenn sie in einer genauen Verbindung sämtlich unter einander würden geblieben seyn? GOtt theilete sie also vätterlich, um der Ungeselligkeit vorzubeugen. Es ist nicht möglich, daß nicht der Ehrgeiz, die Widerspenstigkeit und die Trennung, Luft, sich zu regen, erhalten sollte, je weiter sich die Kinder neben einander ausbreiten, und von dem Hauptsiz entferneten. Die Aufrührischen muſten Luft bekommen, und die Unterdrükten Hofnung, daß sie mit Gewalt sich in Freiheit sezen könnten: welchem allem die göttliche Vorsicht zuvor kam, indem er sie plözlich trennete. Dieses Band ward klüger von GOtt, als von Menschen zertheilet, und ist desto eher wieder zu knüpfen gewesen.

Zum sechsten, ist es moralisch gewis, daß die überhandnehmende Gottlosigkeit das kleine Häuflein der Gerechten verführet, und also alles zu der schon zu sehr augebreiteten Abgötterei verführet haben würde. Wir sehen aus der Geschichte vor der Sündfluth, daß die Kinder GOttes durch zu grosse Geselligkeit mit den Töchtern der Menschen, und die aus dieser zu grossen Geselligkeit herrührende Tyrannen auf Erden die Bosheit und Frechheit so allgemein machten, daß die Erde verderbet war vor GOttes Augen, und voll Frevels. Diesem sonst unvermeidlichen Uebel zuvor zu kommen, und eine neue Sündfluth zu verhüten, trennete GOtt die Völkerschaften, und erhielt dadurch einen doppelten Nuzen. Einmal, daß das fromme und rechtgläubige Volk von den andern abgesondert ward; und denn, daß die bösen Völkerschaften durch die Trennung verhindert würden, einander noch mehr zu verschlimmern. Diese Absicht GOttes erhellet deutlich aus dem Befehl, den er nachher seinem Volk gegeben, sich nicht mit andern Völkern zu vereinigen, sondern immer ein besonderes auszumachen. Die Geschichte lehret uns auch, daß die Israeliten so oft in Abgötterei gerathen sind, als sie dieses Gebot aus den Augen gesezet hatten.

Mir deucht, daß unter diesen Gründen wenigstens einige seyn werden, die GOtt rechtfertigen, und die Nüzlichkeit der Zerstreuung der Völker, zum Vortheil der Geselligkeit, ausser Streit sezen können, um uns eine Handlung begreiflich zu machen, die das Gegentheil zu würken geschienen.

Moses erzehlet uns, daß alles Volk eine Sprache gehabt: welches nicht anders seyn konte, da die Menschen nur eine Familie waren. GOtt verwirrete ihre Sprache, um sie zu trennen. Ich bin gewis, daß jeder, der sich die Mühe geben wird, alle Umstände mit gehöriger Bedachtsamkeit zu überlegen, leicht einsehen werde, daß diese Verwirrung nicht die Worte, sondern die Gedanken betroffen habe. Es würde GOtt durch wunderthätige Gewalt auf den Verstand der Menschen haben arbeiten müssen, wenn

er ihnen neue Worte eingegossen, um die alten Bilder dadurch auszudruken, und sich Völker und Stämme einander augenbliklich, die andern alle hingegen nicht zu verstehen. Ich bin überzeuget, daß sie auseinander gegangen sind, und alle eine Sprache geredet haben. Es ist wahrscheinlich, daß dem Willen und der Absicht GOttes gemäs, ein Misverstand unter den vereinigten Fürsten entstanden sey: der Ehrgeiz, ihren Namen zu verewigen, war hinlänglich, Zwistigkeiten anzurichten. Vielleicht trug die Entwerfung der neuen allgemeinen Regierung, und die abgemessene mehrere und mindere Unterwürfigkeit von der allgemeinen Herrschaft, das ihrige dazu bei: selbst die verschiedene Meinungen, wie man ein unzählbares, sich täglich mehr ausbreitendes und vermehrendes Volk im Zaum halten müsse, musten Strittigkeiten erregen. Und es war von unsern bei dem Thurnbau zu Babel beschäftigten Vättern sehr klug gehandelt, daß sie lieber bei diesen Umständen ihr Vorhaben aufgaben, und eine Trennung gutwillig beschlossen, zu welcher sie über lang oder kurz durch grosse Unruhen und Blutstürzungen würden gezwungen werden. Es ist dieses wohl eine wahrhafte Verwirrung der Sprache, wenn jeder wider den andern ist, und Recht haben will. Wenn nun GOtt die Klügsten gebrauchet, die nothwendige Trennung zu beschleunigen, und die übrigen durch eigene Uneinigkeit sich so schon trenneten: so muste auch der vorhabende Bau von selbsten unterbleiben. Auf diese Art zerstreute sich die Gesellschaft, und die Geselligkeit erhielt einen herrlichen Vortheil.

Die Schrift zeigt uns nach dieser Geschichte nichts, als das Geschlechtregister der neuen Stifter der Königreiche. Es ist vermuthlich, daß viele merkwürdige Handlungen übergangen sind; denn die Schrift sollte keine allgemeine Welthistorie seyn. Bei Durchlesung derselben kan ich mich nicht erwehren, den patriarchalischen Lebenslauf unserer Voreltern vor und nach der Sündfluth, als das Muster der Lebensgeschichte der meisten Menschen auf der Welt anzusehen. Ich glaube, daß es manchem Prediger oder Schuldiener sauer werden müsse, wenn er der Leichenpredigt einen längern Lebenslauf, als diesen, anfügen soll: Die Verstorbene war 30. Jahr alt, und zeugte den und die, und lebte darnach 40. Jahr, und zeugte Söhne und Töchter, und starb. Ich halte diesen Lebenslauf für rühmlich; wenige vermeiden böse Handlungen, die ihre Geschichte schimpflich machen. Wenn es aber ein patriarchalisches Leben ist, nichts zu thun, als zu leben, Söhne und Töchter zu zeugen, und zu sterben: so wimmelt die ganze Welt von Patriarchen. Die Geselligen halten sich verpflichtet, durch rühmliche Handlungen ihren Lebenslauf zu erweitern.

Ich glaube wer Vernunft und Lebenskräfte fühlt,
Thut wohl, daß er sofort nach wahrem Lobe zielt,
Und lässet dermaleins auf seinem Grabstein lesen:
Daß er der Welt genuzt, und sie ihm hold gewesen:

Gedanken, über eine gewise Erde, ob selbige nicht der Englischen Füllerde gleich kommen möchte?

Es ist bekannt, daß die Feinigkeit der Englischen Tücher und Zeuge, vorderist der guten zarten Woll, und dann auch einer gewissen Erden, Füll- oder Vollerden, Terra de Fullon genannt, womit sie ermeldte Zeuge waschen und walken, zugeschrieben; Leztere aber deswegen, bei Leib- und Lebensstrafe, ausser Lands zu verführen nicht gestattet werde. Nun beglaubiget sich zwar der Verfasser dieses von selbsten, daß vielleicht in ganz Europa eine solche Erden, wie diese Englische Füllerde ist, nicht werde zu finden seyn: Gleichwohlen aber und da man die Schäze der Natur noch lange nicht alle entdekt

oder

oder untersuchet, ist er der Meinung, daß es nichts ohnmögliches seye, wie auch anderwärts eine dieser-wo nicht gar gleiche-doch vielleicht in etwas gleich kommende Erde zu finden, dabei aber noch das Mannœvre, oder wie eine solche Erden anzuwenden, ohnbewust seyn werde; anerwogen so viel das Erste betrift, ohnweit einem gewissen Closter inLand sich eine gewise Erden findet, die zu Waschung der Tücher und Zeuge, seinem Bedunken nach, recht wohltaugentlich seyn mag, und davon man auf Veranlassen einer gewisen höhern Instanz, einige wenige Anmerkung diesen Sammlungen, mit folgendem inseriren lassen wollen. Es dienet also zu wissen, daß sich bemeldte Erden auf einem Berg im Laubholz befinde, und fast ganz weis-aber dergestalten beschaffen seye, daß sie theils fett-und ohne Beimischung eines andern Minerals oder Cörpers, theils mit einem sogenannten zarten Silbersand, und zwar, wie man sonsten bei dem medicinischen Gebrauch redet, in starker und geringer Dosi, nach der verlangenden Wahl misciret oder durchschossen ist. Von dieser Erden glaubet demnach der Verfasser dieses, daß sie dem geringsten Gebrauch nach, schon erwehnter massen, in einer sogenannten Vollerden, allerdings taugen werde, massen er gefunden oder vielmehr die Prob machen lassen, daß sie zu wollen und leinenen Gezeug, wie Saiffen, gebrauchte, den Schmuz völlig heraus gezogen, anderwärts (wie nächstens ein mehreres davon gemeldet werden solle,) würklich zu Walk-und Waschung der Loden und Zeuge, ausser Lands unter der Hand abgeholt und gebraucht werde. Was aber das andere, nemlich das Mannœuvre damit betrift, ist er der Meinung, daß unsere Handwerksleute das Geheimnus eben noch nicht völlig besizen oder sich auch die Mühe geben wollen, selbige, wie in Engelland geschiehet, recht zu behaupten, folglich die Tücher und Zeuge, behörig damit zu purificiren, gestalten am Tag, annebens aber auch das übelste bei anderen wollenen Zeugen ist, daß sie so schlecht von dem Schmuz gereiniget seyn, meistens blatticht und schmozig ausfallen, und so mithin auch eines theils von denen Schaben oder Motten, leichtlich wieder durchlöchert, andern theils aber sodann die Farben in ihrer rechten Stärke und Schönheit nicht angebracht werden können. Gewis ein Fehler, der dem Commercio in diesem Stük noch einen zimlichen Stos giebet, welcher aber durch Fleis, Mühe und Geschiklichkeit, noch wohl gehoben werden könnte. Man glaubet, es habe die Natur oben angeführte Erden mit dem Silbersande und zwar secundum plus vel minus, nicht so bedächtlich durchzogen, wann solche nicht nach Beschaffenheit der Zeuge oder des Schmuzes darinnen, in dessen Wasch und Walkung adhibirt werden könnte oder solte. Allein man hat noch niemalen gesehen oder gehöret, daß die Handwerksleute disfalls eine sonderliche Wahl angestellt und nach denen Gruben gegangen, sie allemal behörig zu sortiren, und sofort jedes Theil abgesondert beiführen zu lassen; Dahero ein Hauptfehler sogleich in prima Concoctione gleichsam entstehen mus. Doch will man dieser Erden vorläufig nicht allzusehr das Wort reden. Man hat allein deswegen etwas davon dis Orts einverleiben lassen wollen, damit, wo jemand aus eigener Erfahrung oder sonsten von der Englischen Füllerde mehrere Nachricht hätte, selbiger es diesen Sammlungen in der Fortsezung, mit wenigem beliebig einverleiben lassen möchte, um befindenden Dingen nach, zum Nuzen des Publici, eine Comparaison zwischen dieser und jener anstellen, und sofort weitere Communication davon thun zu können, massen von dieser Erden zugleich vermuthet wird, sie möchte neben anderm Gebrauch zu Verfertigung des feinen Porcellains (wie ehedem auch zu Dresden gefunden, und sogleich ein Regale daraus gemacht worden,) tauglich seyn.

Erklärung über den sogenannten Schwefelregen.

Im Frühlinge findet man zuweilen nach dem Regen auf den Pfüzen und Teichen eine gelblichte staubichte Materie. Weil der Schwefel auch gelb aussiehet, so hält man sie für Schwefel; und weil es allemal zuvor geregnet hat, so sagt man, sie sey mit dem Regen herab gefallen. Dieses sind nicht etwa nur die Schlüsse des Pöbels, sondern auch vieler, die sich weise dünken. Es ist wahr, daß viel Schwefel, sonderlich in warmen Sommertagen, in der Luft schwebt. Aber dieser Schwefel ist so zart, daß er niemals als ein sichtbarer Staub erscheinet. Der Geruch und Geschmak dieser Materie hat auch nicht das geringste Kennzeichen des Schwefels. Sie mus also etwas anders seyn. Aber was ist sie denn? Man siehet zuweilen im Frühlinge grosse gelbe Staubwolken in der Luft ziehen, welche der gemeine Mann den Heerauch nennet. Dieser ist nichts anders, als der Staub aus den Tannen- Fichten- und Kieferblüthen. Dieses sind, wie viele andere Blüthen und Blumen, voll von solchem Staube. Bei der geringsten Bewegung des Windes siehet man ihn häufig herausstieben. Weil er sehr leicht ist, so führet ihn der Wind weiter in die Höh und oft weit von den Wäldern weg, aus welchen er kommt. Habe ich doch heuer im Sommer bei einem starken Wirbelwinde vor dem Thore auf dem Weg nach sieben Tischē dieses an dem Staube im Fahrwege, der doch schon sehr grob ist, gesehen. Der Wind drehete ihn erst lange über der Erde in einem Wirbel herum. Hernach führete er ihn immer höher und höher in die Luft; wo er so hoch und so weit, nicht anders, als eine zarte Wolke, fort zog, daß ich ihn, nachdem ich ihm eine gute Weile nachgesehen, endlich, wegen der weitern Entfernung, aus dem Gesichte verlohr. Wenn nun an dem Orte, wo solche Staubwolken aus den Blüthen gedachter Bäume ziehen, ein Regen fällt, so schlägt er diesen Staub mit zu Boden. Weil er sehr leicht ist, so bleibt er auf dem Wasser oben schwimmen; und da mus er sich Schwefel nennen lassen.

Gedanken vom Gesinde und von bösen Herrschafften.

Homo sum, & nihil humani a me
- - - alienum esse puto. Terenz.

Ich befande mich vor wenig Tagen in einer Gesellschaft, in welcher ich die einzige Person war, die noch unverheirathet war, und weder Familie noch Haushaltung hatte. In dergleichen Umständen mus man allemal mehrentheils die Rolle eines stummen Menschen spielen. Indessen da ich die Gabe zu reden und zuzuhören besize, so war ich auf alles aufmerksam, was gesprochen wurde. Nachdeme die gewöhnliche Wetter- Gesundheits- und Kriegsdiscourse geendigt waren: so erhub sich eine Unterredung von dem Gesinde, und die dauerte am längsten. Die Frauenspersonen insonderheit klagten sich einander ihre Noth, und eine jede wuste wer weis wie viel Böses von ihren Ehehalten zu erzehlen. Der allgemeine Ausspruch, daß man heut zu Tag kein gutes Gesinde mehr bekommen könnte, wurde wer weis wie offt wiederholt. Ich stellte bei diesem Gespräche meine eigene Betrachtung an. Ein Bedienter ist sowohl ein Mensch als ich, und vielleicht habe ich es zuerst dem blossen Glüke zu verdanken, daß ich kein Knecht geworden bin. Mich dünkt demnach, daß es dem Character einer edlen Geselligkeit nicht zuwider ist, wenn man seine allgemeine Menschenliebe auch bis aufs Gesinde erstrekt. Da ich also glaube, daß mir auch die Umstände des Gesindes, eben deswegen, weil es menschliche Umstände sind, angehen: so nahm ich in meinen Gedanken die Parthei aller Bedienten, wider ihre Herrschafften.

Ich

Ich erinnerte mich, daß die Klagen über böses Gesinde die allergewöhnlichsten Unterredungen sind; und ich dachte bei mir selbst, daß, wenn ich eine Unterredung der Bedienten anhören sollte, ich ohnfehlbar Klagen über böse Herrschaften hören würde. Noch den Tag hatte ich das Vergnügen, zu hören, daß ich mich in meiner Muthmassung nicht betrogen. Als ich die Gesellschaft verlies, und nach Hause gieng, sahe ich 2. Mädigens stehen, die sehr eifrig miteinander sprachen. Gleich nahm ich einen sehr langsamen Schritt, und da bekam ich Zeit genug, die Worte zu hören: Die Frau ist gar zu schlim; es ist kein Auskommen mit ihr; man kan ihr nichts recht machen. Ich konnte aufs richtigste muthmassen, daß diese beide Personen genug zu klagen haben würden.

Als ich auf meine Stube kam, so hatten die Gedanken vom bösen Gesinde mein Gemüth dergestalt eingenommen, daß ich mich gleich entschlos, dieses Blat in diesen Sammlungen auszuarbeiten. Ich will zwar das Gesinde durchaus nicht ganz vertheidigen, und ich gebe zu, daß die Herrschaften sehr oft Ursache haben, sich über die Bedienten höchlich zu beschweren. Allein, überhaupt davon zu reden, so sind die Klagen über böses Gesinde eben so gegründet, als die Klagen über böse Zeiten. Die meisten Herrschaften beklagen sich mit Unrecht über ihr Gesinde, und sie sind selbst schuld an ihrem bösen Gesinde, weil sie sich so ungesellig gegen dasselbe verhalten. Ich will eine Betrachtung über diese Sache anstellen, und sonderlich einige ungesellige Fehler der Herrschaften anmerken, weswegen sie unmöglich Gesinde haben können, worüber sie keine Klage zu führen Ursache finden solten.

Uberhaupt habe ich vielfältig bemerkt, das die alten Herrschaften mehr über böses Gesinde klagen, als die jüngern, und ich habe ofte die Worte gehört: Als ich noch jung war, da hatte ich gut Gesinde, nun ich alt bin, bedürfte ich dergleichen noch eher, es wird mir aber nicht mehr so gut. Wenn eine Frauensperson noch jung ist, so ist sie freundlich, gefällig, und übersiehet sehr leicht Kleinigkeiten. Das Alter macht natürlicher Weise murrisch, unfreundlich, strenge und eigensinnig. Alte Leute wollen alles nach ihrem Kopfe haben, und zwar so, wie es vor einem halben Jahrhundert gewesen ist. Da nun die Bedienten mehrentheils viel jünger sind, als daß sie Zeiten gemäs seyn solten, die schon vor ihrer Geburt vergangen sind: so ist es sehr schwer, daß alte Leute Bediente haben könten, mit denen sie durchaus vergnügt seyn solten. Alte Leute klagen ja über alles Gegenwärtige, und es wäre ein Wunder, wenn das Gesinde davon ausgenommen werden solte. In der Jugend ist es uns nicht verdrieslich, weitläuftige, genaue, und öftere Befehle zu ertheilen, und dadurch sezen wir die Bedienten in Stand, völlig zu wissen, was wir haben wollen. Alten Leuten wird es verdrieslich, den Mund aufzuthun. Sollen sie einen Befehl zum andernmal wiederholen, so schelten sie gewis zugleich; und ist es also kein wunder, wenn sie sich über das Gesinde beklagen? Allein, wo liegt die Schuld? mehrentheis und vornemlich in dem Alter der Herrschaft. Wenn ich also alte Leute über böses Gesinde klagen höre, so bin ich sehr geneigt die Parthei des leztern zu nehmen. Die Ehehalten sind gewöhnlicher Weise fremde Leute. Können sie also wohl verbunden werden, die Schwachheiten ihrer alten Herrschaften gedultig zu vertragen? Mich wundert es also nicht wann ein Bedienter bei einem alten Herrn schlimmer wird, als er seyn würde, wenn sein Herr nicht um seines Alters willen so vielen ungeselligen Schwachheiten unterworfen wäre.

Viele Herrschafften glauben, daß das Gesind weit zu viel unter sie erniedrigt sey, als daß sie nöthig hätten, die gesellige Tugend gegen dasselbe auszuüben. Theils Herren sind gegen ih-

re Bedienten hart und ungeschliffen, eigensinnig, unbarmherzig, unfreundlich. Es scheinet ihnen schimpflich zu seyn, mit bescheidenen Worten und freundlichen sanftmüthigen Minen dem Gesinde zuzureden, Befehle zu ertheilen, und seine Fehler und Vergebungen zu zeigen. Nichts ist natürlicher, als daß ein solches ungeselliges Betragen die Herrschaften veranlast, das Gesinde allezeit auf der schlimsten Seite zu betrachten, und gegen einen Fehler hundert Tugenden und gutes Verhalten nicht zu rechnen. Was halten wir von denen Leuten, die über den Mangel guter Freunde klagen? Ohne Zweifel sind sie selbst nicht freundschaftlich und gesellig genug. Gleichwie ein guter Freund gute Freunde macht, so machen auch gute Herrschaften gutes Gesinde. Die Klagen über böses Gesinde sind demnach so viele Vorwürfe, welche sich die Herrschaften in der That selbst machen, ob sie gleich Recht über Recht zu haben sich einbilden.

Es geschiehet vielmals, daß, wenn man die Klagen der Herren über die Bedienten untersucht, man findet, daß sie unmögliche Dinge verlangen. Der eine giebt seinem Diener nur seine Befehle halb, und er verlanget, daß er auch das thun soll, was er nur gedacht hat. Heist dieses nicht eben so viel, als verlangen, der Diener solle ein Herzenskündiger seyn? Wird ein Bedienter verschikt, so soll er eher wieder zurük kommen, als es menschlicher Weise möglich ist. Der unvernünftige Herr beklagt sich über die Langsamkeit seines Dieners. Oft weis eine Frau selbst nicht mehr, wie vielerlei sie ihrer Magd befohlen hat; und sie lermt entsezlich, daß ihre Magd nicht allgegenwärtig ist, und 8. Hände hat, damit sie alles verrichten könne, was ihre unsinnige Frau von ihr verlanget. Wenn manchmal dem Ehehalten eine Verrichtung unbestimmt aufgetragen wird, die er auf mehrere Art bewerkstelligen kan: so wird er auf eine unvernünftige Art deswegen gescholten, daß er nicht just die Sache so verrichtet, als sie der Herr selbst würde gethan haben. Ich würde kein Ende finden, wenn ich alles unvernünftige der Herrschaft von dieser Art anführen wollte. Möchten doch alle Herrschaften bedenken, daß kein Bedienter zu einer Sache verbunden werden könne, die unmöglich ist, und daß ein Herr sich in den Augen seiner Bedienten selbst lächerlich, verächtlich und verhast mache, wenn er unmögliche Dinge von ihm verlangt.

Oder wenn auch ein Herr noch so viel Menschenverstand besizt, daß er begreift, sein Diener könne zu keinen unmöglichen Dingen verbunden werden: so versiehet er es doch darinn, daß er zu schwere Dienste von ihm verlangt. Je schwerer eine Verrichtung ist, desto mehr versehen wir dabei, u. desto weniger können uns diese Versehen zugerechnet werden. Wenn ein Bedienter etwas einfältiger ist, oder einen schwächern Cörper hat, oder einmal nicht recht aufgeräumt ist, oder sich einmal nicht recht wohl befindet: so kan man von ihm vernünftiger Weise nicht so viel verlangen, als wenn er auf die entgegengesezte Art beschaffen ist. Allein, bedenken dieses wohl viele Herrschafften? Die meisten würden für Zorn rasen, wenn ihnen ihre Bedienten sagten: sie möchten heute mit ihnen ein wenig Gedult haben, sie wären nicht recht aufgeräumt, oder sie wären nicht recht munter. Der Herr nimmt sich die Freiheit, wenn er nur den Schnuppen hat, sich ins Bette zu legen, und der arme Bediente soll seine Dienste bei einem Schnupfen eben so vollkommen verrichten, als wenn zwischen der Nase eines Herrn und eines Bedienten ein wesentlicher Unterschied wäre. Der Herr und sein Diener reisen beide. Der lezte hat nothwendig mehr auszustehen als der erste, und er wird müder als sein Herr. Dem unerachtet soll er in der Herberge seinen Herrn so fertig und munter bedienen, als wenn er nicht gereist wäre. Die Frau im Hause verlangt von ihren Bedienten des Abends eben so

viel

viel Munterkeit, als des Morgens; und es ist abermals klar, daß ich tausend Fälle anführen könnte, da die Herrschaften so unvernünftig sind, und deswegen auf ihre Bedienten schelten, weil sie bei gar zu schweren Diensten nicht so gut sich verhalten, als bei leichtern.

Es ist eine ungesellige Unmenschlichkeit vieler Herrschaften, daß sie mit den menschlichen Schwachheiten ihrer Bedienten gar keine Gedult haben. Was kan manches Gesinde dafür, daß es nicht mehr Verstand bekommen hat? Aus was vor Ursachen geht man mit einem Bedienten barbarisch um, weil er einfältig ist, ein kurz Gedächtnis hat, und dergleichen? Ich mache einen billigen Unterschied unter Fehlern, die ein Bedienter verhüten kan, und unter denen, die er nicht verhüten kan um des Mangels seiner Kräfte willen. Diese lezten mus eine Herrschaft mit blossem Mitleiden betrachten. Wenn ich einen solchen Bedienten hätte, so würde ich ihm nach der eingeführten Gewohnheit den Dienst aufsagen, aber mit aller Freundlichkeit. So lange aber als ich ihn den Regeln der Gerechtigkeit nach behalten müste, würde ich ihn als eine Gelegenheit ansehen, meine Gedult, meine Sanftmuth, mein Mitleiden und meine Willfährigkeit zu üben, die Schwachheiten meines Nebenmenschens gehörig zu ertragen. Alsdenn würde ich ihn in Friede ziehen lassen, und mich sehr hüten, spöttische und bittere Klagen über einen Menschen zu führen, der nicht besser seyn kan, als ihn die Natur gemacht hat. Wenn man überhaupt bedenkt, wie unglüklich das Schikfaal der Bedienten überhaupt ist, und was für ein unendlich kleiner Theil der menschlichen Glükseeligkeit der Lohn ist, den das Gesinde bekommt, so wird man nicht verlangen, daß es ganz Engelrein und ohne Fehler seyn solle. Ich will einen Gedanken nur ganz kurz anführen, der mich allezeit geneigt macht, mit meinen Bedienten recht gesellig umzugehen. Wenn ich einen Bedienten halte, so kostet er mir, alles in allem gerechnet, jährlich ohngefehr 60. Thaler; auf einge Thaler mehr oder weniger komt es hier nicht an. Dieses ist also der Vortheil, den ich meinem Bedienten verschafe. Nun rechne ich zusammen, was er mir jährlich vor Vortheile verschaft. Täglich mus er wer weis wie viele Gänge thun. Hätte ich ihn nicht, so müste ich mir meine Schuhe selbst puzen; ich müste mir mein Essen kochen; ich müste mir über die Strasse alles selbst holen. Und wenn ich nur überhaupt rechne, so macht mich mein Bedienter viel vollkommener, als ich ihn mache. Ich bin ihm also mehr schuldig, als er mir schuldig ist. Rechne ich nun noch dazu, daß es mehrentheils blos von dem Glüke herrührt, daß ich nicht sein Bedienter bin; so macht mich diese Betrachtung vollkommen willfährig, mit allen seinen Schwachheiten Gedult zu tragen, und mich gegen ihn bei nahe als einen liebreichen Vatter zu verhalten.

Ich habe vielmals angemerkt, daß manche Herrschaften noch so leidlich gut sind, so lange das Gesinde gesund ist. Allein, so bald es krank wird, verhalten sie sich auf eine ganz unmenschliche Art gegen dasselbe. Das arme kranke Gesinde wird entweder, wenn ein kranker Hund, in einen Winkel geworffen, und es mus es für eine grosse Güte halten, wenn man alle vier und zwanzig Stunden einmal nachsieht, ob es nicht schon umgekommen ist; oder es wird wol gar gleich seiner Dienste entlassen, und seinem unglüklichen Schikfaal überlassen. Es mus sich zu seinen armen Eltern und Anverwanden begeben, und seine eigene Noth und die Noth seiner Anverwandten auf eine unverschuldete Art vermehren. Dieses Verhalten sehe ich als barbarisch an. Wenn ein Bedienter in meinem Dienste krank wird, so sehe ich dieses als ein Unglük an, welches ich zu

gleich mit ertragen mus; und mein menschliches Herz macht sich daraus eine Lust, Barmherzigkeit an Leuten auszuüben, deren ganzes Glük von der Gutherzigkeit anderer Leute abhanget.

Weil ich jezo meine Gedanken aufschreibe, wie sie mir nacheinander einfallen: so will ich noch zulezt ein Betragen mancher Herrschaften anführen, welches ich jederzeit verabscheuet habe, als eine himmelschreiende Ungerechtigkeit; wenn man nemlich allen Schaden, den die Bedienten verursachen, ihnen an ihrem Lohne abzieht. Es kan allerdings ofte gebilliget werden, wenn man dieses thut in Absicht auf einen solchen Schaden, den das Gesinde, aus einer offenbahr muthwilligen Bosheit, der Herrschaft verursacht. Allein, es ist ohnfehlbar der allerschändlichste Geiz, und eine verabscheuungswürdige Ungerechtigkeit und Niederträchtigkeit, wenn der arme Bediente alle Gefässe bezahlen mus, die er zerbricht. Ich müste in der That meinen Lesern unbegreiflich wenig Einsicht in die natürliche Billigkeit und grosmüthige Freigebigkeit zutrauen, wenn ich ihnen zeigen wolte, daß dieses Betragen geizig, filzig, niederträchtig, unbillig, und ofte höchst ungerecht sey.

Von Träumen, und deren Bedeutung in Ansehung des Temperaments, der Gesundheit und Krankheiten.

Es ist von Träumen bereits vieles geschrieben, und es hat insonderheit der gelehrte Herr Professor Stiebriz eine überaus gründliche Schrift davon denen Proben der zu Halle prüfenden Gesellschaft vor einigen Jahren mit einrüken lassen. Doch weil darinne nur hauptsächlich die Handlungen der Seele bei den Träumen beurtheilet werden: so hoffe ich nicht unrecht zu thun, wenn ich gegenwärtig auch die auf Seiten des Cörpers dabei vorgehende Veränderungen in kurze Erwegung ziehe, und dabei vornemlich untersuche: was wohl die verschiedenen Arten der Träume dem Cörper bedeuten? und ob sie von dem Zustande desselben, in Ansehung der Gesundheit oder Krankheit, etwas sicheres entdeken können? Es ist dergleichen Betrachtung vor einen Arzt so fruchtlos eben nicht; weil man allerdings bisweilen von den Träumen auf das Temperament eines Menschen, auf seine bevorstehende Krankheiten, oder die darauf zu hoffende Besserung einiger massen schlüssen kan; und man dürfte dahero nicht übel handeln, wenn man diejenigen Anzeigen, welche die Träume von der Beschaffenheit unsres Cörpers zu erkennen geben, bisweilen mit zu Hülfe nehme, und sie mit andern sonst gewöhnlichen Merkmahlen vereinigte; da zumal ein vorsichtiger Arzt nichts unterlassen mus, was zu genauer Kenntnis des menschlichen Leibes nur irgends beitragen kan. Hat doch bereits der älteste und beste Arzt, Hippocrates, von den Träumen geurtheilet, und aus deren verschiedenen Art den Zustand des Menschens in gesunden und Kranken Tagen zu entdeken gesuchet, wie sein uns hinterlassenes Buch de insomniis zur Gnüge ausweiset. Warum solte also nicht noch heute zu Tage dergleichen zu thun erlaubt seyn, wenn man anders vernünftig dabei verfährt, und nicht etwa auf unnüze Traumdeutungen verfällt?

Wenn ich aber zuförderst diejenigen Veränderungen, die im Cörper bei Träumen vorgehen, zeigen will, so seze ich diesen Grundsaz voraus: daß Leib und Seele in der genauesten Gemeinschaft stehen, und daß die Vorstellungen in der Seele mit den Bewegungen im Cörper, und diese hinwiederum mit jenen übereinstimmen; oder daß Seele und Leib in ihren Handlungen sich genau nach einander richten. Dieses geschieht bei wachen-

wachenden Leibe; wie solches auf Seiten der Seele die freiwilligen Handlungen und Gemüthsaffekten; auf Seiten des Cörpers aber die mit den Vorstellungen der Seele übereinkommende Veränderungen des Cörpers deutlich gnug zu erkennen geben. Daß aber dergleichen auch im Schlaffe geschehe, beweise ich also. Wenn der Mensche schläft: so bemerkt man, daß sich das Geblüte langsam und ruhig durchs Gehirne, und durch dessen gelinde aufgespannte Gefässe beweget; daher auch alle diejenigen Dinge den Schlaf zuwege bringen, welche zu einem langsamen Umlaufe desselben, und zu einer schwachen Spannung der Gefässe im Gehirne beitragen. Geschieht aber dieses: so erfolgt auch eine langsame Absonderung, und ein sparsamer Einflus der zarten Nervenfeuchtigkeit in die Gliedmassen der Sinnen: daher zugleich die ihnen bei wachenden Leibe eigene Spannung nachläst, und sie sich wie man zu sagen pflegt, schliessen, oder ihr Gebrauch einige Zeitlang aufhört. Da sich nun die Seele nach dem Zustande des Cörpers; besonders aber in ihren Empfindungen nach den Gliedmassen der Sinnen richtet; so ist nicht zu verwundern, daß sie sich hernach durch keine merkliche Handlungen mehr äussert, wenn ihr dieselben keine neue Materie zum Denken von aussen mehr vorstellen: weshalb man auch zu sagen pflegt, daß die Seele im Schlafe von ihren Handlungen ruhe.

Hieraus folget nun, daß je stärker, oder schwächer der jezt besagte Umlauf des Geblüts, und der Einflus des Nervensafts in die sinnlichen Gliedmassen ist; desto leiser, oder tiefer auch der Schlaf seyn müsse, und desto mehr oder weniger auch die Kräfte der Seele, die mit jezt erwehnten Veränderungen im Cörper harmoniren, sich äussern können. Woferne aber die Bewegung des Bluts durch das Gehirn nicht sattsam ruhig, und dessen zarte Fäserlein und Gefäsgen nicht sanfte gnug gespannet seyn: so kan weder der Schlaf sich recht natürlich einfinden; noch auch die Spannung der sinnlichen Gliedmassen gehörig nachlassen. Folglich kan eine auch nur geringe Berührung derselben eine Empfindung in der Seele erweken; und weil sie im Schlafe mit keinen ihr von aussen gegenwärtigen Dingen zu thun hat: so fällt sie, vermöge des Gesezes der Einbildungskraft, auf abwesende, welche ehemals etwas mit der Empfindung gemein gehabt haben, und verbindet solche auf verschiedene Art; woraus denn allerhand Träume entstehen.

Es ist also ein Traum in Ansehung des Cörpers ein solcher Zustand, da im Schlaffe die nicht sanfte gnug gespannten Hirngefässe, und die nicht sattsam geschlossnen Gliedmassen der Sinne der Seele Gelegenheit zu Empfindungen geben, die hernach die vorbeschriebene Einbildungen erregen. Und hieraus sieht man, warum die Träume von einer etwas unruhigen Circulation des Bluts durch den Kopf zeigen, und warum der Schlaf nicht recht sanfte und erquikend ist, wenn man träumet: weil wenn man Schlafen soll, eine ruhige Bewegung des Bluts durchs Gehirn, ein langsamer Einflus des Nervensafts in die sinnlichen Gliedmassen, und eine gelinde Spannung derselben erfordert wird; welches alles aber bei dem Träumen nicht ist.

Doch ich gehe näher zu meinem Zwek, und betrachte: ob, und wie die Träume sich nach den Temperamenten, und andern Verfassungen des Cörpers richten, und also von dem Zustande des Cörpers zeigen können. Ich verstehe aber unter dem Temperamente im medicinischen Verstande ein gewisses Verhältnis der festen und flüssigen Theile des Cörpers gegen einander, aus welchem eine gewisse Art der Geblütsbewegung entstehet, mit der hernach gewisse Empfindungen und Neigungen in der Seele über-

einstimmen; weil sich diese in ihren Handlungen nach dem Umlaufe des Geblüts, insonderheit aber durchs Gehirn, richtet. Es folgt also hieraus der richtige Schlus. Da die Empfindungen in der Seele so beschaffen sind, wie das Temperament zu seyn pflegt: so müssen auch die Träume, die sich auf gewisse Empfindungen in der Seele gründen, billig so geartet seyn, wie diese es zulassen; und man kan daher gewisser massen füglich aufs Temperament zurük schliessen. Weil aber die Beschaffenheit der Hirngefässe, und der Lauf des Bluts durch dieselben, bei dem einen Träumenden nicht so ist, wie bei dem andern: so sind auch die Vorstellungen unterschieden, und also mus die Seele bei einem viel andere Ideen im Schlafe hervör bringen, als bei dem andern, und folglich müssen auch verschiedene Träume erwachsen, wie dieses in dem folgenden durch Exempel gezeiget wird.

Jedermann sieht aber, indem ich behaupte, daß man von den Träumen aufs Temperament schlüssen könne, daß ich den Menschen, bei dem dieses gelten soll, als gesund ansehe, und von seinem natürlichen Zustande rede. Denn sonst kan ein Sanguineus, der das flüssigste Blut hat, allerdings in den Stand gesezet werden, daß er dikes Blut bekömt, und also solche Träume erfähret, die nur den melancholischen Leuten eigen sind; wiewohl er alsdenn eigentlich kein sanguineus mehr zu nennen ist.

Dieses jezt Angeführte findet man auch in der Erfahrung würklich gegründet. Denn da bei tiefsinnigen, oder melancholischen Leuten das Geblüte dike und schwer ist, und folglich auch im Gehirne einen tiefern Eindruk verursacht: so pflegen die Träume auch schwer, und traurig zu seyn; wie den dergleichen Personen gemeiniglich vom Tode, Begräbnis, Gespenstern, und allerhand traurigen oder gefährlichen Begebenheiten Träumen. Entsteht ein Traum bei denenjenigen, die ein richtiges Verhältnis der festen und flüssigen Theile gegen einander, und folglich: einen freien und ungehinderten Umlauf des Geblüts, wie die sangvinei haben, so handelt derselbe mehr von angenehmen und lustigen Begebenheiten, als von Music, Gastmalen, höflichen Gunstbezeigungen, Liebesgeschichten und dergleichen. Solche Personen, die vor andern stark gespannte Nerven, und ein hiziges Blut haben, wie die Cholerischen, Träumen hauptsächlich von unruhigen Dingen, als von Kriege, Kriegsgeschrei, von Schlangen, Stechen, Hauen, Feuer und so weiter. Wie man hingegen von denen, die viele wässerige Feuchtigkeiten im Geblüte führen, will angemerkt haben, daß ihnen im Traume allerlei Bilder von Wasser, Flüssen, Schiffarthen, und d. gl. vorkommen. Ja, da sich auch das Temperament mit den Jahren verändert: so sehen wir daher, warum bei verschiedenen Stufen des Alters auch verschiedene Träume entstehen.

Man erkennet also hieraus, wie uns die Betrachtung der Träume zu einiger Känntnis der Temperamente dienen könne, wenn wir nemlich fleissig Acht geben, von welchen Dingen ein Mensch bei gesunden Tagen ofte träumet, und diese Nachricht hernach mit andern Kennzeichen der Temperamente zusammen halten und überlegen. Nun könnte hier zwar eingewendet werden, daß die angeführten, und gewissen Temperamenten zugeschriebene Arten der Träume von der Seele hauptsächlich herzuleiten wären; weil diese z. E. bei einem melancholischen Menschen gröstentheils mit traurigen Vorstellungen am Tage über beschäftiget wäre, welche hernach im Traume wieder ausgewikelt würden. Ich gebe auch diesen Einwurf zum Theil gerne zu. Doch sehe ich dadurch meinen Saz keinesweges ganz aufgehoben: weil doch gewis ist, daß vermöge des sich die Seele auch in Hervorbringung der Träume nach dem Cörper, und insonderheit nach dem

dem Zustande des Gehirns richtet, auch überdem die Gemüthsbeschaffenheit selbst, sie sey nun traurig, oder aufgereimt, von dem Temperamente, oder der besondern Leibesmischung des Menschen herkommt. Ja man sieht es auch unter andern daher nicht undeutlich, wenn man erweget, daß der Cörper selbst zum Träumen öfters Gelegenheit gibt; indem es nicht selten geschieht, daß Leute die hungrig oder durstig seyn, von Essen und Trinken Träumen, oder daß es denen, die die Blase voller Urin haben, im Traume vorkömmt, als wenn sie das heimliche Gemach besuchten, und darüber wohl gar das Bette befeuchten: wohin auch das sogenannte Alpdrüken, und die bei vielen mit angenehmen Träumen verknüpften Saamenergiessungen, (pollutiones nocturnæ) gehören; weil man wahrnimmt, daß in jenem eine schwere Circulation des Bluts durch die Lunge; in diesen aber ein Ueberflus des Saamens zum Traume Anlas gibt. Es ist auch die Ursache davon leicht zu begreifen. Denn wenn in einem Theile des Cörpers eine Veränderung geschieht, und dieselbe bis zum Gehirn gebracht wird: so empfindet es die Seele; und da diese im Schlafe keine deutliche Vorstellungen formiren, noch die Ursachen solcher Veränderungen im Cörper einsehen kan: so verfällt sie auf diejenigen Bilder, welche sich zu dieser Empfindung schiken. Und was wollen wir endlich dazu sagen, wenn uns einige Schriftsteller versichern, daß die Aegiptier gewisse schlafmachende Dinge, und die Türken das opium in der Absicht gebrauchen, daß ihnen angenehme Dinge im Traume vorkommen sollen; gleichwie Lightfoot von denen Pharisäern erzehlet, daß sie öfters zu fasten gewohnet gewesen, damit sie angenehme Träume haben mögten. Muß man denn also nicht eingestehen, daß der Cörper selbst, und dessen besondere Verfassung zu gewissen Arten der Träume beitragen könne?

Damit man aber die Träume, die etwa von denen des Tages über beim Wachen vorgefallenen Dingen entstehen, desto besser von denenjenigen möge unterscheiden lernen, die von dem Temperamente bestimmet werden; so kommt es hauptsächlich darauf an, daß man nicht blos von einem einigen, sondern von oft wiederhohlten Träumen den Schlus aufs Temperament macht, und den Träumenden Acht geben läst, ob sich sein Traum von den ihm am Tage vorgekommenen Sachen anfange oder nicht. Ja da auch die Veränderung der Diät unsern natürlichen Zustand, und den Umlauf des Geblüts verändern kan: so würde man daher wohl thun, wenn man die Träume nur alsdenn aufs Temperament zöge, wenn keine Unordnung in der Diät begangen worden.

Hiernächst aber sehe ich auch kürzlich, was die Träume von bevorstehenden Krankheiten, und deren Ablauf zu erkennen geben. Jedermann wird mir einräumen, daß, wenn der Cörper zu Krankheiten geneigt ist, alsdenn eine Abweichung der natürlichen Lebensbewegungen von ihren ordentlichen Regeln geschehen müsse; oder, daß alsdenn eine Veränderung der Geblütsbewegung vorgehe, welche nothwendig auch im Haupte sich ereignet. Geschieht nun dieses: so wird davon der Schlaf entweder ausserordentlich tief, wie bei Schlafsüchtigen, oder aber leise und unruhig, da denn im lezten Falle gar leicht Träume hervor gebracht werden. Erfolgen aber diese: so sind sie nothwendig anders, als bei gesunden Tagen, und richten sich wie sonst, also auch jezo nach dem Cörper, der in einer ganz andern Verfassung stehet. Und dieserwegen mus man auch vielfältig daraus urtheilen können, in welchem Zustande sich der Cörper gegenwärtig befinde, und ob ihm etwa eine Krankheit bevorstehe, oder wie solche, wenn sie schon zugegen, beschaffen sey. Nur mus

man vorher versichert seyn, was der also Träumende vor ein Temperament hat, und zu welchen Träumen er Vermöge desselben geneigt ist. Denn so wird man bald inne werden, ob der Traum von natürlichen, oder widernatürlichen Ursachen herrühret, und nicht etwa auf eine Krankheit schlüssen, wo es nicht nöthig ist.

Was ich jezo behauptet habe, will ich nunmehro mit einigen Exempeln erläutern: Die, so ein Fieber, sonderlich aber ein hiziges bekommen wollen, oder vielmehr schon haben, pflegen gemeiniglich von solchen Dingen zu träumen, die von einer besondern Lebhaftigkeit zeigen, dergleichen ich oben den Cholerischen zugeeignet habe. Wenn nun ein dem Temperament nach melancholischer Mensch solche lebhafte Bilder im Traume ausserordentlich bekömmt, die in seiner natürlichen Verfassung eben nicht gegründet seyn: so kan man davon füglich auf eine stärkere Wallung des Bluts, oder auch wohl gar, wenn die übrigen Umstände es zulassen, auf ein bevorstehendes Fieber schlüssen: es wäre denn, daß besagte Veränderungen von andern Ursachen, als von hizigen Getränke, allzustarker Bewegung, und so weiter hergekommen wären. Cholerische Personen hingegen träumen zwar bei anwandelnder, oder schon gegenwärtiger Hize ebenfalls von dergleichen Dingen. Da aber ihre Vorstellungen davon jezo unweit stärker und heftiger sind, als sie vordem bei gesunden Zustande waren: so läst sich daraus nicht minder ihre Krankheit erkennen, und beurtheilen. Eben so habe ich auch angemerket, daß in krampfhaften Zusammenziehungen der Nerven es den Leuten im Traume vorgekommen ist, als wenn sie fielen, flögen, oder schnell wegkämen, und ihnen gleichsam selbst entrissen würden; welches sie auch äusserlich durch unvermuthetes Zusammenfahren und Zuken der Glieder zu erkennen gegeben haben. Weil sich nun nicht durch die Fieber mit einem Krampf anfangen; sondern auch derselbe insonderheit alsdenn zunimmt, wenn sie steigen, oder sich brechen wollen: so ist nicht zu verwundern, warum man aus diesen Inhalte der Träume insonderheit entdeken kan, daß jemand ein Fieber bekommen, oder daß sich dasselbe vermehren werde.

Nichtweniger pflegt es auch ein Zeichen der Vollblütigkeit zu seyn, und daß diese Krankheiten zuwege bringen werde, wenn man träumet, als wenn man eine grosse Last tragen müsse; oder in einem tiefen schwarzen Schlamme stäke, oder als wenn einem die Glieder gelähmet wären, und als ob man blutete: wie ich denn auch gehört habe, daß diejenigen, die zu häufigen Blutergiessungen geneigt sind, bald darauf wieder dieselben bekommen haben, wenn sie vorher geträumet, daß sie bluteten, oder verwundet wären. Denn es ist alsdenn eine Anzeige, daß das viele Blut an gewissen Orten schwer durchgehe, oder an die Theile, die zu Blutstürzungen geschikt sind, stärker hingetrieben werde, und daselbst Veränderungen verursache, welche bis zum Gehirne fortgepflanzet werden, und eine Empfindung erweken, die hernach zu solchen Träumen Anlas gibt, welche ihr gemäs sind. Endlich wenn gesunde oder würklich melancholische Leute, ohne anderweite Ursachen, von solchen Dingen zu Träumen anfangen, die eine grosse Gewalt anzeigen, oder sonst fürchterlich sind, als von Krieg, Zank, und allerhand Ungeheuer ꝛc. so mus man, wenn es oft geschieht, nicht ohne Grund in Sorgen stehen, daß eine Krankheit, oder bei diesen eine Raserei erfolgen werde; weil es ein Merkmal ist, daß der Umlauf des Geblüts durchs Gehirn heftiger und geschwinder wird, so wie er bei Fieberpatienten, oder bei rasenden zu seyn pflegt. Diese Erfahrung

hat

hat bereits Hippocrates angemerket; daher er in seinem Buche de insomniis spricht: fluviorum transitus, hostes armati, monstra difformia, morbum, aut in melancholicis furorem præsagiunt. Das ist: wenn man im Traume vorbei rauschende Wasser höret, bewaffnete Feinde und allerlei gräsliche oder ungeheure Dinge sieht; so bedeutet es Krankheiten, bei melancholischen Personen aber die Raserei.

In Krankheiten selbst aber pflegen diejenigen Träume auf eine Besserung zu deuten, die das Gegentheil von dem in sich fassen, was einem vorher nach Anlas der Krankheit geträumet hat. Also kan es zum Exempel von einer Besserung zeigen, wenn ein Kranker, statt der sonst im Traume gehabten heftigen Vorstellungen, wieder anfängt von gelassenen Dingen zu Träumen, und wenn ihm die vorher schwarzen und fürchterlichen Bilder, nun vielmehr in weisser und angenehmer Kleidung erscheinen: Doch müssen sich, wie billig, die andern Umstände auch dazu räumen. Denn eines Theils hat man gewissere Kennzeichen der Besserung, die man nothwendig mit zu Rathe ziehen mus; andern Theils aber würde man sich in seinem Urtheil sehr betrügen, wenn man die übrigen Nebenumstände vorbei lassen wollte: indem es gar leicht geschehen könnte, daß man etwa bei einem zur Ewigkeit bereiteten, und in der That gefährlichen Patienten, die ihm vom Prediger beigebrachten, und im Traume wieder erneuerten Vorstellungen vom seeligen Zustande des ewigen Lebens, und der liebreichen Aufnahme der Engel, vor einen auf die Genesung deutenden Traum hielte.

Sonst gibt Hippocrates unter andern folgendes Merkmal der Besserung an: terra aut domus si moveri videatur, sano quidem imbecillitatem, ægro vero sanitatem, statusque præsentis immutationem portendit. Er spricht: wenn man träumet, daß sich der Fusboden, oder das Haus beweget: so bedeutet es einem Gesunden Krankheit, einem Kranken aber Gesundheit; oder kurz zu sagen, eine Veränderung des gegenwärtigen Zustandes. Nun zweifle ich zwar nicht, daß dieser Ausspruch wahr sey. Doch hat er wohl mehr Erfahrung von nöthen, und läst sich einiger massen erklären, in so ferne nemlich das Wanken eine Vorstellung ist, die aus einer abwechselnden, oder sich verändernden Geblütsbewegung bei instehender Krankheit oder Besserung gar wohl hergeleitet werden kan.

Und so hätte ich denn kürzlich erwiesen, daß man die Träume allerdings mit als Kennzeichen annehmen könne, wenn man von der Menschen Temperament, Gesundheit oder Krankheiten urtheilen will; und wenn man mir schon einwenden wollte, daß sie nur unter die ungewissen Merkmale gehörten, aus denen man wenig nehmen könnte: so wird doch mein Beweis dadurch keinesweges aufgehoben. Denn 1) habe ich bereits hin und wieder erinnert, daß man sich alleine darauf nicht verlassen dürfe, sondern andere Zeichen mit zu Hülfe nehmen müsse, 2) so gibt es ja ausser den Träumen in der That sehr viele Anzeigen von dem Zustande des Menschen, die eben so ungewis seyn, wenn man sie alleine betrachtet. Da man sie nun dem ohnerachtet gelten läst, und auch vielmals daraus, wenn sie gegen andere gehalten werden, einen richtigen Schlus formiren kan: so sehe ich nicht ab, warum dieses nicht auch bei den Träumen statt finden solle. Freilich aber läugne ich nicht, daß man um mehrerer Gewisheit willen mehr Erfahrung davon anstellen müsse; weil man aber dieselbe noch zur Zeit nicht hat: so habe ich auch diese Lehre in ihren völligen Zusammenhange

hange nicht vortragen, oder gewisse Regeln davon geben können.

Von der Eselsmilch, und deren Gebrauch.

Es ist überhaupt in jeder Milch nicht nur eine nährende Kraft, sondern auch eine sonderbahre und ganz ungemeine Arznei verborgen: wie nährend sie sey, ist eine Sache, so jeden bewust. Das zweite aber betrefend, so weis man ja wie nichts die heftigsten Gifte besser bricht und zwingt als Milch. Daher wenn einer Gift bekommen, ihm dadurch am besten geholfen wird, und hat sie überdem grossen Nuzen in vielen Krankheiten. Nun ist zwar alle Milch als Küh- Schaaf- und Ziegenmilch gut; doch ist die Eselsmilch die kräftigste. In der Lungen und Schwindsucht, in langsamen und auszehrenden Fiebern, in langwürigen Husten, in Abnehmen von Scharbok, in Milz- und Mutterbeschwehrungen, in krampfhaften Zufällen, in Geschwüren der Eingeweide, und in andern Krankheiten, wo die Theile von einem scharfen Salze zernaget, ist die Eselsmilch, zu rechter Zeit, in gnugsamer Menge und mit gehöriger Verhaltung verordnet, was herrliches. Es hat aber bekannter massen alle Milch ein dreifaches Wesen, 1) den flüssigen Theil, oder die Molken, 2) das fette öhligte Wesen, welches oben auf stehenden Rahm zu sehen, und woraus man die Butter macht, 3) das grobe irrdische und schleimigte Wesen, woraus der Käse bereitet wird. Von diesen dreifachen Wesen nun rühret alle Kraft her: denn ist die Milch sehr dünne und wässrig, dienet sie zu befeuchten, verdünnen, abspielen und laxiren; ist sie schwer und hat viel käsicht und grob Wesen, verdikt und stopft und heilet was zurissen: ist aber viel buttrigtes und käsichtes darinn, so erweicht, lindert, klebt, und nähret sie. Demnach ist die Frauenmilch die süsseste und zarteste unter allen, hat viel fettigtes Wesen, gibt daher trefliche Nahrung und dienet der Menschlichen Natur am besten. Die Kühmilch ist etwas fetter, hat viel irrdisch Wesen, aber wenig Wasser, daher sie auch nicht so sehr abspület, doch desto mehr lindert, mässiget und nähret. Die Schaafmilch ist am diksten und hat viel irrdisch, käsicht, und schleimichtiges, spühlet also nicht sehr ab, ist aber treflich die verlezten und von scharfen Säften zerfresne Blutgefässe, und Flieswassergänge zuzuheilen. Die Ziegenmilch hat wenig Wasser, ist etwas dik, gibt wenig Butter, und besizet eine zusammenziehende Kraft, doch spühlet sie besser ab, als die von Kühen. Diese unterschiedliche Eigenschaften rühren nicht so wohl von den Futter als den verschiedenen Cörpern derer Thiere her. Denn wenn man gleich verschiedenen milchenden Thieren, zu einer Zeit einerlei Futter gibt, lassen sie doch nicht einerlei Milch. Die Eselsmilch endlich besonders betreffend ist sie vor andern sehr zart und wässrigt, daher sie sehr gut Verstopfungen zu heben, und die klebrichten Säfte zu verdünnen, und die scharfen Salze zu mässigen: ferner hat sie wenig käsichtes, und grobes Wesen, dringet also genauer durch die kleinen Adern und verdünnet besser, so dann ist selbst das darinn befindliche käsichte Wesen sehr zart, sie gerinnt auch mit sauren nicht so leicht als Kühmilch; ist also diese, weil nichts schädlicher als wenn die Milch im Magen gerinnet, zu Curen die beste: endlich ist sie überaus süsse, und übertrift darinn alle ausser der Frauenmilch, und kan man daraus einen köstlichen Zuker oder vielmehr ein dem Manna ähnliches Wesen leicht und in Menge verfertigen. Weil sie nun ein süsses Salz hat, bricht sie die Schärfe trefflich und öfnet den Leib. Demnach ist die Eselsmilch sehr gut in Schwindsucht, und Lugensucht, doch mus sie im Anfange, ehe die Geschwüre verhärtet, gebraucht werden, in Blutspeien, schwe-

ren

ren Othen hohlen, schleichenden Fiebern, in Brustseiter, in Chiragra, Podagra und Hüftweh, (man kan auch statt Eselsmilch, wo sie nicht zu haben, einige Tage nach einander Ziegenmilch trinken, vorher aber gelinde laxirende Dinge als Manna von den laxirenden Rosensirup, nebst absorbir-Pulvern nehmen, dabei aber mus alle andere Speis und Trank auf die Seite gesezt werden) Colic, Milzsucht und Mutterbeschwerung, Raserei und Melancholie, bösen Seuche und andern reisenden Bewegungen; in scorbutischen Zufällen, als Dörrsucht, reissenden und krampfhaften Schmerzen in den Gliedern, Zernagungen und Verschwürungen der äussern Theile; in allerhand schlimmen Geschwüren, und in Aussaz. Alten Leuten gibt sie die beste Nahrung, ja sie macht munter und schön. Man mus sich aber nach einer gesunden säugenden Eselin umsehen, die noch nicht sehr alt, sondern in ihren besten Jahren, weder zu fett, noch zu mager und in Mai Monat geworfen hat; diese mus nicht zu Hause gefüttert werden, sondern in Grünen herum lauffen und aus einem Flus saufen, weil dessen Wasser besser als Brunnenwasser; auch mus sie gleich den Pferden täglich gestriegelt werden. Auch mus man der Eselin solches Futter, welches sich zu jeder Krankheit am besten schikt, zu geben suchen. Die Cur kan zwar allezeit geschehen, doch im Frühling und Sommer am besten; das Milchfas mus in währenden Melken in heissem Wasser stehen, und von daraus so gleich in eine Flasche mit einem langen Halse gegossen, diese fest verstopfet, daß das ätherische Wesen nicht mit der Wärme verfliege, und hernach nach und nach laulicht ausgetrunken werden: die Zeit zu Trinken ist Vormittags am besten, auch mus man erst 4. bis 5. Stunden hernach essen; es kan auch wohl Nachmittags ohngefähr 4. Stunden nach der Mahlzeit, wenn die Verdauung geschehen, halb so viel als Morgens getrunken werden. Die Menge des Trinkens kommt auf die Umstände an, doch ist nicht leicht über 3. Pf. Apothekergewicht, so ein gemein Maas macht, zu nehmen. Wie lange man anhalten soll, mus man aus der Krankheitart und Hartnäkigkeit beurtheilen. Man kan, wenn es sich nicht gleich geben will und sich Hofnung zeigt, 2. bis 3. Monat auch wohl länger trinken. Doch mus man, ehe die Cur angefangen wird, auf den Magen sehen, ob er die Milch vertragen, bezwingen und wieder fortschaffen kan, daher der Unrath vorher durch laxiren, oder durch 1-2. Gran von tartaro emetico, so mit dem Laxirtrank von Maña vermischt worden, fortgeschaft werden mus. Ferner mus dahin gesehen werden, daß die Milch im Magen nicht gerinne, daher sind währender Cur mit der Milch einige irrdische und alkalische Dinge, welche die Säure niederschlagen, zu geben, nachgehends aber eine Magen- und Carminativessenz oder Salolatile oleosum darauf zu sezen. Wenn die Cur 6-8. Tage gewähret, mus darzwischen mit Manna einmal laxiret werden. Anfänglich mus man 3-4. Unzen trinken, und hernach immer höher steigen. Bei der Cur mus man sich in Essen und Trinken in Acht nehmen und dahin sehen, daß alles was man genieset dünne sey. Daher unverdauliche Speisen, Fleisch, das zu viel Nahrung gibt, was Blähungen verursacht, Sommerfrüchte und saure Sachen zu meiden: auch mus man sich alles Weins und Bieres enthalten, doch kan zu weilen ein mässiger Trunk Ungarischen oder sonst guten alten Weins nicht schaden. Ingleichen mus man kein gesäuert sondern weis Brod essen. Hergegen ist diese Cur nicht dienlich denen, die rohes Wesen im Magen haben, das Kopfschmerzen verursacht, wo hizige Fieber, und die Eingeweide im Unterleibe mit diken Geblüth angefüllet. Es mus auch bei den Milchtrinken der Magen weder zu kalt noch

mit Säure angefüllet seyn, noch zu viel Hize und Galle haben: auch mus man Niemand Milch geben, wenn er lange nicht zur Ader gelassen, die güldene Ader und monathliche Reinigung gehemmet, oder gar aufgehöret: Demnach mus man zuvor Ader lassen und der Unreinigkeit der Säfte durch dienliche Arznei abhelfen.

Von den Insecten, Seidenwürmer, und von der Verwandelung der Rauben in Schmetterlinge.

Der Seidenwurm, ein kostbarer Insect, so einen grossen Theil von den Reichthümern Italiens ausmachet, ist das allernüzlichste unter den Raupen, so vor den andern eine Stelle in diesen Blättern, und die Aufmerksamkeit des Lesers verdienet. Wir werden dermalen hievon ausführlich zu handeln Gelegenheit nehmen, zuvor aber ihren Lebenslauf kürzlich beschreiben: Die Verwandelung ist hier, was Wunderbar heist: Aus den Eiern der Schmetterlinge, oder Pavillions, oder wie man solche an andern Orten nennet, der Sommervögel, welche öfters 60. 100. und mehr sezen, kommen, vermittelst eines gewissen Grades der Wärme, kriechende Insecten von einer walzenförmigen Gestalt heraus; Ihr Cörper ist aus neun Ringen zusammengesezt, und sie haben unten 14. Füsse. Oben auf dem Rüken scheint eine Arterie durch die Haut, so sich von Zeit zu Zeit aufschelt, und die Stelle des Herzens vertritt. Auf jeder Seite haben sie neun Oefnungen, die in so viel Lungen hineingehen. Die Raube ist weiter nichts, als ein vermeinter Schmetterling, den viele Felle oder Häute bedeken. In der That braucht sie nichts weiters, um zum Schmetterlinge zu werden, als daß sie nach und nach diese Häute ablegt. Sie thut dieses gleich bald nach ihrer Geburt, und nachgehends häutet sie sich zum viertenmale, ohngefehr von sieben zu sieben Tagen, bei jeder Häutung aber sizt sie einige Zeit, ohne sich zu nähren und zu bewegen. Zwischen den Häutungen unterhält sie sich von Maulbeerblättern, und wächst immer so, daß ihr die äussere Haut zu enge wird; und das ist die Ursache, warum sie solche abgelegt. Einige Tage nach der vierten Häutung, nachdeme sie sich genug gesättiget hat, fängt sie an, ihre Arbeit anzutretten; nemlich zu spinnen. Aus solcher Arbeit entstehet ein eyförmiges Gespinsten, demselben kriegt das Insect wieder ein hinein, befreiet sich von seiner Haut, an der die vierzehn Füsse bleiben, und behält nichts, als das lezte Häutgen um sich, unter welcher Gestalt es eine Puppe genennet wird, und schon die Flügel, und den Anzug des Halses vom Schmetterlinge, etwas durchscheinen läst. Diese Puppe lebt, obwol ohne Speise und Bewegung, in diesem kostbaren Behältnisse, davon nachgehends die Seide abgewunden wird, die wir suchen. Indem endlich die Wärme der Luft sich vermehret, öfnet sie sich ihr Gefängnis, und geht unter der Gestalt eines Schmetterlings heraus. Die Flügel dienen ihm, um die Weibgen seiner Art aufzusuchen, mit welcher Beschäftigung er den ganzen Rest seines Lebens zubringt. Darauf legen die Weibgen die Eier, von denen wir anfänglich geredet haben, und das ist ohngefehr der Lebenslauf dieses Insects.

Demnach kein beseeltes Geschöpf in der Welt, welchem nicht die Fähigkeit, sein Glük, ein jedes nach seiner Art, zu befördern, angebohren wäre. Denn die gütige Hand des Schöpfers hat in alles, was lebet, einen natürlichen Trieb geleget, nicht nur sein Vergnügen zu befördern, sondern auch die Mittel desselben anzuwenden. Alle lebendige Geschöpffe sind mit diesem zur Erhaltung ihres Lebens und Geschlechts unentbehrlichen

Triebe

Triebe versehen: die Menschen insbesondere aber haben ausser demselben noch die Vernunft. Diese macht sie zu dem Genusse einer höhern Glükseeligkeit fähig; ob sie gleich, durch verkehrte Anwendung derselben, nicht selten sich unglükseeliger machen, als die Thiere sind, welche blos nach ihrem natürlichem Triebe leben. Indessen auf den Seidenwurm wieder zu kommen, so ist von dieser Art, wie versprochen, kürzlich dieses noch anzuführen, daß ihre Speise, wie Vielen bekannt seyn wird, aus Maulbeerblättern bestehet, welches das einzige Laub ist, das ihnen anstehet, dadurch aber auch diese Art Insecten kostbar werden, weilen in der That die Kosten hierzu beträchtlich sind. Ihr Hunger, und die Theurung der Blätter, steigen öfters so hoch, daß der Hauswirth diese Gäste zum Fenster hinauswerffen, und der gehoften Erbschaft, ihrer Seide, entsagen mus. Desto wichtiger ist es, das kurze Leben dieser Rauben zu verkürzen, und sie zur Arbeit und zum Entspinnen anzutreiben, weil sie nicht eher, als in ihrem lezten Augenblike nüzlich sind. Das Mittel, diesen Raupen das Leben zu verkürzen, ist, es ihnen angenehm zu machen; das ganze Geheimnis kommt darauf an, daß man sie warm hält. Man weis, daß man durch dieses Mittel viele Monate, ja ein Jahr ersparen kan, wie im Gegentheil die Kälte, nach Herrn Reamurs Bemerkungen, ihnen das Leben verlängert. Will man also, daß jede Raupe ihr Gespenste mache, so mus man sie vor grosse Kälte und vor grosser Wärme hüten. Darinnen bestehet das ganze Geheimnis, viel Seide in weniger Zeit und mit geringen Kosten zu erhalten. Ein Landmann, der von seiner Arbeit erhizt ist, vermag weder bekleidet, noch blos den Grad der Wärme und Kälte, wie er an sich selbst ist, und wie er für so zarte und ruhig liegende Insecten gehört, zu beurtheilen. Man hat daher zu sichern und richtigern Erfahrungen und einem genauern Maasse kommen müssen. Dieses ist das Thermometer, und man mus sich verwundern, daß so späte daran ist gedacht worden. Durch diese Beihülfe hat man befunden, daß es nöthig ist, die Raupen von der Zeit an, da sie ausgekrochen sind, bis zu ihrem Einspinnen bei nahe in einerlei Grad der Wärme zu erhalten. Die Raupen, so in dieser Wärme auskriechen, werden sehr schwarz seyn, nur sieben Tage von einer Häutung bis zur andern zubringen, und keine von vorerwehnten Krankheiten empfinden. Also wird der Vortheil von ihren Gespinsten so gros seyn, als möglich ist, und mehr als noch einmal so gros, als bei der gewöhnlichen Abwartung seyn. Ordentlich beträgt die Nuzung der Seidenwürmer zu Alais, wenn sie am grösten ist, höchstens 45. Pf. Seide auf eine Unze Saamen. Einige kommen bis auf 50. Pfund, aber die meisten erreichen nicht 40. Pfund. Jemand bei uns, der im ersten Jahre drei Unzen Saamen nach der gemeinen Art abgewartet, und nicht mehr als 135. Pfund Gespinste erhalten hatte, bekam nach dem Gebrauch des Thermometers 310. Pfund so 103. Pfund auf die Unze beträgt. Das zweite Jahr gaben ihm sechs Unzen 500. Pfund die sonst nur würden 270. gebracht haben. Das 3te Jahr brachten 5. Unzen 415. Pfund statt der sonst zu verhoffenden 225. Pf. u. s. w. Wenn man endlich alle diese Summen zusammen rechnet, und die Einkünfte bei der gemeinen Abwartung aufs höchste, nemlich 50. Pf. auf jede Unze sezt, so findet man, daß die neue Art doppelt so viel einträget. Und dabei haben wir noch voraus gesezt, daß auch ohne das Thermometer alles glüklich von statten geht, da doch viele Krankheiten ganze Zimmer voll Raupen aufräumen, welches wir in die vorige Rechnung nicht mit gezogen haben, und noch über dieses bei kalter Jahreszeit, so unnüze als beträchtliche Kosten auf das Maulbeerlaub gehen, die oft den Vortheil verzehren. Wenn man also alles so

gering als möglich rechnet und annimmt, daß in der Gegend um Alais ohngefehr eine Million und 200000. Pfund Seide alle Jahr vertrieben werden; so ist klar, daß die neue Art in 6. Jahren wenigstens eine Million Vortheil in weniger Zeit und mit geringern Unkosten verspricht. Uberlegt man, wie sich dieses durch die Menge der Gegenden, wo diese Handthierung getrieben wird, vervielfältiget, so wird leicht zu begreiffen seyn, wie viel Vortheil ein Land davon haben könne. Will man denen, so die Wissenschaften und freien Künste lieben, immer noch vorwerffen, daß ihr Fleis sich nur für die Neugier, und nie für den Nuzen beschäftiget?

So etwas Wunderbares und nüzliches nun dieses ist, eben so wunderbar kan die Verwandelung der Rauben in Schmetterlinge genannt werden: und noch wunderbarer ist die Art, auf welche sie sich zu ihren Verwandelungen vorbereiten. Es werden aber die Schmetterlinge oder Pavillions nicht sogleich unmittelbar aus Rauben, sondern zwischen dem Raupen- und Schmetterlingsstande ist noch ein mittlerer Stand. Nachdeme sie nemlich eine Raupe, als Raupe, drei- bis viermal gehäutet hat, so wirft sie auch endlich die Haut, welche ihr die Raubengestalt gibt, ab, und verwandelt sich in ein Ding, welches nicht weniger, als das Ansehen eines lebendigen Geschöpfes hat. Es ist eine harte, artig-gestaltete Hülse, die sie umgibt, welche man eine Pupe nennet; weil viele derselben die Gestalt eines Windelkindes haben. In diesem Zustande bleiben sie eine, zwo bis vier Wochen, ja drei, sechs bis zehen Monate, liegen, bis endlich aus dieser Verwandelungshülffe ein Papilion herauskömmt. Es sind eigentlich zwo Hauptarten der Schmetterlinge. Ein Theil derselben hat aufgerichtete, und ein Theil niedergelegte Flügel. Die erstern fliegen alle am Tage, die leztern gemeiniglich und meistens in der Nacht herum. Daher werden die erstern mit einem Namen, Tagvögel, und die leztern Nachtvögel genennet. Die Raupen, aus welchen die leztern werden, spinnen sich, wenn die Zeit ihrer Verwandelung in Puppen heran nahet, entweder ein: das heist, sie machen ein Gewebe um sich herum, indem sie erstlich als Puppen liegen, oder sie graben sich in die Erde. Der erstern ihre Raupen aber hangen sich alle im freien an Bäume, Kräuter, Blätter, Pfähle, Wände u. d. g., an. Zu dem Ende machen sie mit einem zarten Faden, welchen sie in einer kleinen Oefnung unter dem Maule herausspinnen, ein ganz kleines Gewebe, kehren sich hernach um, und hängen sich, weil es noch klebicht ist, mit einer Spize, welche sie über dem hintersten Paar Füsse oder dem Nachschieber, heraussteken: und welche schon ein Theil der künftigen Verwandelungshülse ist, mit einwärts in die Höhe gekrummten Kopffe, an. Auf eine von diesen beiden Arten machen sich alle Tagvögel zu der grossen Veränderung geschikt, welche mit ihnen vorgehen soll; gleich als ob sie wüsten, daß sie ausser dem diejenigen Bewegungen nicht würden machen können, welche bei ihrer Verwandelung in Puppen nöthig sind, und daß sie durch Wind, Wetter und Ungeziefer leicht in dem Stande ihrer äussersten Schwachheit an ihrer Verwandelung gehindert werden könnten. Die Nachtvögelraupen bereiteten sich auf eine ganz andere Art zu ihrer Verwandelung. Die meisten derselben bauen sich selbst ihr Begräbnis, und viele machen sich ein ordentliches Grab in der Erde. Beide legen sich also lebendig hin, und erwarten, wie es gänzlich scheinet, das Ende ihres Raupenstandes, nicht anders, als ob sie einen Begriff von der Pracht hätten, mit welcher sie nach einer kurzen Zeit ihrer Ruhe, gleichsam als neue Geschöpffe, erscheinen werden. Ein christlicher Redner könnte den Tod und die Auferstehung der Frommen

men mit nichts natürlichem vergleichen, als mit der Verwandelung der Raupen in Schmetterlinge, oder auch der Maden in Käfer, Fliegen, Wespen u. d. g. Der Tod ist den Frommen kein Tod, sondern nur ein Schlaf, eine Ruhe, nach den Beschwerlichkeiten der Welt, ein Augenblik, in welchem sie nur deswegen ohne Bewegung, ohne Empfindung und ohne Leben sind, damit sie hierauf desto herrlicher wieder erscheinen, in ein neues Leben und in eine neue Welt eingehen, und einer weit höhern Glükseeligkeit geniessen mögen. Was ist eine Raupe? Ein kriechender, blinder, verachteter Wurm, welchen, was ihn sieht, verfolgt, und mit seinem Glük und Leben nach Gefallen umgehet, so, daß eine Raupe unendlichen widrigen Zufällen ausgesezet ist, so lange sie mit furchtsamen Kriechen ihr kaum empfindbares Leben erhalten mus. Hat der Mensch in der Welt ein besseres Schiksaal? Eine Raupe bereitet sich mit der gröstен Sorgfalt und Emsigkeit zu dem Stande ihrer Ohnmacht, und erwartet mit Freuden das Ziel, das ihr GOtt und die Natur gesezet haben. Thut nicht ein Frommer desgleichen? Dieser Stand ihrer Ohnmacht währet nicht ewig, sondern versezt sie in den Zustand einer weit grössern Vollkommenheit. Sie erscheinet nunmehr als eines der schönsten Thiere; da sie vorher nur als auf und an der Erde schwach und langsam herum gekrochen; so ist sie nunmehr mit Flügeln versehen, vermittelst welcher sie sich hoch in die Luft schwingen und in einer Minute viel weiter kommen kan, als sie sonst in ganzen Tagen nicht würde gelanget seyn; da sie vorher blind gewesen, so ist sie nunmehro als ein Papilion mit hellen Augen versehen, und hat, anbei durch Hülffe derselben, viel tausend angenehme Empfindungen, von welchen sie zuvor nicht einer einzigen einmal fähig gewesen. Da sie sie endlich in ihrem Raupenstande sich mit der groben Kost der Blätter von den Pflanzen, welche noch keine recht zubereitete und edle Nahrung in sich enthalten; sondern nur zu andern Absichten, zur Erhaltung der Pflanzen und Hervorbringung der Blumen und Früchte vorhanden sind, gesättiget, so bedarf sie izo keiner Nahrung zu ihrem Wachsthume, sondern geniesset nur des vollkommensten Safts der Pflanzen, des süssen Nectars der Blumen, aus welchen die Bienen das Honig verfertigen, in geringer Menge zu ihrem Vergnügen, und befindet sich überhaupt in ihrem neuen Leben in so glükseeligen Umständen, daß sie in ihrem Raupenstande nicht einmal fähig war, sich dieselbe vorzustellen. In allem diesem erblike ich das vollkommenste Bild eines verstorbenen und auferstandenen Frommen. Der Fromme stirbt, damit er bald wieder leben möge; sein schwacher, irdischen Körper erscheinet in der Auferstehung in einem ganz andern Ansehen, prächtig, vollkommen und verkläret. Als ein sterblicher Mensch vor seinem Tode, war er mit Leib und Geist an die Erde gebunden; er konnte sich nicht zu dem unendlichen Heere der himmlischen Körper erheben, von deren kleinsten Theile er kaum einen Schatten gewahr wurde; sein Geist war mit lauter blos sinnlichen Gegenständen und mit Leidenschaften, als mit einer dichten Wolke, umgeben, welche kaum jemals denselben sich zu dem Throne der Wahrheit einen Schritt erheben lies: izo aber, nach seiner Auferstehung, schwingt sich sein Leib durch Millionen Welten, und übersiehet auf einmal mit seinen gestärkten und erhabenen Bliken die ganze Natur, von welcher er vorher kaum den Namen wuste, sein Geist aber erhebt sich noch weiter, und dringet bis an die unermeslichen Höhe einer göttlichen Erkänntnis. Vor seinem Tode war er in Erforschung der Wahrheit blind: nun aber dringet die Schärfe seiner Blike in den hellsten Glanz der Wahrheit. Sein Cörper ist verklärt, geistig, und von ganz anderer Natur

als vorher; daher empfindet er keine Begierde, durch grobe und schwere Speisen und Getränke, seinen Hunger und Durst zu stillen; die Kost grober und irrdischer Cörper, ist keine Kost für seinen himmlisch zubereiteten Leib; ihn vergnügen izo ganz andere Empfindungen, und er speiset sich mit unaussprechlichem Vergnügen, an einer unendlichen Reihe erhabner Vorstellungen der göttlichen Vollkommenheiten; eine Kost, welche sein irrdischer Körper weder geniessen noch begehren konnte. Mich dünkt, diese angestellte Vergleichung kan zu einem Exempel dienen, zu was für erbaulichen Gedanken die Betrachtung der Natur Gelegenheit geben kan. Man kan aus derselben noch mit dem grossen Haller, welcher Naturlehre und Moral, als ein Muster so wohl eines würdigen Dichters als Naturkündigers, auf das reizendeste und lehreichste verbindet, die wichtige Lehre ziehen;

Mach deinen Raupenstand, und einen Tropfen Zeit,
Den nicht zu deinem Zwek, die zur Ewigkeit.

Der Eifer, in welchem ich izo bin, heist mich noch eine Anmerkung machen: Diese hallerische Stelle, und sehr viele andere, zeigen, was für Vortheile ein Dichter in seiner Kunst dadurch erhält, wenn er die Natur eben so gut, als das menschliche Gemüth, kennet.

Ich will wieder zu meinen Nachtvögelraupen zurük kehren. Eine jede Art von diesem Raupengeschlechte, welche sich einspinnet, macht eine andere Art von Gespinnste, als die andere. Einige, als die weissen und schwarzflekigten Johannes- und Stachelbeerraupen, ziehen nur etliche weitläuftige Fäden, von einem Aestchen und Blatte zum andern, und hängen so frei schwebend darinne. Andere machen ein weitläuftiges, geschlossenes, enges, oder geraumes Gespinnst, und liegen mitten inne; als die braunhaarichte Grasraupe, die buntköpfigte, schädliche Garten- und Waldraupe, und andere. Manche machen ein so dichtes Gespinnst, wie das Papier, als z. E. die Ringelraupen. Viele machen ein doppeltes Gespinnst, nehmlich auswendig ein weitläuftiges, und inwendig ein enges, als ebenfalls die Ringelraupen. Manche durchwirken und bekleben ihre Gewebe so künstlich mit Gras, Holz, Rinde oder auch mit ihren eigenen Haaren, daß sie ihren Gräbern dadurch sowohl eine besondere Schönheit, als auch Festigkeit, verschaffen, als z. E. die meergrüne, gelbstreifige, einsame Raupe auf den Obstbäumen, die grosse Bärenraupe, u. a. m. Die Geschiklichkeit, mit welcher sie diese ihre Gespinnste verfertigen, ist überhaupt an sich zu bewundern, in einigen aber ist eine ganz besondere Kunst verborgen.

Die Absicht der Raupengespinnste, worinne sie sich verwandeln, ist leicht zu errathen. In der Zeit, da sie Puppen sind, befinden sie sich völlig ausser Stande, ihren Feinden und dem Wetter zu entgehen. Alles, was sie zu ihrer Vertheidigung thun können, besteht in einer Bewegung nach beiden Seiten, oder im Zirkel herum. Bei diesem ihrem Unvermögen haben sie nun einer Bedekung von allen Seiten unumgänglich nöthig; und hierzu verfertigen sie ihre Gespinnste. In diesen können sie die meisten widrigen Zufälle überwinden. Da sie nicht weniger, als Nässe, vertragen können; sie würden durch den Regen fast allezeit in ihrer Verwandlung gestöret werden, wenn sie nicht in ihren seidenen Häusern davor sicher wären. Andere Insecten, ja selbst andere Raupen würden ihnen nachstellen und sie auffressen.

Solcher Bedekungen haben die Tagevögelraupen, welche sich alle in freier

Luft

Luft anhängen, nicht nöthig; weil sie zu ihrer Verwandlung lange nicht so viel Zeit brauchen, als die Raupen der Nachtvögel. Ueberdieses so erfordert es die Natur der Tagevögelraupen, daß sie in freier Luft und an der Sonne hängen müssen, wenn ihre Verwandlung glüklich von statten gehen soll; da hingegen die Nachtvögelraupen zu eben diesem Endzweke der Entfernung von Sonne und Wärme unumgänglich nöthig haben.

Ein Theil der Nachtvögelraupen gräbt sich, wie ich schon gesagt habe, anstatt sich einzuspinnen, in die Erde ein. Die Hauptabsicht ist ebenfalls die Beschüzzung vor Wetter, Vögeln und Ungeziefer; die besondere Endursache dabei ist aber ohne Zweifel diese: daß sie noch mehr, als jene, vor Luft und Sonne verwahret seyn müssen. Das Vermögen zu spinnen ist denen Raupen nicht gegeben, und sie brauchen es auch nicht. Sie haben aber doch einer andern Verbergung nöthig; und diese lehret ihnen ihr natürlicher Trieb, sich zur Zeit ihrer Verwandlung in die Erde zu graben.

Wenn nun der Papilion in der Hülse seine Vollkommenheit erreichet hat, und diese durch Aufspringen ihm die Thüre aus seinem Sarge öfnet, so ist noch das Grab verschlossen. Bei denen, welche nur ein weitläuftiges, einfaches Gespinnst haben, ist keine Schwierigkeit, durch die weiten Oefnungen den Ausgang zu finden. Diejenigen Papilione aber, die ein enges, dichtes Gespinnst haben, lassen einen Tropffen eines Safts von sich, wodurch das Gespinnst weich wird, und sehr leicht nachgibt.

Bei den Papilionen, wie überhaupt bei den Insecten, ist ein merkwürdiger Umstand bei ihrem Eierlegen, das Wunderbarste. Die wenigsten Raupen fressen von allen Bäumen und Kräutern ohne Unterscheid. Viele Arten von Raupen fressen nur ein einziges Kraut, und viele nur etliche. Da nun die Jungen der Insecten ohne alle unmittelbare Vorsorge ihrer Eltern für ihr Leben sind; so ist es nöthig, daß die Raupen, sobald sie aus den Eiern hervorkommen, gleich die ihnen eigene Nahrung um sich haben, und gleichsam einen gedekten Tisch finden. Würde aber wohl dieses so seyn, wenn die Papilionen ihre Eier ohne Unterscheid überall hinlegten? Wovon würden Raupen, die nichts als Nesseln oder Gras fressen, ihren Hunger stillen, und ihr Leben erhalten, wenn ihr Papilion die Eier, woraus sie hervorgekrochen sind, auf eine Linde, oder Eiche gelegt hätte? Und wie würden diejenigen mit ihrem Schiksaal zufrieden seyn, welche sich unten auf den Erdboden verbannet sehen, da sie doch ihr Futter nirgends, als auf Fichten oder Buchen finden können? Ehe sie so entlegene Oerter ihrer Nahrung erreichten, würden sie, als kaum sichtbare kleine Würmchen, auf allen Schritten ihren Untergang finden. Der gütige Urheber der Natur hat auch für diese Würmchen gesorgt, und dem Untergang auch des kleinsten Theils der Natur, durch die weisesten Anstalten vorgebauet. Er hat den Schmetterlinge befohlen, ihre Eier dahin zu legen, wo die daraus kommenden Jungen sogleich ihre Nahrung finden. Der Pfauenauge, Tagpapilion, und andere Arten von dieser Gattung, legen ihre Eier an die grossen Nesseln, gerade, als ob sie wüsten, daß ihre künftigen Jungen nichts anders, als Nesseln fressen würden. Aus gleichen Ursachen klebt der grosse Nachtpapilion mit den blauen Pfauenaugen auf den Unterflügeln seine Eier an die Blätter auf den Gipfel der Linden, und der Schneeweisse, schwarzgesprengte Nachtpapilion, mit dem citrongelben Rüken, legt seine Eier an das Gras unten auf der Erde.

Wer hat nun die Schmetterlinge ei-

ne solche unentbehrliche Vorsorge für ihre Jungen gelehret? Woher wissen sie, was die Nahrung ihrer künftigen Jungen seyn wird, da die ihrige davon so sehr unterschieden ist? Die Menschen haben, bei aller ihrer Vernunft, Ursache, sich dieses Verfahren der Insecten, zum Beispiele der Vorsorge für ihre jungen Kinder, dienen zu lassen. Sie werden ihren Zwek, die Erhaltung der Kinder, viel sicherer erreichen, wenn sie so wie jene, der Natur folgen; wenn sie die zarten Körper der neugebohrnen Kinder mit dem speisen, was die Natur für sie bestimmet und darreichet; und nicht mit solcher Kost füllen, bei welcher sie mit jedem Schlunge das ärgste Gift zu sich nehmen müssen. Auch in der Wahl ihrer eigenen Kost, können erwachsene Menschen von den Raupen lernen. Es ist gewis, daß verschiedenen Menschen verschiedene Kost nur zuträglich ist. Wie wenige aber treffen auch nur die geringste Wahl in derselben? Können und sollen wir nicht durch dieselbe uns zu denjenigen guten Handlungen bestimmen, welche bei den Thieren blos der natürliche Trieb hervor bringt?

Ehe ich weiter gehe, mus ich noch des seltsamen Thieres, welches ein ungeflügelter Papilion war, gedenken, von welchem ich in dem ersten Theile meiner Gedanken erwähnet habe. Es sind nämlich bisher drei Arten von Raupen bekannt, davon nur die Männchen nach ihrer Verwandlung Flügel bekommen, die Weibchen aber nicht. Es ist merkwürdig, daß alle diese dreierlei Raupen bürstenförmige Büschel Haare auf dem Rüken, und forn und hinten Arten von Hörnern und Schwänzen haben, welche aus Haaren bestehen. Es gibt mehr Arten von Insecten, davon nur die Männchen, die Weibchen aber keine Flügel haben; z. E. die Baumläuse, welche der gemeine Mann den Mehlthau nennet. Da man an diesen Exempeln sieht, wie haushältig die Natur in Austheilung ihrer Gaben da ist, wo sie nicht angewendet werden: so möchte man sich bei nahe wundern, daß sie denjenigen gemächlichen und weichlichen Frauenzimmern Glieder und Vermögen, sich aus ihren Zimmern zu begeben, gegeben hat, welche selbige entweder niemals verlassen, weil ihnen das Essen, das Trinken und die Mannspersonen die Mühe ersparen, oder wenn sie sie verlassen, solches thun, ohne ihrer dazu bestimmten Gliedmassen sich zu bedienen? Ob nun gleich die gedachten ungeflügelten weiblichen Schmetterlinge nicht von ihrem Baume, oder Strauche, wo sie einmal sind, wegfliegen können: so haben sie doch würklich sehr kleine Spuren von Flügeln; welche man ihnen dahero in der That eigentlich nicht absprechen kan. Ausser ihrem Unvermögen zu fliegen sind sie auch sehr schwerleibig und schwach auf den Füssen, und können die Zeit ihres Lebens über kaum von einem Aste zum andern kriechen. Gleichwol haben sie als Schmetterlinge noch einige Nahrung nöthig, welche sie auf den Eichen und Birken, wo sich ihre Raupen gemeiniglich aufhalten, kaum antreffen. Aus dieser, dem Männchen zwar unbekannten Absicht aber nimmt dieses bei der Begattung das Weibchen an sich hangend mit sich fort, und verrichtet an seiner Geliebten zugleich das Amt eines Ehegattens und eines Sänftenträgers. Durch dieses Mittel werden auch die Eier dieser Thiere von einem Baume auf den andern gebracht; und wenn sie sich desselben nicht längst bedienet hätten, so würden in den ersten 200. Jahren nach der Schöpfung diese Thiergeschlechter, mit denjenigen Bäumen, auf welchen sich die Weibchen zuerst befunden, untergegangen seyn.

Ich mus noch einer allgemeinen Eigenschaft aller Schmetterlinge gedenken, wodurch sie die Vermischung ihrer Arten und die Entstehung neuer verhüten.

ten. So viel hunderterlei Schmetterlinge den Sommer über 8. Tag und Nacht untereinander auch herumschwärmen, so verirret sich doch niemals ein Männchen zu einem Weibchen, welches nicht von seiner Art ist. Es vermischt sich nicht nur kein Tagpapilion, mit einem Nachtpapilion, sondern auch die so sehr verschiedenen und mannigfaltigen Arten dieser beiden Hauptarten vermischen sich niemals mit einander: und so wenig von einer Art zuweilen in einer grossen Gegend anzutreffen sind, so, daß man oft kaum einen oder zween einen Sommer über sieht, so finden sie selbst sich doch gar bald zusammen, und fliegen bei hundert und abermal hundert andern Schmetterlingen vorbei, ehe sie das Ihrige antreffen.

Doch bald werden meine Leser glauben, es gibt nichts, als Schmetterlinge, unter den Insecten, weil ich mich so lange dabei aufgehalten habe. Aber nicht nur die Schmetterlinge, sondern alle Arten von Insecten, zeigen uns eine Menge wunderbarer Wirkungen ihres natürlichen Triebes. Ich will etwas von den Wespen gedenken. Ein Theil derselben hat seine Nester in leimenen Wänden, wo sie so regelmässige Löcher hinein zu graben wissen, daß ein Mensch sonderbarer Werkzeuge dazu benöthiget seyn würde. Eine Art derselben befestigt an diese Löcher noch sehr künstlich von Leim zusammengeklebte runde hohle, krumme Vorsäle, damit ihre Wohnung desto besser vor andern Insecten verwahret und verborgen sey. Von einigen Arten sind die künstlichen, dem Russe der Bienen ähnlichen Nester, welche man inwendig an den Dächern der Heuböden und Scheuren findet, jedermann bekañt. Eine gewisse schwarze und gelbe Wespe aber, welche, wegen ihres sakähnlichen Bauches, die Sakwespe benennet worden, beobachtet bei der Fortpflanzung ihres Geschlechts ganz besondere Regeln. Sie gräbt mit ihren dazu geschikten vördersten Füssen eine Höhle in die Erde, wie ein Hund, welcher nach einem Hamster gräbt. Sie beobachtet dabei alles dasjenige, was ein Mensch beobachtet, wenn er mit dazu gehörigen Werkzeugen eine Grube gräbt. Hierauf sucht sie eine Raupe von einer gewissen Art, beist sie in den Hals, daß sie halb, doch nicht ganz tod da liegt, und zwar sich regen, aber nicht davon laufen kan, auch noch etliche Tage lebt. Wenn die Wespe diese Raupe in das Loch gelegt hat, legt sie ein Ei auf die Raupe, geht alsdenn sogleich wieder heraus, und verbaut das Loch auswendig mit Spänchen oder Stükchen Erde. Wozu dienen alle diese Umstände? Kan die Wespe nicht ihr Ei auch an einen freien Ort legen, und es von der Sonne ausbrüten lassen, wie viele andere Insecten thun? Dieses wäre ihrer Natur zuwider. Die Ausbrütung ihrer Eier braucht keiner grossen Wärme, und diese würde sie im Freien vertroknen. Dawider dient nun das Loch. Die Raupe aber ist die Speise der Made, welche gar bald darauf aus dem Ei herauskriecht, und hernach zur Wespe wird. Diese Made kriecht allezeit da heraus, wo das Ei an der Raupe anliegt, und in die Raupe hinein, deren Saft, Eingeweide, und, wenn es nöthig ist, Haut, sie nach und nach verzehret. Die Wespe beiset die Raupe halb tod, damit sie ihr nicht davon laufen konnte: sie machte es aber so höflich, daß sie noch einige Tage leben konnte; und dieses deswegen, damit die Made bis zu ihrer Verwandlung frische Nahrung haben möge.

Bei den Feldgrillen, welche man im Sommer häufig in den Saaten schwirren höret, ist viel merkwürdiges zu betrachten; ich will aber nur etwas von ihrem Schwirren gedenken: Sie verrichten dieses, wie die Heuschreken, mit ihren Flügeln. Diese sind ihre Zunge, und das Schwirren derselben ist ihre Sprache.

Mit dieser schelten sie auf ihre Feinde, mit dieser schmeicheln sie ihren Schönen. Ihr Schwirren klingt anders, wenn sie zornig, und anders, wenn sie verliebt sind. Mann und Weib leben, wie bei den Spinnen, in einer beständigen Feindschaft, in einer Trennung von Tisch und Bette, und sie kommen nur zusammen, wenn sie den Grund zu ihrer Nachkommenschaft legen wollen. Wenn dem Männchen die Lust hierzu ankömmt, so fängt es an, in seiner verliebten Sprache zu reden. Das Weibchen, welches nicht so ehrbar und schamhaftig ist, als wie die Weibchen der Baumläuse, welche sich von ihrer Pflanze nie entfernen, sondern die Visiten von den geflügelten Männchen annehmen, höret dieses in seiner Wohnung, es eilet herzu, und überläst sich der stolzen Zärtlichkeit seines unbeständigen Liebhabers; und so bald die Würkung derselben vorbei ist, mus es seinen Abschied nehmen, wenn es nicht mit Zittern die Warnung seines gewesenen Gattens anhören will. Haben dieses die Feldgrillen von unsern treulosen Liebhabern, oder haben es diese von jenen gelernet?

Bei den Hummeln ist, in Ansehung der Ernährung ihrer Jungen, auch etwas besondres zu bemerken. Sie haben ihre Zellen, worinnen ihr Honig ist, in Höhlen unter der Erde. In dieselben legen sie ihre Eier, in jede eins. Einige Arten füllen sie mit Honig, und verschliessen sie alsdenn. Sobald nun das Junge auskriecht, findet es um und um Nahrung, und ist in seine Speise begraben. Diese ist ihm von seinen Aeltern so richtig zugetheilet worden, daß sie gerade so lange reicht, als es derselben nöthig hat. Denn so bald es mit dem Honige fertig ist, ist seine Verwandelungszeit da, und es frist also nicht mehr. Die Hummeln von einer andern Art, nemlich die kleinen gelbleibichten, thun kein Honig in die Zellen, sondern lassen es aus ihrem Honigsake durch den Honigstachel heraus auf die Runzeln ihrer jungen Maden fliessen. Diese erheben alsdenn ihre Runzeln von hinten hervor nach einander, und machen durch ihre Bewegung, daß das Honig von einer Runzel zur andern hervor, und ihnen von sich selbst in das Maul fliesset.

Wie nicht nur eine jede Pflanze ihr eigenes Insect überhaupt, sondern auch insbesondere ihre eigne Laus, so, wie auch jedes vierfüssige Thier, ernähret, so hat auch fast eine jede Art von einem gewissen Insecten geschlechte, dessen Weibchen über 5000. Jahre für einen unbelebten Cörper, für eine Excrescenz, gehalten, und nur seit etwan 50. Jahren, für ein Thier erkannt worden. Weil diese Insectenweibchen viel Aehnlichkeit mit den verschiedenen Arten von Galläpfeln haben, so hat man dieses Insectengeschlecht überhaupt Gallinsecten genennet. Wenn das Weibchen noch nicht zur Hälfte seiner Gröſſe gelanget ist, so sezt es sich an einem Blatte oder Aestchen, oder an der Rinde fest, wächst ordentlich an, und kömmt die ganze übrige Zeit seines Lebens nicht wieder vom Fleke. Das Männchen ist eine Fliege, und kehrt sich an die leblose Gestalt seiner Liebsten nicht. Es kennt sie, es sucht sie auf, und pflanzet, durch eine dazu vorhandene Oefnung, sein Geschlecht mit ihm fort, aus welcher Begattung in einer Art dieser Insecten 4000. Eier befruchtet werden; da doch die Fliege kaum wie ein Leinkorn gros ist. Wie sehr ist die gemächliche und eingezogne Aufführung dieser Weibchen von den unverschämten und geilen Ausschweifungen der Feldgrillenweibchen unterschieden! Die Männchen beider Arten kennen den Character ihrer Weiber gar wohl. Das eine erwartet sein Weibchen mit ruhigem Stolze, und das andere sucht es in seiner Einsamkeit mühsam auf.

Von den Spinnen, ja von allen Insecten

secten könnte ich noch unzählige Exempel ihres natürlichen Triebes erzehlen, wenn nicht zu diesem Vorhaben ein ganzes Buch erfordert würde. Durch die angeführten hoffe ich schon meine Absicht bei meinen Lesern erreichet zu haben. Ich will nunmehr einige Betrachtungen über die phisikalischen Ursachen dieser wunderbaren Eigenschaft der Insecten anstellen. Wenn man die jezt angeführten wunderbaren Handlungen der Insecten mit ansiehet, oder erzehlen höret, so geräth man, wenn man nicht gar eine Schlafmüze ist, natürlicher Weise auf die Frage, wie es möglich ist, daß diese Thiere, die keine Vernunft haben, so zwekmässig handeln, und die Menschen darinne weit übertreffen können? Man antwortet: Das macht ihr natürlicher Trieb.

Das Wesetnliche des natürlichen Triebes der Menschen und der Thiere ist einerlei. Da also die nächste Absicht des natürlichen Triebes bei den Menschen ihr Vergnügen ist: warum sollte sie eben dasselbige nicht auch bei den Thieren seyn? Ich will wieder bei den Raupen und Schmetterlinge anfangen. Die Raupen fressen gemeiniglich nur von einigen Kräutern, oder auch von einem einzigen. Ohne Zweifel sind alle andere Kräuter ein Gift für sie. Dieses wissen die Raupen nicht, und dennoch vermeiden sie selbige. Es werden also vielleicht für sie unangenehme Dünste aus allen diesen Kräutern ausdunsten, welches sie beständig von dem Genusse derselben abhalten wird. Ein Theil der Nachtvögelraupen macht ein Gespinst um sich, wenn die Zeit ihrer Verwandelung heran kömmt. Ich stelle mir folgende wirkende Ursache in ihnen davon vor: Wenn eine solche Raupe zu ihrer völligen Grösse gelanget ist, und die Zeit ihrer Verwandlung heran kömmt, so hat sich in dem dazu bestimmten Eingeweide so viel klebichter Saft, woraus sie ihre Faden spinnet, gesammlet, daß sie die Menge desselben drükt und ihr Schmerzen verursachet. Wenn nun bei dieser Menge des Safts etwas davon unter dem Maule aus der dazu vorhandenen Oefnung heraus dringt, so empfindet die Raupe einige Linderung ihrer Schmerzen, und fährt fort, diesen Saft in Gestalt eines Fadens heraus zu drüken und heraus zu ziehen. Da nun zu der Zeit beständig Faden unter ihrem Maule heraus gehen, so mus ihr unwissend um sich herum ein Gespinst von diesen Fäden entstehen. Bei manchen Raupen kan es seyn, daß der Schmerz nach und nach, und durch Zwischenräume kömmt, und stuffenweise zunimmt. Da wird es denn geschehen, daß sich die Raupe bei dem ersten Paroxismus nur etwas krümmen, und eigentlich nur mit ganzem Leibe nach allen Seiten wenden wird; woraus ein weitläuftiges und geraumes Gespinst entstehen mus. Kömmt hierauf ein stärkerer Paroxismus, so wird sie sich ängstlicher und häufiger krümmen, und sich nicht so weit ausstreken, und also ein dichteres und engeres Gespinst machen, und nun in 2. Hüllen eingeschlossen seyn. Kömmt noch ein Paroxismus, so wird das dritte und lezte Gespinst daraus entstehen. Daß das Spinnen der Raupen wohl nichts anders ist, als ein durch Schmerzen verursachtes Krümmen, welches entweder durch vermehrten Schmerz, oder, weil es die Raupen immer eifriger fortsezen, je mehr sie merken, daß es ihre Schmerzen lindert, immer stärker wird, dieses kan man unmittelbar aus der Wahrnehmung ihrer krümmenden Bewegungen schliessen, welche immer stärker werden, je näher sie zur Verwandlung kommen. Wenn die Raupe ihr Gespinst fertig hat, in welchem sie sich verwandeln soll, und ihr klebichter Saft alle ist, so fängt sie doch von neuem an, sich sehr heftig zu krümmen und zu schütteln; wodurch eben die Abwerfung ihrer Raupenhaut, welche durch das vorhergehende krümmen bereits loker gemacht wor-

den, und die Verwandlung in die Puppe, zuwege gebracht wird. Je mehr Saft und Schmerzen eine Raupe hat, je dichter und enger wird ihr Gespinst werden. Von den Tagvögelraupen gilt alles dieses ebenfalls mit gehöriger Veränderung in Ansehung ihres Gespinsts. Wenn die Nachtvögelraupen die Schmerzen empfinden, bei welchen und durch welche sie ihr Gespinst verfertigen, so kan es seyn, daß manche Arten dabei so ungeduldig und böse werden, daß sie, was ihnen vorkömmt, zerbeissen; wobei sie denn die abgebissenen Stükchen Rinde, Holz u. d. g. mit in das Gewebe einspinnen. Daß die langhaarichten Raupen ihre Haare mit in das Gewebe einspinnen, dieses kan nicht anders kommen, weil sich dieselben hinein verwirren, und, da sie bei alsdenn schlapper Haut loker werden, und von sich selbst beinahe ausfallen, darinnen hängen bleiben müssen.

Die Tagvögelraupen hängen sich mit dem Hintertheile an das gemachte kleine Gewebe an; ohne Zweifel, weil sie an diesem klebichten Wesen und Gespinste von sich selbst darinnen hängen bleiben müssen. Wenn nun ihre Haut immer lokerer wird, und sie den Gebrauch ihrer Füsse nicht mehr haben, so gehen sie von der Fläche, worauf sie sizen, ab, und die Raupen hängen nur also noch am Nachschieber. Sie biegen alsdenn den Kopf einwärts in die Höhe; vielleicht, weil die sich zusammenziehende Haut ihn in die Höhe zieht, oder sie in dieser Stellung Linderung ihrer Verwandlungsschmerzen verspüren. Diejenigen Tagvögelraupen, welche quer um den Leib herum einen Faden ziehen, thun dieses, nach dem, was ich angenommen habe, darum, weil sie solche Schmerzen empfinden, zu deren Linderung sie sich, wie die Hipochondristen und Colikisten, nach den Seiten krümmen müssen.

Ein Theil der Nachtvögelraupen gräbt sich vor ihrer Verwandlung in die Erde. Diese haben keinen Saft zum Spinnen, und dieser kan ihnen also keine Schmerzen verursachen. Daß sie aber doch kurz vor ihrer Verwandlung Schmerzen empfinden müssen, das ist gewis zu vermuthen, wenn man bedenket, daß die Verwandlung ohne innerliche heftige Bewegungen, welche Schmerz und Hize verursachen, nicht vor sich gehen kan. Man siehet auch die Raupen, wenn sie sich bald in die Erde graben wollen, recht unruhig und ängstlich herum lauffen; nicht anders, als wie die Menschen thun, wenn sie heftige Zahnschmerzen haben. Bei dieser schmerzhaften Unruhe nun fangen sie an, vor Ungedult den Kopf in die Erde zu steken, und eine Eke hinein zu kriechen. Wenn sie nun in der kühlen Erde, (denn wo sie hinein kriechen, ist sie allemal feucht, und also sehr kühl,) einige Linderung ihrer Hize und also auch ihrer Schmerzen merken, so fahren sie fort, sich tiefer und endlich ganz hinein zu graben. Wenn sie nicht mehr nöthig erachten, sich tiefer zu graben, so hören sie auf, und vergnügen sich daran, daß sie mit ihrem Leibe, so viel möglich, die kühle Erde berühren und sich abkühlen; wobei sie denn Bewegungen in die Runde und nach den Seiten machen, woraus nothwendig eine Höhle entstehet. Und so hat sich die Raupe einen für ihren künftigen Zustand unentbehrlichen Aufenthalt zubereitet, indem sie nur ihr gegenwärtiges Vergnügen zu befördern beschäfftiget gewesen ist.

Die Insecten überhaupt, und besonders die Schmetterlinge, haben auf ihrer Haut eine sehr starke Empfindung, so, daß sie alle Bewegungen der Luft und alle Ausdünstungen auf das deutlichste empfinden und unterscheiden können. Eine Raupe merkt es, wenn man sich ihr mit dem Finger nähret, weil sie sich zurük und nach der Seite wendet. Und doch ist sie blind. Sie mus also die durch den Finger verursachte Bewegung der Luft empfinden. Ein Schmetterling fliegt nicht

fort,

fort, wenn ihn der blosse Wind anwehet: er thut es aber, wenn er eine durch einen ihm nachstellenden Feind verursachte Bewegung in der Luft merket. Diese und unzählige andere Erfahrungen haben schon längst bestätiget, was ich jezo gesagt habe. Unter den vielen Ausdünstungen, die die Schmettterlinge empfinden, sind wahrscheinlicher Weise einige, welche sie gern leiden können. Und diejenigen Pflanzen also, aus welchen dieselben ausdünsten, werden sie sich gern aufhalten, und sich an sie sezen, wenn sie nicht Saft aus den Blumen saugen und ruhen wollen.

Das Schwirren der Feldgrillen macht die zurük und an einander reibende Bewegung ihrer Flügel. Die Feldgrille mag verliebt oder zornig seyn, so empfindet sie eine heftige Bewegung in sich. Diese kan so stark seyn, daß die Flügelmuskeln dadurch in Bewegung gerathen, und dieses Zittern der Flügel verursachen. Eine andere Bewegung aber wird die Liebe, und eine andere der Zorn hervorbringen; welches auch bei uns Menschen die Erfahrung lehret. Daraus aber wird auch die verschiedene Sprache des Zorns und der Liebe bei diesem Insecte entstehen.

Die ordentliche Wohnung der Werle ist unter der Erde. Jeden Schritt also, den sie thut, mus sie sich vorher bähnen. Alle Wege, die sie sich bähnet, bleiben hohle Gänge. Einige von denselben können gar leicht in einen Zirkel herum gehen, und durch das viele Herumgehen wird die Erde, welche der runde Gang umgibt, einige Festigkeit erlangen, und zu einem besondern Erdenklosse werden. Durch denselben wollen sie zwar auch einen Gang graben, können aber, wegen seiner Festigkeit, nicht durchdringen, drehen sich also nach allen Seiten in selbigem herum, woraus die runde Höle entstehet, in welche sie ihre Eier legen. Die Grösse der Honigzellen bei den Hummeln scheinet, wie die Grösse der Spinnengewebe von der Grösse der Hummeln herzurühren. Sie thun so viel Honig in dieselben, als darinne Raum hat. Daß aber die jungen Hummeln, als Maden, gerade so viel bis zu ihrer Verwandelung gebrauchen, dieses scheinet von der Einrichtung des Schöpfers unmittelbar herzurühren. Andere Arten von Hummeln thun ihr Honig auf die Jungen; vielleicht, weil sie sich bei dem Affecte, welchen sie gegen dieselben haben, vergessen, und ihn nicht an sich halten, so, wie die Bienen, wenn man sie an den Flügeln hält, vor Zorn den Honig von sich lassen. Die Hummelmaden wälzen ihn alsdenn durch die ihnen natürliche Bewegung zum Maule. Die Motten bauen ihre Häuser ohne Zweifel, indem sie ein Vergnügen daran finden, die Materien, woraus sie bestehen, zu zerbeissen, und sich darinne herum zu wälzen. Die Männchen der Gallinsecten treibt ohne Zweifel eben die Ursache, welche ich bei den Schmetterlingen angegeben habe, an, ihre eigene, und nicht andere Weibchen aufzusuchen.

Wir wollen es nun hier beschliessen, und weisen den Leser auf den 1sten Theile, pag. 236. wo wir nicht allein das Merkwürdige von den Heuschreken- und Raubenfras, sondern auch diejenige Mittel angezeigt haben, wie die Insecten, sonderheitlich die Schmetterlinge und Rauben, als ein denen Gärten und Feldfrüchten sehr schädliches Ungeziefer, wodurch öfters bei Menschen und Vieh allerhand Seuchen entstehen, einigermassen zu vertilgen seynd?

Der Gärtner und der Schmetterling.

Ach gönne mir das Glük, mein Leben frei zu enden;
So bat ein Schmetterling in seines Fängers Händen.

Noch wenig Tage sind zu fliegen mir erlaubt,
Was hilft die Grausamkeit, die mir auch dieses raubt?
Du weist, der Blumen Schmuk wird nicht durch mich verehret,
Ein unvermister Saft ist alles, was mich nähret.
Dein Flehen bringt mich nicht zu unbedachter Huld,
Sagt ihm der Gärtner drauf. Stirb jezt für alte Schuld.
Wollt ich der Raupe That dem Schmetterling vergeben,
So wird sie hundertfach* in deinen Jungen leben.
Auch bei der Bess'rung Schein verlangt des Bösen Tod,
Der Frevel, den er that, und mehr noch, den er droht.

* Vielleicht ist es nicht unnüze, zu erinnern, daß man dieses keinesweges für eine poetische Vergrösserung, sondern gegentheils für einen Ausdruk der eher noch zu wenig sagt, anzunehmen hat. Herr Lionet erzehlet eine einzige Erfahrung von einem Schmetterlinge, der ohngefehr 350. Eier geleget, aus denen allen junge Raupen gekrochen.

Von Gesundheitsreisen.

Davon haben die Alten schon viel gewust, daß, wenn sie etwa krank gewesen, sich an andere Oerter begeben: ja sie stellten auch dergleichen zur Präservation an. Es haben aber die Reisen zuförderst erstlich dadurch ihren Nuzen, daß das Gemüthe durch die vielfältig vorfallende Veränderungen von seinen täglichen Sorgen befreiet wird: ferner geben selbige allerhand Vergnüglichkeiten und Ergözungen an die Hand: so dann ist es nüzlich wegen der freien Luft, so man geniesset. Hernach so trift man oftmals auf Reisen die gesundesten und schönsten Wasser an, und besonders endlich dienet selbiges auch wegen der anhaltenden Bewegung. Gesunde Oerter sind vornemlich diese Gegenden 1) die bergicht oder hochliegen, und wo ein Ort gegen Nord- und West frei, 2) wo eine temperirte Luft, so weder zu feucht, noch zu hizig, noch zu unerträglich kalt und 3) wo keine beständige Nebel oder düstere Wolken, in der Nähe stehende Wasser, Moräste oder solche Gegenden, durch deren beständige Ausdünstung die Luft unrein wird, als schweflichte, und wo Bergwerke, und endlich solche, wo keine Handthierungen, davon die Luft und Wasser viel fremde Theile annehmen, als Flachs- und Hanfrösten, Leder bereiten, Hütten-Arbeiten, Töpfer, Theer und Kohlen brennen und dergleichen, doch müssen die bergichten Gegenden keine Unbequemlichkeit von gar zu grosser Kälte, heftigen Winden und üblen Wassern haben. Und ist überhaupt mehrentheils die Luft auf dem Lande gesünder als in den Städten: Es ist demnach wie überhaupt als besonders das Reisen dienlich, wo die Leibeskräfte abzunehmen scheinen, und eine Krankheit sich anspinnen will, in angehender Schwindsucht, in Austheilung alter und schlimmer Schäden, in Haupt- und Nerven-Krankheiten, als fallenden Sucht, Schwindel, melancholischen Schwermüthigkeit, Raserei und mehr dergleichen; gegen alle langwierige Krankheiten als malum hypochondriacum, Wassersucht, Fieber, Scorbut. Ferner ist das Reisen gut gegen allerhand Unreinigkeiten der Haut, gegen anstekende Krankheiten, als allerhand Fieber und sonderlich die mit Ausfahren an der Haut verknüpft, als Poken, Masern, Flekfieber, rothe Ruhr und Pest. Man mus aber auch, wenn man reisen will, folgende Regeln in Obacht nehmen, wenn man von den Reisen Nuzen haben will. Also mus man erstlich so wohl die Beschaffenheit des Orts, wo man sich aufhält, als auch dessen, wo man hin will, genau wissen, wer also in feuchter und mehrentheils trüber und kalter Luft lebet, mus nach einer heitern und troknen

reisen

reisen. 2) Mus man auf die Leibes-Constitution sehen: Wer also hager und ausgezehrt, öftere Kopfschmerzen und unnatürliche Hize hat, mus gemässigt feuchte und warme Luft nicht aber hizige suchen; hingegen wer fett und blutreich, Leute die bei Jahren und schwache Nerven haben, die zu Schlagflüssen und Lähmung geneigt, die Heisrigkeit, Husten und rauhe Hälse haben, und an der Lunge nicht recht verwahret, müssen kalte und zumal den Nordwinden freigelegene Oerter meiden. 3) Mus man auf die Gewohnheit und vorige Lebensart sehen, darum zärtliche Personen, und die ein schwammicht weich Fleisch haben, bei einer zärtlichen Lebensart in Ansehung der Diät erzogen, nicht in solche Gegenden, wo dike, schwere und unreine Luft auch härte Speisen und Getränke gewöhnlich, kommen. Wer aber sich an eine härtere Lebensart gewöhnt, mus beobachten nur daß er genugsame Feuchtigkeit von dünnen Getränke in den Leib bringe, und sich fleissig bewege. Sanguinische und sehr cholerische Leute, die schon in einem hizigen Lande leben, müssen nicht in ein noch hizigers, wo zumahl starke Weine gebräuchlich, gehen. 4) Wer eine lange Reise antreten will und vollblütig ist, mus Ader lassen und den Leib durch gelinde Mittel einigemal reinigen, besonders wo man diese Stüke sonst gewohnt. 5) Mus man in Ansehung der Witterung und Jahrszeit behutsam verfahren. Die gröste Kälte und Hize taugt zu reisen nicht; Wer bei warmen Tagen reiset, mus sich für die einbrechende Kälte bewahren, ingleichen mus man sich, wenn plözlich Regen oder Wind nach vorhergehender Hize entstehet, nach Möglichkeit der freien Luft entziehen. 6) Mus man sich recht Zeit nehmen um auszuruhen. An dem Tage, da man stille liegt, soll man sonderlich zum Schlafe Zeit genug nehmen; dem Leibe an übriger Pflege nichts ermangeln lassen. Jedoch wenn man weiter reisen will, ist der Leib nicht mit vielen Essen und Trinken zu füllen. 7) Mus man auf der Reise, weil verschiedentlich Essen und Trinken zu gebrauchen, Acht auf sich selber haben, wie es mit Appetit, Verdauung und Stuhlgang beschaffen. Es ist gut seinen eigenen Wein, eine gute balsamische Magenessenz oder gut Sal volatile oleosum, auch gegen die Verhärtung des Leibes Arzeneien bei sich haben. Weil man auch nicht allemal ungesunde Oerter vermeiden kan, so mus man sich doch daselbst so wenig als möglich aufhalten und am allerwenigsten daselbst schlafen, müste man aber doch in solcher Gegend Quartier nehmen, so hüte man sich kein solches Zimmer zu beziehen, worauf die Luft aus der ungesunden Gegend gerade zuziehet. Ja müste man gar auf dem Felde zur Nacht bleiben, ist nöthig die ganze Zeit ein zimlich stark brennend Feuer zu halten. Da man auch nicht allemal lange Reisen thun kan, so ist doch rathsam sich zuweilen aus der Stadt auf das Land zu begeben: welches insonderheit Leuten, die ihrer Verrichtungen wegen immer zu Hause steken müssen, und Studierenden, dienlich.

Der Geizhals.

Einen groben Geizigen nennet man einen Geizhals. Vermuthlich kommt dieses Wort von dem gierigen Federvieh, welches alles mit heisser Begierde hinunter schluket, und nicht zu ersättigen scheinet, wenn es auch gleich den Kropf schon angefüllet hat. Ein Geizhals mus nothwendig reich seyn, sonst schikt sich diese Benennung nicht für ihn.

Die Begierde zu haben, und dasjenige, was man hat, zu vermehren, ist ein allgemeiner menschlicher Affect, der an und für sich selbst sowohl gut als bös seyn kan. Alle Menschen, nur die liederlichen Verschwender ausgenommen,

suchen etwas vor sich zu bringen. Wann nun dieses auf eine anständige Weise, und durch erlaubte Mittel geschiehet, so ist diese Neigung etwas gutes.

Ein Geiziger liebt das Geld, um reich zu seyn, und ein vernünftiger um es zu geniessen. Ohne diesen Genus hat das Geld keinen Werth. Es ist demnach die gröste Thorheit, viele Güter zusammen bringen, und sie nur armseelig für andere zu verwahren. Dieses ist eigentlich Geiz. Die Heil. Schrift nennet ihn die Wurzel alles Uebels, weil daraus die gröste Laster und Unordnungen entspringen.

Es ist keine Sünde, zu welcher ein Geiziger nicht könnte gebracht werden: und es ist schier kein Verderben in der Welt, welches er nicht anstiftet.

Die grösten Geizhälse sind, in einem gewissen Sinn, theils grossen Herren. Ihre Begierde immer noch mehr zu haben, ist nicht zu ersättigen: Sie machen sich sogar einen Ruhm daraus, Städte und Länder wegzunehmen, und das ganze menschliche Geschlecht zu plündern. Der Geiz hat also die grösten Laster gezeuget und die Tirannen erhoben.

--- Quid non mortalia pectora cogis
Auri sacra fames?

Nach diesen Ländersüchtigen Geizigen die nimmer genug haben, kommen ihre Bedienten und Kriegsleute, welche ihren Herrn den Raub und die Beute helfen zujagen, und deswegen ihren Antheil davon, so gut sie können, zu erhaschen suchen.

Die kleinen Geizhälse, die man insgemein für die grösten hält, sind viele Kaufleute. Was thun sie nicht, um reich zu werden? Gewissen, Ehre, Ruhe, Gemächlichkeit, Freunde, Vatterland, alles, sagt man, wäre ihnen feil; Allein man thut ihnen zuviel. Ihr Geiz ist lange nicht so gefährlich, als der Geiz der Grossen und Gewaltigen. Er ist vielmehr an und für sich selbst noch für das gemeine Wesen nüzlich und vortheilhaft. Denn ohne Geiz wäre keine Handlung; die Handlung aber ist die Ausspenderin aller zum Leben und zur Annehmlichkeit gehörigen Güter. Sie ist die Freundin der Völker, und das Band des geselligen Lebens. Die Kaufleute suchen also die Reichthümer auf eine erlaubte Art. Wissen sie nicht allezeit den Gebrauch davon, so ist dieses ein Fehler, den sie mit andern Menschen gemein haben.

Der Bauer ist dasjenige unter den Menschen, was der Esel unter den Thieren ist. Er mus alle Lasten tragen, er mus die Schäze der Natur andern in das Haus schleppen, sich selbst aber mit rauhem Futter begnügen. Man findet also unter dem armen Landvolk den wenigsten Geiz: bringt es durch seinen Fleis, und durch seine Arbeit etwas vor sich, so nimmt es der Herr ihm weg. Wo ein Bauer die Woche etwas zurük leget, so versauft er solches andächtig auf den Festtägen, und erstiket im Bier und Brandewein die traurige Betrachtung seines Elendes.

Sagt mir nichts von theils Richtern, Beamten und andern dergleichen ehrwürdigen Personen: dieselben würden keine so freudige Erben hinterlassen, wenn sie nicht so viel traurige Kläger machen. Man sagt, sie liesen sich bestechen; ich glaube es von den wenigsten, denn wo die Sache ruchbar würde, liefen sie Gefahr, daß man sie absezte; aber Geschenke zur Beförderung der lieben Justiz, diese mögen wohl die meisten nehmen, wenn man ihn solches aus bloser Erkentlichkeit, und auf eine anständige Art beizubringen weis: sie haben ihre Ehre viel zu lieb, als daß sie geizig seyn sollten. Die Gewohnheit hat gewisse Formalien

bei

bei den Gerichten eingeführet; diese bringen ihnen genug ein: die Leute, die viel Processs haben, sind ohnedem schon halb, wo nicht ganz verdorben. Warum solten also die Rechtsgelehrten von einem Gut, das im Streit liegt, nicht so viel Nuzen ziehen, als die Aerzte von einem Kranken, den sie seiner Sünden halber unter ihre Züchtigung bekommen.

Wie machen es inzwischen die Künstler und Gelehrten? O fürwahr, die Wissenschafften haben schlechte Einkünfte. Der Geiz findet hier allzuwenig Nahrung. Wann sie nicht eine wenig Handlung und Schacherei treiben, so bringen diese ehrliche Leute nichts vor sich. Sie schreiben Bücher und machen Zuschriften an die Grossen, die nichts von ihrem Latein verstehen: sie ersinnen Lobgedichte, und erheben sie in die Zahl der Götter. Hier gibt es Helden und Heilige genug; dem ungeachtet bleiben diese höfliche und sinnreiche Gelehrte arm. Der Geiz darf sich bei ihnen vor der Nothdurft nicht regen.

Doch es ist noch eine Art des Geizes, der den Gelehrten gemein ist; Dieses ist der Ehrgeiz. Eine Begierde, die eben so unersättlich ist, als der Geldgeiz. Ja es ist fast ein Geiz, wie der andere, nur mit dem Unterscheid, daß der eine mit Wind und Einbildung sich nähret, der andere aber etwas würkliches zu seinem Gegenstand sich erwählet. Im übrige aber kosten sie gleiche Mühe und gleiche Sorgen, beides um sie zu erhalten, als sie zu vergnügen.

Wann ein Poet ein Gedichte durch die Stirne schwizet, so ist die beste Vergeltung seiner Arbeit, die süsse Vorstellung, daß man es bewundern werde. Wann er nun das Glük hat, eine starke Einbildungskraft zu besizen, so ist er im Stand selbst seinen Geiz zu vergnügen, und durch solche schmeichelhafte Vorstellungen sich unendlich zu bereichern. Allein wie derjenige, der viele Güter besizet, in steter Gefahr lebet, bestohlen zu werden, so mus auch der ehrgeizige Gelehrte gewärtig seyn, daß andre sein Vergnügen stören, wann sie durch ihre Tadelsucht ihm diejenige Ehre rauben, die er sich bei seinem Werk versprochen hat. Er thut also besser, wann er mit seinem Ehrgeiz auch ein wenig Geldgeiz verknüpfet, damit er allenfalls nicht in Gefahr kommen möchte, Hungers und Kummers zu sterben.

Solte ich einen rechten Geizhals abmahlen, so wüste ich niemand zu einer solchen Abschilderung besser vorzustellen, als den Limax. Er arbeitet Tag und Nacht, und siehet aus, wie die Leute, von denen man sagt, daß sie aus den Gräbern kämen: Blas, mager, ausgezehrt und leicht wie ein Windhund. Er hat eine gezwungene Freundlichkeit, und einen schalkhaften Blik, um die Leute zu hintergehen. Seine Augen haben weder Feuer, noch sonst eine lebhafte Mischung: sie sind finster und erdig. Eine spize Nase nebst kleinen eingezogenen Lefzen mit einem rothbärtigen Kien: Sehet da sein Ebenbild.

Crine ruber, niger ore, brevis pede, lumine luscus-
Rem magnam præstas, Zoile, sine bonus est

sagt Martialis.

Limax ist ein fleisiger Kirchengänger, still, eingezogen, ehrbar, mäsig, keusch, was sag ich? Nein; entweder mus die Schrift sich geirret haben, daß sie den Geiz für die Wurzel alles Uebels angibt, oder man thut den Limax unrecht, das man ihn geizig schilt. Doch, ziehet ihm die Larve weg, so wird die Schrift recht haben. Es ist der gröste Heuchler; er erlaubt sich alle Sünden, wañ sie ihm nichts kosten, und wann er Geld siehet, so sind ihm seine Götter feil. Nöthiget ihn auf ein Gastmal, so wird er sich auf drei Tage ausfüttern. Loket ihn mit einem Geschenke, so wird er alles, ja selbst sein Vaterland verrathen. Stösset ihm ein Armer auf, so erschrikt er. Ach! seufzet der

Christliche Mann, ist dann keine Pollicei in dieser Stadt, daß einem die Bettelleute so anlauffen.

Er klaget immer über die böse und Nahrungslose Zeiten. Er schilt auf die Obrigkeiten, daß sie die Misbräuche nicht abschaffen, und keine bessere Anstalten machen, um wohlfeiler zu leben; und gleichwohl ist sein Aufwand so gering, daß, wo lauter solche Leute in einer Stadt wären, man alle Wirthshäuser und Handwerksleute abschaffen müste. Er trinkt Wasser, und isset keine Speise, als wann sie verachtet ist. Er spottet den neuen Mond, und hält sich allein für einen vernünftigen Mann, weil er das Herz hat, das Alterthum in seinen Kleidern zu ehren.

Im Handeln presset er den Leuten die Seele aus dem Leibe: er kauffet nichts, als was man ihm unterm Preis lässet, und darüber der Verkäuffer sich vielmals des Teuffels verheisset, daß er an ihm verlieren müste. Er hat tausend Ränke die Leute zu vervortheilen, und zu betrügen, doch so, daß man ihn darüber keinen Proceß an Hals werfen kan; dann er fürchtet sich vor den Advocaten, wie vor den bösen Engeln, weil sie mehr Geld für einen Bogen zu schreiben, als die Schuhmacher für ein paar Schuhe fordern. Das sind abscheuliche Leute. Er leihet Gelder aus, doch nicht anders, als auf hohe Zinsen und gegen wichtige Unterpfänder, von welchen er sich immer etwas ausbehält. Er weis in allen Dingen den Leuten etwas abzukarchen, und rechnet mit niemand ab, ohne leichte Münze zu hohem Aufwechsel dabei zu gebrauchen; wo ihn nicht gar der Henker reizet, die Ducaten zu beschneiden, und falsche Münze bei den Juden einzuwechseln. Man ist mit ihm betrogen, man mag es machen, wie man will. Er schämt sich keiner Knikerei und Niederträchtigkeit; und wann er nur dem weltlichen Richter entgehen kan, so denkt er mit dem lieben GOtt schon zurecht zu kommen.

Limax ist ledigen Standes: er fürchtet sich vor einer Frau ärger, als vor dem Satan. Wer wolte es ihm verdenken? der Pracht und die Eitelkeiten der Weibsbilder sind dem ehrlichen Mañ ein Greuel. Wie solte er sein so sauer erworbenes Gut auf reiche Stoffe, auf Spizen und auf Jubelen verschwenden? Limax ist so thöricht nicht. Das GOtt erbarm, spricht er, wer solte sich noch mit Weib und Kind belästigen, da man Mühe hat, bei so schlechten Zeiten, als ein ehrlicher Mann durch die Welt zu kommen. Limax hat recht, die Zeiten sind schlecht, denn die Geizhälse reisen alles zu sich: man hat Mühe ein ehrlicher Mann zu seyn. Niemand wird solches schwerer, als dem Limax.

Hofmanns kurzgefaste Diætetic vor alte Leute.

Das Alter wird gemeiniglich in 3. Theile getheilet 1) von 56. bis 63. Jahre, und wird das grünende Alter genannt, der 2) von 63. bis 70., worinn der Abgang der Kräfte schon merklich; das 3) 70. bis 80. und weiter, als welches man das graue oder hohe Alter heisset, zu welcher Zeit die Kräfte des Leibes und der Seelen gewaltig abnehmen.

Hier wird nur das hohe Alter verstanden, indem es Leute genug gibt, von 60. und mehr Jahren, bei denen an äusserlichen und innerlichen Sinnen kein Mangel zu spühren, die noch munter sind, mit guten Appetit essen, die Speise wohl verdauen, lange und ruhig schlaffen, und denen der Gebrauch äusserlicher Dinge, als Essen, Trinken und Luft, wo sie nicht darinn fehlen, nicht schadet. Das sind aber solche Leute, die von ihren Eltern und durch die Geburt eine starke, dauerhafte und den Umlauf des Geblütes eine lange Zeit zu unterhalten geschikte Structur der festen Theile bekommen, ihren Leib nicht durch unmässiges Leben, heftige Gemüthsbewegungen,

Uppigkeit

Uppigkeit und andere Lüste geschwächet. Daher die Gegentheiligen am meisten auch den Krankheiten unterworffen. Wenn demnach solche Leute, weil überhaupt im Alter sich ein grosser Abgang der Kräfte befindet und alle Theile des Leibes so dann leiden, indem dieser Schwachheit wahre Ursach in den festen Theilen des Leibes zu suchen, sich in acht nehmen wollen, so müssen sie folgendes merken: Zuförderst müssen sie sonderlich sich für Sünde hüten, damit das Gewissen sie nicht verunruhige und Furcht einjage, so gleich alles, was das Gemüth niederschlägt, und gar sehr bekümmert macht, meiden, sich für unmässigen Zorn gar sehr hüten, die Venus meiden, sich für Kälte in acht nehmen, daher den Leib und sonderlich die Füsse vor Kälte wohl bewahren, und keine kalte Luft, fürnemlich nach dem Schlafe und Wechslung des leinen Zeuges, an sich lassen, sich nicht in Nordluft oder Regen und stürmischen Wetter wagen, noch sonderlich Winterszeit aus der Wärme gleich in die Kälte oder aus der Kälte in die Wärme gehen, in freien luftigen und gesunden Wohnungen sich aufhalten, nicht zu viel oder zu geschwinde essen, diejenigen Speisen meiden, so klebricht und sehr feste oder grobe Nahrung geben, die langsam und schlimm zu verdauen, schwer durch die Gedärme gehen, und Blehungen verursachen. Wohin fürnemlich gehören Eier, gesalzen, alt und hart Fleisch, und gedörte Fische, Bohnen, Hirsen, Linsen, Erbsen, allerhand Art Kuchen, die aus Milch, Eier, Butter und Waizenmehl gemacht, alles fette, ingleichen alle rohe, harte und aus vielen Fässergen bestehende Eswaren, als Rüben, allerhand Kohl, Möhren, Knoblauch, Zwiebeln, Rettich und aus allerhand Kräutern bereitete Salate. Ferner bringt alten Leuten nichts mehr Nachtheil als saure Sachen, als besonders saure unreiffe Früchte, Salat, saure, zumal Rheinweine und alte Biere, allerlei Milch (ausser Esels- und Geismilch) und was daraus bereitet, demnach zuförderst Käse; wie auch süsse eingemachte Sachen, welche um so schädlicher, wenn man zu gleicher Zeit etwas sauers geniesset. Wegen des Getränkes ist noch zu bemerken, daß sie alles, so den Kopf einnimmt, es sey Wein oder Bier, meiden müssen. Ferner müssen sie den Leib suchen offen zu halten, deswegen ist sich für alles, was dieses hindert, als ausser den sauren Sachen, Quitten und was daraus bereitet wird, herbe rothe Weine sonderlich Pontac und Claret Wein, gar zu alte zumal weizne Biere, zu hüten. Endlich müssen sich noch alte Leute für gar zu vieler Faulheit in acht nehmen. Hergegen ist ihnen sonderlich dienlich 1) ein frölich und freies Gemüthe 2) temperirte und reine Luft, zumal die freie Landluft und geräumige Gemächer, die einen freien Zugang von der Luft die Morgen- und Wintersonne haben, 3) die Wärme der Sonnen bevorab in Winter und Herbst. 4) Die Veränderung der Luft besonders im Mai und September 5) Bewegung und Leibes Ubung, nur daß der Leib nicht dadurch abgemattet werde, deswegen ein mässiges Spaziergehen oder Fahren 3. oder 4. Stunden vor oder nach der Mahlzeit in warmer Luft das beste 6) das laute Lesen, 7) das Tragen in Sänften, welches zumal Schwachen sehr zuträglich; Und damit der Oberleib bewegt werde, sind gut musicalische Instrumente oder solche Spiele, wo Arm und Hände dabei bewegt werden. Wer aber keine Gelegenheit hat den Leib zu bewegen, mus sich den ganzen Leib, Kopf, Füsse und Rüken reiben lassen, welches am besten geschicht täglich nach geschehener Verdauung und verrichteten Stuhlgang des Morgens im Bette oder des Abends vor Bette gehen, sonderlich die äussersten Theile und darunter die Füsse mit einem rauhen Tuche von oben herunter so lange bis die Haut roth wird. Auch ist, wo das Alter nur nicht gar zu kraftlos, das Baden dabei am untern Theile in einen hohen und hel-

len Gemache nicht schädlich, wie auch das Salben, wenn man die untern Theile und zumal das Rükgrad in der Sonne oder bei dem Ofen warm mit einen Oel oder mit Capaunen- und Hünerfett nebst einigen Tropffen von Lavendelöl schmieret und gelinde reibet. Der Schlaf ist insonderheit alten Leuten dienlich. Doch mus er nicht kurz unterbrochen und unruhig seyn, noch matt machen, sondern sanfte, vollkommen erquikend seyn. Auch hat man sich nach weichen Betten umzusehen. Die Speisen und Getränke der Alten betreffend, wofern sie nicht gar zu sehr zu Jahren, so sollen sie nicht leicht die gewöhnliche Nahrung ändern, ob sie gleich was harte und geringe ist: wird aber der Magen schwächer, mus man solche, die einen guten und temperirten Saft haben, leicht zu verdauen sind, sich in Magen nicht leicht aufhalten, noch denselben beschweren und verdriesliche Empfindung erweken, erwehlen. Daher ist gut Brühe von Capaunen, Hünern und andern nahrhaften Fleische, ingleichen der dike Saft aus zerstosnen Flusskrebsen ohne Wasser mit ein wenig Wein, einigen Citronscheiben, und Muscatenblumen in einen verschlossenen Gefässe, so man in siedendes Wasser sezet, zubereitet: wie auch Brühen von groben Kleienbrode mit Wasser, Wein, nebst Zuker und Zimmt gemacht; ingleichen der jenige Saft, der von gebratenen Fleische tröpffelt. So sind auch die Speisen, so den Leib offen halten, und die sauren Säfte im Magen und duodeno brechen, als Birn, süsse Aepfel, Spanische Pflaumen und Hagenbuzen, die mit kleinen Rosinen, Wasser und Wein gekocht werden, nicht gar auf die zu Seite sezen. Des Abends müssen Alte wenig speisen, sonderlich wenn das Haupt schwach, ein feuchter Husten sich einfindet, und der Magen seine Kraft verlohren hat. Wer sich zu Bier gewöhnt hat, mus die dünnesten oder so genannten halb Biere für die diken erwehlen, oder doch sich derer, die mehr Geist und Annehmlichkeit haben, und also kein doppeltes; doch nur als einer Magenarznei mässig und zwar bei der Mahlzeit bedienen. Wer sich zu Wasser trinken gewöhnt, mus leicht und rein Wasser nehmen, und selbiges mit Mastixholz und Citronschalen vorher abkochen lassen: oder welches noch gesünder einen dienlichen Wein darunter giessen. Den Wein betreffend, so ist Alten ein nicht gar zu starker Wein dienlich, doch ist ein alter Wein und Burgunder mit Wasser temperirt nicht zu verwerfen. Gebraucht man das Wasser zu gewöhnlichen Trank, kan man den 3. bis 4. Theil von besagten Wein darunter giessen. Ferner ist von starken und zugleich süssen Wein alten Leuten gesund die Oberungrischen, sonderlich der Tokäier unter den Franzwein der Languedoker, St. Lorenzer, der Portugiesische aus Porto Cale, der Florentiner, und der Steinwein. Doch müssen sie mässig gebraucht und über Tische nur davon öfters geschlorft werden. Coffee, Thee und Chocolate ist auch was reichlich getrunken dienlich, doch mus man wohl acht haben, ob der Magen viel davon vertragen kan. Da auch der Thee zusammen zieht, ist besser statt dessen Ehrenpreis, Betonien, Türkische Melisse, mit Citron- und Pomeranzenschalen mit warmen Wasser getrunken, aber nicht damit aufgekocht. Die Chocolate aus Wasser mit ein paar Eier Dottern ist gut: nur nicht zu ofte gebraucht. Der Coffee ist auch nicht gänzlich zu verwerfen. Am besten werden diese Dinge des Morgens im Bette genossen. Sodann ist alten Leuten, die abgelebt und entkräftet, das Brunnen trinken zumal der starken und salzigen als das Pirmonter und Egrischen, der warmen Bäder als des Carlsbades und Sedlizer Brunnen nichts nüze: doch können gelindere zumal der Selter, besonders wenn man ihn des Sommers statt des ordentlichen Getränkes mit den 2. Theil des besten Rheinweins vermischt, zugelassen werden.

den. Man kan auch zu dieser Mixtur Citronöl Zuker hinzu thun. Aderlassen anlangend ist selbiges, so lange der Magen stark und der Appetit gut, zumal wer eine gute Tafel hat, viel Wein trinket, und das Blut durch die güldne Ader nicht mehr fliest, nicht schädlich, hergegen aber nichts nüze, wo der Leib sehr entkräftet und der Appetit nichts mehr taugt. So dann müssen sie besorgen, daß der Leib gehörig offen sey, und schiken sich daher auch salzige süsse und fette Speisen, die laxiren, ausser dem aber ist Manna sehr dienlich. Man kan sie zu 1. bis 2. Unzen mit Eselsmilch geben. Auch wird oft bei Alten Leuten der Stuhlgang durch absorbirendes oder fixes Bezoar Pulver befördert. Bei Leuten aber, die phlegmatisch und schwer zu bewegen sind, nach Beschaffenheit gelinde Pillen als die Becherischen und die darnach gemacht worden, gut. Will aber der Unrath nicht fort, mus man ihn durch erweichende und öhlichte Clistire fortschaffen; Gehet aber der Leib zu stark, mus man keine Adstringentia nehmen; sicherer ists solche Nahrung nehmen, die etwas troknet, alle saure salzige und scharffe Sachen gemeidet. Zur Stärkung der schlapp gewordenen Säfte ist nichts besser als Zimmt und was daraus bereitet: auch ist der Hofmannische Lebens Balsam 10. und mehr Tropffen mit 2. Tropffen Zimmtöl eingenommen, auch damit den Magen bestrichen, sehr gut. Endlich auch der Arzneien, die den Alten dienlich, zu gedenken, so mus man mit den Magenwassern behutsam verfahren, denn sie erhizen oft gebraucht das Geblüt, zumal wer vollblütig.

In grünendem Alter, und wo man sich zum Weine gewöhnt, mus man sie gar lassen.

Wenn man aber hinfällige Kräfte stärken will, ist Ambra, Zimmet und Agtstein das beste. Zur nassen Herzstärkung ist besonders dienlich 2. Unzen auserlesene Mirrhen, eine halbe Unze Safran, Citron und Pomeranzenschalen jedes 2. Unzen, anderhalb Unzen des besten Zimmets, hierauf giesse man ein halb Pfund des besten Maienblumengeistes und 3. Maas Ungarischen Wein, und distillire es in Kolben; den liquorem, der darüber gegangen und überaus lieblich riecht und schmekt, versüsse mit etwas Rosen, Julep, giesse auch ein Quintlein Ambraessenz hinzu. Man kan zuweilen 1. oder ein paar Löffel voll davon nehmen, und ihn entweder allein brauchen oder ein Nürnberger Pfefferkuchen hinein tunken. Auch stärket den Magen sehr der Hofmännische Lebensbalsam und Magenelexir. Mit erstern kan man einen Oelzuker machen, ihn auch in Thee thun, äusserlich davon riechen oder den Wirbel, Naken und andere Theile damit bestreichen, da er denn im Kopfschmerzen, Schwindel und dergleichen sehr gut ist.

Von der Structur des Menschen.

Das Wesen, nach welchem man ein lebendiger Mensch heisset, bestehet nach Anweisung der Heil. Schrift, aus Leib und Seele. Diese beide Stük, wenn sie in ihrer Vereinigung miteinander stehen, machen einen Menschen aus. Denn gleichwie der Leib an sich selbst, ohne die Seele, nichts ist, als eine elende hinfällige Materie, welche zur Verrichtung solcher Werke, die von einem Menschen können und müssen verrichtet werden, durchaus untüchtig ist; also kan auch die Seele, als ein Geist, ohne Zuthun eines Cörpers, in dieser sichtbaren Welt nichts sehen, fühlen, hören, erkennen, gedenken, oder ausrichten. Hätte der Leib keine zum Würken geschikte Glieder und Organa, so könnte die Seele weder die motus vitales, noch animales, verwalten: wäre kein Gehirn im Haupt des Menschen, wie

wolten sie gedenken? Hätte der Leib keine Augen und Ohren, wie könnte sie etwas sehen und hören? Siehet man also, daß die Seele des Leibes zu ihrem Auffenthalt, und der Leib der Seele hier auf Erden zu seiner Erhaltung benöthigt ist.

Beide, sowohl der Leib als die Seele, haben nach der Absicht des Schöpfers, aus dieser beiderseitigen Vereinigung ihren Nuzen. Die Seele hat darum den Leib zur Behaussung bekommen, daß sie in demselben zur Ewigkeit soll bereitet werden, und der elende Leib hat von der Einwohnung der Seele diesen Vortheil, daß er, vermittelst ihrer Bewegung, vor der Fäulnis und Verwesung bewahret wird.

Das aber der Mensch einen höchst verweslichen Leib an sich trage, wird einem jeden gleich ins Gemüth einleuchten, wenn man nur die Gedanken auf dasjenige, woraus er zusammen gesezet ist, richtet. Die Heil. Schrift nennet es Erde, und begreifft mit diesem Worte kürzlich alle dasjenige, woraus sowohl die vesten, als flüsige Theile derselben bestehen, indem sie dem Menschen dis zu Gemüthe führet, und spricht: **Du bist Erde und solt zur Erden werden.**

Mit diesem Ausspruch könnten wir nun zu frieden seyn, wo nicht die Curiosität die Naturkündiger und Chymicos getrieben hätte, die Eigenschafft und Natur dieser verweslichen Erde etwas genauer zu erkundigen, da sie denn befunden haben, daß der Leib nichts anders, als die innige Vermengung einer erdichten, fetten und wässerichten Materie zum Grunde habe, welche Sal, Sulphur und Mercurius von ihnen genennet wird. Dabei sie wahrgenommen, daß die feste oder harte Theile das sogenannte Sal, oder die Erde, die flüsige und weiche Theile aber, Fett und Wasser, oder Sulphur und Mercurium, gleichsam vor ihre Mutter erkennen.

Nun mag man es einmal versuchen, und sehen was daraus werden wird, wenn man Fett und Wasser in ein Gefäs zusammen schüttet, ob man diese beide gar nicht zusammen haltende Materien zu einer innigen und beständigen Vereinigung wird bringen können, und ob sie nicht vielmehr, so bald man mit dem Rütteln, Schütteln und Bewegen derselben innen hält, sich gleich wieder von einander separiren, und endlich gar beieinander verfaulen und verderben werden.

Wie würde es in unserm Leib zugehen, wenn die Seele eine Viertelstunde aufhörte, das Blut untereinander zu quirlen, und durch die subtilen poros der fleischichten Theile continuirlich durchzupressen und durchzutreiben? Würde nicht alles gleich ins Steken gerathen, und allerhand Schlag- und Lähmflüsse, oder endlich gar die entsezliche Fäulnis des kalten Brands dazu schlagen?

Ist nicht so, daß zum Exempel, bei einem hizigen Fiber, oder bei einer innerlichen, sowohl als äusserlichen Inflammation, als beim Seitenstechen, oder bei der sogenannten Schöne, der Umlauf des Geblüts nur von ungefehr und vergebens, schneller und heftiger, als gewöhnlich vor sich gehe? Spühret man nicht, daß an dem Ort der inflammation ein Theil vom Geblüt ins Steken gerathen sey? und daß die Natur oder Seele daselbst deswegen das Geblüt heftiger und schneller durchtreibe, damit nach und nach das subtile, so schon corrumpirt ist, weggewaschen und ausgeführet, der bevorstehende kalte Brand aber dadurch verhütet, und das übrige grobe terrestrische Wesen nur in einen Eiter, der nicht so viel Schaden, als der Brand am Leibe thun kan, verwandelt werde?

Ist also die Natur wegen der innigen und beständigen Vermischung der Lebenssäfte im Cörper am meisten besorget, und

lässt

lässet sich das nicht so sehr anfechten, wenn an der äusserlichen Structur des Leibs etwas durch äusserliche Gewalt ist verlezet worden, als sie die Hemmung der innigen Vermischung des Geblüts sich anfechten lässet, weilen sie versichert ist, daß aus jenem, ihrem Leben, keine so grosse Gefahr, als aus diesem, zuzuwachsen pfleget.

Zu dem so hat sie, wie bereits oben ist gemeldet worden, die Structur des Cörpers völlig in ihrer Gewalt, und bildet die Fäserchen, die Haut, die Adern und Knochen ꝛc. nach ihrem Belieben, da sie im Gegentheil mit den Säften nicht allerdings also verfahren kan, sondern öffters mus geschehen lassen, daß die äussere Luft, Hize, Kälte und Feuchtigkeiten etwas daran verderben; bis sie sich endlich nach dem Tode gar völlig über den Cörper Meister machen, und ihn der Verwesung aufopffern.

Der geringe Schleim, welcher zur ersten Materie in der Zeugung gedienet hat, wäre gewis an sich selbst nicht capabel gewesen, so einen wohlgebildeten Leib hervorzubringen, und alles an Zahl, Gewicht und Maas an demselben zu ordnen, wo demselben nicht gleich in dem ersten Augenblik der Empfängnis ein verständiges Wesen wäre zugegeben worden, welches als ein kluger Baumeister das ganze Werk der Bildung in Mutterleibe dirigiret, und seine zukünftige Officin gleich nach seinem Willen, vermög der von GOtt ihm dazu verliehenen Kraft, eingerichtet und aptiret hätte.

Dahero haben berühmte und fleisige Anatomici durch besondere Vergrösserungsgläser observiret, daß das Gehirn, nebst dem daraus entstehenden Mark im Rükgrad, als der Hauptsiz der Empfindungskraft der Seele, im Mutterleibe zu allererst gebildet werde, nachgehends aber erst das Herz, als das punctum saliens, seinen Ursprung bekomme: Zu einer gewissen Anzeigung, daß die Seele gleich von Anfang bei ihrem Leibe gegenwärtig und arbeitsam sich bezeige, und in dem Bau desselben bis zu Ende fortfahre.

Denn woher kämen sonst die sogenannten Muttermähler an den Menschen? Man sagt, dieser und der trägt ein Erdbeer, oder Kirsche, u. d. g. an seinem Leibe, weil seine Mutter, da sie ihn unter ihrem Herzen trug, nach Erdbeeren oder Kirschen, ꝛc. lüstern gewesen: Der und der ist neidisch oder verstohlen, weil seine Mutter so gewesen: Der und der hat ein Feuer- oder Mausmahl, weil seine Mutter Zeit ihres schwangers-seyn über eine Feuersbrunst oder Maus erschroken. Was ist lüstern seyn? Was ist erschreken? Sind es nicht Bewegungen, und Leidenschaften der Seele bei der Mutter, welche ihre Einbildungskraft die Bilder der Erdbeeren, Kirschen, Feuer, Mäusen, so fest eindrüket, daß sie auch der Seele ihrer Frucht communiciret, und von derselben dem zarten Leibe der Frucht, in Meinung, als ob solche mit zum Wesen des Menschen gehören, angehenget werden.

Damit ich aber den Leser nicht weiter von der Bildung und Structur abführe, so will ich nur von der Erzeigung selbst den Anfang machen, und die Abhandlung hievon Auszugsweise aus der Vorrede des Doct. Weisbachs gründlichen Curen, nehmen, weilen vielleicht vielen Lesern dadurch ein gesunder Begrif von ihrem Wesen, und vielen ein Vergnügen gemacht wird. Es lautet aber also:

Nachdem du von deinen Eltern bist gezeuget worden, hast du dich, du seyst auch wer du wollest, du tragest Seiden und Krone, oder habest nur einen groben Kittel an, über 9. Monat lang zwischen Koth und Urin aufhalten müssen. Es umgaben dich um und um verschiedene Häute, in welchen du in lauter Wasser lagest, und doch nicht ertrinken musteſt, sondern erst recht anfiengest zu leben, ob du gleich noch nicht Odem holetest,

leteſt, und immer gröſſer und vollkommener wurdeſt, ob du gleich mit deinem Munde noch nicht aſſeſt.

Dann es ware deine Nahrung dazumal nichts anderſts, als eine ſubtiele Lympha, oder wäſſerige Feuchtigkeit, welche von deiner Nabelſchnur von deiner Mutter dir zugeſchiket, und, nachdeme du das Beſte davon erhalten, als Blut wieder zurük geführet wurde. Und ob du gleich dazumal deine Lunge noch nicht brauchteſt, ſo gieng die Circulation des Geblüts nichts deſtoweniger, doch wohl von ſtatten, maſſen das Blut durch ein gewiſſes dazumal noch offenes Loch, und einen beſondern Canal aus dem Herzen, gleich in die Aortam, oder groſſe Schlagader getrieben wurde, daß alſo die Lunge nur etwas weniges davon empfangen. Kanſt du dannenhero leicht erachten, was die Gewohnheit etlicher einfältiger Weiblein vor einen Grund habe, wenn ſie bei einer ſchwangern Frau, wenn ſie etwann ſtirbt, und jezt die Seele ausblaſen will, ſuchen den Mund offen zu behalten, damit das Kind in Mutterleibe nicht erſtike, ſondern noch lebendig erhalten werde.

Nachdem du ohngefehr 20. Wochen in dieſer Herberge geweſen, fiengeſt du an dich zu regen, und verurſachteſt deiner Mutter ſchon viel Incommoditäten. Denn des Morgens muſte ſie ſich gemeiniglich erbrechen, ihr Appetit war ſchlecht, oder zuweilen ungeſtümm, ja, nach der Mahlzeit ward ſie wieder mit Ubelſeyn geplagt; dis waren lauter Vorboten der bevorſtehenden Angſt bei einer Geburt.

Selbige hätte gleich nach dem ſiebenden Monat geſchehen können, allein, weil deine Glieder zu derſelben Zeit noch gar zu zart waren, und auch deine Haut der Hebame hätte können an den Händen kleben bleiben, ſo muſte lieber deine Mutter mit ihrer Bürde noch ganzer zwei Monate beſchweret werden, ehe du als eine unzeitige Geburt hätteſt auf die Welt kommen ſollen.

Endlich muſteſt du dich doch zum Abſchied bequemen, und einen Weg, auf dieſe ſichtbare Welt zu gelangen ſuchen; welcher dir auch gleich geöffnet ward, ſo bald du dich gewand mit dem Kopf gegen die Oefnung geneiget, und damit die Haut, in welcher du eingewikelt warſt, zerſprenget, daß das Waſſer hervorgeſprungen, und deiner Mutter ihre bevorſtehende Arbeit angedeutet hat.

Gewis, eine gefährliche Wendung, bei welcher ſchon viel Kinder ihr Leben eingebüſſet, und in ihrer Mutterleibe ihr Grab gefunden haben, indem ſich die Nabelſchnur, unter dem Wenden, um ihren Hals geſchlungen, und ſie in ihrem Blut erſtiket gehabt.

Als die Hebamme dich aufgenommen, und deinen Nabel gebunden hatte, damit du dich nicht zu tod bluten möchteſt, muſte man dir den Schleim und Unflath, ſo ſich als eine Haut um deinen ganzen Leib herum gelegt hatte, im erſten Bade abwaſchen und abreiben; denn wenn du denſelben an dir behalten hätteſt, ſo würdeſt du der allerunformlichſte Menſch von der ganzen Welt, und wie ein Baum mit einer harten, und hie und da aufgeriſſenen Rinde, umgeben ſeyn.

Inwendig in deinem Leibe ſahe es nach der Geburt nicht beſſer aus. Denn da hatte ſich in dem Gedärme aus dem Geblüt ein ſchwarz-grünlichter Schleim geſammlet, welcher Meconium genannt wird; worüber du ohnſtreitig viel Grimmen und Gichter hätteſt ausſtehen, oder wohl gar ſterben müſſen, wenn dir nicht der Schöpffer die erſte Milch in deiner Mutter Brüſten, Coloſtrum genannt, gleichſam zur Arzenei dawider verordnet, und dieſen Unrath damit fortgeſchaffet hätte, oder, wenn man dir nicht anderweit wäre zu Hülffe gekommen.

Nach-

Nachdem du diese elende Welt mit Thränen und Weinen begrüsset hattest, brachtest du deine meiste Zeit mit Schlaffen zu.

Ob du aber gleich dazumal so unvermögend warest, und deine Speise und Nahrung nicht suchen kontest, so hatte doch der getreue Schöpfer auch hierinnen vor dich gesorget, und dir in den Brüsten deiner Mutter eine Speise zubereitet, die schon etwas gröber war, als der subtiele Nahrungssafft, womit du vorher im verborgenen ernähret wurdest, bis du je mehr und mehr aufwuchsest, und auch andere Speisen zu dir nehmen kontest.

Hierzu hatte dir nun die gütige Natur eine Sehnsucht eingepflanzet, welche man gemeiniglich Hunger oder Appetit nennet, damit du des Essens und Trinkens nicht vergessen, sondern ihr zum Unterhalt und Wachsthum deines Cörpers, was nöthig ist, zu seiner Zeit darreichen möchtest. Wie es sich denn gar offt zuträgt, daß Leute überm studiren, spielen, lieben, ꝛc. der Essenszeit vergessen, ob gleich andere, welche stark zu arbeiten, und folglich auch stark zu essen gewohnt gewesen, doch noch allezeit vom Hunger heftig angefochten werden, ob sie sich gleich der starken Arbeit entzogen haben.

Sonderlich ist dis wohl zu merken, daß die Natur, in Förderung der Speise, gar ordentlich verfähret, und gemeiniglich just zu derselben Zeit, da der Mensch den Tag zuvor Speise zu sich genommen, ihn wiederum welche zu nehmen reizet. Dabei du denn ja in deiner verflossenen Lebenszeit wohl hättest wahrnehmen können, daß du alsdenn am gesundesten gewesen, wenn du dieser Ordnung gefolget, und im Gegentheil dich übel befunden, wenn du im essen und trinken unordentlich gewesen, und zwischen der ordinairen Zeit dich damit überhäuffet.

Gleichwie du aber harte Speisen nicht würdest hinunter bringen können, wo dir von der Natur nicht Zähne in den Mund wären gesezet worden, um selbige damit zu zerschneiden und zu zermalmen, also würde dir der Bissen so troken als Sägespäne im Munde bleiben, und noch weniger können hinabgeschluket, und in Nahrung verwandelt werden, wo nicht an beiden Kinnbaken gleichsam ein Brunnen geöffnet, und die Speise unterm Käuen mit Speichel aus demselben angefeuchtet würde, damit sie desto subtieler könne gemahlen, und dem Leibe desto besser zu Nuze gemacht werden. Daher es denn bisweilen wohl zu geschehen pflegt, daß heis-hungerigen Leuten der Mund voll Wasser läufft, wenn sie entweder ein wohlbereitetes Essen sehen, oder nur einen appetitlichen Geruch davon in die Nase bekommen; als wolte dieser Saft gleichsam zum Voraus seine Dienste darbieten.

Doch ist dis der Nuzen nicht allein, den du von dem Speichel hast, sondern es mus derselbe auch, nachdem er die Speisen in den Magen durch den Schlund hinab geleitet, zur Digestion und Verdauung dienen, als welche bei gesunden Leuten meistentheils in 3. Stunden verrichtet wird. Denn, nachdem die Mahlzeit eingenommen ist, schliesset sich der Magen, und drüket sich gleichsam fest zusammen, bis die Speisen vermittelst der fermentation, in einen Brei verwandelt worden, und pflegt man gemeiniglich nach dem Essen entweder schläferig, oder doch zum Nachsinnen und Meditiren untüchtig zu seyn, weil die Natur zu derselben Zeit ihre Kräfte einwärts gekehret hat, oder, wann man sich zum Studiren alsdann zwinget, so gehet unstreitig der Verdauungskraft und folglich auch dem Wachsthum und der Gesundheit ein merkliches ab.

Daß dieses aber nicht nur ein so leerer und nichts in recessu habender Gedanke sey, sondern daß die Natur gern zu beiden Geschäften ihre ordentliche Zeit haben

ben wolle, kanst du sonderlich an jungen studirenden aber noch in Wachsen des Leibes begriffenen Purschen wahrnehmen. Denn, wenn dieselbe in ihrer Jugend, da die Nutrition ihres Leibs am stärksten vor sich gehen solte, gar zu eifrig über die Bücher sind, und die Kräfte ihrer Seele aufs studiren verwenden, so gehet dem Wachsthum ihres Leibs ein merkliches ab, und pflegen sie an Statur gerne klein zu bleiben.

Es sind aber die periodi des Wachsthums in der siebenden Zahl begriffen. Nach welcher der Mensch in den ersten sieben Jahren ein Knabe, darauf denn ein Jüngling und ein Mann genannt wird, bis nach Verfliessung siebenmal sieben Jahre, die Kräfte des Leibes abnehmen, und das Alter sich nähert.

Hier sollte ich nun billich von gewissen Reglen der Diät Meldung thun, allein, da ich unter dem Capitul Diät in dem curiosen Dollmetscher das nöthige schon abgehandelt, so verweise ich den Leser dahin, und melde hievon nur noch dieses, daß der weise Hauslehrer Syrach die beste Lebensregel gegeben hat, wenn er spricht: Mein Kind, prüfe was deinem Leibe gesund ist; und wenn du nur die gesunde Vernunft, und dasjenige, was du bereits an dir erfahren hast, zu rathe ziehest, so kanst du dir selbst Lebensreguln machen.

Je einfältiger nun Speis und Trank ist, je mehr wird der Mensch, zu seiner Gesundheit, dadurch gestärket, je leichter wird auch sein Hunger und Durst gestillet. Und sollte man billich ein gesundes Wasser in Weinländern nicht sogar verachten, massen der Wein nur geschaffen ist, des Menschen Herz zu erfreuen, ordentlich aber bei einer jeden Mahlzeit, noch einmal so viel solte von rechtswegen getrunken, als gegessen werden, welches aber beim Wein nicht wohl ohne Schaden geschehen kan.

Bei der Mahlzeit las dein Gemüth von Sorgen, von Angst und Traurigkeit, oder auch vom Studiren ruhig, unterhalte dich dabei mit anmuthigen Gesprächen, damit die Natur die Speisen mit guten Willen annehme. Denn zu geschweigen, daß auf ein mit Kummer, Schmerz und Zorn ꝛc. eingenommenes Mahl, gemeiniglich Magenweh, Colic, Erbrechen, oder Durchlauf, u. d. g. zu folgen pfleget; so will unter andern auch der weise König Salomon davor warnen, wann er spricht: Is dein Brod mit Freuden. Ja, wann du hier neben die von deinem Schöpfer selbst dir gegebene heilsame Lebensregel beobachtest, und im Schweis deines Angesichts dein Brod issest, nemlich, wenn du dir entweder bei deiner Arbeit, oder sonst eine Motion machest, so werden dir die genossene Speisen ohnstreitig wohl bekommen.

Selbige werden nun, nachdem die Dauung im Magen geschehen, durch die andere Oefnung des Magens in den ersten Darm geführet, welcher, weil er gemeiniglich nur 12. Zoll lang ist, das intestinum duodenum genannt wird, und als ein kleiner Magen an Gestalt und Form, neben dem rechten Magen lieget, daher ihn einige auch den kleinen Magen zu nennen pflegen, zumal in demselben die in dem grossen Magen angefangene Dauung vollends vollführet, und der flüsige Brei von den Speisen vollends in einen Milchsaft, welchen man chylus nennet, verwandelt wird.

Denn sobald die verdauete Speisen diese Officin erreichet haben, wird gleichsam ein neuer salivalischer Safft, welcher succus pancreaticus heisset, mit Galle gemischet, durch einen besondern Gang hineingeführet, u. demselben zugesellet, damit der Nahrungssafft dadurch vollends möge bereitet, und folgends im Leibe ausgetheilet werden.

Am besten aber kanst du dir dis Werk der chylification einbilden, wenn du dir vor-

vorstellest, wie der Apotheker eine Mandelmilch zubereiten pfleget. Denn erstlich werden die Mandeln zerquetscht, und mit sattsamer Feuchtigkeit versehen, bis sich die Milch zeiget: Eben so gehest du auch mit den Speisen in deinem Munde zu Werke, die Zähne müssen dieselbe zermalmen, hierauf werden sie mit Speichel vermengt, und dem Magen zur Verdauung anvertrauet; wenn die geschehen, so wird im intestino duodeno eine Milch daraus. Gleichwie nun der Apotheker den zerquetschten Mandelbrei nachgehends in ein filtrum schüttet, daß die Milch durch Fliespapier durchgeseiget, und von den Hilsen abgeschnitten wird; eben also gehets mit den verdaueten Speisen in deinem Leibe auch zu: Denn nachdem die Natur in den kleinen Magen ihre Arbeit damit verrichtet hat, treibet sie dieselbe vermittelst des motus peristaltici in die folgende Gedärme, welche gleichsam die Stelle eines filtri vertretten, den chylum oder Milchsaft von den unnüzen Hülsen Schlaken, oder excrementis scheiden, und jenen den Geblüte zuschiken, diese aber zum Leibe durch den Mastdarm hinaus schaffen.

Die Gedärme, und sonderlich die sogenannte dünne oder kleine, sind, wie du gehöret hast, das filtrum, wodurch der chylus von den nichtswürdigen Hülsen abgeschieden wird. Zu dem End hat die Natur dieseGedärme an der Seite, wo sie in der Mitte um das sogenannte Gekrös oder mensenterium angehefftet sind, mit subtielen Röhrichen versehen, welche eben deswegen salva lactea, oder Milchadern genannt werden, weil sie die Milch aus den verdaueten Speisen an sich nehmen, und ins Gekrös hineinführen, von wannen dieselbe aufwärts in die sogenannte Cisterne, welche nicht anders als eine Blatter oberhalb den Nieren am Rükgrad lieget, geleitet und gesammlet, nachgehends aber durch den ductum thoracicum, oder die Milchbrustader, immer am Rükgrad hinauf getrieben, und endlich durch ein Mundloch in die Schlüsselader gebracht und dem Geblüte einverleibet wird.

Dasjenige, so bei der Nutrition am meisten zu bewundern, ist dieses, daß aus dem Nahrungssaft ein jedes Theilchen an seinen gehörigen Ort, wo es zur Erhaltung und zum Wachsthum des Leibes nöthig ist, hingeführet und angeleget, was aber überflüssig ist, in Fett verwandelt, und auf künftigen Nothfall aufbehalten wird.

Aus der Achselader wird der chylus zusamt dem Geblüt in den aufsteigenden Ast der grossen Hohlader, und in derselben dem Herzen zugeführet, von wannen er hernach mit dem Blut in dem Leibe herumgeschiket, und vollends in Blut verwandelt wird. Die Alten hielten zwar die Leber vor diejenige Officin, in welcher Blut gemachet würde: Denn weil sie von der Circulation des Geblüts noch nichts wusten, sondern glaubten, daßselbe stehe in den Adern des Menschen, wie Wasser in einem Teich, stille, so meineten sie, es würde demselben in der Leber so die rothe Farbe angestrichen: Allein, nachdem Harvæus die Circulation des Geblüts erfunden, hat der berühmte Dähnische Anatomicus Bartholinus der Leber dis Handwerk geleget, und dieser so lang gerühmten Blutmacherin in einem besondern Buch ein Grabmahl gebauet. Daher wir denn soviel schliessen, daß der Milchsaft oder chylus, unter dem langen Umgang und Umlauf mit dem übrigen Geblüt auch endlich roth werde: Gleichwie, wenn kurz nach dem Essen einem Menschen zur Ader gelassen wird, man diesen chylum von dem andern Geblüt noch unterscheiden kan.

Es bestehet aber die Massa des Geblüts eigentlich aus dreierlei Feuchtigkeiten, nemlich erstlich aus Blut an sich selbst, 2. aus der Lympha, und 3. aus Serum.

Das Blut an sich selbst ist das rothe Theil im Geblüt, welches gleichsam als ein subtieles rothes Pulver in den andern Feuchtigkeiten herum schwimmt. Die Lympha aber ist der klebrichte und gallichte Saft, welcher aus dem Chylo entstehet, und eigentlich zur Nahrung des Leibes dienet. Und das Serum ist, kurz davon zu reden, entweder abgenuztes oder in der Nutrition abgebrauchtes Blut, oder dasjenige, so im Geblüt zur Nahrung nicht dienlich, sondern nur beschwerlich ist, folglich als ein unnützes, salzigtes, schleimigtes und öhlichtes Wasser in demselben mit herum fähret, und von der Natur nach und nach, entweder durch die unvermerkte Ausdünstung, oder durch den Schweis, oder durch den Urin, oder als Roz und Schleim abgeschieden und ausgeführet wird.

Denn da der Mensch täglich isset, und das Geblüt dadurch in seinem Leibe vermehret, so würde er, sonderlich, da der Wachsthum desselben vollendet ist, unter der Last seines eigenen Geblüts gar bald erstiken und verderben müssen, wo der Schöpfer nicht seinen Cörper mit gewissen Colatoriis oder Seiggefässen versehen hätte, durch welche die unbrauchbare wässerige Feuchtigkeit könnte von der übrigen Massa des Geblüts abgeschieden und ausgeführet werden. Der vielen Blutflüsse zu geschweigen, da die Natur wahrhaftes und annoch gutes Blut, aus einer gewissen Ursach und zu ihrer Erleuchterung, auswirft, als von welchen unten weitläufftiger wird zu handeln seyn.

Vor diesesmal nur von den unterschiedlichen Wegen, durch welche die Natur das unbrauchbare Serum aus dem Geblüt auszuführen pfleget, etwas zu gedenken, so geschiehet solches obangezeigter massen erstlich durch die unvermerkte Ausdünstung, und durch den Schweis. Denn es ist die Haut so deinen Leib umgiebt, um und um mit lauter kleinen glanduln oder Drüsigen versehen, welche dazu verordnet sind, daß sie das subtiele Wasser vom Geblüt abscheiden, u. durch die Schweislöchlein, unter deren jedem so eine kleine Drüse lieget, ausführen sollen.

Wenn du nun recht scharf sehen könntest, so würdest du wahrnehmen, daß jeder Mensch, als die kleine Welt, um und um mit einem Nebel umgeben sey, gleichwie die grosse Welt ihren Luftcrais von lauter aus der Erde aufsteigenden Dünsten um sich herum hat; und daß dieser Nebel, nach dem Unterscheid der Ausdünstung, dik oder subtil, gesund oder natürlich sey. Doch kanst du von der Wahrheit dieser Sache überzeuget, und einiger massen etwas davon inne werden, wenn du mit einem von deinen Fingern dich einem Spiegel oder einen kalten zinnern Teller näherst, denn je näher du denselben kommen wirst, je mehr wird er anlauffen, und mit etwas nasses überzogen werden; als welches nicht geschehen würde, wenn nicht aus deinem Finger etwas ausdünstete, und diese alteration an dem Teller oder Spiegel verursachete.

Je besser nun diese unvermerkte Ausdünstung oder transpiration von statten gehet, je gesunder ist der Mensch, und darf nur etwa eine äusserliche Bewegung oder Wärme dazu kommen, so werden die Schweislöchlein noch mehr erweitert, und diese ihn umgebende Dünste in einen Schweis verwandelt, dadurch alsdann das serum schon häufiger ausgeführet wird: Ja man hat Exempel von Personen, bei welchen die Schweislöcher dergestalt sind erweitert worden, daß nicht allein das subtiele Wasser, sondern auch die gallerichte lympha, und Galle, ja gar Blut durch dieselbe hervorgedrungen. Doch damit bei sothaner Eröffnung der Schweislöcher, und Herausschaffung der innerlichen Unreinigkeiten sich nicht von aussen etwas schädliches durch dieselbe in den Cörper einschleichen möchte, so hat die sorgfältige Natur ein jedes von diesen poris oder Schweislöchern mit einer klei-

nen

nen Schuppe bedeket, und gleichsam, als mit einem Schilde versehen, welchen sie, nach Gelegenheit und Erforderung der Umstände, fester zuziehen, und dadurch ihren Leib in Sicherheit stellen kan. Daher man dann siehet, daß bei einer rauhen Luft die Haut zusammengezogen, und mit lauter kleinen Hügeln, so man eine Gänsehaut nennet, bestreuet wird.

Die Ausdünstung, so durch die Lunge geschicht, ist nicht von geringer Wichtigkeit, und führet ein merkliches von den überflüssig-wässerichten Feuchtigkeiten durch den Athem aus, als welches man im Winter aus dem feuchten Dampf, so nebst dem Athem zum Munde heraus fähret, gar leicht erkennen kan, woraus einige auch Anlas bekommen haben, den Athem und die Worte zu wägen. Denn es bestehet die Lung aus nichts, als aus lauter Bläsgen und Adern; wenn nun durch die geschöpfte Luft die Bläsgen aufgetrieben und ausgespannet werden, so nimmt die in denselben befindliche Luft, die durch die Adern dringende Feuchtigkeit an sich, und führet dieselbe mit dem Athem heraus. Der andern unvermerkten Ausdünstungen, welche auch inwendig im Leibe, als in der Höhle der Brust und des Unterleibs geschehen, als in welchen alles feucht ist, vor dismal zu geschweigen.

Gleichwie nun durch die unvermerkte Ausdünstung und den Schweis das subtielste von dem Sero oder der unnüzen Feuchtigkeit ausgeführet wird, das rükständige salzigte, öhlichte und schleimichte Wesen aber dem Leibe nicht weniger beschwerlich fallen würde, so hat der weise Schöpfer auch zur Ausführung dieses Unraths gewisse Colatoria und Seiggefässe verordnet.

Dem Salz- und schleimigten Wasser sind die Nieren angewiesen worden, in welchen es in Form des Urins von dem Geblüt abgeschieden, sodann der Blase zugeschikt, und aus derselben, wenn der Mensch will, abgelassen wird. Ist der Leib recht gesund, so hat der Urin eine helle citronengelbe Farbe, und pfleget nur erst nach etlichen Tagen sich zu brechen und zu sezen; da im Gegentheil, nachdem der Leib mit unterschiedlichen Malignitäten beschweret ist, auch der Urin eine andere Farbe und Consistenz bekommt, und bald bleich, bald feurig, bald trübe ꝛc. aussiehet, zu einem klaren Anzeig, daß die pori der Nieren, nach Beschaffenheit der Materie, welche hindurch soll, enger und weiter können gemacht werden. Damit aber die Blase von der salzigten Schärfe des Urins nicht angegriffen und angefressen werde, so hat die Natur dieselbe inwendig mit einem zähen Schleim überzogen, und dardurch vor dieser Gefahr verwahret.

Aus dem öhlichten und dem Geblüt überlästigen Sero wird Galle: die Pfortader sammlet nemlich fast aus allen Adern des Unterleibs das Blut, und führet dasselbe durch unzehlig viele kleine Aeste in die Leber. Indem es nun durch diesen dichten Schwamm durchgepresset wird, scheidet sich die Galle davon, und wird in die Gallblase, welche unten an der Leber über dem Magen lieget, gesammlet, aus derselben aber, wenn der Magen voller Speis ist, und diese Blase gegen die Leber trüket, oder wenn die Leber durch Zorn oder Gram, ꝛc. zusammen gezogen wird, in das intestinum duodenum geschüttet, und nachgehends durch den excrementis alvinis mit ausgeführet. Daher auch diese excrementa ihre gelbe Farbe bekommen; massen man wahrgenommen hat, daß dieselbe in Krankheiten, da die Gallblase verstopfft ist, und der Galle der Ausflus verweigert wird, ganz weis wie bei Hunden ausgeworffen werden, hergegen aber, wenn zuviel Galle dazu kommt, ganz grün, oder hochgelb wie Safran fortzugehen pflegen.

Beiläuffig solte ich hier von der Structur der Pfortader etwas melden, und zeigen, wie dieselbe mit Recht die Pforte vieler Krankheiten könne genennet werden; allein ich habe solches in dem curiosen Dollmetscher verspahrt, da von dem Malo Hypochondriaco und von der Milzkrankheit gehandelt worden ist, allwo zulängliche Nachricht davon gegeben worden.

Vielmehr mus ich noch von der Abscheid- und Ausführung des unnützen Schleims aus dem Geblüt anjezo etwas beifügen. Selbigem sind eigentlich die Gedärme zum Ausflus gewidmet, daher dieselbe auch mit vielen Drüsichen, umher besezet sind, damit dieser Roz oder Schleim seinen Ausgang dadurch gewinnen könne. Zwar wird derselbe auch bisweilen durch die Lung und Nase ausgeführet, allein es findet sich allezeit eine Incommodität mit dabei, massen sothane Ausführung gemeiniglich mit Husten und Schnuppen vergesellschaftet ist, welche Unkommlichkeiten auch nicht besser als durch eine Purganz, da diesem Roz der rechte Weg gezeiget wird, können gehoben werden.

Wir wollen uns demnach über die Weisheit des Schöpfers verwundern, als welche diesen unnüzen und beschwerlichen Schleim doch noch deinem Leib zum Besten zu gebrauchen weis. Denn gleichwie die Blase inwendig mit Schleim überzogen ist, und dadurch wider die Schärfe des Urins verwahret wird; also mus auch der unreine Schleim die Gedärme inwendig überkleiden und schlüpferich machen, damit sie von der scharfen Galle nicht mögen zernaget, sondern zu desto besserer Ausführung der von den Speisen rükständigen Schlaken, schlüpferig erhalten werden. Wie den auch dieser Mucus die Nassenlöcher in stätiger Nässe, und also zum Geruch desto tüchtiger erhält.

Immittelst ob gleich diese unnüze, ja schädliche Feuchtigkeit, welche man mit einem Namen serum nennet, mit dem guten Geblüt vermenget sind, so höret dieses doch nicht auf, immer in seiner Circulation fortzufahren, theils, damit dieselbe durch die stätige Bewegung vor der Corruption gesichert bleibe, theils auch unter währendem Umlauf einem jeden Theil sein gehöriger Nahrungssaft zukomme, und anbei auch das unnüze serum seinen bestimmten Seigegefässen zugeführet, und zum Leibe hinausgeschaffet werde.

Denn wenn obbemelder massen der chylus aus der Schlüsselader in die Hohlader sich ergossen hat, und von dannen nebst dem übrigen Geblüt in die rechte Herzkammer ist geliefert worden, alsdenn ziehet sich das Herz zusammen, und spritzet das Blut, so sich in der rechten Herzkammer befindet, durch die Lungenpulsader in die Lunge hinein.

Vor Zeiten glaubte man, das Blut sey von Natur so heftig heis, daß es durch die Luft in Athemholen in der Lunge müsse abgekühlet werden, allein heutiges Tags ist man von dem Gegentheil überzeuget, und siehet aus der Erfahrung, daß das Geblüt ihm selbst gelassen zum erkalten und gerinnen gleich bereit sey, und folglich nöthig habe, daß es durch enge Passagen durchgetrieben, und dadurch dünne und warm gemacht werde. Hierzu ist nun die Lunge überaus geschikt; denn wenn Luft geschöpffet, und die Lunge ausgetrieben wird, so ergiesset sich das Blut in dieselbe, und wird durch die unzehliche subtile Aederchen derselben, vermittelst des Triebs aus dem Herzen und der Luft in den Lungenbläsgen durchgepresset und durchgezwänget, daß es nothwendig warm werden mus, daher es sich denn, nachdem dis geschehen, und der Athem wieder herausgelassen wird, die Lunge aber zusammen fället, durch die Lungen-Blutader wieder in das Herz, aber nicht in die rechte, son-

sondern in die linke Herzkammer zurük verfüget, und von dannen durch die grosse Pulsader in den ganzen Leib ausgetheilet wird.

So offt als nun von neuem Blut in diese grosse Pulsader aus dem Herzen eingesprüzet wird, so offt schlaget der Puls in allen Arterien oder Pulsadern, und treibet das in denselben stehende Geblüt fort durch die fleischichte Theile des Leibes hindurch, bis es von dannen in die Blutadern, oder venas eintritt, und in demselben dem Herzen wiederum zugeführet wird.

Bei welchem Umlauf des Geblüts sonderlich zwei Stük gar sehr zu bewundern, und erstlich, daß das Blut in den Pulsadern immer fortlauffet, und nicht wieder zurük dem Herzen zueilet; zum andern, daß es in dem Fleisch nicht stehen bleibet, sondern gleich seinen Weg in die Blutadern wieder findet. Jenes verhindern die Fallthürlein, oder valvulæ, womit die Pulsader am Herzen versehen ist, als welche gleich, so bald der Puls geschehen ist, zufallen, und das herausgesprüzte Geblüt nicht wieder durchlassen. Zu diesem aber hilft die Spannung der Zäserchen des Fleisches, sonst motus tonicus genannt, welche gleichsam dem eingesprüzten Blut widerstehet, und es wieder in die enge Mundlöcher der Blutadern, welche gleichsam mit Fallthürlein hie und da versehen sind, einpresset. Denn wenn diese herbe Ausspannung der Zäserchen nicht wäre, so würde das Geblüt zwar durch Gewalt des Pulses immer zugeflösset, aber nicht wieder können zurük geführet werden, sondern es würde ins Fleisch als in einen Schwamm hinein gesprüzt werden, und keinen Widerstand finden, folglich die Glieder nur auftreiben, und unformlich machen.

Bontekoe hat in seinem Buch von dem Leben und der Gesundheit des Menschen determiniren wollen, wie vielmal das Geblüt in einer Stunde in dem Leibe des Menschen umlaufe, und spricht, es habe der Mensch 25. Pfund Blut im Leibe, so oft als der Puls schlage, würde wenigstens zwei Unzen Bluts aus dem Herzen herausgesprüzet, der Puls aber schlage alle Stunden zweitausendmal, folglich müsse das Blut in jeglicher Stunde wenigstens dreizehenmal herum laufen, welches von einem Melancolico zu verstehen, da er im Gegentheil bei einem Cholerico in einer Minutte in die 80. mal, folglich in einer Stunde über fünfthalbtausendmal schlägt.

Dis habe ich darum anführen wollen, damit du seheſt, was vor ein grosser Unterscheid unter den Menschen nach ihren Complexionen sich befinde, wie man sie dannenhero weder in der Medicin, noch in der wahren Moral, alle über einen Kamm scheeren, sondern diesen Unterscheid wohl beobachten müsse, wenn man die Gesundheit ihres Leibes sowohl als ihrer Seele befördern wolle.

Es hat die Sitten- und Naturlehre, oder die Moral und Physic, sonderlich in der Materie der Temperamenten so eine genaue Verwandschaft miteinander, daß keiner ein guter Moralist sey, und die Menschen zur wahren Tugend, oder Christlich zu reden, zur Gottseeligkeit recht anführen kan, welcher nicht die Beschaffenheit der menschlichen Natur recht inne hat, und hinwiederum keiner die Natur der Menschen recht erkennen kan, wer nicht auf ihre Laster oder Tugenden und Leidenschaften, seine Augen richtet: wirst du mir es also nicht vor Uebel halten, wenn ich hier auch ein wenig moralisire.

Greif nur in deinen linken Busem, oder an deinen Puls, so wirst du, wann du gesund bist, und kein Fieber, oder sonst eine Krankheit am Hals hast, spüren, daß dein Herz, oder dein Puls entweder stark und schnell, oder schnell und gelinde, oder endlich stark und

lang-

langsam schläget. Dis ist das Fundament von der Erkenntnis der Temperamenten: denn bei welchen der Puls stark und schnell schlägt, der ist eines cholerischen Temperaments, wer einen schnellen und gelinden hat, den hat die Natur mit einem sanguinischen Temperament versehen, und wer einen starken und langsamen Puls an sich spüret, der darf nur glauben, daß er ein melancholisches Temperament besize.

Der Puls bei einem gesunden Menschen, denn wir reden jezt noch von keiner Krankheit, richtet sich allezeit nach zweierlei Sachen, erstlich, nach der diken oder dünnen Consistenz des Geblüts, und zum andern, nach der Festigkeit der fleischichten Theile, durch deren poros oder subtile Gänge das Blut soll und mus hindurchgepresset werden. Nun merke, was ich sage:

Ist das Fleisch eines Menschen derb und feste, so sind die Gänge und pori desselben enge, und kostet es viel Mühe und Gewalt, das Geblüt hindurch zu treiben, folglich mus der Puls stark seyn; ist aber das Fleisch weich und schwammicht, so sind auch die Pori weiter, und darf der Puls nicht so gar grosse Vehemenz gebrauchen, das Geblüt hindurch zu bringen.

Nun haben zwar Personen von cholerischen und melancholischen Temperamenten beiderseits ein derbes und dichtes Fleisch, daher sie alle beide gar hager aussehen, folglich sind die subtile Gänge in ihrem Fleisch gar enge, und mus der Puls bei ihnen nothwendig stark schlagen, wenn er das Blut durch die enge poros hindurch sprüzen will. Allein, es ist doch zwischen beiden Temperamenten noch dieser grosse Unterscheid, daß die Massa des Geblüts bei cholericis flüchtiger und subtiler, daher auch eher durchzutreiben ist, als bei melancholicis, da im Gegentheil melancholici ein dikes Geblüt haben, welches grossen Nachdruk erfordert, und doch nicht so leicht kan durchgepresset werden. Daher jene grosse aufgelauffene Adern, und dabei eine rothe lebhafte Farbe im Gesichte zeigen, diese aber, nemlich die melancholici zwar auch grosse Adern auf den Händen haben, aber doch im Gesichte bleich und schwärzlich aussehen. Leute von sanguinischen Temperament sind nun in allen beiden Stüken glüklich: denn die Natur hat ihnen ein dünnes, wohl-temperirtes Geblüt, und dabei auch ein schwammichtes Fleisch mit weitern poris verliehen, deswegen auch ein gar gelinder und sanfter Puls zur Durchtreibung ihres Geblüts erfordert wird, und man daher fast keine Adern, wohl aber eine schöne rothe Farbe an ihnen gewahr wird.

Ich bediene mich mit Fleis der bekannten Namen, chorlericus, sanguineus, melancholicus, weil sie in genauer Conversation lange angenommen und üblich sind, ob sie gleich noch nach der abgeschmakten Fraze der Alten von den quatuor humoribus in den Menschen schmeken. Nur darinn wirst du mich nicht verdenken, daß ich das phlegmatische Temperament ausmustere, und glaube, es könne solches theils zur melancholischen, theils auch zur sanguinischen Complexion mitgebracht werden. Ich folge in diesem Stük den gesunden Principiis der wahren Moral- und Sittenlehre, dieselbe weis nur von drei Hauptpassionen, worinn die Menschen von Natur steken, und lehret, daß sie entweder ehrgeizig, oder geldgeizig, oder wollüstig sind. Wenn ich nun hierzu nehme, was der H. Apostel Johannes in seiner ersten Epistel schreibet, nemlich, daß alles, was in der verderbten Welt ist, unter die drei Classen, als da ist, Augenlust, (bedeutet Geldgeiz) Fleischeslust und hoffärtiges Wesen, könne begriffen werden, und die drei von mir benennte Temperamente dagegen halte, so finde ich, daß ein Cholericus von der Natur in der Passion des Ehrgeizes, ein Melancholicus

aber

aber im Geldgeiz, und ein sanguineus in der Wollust steke, da denn das phlegmatische Temperament leer ausgehet.

Bist du eines sanguinischen Temperaments, da das Geblüt aufs allerbeste temperirt und flüsig, und anbei der Leib nach seiner Tinctur mit weiten poris und Gängen versehen ist, daß das Geblüt leicht hindurch dringen kan, und nicht eben vermittelst eines heftigen Pulses darf hindurch getrieben werden, so hast du freilich vor andern dis Glük, daß du allezeit ein gleichgültiges, ruhiges und freudiges Gemüth haben, und in der elenden Welt am leichtesten hindurch kommen kanst. Du hast eine natürliche Freundlichkeit, Aufrichtigkeit, Treue, Mildigkeit u. d. g. an dir. Denn gleichwie deiner Seele in ihrem Leibe, wenns wohl stehet, und du gesund bist, alles leicht und wohl von statten gehet, und sie wegen der Circulation des Geblüts nicht eben anständiglich besorget seyn darf, also ist sie auch in äusserlichen Fällen munter, frisch und freudig, und machet ihr alles leicht.

Aber so nimmst du alles, und folglich auch das Christenthum auf die leichte Achsel, bist ein Hans ohne Sorge, und lebst so auf ein gerade wohl hin. Du möchtest gerne ohne Mühe und Arbeit, ohne Verläugnung dein selbst, ohne Eindringen durch die enge Pforte in den Himmel kommen; die Wollüste dieses Lebens sind dir zu süs, die möchtest du auch gern mitnehmen, und doch hernach seelig werden: Begegnet dir Creuz und Widerwärtigkeit, so wilt du gleich aus der Haut fahren, denn dein commoder alter Adam ist dergleichen rauhe Tractamente nicht gewohnt, dahero weist du nicht, wozu du greiffen solst, du zitterst und zagest, und willt gar verzweiflen. Eben wie es auch in der Oeconomie deines Leibes zu gehen pfleget. Denn du hast von Natur den allergesundesten Leib, das allerschönste Geblüt. Weil nun die Circulation sehr leicht und wohl von der Hand gehet, so wird dein Gemüth sicher, und lenket sich zu allerhand Wollüsten, zum überflüsigen und guten Essen und Trinken, bis du dir allerhand Ungemach und Krankheiten über den Hals ziehest. Da siehet man denn sein Wunder, wie in deinem Leibe gleich alles über und über gehet, wie sehr du gleich von einem geringen Unfall kanst mitgenommen werden. Die Ursach ist, weil dein empfindliches Gemüth sich nicht dagegen zu fassen, und weder Rath noch Hülffe weis, sondern zaghaft ist, sich beunruhiget, und folglich nicht die rechte Bewegungen und Waffen zur Bestürm- und Austreibung der Krankheiten erwählet und ergreiffet.

Hat dich die Natur mit einem cholerischen Temperament begabet, und eine solche Relation in deinem Leibe zwischen dem Geblüt und den Poris der fleischichten Theile gemachet, daß die Pori, oder Gänge, durch welche das Geblüt hindurch mus, zwar enge sind, hingegen das Blut mit einer zimlichen Flüs- und Feuchtigkeit versehen ist, so kostet es der Seele, oder der Natur freilich mehr Mühe, diesen Lebenssaft durch dis dichte Fleisch hindurch zu pressen, allein, sie verläst sich auf ihr dünnes Geblüt, wie auch auf den starken Puls, womit sie dasselbe gar bald zwingen, und herum bringen kan, und meinet, es sey ihr nichts unmöglich. Daher darf sich im Leibe nur der geringste Unfall äussern, so ist sie mit einer stärkern und schnellern Bewegung des Geblüts gleich dahinter her, und suchet die Hinderniss aus dem Weg zu räumen, ja, wann sie einen harten Gast vor sich findet, der nicht so leicht pariren und weichen will, so sezt sie ihren Kopf wieder dagegen auf, und meinet, sie sey gleichwohl Herr im Leibe, und nimmt im Zorn die allerverwegenste Bewegungen in gröster Raserei vor, als welche die Convulliones und Gichter, wie auch die Raserei, wozu Leute von dieser Complexion in ihren Krankheiten und hizigen

Fiebern gar leicht geneigt sind, sattsam bezeugen.

Dieses Verfahren bildet sich nun die Seele auch im äusserlichen Leben also vor, daher ist ein Cholericus immer activ und munter, und kan niemals müsig seyn, sondern nimmt alle Arbeit gern über sich, weil er weis, daß ihm alles wohl von statten gehet, ja er machet ihm einen Ruhm und eine Freude daraus, und bildet ihm auch rechtschaffen was damit ein. Die Hindernüsse, so ihm dabei aufstossen, verachtet und verlachet er, und kan nichts weniger als dieselbe leiden, sondern ist kühn dabei, und wenn mans ihm zu bund machet, so lauft die Galle über, daß er zu verwegenen Sachen greift.

Doch vielleicht hast du, der du dieses liesest, ein melancholisches Temperament, ein dichtes Fleisch mit engen Poris, und dabei auch ein dikes Geblüt, welches durch die enge Wege nicht leicht durchzubringen ist, und daher gar bald ins Steken gerathen würde, wo der allweise Schöpfer deine Natur nicht mit zulänglichen Waffen dawider versehen hätte. Zu dem Ende gehet dein Puls zwar langsam, aber sehr stark und nachdrüklich mit einem wichtigen Nachsaz, dabei denn die Natur allezeit gar vorsichtig und behutsam gehet, damit ja dasjenige, was sie fürchtet, nemlich die Stokung und Fäulnis des Geblüts nicht würklich ausbrechen, und den Leib ins Grab liefern möge.

Ereignet sich eine Gefahr und Krankheit, so ist die Natur zwar furchtsam, aber auch desto wachsamer, nicht ungedultig, aber auch nicht verwegen, wie bei den Cholericis, sondern brauchet in der Stille ihre Mittel dawider, und würde sich auch gewis am ersten davon können heraus wikeln, wenn sie nicht so furchtsam wären; daher sie denn, wenns aufs äusserste kommt, vor lauter Angst und Furcht zu unordentlichen Bewegungen, Convulsionen, Raserey, ꝛc. greifet, aber dadurch gleich alles auf einmal verdirbt.

Wie kan es aber bei sogestalten Sachen anders seyn, als daß du diese Beschaffenheit deiner Natur dir auch äusserlich must abmerken lassen? Denn wie es in deinem Leibe zugehet, so machest du es auch in deinem Leben und Wandel. Ist es nicht wahr? du bist mistrauisch, sorgfältig, bedachtsam, vermuthest immer das ärgste, bist meistens heimlich, stille und traurig, aber auch argwöhnisch, und kanst es deinem Feind lange gedenken; hierneben weil du weissest, daß niemand ohne Arbeit etwas hat, so bist du fleisig, und wohl gar geizig, denn du sprichst, man weis nicht was man heut oder morgen noch brauchet.

Das wäre also ein kurzer Entwurf der Temperamente und Complexionen der Menschen, nebst denen daraus entspringenden Passionen. Nur dis einzige noch soll ich dir nicht verhalten, daß sich selten in einem Menschen nur ein Temperament allein findet, sondern daß ein jeder fast von allen dreien eine gewisse Mixtur bei sich hat, und von dem cholerischen melancholischen und sanguinischen etwas besizet, daher auch die Passionen bei etlichen Menschen bisweilen so wunderlich durcheinander lauffen, daß man nicht weis, was man aus ihnen machen soll. Doch wird es dir hierinn auch nicht fehlen, wenn du nur die oben von mir gegebene Zeichen der Temperamente in obacht nehmen wilst; da du denn cholerico-melancholico-sanguinische, melancholico-sanguineo-cholerische, sanguineo-cholerico-melancholische Sachen, u. d. g. Complexionen antreffen wirst.

Welcher Medicus nun bei der Cur seine Patienten auf diesen Unterscheid der Temperamente seine Augen richtet, und nach der Intention der Natur bei einem

jeden

jeden Temperament Arzeneien zu verordnen weis, der ist glüklich; denn er bietet der Natur, und die Natur beut ihm die Hand, und hilft ihr mit leichter Mühe wieder auf, indem er weis, wie er ihr helffen, und ob er die Bewegungen, so sie im Cörper nicht ohne Ursach angestellet hat, befördern, oder mindern und hemmen solle. Ja, welcher Mensch sein Temperament kennet, der wird leicht ermessen können, wie er sich zu Erhaltung seiner Gesundheit in der Diät, im Essen und trinken, im schlaffen und wachen, ja auch in den Gemüthsbewegungen und Passionen zu verhalten, und zu mäßigen habe.

Weil ich hier auf die Gemüthsbewegungen oder Affecten komme, so mus ich doch von derselben Art und Beschaffenheit etwas melden, und kürzlich zeigen, wie die Oeconomie des Leibes dadurch entweder verbessert oder verkehret werde. Denn da du jezt gehöret hast, daß sich die Seele mit den innern Bewegungen des Geblüts nach der Structur des Leibes richte, so kanst du dir leicht einbilden, daß der Leib, weil er mit der Seele so genau vereiniget ist, auch von den Affecten etwas empfinden, und einigen Vortheil oder Schaden davon haben werde.

Es sind aber die Affecten oder Gemüthsbewegungen nichts anders, als übereilete und unzeitige Vernunftschlüsse der Seele, welche sie über Dinge machet, so den äusserlichen Sinnen vorkommen, ohne vorher alle Umstände derselben zu prüfen, und sattsam zu erwegen, ob dieselbe auch so gut oder böse, so schädlich oder heilsam sey, als sie beim ersten Augenblik, oder bei der ersten Empfindung erscheinen.

Wenn nun die Seele keine Gemeinschaft mit dem Leib hätte, so möchte sie solche Schlüsse lang und breit machen, ehe dem Leibe ein Schade oder Nuz daraus zuwachsen würde; allein so mus ich erstlich zum Raisonniren die Organa des Leibs gebrauchen, hernach kan sie das erkannte Gute nicht erlangen, oder das vermeinte Böse nicht abwenden, wo sie nicht gleichfalls den Leib zu Hülffe nimmt, und vermittelst der Bewegung in demselben thut, was sie in der Eil vor gut befindet. Doch thut die Seele in allen diesen Fällen, als ein verständiges Wesen, nichts ohne Ursach, oder zum wenigsten meinet sie doch Ursach dazu zu haben.

Ich will nur etliche äusserliche und schleunige Bewegungen des Leibes, welche so plözlich geschehen, daß unmöglich ein langes Raisonnement kan vorher gegangen seyn, und doch einen gewissen Zwek vor sich haben, warum sie von der Natur vorgenommen werden, zum Exempel anführen: Woher kommts, wenn du im Winter beim heissen Offen stehest, und, indem du mit einem guten Freund redest, ohngefehr mit der Hand ans heisse Eisen kommst, daß du deine Hand so plözlich zurük zieheſt? ohne Zweifel daher, weil deine Seele erkennet, daß das brennende Eisen deine Hand beschädigen, und das Geblüt verlezen werde, deswegen sie denn es vors rathsamste hält, die Hand zurük zu ziehen, und sie von der Gefahr zu entfernen. Nun merke hieraus die genaue Vereinigung deines Leibes und deiner verständigen Seele, als welche gewis recht genau seyn mus, weil dis Zurükziehen der Hand, und das Empfinden des Brennens einerlei ist, und so plözlich und augenbliklich geschicht, daß du nicht Zeit hast, lange dich zu besinnen und darüber zu raisonniren, ob das Eisen auch würklich brenne, und wenn es brennet, ob es auch deiner Hand eben so einen grossen Schaden zufügen könne. Oder, wenn du auf der Gassen geheſt, und ohngefehr auf einen schlüpferichten Stein trittst, und gleiteſt, pflegeſt du nicht alsofort entweder mit dem Leibe dich so zu bewegen, damit du allezeit im centro gravitatis bleibeſt, und nicht falleſt, oder, wenns zum Falliment kommt, den Arm vorzuschlagen, damit nicht der Kopf schaden leide? Dis geschicht alles ohne

dein Gedenken und Raisonniren, und doch geschichts verständig und ordentlich, zur Beschützung deines Lebens, ja, wenn die Gefahr vorbei ist, so fängst du erst an zu raisonniren, was du vor einen Fall habest thun können, wenn du so und so gefallen wärest.

Eben so gehts nun auch mit denjenigen Gemüthsbewegungen, welche man Affecten nennet, ausser, daß einige von denselben sich plözlich als andere hervor thun und ereignen.

Also ist der Zorn ein plözlicher Affect, welcher die Menschen recht übereilet, ehe sie Zeit bekommen, sich zu besinnen, und sich eines bessern zu belehren. Daher Leute, welche dazu geneigt sind, zu klagen pflegen, sie würden davon recht übernommen; und wenn sie sich bisweilen nur so viel begreiffen können, daß sie nur ein Vater Unser lang an sich hielten, so sey es gleich vorüber, und sähen sie die Sache alsdenn ganz anders an, als sie dieselbe vorher im Affect angesehen hätten.

Ich sage noch einmal, wenn der Leib mit der Seele nicht in so einer engen Vereinigung stünde, so möchte sich diese so lange erzürnen, oder von einem andern Affect reiten lassen, es würde jenen nichts angehen, noch ein Unheil daraus erwachsen; allein so erreget die Seele den Affect des Zorns, des Schrekens, der Furcht, der Traurigkeit, der Liebe und des Hasses, als welche beide leztere das Fundament aller Affecten sind, nirgends anders, als in ihrem Leibe, und raset damit in demselben herum, daß er ohnstreitig das meiste davon fühlen mus.

Der Zorn ist eigentlich eine Raserey oder Muth wider dasjenige, so sich mit Obstination, uns zu schaden oder zu beleidigen, rüstet, als welches die Natur mit Gewalt zernichten, und ihr Müthlein daran kühlen will. Zu dem Ende wird das Geblüt in die äussere Glieder getrieben, um dieselbe stark zu machen, damit der Feind recht könne angegriffen werden, als welches die plözliche Erröthung eines Zornigen anzeigt; geschicht es nun, daß der Zornige es seinem Widersacher recht eintränken kan, so wird er zufrieden, wo nicht, so kehret er diese Muth, gegen sich selbst, und gegen das, was er in seinem eigenen Leibe ihm schädlich und hinderlich zu seyn findet. Ist er z. E. mit dem Stein beladen, so will die Natur denselben mit Gewalt zum Leibe hinaus schaffen, welches aber ohne grausame Schmerzen nicht geschehen kan; und dis ist die wahre Ursach, deswegen Leute, die mit dem Stein, oder Podagra, oder der reisenden Gicht beschweret sind, recht entsezliche Schmerzen zu empfinden pflegen, wenn sie sich erzürnen.

Die Traurigkeit dieser Welt würket nach Aussage der H. Schrift den Tod; wie könnte sie aber dieses thun, wenn nicht auch der Leib unter dieser Leidenschaft der Seele zugleich mit participirte? Du betrübest dich, weil dir dis oder jenes Gute ist geraubet worden, oder, weil du keine Hoffnung hast dasselbe zu erlangen. Darüber magst du aber doch noch gerne deine betrübte Speculationes haben. Zu dem Ende entfernest du dich von der Gesellschafft anderer Leute, liebest die Einsamkeit, hängest deinen betrübten Gedanken nach, und hast nicht Lust etwas vor die Hand zu nehmen. Dadurch ziehest du aber auch deinen Leib mit in Gefahr, daß die motus vitales auch mit Ekel und Widerwillen verwaltet werden, daß das Geblüt unnatürlich dike wird, und du endlich als ein Schatte vergehest.

So könnte ich nun alle übrige Affecten durchgehen, und zeigen, wie dieselbe deiner Gesundheit einen unvermeidlichen Nachtheil zuziehen: allein, da wir solches in unsern curiosen Dollmetscher schon angeführet haben, so übergehen wir dieses, und melden nur noch folgendes:

Die Sinne sind ein Gefühl, da die äusser-

äusserliche Dinge, vermittelst der darzu verordneten Instrumente, der Seele communiciret werden, damit dieselbe, sonderlich zu Erhaltung ihres Leibes, ihre Messures darnach nehmen können. Ist also bei einem jeden Stuk erstlich das dazu verordnete Organum, oder Instrument, und hernach die dadurch sich äusserende Empfindungskraft der Seele zu betrachten.

Ich sage, die Sinne sind ein Gefühl, und will dadurch keineswegs die schon so lange gebräuchliche Namen des sehens, hörens, fühlens, des riechens und schmekens ausmustern, sondern nur soviel damit anzeigen, daß alle diese fünf Sinne nichts anders seyen, als ein Gefühl, da die äussere Objecta die Sensoria berühren und afficiren.

Das Gesicht, oder die Kraft zu sehen, hat von dem Schöpffer das Auge zur Officin bekommen; gleichwie nun dasselbe überhaupt künstlich gebauet ist, also ist es wohl der Mühe werth, daß wir es etwas eigentlicher ansehen.

Es ist aber das Auge einer cameræ obscuræ am füglichsten zu vergleichen; denn gleichwie sich in einer finstern Cammmer, durch ein kleines expreste dazu gemachtes Glas alles præsentiret, was draussen ausserhalb dem Hause vorgehet: also fallen auch die Bilder von allen Dingen so dem Auge vorkommen, durch den Augapfel in die innere Höle des Auges. Gleichwie aber in einer camera obscura sich alles verkehrt vorstellet, wenn nur ein einfaches Glas eingesezet ist; also würde es mit den Augen eben so gehen, und alles auf den Kopf stehen, wo diese finstere Cammer nicht mit dreierlei Säften, welche alle zwischen unterschiedlichen subtielen Häuten liegen, gleichsam als mit so viel Gläsern versehen wäre, daß sich die Objecta gerade in ihrer rechten Positur præsentiren müsten.

Doch, es würde die Seele von allen den Bildern, die sich im Auge præsentiren, eben so wenig empfinden, als eine camera obscura davon inne wird, wenn nicht aus dem Gehirn in ein jedes eine Gesichtsnerve herunter lieffe, und die empfangene Bilder der Seelen communicirte, daß dieselbe ihre Reflexiones darüber machen könnte.

Zum Gehör ist das Ohr gewidmet, welches in den äusserlichen Umfang den Schall fasset, damit derselbe könne concentriret und der Seele desto leichter vorgetragen werden. Denn, wenn der sogenannte Flügel etwa unglüklicher Weise vom Ohr weggehauen ist, so hat die Person gleich ein schwächeres Gehör. Dieser in dem äussern Ohr gefaste Schall, gehet folgends durch den Gang des Gehörs, welcher als eine Schneke gebauet ist, hinauf, bis an das sogenannte Trommelhäutlein, rühret dasselbe und die in der Trommel enthaltene kleine Beinlein, bis er durch die Schneke, vermittelst der Gehörsnerven, der Seele zur reiffern Uberlegung überbracht wird.

Den Sinn des Gefühls äussert sich am ganzen Leibe, durch die Ausspannung der subtielen Nerven, welche sich aus dem Gehirn allenthalben ausbreiten, und das Fundament sind von aller Empfindung, die sich aber am meisten an den äussersten Ballen der Finger erweiset.

Die beide übrige Sinnen, nemlich das Riechen und Schmeken, stehet in einer genauen Connexion miteinander, weil sie am nechsten beisammen wohnen, daher denn Personen, die keinen Geruch haben, auch gemeiniglich des Geschmaks pflegen beraubet zu seyn, ja in Oberteutschland werden diese Sinne alle beide unter einem Namen, nemlich, den Schmeken begriffen.

Doch sind die Sensoria derselben unterschiedlich. Den die Officin des Geruchs ist die Nase, welche inwendig mit einem

überaus empfindlich Häutlein umgeben ist, worinn die Nerven des Geruchs sich vertheilen, und den Geruch empfinden. Dieses Häutlein wird durch den Schleim, so die glandula pituitaria aus dem Haupte herab lässet, feucht und zum riechen tüchtig erhalten, und soll durch vielel schnupffen des Tobaks nicht so sehr gereizet und mitgenommen werden; denn zugeschweigen, daß durch diese böse Gewohnheit die Nase recht zur Cloac gemachet, und so viel Unreinigkeit, welche einen andern Weg gehen solte, dahin geleitet, und dadurch ausgeführet wird, so beraubet man sich muthwilliger Weise des Geruchs.

Zum Geschmak aber ist die Zunge erschaffen, und zu dem Ende auch oben mit viel kleinen drüsichten und runden Kügelchen versehen, in welche sich ohne Zweifel die Nerven endigen, und die Empfindung des Geschmaks der Seele zuführen, und wird auch deswegen die Zunge immer mit Speichel nas gehalten, damit der Geschmak erhalten, und nicht etwas schädliches in den Leib hineingebracht werde.

Mit diesen von dem Schöpfer so weislich geordneten Sinnen, kan nun der Mensch zur Conservation seines Leibes, und Bewahrung seines Herzens und Sinnes, wohl zu frieden seyn, und darf die Thiere, welche nach dem bekannten Knittelvers: Nos aper auditu, &c. die Menschen in der Schärfe der Sinnen übertreffen sollen, wenn er höret das Gras wachsen, wenn er auch die allerkleinsten Sonnenstäublein mit seinen Augen beleuchten könnte: oder, wenn er mit seinem subtielen Geruch, als ein Spürhund versehen wäre? Würde er da nicht von manchem unangenehmen Geruch, von manchem wunderlichen Anblik, und von manchem verdrüslichen Geräusch, molestirt werde?

Medicinischer Beweis, daß der Tod so bitter und schmerzhaft nicht sey, als man sich gemeiniglich einbildet.

Daß die Furcht vor dem Tode fast alle Menschen beherrsche, und daß kaum einige wenige, die in Vernunfft und Christenthum sehr weit gekommen seyn, darüber siegen, und sich einiger massen davon losmachen können, ist aus der Erfahrung zur Genüge bekannt. Die Alten haben bereits den Tod vor das fürchterlichste und allerschrökhafteste unter allen fürchterlichen Dingen gehalten, und es geschiehet heute zu Tage noch, daß Helden sogar vor dessen Annäherung erzittern; und daß die meisten Menschen mit Angst und Schreken daran gedenken, und sich immer das schlimste darunter vorstellen, auch dieserwegen selten mit einiger Standhaftigkeit das Sterben anderer Menschen anzusehen vermögen. Ich will jezo die geistlichen Ursachen, die man davon vorzubringen pflegt, keineswegs untersuchen; sondern nur von einer natürlichen gedenken. Ich halte nemlich nicht ohne Grund davor, daß diese unsäglich grosse Todesfurcht vornemlich davon mit herkomme, weil man den Tod selbst als die allergröste Angst und Quaal ansiehet, die ein Mensch nur irgends empfinden kan, und es vielleicht daraus zu schliessen; weil die Sterbenden gemeiniglich das Antliz durch Geberden verstellen, die Augen verdrehen, mit den Gliedern heftig zuken, gewaltiges Herzklopfen, und starkes Kochen und Röcheln auf der Brust haben, oder noch andere Kennzeichen einer grossen Beängstigung äuserlich von sich geben. Und indem man dieses alles bei Sterbenden beobachtet: so nimmt daher ohne Zweifel ein jeder Gelegenheit nicht nur den Tod vor seine Person auf das äuserste zu verabscheuen, sondern auch überhaupt die Sterbenden deswegen zu bedauren, und sich insonderheit über den Abschied seiner Freunde und Anverwande zu betrüben.

Da aber aus einer so traurigen und widrigen Vorstellung so viele betrübte Folgen erwachsen; so ist nicht ohne Grund zu schliessen, daß es, sowohl zur Mässigung der Todesfurcht, als auch zu Linderung der Betrübnis über anderer ihr

Able-

Ableben, ein sehr bequemes Mittel seyn würde, wenn man die Menschen von der fürchterlichen Idee der Todesangst einiger massen abziehen, und ihnen begreiflich machen könte, daß der Tod in der That nicht so bitter, schwer und schmerzlich, als die Krankheit selbst sey, und daß man sich viel eher vor dieser, als vor der lezten Todesstunde zu scheuen Ursach habe. Denn wie ein geschikter Prediger denenjenigen die Furcht vor dem Tode durch gute Vorstellungen benehmen kan, die etwa denselben wegen ihres elenden Zustandes, worein sie nach diesen Leben versezt zu werden glauben, äuserst verabscheuen; so kan es auch füglich der Medicus thun, wenn er denen, die hingegen den Tod wegen seiner vermeinten Bitterkeit, und wegen der Angst, die er verursachet, sehr fürchten und fliehen, vernünftig das Gegentheil zeiget: welches ich auch gegenwärtig ins Werk richten will.

Die Angst nennet man eine grosse Beunruhigung der Seele über dasjenige, was uns vollkommener machen kan. Es ist also auch die Todesangst ohne Zweifel nichts anders, als eine in der Seele entstandene Unruhe über den elenden Zustand ihres sterbenden Cörpers. Man wird daher untersuchen müssen, wie weit solche Beunruhigung bei einem sterbenden Menschen statt finde, oder nicht: welches hoffentlich nicht besser wird geschehen können, als wenn man erweget, wie wir zu Empfindungen gelangen, und wie sich die Seele alles dessen, was in unsern Cörper vorgehet, bewust ist?

Wir bemerken aber aus der Erfahrung, daß die Seele von denen im Cörper vorgehenden Veränderungen eine gleichmässige Vorstellung erhält, wenn sich die Empfindungswerkzeige, (organa sensoria) die ihr in diesen Stüke zu Instrumenten dienen müssen, in ordentlichen und gehörigen Zustande befinden; oder wenn die Nerven von einer subtilen flüsigen Materie, die im Gehirne vom Blute abgesondert wird, belebt werden, und vermöge derselben eine solche Spannung haben, daß sie die ihnen eingetrukte Bewegung bis zum Gehirne, wo alle Nerven zusammen laufen, fortführen können. Wenn aber im Gegentheil diese sinnlichen Gliedmassen entweder geschwächet, verlezet, oder gar verlohren werden, und gewisse Nerven gebunden, oder gar getrennet sind: so wird auch die Seele von denen Veränderungen, die im Cörper geschehen, nur undeutliche, oder gar keine Vorstellungen bekommen: gleichwie man wahrnimt, daß sie keine Empfindung vom Schalle hat, wenn das Ohr verdorben ist, noch von dem Lichte, wenn das Auge verlezet worden, noch von dem Gefühle, wenn die Lähmung und Schlagflüsse der Einflus des Nervensaffts in die Nerven gehindert wird; noch vielweniger aber richtig gedenken kan, wenn das Gehirne selbst leidet: weil sie sich nemlich in allen ihren Handlungen nach dem Zustande ihres Cörpers, mit dem sie verbunden ist, genau richte.

Doch ich sehe nunmehro, wie sich alles dieses in den lezten Todeszügen, oder bei einem Sterbenden verhält. Man findet aber, daß bei ihm der Umlauf des Geblüts, nebst der Absonderung der subtilen Nervenfeuchtigkeit immer mehr und mehr abnimt, und daß die Empfindungswerkzeuge oder die Nerven gar sehr geschwächet, und endlich gar verdorben werden. Da nun bei solchem Zustande dem Gehirne keine rechte Bewegung mehr von denen im Cörper vorgehenden Veränderungen mitgetheilet wird: so mus auch nothwendig die Seele nur undeutliche Empfindungen davon erhalten, oder sie ist alsdann im Zustand dunkeler Vorstellungen, und kan folglich weder eine lebendige Erkenntnis von dem Elende ihres sterbenden Cörpers, noch eine grosse Beunruhigung darüber, oder eine solche Angst haben, wie man sich gemeiniglich davon einbildet. Und ob man wohl gar füglich zugeben kan, daß die Seele alsdenn,

denn, nach der ihr beiwohnenden Kraft, vor sich gedenket: so gelanget sie doch zu keinen neuen Empfindungen vom Cörper, und denen sich darinne ereignenden Veränderungen.

Man kan solches zum Theil an solchen Personen abnehmen, die würklich dem Tode nahe gewesen, und viele den Sterbenden sonst ähnliche Zufälle, als Ohnmachten, kalten Schweis, Zuken und Erkälten der äusserlichen Glieder, Röcheln auf der Brust und dergleichen erlitten haben; gleichwohl aber unvermuthet wieder zu sich selber gekommen sind. Denn diese werden von ihrem vorigen Zustande selten was anderes angeben können, als daß sie selbst nicht wissen, wie ihnen gewesen, und daß sie die, den umstehenden fürchterlich geschienene Zufälle nicht empfunden haben. Und was soll man von den Kindern sagen, die bekannter massen überhaupt noch keine deutliche Empfindungen und Begriffe haben. Sollte man wohl unrecht thun, wenn man von ihnen ebenfalls glaubte, daß ihre Empfindungen im Tode recht ungemein schwach, und ihre Beängstigungen darüber gar nicht sonderlich seyn müsten? Wer weis aber nicht, daß der meiste Theil der Menschen in zarter Kindheit dem Tode aufgeopfert wird?

Doch, damit dieser jezt geführte Beweis nicht zu weit hergeholet scheinen möge: so will ich ihn auch nunmehro mit einigen Exempeln der Sterbenden erläutern und bekräftigen, welche allesammt hinlänglich zu erkennen geben, daß der Tod so herbe und schmerzhaft eben nicht sey, und daß die vorhergehende Krankheiten weit schlimmere Empfindungen, als der Tod selbst, verursachen.

Der Tod besteht in nichts anders, als in einem gänzlichen Stillstande aller dem Menschen eigenen Bewegungen. Fragt man aber, wie es zugehe, daß im Tode alle Bewegungen völlig aufhören? so befinden wir, wenn wir Acht geben, daß die Bewegung des Herzens und der Pulsadern die lezte sey, die wir bei einem sterbenden Menschen wahrnehmen, und daß mit derselben der Trieb des Bluts, und alle übrige Bewegungen gänzlich verschwinden. Denn durch die zusammenziehende und nachlassende Kraft des Herzens und der Pulsadern, (systole & diastole) wird das Blut nebst den übrigen Säften im Cörper herum getrieben, und so lange dieses geschieht, bemerken wir nicht nur in den Pulsadern von dem durch die Zusammenziehung des Herzens hinein getriebenen Blute bei dem Anfühlen einen Puls, oder eine abwechselnde Erweiterung von derselben; sondern wir verspüren auch am Cörper eine Wärme, die von der Aneinandertreibung und fortgehenden Bewegung des Bluts zuwege gebracht wird. So bald aber dieselbe aufhöret, so stehet das Blut stille; mithin hört auch der Puls und die Wärme auf, und kurz, alle übrige Bewegungen im Cörper haben ein Ende; worauf denn das stille stehende Geblüte in die Fäulnis gehet, welche vorher durch den steten Umlauf desselben verhindert wurde.

Da nun der gänzliche Stillestand des Bluts den Tod zuwege bringet: so ist billich zu untersuchen, was wohl vor anderweite Ursachen zu besagtem Stillestande, und mithin zum Tode selbst beitragen? Man findet aber bei Eröfnung der verblichenen Cörper, daß vornemlich diese vier folgende Haupturſachen daran schuld sind, als: 1) eine Entzündung und angehende Fäulnis in gewissen edlen Theilen des Cörpers, oder der sogenannte kalte Brand. 2) Eine Austrettung des Bluts und der wäsrigten Feuchtigkeiten im Gehirne, und andern edlen Eingeweiden. 3) Eine Verstopfung der Herzenskammer und anliegenden grossen Blutgefässe von einen unförmlichen zasrigten Fleischgewächse, (polypus) und 4) allerhand Verstopffungen, Verhärtungen und Geschwüre, die hier und da theils in den Eingeweiden verborgen liegen,

gen, theils auch andere Theile des Cörpers verderben. Ich will also die vornehmsten Krankheiten, in denen diese angezeigten Ursachen des Todes vorkommen, kürzlich durchgehen, und sehen, wie, und unter welchen Umständen, oder Empfindungen der Sterbenden, der Tod erzeuget werde.

Was diejenigen Krankheiten betrift, welche die erste Ursache des Todes, nemlich eine innerliche Entzündung und kalten Brand nach sich ziehen: so stellen sich zuförderst die hizigen Fieber dar; sie mögen nun entweder vor sich alleine bestehen, oder von einem schlimmen Ausschlag des Frieselß, der Blattern, Masern, Fleken u. s. w. begleitet werden. Denn wenn die Patienten daran sterben: so befindet man, daß das Blut im Magen, Gedärmen und andern Eingeweiden in den Nebenästen der Blutgefässe, die natürlicher Weise kein Blut bei sich führen, stille stehet; und weil es nicht wieder in Creislauf gebracht werden kan, endlich in Fäulnis geräth, die hernach alle übrige Lebenssäfte, vornemlich aber die reinste Nervenfeuchtigkeit, in gleiches Verderben sezet, und alle davon herrührende Bewegungen des Herzens und der Pulsadern, und mithin also auch den Umlauf des Bluts nach und nach aufhebet, so, daß endlich die Patienten in aller Gelassenheit, und zwar gemeiniglich in einer tödlichen Ohnmacht ihren Geist aufgeben. Und gewis es ist zu verwundern, wie bei herannahenden Tode aus denen zuvor unbändigen und rasenden Leuten, geduldige und verständige Menschen werden, wie die stärkste Hize sich unvermerkt verlieret, und die zuvor widernatürliche Leibesstärke und Unruhe sich auf einmal in eine grosse Mattigkeit und Stille verwandelt, bis endlich der Tod selbst mit unvermerkten Schritten herbei nahet. Und wenn sich auch schon zulezt Gliederzuken, Röchlen, schweres Athemziehen und dergleichen schwere Zufälle mehr einfinden: so können doch die Sterbenden eben keine sonderliche Empfindung davon haben; weil ihre Nerven schon allzusehr geschwächet, und zu Erregung derselben nicht mehr geschikt sind.

Betrachtet man hingegen die vorhergehenden schlimmen Zufälle, die sie währender Krankheit ausstehen müssen: so wird man sie schwerlich ohne alle Wehmut ansehen können. Denn eine recht brennende, und fast unerträgliche Hize sezet die Fieberpatienten in die allergröste Unruhe, ihr Durst ist unerlöschlich, der Schlaf unruhig, abmattend, und geringe, das Athemholen schwer, schmerzhaft oder geschwinde, das Herze ist von dem allzusehr ausgedehnten Blute beängstiget, der Cörper kan in keiner Lage seine Ruhe finden, die Schmerzen sind entweder ungemein heftig, oder alle Glieder von der gröstem Mattigkeit eingenommen, und gleichsam fühllos, der Kopf ist voller ungereimten Phantasien und Raserein; und was noch mehr vor bedaurenswürdige Umstände zugegen sind. Ist aber dieses alles richtig; wie es denn ein jeder, der mit dergleichen Patienten umzugehen Gelegenheit hat, allerdings gestehen mus: so wird man hoffentlich schon sattsam überzeuget seyn, daß der Tod in diesen Krankheiten bei weitem nicht so schmerzhaft und empfindlich, als die Krankheit selbst sey.

Gleiche Art und Beschaffenheit des Todes, als schon ist gezeiget worden, findet man bei denenjenigen, die an den heftigsten Schmerzen des Magens und der Gedärme, als an Colic, Magenkrampf, Stein, zurükgetretten Podagra, oder an den Nagen der Würme ihren Geist von sich geben. Denn wie sehr wimseln, ächzen und schreien nicht solche elende Kranke nach einiger Linderung und Hülffe? bis sie hernach, wenn es auf die lezte gehet, ganz stille und ruhig werden, da nemlich von der allzustarken krampfhaften Zusammenziehung der nervösen Theile das unordentlich bewegte Geblüte hier

und da stille stehet, und in die Fäulnis zu gehen anfängt, worauf denn ebenfalls ein sanfter Tod erfolget; und also auch hierdurch zum Theil erwiesen wird, wie die Empfindung der Krankheit die Angst des Todes übertreffe.

Bei denen die an Schlag- und Lähmflüssen, an der Schlafsucht, bösen Noth, Melancholie und langwierigen Raserei ꝛc. sterben, trift man bei Untersuchung der verblichenen Cörper gemeiniglich eine Anhäufung, Ergiesung oder Austrettung des Geblüts und der wässerigen Feuchtigkeiten im Gehirne an. Weil nun dadurch nothwendig derjenige Theil des Gehirns, wo alle Nerven zusammen lauffen, gepresset, und der Einflus der subtilen Feuchtigkeit in die übrigen Nerven des Leibes verhindert wird: so müssen nicht nur die davon entstehende Bewegungen des Herzens und der Pulsadern nach und nach aufhören, sondern auch die Empfindung von der Krankheit und dem Tode sehr geringe seyn; weil nemlich die Werkzeuge mangelhaft sind, wodurch die Seele zu Empfindungen gelanget.

Nun ist zwar nicht zu läugnen, daß die Patienten, sonderlich in Schlagflüssen und bösen Wesen, solche Zufälle erfahren, von denen man gewis glauben solte, daß sie ihnen höchst empfindlich seyn müsten. Denn man bedenke nur, wie ihnen die Adern am Halse auflauffen, wie das Gesichte eine braunrothe Farbe bekommt, und die Muskeln desselben heslich verzogen werden, wie ihre Augen starr, gläsern und halbgebrochen aussehen, oder häufige Thränen vergiessen, wie das Herz unordentlich schlägt, und heftig pocht, die Brust röchelt, und öfters sehr in die Höhe getrieben wird; oder wie ausser dem noch besonders in der bösen Noth die Zähne knirschen, der Schaum vor den Mund tritt, die Daumen aufs stärkste eingezogen, und die Arme, Kopf und Beine samt dem ganzen Cörper auf eine recht gewaltige Weise hin und her geworfen werden, und was dergleichen erstaunende Umstände mehr sind. Alleine man kan sich von den Empfindungen, die solche elende Personen von allen diesen fürchterlichen Zufällen im Tode haben müssen, leichte einigen Begrif machen, wenn man nur diejenigen fraget, die damit jemals befallen gewesen, gleichwohl aber wieder zu sich selbst gekommen sind. Denn diese werden über nichts weiter, als über eine grosse Mattigkeit klagen, die ihnen dergleichen heftige Bewegungen zurüke lassen, und werden gewis gestehen, daß sie während dieser Zufälle gleichsam in tiefen Schlafe, ohne alle Sinnen, Verstand und Empfindung dahin gelegen haben.

Ich errinnere mich, ehedem in der Lebensbeschreibung eines gewissen grossen Gottesgelehrten gelesen zu haben, daß er sich immer, nach seiner damaligen Altteutschen Redensart bei guter Zeit einen Reutertod gewünschet, und dadurch einen Schlagflus verstanden hätte, denn er deswegen vor den sanften Tod gehalten; weil man dadurch recht geschwinde und gleichsam im Galopp aus dieser Welt reisete. Und in der That ist dieser Wunsch so uneben nicht, wenn man sonst nur sein Haus bestellet, und sich zu dieser bedenklichen Reise recht gefast gemacht hat; indem man solchergestalt ohne Schmerzen und Empfindung einer Krankheit von der Eitelkeit dieses Zeitlichen befreiet wird. Ohne Zweifel ist auch dieser Theologus, von der Wahrheit des Sazes, denn ich jezo behaupte, überzeuget gewesen, und hat, wie es auch billich ist, geglaubet, daß die Krankheiten schmerzhafter und empfindlicher seyn, als der Tod selbst, und daß man sich vor jenen ungleich mehr zu fürchten Ursache habe; wie man denn auch in gemeinen Sprichwort ganz recht zu verstehen gibt, daß die Bitterkeit des Todes in der Empfindung der Krankheit bestünde, da man nemlich spricht: lange krank seyn, oder: sich lange quälen, ist der bittere Tod.

Die

Die an der Schwindsucht, Engbrüstigkeit, Wassersucht, hectischen Auszehrung, am Blutspeien, Herzklopfen, Krebsschaden, u. s. w. zu Grabe gehen, die haben gemeiniglich die beiden lezten Ursachen des Todes an sich. Denn entweder ist eine Verstopfung, Verhärtung und Geschwüre eines gewissen edlen Theils bei ihnen zu finden; oder es hat sich ein unförmliches Fleischgewächse, welches man polypus nennet, in dem Herzen und anliegenden grossen Blutgefässen angesezet, welches den Tod zuwege bringet. wenn sich nun der erste Fall ereignet, daß eine Verstopfung gewisser Eingeweide vorhanden ist: so ist ja das Blut bereits hin und wieder in seiner Circulation gehemmet, und kan also leichte in gewissen Theilen vollends in Stillstand gerathen, und daselbst, wo es geschiehet, den kalten Brand verursachen, da denn eben die Art des Todes erfolget, welche schon beschrieben worden. Ist aber ein unheilbar Geschwür entweder innerlich in der Lunge, Gebährmutter und dem Gekrös ꝛc. oder äusserlich an diesen oder jenen Theile zugegen: so fängt ja die Fäulnis und Verwesung des Cörpers bereits im Leben an, oder es wird doch von der dem Blute beigemischten eitrigten Materie ein hectisch Fieber erreget, und endlich bei völliger Entkräftung das Leben unvermerkt mit einer Ohnmacht beschlossen. Wenn aber im andern Falle ein unförmliches Fleischgewächse, das die Blutgefässe verstopffet, und den Umlauf des Geblüts aufhebet, die Ursache des Todes abgiebt: so pflegt derselbe eben nicht anders, als auf diese Art, das ist, ganz sanfte zu erfolgen: daher ja Exempel genug vorhanden sind, daß solche Patienten wider alles Vermuthen, und ohne einmal zu zuken, plözlich dahin sterben, oder im Schlafe tod geblieben sind.

Erweget man hingegen die bei der vorhergehenden Krankheit sich ereignenden Umstände: so sind sie gewis so beschaffen, daß sie einen allerdings zum Mittleiden bewegen. Denn was kan wohl ängstlicher erdacht werden, als wenn ein Engbrüstiger durch tiefes Athemholen begierig nach der Luft schnappt, öffters ein verstelltes und braunrothes Angesicht bekommt, auf keiner Stelle vor Bangigkeit zu bleiben weis, aus Furcht der Erstikung sich nicht niederlegen kan, und mit der heftigsten Erschütterung der Brust hustet, fürchterlich keuchet und röchelt? Wenn ferner ein Wassersüchtiger theils eben solche Zufälle ausstehen mus, theils insbesondere eine innerliche verzehrende Hize und unsäglichen Durst fühlet; gleichwohl aber das zu Löschung desselben eingeschüttete Getränke nicht wieder von sich geben kan, sondern schweres Harnen und Herzensangst davon bekommt? Oder, wenn die, so am Blutspeien und an der Schwindsucht darnieder liegen, heftiges Stechen und Kochen auf der Brust, entsezlichen Husten und üblen Auswurf, gewaltiges Herzklopfen und Beängstigung, Ekel vor Speisen, abzehrende Hize und grossen Durst, nebst abmattenden Schweissen und Durchfällen bekommen? Und was kan endlich wohl beschwerlicher seyn, als wenn diejenigen, die an offenen Krebs, oder an andern schlimmen Geschwüren krank liegen, nicht nur alle bei der Hectik sonst gewöhnliche Zufälle und viele Schmerzen ausstehen müssen; sondern auch grossen Entkräftung, Angst, Unruhe und Mangel des Schlafs haben, und, was das meiste ist, wegen des sehr garstigen und fast unerträglichen Gestanks, sowohl ihnen selbst, als den Umstehenden zur gröstен Last werden, auch dieserhalb eine baldige Erlösung von allen Uebel vielfältig wünschen?

Und dieses jezt angeführte, wird hoffentlich meinen angenommenen Saz zur Genüge bestärken, daß nemlich die Krankheit in der That ängstlicher und schmerzhafter, als der Tod selbst sey. Fügt sichs aber, daß sich keine sonderlich beschwärliche Zufälle bei einer Krankheit einfinden: so wird man doch auch schwerlich

erweisen können, daß die Art des darauf erfolgten Todes sehr ängstlich und empfindlich seyn sollte; weil die Seele bei der Trennung vom Leibe zu keinen Empfindungen und Vorstellungen vom Cörper weiter gelangen kan, und bei Sterbenden die Sinne und alle Gedanken nach und nach verschwinden. Hierbei kan der g. L. die zwei dissertationes, die der berühmte Herr Hofrath *Alberti* de euthanasia & dysthanasia medica, vom leichten und schweren Tode ehedem gehalten hat, nachsehen, und dasjenige annoch daraus herholen, was er etwa seinem Endzweke gemäs erachtet.

Nun mögte man vielleicht meinen, daß es unrecht gethan wäre, wenn ein Arzt die Todesfurcht benehmen, und dadurch den Tod erleichtern wollte, da doch vielmehr seine Schuldigkeit erforderte, denselben ganz und gar abzuwenden. Alleine, da dieses in keines Menschen Gewalt stehet, und die Nothwendigkeit zu sterben schon mit uns gebohren wird: so siehet man daraus, daß man noch sonst auf etwas in der Arzneiwissenschafft sein Absehen richten, und dasselbe bestmöglichst ins Werk zu sezen suchen müsse. Und dieses ist nichts anderes, als daß man sich bemühen mus, sowohl die Krankheiten überhaupt, als insonderheit diejenigen, die den Tod verursachen können, so viel möglich abwenden, oder sie doch, wenn sie schon zugegen sind, und nicht gehoben werden können, zu lindern und erträglicher zu machen. Das erste, nemlich die Abwendung derselben, beruhet insonderheit auf einer guten Diät; das andere aber, ich meine ihre Linderung, kan man durch diese sowohl, als durch dienliche Arzneimittel erhalten. Nur wäre hierbei zu wünschen, daß man diese Wissenschaft hinführo fleisiger studire, und sich nicht blos darauf legte, wie man den Tod vertreiben wollte; weil dieses, wie gesagt, oft ganz unmöglich ist. Ich schliesse endlich diese Abhandlung mit dem sinnreichen Spruche der Alten: Medicam facimus, non ut mortem vitemus, sed ut eam integra sanitate, vel tamen sine magnis doloribus exspectemus. Das ist: Man braucht Arzeneien, nicht etwa den Tod dadurch abzuhalten; sondern ihn vielmehr bei guter Gesundheit, oder doch ohne allzugrosse Schmerzen, zu erwarten. Woraus erhellet, daß sie eben auf die Abwendung und Linderung der Krankheiten viel gehalten haben.

Curiose Anmerkung von denen Canarienvögeln.

Den Canarienvogel hat man von fünferlei Farben, ob sie schon einerlei Species und Art sind: Denn es gibt dunkelgelbe, schwarze, weise und gelbe, womit die Vogelverständige eine Farbe andeuten, die fast Semmelfarb aussiehet. Was die meiste andere Vögel nur Stükweise haben, das hat dieser Vogel, zu des Menschen Ergözlichkeit, fast alles zugleich: Dann will man ihm pfeiffen lehren, so giebt er an Geschiklichkeit dem Stahren nicht viel nach, und ist nicht so unbeständig, als derselbige, obschon auch nicht so beständig, als die Gimpl oder Amsel. Will man ihn zu den Aus- und Einfliegen gewöhnen, so ist er darzu gleichsam willig, es sey gleich daß man ihn aus dem Nest von seinen Alten wegnimt, und zahm machet, oder daß man ihn wild lasse; in welchem leztern Fall man die Brutzeit erwarten, und das Paar, so man auslassen will, den Winter über in der Stuben gewehnen mus, daß sie aus dem Vogelbauer oder Käfig erstlich aus- und einfliegen: welcher Käfig dann ein Thürlein haben mus, welches sie hineinwärts selbst auffstossen können, damit es hinter ihnen zufalle, sie sich also selbst zu fangen angewöhnen, und man sie, wenn man will, wieder haben könne. Ist nun der Frühling vorhanden, und die Vögel gepaaret, so läst man erstlich das Männlein in freie Luft, jedoch an keinem andern Ort als wo die Bäume sind, hin-

aus-

ausfliegen, und heket das Weiblein vor das Fenster, welchem denn das Männlein bald zufliegen, und sich wieder fangen wird. Man continuirt 4. 5. oder 6. Täg, und läst es, wann es sich anfängt, (doch ohne es in die Hand zu nehmen, damit es nicht scheu wird) immer wieder fliegen; endlich aber nach erstgemelder Zeit, läst man das Weiblein auch hinaus und alsdann das Thürlein offen stehen, daß sie beständig aus dem Vogelhaus, auch wenn man will, aus den Zimmer aus- u. einfliegen, bis man sie in dem Herbst auf ofterwehnte Art wieder fänget: Jedoch mus man trachten, die Junge, die sie draussen auf den Bäumen brüten, ehe zu bekommen, weil dieselben sich sonst verstreichen und verlohren werden.

Oder will man ihn mit ander Vögeln vermischen, so kan man allerlei Bastarden von ihm bekommen.

Er brütet den Sommer über dreimal, und legt 2. 3. auch zuweilen 4. bis 5. Eier.

Man sagt daß sie aus der Insul Canarien sind zu uns gebracht worden, dann in diesen Landen sind sie nicht anzutreffen, und die man auf vor angezeigte Weise aus läst, verliehren sich im Herbst, wann der Vogelstrich ist, daß man sie nicht mehr siehet, wofern man sie nicht bald nach der Brutzeit im August, wieder einfängt, weil es kein Vogel ist, der in dem Lande bleibet.

In Italien ist ein Vogel, den man füglich zu ihnen zehlen kan, weil er eine natürliche Art von Canarienvögeln ist. Derselbe wird auf teutsch Hirngrill genannt, und ist weder an Farbe noch an was andern von denen Canarienvögeln unterschieden, ausser daß er nicht so hell und schön singet, auch ein wenig kleiner ist.

Obgleich die Farbe und Gestalt des Canarienvogels schon so bekannt, und dahero zu beschreiben unnöthig ist, so sind doch bis diese Stunde viele von seinen edelsten Eigenschaften noch verborgen, und ist viel mehrere Ergözlichkeit mit ihm zu haben, als man bishero gewohnt war. Sein Fressen zerknirscht er, und nimmt allerhand Körner zur Speise an, will aber, wann er recht frisch bleiben soll, beständig etwas grünes haben, welches im Winter nur weises Kraut seyn kan. Von seinem Aufenthalt ist nichts zu erzehlen, weil er in unsern Landen nicht ist, jedoch observirt man an denen vorbemelden Hirngrillen in Italien, daß sie auf die höchste Gipfel der Bäume und Häuser anfallen. Aus gleicher Ursach kan ich auch von den Strich nichts melden. Die Brut aber thut er, wo man ihn fliegen lässet, in diken Bäumen ziemlich hoch. Daß es ein Vogel sey der Haufenweis fliege, kan jeder Verständiger leicht abmerken. Daher er auch überaus begierig loket, und auf die Lok zueilet. Keine Färbung ist an ihm zu spühren. Seine Singzeit dauret, so lang er nicht mauset, das ganze Jahr. Zu baden pflegt er sich im Wasser, selten im Sand, und äzet seine Jungen aus dem Kropf. Was seine Speise seye, ist im vorigen Theil dieser Sammlungen pag. 321. gemeldet worden; doch können diese, so ihre Vögel gerne lang behalten, hierbei erinnert seyn, daß sie ihnen nicht viel Haberkern, oder gar keinen, hingegen lieber toden unter den Hanf mischen. Auch ist zu erinnern, daß das weise Kraut, so sie im Winter bekommen, durch das beständige Nagen dessen sie sich angewöhnen, ob es ihnen gleich gar gesund ist, sie leichtlich dahin bringet, daß sie im Frühling, wann sie Eier legen, ihre eigene Eier fressen lernen, welches zu vermeiden, man solche an das Kraut gewöhnte Vögel nicht ehe zusammen thun mus, bis man ihnen satt Hünersalben und anderes Grünes geben kan. Man kan auch zur Vorsorge, wann man sie im Frühling einlässet, kleine Schneeweise wie die Eier geformte Kieselsteinlein ihnen vorlegen, welche sie dann anfänglich für Kraut ansehen, und hineinbeissen, sich aber betrogen

trogen, und darüber nichts solches Rundes mehr anzubeissen begehren. Mit Hänfflinge sie zu gatten, ist um deswillen etwas gar schönes, weil man dadurch erlangen kan, daß die Jungen, wann sie nur die Strichzeit, den September und halben October über innen behalten werden, hernach den ganzen Winter über aus- und einfliegen. Es mus aber ein solcher Hänfling, der mit dem Canariweiblein brüten soll, mit lauter Rübsaat, daraus man Oel schlägt, gespeiset werden, bis er zu dem Weibchen geworfen wird, da alsdenn freilich nicht zu vermeiden ist, daß er nicht auch Hanf bekomme. Will man in Ausfliegen anfänglich seine alte Vögel nicht wagen, so nehme man die Jungen einen Tag hernach, wenn sie abgeflogen sind, und lasse sie kühnlich in einen Garten fliegen, hänge aber sobald einen oder beide Alten, jeden in einen besondern Kefig oder Vogelhaus, mitten in einen Baum hinein, deke oben Bretter darüber, daß es nicht darauf regnen kan, und gebe solchen alten Vögeln, nebst ihren gewöhnlichen Futter, Ameiseneier und Hünersalben, (daher das Vogelhaus ziemlich gros seyn mus,) so wird man bald sehen, wie die Alten die Jungen zu sich ruffen, und aus dem Vogelhaus äzen. Also lasse man Junge und Alte 3. Tage lang Tag und Nacht drausen, hernach aber stelle man die Alten unter das Fester, wo man haben will, daß die Jungen künftig aus- und einfliegen sollen, seze darneben einen Meisenschlag, jedoch also gerichtet, daß er nicht zufallen könne, in denselben streue man Dotter, (dann die jungen Vögel haben keines Hanfs nöthig, und würden bei dem Hanf von denen jungen Sperlingen zu sehr geplaget werden, so werden sie allgemach anfangen aus dem Meisenschlag selbst zu fressen. Wann dieses geschehen, kan man die Alten wieder hinweg thun, wohin man will, die Jungen aber 4. bis 5. Wochen lang, beständig Tag und Nacht, von der Zeit ihres Ausflugs an gerechnet, also fliegen lassen, hernach aber den Meisenschlag stellen, daß er einfalle, und sie fange, da man sie dann bis auf das andere Jahr zur Brutzeit innen behalten mus: So bald aber das Jahr darauf die Bäume wieder ausschlagen, kan man solche Vögel kühnlich wieder in den Garten auslassen, da sie dann in demselben brüten, und sich beständig an dem Fenster, wo sie gewohnt sind, einfinden werden. Wären die Jungen Bastarden von Hänfling und Canarien, so müssen sie zwar dannoch, wann sie das erstemal 4. Wochen geflogen, eingefangen werden, man kan aber diese sogleich nach Michaelis wieder fliegen, und den ganzen Winter drausen lassen, doch müssen sie noch an keine warme Stube gewöhnet seyn, und profitirt man dabei dieses, daß sie viel schöner und mit denen rothen Federn an der Brust und auf den Kopf von Natur gezieret werden, welche sie, wann sie in den Vogelhäusern aufgesperret sind, weder bekommen noch lange behalten. Sonsten ist noch zu erinnern, daß ein junger Canarienvogel, den man seines gleichen nicht hören läst, unvergleichlich wohl der Nachtigal nachsingen lernet, wenn man ihn, sobald dieselbe nach Weinachten in denen Zimmern zu singen anfängt, ohne einen andern Vogel darzu thun, neben derselben, so lang die Nachtigal schläget, bis hinaus in den Mai hängen lässet.

Anlangend die Zeit, da man einen Canarienvogel allein in ein Bauer sezen mus, wenn man ihn abrichten will, so mus solches insgemein 8. oder 14. Tage nachhero geschehen, da er allein fressen kan; nicht aber wie es einige machen, die ihn gleich den ersten Tag wegnehmen, da sie merken, daß er allein frisset, und ihm nicht so viel Zeit lassen, daß er ein wenig zu Kräften kommen kan; da sperren sie ihn ganz

unbarm-

unbarmherziger Weise in ein ganz hölzernen Bauer ein, da hin und wieder nur einige Löcher inne seyn, dadurch er kaum Luft schöpfen kan. Weil nun dieses arme kleine Thier mit genauer Noth Licht und fast gar keine Luft haben kan, die doch dem Leibe fast eben so viel Kräften als das Futter selber giebet, grämet es sich, und nimmt so sehr ab, daß er offt in wenig Tagen stirbet. Vierzehen Tag hernach, da der Vogel angefangen, allein zu fressen, oder vielmehr, wenn man merket, daß er anfängt zu zwizern, wobei man siehet, daß es ein Hahn, und daß er nicht krank sey, mus man ihn alsobald von denen andern absondern, und die ersten 8. Tag in einen Bauer, mit ganz klarer Leinwand überzogen, sezen; man hänget ihn in eine Kammer, da er keinen andern Vogel gar nicht hören kan, und denn spielet man ihn auf einer kleinen Flöte, die nicht gar zu hohen Thon hat, was vor: Denn sonst leidet der Vogel Schaden.

Wenn die vierzehen Tage vorbei, nimmt man das klare Leinentuch wieder weg, und beziehet an dessen Stelle den Bauer mit einen grünen oder rothen zimlich dichten Tuche, oder Serge, und lässet ihn stets also, bis er vollkommen begriffen, was man ihm vorgespielet hat. Einigen Canarienvögeln kan man viel eher was beibringen, als andern; denn einige lassen sich schon innerhalb zwei Monaten, andere aber kaum in einen halben Jahr hören.

Wenn man ihnen zu fressen und zu sauffen geben will, welches zum wenigsten auf zween Tage genug seyn mus, soll es des Abends beim Lichte geschehen, und nicht bei Tage, damit er nicht schüchtern werde, und geschwinde lernen möge, was man ihm vorpfeiffet. Was die Arien anbelanget, mus man ihn nur ein schön Präludium und eine wohlgesezte Arie fürgeben, denn wenn man ihn mehr lernen wollte, confundiret er sich. Einige bilden sich ein, je öffter sie ihm alle Tage vorpfeiffen, je eher er lernet, aber solche Leute machen sowohl ihnen selbst, als ihren Canarienvögeln grossen Verdrus. Es ist also genug, wenn man seinen Canarienvögeln den Tag fünf oder sechs Lectiones giebet, wo er sonst nur ein wenig gelersam ist. Man kan allenfalls dazu nehmen ein kurz Präludium aus dem C. und einen Marsch aus eben dem Thon, weil sich dieser für die Vögel, wie man weis, am besten schiket. Wenn nun ein Canarienvogel diese beide kleinen Stüke recht weis, kan man wohl zufrieden seyn, und darf sich mit mehreren nicht bemühen. Will man aber hierinnen seinen Zwek erreichen, so müssen keine bundfärbige oder gelbliche Vögel dazu genommen werden; denn die können nicht viel vertragen, singen auch nicht so helle, als die grauen. Ein grauer Canarienvogel von guter Art, oder auch mit einem weisen Schwanz, wird viel eher begreiffen und lernen, was man ihm vorpfeiffet, als alle andere Sorten.

End.

Endlich ist von denen Canarienvögeln noch dieses zu melden, daß, wenn man einen jungen Vogel der in der besten Sangbegierde ist, ohngefehr zu Ende des Januarii, bei Tag an einen Ort stellt, wo es stokfinster ist, und dieses etliche Tage nacheinander continuiret, bei Nacht aber allezeit eine Lampe oder anderes Licht an sein Vogelhaus hängt, er in wenig Tagen, manchesmal auch gleich den ersten Tag bei Nacht zu singen anfängt, und dabei bleibt es alsdenn, so lang man ihm bei Tag ins finstere zu stellen die Mühe nimmt. Es thun zwar dieses auch andere Vögel, als eine junge Nachtigall im Februario, und in Martio ein junger Finke. Der Handgrif wird sich in allen dem ein Liebhaber leichtlich selbst geben, und ist diese Erinnerung überflüsig. Die Art und Weise, wie die Canarienvögel zu tractiren, zu ziegeln und in allerhand Arten Krankheiten zu halten sind, ist bereits in dem 1sten Theil dieses Buchs, pag. 320. wie schon gesagt, mit einer kurzen Nachricht überhaupt von den Canarienvögeln, zur Genüge angeführet worden. Es solle aber jedennoch in dem künftigen Jahr herauskommenden 3ten Theil nicht allein eine ausführliche nüzliche Beschreibung mit noch nicht bekannten Anmerkungen und Arcana samt einigen Kupferstichen von denen neuinventirten und wohlfeilen Vogelhäusern und anderm erscheinen, sondern man wird auch trachten, das wunderbare und nüzliche mit denen Handgriffen von denen Amseln, Finken, Hänflingen, Lerchen, Nachtigallen, Staaren, Stieglizen und Wachteln, samt ihrer Eigenschafften, Sing- und Fangzeit, kürzlich einzuruken und abzuhandeln; wobei aber den meisten Plaz das nöthige von der Haushaltungskunst, von Aker- Feld- Holz- Obst- Wein- und Gartenbau, allerhand Sorten Künsten v. Blumen- Kräuter- u. fr m den Gewächsen, Viehzucht und Fischerei, medicinischer Gebrauch derselben, einnehmen wird, und zerschiedene neugelehrte Anmerkungen und Abhandlungen, jedoch nur das nüzlichste, aus denen Lateinisch- Italiänisch- Französisch- Teutsch- Holländisch- und Englischen- häufig in Druk herauskommenden Büchern, sowohl was in die Phisic, Medicin, Botanic, Chimie, Mathematic, Astronomie und Baukunst- als was in die Theologie, Philosophie, Historie, Staatsklugheit, in die Jura, Kaufmannschaft und denen Wissenschafften der Künste einschlagt, Auszugsweise mitgenommen, und dasjenige, was von uns ausgearbeitet oder zum Gebrauch des Intelligenzzettels fernes eingeschikt wird, kürzlich zum Vergnügen und ferneren Nuzen unserer Leser, unter den behörigen Artikeln mit angeführt werden.

Regi-

Register
über die erste beide Theile dieser Sammlungen.

Nota: I. bedeutet den 1sten und II. den 2ten Theil, welches noch über dis zum Unterscheid, und Facilitirung des Aufsuchens, mit einer andern Schrift, was nemlich im 2ten Theil anzutreffen ist, gedrukt worden.

A.

Aberglauben, I. 295
Aberglauben von Weidenrosen. II. 87
Abgeschiedene Seelen, worinnen ihre Glükseeligkeit und Unglükseeligkeit bestehe? II. 8
Ableiten; siehe Wasser ableiten.
Abschaffung alter Dinge. II. 39
Adamsfeigen, darinn die Figur eines Crucifix zu finden. II. 58
Addresse, s. Französische überschriften.
Akerbau, vom unnüzen. II. 93
Alter Leute vorgeschriebene heilsame Diätic. II. 314
Alter in Ansehung der Ausdünstung. II. 241
Alte Personen mediciniſche Abhandlung zu Erfahrung ihrer Gesundheit und langem Leben. I. 265
Alraunwurzel, was sie seye? die damit verknüpfte Betrügerei, und Entdekung; samt deren Abbildung. I. 295
Ameisenkrieg, umständliche Erzählung, mit dem Abris ihres Lagers, Champ de Bataille I. 341
Ampeln, von deren Nuzen, und wie solche einzurichten? mit Kupffern. II. 15
Anasarca, eine Wassersucht, besondere Arten zu curiren. I. 11
Anlegung der Teiche, siehe Teiche.
Angst, und dessen Bemerkung bei dem Tode. II. 335
Appetit, der so unsinnige. II. 122
Apfel, daran die erste Mutter ihr und uns den Tod an den Hals genascht. II. 58
Armuth, ob diese oder der Reichthum mehr zum Laster verführe? II. 67
Arbeit; zu dieser sollen auch die Juden angehalten werden. II. 144 Und Arbeit den Müssiggang betreffend. II. 164 Curiose Anmerkungen. II. ibid. 169. mediciniſche Abhandlung hievon, ibid. pag. 170
Armuth, deren Ursachen, II. 17
Art und Beschaffenheit des Todes. II. 337
Aspecten, siehe Calendermachen.
Atheisten, eine poetische Erzehlung. II. 43
Aufsteigung der Dünste, eine merkwürdige Betrachtung. I. 38
Ausdünstung betreffend, wunderbare Entdekungen. I. 113
Auge, dessen Beschreibung. II. 333
Ausdünstung, neue Entdekungen; und wie die Gesundheit dadurch zu erhalten? II. 237
Aufschneiden und Windmachen, II. 185
Auspuzen der Bäume. II. 95
Aufbringung neuer Dinge. II. 39

B.

Babel, siehe Thurnbau.
Bauen auf dem Lande, Erinnerung. II. 104. Und ob es besser sey, im Taglohn arbeiten zu lassen, oder die Arbeit zu verdingen? I. 202
Baumsezzen. II. 95. it. solche auszupuzen; Solche zu düngen, ibid 96 und 98
Baze, oder Paze, woher das Wort komme? II. 95
Baurnstande, zufällige Gedanken hievon. I. 240
Bauer, so dasjenige ist, was der Esel unter den Thieren ist. II. 312

Bäume pflanzen II. 95 Wilde zu pflanzen, und dadurch nüzliche Waldungen anzulegen. II. 189
Bäder, wie sie in der Raserei gut thun? I. 333
Beamte und Richter ihren schändlichen Geiz. II. 312
Betrug der Wirthe und Weinhändler; nüzliche Entdekung I. 21
Bewegung zur Gesundheit. I. 226
Begierde zum Spielen, medicinische Betrachtung. II. 253
Begrabung der Todten in den Kirchen, wie ungesund und betrübt diese Gewohnheit seye. II. 21
Besprechen, siehe Festmachen.
Bestellzeit beim Akerbau. II. 91
Berge, deren Erzeigung. II. 116
Birkenholz, dessen Erziehung, Gebrauch und Nuzen. II. 195
Bliz, ist nach der heutigen Meinung eine schweflichte und salpetrische Ausdünstung aus der Erde. Beweis. l. p. 48
Bleichsucht beim Frauenzimmer, woher es komme? I. 315
Blasio, von dem Heiligen, II. mit Kupffern 52
Blaue Farbe, siehe Farbe.
Blase des Menschen. II. 326
Böse Herrschafften, wegen dem Gesinde. I. 286
Brachfelder durch Brennen nüzlich zu machen. I. 73
Brand im Getraide, Ursache. I. 147
Brandweinswürkungen im menschlichen Cörper. I. 178. Dessen Nuzen und Schaden, Unterscheid. 188. wann? und zu welchen Speisen er getrunken werden solle? 190. Lässet keine lebendige Thiere in unsern Magen aufkommen. I. 191
Bretiole, Dähnischer Obrister, ausserordentliche Gespenstergeschicht. I. 272
Briefaddressen, siehe Französische Uberschrifften.
Bratencur. II. 57
Brauen, wie dabei das Holz zu spahren? II. 102
Beischlaf. II. 252
Buchenholz, dessen Erziehung. II. 193

C.

Caffeé, was davon zu halten? II. 112
Caffeebaum, schädliche Thiere davon, samt deren Abbildung. I. 106
Calendermachen, und von dem gewöhnlichen Prognosticiren, I. 300
Campher zu präpariren, daß er sich im schlechten Wasser auflöset und sich nicht wieder heraus präcipitiret. I. 82
Canarienvögel, gründliche Nachricht hievon 319. samt den Mitteln wider ihre Krankheiten. I. 324. Curiose Anmerkungen hievon. II. 341
Compositionen, nasses und leumigtes Erdreich zu verbessern. I. 78
Choccolade, dessen Nuzen und Schaden. II. 212
Cholericus, Beschreibung dessen Gabe und Lehre. II. 327
Chylus. II. 323
Colostrum. II. 320
Complexionen, wie sie vermischt seynd. II. 332
Critische Tagen in Krankheiten. II. 215
Crucifix, in was vor einer Frucht solches anzutreffen. II. 58
Cucummer, wie solche schaden können. II. 248
Cyriacum, dieses Heiligen Marter, und anderer mehr. Mit zerschiedenen Kupfern. I. 161

D.

Dammon, ein Gedicht. II. 28
Diät, siehe Lebensordnung; und Sommerdiät. II. 196
Diätic vor alte Leute. II. 314
Duelliren, eine Philosophische Anmerkung. I. 22
Durstige Brüder, zumal die Teutschen, gründliche Schuzschrifft. I. 112
Düngung der Bäume. II. 96
Dünger-Streu u. Moosrechen. II. 92
Durchlauchtigkeit, von deren Alter und Gebräuche, II. 162
Dünste, unter welchen sich auch Erdstäubchen befinden. II. 249. Deren Aufsteigen betreffend. I. 30

E.

Ebbe und Fluth, neue Entdekung. II. 175
Ehestand des Adams und Eva, neue Erzehlung hievon. I. 5
Ehrsucht, die falsche, eine Satire. II. 175
Eier ohne Hüner auszubrüten.
Einbildungskraft einer Henne. I. 19
Eigensinn. I. 307
Eis; siehe Frost.
Einwohner, deren zerschiedene Arten auch in den Planeten seynd. II. 26
Eiscur, in verschiedenen Krankheiten. I. 330
Eichelmost. II. 100
Eichbäume, Nuzen, und deren Verbesserung. II. 190
Electrische Versuche bei Pflanzen, Thiere und Menschen. I. 10
Electricität, wie die Vollblütigkeit dadurch zu heben, und viele Krankheiten zu curiren seynd? I. 6. Nuzen desselben. I. 211. Item: durch dieses die Lähmung zu curiren. II. 73
Elephant, ein Gedicht über die Kleinen, welche es immer den Grossen nachmachen wollen. I. 22
Empfindliche Leute, Abschilderung. I. 209
Entzündung der Menschen; wie es geschiehet? I. 50
Erde, wie solche sich vom festen Landen verlieren kan? II. 117
Erde, ist der Ursprung der Kälte. I. 98 Welche merkwürdige Veränderung solche unterworfen. II. 108
Erdbeben. II. 118
Erdreich durch Brennen zu verbessern. I. 73
Ertrunkene wieder zu sich zu bringen. I. 7
Erdboden, wie er sich vergrössere, inwendig aber hohl werde? und wie ein gänzlicher Zusammenfall des Erdbodens zu beförchten seye? I. 152
Erzeigung der Steine, im menschlichen Cörper. II. 154
Erdschwämme, deren Genus schädlich. II. 210 & 246
Erkältung in der Ausdünstung. II. 240
Erdstäubchen, ob solche unter den Dünsten sich befinden. II. 279
Essen, warum man nach dem Essen grösser ist? I. 246
Eselsmich, und deren Cur. II. 296
Excellenz, wer der erste gewest, der mit diesem Titel gepranget hat? I. 64

F.

Fahren; wie schädlich solches ist. II. 251
Farbe, die blaue; ob solche einen Einflus in die Gesundheit des Leibes hat? II. 52
Falsches Geld; siehe Geld.
Feldbau, D. Blakwels Verbesserung. I. 71 nüzliche Erinnerungen. I. 251
Feldleben, verschiedene Vorzüge. I. 240
Feuer oder Wasser, welches nüzlicher seye? I. 286
Festnachen und Besprechen. II. 41
Feldern, von nassen, und die den Fluthen unterworffen seynd. II. 91
Festes Land; wie es zu Wasser werden kan. II. 109
Festin, das närrische. II. 123
Feuerheerde; siehe Kunstheerde.
Freigebigkeit, Abschilderung. II. 181
Feldspinnen, deren Abbildung. II. 226
Feldgrillen, merkwürdige Betrachtungen. II. 305. von ihren Schwirren. ibid. 308
Fische, wann sie auch nicht lebendig, ein ganzes Jahr frisch zu erhalten. I. 27
Fischteich zu machen. I. 77
Fisteln, ohne Schnitt und Beizen aus dem Grunde zu heilen. II. 60
Filtrum. II. 323
Fischerei der Zahmen. II. 103
Fleis, ein Gedicht. II. 85
Flekfieber, wie solche mit Eis zu curiren? I. 338
Flüsse, zumal kalte; wie solche auf eine neue Methode zu curiren? I. 339
Flachsbau. II. 98
Flüsse, wie solche entstehen? II. 114
Früchte lange Jahr zu erhalten. I. 25 u. 114
Frauenzimmer, was solche vor unerhörte Krankheiten auszustehen haben? I. 65. Und in was solche sich öffters unver-

unvermerkt schaden. I. 315. Anmerkung wegen ihnen v. Spielen. II. 153
Frau, die kranke, ein Gedicht. I. 316
Die scheinheilige. II. 213
Französische Überschriften, deren ungeräumte Mode. II. 22
Frost, von deren Nuzen. II. 45
Fürstliche Nachtkunst. II. 85
Fütterung des Viehes. II. 93. wie hierbei das Holz zu erspahren? II. 102
Füllerde, die der Englischen gleichkommt. II. 284
Furcht des Todes zu benehmen. II. 334

G.

Galant'homme, was es seye? I. 121
Galgenmännle, siehe Alraun.
Gartenspine, u. dessen Abbildung. II. 225
Gallinsecten, deren Weibchen über 5000. Jahren für einen unbelebten Cörper gehalten worden. II. 306
Gärtnerei und Feldbau, nüzliche Erinnerungen. I. 251
Gärtner, und der Schmetterling, ein Gedicht. II. 309
Geld, was vor Unheil durch schlechtes in einer Republic entstehen kan? I. 87
Gesundheit, worinen solche bestehe? I. 264
Geister oder Gespenster, mit einigen Gespensterhistorien. I. 170
Geldmännle, siehe Alraun.
Gewitter, und Calendermachen. I. 300
Gebrechlichkeit der Menschen, merkwürdiger Casus. II. 19
Gewächsen, welche eine Menschen- und Thierähnliche Gestalt oder Bildung an sich haben. II. 57
Geiz, in Vergleichung eines Armen und Reichen. II. 70
Geschmak mit Anmerkungen. II. 334
Gebetsformul, deren Nothwendigkeit. II. 172
Gesundheit; wie solche im Sommer in obacht zu nehmen? II. 196
Gewürze, dessen Schaden. II. 209
Getränke, Betrachtung. II. 112
Gewebe; siehe Spinnen.
Geschwulsten, dazu die Transpiration dienlich. II. 242
Gesinde, deren Nuzen, und wie solches zu halten? II. 286
Gesundheitsreisen, eine Abhandlung. II. 310
Geizhals, eine Schilderei. II. 313
Gelehrten ihren Geiz. II. 313
Geburt des Menschens, mit Anmerkungen. II. 317
Gedärme, zu was sie dienen im Menschen. II. 320
Gehör, Beschreibung hievon. II. 333
Gefühl. II. 373
Geruch, dessen Officin. II. 333
Glükwünsche bei dem Neuen Jahrs Wechsel; Misbrauch. I. 16
Glükseeligkeit; wider die welche keinen GOtt glauben. II. 74
Grösser seyn, und kleiner werden, in einem Tag, wie es zugehe? I. 246
Grausamkeit der ehemaligen Hexenprocesse. II. 272
Gutschen, eine Satire darüber. I. 3

H.

Haarkräuseln, und dem der Gesundheit daraus erwachsenden Nachtheil. II. 65
Handlung, vieler Gefahr unterworffen. I. 5
Handwerksgebräuche, sind mehr verderblich als nüzlich. I. 206
Hanrei, Historische Vertheidigung. I. 24
Hauswirthliche Geschäfte; besondere Vortheile. II. 88
Hausspinne. II. 224
Hanswursts Geschichte. II. 278
Heideland fruchtbar zu machen. I. 141
Heiligen, sonderheitlich den Heil. Eryacum, wie viel deren gemartert worden? samt zerschiedenen Vorstellungen in Kupffer. I. 161 und zweiter Theil. 52
Heeringe, ausführliche Nachricht hievon, und neue Entdekungen, mit Abbildung ihrer Feinden. I. 227
Herrschaften, siehe böse Herrschaften.
Hebammen, ob diesen zu glauben, wann sie sagen, diese wäre eine Jungfer, und diese nicht ꝛc. II. 19

Heerde, ſiehe Kunſtheerde.
Hundsbiſs; ſiehe tollen Hundsbis.
Hectic; ſiehe Schwindſucht.
Hexe, die an dem Barfüſſer Thurn abgemahlt, und Abbildung. II. 270
Hexerei, was ſolche ſeye? nach der Heil. Schrift. II. 257. deren Bindnis ꝛc.
Hexenproceſſe, merkwürdiges Exempel. II. 259
Hize im Sommer, wie man ſich der Diät nach verhalten ſolle? II. 196
Hochmuth, in einem Gedicht einer Spinne. I. 63. Und der Hochmuth eines Reichen. II. 69. Hochmuth, eine philoſophiſche Abhandlung. II. 1
Hochzeitgebräuche der Moscowitter. I. 115
Hoheit, die wahre, was ſie ſeye? I. 242
Hopfen, wie ſolcher vor dem Mielthau zu bewahren? I. 318
Holz erſpahren durch Oefen. I. 125. Und 2ter Theil pag. 10. und pag. 134. überhaupt. II. 101. bei dem Brauen, ibid. 102. bei der Fütterung, ibid. 102
Hochſtämmig; ſiehe Obsbäume.
Hof; ob man auch da fromm leben könne? II. 124
Hoflebens Abſchilderung. II. 125
Holzmangel, und wie demſelben abzuhelfen. II. 132
Honig, wem er geſund. II. 249
Hörnertragen, Urſprung. I. 23
Hüte, wie ſie heutiges Tags ſo verkehrt getragen werden? I. 3
Hummel, beſondere Merkwürdigkeit, in Ernährung ihrer Jungen. II. 306
Hungerscur. I. 305

J.

Jährliche Bemühungen am Neuen Jahrstag wird als eine wunderbare Verwirrung und Krankheit angeſehen. I. 3. philoſophiſche Gedanken hievon. ibid. 17
Innungen und Handwerksgebräuche, ſo abzuſchaffen, wie in Holland, Frankreich ꝛc. I. 206
Inſecten, Seidenwürmer, und von der Verwandelung der Rauben. II. 298
Joppe, die allerälteſte Stadt, und deſſen Merkwürdigkeiten. II. 131
Irrthumsvergleichung mit dem Laſter. I. 256
Juden, ob man ſolche mit gutem Gewiſſen aus einem Lande vertreiben könne? I. 102. Und ob ſolche nicht auch zu Erlernung ehrlicher Handwerker anzuhalten? II. 148
Jungfern, was ſolche öfters vor unglaublichen Zufällen wegen ihrer Zeit ausgeſezt ſeynd. I. 65. Ob denen Hebammen zu glauben, wann ſie ſagen, dieſe wäre keine Jungfer. II. 19
Jubeljahr, Beſchreibung. II. 157
Jüdin, beſonderer Caſus einer Krankheit. I. 65

K.

Kalk, mit Kalk düngen. II. 92
Kartenſpiel, beſondere Gedanken. II. 150
Kaufleute, ihren Geiz. II. 313
Kanarien, ſiehe Canarienvögel.
Kälte Urſprung, Würkung unausſprechlicher Nuzen. I. 94
Kellerſpinne, und deren Abbildung. II. 225
Kirchen, ſind gefährlich, wegen Begrabung der Todten. II. 21
Kinder, wie ſolchen durch die Schnürbrüſte ſo mancherlei Schaden zuwachſen kan? I. 316
Kleider, ſchwere, ſind ſehr ſchädlich. II. 239
Kleiderſucht der Frauen, ein Gedicht. I. 316
Kopf abhauen, und wieder auf dem Rumpf ſezen. I. 393
Krankheiten, von der Electricität zu curiren. I. 6. Eine noch unerhörte Krankheit eines Weibsbildes. I. 65. Zerſchiedene Krankheiten mit Eis zu curiren. I. 336
Kranke Frau. I. 317
Kräuſeln; ſiehe Haarkräuſerln.
Krieg; ſiehe Soldaten.
Krankheit, merkwürdige Veränderungen. II. 215. Krankheiten, durch

Träume zu erkennen. II. 290. wann es zum Sterben gehet. II. 337
Kunstöfen. II. pag. 10. & pag. 125 mit Kupfern, besiehe auch Kunstöfen.
Kunstheerde, wo bei mit einigē Scheidlein Holz gekocht, gebaken und zugleich gebraten werden kan. II. 136
Kühnholz aus dem Saamen aufzubringen. I. 174
Kuhställen, besondere Einrichtung. II. 105

L.

Lampen, siehe Ampeln.
Land; siehe festes Land.
Landhaus wirthschafftliche Geschäffte; siehe Vortheile.
Laster einer jeden Nation. I. 109. Ob es erweislich? insbesondere die Vergleichung des Irrthums mit dem Laster. I. 257. Und ob die Armuth oder der Reichthum mehr zum Laster verführe? II. 67
Lähmung, durch das Electrisiren zu curiren. II. 73
Ländersüchtige Geizige. II. 312
Leben, worinnen solches bestehe? und wie solches lange zu erhalten? I. 264
Lebensordnung, wie ein Mann in seinem Alter das Leben ohne grosse Beschwerungen vollends beschliessen könne? I. 264
Lebensart im Essen und Trinken, von dem Schaden. II. 207
Leber, dessen Amt. II. 325
Leibesarbeit. II. 164
Lindenbäume zu pflanzen. I. 76
Lustspiele, Commödien, ein Recept. I. 71
Lufft, die Dike, Kühle, Feuchte, Kälte, Windige, wie solche nuzen oder schaden. II. 244
Lunge im Menschen und deren Verrichtung. II. 326

M.

Machtkunst; siehe Fürstliche Machtkunst.
Magens Regiment. I. 61
Magie, oder weise Kunst. I. 290
Mangel der Weisen. II. 93
Magen, dessen Amt. II. 322
Massa des Geblüts. II. 323
Melancolisches Temperament. II. 330
Meerschwein, Beschreibung und Abbildung. I. 228
Menses, was solche vor hefftige Krankheiten anrichten können? erstaunliches Exempel. I. 65
Melonen hemmen die Dauung. II. 386
Menschens Structur und innerliche Verfassung. II. 317
Meconium. II. 320
Mehlthau; wie man den Hopfen davor bewahren kan? I. 318
Misgeburt von einem Schaafe. Und dessen Abbildung in Kupfer. I. 106
Miststätten, von neuen und nüzlichen. II. 90
Milchzins bei den Schaafen. II. 96
Monatliche Zeit der Weiber. I. 60. Und Monatliche Reinigung der Männer. II. 240
Moos- und Düngerrechen. II. 92
Müller, die in Verdacht seynd, daß sie das Mehl im Mahlen stehlen, werden vor unschuldig geachtet. I. 114
Müssiggang in der Wirthschaft. II. 165

N.

Nachtlampen, siehe Ampeln.
Nachtwächter, sind zu Beunruhigung der Schlaffenden. I. 4
Nation, einer jeden besonderes Laster. I. 109
Nassen Feldern. II. 91. Nassen Wiesen. II. 96
Nachtvögel und Rauben, mit deren Verwandlung in Schmetterlinge. II. 303
Neujahrswünschungen, eine Satire, womit sich manche 14. Tag quälen. I. 3 philosophische Gedanken hievon. ib. 16
Niessen, was dasselbe in und ausser Krankheiten zu bedeuten habe? I. 281. Von deren Gewohnheit. II. 66
Nordcaper, und Heeringsfresser, dessen Abbildung. I. 228
Nuzzen; ob solcher mehr in denen Thieren

ren als Bäumen und Früchten zu finden? I. 107

O.

Obs, lange Jahr zu erhalten. I. 25 Obsbäume, von Hochstämmigen in Gärten. II. 95. Von Pflanzung derselben. 97
Oberfläche der Erde; was solche vor merkwürdigen Veränderungen unterworffen? II. 108
Oel, warum es nicht gefrieret? I. 65
Oefen, wie das Holz zu Einheizung der Stuben zu sparen seye? Allerlei Vorschläge. I. 125. und II. p. 11. und 101
Ohr, und dessen Gebrauch. II. 333
Orrographie, siehe Rechtschreibung. II. 31

P.

Pabst, welcher die Uhren erfunden? II. 204
Papilion siehe Schmetterlinge.
Pazen; siehe Bazen.
Peruquen, eine Satyre darüber. I. 3
Pest, in Ansehung der Ausdünstung. II. 249
Petersilien macht frölich. II. 253
Pflanzen, Gedanken hievon, zumal von deren Staube während der Blüthe. I. 217
Pflanzung der Obsbäume. I. 97. Item der wilden Bäume, und wie dadurch in kurzer Zeit Waldungen anzulegen? II. 188
Plauderer, ihr natürlicher Abris. I. 132
Planeten, neue Entdekungen. II. 23
Politicus, worinnen der Entzwek eines rechtschaffenen bestehe? II. 121
Poeten, ihr Portrait. I. 207
Prognosticiren, siehe Calendermachen.
Professionen: ob solche denen Juden auch zu lernen? II. 140
Pulsschlag. II. 327

Q.

Quittenbäume fruchtbar zu machen. I. 76
Quellen in den Feldern zu nuzen. I. 72

R.

Ranunkeln, eine ganze Beschreibung, mit physicalischen Anmerkungen. I. 248
Rauchtabakscur. I. 23
Raubenfras, Beschreibung, und deren Vertilgung. I. 236
Rauben, von deren Verwandlung in Schmetterlinge. II. 298
Raserei, durch Eis zu curiren. I. 331
Religionen der Europäer. I. 3. Die übele Folgen, welche aus dem Verfall der Religion entstehen. II. 42
Rechtschreibung, die Teutsche. II. 31
Reichthum oder Armuth, welche beide mehr zum Laster verführen? II. 67
Regierungsform nach einer neuen Fürstl. Machtkunst. II. 85
Reinigung der Wiesen. II. 95
Reinigung; siehe Monatliche.
Regen, dessen verschiedene Ursachen. II. 127
Reiten, medicinische Anmerkung. II. 251
Reutertod, wie solcher zu verstehen? II. 338
Rhetoric, der alten Teutschen. I. 307
Ringe zu tragen, dessen Ursprung und Gewohnheit. II. 3
Rindvieh, und die Eintheilung des Futters. II. 99
Richtern und Beamten, und Annehmung der Geschenke. II. 312
Römische Jubeljahren, Beschreibung. II. 157
Rothmantels Beurlaubung aus der Welt mit ihren thörigten Eitelkeiten. I. 58
Rüben zum Aufwachsen zu befördern. I. 143

S.

Saamenflüssen; wie solche auf eine neue Art zu curiren? I. 339
Satyren, über Thorheiten. I. 1
Sanguinisches Temperament. II. 329
Säen, von dik- und dünnen. II. 93
Schwälger in Europa, Satyre. I. 4
Schwimmen, der Menschen und Thiere, Untersuchung. I. 38
Schlechtes Geld, siehe Geld.

Schwäzer, ihre Abschilderung. I. 132
Schlittenfahrt, ein Gedicht. I. 160
Schikſal, ein Gedicht. I. 314
Schnürbrüſte; deren Schaden. I. 315
Schneider, der Krankheiten curiret, die kein Arzt erkannt. I. 318
Schwäche in den Gliedern, durch Eis zu curiren. I. 338
Schelten und zanken, ſiehe Zankwiz.
Schnecken, von dem Nuzen derſelben. II. 30. lindert die Schärfe, und machen das Blut balſamiſch. II. 31
Schneewaſſer, von deſſen Reinigkeit, erläuterte Merkwürdigkeit. II. 49
Schäferei, Verpachtung, II. 96. Betrügerei damit. 97
Schmetterlinge, ſiehe Rauben.
Schaafen, von deren Fütterung, Springzeit ꝛc. II. 97
Scheinheilige Frau. II. 213
Schwindſucht, deſſen Cur. II. 227
Schweinefleiſch. II. 246
Schlaf, mediciniſche Anmerkungen. II. 249
Schwefelregen, Erläuterung. II. 286
Schiavo, wie dieſes Compliment zu achten. I. 5
Seekrebs, Merkwürdigkeit. I. 215
Seefiſch, als ein Wunder der Heuſchreken, Abbildung. I. 269
Seele, beim Sterben. II. 335
Seelen der Abgeſchiedenen, ſiehe Abgeſchiedene.
Seelen- und Leibesarbeit, unmäſig. II. 170
Seidenwürmer, und von Veränderung der Rauben. II. 298
Serum beim Menſchen. II. 224
Soldaten, warum ſolchen das Heirathen zu geſtatten ſeye? I. 205
Sonnen, deren ſeynd viele. II. 27
Sommervogel, ſiehe Rauben.
Sommer; ſiehe trukнen Sommer.
Soldaten, zu welchen auch die Juden genommen werden können. II. 147
Sommer Diät. II. 196
Sommerfäden in der Luft. II. 254
Spottſchriften, den Wiz und das Urtheil zu ſchärfen. I. 2
Spinne, ein Gedicht, den Hochmuth. I. 63
Spur der Hunde betreffend. I. 114
Spielen; ſiehe Karten.
Spinnen, merkwürdige Anmerkung. II. 219
Staatsverfaſſung der alten Teutſchen. I. 29
Structur des Menſchens. II. 317
Stubenöfen, zur Verbeſſerung. I. 125
Staube von den Pflanzen. I. 217
Standsmäſig leben; deſſen falſche Hoheit, und verderbte Gewohnheit. I. 242
Sternen, Planeten. II. 26
Sterbenden, Anmerkungen hievon. II. 335
Steine; ſiehe Erzeigung der Steine.
Ställen; ſiehe Kühſtällen.
Stadt, welches die aller älteſte geweſen? II. 130
Sumpfichtes Land zu truknen. I. 71
Stuben anzulegen im Bauen. II. 105

T.

Tabacur im Rauchen. I. 23
Tabasſchnupffen, ein gefährliches Mittel, den Menſchen einzuſchläfern und gleichſam zu töden. I. 5
Taglohn arbeiten. I. 203
Tadlerin, ein Gedicht. II. 29
Tanzapfen. II. 193
Tarantul, oder die raſende Spinne, und deren Abbildung in Kupfer. II. 226
Tagevögel. II. 303
Teutſchen, ihre alte Staatsverfaſſung. I. 29. Warum deren Cörper in Anſehung der Alten wegen ihrer Lebensart ſehr ſchwächlich ſeynd? II. 20
Teiche, wie ſolche anzulegen? II. 103
Temperament, welches das beſte? Unterſuchung. II. 200. Temperement aus dem Pulsſchlag zu erkennen. II. 227
Thiere, warum ſie von Natur ſchwimmen können? I. 38
Thonichtes Erdreich zu verbeſſern. I. 74

Thee und Caffee, was davon zu halten? II. 212
Thurnbau zu Babel. II. 281
Thonichtes Erdreich zu verbessern. I. 74
Thrax, siehe Atheisten.
Timii Tractat von Ausdünsten. II. 237
Titelsucht. I. 244
Tod, der Gräfin Zangarini, so wunderbar als merkwürdig. I. 47
Todesbetrachtung, in der Music der Königin Elisabeth von Engelland. I. 85
Todesbetrachtung, philosophisch. I. 156
Torferde zum Brennen, deren Entdekung, Nuzen und Beschreibung. Merkwürdige Aufsuchung hievon im Wietembergischen. I. 168
Tod der Fliege, ein Gedicht. I. 269
Todten begraben; siehe Begrabung.
Tollen Hundsbis, Mittel. II. 115
Todesbetrachtungen, in Ansehung der Rauben, und deren erstaunungswürdigen Verwandlung. II. 301
Tod, medicinischer Beweis, daß derselbe so bitter und schmerzhaft nicht seye, als man sich gemeiniglich einbildet. II. 334
Trauer- und Lustspiele, Satyre. I. 71
Trinken, *vid.* durstige Brüder.
Trunkenheit, deren Ursache und Grad, und wie es damit zugehe? besondere ganz neue Entdekungen hievon. I. 185
Trokene Sommer, dessen Ursachen. II. 105
Transpiration, siehe Ausdünstung.
Trude, siehe Hexe.
Träume, und deren Bedeutung in Ansehung des Temperaments, der Gesundheit und Krankheiten. II. 290
Traurigkeit, besondere Anmerkungen. II. 332
Turnips oder weise Rüben nüzlich zu pflanzen. I. 143

U.

Ueberschrifften, oder Französische Briefaddressen, und deren ungeräumte Mode. II. 22
Überschwimmungen, was sie nach sich ziehen? II. 112
Uhren, deren Erfindung. II. 104
Unfruchtbaren Feldern durchs Brennen zu Hülfe zu kommen. I. 75
Unsinnigen Leuten; siehe Raserei.
Unterscheidungszeichen im Deutschen, deren richtigen Gebrauch. II. 36
Unterakern des Mists. II. 94
Unempfindliche Ausdünstung; siehe Ausdünstung.
Ursprung der Kälte aus dem Plutarch. I. 90

V.

Vampieren. I. 311
Vatter, der sterbende, ein Gedicht. I. 263
Vätterlicher Unterricht an seinen Sohn. I. 140
Verfälschung des Weins. I. 20
Verbrennung, innerlich bei Menschen, nüzliche Anmerkungen. I. 54
Verbesserung des Feldbaues betreffend. I. 71
Vergleichung des Irrthums mit dem Laster. I. 256
Verfall der Religion, siehe Religion.
Vergnügen, aus Mercure & Minerve. II. 81
Verpfachtung der Schäfereien. II. 96
Veränderung, siehe Oberfläche.
Verkältung im Schlafe, ist schädlich. II. 239
Viehes Fütterung. II. 93
Vortheile in allerhand Land- Hauswirthschaftlichen Geschäften. II. 88

W.

Wald und Waldanbau. II. 100
Waldungen, und deren Schwierigkeiten bei Hauswirthschaftlicher Nuzung. I. 193. Deren anzulegen. II. 188
Wasser ableiten, ist schädlich. II. 106
Und wie Wasser zu festes Land werden kan, ibid. pag. 108
Wassersucht, deren Art zu curiren. I. 11

Wassersbewegung, Historisch. I. 213
Und ob das Wasser oder das Feuer nüzlicher seye? I. 286
Wässern der Wiesen. II. 100
Wein, dessen Eigenschaften, Zubereitung, Unterschied und Güte, und Entdekung deren vielerlei Verfälschungen, und Betrugs der Weinhändler und Wirthe. I. 20
Weingeist, Wein und durch anderes starkes Getränke kan ein Mensch gleich wie durch einen Bliz, entzündet werden. Zerschiedene Beweis hievon. I. 50
Weiden auf eine besondere Art zu pflanzen. I. 76. Item auf Wiesen zu pflanzen. II. 94
Weise Kunst, Magie, und allerhand Nachrichten von dem sogenannten Zauberer Peladine. I. 290
Weideroſen, und den dabei entstehenden Aberglauben. II. 78
Welt, ob solche jezo schlimmer als zu den vorigen Zeiten seye? II. 122
Wespen, wie sie sich vermehren.? II. 305
Witterung auf den Planeten. II. 25
Winters Nuzen, erleuterte Merkwürdigkeit. II. 45
Wirthschafftliche Vortheile. II. 88
Wieswachs. II. 94. Deren Renigung. II. 95
Wiesen, von Verbesserung derselben, wann sie zu viel nas sind. II. 96
Windmachen und Aufschneiderei. II. 185
Wittwer, der betrübte. I. 207
Wilde Bäume zu pflanzen, und dadurch Waldungen anzulegen. II. 188
Wollust eines Reichen. II. 69
Würkung der Music. I. 84

Z.

Zauberei, oder vielmehr Magie, und von dem Thomas Paladine. I. 290
Zankewiz, eine Abschilderung von denen, welchen nichts recht ist. I. 343
Zähne, eine philosophische Abhandlung. II. 29
Zeitliche Glükseligkeit der Menschen betreffend. I. 57
Zinn, dessen Verfälschung; und wie solches zu erkennen. II. 199
Zorn, besondere Anmerkungen. II. 332
Zwiebel, wie ungesund solche sind? II. 112
Zufällige Gedanken vom Baurenstande. I. 240

J 750
M 395
v. 1

64-31
Jy 63
Jan 5